

*image
not
available*



600010996V

27-593.



Conversations-Lexikon.

Siebente Originalausgabe.

Elfter Band.

T bis V.

Zur Nachricht.

Von der siebenten Originalauslage dieses Werks sind drei verschiedene Ausgaben veranstaltet worden, die zu folgenden Preisen sowol durch den Verleger als durch alle andre Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Nr. 1, auf weißem Druckpapier, Pränumerationspreis für das ganze Werk
15 Thlr., oder 27 Fl. Rhein.

Nr. 2, auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr., oder 36 Fl. Rhein.

Nr. 3, auf extrafeinem Vellinpapier, 36 Thlr., oder 64 Fl. 48 Kr. Rhein.
Sammler, die sich in portofreien Briefen an den Verleger wenden und deren Auftrag ihrer Bestellung gleich beifügen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente Buch gratis oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 105 Thalern Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutsche
Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

Erster Band.

T bis V.

Siebente Originalauflage.

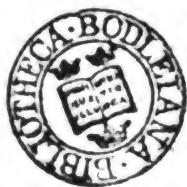
Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müß' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Calberon.

Leipzig:

F. A. Brodhaus.

1827.



D.

der 20. Buchstabe des deutschen ABC, welcher stark ausgesprochen wird und sich von dem sanftern **D** unterschieden ist.

Taback (*Nicotiana*), ein Kraut, welches zuerst dem spanischen Mönche **Rodriguez** 1496 in **Domingo** in der Provinz **Tabaca**, von der es den Namen erhielt, wuchs. Gegen 1560 lernte es der franz. Gesandte am portug. Hofe, **Sean** **de** **la** **Mothe**, welcher es bei seiner Rückkehr nach Frankreich der Königin überreichte, den Namen **Nicotiane** und **Königinkraut** erhielt. Taback zu rauchen, ist für den Europäern sehr schwer. Der Engländer **Raphelengi** soll der erste gewesen, der es in **Virginien** gelernt und in Europa Andern gelehrt hat. In Amerika ist wahrscheinlich der Genuß einer Art Taback schon bei den **Asiaten** lange gebräuchlich gewesen. Man kannte anfänglich nur Eine Art Taback; nach und nach wurden mehre bekannt. Der Taback wächst in den Wäldern. Derjenige, welcher im Sande gezogen wird, ist kleiner im Stengel, hat einen schwachen Geschmack und leicht, dahingegen der in schwerem Boden stark ist und auf der Zunge brist. Der beste Boden muß mittelmäßig fett, frei von Salz und wohl gedüngt sein. Den Samen säet man und versetzt späterhin junge Pflanzen auf andre Felder, wo das Erdreich um sie her angehäuft werden muß. Nach Verlauf des ersten Monats köpft man sie und blattet sie unten ab, wässert sie auch wöchentlich fleißig von Insekten und Unkraut. Nach 6 Wochen sind sie ausgewachsen und werden bräunlich. Nun schneidet man sie ab, läßt sie in Haufen übereinander eine Nacht liegen, damit sie schweigen, und bringt sie sodann auf den Leinwandboden. Haben sie 4 — 5 Wochen gelegen, so nimmt man sie bei der Reife ab, damit die dünnen Blätter nicht zerfallen, und legt sie auf Stäbe, wo sie noch etwas schweigen. Hierauf legt man die Blätter auf, bindet jede Art in kleine Bündel zusammen und hängt sie so zum Trocknen auf. Der Same artet nach 2 — 3 Jahren leicht aus. Amerika erzeugt den besten Taback; doch bauet man auch viel in Europa. Aus Amerika liefern die vorzüglichsten Taback **Maryland**; man nimmt an, daß jährlich aus **Virginia** und **Maryland** über 100,000 Fässer Taback ausgehen. Die theuerste Art Taback sind die gelben **Havannahblätter**, woraus der feine **Kanaster** oder der feine spanische **Schnupftaback** verfertigt wird. Die besten Sorten nennt man **Barbadoskanaster**, und unterscheidet sie durch die Buchstaben **G**, **B**, **A** und **V**. Die heißen **Kanaster**, weil man sie in Körben von gespaltenem Rohre (*canastra*) nach Europa bringt. Der **Brasilientaback** muß, wenn er gut sein soll, einen feinen, angenehmen Geruch und eine gelbliche, braune Farbe haben; er wird in **Brasilien** und **Curassao** unterschieden. Der **Maranhaotaback** kommt dem letztern gleich. Der **Portoricotaback** wird in Rollen eingebracht, und nun in **prima**, **secunda**, **tertia** und **quarta** Sorte unterschieden, die letztere ist die schlechteste und kostet so viel als die erste. Europa baut folgende Tabacksorten: den ungarischen, den man meistens bei **Spartath** und **Palanka**, **St. Gotthardt** und **Janoschhaza**, **Debre** **szin**, **braun**, **schwarz** und sehr fett, der beste wird in **Neusatz** gefertigt; den türkischen, dieser gleicht dem türkischen und wird am häufigsten in der **poscheganner** Gegend gewonnen, den Samen zu beiden Sorten hat man aus **Albanien** bekommen.

geholt, man führt jährlich für 2 Mill. Eldn. dieses Tabacks aus; den podolisch Taback, er ist nicht so braun und fett, und überhaupt schlechter; den ukrainisch Blättertaback, der fast dem ungarischen gleichkommt, es gibt von ihm 2 Hauptsorten, den Titun- oder Rauchtaback und den Batun, der zu Schnupstaback nuzt wird; überdies hat man noch den virginischen und amersforter aus virginischem und holländ. Samen, und den saratoffschen; den türkischen Taback, kleine, grünliche, braungelbe oder lichtgelbe Blätter und einen angenehmen Geruch, aber leicht berauscht, der beste ist der von tienidsche; den französischen, welcher in Flandern und Elsass theils zu Carotten verarbeitet, theils gemahlen und Rapé gestoßen wird; den deutschen, der von vorzüglicher Güte zu Nürnberg, Hanau, Speier, der Pfalz, Pommern, Mecklenburg, und außerdem noch im Meiningschen, in Sachsen, in der Niederlausitz, in Schlesien u. s. w., gewonnen wird. Auch in Holland baut man viel Taback. Der sogenannte Schneeberg Schnupstaback wird zu Bockau, Sosa und Schönheyde aus aromatischen Kräutern gefertigt. Die Holländer und Hamburger sind die geschicktesten Tabackshändler und wissen den Taback am besten zuzurichten. Alle Tabackblätter erhalten erst in den Fabriken eine Beize, die den Taback wohlschmeckend und gutriechend macht und die jede Fabrik geheimhält. Die fetten Blätter werden zu Schnupstaback gemahlen oder gestampft.

Tabellen, geordnete Verzeichnisse zur schnellen Übersicht einer Menge einzelner für das Gedächtniß und die Beurtheilungskraft bequem zusammengestellten Notizen. In dem Geschäftsleben der Staatsbeamten sind Tabellen zunächst Rechenschaft gegen die Oberbehörde bestimmt, namentlich bei den Gerichtsbehörden, z. B. Criminal-, Civil-, Concurs-, Proceß-, Vormundschafts- u. a. Tabellen. Sie leiten nicht nur die Oberaufsicht der vorgesetzten Stellen, sondern geben auch der Unterbehörde ein Mittel der Selbstcontrole an die Hand. In wissenschaftlicher Hinsicht ist das Tabellenwerk, wenn es nach fruchtbaren, die Vergleichung erleichternden Gesichtspunkten angelegt wird, ein Hauptmittel des Studiums und führt oft bei verständiger Betrachtung zu überraschenden Resultaten, vorzüglich in Statistik; nur darf es nicht in bloßen Zahlen bestehen. In der Geschichte sind synchronistische Tabellen, nach großen Perioden des Schicksals der Völker und Staaten abgetheilt, den bloßen Zeittafeln oder reinchronologischen Tabellen vorzuziehen. Für das Studium der Genealogie sind Geschlechts tafeln unentbehrlich. Unter den historischen Atlassen ist der von Las Cases (L. d.) oder Lesage (n. Paris 1824 — 28, 37 Charten, gebunden 140 Fr.; deutsch u. verb. lith. Karlsruhe) mehr ein reichhaltiges Repertorium, als zur klaren Übersicht der wichtigsten Thatfachen bequem. Von Kruse's brauchbarem „Atlas z. Übers. der Geograph. europ. Länder und Staaten“ (in 4 Liefer., bis 1823) erschien die 4. Aufl. Halle 1828, gr. Fol.

Tabernakel (lat.) bedeutet ursprünglich ein Zelt, in der lat. Bibelfestsetzung die Stifeshütte der Israeliten, daher das kleine altar- und nischenförmig gewöhnlich reich mit Gold und Edelsteinen verzierte Behältniß, worin die geweihte Hostie auf dem Hochaltar kathol. Kirchen verwahrt und zur Schau ausgestellt wurde, wie auch eine kleine, mit Säulen und Giebel versehene Nische zur Verwahrung Heiligenbildern, Reliquien und andern Heilighümern, Tabernakel heißt. Methodisten nennen ihre Bethäuser so, um dadurch an die Stifeshütte zu erinnern.

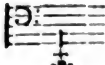
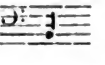
Tableaux, lebende (Tableaux vivans), nennt man die Gemäldestellungen durch lebende Personen, welche jetzt theils als künstlerische Übung theils als sinnreiche und reizende Festspiele beliebt sind. Ihre ersten Spuren können wir in den pantomimischen Tänzen der Alten suchen; doch war dort mehr Reihenfolge von Stellungen, von denen nur einige, Minutenlang festgehalten

nein Tableau bildeten. In der neuern Zeit war unstreitig Lady Hamilton (1.) die eigentliche Erfinderin jener Darstellungen, die aber mehr Attituden (2.) als Tableaux zu nennen waren, da sie nur zu zweien derselben noch ein junges Mädchen zu Hülfe nahm, sonst aber immer allein stehend, mehr einer Statue als einem Gemälde gleich. Hierauf richteten die berühmten mimischen Darstellungen in Ad. Händel-Schülz sowol, als des Herrn von Seckendorff (Patrik Peale) die Aufmerksamkeit immer mehr auf diese Kunstleistungen; auch wurden sie durch die Zeit, welche Göthe in den „Wahlverwandtschaften“ darüber gibt, befördert und 20 Jahren in Deutschland beliebt. Es gibt sehr verschiedene Arten von Tableaux, und es kommt hauptsächlich darauf an, ob Kunstliebe oder Eitelkeit, Ehrgeiz oder Sucht zu glänzen, sie anordneten, ob wir uns durch sie in der Betrachtung eines sinnigen Künstlers versetzt finden sollen, auf dessen Wink immer neue, wunderbare Gruppen sich ordnen, oder in die Prachtsäle einer reichen Adelsfamilie, wo wir vor wohlbekannten Bildern zu stehen wähnen, während lebendig vor uns aus dem alterthümlichen Schmuck entgegenleuchten. Etwas wunderbares, Ungewöhnliches und Überraschendes haben alle solche Tableaux. Der tiefste Reiz davon liegt wol darin, daß gewöhnlich jedes durch lebenden Stoff gebildete Tableau in das Gebiet der Zeit gehört und sich allmählig fortschreitend entfaltet, so daß der Geist den Überblick dafür gewinnt, nicht die Sinne; so die Tonkunst, die Schauspielkunst, die Redekunst, die Tanzkunst u. s. w. Der Raum scheint sich der Zeit anzufreunden, und ihnen nur dann eine bleibende Stelle zu lassen, wenn sie sich des Lebens entäußern, und das todte Zeichen, der Buchstabe, in sich selbst. Freundlich nimmt dagegen das Gebiet des Raumes Alles auf, was die Kunst aus todttem Stoffe bildet und mit geistigem Leben beseelt; in nie verlöschender Jugend trotzt dieses dem zerstörenden Einflusse der Zeit, der es ohnehin nicht mehr angehört. In der Mitte zwischen beiden Gattungen von Kunstgebilden stehen solche lebende Tableaux. Viele tadeln dies gerade daran wol ungerechter, als zu hart; denn es ist eine ganz falsche Ansicht, wenn man die Ruhe einer solchen Darstellung einen erzwungenen Scheintod nennt, und sie wol gar mit dem Scheintode des Scheinlebens der Wachfiguren vergleicht. Es ist hier kein Ersterben, sondern ein Beleben; die Wellen des bewegten Lebens sind wie durch Zauberkraft in künstlerisch geordneter Schönheit, und wie die Sterne sich am reinen Spiegel der ganz stillen Wasserfläche spiegeln, so leuchtet der innigste Ausdruck des Lebens durch jene magische Ruhe. Dies ist wol der schönste Mittelpunkt dieser Kunstschöpfungen. Die Belebung einer zuvor starr gehaltenen Form durch den lebendigen Ausdruck des Auges und der Züge, und die Erstarrung der zuvor lebendigen Form in scheinbare Versteinerung, sind die beiden Pole solcher Darstellungen. Auch hat man versucht, Beides durch eine Folge von Momenten zu verbinden, indem man die dazu angewendeten Figuren auf ein gegebenes Zeichen übertreten. Man ferner Kunststrichter sie nicht als echte Kunstwerke anerkennen wollen, weil sie den Übergang bilden aus den Schöpfungen der Zeit in die Schöpfungen des Raumes, so sollten sie bedenken, daß es in Allem, was Natur und Kunst bieten, solche verschmelzende Übergänge gibt, und daß diese stets einen eignen Zauber für das Gemüth haben. Die Zeit übt freilich ihr Recht schnell und streng aus, denn nur wenige Minuten kann ein solches Tableau bestehen; aber wie schnell war es auch geschaffen, wie leicht ordnet es sich ein zweites und drittes Mal! Was es an dem Idealen der Form entbehrt, das gewinnt es durch die kunstvoll geordnete Belebung, die man dem wirklichen Gemälde selten so vollendet zu geben vermag, und die plastische Rundung der Formen, durch die Wärme der innern Lebensglut. Von einer andern Seite tadelt Böttiger in der „Abendzeitung“ (1819, St. 126) die Tableaux, insofern durch Zusammengruppirungen lebendiger Figuren, welche lebendig wirken, und doch zugleich den nackten Theil ihrer Carnation behalten,

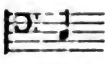
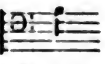
eine ganz unnatürliche Vermischung der Plastik und Malerei entstehe, welche künstliche Beleuchtung wol zu gemalten Reliefs, nicht aber zu Gemälden angewendet werden könne. Darum, folgert er, erkenne die strenge Kunstcritik nur Tabulatur in Monochromen oder einfarbigen Figuren, oder in röthlichgelben Figuren, in Thon oder terracotta ähnlich, wie man sie in einem Festspiele von Friedrich Schiller auf der Bühne nach alten Vasengemälden versucht hat, keineswegs die farbigen (oder Polychromen) an. Dies dahingestellt, so ist gewiß, daß der denkende Künstler nichts Erfreulicheres und Belehrenderes geben könnte, als die Vereinigung zu solchen Bilderdarstellungen, bei welchen jeder seine Ideen erst lebende Gestalten darzustellen suchte, ehe er sie mit Linien entwürfe. Denn allein, daß dadurch immer neue Gedanken in dem Künstler angeregt werden würden, die Natur würde auch die Kunst schweesterlich warnen vor jeder Verrenkung, Wahrheit und Übertreibung. Was man bei Ballets und überhaupt in Schauspielen gewöhnlich Tableaux nennt, ist hiermit gar nicht zu verwechseln, weil theils leider selten Rücksicht auf eine recht künstlerische Beleuchtung und Anordnung genommen wird, theils aber auch die Stellungen der Tänzer für das Auge des Betrachters den Künstlers stets etwas Ectiges und Übertriebenes haben. Eine glückliche Idee, wenn auch nicht gerade im Sinne der Kunst, ist es, daß man die Tableaux in der neuesten Zeit mit einer Räthselaufgabe verbunden, und sie dadurch anziehend machen gewußt hat. Man hat sie (z. B. in Weimar) als Sylbenräthsel, wo die einzelnen Sylben, dann das Ganze eigne Gruppierungen bilden, dargestellt.

1 Laboriten, s. Hussiten.

Tabulatur (fälschlich Tablatur), ein Kunstausdruck, welcher vorzüglich ehemals in der ausübenden Tonkunst gebraucht wurde, und den Inbegriff aller musikalischen Schriftzeichen bedeutete, deren man sich bei Bezeichnung eines Musikstücks bediente. Die Hauptzeichen bestanden in Buchstaben, Ziffern und (späterhin) den die Octave, in welcher ein Ton genommen werden sollte, bezeichnenden Linien. Die übrigen, zur Bezeichnung der Pausen und des Notenwerths erforderlichen Zeichen findet man in Walther's „Musikalischem Lexikon“ Tab. XXI. Dieser musikalischen Schrift durch Buchstaben bediente man sich bis zum 11. Jahrhundert, in welchem die eigentliche Notenschrift aufkam. (S. Noten.) Da letztere eine ital. Erfindung war, so wurde sie im Gegensatz der erstern die ital. Tabulatur genannt. Doch ist dieser Name bald verschwunden, und man nennt jetzt nur die erste, d. i. die alte musikalische Schrift durch Buchstaben Tabulatur, oder deutsche Tabulatur. Aus derselben schreiben sich jedoch einige noch jetzt übliche Namen und Zeichen her, durch welche man die Octave bestimmt, welcher ein Ton angehört. Man theilte nämlich ehemals die Töne in Octaven ein, jede von c bis h herauswärtig gerechnet, und unterschied: 1) Die unterste Octave (auch die große genannt), reich-

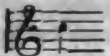
von  bis . Die in derselben liegenden Töne wurden

werden auch noch hier und da mit großen Buchstaben bezeichnet, C, D, E etc. Die heraufwärts folgende Octave, auch die ungestrichene genannt, deren Umfang

von  bis  ist, und deren Töne durch kleine Buchstaben angedeutet werden, z. B. c, d, e, etc. 3) Die dann aufwärts folgende ein-

gestrichene Octave, von  bis , deren Bezeichnung durch kleine

Buchstaben mit einem Striche auf folgende Weise geschieht c̄, d̄, ē, f̄ etc. 4) Die

zweigeschene, von  bis , bezeichnet durch \bar{c} , \bar{d} , \bar{e} u.

und so bezeichnet man auch einen höhern Umfang der Töne heraufwärts durch die Benennung dreigeschritten und viergeschritten (welches jetzt besonders bei unsern Pianinos vorkommt, deren Höhe sehr groß ist). Hierbei ist noch zu bemerken, daß die unter der großen Octave liegenden Töne Contratöne genannt wurden. — Über den Lauten Tabulatur vgl. noch Meistersänger. — In der Malerei verstand man auch die Decken- und Wandmalerei darunter. T.

Tachygraphie oder Tacheographie, s. Stenographie. — Tachypoeie, s. Feuerzeug, 3.

Tacitus (Caius Cornelius), stammte aus einer plebejischen Seitenlinie des berühmten Geschlechts der Cornelier, und wurde wahrscheinlich entweder zu Ende der Regierung des Kaisers Claudius, oder zu Anfange der Regierung des Nero geb. Über frühere Bildung wissen wir eben so wenig als über s. Altern. Unter Vespasian scheint er das erste öffentliche Amt bekleidet zu haben, indem er, nach einer Nachricht des Ältern Plinius, von diesem Kaiser als Procurator in das belgische Gallien geschickt wurde. Nach Rom zurückgekehrt, erhielt er von dem Kaiser Tiberius einen ausgezeichneten Wohlwollens, indem er zum Quästor oder Ädil ernannt wurde. Er selbst erwähnt dies, jedoch nur in sehr unbestimmten Ausdrücken in s. Werken. Unter Domitian ward er, 88 n. Chr., Prätor und kam in das Collegium der Fünfzehn Männer zur Besorgung der Opfer. Aus Unmuth über den Druck, unter welchem das römische Volk während der Regierung dieses Tyrannen schmachtete, verließ er nach dem Tode s. ehrwürdigen Schwiegervaters, Jul. Agricola, Rom auf einige Zeit, kehrte jedoch zurück, als, nach der Ermordung jenes Unmenschen, unter Nerva's menschlicher Herrschaft jeder Brust freier Athem vergönnt war. Nerva selbst belohnte s. Verdienste mit dem Consulat im J. 97 n. Chr. Mit dem jüngern Plinius lebte er in der engsten Freundschaft, und beide wurden für die größten Lichter ihres Jahrh. gehalten. Er führte als Sachwalter die wichtigsten Rechtshändel und war der berühmteste Redner. Auch im bürgerlichen Leben war er sehr glücklich. Seine Gemahlin, eine Tochter des Jul. Agricola, gehörte zu den tugendreichsten Frauen Roms, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in Tacitus ein Nachkomme des großen Geschichtschreibers war. Wann er gelebt, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen, wahrscheinlich unter Hadrian's Regierung. Vier verschiedene Geschichtswerke haben sich von ihm erhalten. 1) „Annales“ (Jahrbücher), welche die wichtigsten Begebenheiten vom Tode des Augustus bis auf Nero's Selbstmord (ein Zeitraum von 54 Jahren) enthalten; leider ist davon die Erzählung der Begebenheiten vom J. 37 — 47 (Buch 6. bis zum 10. einschließlich) verloren gegangen. Auch das Ende des Werkes ist nicht mehr vorhanden; denn es schließt jetzt im 16. Buche mit dem J. 67. Die ersten 5 Bücher wurden erst vor 300 J. durch Angelo Arcombaldo, Schatzmeister des Papstes Leo X., im Kloster zu Korvei aufgefunden. 2) Die der Zeit nach spätern „Historiarum II.“ In denselben wollte T. die Geschichten seiner Zeit beschreiben, daher auch der bedeutungsvolle Name: Historien, vom griech. Worte „Geschichtsforschen“. Aber auch von diesen sind nur noch 4 Bücher ganz, und das 5. zum Theil vorhanden. Dies Werk beginnt mit dem J. 69 n. Chr., da Galba noch den Purpur trug, und endet mit dem J. 71, da Vespasianus den Thron bestiegen hatte, enthält also 2 Jahre; und man kann aus diesem Umstande auf die Wichtigkeit und lehrreiche Vollständigkeit desselben schließen. 3) Das unschätzbare statistisch-statistische Werk: „De situ, moribus et populis Germaniae“ (einige sehen es aber mehr für einen politischen Roman an). 4) „De vita et moribus Cn. Jul. Agricolae Liber“. Der Dialog von den Ursachen der verderbten Beredsamkeit schließt mit dem größten Unrecht den berühmten Namen des T. Alle echte Werke

dieses Schriftstellers hat die Mit- und Nachwelt einstimmig für Meisterwerke großen Geistes erklärt. Abgesehen von dem materiellen Nutzen, den wir aus Geschichtsbüchern des T. ziehen, indem mit prüfender Umsicht aus gleichzeitigen Schriftstellern und Urkunden die merkwürdigen Ereignisse der römischen Geschichte in der größten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. in denselben dargestellt sind, so betrachtet, als Kunstwerke, wahrhaft unvergleichlich. Was zuerst die Auswahl und Anordnung der Thatfachen betrifft, so erkennt man darin den umfassen den Geist eines gelehrten Mannes und das bildende Genie eines großen Künstlers, der in die rohe Mannigfaltigkeit Ordnung und Einheit bringt, und aus dem Wirrwir eines ungeheuern Staatslebens ein natürlich geordnetes Gemälde erstellt, auf dem sich die Massen in einzelnen Gruppen wie von selbst sondern, und eine bewundernswürdige, nur dem Kenner ganz erkennbare Kunst die Hauptpersonen von selbst in das hellste Licht treten. Die Zeichnung der Personen und Begebenheiten zeigt von bewundernswürdigem Tiefblick und hoher Geisteskraft; jene unglückselige Zeit spiegelt sich in einer Seele, die rein und groß genug ist, die Scheußlichkeit so tief unter sich zu erblicken, daß sie, unberührt von allem eigenen Anhauch, nicht zu heftigen Empfindungen des Zorns aufswallt. T. steht einem verworfenen Zeitalter in ruhiger Erhabenheit da; das verdorbene Geschlecht spielt zu seinen Füßen mit Gräueln und Schandthaten; er blickt mit heilsamem Auge um sich und erzählt der Nachwelt, was er sah. Die nicht erkünstelte, aber gleichsam unwillkürliche Kürze seiner Schreibart ging aus der Eigenthümlichkeit seines Geistes und der Stimmung s. Gemüthes hervor. Wie ein aus der Unterwelt hervorgerufener Schatten des alten Römervolkes erscheint T. in s. Werk, die einer ehernen Tafel gleichen, in welche der leidenschaftslose Richter der Unterwelt in der ernsten Sprache des entscheidenden Todtengerichts die Gräueln des fluchbeladenen Kaisergeschlechts eingegraben hat. Da ist im Ausdruck nichts Aufwüthendes, in der Zeichnung nichts Ueberflüssiges; die Farben sind mit weiser Sparsamkeit aufgetragen, und Licht und Schatten mit echter Kunst vertheilt. So nachahmungswerth T. in Rücksicht der Anordnung und Auswahl der Begebenheiten, so unangemessen scheint es uns zu sein, ihn in seiner Römerkraft, die sich auch in der Kürze des Ausdrucks zeigt, nachahmen zu wollen. Nur ein solches Zeitalter durfte in einer solchen Sprache dargestellt werden; und wer die Chronikengeschichte eines Hirtenvolkes in gleicher Manier beschreiben will, muß nothwendig in Künstlichkeit und Unnatürlichkeit verfallen. Wir, die wir weder im Ausdruck römische Bedringlichkeit und Muskelkraft, noch im Gemüthe stoische Gefühllosigkeit haben, können den T. nur bewundern, nicht mit Glück nachahmen. Bei uns ist der zergliedernde Verstand viel zu geschäftig, als daß er von der Kraft eines solchen Willens wie er im T. erscheint, in seine Schranken zurückgewiesen werden könnte. In den „Historien“ sind in Rücksicht der Mannigfaltigkeit u. Ausführlichkeit der Erzählungen über den „Annalen“. Während die „Annalen“ oft nur Umrisse geben, findet sich in den „Historien“ Alles weit sorgfältiger im Einzelnen wie im Ganzen ausgearbeitet, während diese die Begebenheiten außer Rom entweder gar nicht, oder nur was den Orient betrifft, berühren, erscheint in den „Historien“ der ganze, große Schauplatz in allen seinen Theilen mit der anziehendsten Umständlichkeit geschildert. Die „Annalen“ ermüden daher einigermassen den Leser durch die Einförmigkeit des Inhaltes, der fast nur in der schauerlich ernsten und düstern Darstellung der fluchwürdigen Frevelthaten besteht. Dies ist allerdings nicht die Schuld des großen Meisters, aber natürlich, je meisterhafter alle diese Gräueln in ein verhältnißmäßig kleines Bild zusammengebrängt sind, desto abschreckender muß dasselbe dem Beschauer erscheinen, mit desto mehr Unwillen muß sich jede edlere Seele von demselben abwenden. Bei keinem Schriftsteller ist der Ausleger nöthiger als bei T., daher die Ausg. desselben mit erklärenden Bemerkungen um so willkommener sind. Über b

Charakter des L. siehe die Abhandlung in den „Abhandlungen der berlin. Akad. der W.“ a. d. J. 1822—23. Der Empfehlung sind würdig die Ausg. von Jak. Gronov (Amst. 1685, 2 Bde., oder Utrecht 1724, 4.), von Brotier (Par. 1771, 4 Bde., 4 oder 7 Thle., 1776, 12), von Ernesti (Leipz. 1801, 2 Thle., nach Herlin). Mehrere Gelehrte haben sich auch an das schwierige Unternehmen gewagt, den L. zu verdeutschen. Flüchtig gearbeitet ist die Übers. von C. F. Bahrdt (Halle 1787, 2 Bde.). Treuer und sorgfältiger hat Woltmann übers. (Berl. 1811, 5 Bde.). Aber die Sucht, der deutschen Sprache, ihrem Charakter zu nahe, die römische Kürze anzubilden, stößt jeden Leser zurück, und L. erscheint dadurch fleißig und unbeholfen. Dazu kommt, daß sie sehr oft von der Unwissenheit des Verfs. zeigt, der sehr gewöhnliche Ausdrücke nicht verstand und daher ganz sinnlos wiedergab, z. B. aus der weiblichen Heftigkeit der Livia eine weibliche Leidenschaft machte. Weit besser ist die neueste Übertragung von Strombeck, und die Übersetzung der „Annalen“ des Tacitus von Freih. v. Hacks (Grkf. 1825). **Werke** hat sammtl. Werke des L. zu übersetzen angefangen (Oldenburg 1825). Unter den franz. Übers. werden Letellier's „Tableaux historiq. extraits de Tacite, et reunis par des sommaires et des appendices; traduct. nouv. av. le texte en regard et des notes crit. et littér.“ (Paris 1825, 2 Bde.) gerühmt.

Tadmor, s. Palmyra.

Tadolini (Adam), ein Künstler, der s. ersten Unterricht von der Natur empfang, zu Bologna 1789, wurde von s. Vater mit dem Hanf- und Flachsbündel beschäftigt, daher konnte er nur im Geheimen Figuren modelliren. Als bei Übersessungen dem Prinzen Ercolani zu Gesichte kamen, wirkte er dem jungen Künstler die Erlaubniß aus, seinem Berufe folgen zu dürfen. L. besuchte hierauf die Kunstschulen zu Bologna und machte in weniger als 3 Jahren solche Fortschritte, daß 2 Mal den für Zeichnung und Skulptur ausgesetzten Preis erhielt. Der Bildhauer Demaria, dessen bester Schüler L. war, nahm ihn jetzt nach Ferrara zu, wo er ihm bei Errichtung eines öffentlichen Denkmals behülflich sein sollte. Nach Bologna zurückgekehrt, verlor L. s. Vater in demselben Augenblick, wo er den großen Preis der Bildhauerkunst für s. Basrelief Venus und Aeneas erhielt. Auf demselben betraf man ihn, kaum 22 J. alt, an Barbieri's Stelle zum Prof. der Anatomie. Nachdem er diesem Lehramt 8 Monate mit großem Beifall versehen, begab er sich mit einer Pension der Regierung nach Rom, um s. Bildung zu vollenden. Hier führte er, bei Gelegenheit einer von Canova eröffneten Preisbewerbung, binnen 4 Wochen ein Gypsmodell aus: der sterbende Jc. Die Großartigkeit dieser Composition bewundernd, nahm Canova den jungen Künstler zu sich und ließ ihn die Gruppe Venus und Mars, eine kolossale Scene der Religion, das Modell zu der Reiterstatue Karls III. in Neapel, den großen Sarkophag für die letzten Stuarts, und die Statuen von Washington und Louis VI. bearbeiten. Ausgebildet in der Schule des großen Meisters, eröffnete L. ein eigenes Atelier und führte mehrere neue Werke aus, u. a. die Gruppe Venus und Amor, für den Prinzen Ercolani; einen Ganymed, der den Adler trinkt, für den Fürsten Esterhazy; das Grabmal des Cardinals Lante, für die Stadt Bologna, und eine große Anzahl Büsten, die von seltener Wahrheit und Vollendung sind. 1825 bildete L. einen Ganymed in aufrechter Stellung, einen ruhenden David, Jason mit dem goldenen Vlies, die Ziege Amalthea, von Amor mit Flammenkränzen umwunden u. a. Werke mehr. — Auch L.'s Gattin ist eine ausgezeichnete Künstlerin. Die Cameen, welche sie arbeitet, werden von Kennern sehr gesucht.

Tafelgüter, bona mensalia, diejenigen Güter, welche zum Unterhalte des landesherrlichen Hofes, besonders in den ehemaligen geistl. Staaten, bestimmt waren. Wenn es Lehnsgüter sind, so heißen sie Tafellehen.

Tafelrunde. Zu Ende d. 5. Jahrh. herrschte in Britannien, so erz die Sage, ein christlicher König oder Oberfeldherr der Briten Uther-Pendragon, einen der mächtigsten, aber ebenso weisen und wohlthätigen Zauberer, Name Merlin, zum Freunde und Rathgeber hatte. Dieser rathete ihm, an einer runden Tafel zu frohen Gelagen alle f. Ritter zu versammeln, die sich durch Frömmigkeit wie durch Tapferkeit, gegenseitige Freundschaft und Treue gegen den König auszeichneten. Sie sollte auf 50 solche Edle in ihrem Umfange berechnet sein, und vor der Hand nur von 49 besetzt werden, der Platz für den funfzigsten aber leer und dem aufbewahrt bleiben, welcher, wie Merlin sagte, erst noch geboren werden sollte. Der Versuch, den ein dazu nicht berufener Ritter machte, in Merlins Abwesenheit diesen Platz einzunehmen, endigte damit, da der Anmaende im Meer in die Tiefe hinabsank und nicht wieder zum Vorschein kam. Dieser Versuch schreckte jeden ab, die leere Stelle einzunehmen, die dem Sohne des Feldherrn, dem berühmten König Arthur oder Artus, beschieden war. Er zeugte denselben mit der Inguerne (Ingarea), der weisen, verständigen Gemahlin eines widerspenstigen Vasallen, in die er sterblich verliebt war, und welche ihn als ihren Gemahl umarmte, weil ihm Merlin dessen Gestalt gegeben hatte. Als ihr Gemahl in einem Unfall geblieben war, ward sie Uther-Pendragon vermählt. Merlin hatte sich zur Belohnung für f. Zauberwerk die Erfüllung der Bitte ausbedungen, welche er am nächsten Morgen nach der Umarmung thun würde, und diese bestand darin, ihm den Knaben zu überlassen, den Inguerne nach 9 Monaten gebar. Es ward dies Arthur. Merlin lie ihn in Allem, was dem tapfersten, wie dem tugendhaftesten Helden geziemte, unterrichten, und so fllte dieser, späterhin als der tapferste Ritter und König zugleich die leere Stelle der runden Tafel aus, die auch unter ihm der Sammelplatz aller tapfern, edlen, frommen Ritter blieb. Die Tafel, an welche zugelassen zu werden der höchste Preis aller Anstrengungen, Tugenden und Verdienste und gefährlicher Proben war, gab den romantischen Dichtern mannigfaltigen Stoff. Was für die franz. Romanciers Karl mit seinen 12 Paladinen das waren für die britisch-normännischen die Ritter von der Tafelrunde, und entstand eine Menge von Dichtungen, die in der romantischen Poesie einen eignen Kreis bilden. Nach a. Nachrichten stiftete Arthur selbst in York diese Rittertafel bei einem groen Feste. S. die „Cambrian popular antiquities“ von Robert Vaughan das angehende Gedicht: „Les Chevaliers de la table ronde“, von Creuz de Lesser (2. Aufl., Paris 1813). Nach Jos. v. Hammer sind die 7 Tafeln ein Schlonameh und die Sage von den 12 Kcken der älteste Roman der Tafelrunde, welcher sich späterhin in den arabischen Romanen, als zur Zeit Nutschirwan's, und in den westlichen, als zur Zeit des Königs Arthur, wiederholt hat. Alle Dichtungen von der Tafelrunde gehen von der Legende aus. In den Kelch, dessen sich Jesu bei der Einsetzung des Abendmahls bediente, fing Joseph von Arimathia das Blut an, das aus Jesu Seite bei f. Kreuzigung flo. Mit diesem Kelche, der Gral genannt, verrichtete Joseph in verschiedenen Ländern, besonders in England, staunliche Wunder; so auch f. Nachkommen, unter welchen dieser Kelch als ein heiliges Eigenthum forterbte. Nach einigen Geschlechtern ging er verloren. Um wieder aufzufuchen, stiftete Ritter Pendragon, Arthur's Vater, den Orden der Tafelrunde, dessen Rittern als erste Pflicht oblag, die ganze Welt zu durchstreifen, um den heil. Gral aufzufuchen. Die Erzählungen hiervon waren ursprünglich lateinisch vorhanden. Die Trouveres bearbeiteten jene christliche Legende und brachten sie, wie es scheint, erst in Verbindung mit der britischen Sage vom König Arthur (s. d.). Von ihnen empfingen sie die Deutschen. (S. Wolfram von Eschenbach.) Herr v. Hammer meinte, der Gral sei vielmehr der Kelch des griechischen Vereins oder das Gef der Feuertaufe. (S. Baphomet.) Wahrscheinlich ist der Name Gral eine Verstümmelung des lat. sanguis realis (d.

(der St.) oder des franz. saing real. Den latein. Urtext der Romane von der Lektüre bildeten Chrestien v. Troyes u. A. im 12. Jahrh. in nordfranzösisch. Vorzugsweise gehören hierher: Tristan de Leonnois; Lancelot; Parzival; Gollois, und die noch nicht bekanntgemachte Geschichte des heil. Gral.

Tafelstein, s. Diamant.

Taffia heißt auf den antillischen Inseln bei den Franzosen eben Das, was wir Zucker nennen, der Zuckerbranntwein, der aus der gegohrnen Melasse, oder demjenigen Theile des Zuckersaftes, der nicht gerinnt, gebrannt wird. Die gewöhnliche Taffia wird aus einem Gemisch von Melasse, Syrup und Zucker bereitet, und ist im Geschmack und Geruch weniger angenehm als der Wein.

Tag, eigentlich die Zeit einer Achsendrehung der Erde, oder ferner auch, die etwas verschiedene Zeit zwischen 2 nächsten Durchgängen des Sonnenpunktes durch die obere Hälfte des Meridians (obere Culmination). (Vergl. Sonnentag.) Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit diesem Ausdruck aber die Dauer des Verweilens der Sonne über dem Horizonte, und setzt diesem natürlichen Tage jenen astronomischen sowol als den bürgerlichen Tag entgegen. Der Naturtag nämlich zählt seinen Tag von einer obern Culmination der Sonne an; der bürgerliche Gebrauch hingegen von Mitternacht zu Mitternacht, von 24 Stunden bis zu 24 ununterbrochen fort; wogegen der letztere, wie der Sonnen-Tag 12 zählt. Die erste Stunde nach Mitternacht also, welches zu der ersten Stunde des neuen Calendertages ist, macht die 13. Stunde des alten Tages aus, und die erste Stunde des neuen astronomischen Tages ist die erste Nachmittagsstunde des alten bürgerlichen. Bezieht man den Tag in der obern, zuerst angegebenen Bedeutung auf die Achsendrehung der Erde, so ist er, gleich dieser, zu allen Zeiten, von unveränderlicher Dauer. Der Sonnen-Tag dagegen ist, wegen der ungleichen Geschwindigkeit der Sonne in der Bahn, zwar für die ganze Erde, aber nicht zu allen Zeiten gleich lang. (Vgl. Sonnentag.) Die Dauer des natürlichen Tages ist für die verschiedenen Punkte der Erdoberfläche verschieden. Um sich dies zu versinnlichen, rufe man die scheinbare Bewegung der Sonne um die Erde vor die Einbildungskraft. Diese Bewegung erfolgt in Kreisen, deren Ebenen sämmtlich dem Äquator parallel sind (Vergl. Sonnenlauf). Der Horizont der Bewohner des Äquators theilt sowol letztere als sämmtliche Parallelkreise in gleiche und gleichliegende Hälften; daher in diesen Gegenden die Sonne immer ebenso lange über als unter dem Horizonte steht, Tag und Nacht also immer gleich lang sind. Nähert man sich vom Äquator zu den Polen, so ändert sich diese Lage der Parallelkreise gegen den entsprechenden Horizont immer mehr; in der einen Hälfte des Jahres werden die Tage, in der andern die Nächte bei dieser größern Annäherung zum Pole immer länger, je näher dem Pole selbst (abgesehen von andern Einflüssen) nur ein 6monatlicher Tag mit einer ebenso langen Nacht abwechselt. Aus der Abhängigkeit der Tageslänge von der Lage der Parallelkreise gegen den Horizont wird auch begreiflich, warum an den Äquinocialtagen, wenn die Sonne im Äquator selbst ist, Tag und Nacht auf der ganzen Erde gleich lang sind. Der Äquator nämlich, als ein größter Kreis der Kugel, wird von allen Horizonten, als ebenfalls größten Kreisen, in 2 gleiche Hälften getheilt; nur die beiden Pole, deren Horizont der Äquator selbst ausmacht, sehen die Sonne in diesen beiden Tagen rings durch ihren ganzen Horizont laufen. Die äußersten Parallelkreise (Wendekreise), welche die Sonne nördlich und südlich vom Äquator beschreibt, sind vom letztern bekanntlich nur um etwa 23½° entfernt; ebenso weit aber stehen die Polarkreise von den Polen ab. Also betrachten sich, wie man bei einigem Nachdenken leicht findet, der Horizont der Polarkreise und die Wendekreise dergestalt, daß der eine der letz-

tern ganz über, der andre aber ganz unter dem Horizonte steht. Jene Gegenden haben daher Einen Tag von vollen 24 Stunden und Eine ebenso lange Nacht im Jahr. Von den Polarkreisen an nach den Polen hin nimmt die Dauer des längsten Tages sehr schnell zu, in eben dem Maße aber auch die Dauer der längsten Nacht; und ungleichmäßig diese Theilung zu den verschiedenen Jahreszeiten auch überhaupt falle, so hat doch, nach der Ausgleichung, jeder Punkt der Erdoberfläche während eines Jahres die Sonne 6 Monate über, und ebenso lange unter dem Horizonte.

dieses s. Bode's „Anleit. zur allgem. Kenntn. der Erdkugel“ (2. Aufl., Berl. 18

Tag- und Nachtleben. Die tägliche Umdrehung der Erde (Umgang derselben um ihre Ase), wodurch der Wechsel von Tag und Nacht gescheht, ist ein Zeichen und Beweis ihres selbstständigen Lebens, in Vergleichung mit der Erde, welcher bei seinem Umlauf um die Erde dieser immer dieselbe Seite zukehrt, mithin während des ganzen Umlaufs sich nur ein Mal um seine Ase dreht. Die Erde lebt, wie alle Planeten, und dieses Leben ist keine bloße Redefigur; lebende Wesen auf der Erde (die sich ja aus ihr entwickelt haben) sind Zeugen dieses Lebens; denn eine in sich todte Mutter kann keine lebendigen Kinder gebären. Die Erde lebt, wie alle Planeten, in der Wechselwirkung mit der Sonne — ein Leben im Großen und nach Außen, ein kosmisches (weltiges) Leben; aber sie lebt auch in sich als Planet, d. h. als Gesamtorganismus ihrer Elemente durch die Wechselwirkung der letztern unter sich — ein tellurisches Leben, welches als der Organismus (Elektro- und Magneto-Chemismus) der Erde im Großen erkannt werden kann. Das Leben der Erde nach Außen, in ihrem Wechselspiel mit der Sonne, kann man auch das solare (sonnenhafte) nennen, weil in ihm die Wirkung der Sonne herrscht. Das Tagleben der Erde besteht also in dem eigenthümlichen Leben der Tage (dem tellurischen Leben), dem Nachtleben, im Gegensatz. — Wann nun die Umdrehung der Erde der Wechsel zwischen Tag und Nacht begründet ist, besteht dieser Wechsel eigentlich in einer gesetzmäßigen Abwechselung entgegengesetzter Lebensarten, in einem wechselnden Auftreten des solaren und tellurischen Lebens, des Tag- und Nachtlebens. Und an diesem Wechsel nimmt Alles Theil, was auf der Erde lebt und ist. In aller Wechselwirkung (Polarität) sind 2 verschiedene Factoren (wechselwirkende Kräfte) von verschiedenem Werthe oder Range, ein höherer und ein niedriger; der höhere, als der beherrschende, drückt dem niedrigeren, dem beherrschten, seinen Charakter auf, während der niedrige den höhern in sich hineinzieht, ihn sich ähnlich oder gleichzumachen (zu assimiliren) strebt, was ihm aber weniger gelingt. (S. Polarität.) Und so ist auch das Verhältniß zwischen der Sonne und Erde am Tage, durch welches Wort eben nichts Anderes ausgedrückt ist, als: Sonnenherrschaft über das Erdleben, überwiegender Einfluß der Sonnenthätigkeit auf alles Irdische in dem Wechselspiel zwischen Sonne und Erde, wovon die allgemeinste Erscheinung das Tageslicht (s. d.) und das damit vergesellschaftete Wachen oder wachende Leben der Dinge ist. Mit der Annäherung und dem Hervortreten der Sonne am Morgen, vor welcher die Finsterniß flieht, geht eine große Veränderung auf dem Schauplatz vor, über welchem sie erscheint. Ihr Kommen bringt neues Leben mit, indem sie die Fesseln der Nacht löst und die Dinge den Armen des Schlafs entreißt. Alle Körper kleiden sich in farbige Hüllen, die Wellen des Wassers blinken spielend mit dem Bilde der Sonne, das Pflanzreich erhebt sich duftend vor dem zunehmenden Tageslicht und die während der Nacht geschlossenen Blumenkronen eröffnen sich der erscheinenden Sonne. Die Thiere kommen aus ihrem Schlupfwinkel hervor und der Gesang der Vögel erfüllt die erleuchtete Luft, indeß auch der Mensch, den Banden des Schlafs entflohen, das neue Leben der Natur in sein erwachtes Selbstbewußtsein, denkend und fühlend aufnimmt, indem er sein Tagwerk beginnt. Mit dem Steigen der Sonne steigt auch das Tagleben in allen Reichen der Natur, bis es in der Mittagsstunde

Gefelpunkt erreicht. — Aber mit dem Sinken und endlichem Verschwinden unter den Horizont ändert sich die Scene allmählig wieder. Das regt sie am Morgen über die Oberfläche der Erde und deren Bewohner auf, das sie auch wieder mitzunehmen. Ein ganz entgegengesetzter Zustand tritt ein: die Nacht verhüllt alle Mannigfaltigkeit der Natur. Die Pflanzen entsich von ihrem Grün, die Blüte legt ihren Farbenschmelz ab und schließt, das Thier krümmt sich zusammen, und selbst der mächtige, am Tage regende Mensch liegt regungslos, mit verschlossenen Sinnen, nur durch Athmens ein schwaches Leben verrathend; Alles ist — mit wenig Ausnahme — dem toten Lode der Nacht und der lähmenden Herrschaft des Schlafs hingegeben. Aber der Schlaf lähmt nur das wachende Leben, indem er ein andres, verändertes Leben aufschließt, für welches die Nacht die erregende und bestimmende Herrschaft ist, wie für das wachende Leben der Tag. Lange hat man den Schlaf als bloße Verneinung des Wachens, für einen Mangel des wachenden Lebens nicht weiter gehalten, weil man die wahre Natur des Schlafs nicht kannte, in dem man bei Thieren und Menschen kein andres Leben anerkennen wollte, als dasjenige der Einrichtungen der niedern Systeme in den materiellen Organen: Bedauern und Ernährens; denn den Traum hielt man für bloßen Übergang vom Schlafe zum Wachen. Wenn aber, wie oben gezeigt wurde, die Nacht nicht als bloße Verneinung des Tages, und so auch die Erscheinung der Nacht, als Verneinung (s. d.), mehr als Verneinung (Negation) des Lichts, so ist auch der Schlaf als Mangel des Wachens. Denn der Schlaf ist das individuelle Ebenbild der Nacht; doch er ist im täglichen Lebenslauf der organischen Individuen (Thiere und Menschen) dasselbe, was die Nacht im täglichen (24stündigen) Lebenslauf der Erde ist. Nachtleben ist also die treffendste Bezeichnung des Lebens; denn vom Beginn des Embryo bis zum Tode steht das Leben (sowol das sinnliche als das leibliche [physische]) keinen Augenblick still, da solcher stiller wirklicher Zwischentod wäre, der nicht denkbar ist, und es kann daher der Wechsel von Schlaf und Wachen nur ein Wechsel des Lebens sein. Der Mensch vermöge seiner verschiedenen höhern und niedern Seelenvermögen, und mit diesen Vermögen entsprechenden, höhern und niedern Systeme und Organen seines Leibes, ein doppeltes Leben, ein höheres und ein niederes, wovon das höhere im Wachen, das andre vorherrschend im Schlafe auftritt. Im höhern Seelenvermögen des gebildeten Menschen, Verstand und Vernunft mit Selbstbewußtsein und Freiheit thätig sind, und das geistige wie das sinnliche Leben beherrschen, wenn seine Sinne mit der Außenwelt wechselwirken und sich in dieser Wechselwirkung von der Welt unterscheidet, auch in ihr durch die Bewegungsgorgane mit bewußtem Willen Veränderungen hervorbringt, wodurch seine Gedanken realisiert werden, d. h. wenn er die Welt mit Bewußtsein anfaßt und mit freiem Willen auf sie wirkt (in ihr handelt), so befindet er sich in diesem Zustande und sein Leben ist ein Tagleben, erleuchtet durch die innere Sonne der selbstbewußten Vernunft und des gebildeten Verstandes, während ihm die Außenwelt durch die leibliche Sonne für sein wachendes Auge erleuchtet ist. Die leiblichen, innern und äußern Organe für dieses Tagleben sind das Hirn, als Centrum des höhern Nervensystems (Hirnnervensystems, Centralsystems), die Sinnorgane und die Organe der willkürlichen Bewegung (Glieder). — Ein diesem höhern Leben entgegengesetzter, niederer Lebenszustand ist nun der Schlaf. Denn sobald dieser vollständig eingetreten ist, sind die Sinnorgane (Auge, Ohr etc.) für die Außenwelt verschlossen und die Wechselwirkung des Menschen mit ihren Gegenständen ist aufgehoben. Das Hirn und dessen höheres Nervensystem ist unthätig, und mit den Organen sind zugleich die höhern Seelenvermögen, Verstand und Vernunft, gebunden; das höhere Licht des Selbstbewußtseins ist ausgelöscht. Aber

während dies Alles ruht, kann die niedere Region des Leibes, welche physische Natur ist, desto ungestörter thätig sein. Dahin gehört das Ader- und Gefäßsystem, die Eingeweide der Brust und des Unterleibes, und ein niederes Nervensystem, welches diese Organe und Systeme belebt und regiert — das Gangliensystem (gleichsam Hirn) das Bauchgangliengeflecht in der Magenregion (solaris) ist. Daher dauert im Schlafe das Athmen, die Bewegung des Blutes und der Pulsadern, mithin der Kreislauf des Blutes fort, und die verschiedenen Verrichtungen der Verdauung und Ernährung gehen noch lebhafter vor, als im Wachen. Aber das Gangliensystem, da es im Schlafe vorzugsweise thätig ist, äußert sich auch auf psychische Weise, wo es in seiner höchsten Sphäre thätig ist. Von psychischer Seite wird daher das nächtliche Leben durch die Herrschaft der niederen Seelenthätigkeiten, das dunkle Gefühl, die entfesselte Phantasie und der bewusstlos thätigen, instinktartig wirkenden Willen bezeichnet, und diese Kräfte bilden (des nächtlichen) Schlafs in ihrer Zusammenwirkung den Traum. Die Meinung von einem traumlosen Schlafe kann man jetzt für Vorurtheil erklären, denn die besser erkannte Natur des Schlafs und der menschlichen Psyche und die ununterbrochene Fortdauer des Traums während des ganzen Schlafs, und die tiefsten Träume keine Erinnerung zurücklassen, ist natürlich, da die Erinnerung an das Selbstbewußtsein geknüpft ist, welches im vollkommensten Traume am wenigsten fehlt. Die Träume, die unmittelbar nach dem Einschlafen sich bilden, sind, wenn man aus einem solchen erwacht, wie die Morgenträume, in der Regel mit der Erinnerung verbunden; aber diese Träume haben noch (und schon) etwas vom Charakter des wachenden Lebens, da sie an dieses unmittelbar angrenzen und in das Bewußtsein noch nicht völlig erloschen sein kann, oder im allmäligen Erwachen begriffen ist. Wer aber um Mitternacht aus einem tiefen Traume erwacht, dessen im Augenblick deutlich erinnert, aber bald wieder einschläft, wird am nächsten Morgen vergebens nach einer Spur davon in seiner Erinnerung suchen. (Traum.) — Der Schlaf ist also in aller Hinsicht ein Nachtleben, nicht bloß die Zeit seiner Erscheinung, sondern durch seinen eigenthümlichen Charakter, der ihm die Nachtseite des Menschen, d. h. die niedere, bewusstlosen, geistigen, sinnlichen Vermögen und Kräfte, vorherrschend thätig ist. Wenn nun zwischen Tag- und Nachtleben wechselt und eins nach dem andern mit Übergewicht vorherrschend auftritt, so darf man darum nicht glauben, daß diese Gegensätze von einander geschieden wären; sie spielen vielmehr, wie alle Gegensätze, in der Natur und beschränken einander gegenseitig. So gibt es keinen Tag ohne Schlaf, d. h. ohne Mischung von Finsterniß (dem eigenthümlichen Wesen der Nacht), ebenso wenig eine Nacht, die völlig lichtlos wäre, indem z. B. für das empfindende Auge des Kakerlaken die dunkelste Nacht, in welcher ein gewöhnliches Auge nichts unterscheidet, nur tiefe Dämmerung ist. Und ebenso verhält es sich mit dem Tag- und Nachtleben, wovon keins rein für sich, ohne einige Mischung vom Gegenseitigen vorhanden ist. Zum Beweise braucht nur auf das psychische Menschenleben in dieser Beziehung hingewiesen zu werden. Das reinste psychische Tagleben wäre das vollkommenste Selbstbewußtsein, ein grenzenloses Erkennen, welchem Alles deutlich (vollkommen durchschaubar) sein würde. Ein solches gibt es aber nicht, auch dem hellsten Denker bleibt noch Vieles dunkel; zu seinen Gedanken gesellt sich das Gefühl, an seiner intelligenten Thätigkeit nimmt oft die unwillkürliche Unvollständigkeit der Phantasie geheimen Antheil, und die Triebfedern seines Handelns, die er sich selten aus der erkannten Natur seines Willens vollkommen klar machen kann. Gegen hat auch der Traum noch ein schwaches Bewußtsein, und der Nachtwahn, obgleich in tiefem Schlafe begriffen, bewegt sich und handelt mit einer Art Willkür. Da Tag- und Nachtleben Gegenbilder von einander sind, so zeigen sie sich oft in ihren Extremen einander am ähnlichsten. Der höhere Somnambule

und z. B. (vgl. d.), der, in seiner wahren Natur betrachtet, als ein gesteigertes Traum, mithin als ein tiefer Schlaf, ein vollkommneres Nachtleben erscheint, dem wachen Zustande so ähnlich, daß man ihn Schlafwachen genannt hat. Auf der andern Seite erscheinen dem wissenschaftlichen Denker in Stunden der mächtigsten Begeisterung neue Ideen und Verhältnisse oft wie Blitze der Erkenntniß hervortretend aus unbekanntem Dunkel, wie die Bilder eines Traumes, wie die Eingebungen des unbewußten Sehers; denn wenn zwar die Ideen, die Entdeckungen des wissenschaftlichen Forschers, alle ins Bewußtsein hervortreten, klar sind und die Gegenstände der Wissenschaft erleuchten, so kann er doch nicht über die Art ihrer plötzlichen Entstehung selbst keine Rechenschaft geben. So ist das wachende Leben der Menschen selbst im Grunde eine Mischung von Tag- und Nachtleben, von bewußtem und unbewußtem Leben. Diese Mischung ist die verschiedenen Charaktere des Lebens, wie die verschiedenen Grade der Bewußtsein. Auf der Verschiedenheit dieser Mischung beruht z. B. der Unterschied zwischen dem Charakter des männlichen und weiblichen Geschlechts. Denn klares Bewußtsein und helles Denken sind Vorzüge des Mannes, weiches Gefühl, geistige Phantasie, gebildeter Instinkt Eigenschaften des erzogenen Weibes. Die wenigsten Menschen gelangen zu voller Besinnung, zum hellen Tagleben, die zu keiner Selbstverständigung über ihre Bestimmung, über den höhern Werth und Schicksal des Lebens, und von ihnen gilt daher allerdings der bekannte Spruch: „Nacht ist ein Traum“. Der Gang der Entwicklung und Bildung des einzelnen Menschen, wie des ganzen Geschlechts, hat die Richtung von unten herauf, von der Nacht in den Tag, aus der Unbewußtheit des Lebens in das geistige Selbstbewußtsein, welches durch die Wissenschaft erreicht wird und auch wissenschaftliche Bildung bezeichnet ist. Und hier ist auch der wesentliche Unterschied zwischen der alten und neuen Welt oder Zeit zu suchen; dort bemerkt man die Herrschaft der Nachtseite, des Unbewußten, indem Gefühl, Phantasie, Instinkt die vorherrschenden Mächte sind, während man hier den angebrochenen und zunehmenden Tag der Menschheit, das wachende und fortschreitende Selbstbewußtsein, die beleuchtende, bildende Leben der Wissenschaft erblickt. — Denkende Leser werden bemerken, wenn Tag und Nacht das einzig Bestimmende des Wachens und Schlafens, des Tag- und Nachtlebens bei allen auf der Erde lebenden Wesen ist, nicht auch nicht nothwendig das Bestimmende und Bestimmte, nämlich Tag und Nacht, Nacht und Schlaf auch hinsichtlich der Zeit überall genau zusammenzufallen? Ist dies aber wol der Fall? Viele Thiere wachen mehr des Nachts als des Tages, und es gibt Nachtthiere (Nachtvögel z. B., Eulen u. dgl., auch die meisten Insekten [Säug-] Thiere), bei welchen dies vorzugsweise der Fall ist. Der Mensch vollends kann sich mit Willkür dem Schlafe entziehen, Nächte durchwachen und lagern den Schlaf zur Tageszeit nachholen, was bei kräftigen Menschen nicht einmal nothwendig ist. Die Antwort auf diesen Einwurf ist folgende: Nur bei den niedrigen organischen Wesen, welche materiell mit der Erde zusammenhängen und in der Regel, wie die Pflanzen, trifft in der Regel das Tag- und Nachtleben mit der Zeit zusammen, indess bei dem von der Erde freigewordenen Thier und dem noch freieren Menschen dieses zeitliche Zusammentreffen der Nothwendigkeit zum Theil entzogen ist; aber auch nur zum Theil, denn viele Thiere schlafen regelmäßig in der Nacht und wachen am Tage. Der Wechsel von Tag- und Nachtleben selbst bleibt aber durchgängig nothwendig, wenn auch das Zeitgesetz nicht bindend ist. Die Ausnahme, welche die Nachtthiere machen, nämlich ihre Abweichung im Lebenswechsel vom Zeitgesetz der Erde, ist keine willkürliche, sondern vielmehr Folge eines Naturgesetzes. Die höhern Nachtthiere scheinen durchgängig darin übereinzustimmen, daß sie ein feines (leises) Gehör und ein blödes Gesicht haben, d. h. hier ein solches, welchem ein schwaches Licht (wie die Dämmerung der

Nacht) angemessen, für welches also das Tageslicht überreizend, mithin erschlaßend, abspannend, schlafbringend ist. Und ebenso ist für ein leises Gehör der Lärm des Tages ermüdend, und ein solches Ohr ist für die schallärmere Nacht, ein so Auge für einen schwachen Tag (die Dämmerung der Nacht) besser organisiert, für den licht- und tonreichen Tag. Da nun das Gesicht vorzugsweise der Tag ist und dem wachenden Leben dient, und da die normale Wechselwirkung des A mit dem Lichte (das deutliche Sehen) ein bestimmtes Verhältniß des letztern Auge und dessen Sehnerven erfordert, so ist das Gesetz offenbar, nach welchem Nachthiere in ihrem Lebenswechsel (Schlaf und Wachen) vom Zeitgesetz der Erde abweichen. Tag- und Nachtleben, Wachen und Schlaf sind die beiden Pole des Lebens, und nothwendig ist für alles Leben der Polwechsel; denn eine zu anhaltende Spannung des einen Pols setzt endlich dessen Erschlaffung (Abspannung), und Erschlaffung ist zugleich Bedingung der Spannung des Gegenpols. Die Nacht wechselt nicht mit Tag und Nacht aus bloßer Folge der Umdrehung der Erde, denn diese dreht sich um ihre Ase, weil sie, vermöge ihrer Lebendigkeit, das Verhältniß des Polwechsels in sich hat. Dieses Gesetz greift auch durch alle Seiten und Regionen des reichen Menschenlebens. Je schneidender der Gegensatz der Kräfte, desto schneller erfolgt in der Regel der Polwechsel. Sehr reizbare Personen können schnell zu heftigem Zorn entzündet werden, aber dieses Feuer verzehrt bald und macht einer desto sanftmüthigern Stimmung, dem Gegenpol des Zorns Raum; eben diese Personen sind einer heftigen Freude fähig, aber sie dauert nicht lange, die entgegengesetzte Stimmung erwacht und die geringste Veranlassung wirkt den Übergang in ebenso heftige Traurigkeit. Das Leben selbst besteht in einem Polwechsel, das heißt hier: in einem abwechselnden Überwiegen der Thätigkeit bald des einen, bald des andern oder Gegenpols. In jedem Organe des thierischen und menschlichen Organismus (Leibes) bemerkt man einen solchen Wechsel des Lebens, ein abwechselndes Schlafen und Wachen, das nur nach einem andern Gesetz erfolgt, als beim Leben des Ganzen. Es offenbart sich dieser Polwechsel im Leben der Organe durch mehr oder weniger schnell auf einander folgendes Zusammenziehen und Ausdehnen, was z. B. der wurmfähigen Bewegung des Darmsystems im sogen. Schlagen der Pulsadern und vorzüglich des Herzens sehr kenntlich ist. Das Leben dieser pflanzlichen Organe ist also kein ununterbrochenes Wachsein, sondern ein schneller Wechsel von Schlaf und Wachen. So herrscht dasselbe Gesetz im Größten wie im Kleinsten, im Leben der Erde wie in dem kleinsten Organe der Thiere und Menschen. Wenn der Mensch durch seine Thätigkeit in die Regelmäßigkeit des täglichen Wechsels von Wachen und Schlaf, Tag- und Nachtleben eingreift, das Wachen durch gesellige Erregung verlängert, den Schlaf durch Getränke verschrecken kann, welche die Tagkräfte reizen und Thätigkeit erhalten, so kann er es doch nicht oft ohne Nachtheil für seine Gesundheit. Bekannt ist in dieser Beziehung das Urtheil der Ärzte, welche den mit nächtlichen und vormitternächtlichen Schlaf für den gesündesten erklären. Aus dem ergibt sich auch der Grund für dieses Urtheil: Der tiefste Schlaf muß für die Erhaltung der Gesundheit der wirksamste sein, weil in ihm die Kräfte des Tages die tiefste Ruhe, mithin die höchste Erholung finden. Aber der tiefste Schlaf ist in dem gesunden Zustande nur der Nacht möglich, weil der Einfluß der Nacht oder des Nachtlebens der Erde den Schlaf sehr begünstigen muß, wenn im Gegentheil dem Nachtleben feindliche Tagpole nur einen leisen oder unruhigen Schlaf, ein Halbschlaf oder Schummer gestattet. Nichts kann daher nachtheiliger, untergeordneter für die Gesundheit sein, als die Anstrengung der psychischen Kräfte des Tages zum Nachtleben (das nächtliche Studiren, wofür, naturgemäß, nur die Morgen- und Vormittagsstunden vorzugsweise bestimmt sein können). Die Nacht läßt eine solche Umkehrung ihrer Ordnung um so weniger ungestraft, je öfter

beschrieben wird. (Vgl. Schubert's „Ansichten von d. Nachtseite d. Naturwissensch.“, 1827, 3. A.)

Taganrog, oder Troizkaja Krepostna Taganroka ($56^{\circ} 18' 45''$ L., $47^{\circ} 40'$ Br.), eine von Peter d. Gr. 1699 angelegte, von Petersburg 1875 durch die 266 geogr. Meilen entfernte Hafenstadt (die Festungswerke sind jetzt zerstört), auf einer Erdzunge des asowschen Meeres, der Hauptstapelsplatz von Don, Denez und Wolga (im Gouvern. Jekaterinoslaw, zu Neu-Rußland), nächst Odessa die blühendste Handelsstadt im südl. Rußland, mit 1600 (1810) 5. und (1823) 14,000 E., meistens Griechen, hat eine vom Freih. von Tschernyschew angelegte Quarantaineanstalt, Schiffswerfte, eine Börse, an welcher Magazine, ein Handelsgericht und ein Handelsgymnasium. In den Jahren von Taganrog können wegen Seichtigkeit des asowschen Meeres nur mittelgroße Schiffe einlaufen, die sich zu Feodosia oder Kertsch erleichtern müssen. Im 1810–20 belief sich die Einfuhr auf 47,650,000, die Ausfuhr auf 14,000 Rubel. T. hat, wie die beiden andern Hauptstapelsstädte des südl. Rußland, Odessa und Feodosia, seinen eignen Oberbefehlshaber, der unmittelbar dem Kaiser steht und die Militär-, Hafen- und Stadtpolizei, die Bauten, Finanzen, Zölle etc. verwaltet. Das Klima ist durch die Seerwinde stets gemäßigt, die Luft mild und gesund, das Land erzeugt treffliches Obst und Gemüse, sehr gute Weintrauben, und Weizen wächst in ungedüngtem Neuwasser Jahre nach einander 20 — 30fältig; der Maulbeerbaum kommt sehr gut an. In der Umgegend fehlt es an Holz. Der gesunden und milden Luft wegen besuchte die Kaiserin Elisabeth im Sept. 1825 nach T., um daselbst zur Erholung ihrer Gesundheit sich aufzuhalten. Ihr Gemahl, der Kaiser Alexander, folgte ihr dahin. Er kam am 25. Sept. 1825 in T. an, untersuchte mit größter Sorgfalt die Einrichtungen in der ganzen Provinz, bereiste die Krim, kehrte aber krank nach T. zurück, bekam ein hitziges Gallenfieber und starb am 1. Dec. 1825 in den Armen seiner Gemahlin. Dieser Monarch hatte die Absicht, im 50. Lebensjahre sich in diese südliche Gegend ganz zurückzuziehen und sich einen Landsitz für sich und seine Gemahlin zu kaufen. 20.

Tagbogen n. Die verschiedenen Parallelkreise des Äquators werden von den verschiedenen Horizonten auch in verschiedene Hälften getheilt. (S. Tag.) Die eine der beiden Hälften nun, welche über dem Horizonte steht, heißt der Tagbogen des betreffenden Gestirns, indem die Dauer der Sichtbarkeit dieses Gestirns auf die Zeit beschränkt ist, welche dasselbe in dieser Hälfte zubringt. Wie, nach Angabe der gegenseitigen Lage von Horizont und Gestirn, des letztern ganz der Tagkreis (s. d.) über oder unter dem Horizont stehen, und das Gestirn von dem Beobachter entweder gar nicht unter- oder gar nicht aufgehen kann, s. Tag.

Tagekreise nennt man die Parallelkreise des Äquators, besonders mit Bezug auf die verbundene, scheinbare tägliche und jährliche Bewegung der Sonne um die Erde. Die Sonne beschreibt nämlich (s. Tag), wenn sie sich nicht im Äquator selbst befindet, täglich einen andern Parallelkreis desselben, welcher nun, mit Bezug auf diese Bewegung, ihr jedesmaliger Tagekreis wird. Gleichergestalt kann man den Begriff auch auf andre Gestirne ausdehnen.

Tageslicht. Die gleichförmige Verbreitung des Tageslichts (nicht Sonnenlicht) bedarf ebensoviel einer Erklärung, als z. B. die bei uns ungewöhnliche Erleuchtung des Nordlichts. Allerdings muß die Sonne, in ihrem Verhältniß zu unserm Planeten, als die erste Ursache des Tageslichts erkannt werden (s. Licht); allein das Tageslicht kann darum nicht eins mit dem Sonnenlicht sein, weil das Sonnenlicht sich, wie überhaupt alles Licht, nur in geraden Linien fortpflanzt, das Tageslicht aber auch da erscheint, wo die geradlinigen Strahlen der Sonne unser

Auge nicht treffen. Jenes ist nämlich über der Erdoberfläche überall gegenwärtig; es kommt von allen Seiten und allwärts her, wo die Sonne nicht ist. Es ist fast gleichmäßig vertheilt, auch ganz in der Nähe der freien Erdoberfläche, wo die Schatten gebenden Gegenstände die Vertheilung ungleich machen. Wir sehen die Atmosphäre als den Grund, die Bedingung (nicht die bewirkende Ursache) des Tageslichts an, insofern es vom Sonnenlicht verschieden ist. Mit dieser Behauptung hängt nothwendig eine andre zusammen: daß nämlich, wenn keine Atmosphäre existirte, der Himmel auch am Tage überall finster erscheinen müßte, die leuchtenden Punkte (Sterne) ausgenommen; die Sonne wäre dann nur der größte leuchtende Punkt, und sie könnte das Licht der Sterne für unser Auge nicht auflösen, was nur das Tageslicht vermag. Letzteres ist nämlich nichts Andres als die Erleuchtung der Atmosphäre durch die Sonne. Diese Erleuchtung beruht nicht auf einem mechanischen Zurückwerfen der Lichtstrahlen, sonst müßten am Tage alle Körper in dem der Sonne eigenthümlichen weißen Lichte erscheinen. Jeder Körper erscheint vielmehr in seiner eigenthümlichen Farbe, d. h. in demjenigen Lichte, welches er selbst, wenn er durch die Sonne erregt wird, zu entwickeln vermag. Wenn nun das Sonnenlicht keineswegs die Wirkung eines besondern Lichtstoffs ist, welchen die Sonne aussendet, sondern die Erscheinung einer polarisirten Spannung (Wechselwirkung) zwischen der Sonne und dem Planeten (s. S. 11), so hat es mit dem Lichte, welches erleuchtete Körper geben, eine gleiche Bewand. Die Körper sind zur Tageszeit durch die Sonne erleuchtet heißt also: sie sind durch die Sonne zum Selbstleuchten erregt, welches aber nur so lange dauert als die Erregung. Es können aber nur undurchsichtige Körper erleuchtet werden, denn die durchsichtigen pflanzen das Licht eines selbstleuchtenden Körpers fort, und können insofern nicht zum Selbstleuchten erregt werden. Gäbe es vollkommen durchsichtige Körper, so müßten sie auch vollkommen unsichtbar sein, weil nur die beleuchteten und selbstleuchtenden sichtbar sein können. Unter allen uns bekannten durchsichtigen Körpern ist aber keiner vollkommen durchsichtig, da sie alle mehr oder weniger sichtbar und um so sichtbarer sind, je dichter ihre Masse ist. Am deutlichsten sichtbar sind daher der Diamant, der Krystall, das Glas, auch das Wasser, noch deutlich sichtbar; aber die, im Verhältniß zu letzterm gegen 1000 Mal dichtere Luft scheint dem oberflächlichen Beobachter völlig unsichtbar, mithin vollkommen durchsichtig zu sein. Das ist sie aber nicht, da selbst beim heitersten Tage entfernte Gegenstände, z. B. Berge, wie durch einen blauen Dufte getrübt, erscheinen, und dies um so mehr, je entfernter sie sind. Dieses Blau ist die Erscheinung der erleuchteten und daher unvollkommen durchsichtigen Luft. Das Blau des Himmels beim Mangel der Wolken ist dieselbe Erscheinung, nämlich die eigenthümliche Farbe der erleuchteten Luft; jedes Theilchen der letztern ist von der Sonne erleuchtet, mithin die ganze, der Sonne zugekehrte Hälfte der Atmosphäre zum Selbstleuchten erregt; und da die erleuchteten Theile einander selbst wieder erleuchten, wodurch die Lichterregung verstärkt werden muß, so sieht man hier den wahren Grund des Tageslichts und dessen Allgegenwart über der tagenden Erdoberfläche. Die Dämmerung ist nur ein schwächeres Tageslicht und hat also keinen andern Grund als dieses selbst; die Atmosphäre ist nämlich schon lange vor Sonnenaufgang erleuchtet, und zwar zuerst unmittelbar in der höchsten Region, woraus die allmähliche Zunahme der Dämmerung bis zur Verwandlung in volles Tageslicht sehr begreiflich wird, nicht aber aus der Strahlenbrechung, von welcher nur das frühere Erscheinen des Sonnenbildes vor dem wirklichen Aufgange der Sonne die nothwendige Folge ist. — Die Atmosphäre ist überhaupt, hinsichtlich des Tageslichts eine sehr notwendige Vermittlerin zwischen der Sonne und dem Planeten und dessen Bewohnern. Ohne Atmosphäre würden wir z. B. das Angesicht der Sonne keinen Augenblick ertragen. Nur vermittelt ihres weißen Schleiers darf

den und die Sonne erscheinen. Diesen Schleier gibt ihr aber die Atmosphäre vermög der Materialität, welcher die Finsterniß eigenthümlich ist. Alle Farbe ist ein Gemisch, oder materielle Daywischenkunft, auf eigenthümliche Weise modificirt und daher getrübt, geschwächtes, gemildertes Licht. Alles Sehen ist durch Farbe vermittelt, u. das farbige Tageslicht ist das stärkste, das wir anhaltend ertragen können. Ueberhaupt ist, wie gesagt, alle Wechselwirkung der Sonne mit der Erde durch die Atmosphäre vermittelt, ohne welche der letztern dieser Verkehr, wie in dem die Majestät des Zeus, verderblich sein würde. Die Atmosphäre des Himmels aber selbst das erste Product aus der Wechselwirkung desselben mit der Erde. Letztere hat sich nämlich in diesem Wechselverlehr (polarem Verhältniß der Lichtstrahlen) einen Theil der Planetensubstanz möglichst angeeignet, sich damit und daher ätherisch gemacht. Dies ist der Ursprung der Atmosphäre. So wird, um das Wechselverhältniß zwischen der Sonne und der Erde zu einem fortwährenden organischen Leben zu machen, die Atmosphäre ins Mittel treten, und das unermessliche Licht der Sonne in ein sonnig-planetisches, in einen farbigen Schleier verwandeln und zugleich das Tageslicht vermitteln, welches Beides die Erde zu der Entwicklung ihres Lebens erregt und zum Gebären unzähliger Kinder beizutragen, welche die Sonne mit ihr erzeugt hat.

Tagesordnung, s. Reglement.

Tageszeichen, die astrologische Benennung der Sternbilder des Widlers, des Löwen, der Wage, des Schützen und Wassermanns.

Tagesflatter, Tagvogel, s. Schmetterlinge.

Tajo (spanisch; portug. Tejo), einer von den großen Flüssen der pyrenäischen Halbinsel, welcher fast in der Mitte von Spanien, in der Landschaft Aragonien, auf dem Gebirge von Albaraccin, entspringt. Er vergrößert sich bald durch andre Quellen, und fließt durch die Ebenen, welche s. Namen führen, in die Provinz Cuenza, die er mit der Provinz Soria und Guadalarara scheidet. Nachdem er einige Gebirge durchfließt, fließt er durch die Provinz Toledo, bewässert die schönen Gärten von Madrid, wendet sich um die Mauern von Toledo herum, geht dann durch die Ebene von Talavera und durchfließt Estremadura, wo im Paß von Almaraz eine schöne Brücke und zu Alcantara eine prächtige, 670 Fuß lange Brücke über den Fluß steht. Nachdem er 80 Meilen lang Spanien durchflossen hat, tritt er in das Königreich Portugal, welches er 32 Meilen lang durchströmt. Bei Santarem, unterhalb Santarem, theilt er sich in den neuen Tejo und den Mar del Tejo, vereinigt beide bei Villafranca, erhält eine Breite von 2 Meilen, und fließt sich zuletzt unterhalb Lissabon in das atlantische Meer. Der Tajo fließt im Norden nach Südwesten; er ist in Spanien wegen seiner vielen Klippen und Felsen nicht schiffbar, sondern bloß in Portugal, wo er bis über Abrantes hinauf fließen wird und bis Santarem Ebbe und Flut hat. Er hat gewöhnlich trübes Wasser und tritt jährlich (besonders in Portugal) über s. Ufer aus. Seine vornehmsten Nebenflüsse sind auf der Nordseite: der Tarama (mit dem Henares, Manzanarez und Tajuña), Guadarrama, Alberche, Tintar, Alagon, Ervas, Ponsal, Tago und Secere; und auf der Südseite: der Guadiela, Algodor, Torcon, Tago, Tusa, Alija, Ibor, Magasca, Salor, Sever, Alpiarza, Zatas und Zamora.

Tafelage (le cordage, la manoeuvre, les agrès, la garniture d'un Schiffe), eins jener sonderbaren deutschen Austerwörter, die bei einer mehr oder weniger hiesigen Form und Aussprache, doch keineswegs franz. Ursprungs, und unübersetzbar sind, wenn wir schon, wie hier (Tafel, Tafelwerk) andre völlig entsprechende Ausdrücke dafür haben. Man versteht darunter Alles, was zur Ausstattung und Regierung eines Schiffs gehört, Tauen, Segel, Segelstangen, Winde, u. s. w. Siebente Aufl. Bd. XI.

den, Rollen, Anker u. s. w. Daher abtakeln so viel heißt, als jenes Boot Schiffe abnehmen und ins Zeughaus bringen; takeln hingegen ein Schiff Masten, Segeln, Tauwerk so in Stand setzen, daß es in See stehen kann. Wichtigsten Vorrichtungen zur Fortbringung eines Schiffs sind die Segel, Aufspannung Masten errichtet werden. Diese erhalten ihre Befestigung beider Seiten des Schiffs durch das Tauwerk. Das ganze System von Tauwerken an einer Seite des Schiffs heißt Want, und wird zu Strickeln gerichtet, um auf die Masten steigen zu können. Auf den eigentlichen Mast richtet man noch 1 oder 2 andre, die man Stengen nennt. Bei der vollen Takelage führt ein Schiff 3 Masten und das Bugspriet (welches vorn auf dem Schiffe liegt). Die Segel, welche nach dem Mast, an dem sie hängen, verschiedene Namen erhalten, werden durch horizontal liegende Stengen geführt, die man Rahen (Segelstangen) nennt. Mit Hilfe der Segel wird zum Bewegen des Schiffes benutzt. Die Seite, von welcher der Wind kommt, nennt der Seefahrer die Luffseite (Lustseite), die, nach welcher er fährt, die Leeseite. Mittels der schiefen Stellung der Segel aber wird es möglich, Schiffe mit einerlei Winde nach ganz verschiedenen und sich an der Leeseite in verschiedenen Winkeln kreuzenden Richtungen fahren können. Um das Schiff auf eine Anker zu erhalten, läßt man den Anker zugehen, d. h. in den Grund fallen; oder legt das Schiff bei, indem man die Segel den Wind in entgegengesetzten Richtungen empfangen läßt. Mehr hierüber s. Seewissenschaft.


Takt bedeutet 1) in der Musik 1) das Maß, nach welchem man eine Reihe von Klängen, als zelterfüllende Größen, gleichförmig abtheilt; dann 2) die Abtheilung selbst, besonders wenn sie genau ist (wie wenn man sagt, ein Orchester oder Spieler habe keinen Takt); 3) die Art der Abtheilung oder dieses Maßes (Taktart); 4) die einzelnen Abschnitte, welche durch diese gleichmäßige Abtheilung auf einander folgender Klänge entstehen, und das gleichmäßige Verhältniß, welches sie dadurch zu einander treten, die Noten eines Taktes und oft auch die Taktnote; 11) eine gleichmäßige (nach einem bestimmten Maße einzutheilen) Bewegung überhaupt, wie sie auch beim Gehen und Tanzen vorkommt. Die Verschiedenheit der Klänge in Hinsicht ihrer Höhe und Tiefe (Töne) bestimmt den Takt so wenig, daß Takt auch ohne diese stattfinden kann; aber nicht ohne Verschiedenheit der Zeitdauer und des Accents. (S. Rhythmus.) Der Grund darin, daß wir ohne denselben eine Reihe von Bewegungen und Tönen nicht als ein Ganzes auffassen würden. Um dieses zu können, müssen uns die aufeinander folgenden Klänge und Rückungen als Theile gleichförmig wiederkehrender Abschnitte erscheinen — denn in dieser gleichförmigen Wiederkehr erkennen wir die Einheit des Mannigfaltigen in der Zeitfolge (d. i. den Rhythmus); es ist der Takt der Bewegungen und Töne dasselbe, was die Symmetrie und ihr Verhältniß für die räumliche Figur. Durch den Takt theilen wir den Rhythmus in Glieder, und wir nehmen beim Fortschreiten der Bewegungen und Klänge gleichförmige Zeittheile wahr, indem jene Abtheilungen nicht nur überhaupt gleichdauer haben, sondern sich auch in Hinsicht ihrer Zeitglieder entsprechen. In der That würde die Empfindung der gleichmäßigen Fortschreitung aufgehoben, wenn z. B. Dreiviertelтакт und Vierviertelтакт fortdauernd vermischt einander vernommen würden, in welchem Falle zwar beide so vorgetragen werden könnten, daß einer ebenso viel Zeit als der andre erfüllte, aber beide sich in der Zahl der Rückungen oder Zeittheile widersprächen. Es ist also der Takt ein Verhältniß auf einander folgender Zeittheile, eine Zeitabtheilung in der fortschreitenden Bewegung, durch welche das Aufeinanderfolgende in gleich lang dauernde und gemessene Glieder zerfällt. Dieses Gleichmaß wirkt auch angenehm auf das Gehör, wie das symmetrische Verhältniß der Körper auf das Auge, und hat nach der

seiner Glieder wiederum eine verschiedene Bedeutung; daher die Taktarten. Denn der Takt ist verschieden nach der Zahl seiner Glieder (Takttheile) und nach bestimmter Verschiedenheit des Accents, der die Zeittheile trifft. Hier ist zunächst eine gerade Taktart, deren Glieder eine gerade Zahl bilden, eine ungerade, deren Glieder eine ungerade Zahl haben. Einfach ist jene, die aus 2, diese wenn sie aus 3 Hauptzeiten besteht. Der einfache gerade Takt ist der $\frac{1}{2}$ = Takt; zusammengesetzt ist der Vierteltakt (bezeichnet durch $\frac{1}{4}$) und der $\frac{3}{4}$ = Takt. Der Zweiertakt ($\frac{1}{2}$) ist, nach Apel's Ausdruck, der Vierteltakt im verjüngten Maßstabe; noch schneller und leichter ist der dreiertheilige Zweiertakt ($\frac{2}{3}$); sowie dagegen der Zweizeitel- oder Zweiertakt (bezeichnet $\frac{2}{2}$ oder C , oder V) nur schwerer und länger vorgetragen als der Vierteltakt, und daher höchstens Achtel als die kürzesten Noten. Die gerade Taktart kann nicht wol mehr als 8 gleiche Zeittheile haben, weil sich nicht würden zählend wahrnehmen lassen, mithin der Grund des Tacts, die theilende Verschiedenheit, durch dieselben sich verlieren würde; und die ungeraden Taktarten durch Unterabtheilungen in einfache aufgelöst werden. Der ungleiche oder ungerade Takt, welcher mehr Mannigfaltigkeit verleiht als der gleiche, kommt zurück auf den Dreiertakt ($\frac{1}{3}$). Durch kürzere oder längere Zeittheile entsteht der Dreiertakt, durch längere Dauer der Zeittheile der Dreiertakt, durch Multiplication der Dreizahl entsteht der schwere $\frac{3}{2}$, $\frac{3}{4}$ und der leichte $\frac{2}{3}$, $\frac{2}{4}$ und der $\frac{1}{2}$ = Takt, welches die übrigen ungleichen Taktarten sind. Über 12 ungleiche Zeiten hinaus würde die Unterscheidung möglich, mithin der Takt nicht mehr ermüdend sein. Andre ungleiche Zahlen aber, z. B. 5 und 7, sind keine Taktarten, da sie, nach Apel, keine reinen, sondern aus mehreren ungleichen zusammengesetzte Zahlen sind. Daher hat man auch ehe- malige ungerade Taktarten Tripeltakt genannt, indem nur die aus 3 Zeiten entstehenden ungeraden Taktarten dem Ohre natürlich sind. Ein Takt endlich, der aus 4 Theilen bestünde, würde ebenfalls unmöglich sein, da man eine Zeit stets in 2 Theile theilen kann, und der Takt sich auf eine Gleichartigkeit des Verschiedenen beschränken ließe. In diesem Allen geht auch hervor, daß die Taktarten keine willkürliche Erfindungen sind, wie Rousseau anzunehmen schien. Übrigens schreibt man den Taktarten eine größere Lebhaftigkeit im Ausdruck der Gemüths- zustände zu. Was die Takttheile betrifft, so haben sie einen bestimmten Werth durch den Accent. Hiernach unterscheidet man gute und schlechte Takttheile (nota buona und nota cattiva, thesis und arsis, Niederschlag und Schlag genannt). Ein guter oder schwerer Takttheil ist derjenige, der den Accent erhält. Ein solcher verlangt bei der Gesangscomposition auch eine lange Sylbe, eine kurze. Gute Takttheile sind in den gleichen Taktarten der erste Theil, dieser hat absolut das größte Gewicht, weil er den Anfang des Taktes bildet. Werden die halben Takte des Vierteltakts in Viertel verwandelt, so hat das erste und dritte Viertel den Accent, letzteres jedoch einen schwächern, wie hier die Viertel unter einander wie die Takttheile verhalten, welche die Takte ausmachen. Einen noch schwächern Accent erhalten das dritte und sechste Viertel, wenn die Viertel in Achtel verwandelt werden. Bei den ungeraden Taktarten wiederum im Dreiertakte das erste Zweitel das Gewicht, in dem Sechsertakte das erste und vierte Viertel das größte, das zweite und fünfte Viertel ein wenig schwächeres Gewicht und so fort. Daß aber durch die Verschiedenheit des Accents verschiedene Taktarten, selbst bei gleichgeltenden Noten, unter- schieden sind, sieht man z. B. durch eine Vergleichung des Dreizeitel- und Sechsertakts, sowie des Dreiertakts und Sechsertakts.

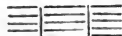
nämlich $\frac{3}{2}$ wird accentuirt 

$\frac{4}{4}$: : : 

Seiner $\frac{3}{4}$ wird accentuirt 

$\frac{6}{8}$: : : 

Dieses ist auf die Composition gegebener Worte leicht zu beziehen. Die W. B. lebe, liebe, hoffe u. s. w. würden an sich am schicklichsten in den Zweivierteltakt passen, weil Länge und Accent in den ersten Sylben dieser Worte sich gleich dagegen die Worte: selig sind die Auserwählten, sich mehr für den Vierteltakt eignen als für den Zweivierteltakt. Der Gebrauch einer falschen Tonart und Vermischung einfacher und zusammengesetzter Taktarten ist an den Verhältnissen jener Verhältnisse, und besonders dadurch zu erkennen, daß der Accent auf eine falsche Stelle oder auf einen schlechten, das Accentlose auf einen schweren Takt fällt. In den Büchern von Kirnberger („Kunst des reinen Satzes“, 2. Abschn., 2. Abthl.), Koch („Versuch einer Anleit. zur Composition“, 1. 2. Abthl., 2. Abschn.), Gfr. Weber („Theorie der Tonsetzkunst“, 1. Bd., Rhythmik) findet man Mehreres über diesen Gegenstand. Für den Erfindern neuer Takte wird Franco von Köln (s. Musik, Geschichte der) gekannt. Bei den Griechen wurde der Takt zum Gesange des Chors Anfangs durch Schritte (*χορευτική*), dann durch eiserne, bei den Römern durch das *scan* oder *scabillum* angegeben. Man s. darüber Hottiger's Programm: „Quid docere fabulam“. Die Neuern bedienten sich des Taktstocks, Taktstabs, einer Papierrolle oder der Hand. — Taktstrich ist der senkrechte Strich, welcher die Abschnitte, welche der Takt im Rhythmus bildet, bezeichnet werden

s. B. 

Taktmesser, musikalischer Zeitmesser (Chronometer, Metrometer) ist für die musikalische Ausführung eines Tonstücks sehr wichtig, die richtige Bewegung zu treffen, in welcher es, nicht zu langsam oder nicht zu geschwind — dem Charakter desselben angemessen, vorgetragen werden soll; denn die Angabungen der Zeitbestimmungen, Andante, Adagio, Allegro, Presto etc. — sind immer zu schwankend und ungewiß, weil jeder Compositeur sich sein Andante, sei es groß oder langsam oder geschwinde denkt als ein anderer, mithin auch in einer Bewegung vorgetragen wissen will. Man hatte daher lange, in London als in Paris, mit Erfindung einer Maschine, durch welche der Tonsetzer angeben kann, nach welchem bestimmten Zeitmaße er sein Stück ausgeführt will, Versuche gemacht, die auch zum Theil glückten, und von der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Paris mit Beifall gekrönt wurden. Allein in Deutschland wollten solche Versuche keinen Eingang finden, obgleich Prof. Würja zu Lin und Cantor Weiske zu Meissen fast zu gleicher Zeit ein solches Instrument ben. Neuerlich aber hat hauptsächlich Stöckel, Cantor zu Burg, hierin einen glücklichen Versuch gemacht, dessen Taktmesser oder Chronometer aus einer einfachen Grundlage gestellten Maschine, gleich einer Uhr mittler Größe, besteht, welcher ein Pendel und eine Schnur mit einer Rolle hängt, woran sich ein Zeiger befindet; auf dem Zifferblatte sind Zahlen, auf welche, sowie es von dem Componisten über seinem Stücke angegeben ist, man die Zeiger hinstellt, um dann den in Bewegung gesetzten Pendel und dessen Schnelligkeit oder Langsamkeit

erfahren, welche jener für sein Stück haben will. Der geschickte Mechaniker in Wien hat diese Maschine auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht. Sie wird jetzt auch in Orchestern gebraucht, und die berühmtesten Tonsetzer, z. B. Beethoven, haben das musikalische Zeitmaß ihrer Werke nach diesem bestimmt. Man kann ihn in jeder bedeutenden Musikhandlung in Leipzig kaufen. Der als Componist und Theoretiker bekannte Gottfr. Weidmann gibt in der „Leipz. mus. Zeitung“, 1813, Nr. 27 und 48, 1814, Nr. 41, und 1815, Nr. 5, zur Bestimmung der Schnelligkeit, mit welcher ein Takt eines Tonstücks genommen werden soll, folgende Methode an: Das einfachste und sicherste Chronometer ist ein einfaches Pendel, d. h. bloß ein Faden, dessen Ende eine Bleikugel befestigt ist. Bekanntlich schwingt ein Pendel desto schneller, je kürzer er ist, und je länger er ist, desto langsamer. Man schreibt nur am Anfange eines Tonstücks die Länge des Pendels hinzuschreiben, welche die Takttheile des Tonstücks entsprechen, z. B. Allegro 8" rhein. In diesem Allegro sollen die Takttheile (hier die Viertel) so geschwinde genommen werden, wie die Schläge, welche ein 8 Zoll lauges Pendel thut. Wenn nun ein also bezeichnetes Tonstück vorkommt, darf man nur den Faden des Pendels 8 Zoll lang nehmen, und die Kugel daran ein paar Mal hin und her schwingen lassen, so gibt jeder Pendelschlag genau den Grad der Geschwindigkeit an, welchen der Tonsetzer die Viertel des Allegro ausgeführt haben will, und man kann die schwankenden Ausdrücke Allegro, molto oder poco Allegro es im Auge fassen. Diese Tempobezeichnung hat das Vorzügliche, daß sie ohne alle Schwierigkeit verstanden und angewendet werden kann, wo nur ein Zwirnfaden und eine Flintenkugel von beliebiger Größe zu finden, und wo das Zollmaß bekannt ist, und man nicht vergißt, daß jeder Pendelschlag einen Takttheil (also Viertel = 1/2 Takt, Achtel im 2/3, 3/4, 4/5, 5/6 = Takt) bedeuten soll. Sollten bei sehr schnellen Bewegungen die Takttheile gar zu kurz, bei äußerst langsamer Bewegung zu lang werden, so könnte man der Bequemlichkeit halber eine Ausnahme von der Regel machen und im ersten Falle z. B. halbe Takte, im letztern die Zeit nach dem Pendelschlag bestimmen. Es bedarf auch keiner besondern Vortheile bei dem Gebrauche des Pendels, da die feinen Unterschiede hier nicht merklich sind.

Taktik ist die Lehre von der Stellung und dem Gebrauche der Truppen zum Kampfe. Man kann sie in die Elementartaktik und die eigentliche Taktik theilen. Die erste lehrt die Ausbildung des Soldaten und das Einzelne der Bewegungen, die zweite den eigenthümlichen Gebrauch und die beste Benützung im Gefechte. Es ist nach jeder Waffengattung ihre eigne Taktik. Man braucht das Wort auch für die Kunst. Die Taktik im Allgemeinen hat sich seit dem Revolutionskriege wesentlich verändert. Über den in neuerer Zeit viel besprochenen Unterschied zwischen Taktik und Strategie vgl. Militairwissenschaften und Militairschriftsteller. — Die Seetaktik, od. die Kunst des Seekrieges, brachte zuerst ein Engländer, selbst nicht Seemann, um 1780 in eine systemat. Form, und verbesserte sie durch die Ausführung des Grundsatzes der Durchbrechung der Linien. Seitdem ist das Hauptwerk zur Geschichte dieser Kunst des Rearadmirals Sir John S. Mordaunt's Gesch. der brit. Seeschlachten in den letzten 60 Jahren („Naval battles from 1744 to the peace in 1814, critically illustrated“, London 1814, 4.).

Talapoinen, Priester des Io (s. d.).

Talar, ein langes, bis auf die Fersen herabreichendes, mantelartiges Kleid, welches Fürsten und Priester im Orient zu tragen pflegen.

Talent (ταλαντον) bedeutet theils eine Rechnungsmünze, nach welcher die Steuern berechnet wurden — in Athen 60 Minen zu 100 Drachmen ge-

rechnet, d. i. gegen 1350 Thlr. — ; theils ein großes Gewicht — geteilt 53 Pfd. 27 Loth 2 Quentchen 56 Aß berechnet. — Im bildlichen und wöhnlichen Sinne wird Talent eine ausgezeichnete Geistesfähigkeit. Sie gehört also zur Anlage und entspringt aus derselben. Aber jeder hat Anlage; denn die frühern physischen sowie die dadurch bestimmten Verhältnisse seiner Natur sind es, deren Inbegriff wir Anlage nennen, auf die spätere Richtung und Bildung des Individuums bezogen werden. Anlage liegt sonach nur die Möglichkeit einer eigenthümlichen und bestimmten Äußerung oder Krafterrichtung (zur ausgebildeten Individualität). Die denken wir uns aber als die in einem Subject liegende Möglichkeit zur Hervorbringung einer bestimmten Art von Wirkungen, wir denken also bei ihr eine bestimmte Art der Thätigkeit und ein bestimmtes Ziel, welchem diese Kräfte des Subjects angemessen ist. Sonach ist auch die Fähigkeit unterschieden vom Vermögen, als dem innern Grunde einer menschlichen Thätigkeit, und auf die Anlage überhaupt, eine Anlage besonderer Art, und da sie einen bestimmten Gegenstand hat, auf welchen die Anlage gerichtet sich entwickeln muß, eine entwickelte, in einer bestimmten Art der Geistesäußerung beruhende Anlage. Fähigkeit kann übrigens ebensowol Empfänglichkeit (Receptivität) als Thätigkeit (Spontaneität) bezeichnen; ihr Gegenstand wird immer als etwas Bestimmtes gedacht. Sie unterscheidet sich von der Fertigkeit dadurch, daß diese erst in ihrer wirklichen Äußerung, und zwar in einem hohen, durch Übung und Gewöhnung (besonders mechanischer Art) erworbenen Grade der Leichtigkeit und Beharrlichkeit bezeichnet. Wenn nun das Talent eine ausgezeichnete Fähigkeit ist, die einen bestimmten Gegenstand hat, für welchen sie sich als bestimmte Richtung entwickelt, so ist das Talent zwar darin, daß es auf Naturgabe beruhet, dem Genie gleich, und, wenn wir ausgezeichnete Anlage oder Naturgabe überhaupt Talent in einem sehr weiten Sinne nennen wollten, auch das Genie als eine besondere Art des Talents zu betrachten. Aber es unterscheidet sich, der vorher bestimmten, engern und eigentlichen Bedeutung nach, vom Genie dadurch, daß es eine einzelne ausgezeichnete Richtung des productiven Geistes ist, das Genie eine glückliche, durch Natur begründete Harmonie aller oder doch der meisten Anlagen, die sich unter der Herrschaft der Vernunft mit Originalität und Energie in der Hervorbringung unnachahmlicher Wirkungen äußert. — Das Genie durch Individualität, Wirkungskreis und äußere Einflüsse sehr verschieden und daher auch beschränkt, allein es wirkt stets in größerm Umfange, mit eigenthümlicherer Richtung und größerer Selbstständigkeit als das Talent, und mit Fülle von Kräften, die diesem nicht zu Gebote steht. Auch hat das Genie gewöhnlich vor ihm einen gewissen natürlichen Tiefblick voraus, der in den verschiedensten Gebieten der menschlichen Wirklichkeit, auch ohne genauere Wissenschaft des Einzelnen, das Richtige und Wahre leicht ergreift und auffaßt, und auch das Erhabenste und Tiefste durchdringt. Dies gilt vorzüglich von dem Kunsttalente im Gegensatz des Genies (s. Jean Paul's „Vorschule zur Ästhetik“, in den Abhandlungen von dem Genie und dem Talente). Zu den übrigen bedeutendsten Talenten in theoretischer Beziehung das Talent der Beobachtung (welches die schnelle, und genaue Auffassung des Eigenthümlichen der Erscheinungen und des in ihnen wirkenden Gesetzes oder ihre Bedeutung betrifft), das Talent der Vorherhersagung (welches auf umfassender Erkenntnis der Erfahrung und des ursächlichen Zusammenhanges der Dinge, in Verbindung mit einer ausgezeichneten Fertigkeit im Schließens beruht); ferner der Witz (s. d.), Scharfsinn und Tiefinn. In praktischer Beziehung redet man, außer dem Kunsttalente, noch von einem praktischen Talent, welches jedoch mit diesem oft verbunden ist, und sich in einer geschickten Benützung der zur Ausführung gewisser Zwecke günstigsten Umstände äußert.

hauptsächlich in der Leichtigkeit, seine Pläne schnell ins Werk zu setzen, zu begl.

Talisman (arabisch: ein Bild, Abzeichen) ist ein Bild, in Metall oder in geoffen oder gegraben, das zu einer besondern Stunde bei Erhöhung gewisser Sterne, bei der Zusammenkunft gewisser Planeten — also unter einer gewissen Constellation, daher sie auch den Namen Constellationsringe führen — in Beobachtung abergläubischer Formlichkeiten gefertigt worden, und dadurch Kraft erlangt haben soll, bei Denen, welche es bei sich führen, außerordentliche Wirkungen, besonders gegen Krankheiten, hervorzubringen. Im weitern Sinne ist Talisman ein Natur- oder Kunstzeugniß, welches durch s. Nähe zu wirken, die Einflüsse der Dämonen zu hemmen, und also den Schaden, den sie anrichten, abzuwenden. Etwas ganz Ähnliches bezeichnet man durch Amulet (s. d.). Vielleicht unterscheidet sich der Talisman durch eine größere, ausgedehnte Wirksamkeit von dem Amulet, und nach Göthe („Westöstl. Divan“, 1. u. 2. Buch) die Zeichen oder Worte beim Talisman auf Edelsteinen, beim Amulet auf Papier geschrieben sind. Da beide zur Vertreibung der größten irdischen Übel, Krankheiten nämlich am häufigsten, vielleicht auch am frühesten gebraucht wurden, so fällt ihre Geschichte oft in die Geschichte der Medicin ein, und zwar von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten herab und fast bei allen Völkern, nur daß die Talismane selbst sehr verschiedener Natur waren; so bei den Aegyptern die Bildnisse von Thieren und heiliger Thiere, wie des Ibis und des Skarabäus; bei den Chinesen die heiligen Worte auf Täfelchen geschrieben und andre Telesmata; bei den Arabern manche Idole, die man an Ketten immer bei sich trug; bei den Arabern und Inden geschriebene Sprüche des Koran; später endlich und im Abendlande die Schaulinzen von bestimmten Metallen, unter besondern Constellationen und mit magischen Charakteren bezeichnet; im Mittelalter die Reliquienkästen, die geweihten Kerzen und Weidenruthen, Rosenkränze u. d. m. Aber auch Steine, Kräuter, Theile von Thieren u. d. m. dienten und dienen jetzt als Amulette und Talismane gegen mancherlei Krankheiten, selbst gegen die Pest. Im Mittelalter machte die Astrologie und die Kenntniß der Amulette einen Theil selbst der wissenschaftlichen Medicin aus; gewöhnlich hat sich zwar diese Kenntniß in den Bereich der Volksquacksalberei und der Anwendung sympathetischer Mittel zurückgezogen, aber die Magnetiseurs haben ihre Heilkraft dem von ihnen magnetisirten Wasser, Eisenstäben, Baqueten, Ketten und Kleidungsstücken an, und schaffen auf diese Weise eine neue Art von Talismanen. Vgl. das seltene und fleißig gearbeitete Werkchen: „Petr. de prodigiosis naturae et artis operibus talismanes et amuleta cum recensione scriptorum hujus argumenti liber singularis“ (Hamb. 1792. deutsch: „Geschichte der talismanischen Kunst“ (Germanien 1792). 16. Tal, ein Mineral von grünlichweißer Farbe, fettartigem Perlmutterglanz, von unregelmäßiger Theilbarkeit nach Einer Richtung. Es findet sich in dünnen Tafeln, gewöhnlich aber dorb und eingesprengt, ist sehr milde, biegsam, weich und sein specif. Gewicht = 2.8. Vorzügliche Fundorte sind die Gegend der Alpen. — Da der Talk die tothe Farbe leicht annimmt, so muß er erst gelblich und geschmeidig erhält, auch keine schädlichen Eigenschaften besitzt, so daß er gewöhnlich zur Basis der Schminken benutzt.

Talkerde. Im Anfange des vorigen Jahrh. verkaufte man in Rom ein Pulver u. d. N. Magnesia alba, das alle Krankheiten heilen sollte. Zehn Jahre später fand man, daß sich dieses Pulver, welches man für Talkerde hielt, in der That als Salz ziehen lasse, und 1755 wurde es als eigne Erdbart erkannt. Sie wird bald Magnesia, bald Bittererde, bald Talkerde genannt; das letztere, welches der Bestandtheil des Talkes ausmacht. Sie kommt weniger häufig als

die Kalkerde, aber doch in allen 3 Naturreichen vor. Man erhält sie aus der felsauren Talkerde, die gewöhnlich Bitter- oder englisches Salz genannt, einigen Quellen in England und Deutschland im Überflusse gewonnen wird. Löst dieses Bittersalz in kochendem Wasser auf und vermischt die heiße Lösung mit einer ebenfalls kochendheißen Auflösung von kohlensaurem Kali in Wasser, entsteht dabei ein Niederschlag von kohlensaurer Talkerde, welcher, um die Säure zu entfernen, bis zum Glühen erhitzt wird, worauf die unschmelzbare Erde rein zurückbleibt.

Talkstein, ein dem Speckstein (s. d.) nahe verwandtes, fest schlüpfrig anzuführendes Fossil.

Tallard (Camille d'Houstan, Graf v.), geb. 1652 am 14. Febr. der berühmtesten Feldherren Ludwigs XIV., stammte aus einer bis ins 14. hinaufsteigenden Familie. Im 16. Jahre trat er im Heere ein, und 1674 ihm Turenne schon bei Mülhausen, wie bei Türckheim, einen wichtigen Posten zu vertrauen. Nachdem er 1697 in England den Theilungstractat über die Erbfolge abgeschlossen hatte, erschien er bei dem darüber ausgebrochenen Erbfolgekriege als Feldherr eines franz. Heeres 1702 am Rheine. Bald eroberte er Altbreisach und konnte alsdann Landau belagern. Das kais. Heer griff ihn dabei am 14. Nov. 1703 an, ward aber so geschlagen, daß er, der indeß den Marschallstab erhalten hatte, mit nicht zu großer Übertreibung an Ludwig XIV. berichten konnte: „Das Heer hat in der Schlacht mehr Fahnen und Standarten erobert als Menschen verloren“. Schon 1703 hatte Villars den Plan entworfen, mit dem Kurfürsten von Baiern vereint, nach Oesterreich einzubringen, zu dem Zwecke dem Markgrafen Ludwig von Baden ein siegreiches Treffen bei Höchstädt (s. d.) liefern lassen. 1704 bekam nun L. den Auftrag, den Plan von Villars auszuführen, ward aber mit dem Kurfürsten von Baiern in f. Lager bei Höchstädt von Eugen und Marlborough angegriffen und nach der Niederlage des 8. Sept. selbst gefangen genommen. Sieben Jahre blieb er als Gefangener in England, bis wegen in Ludwig XIV. Gunst zu verlieren oder für Frankreich unthätig zu stehen, er wußte, daß an Annas Hofe Marlborough eine starke Partei gegen sich hatte, und benutzte dies genügend, diesen Feldherrn zu stürzen. 1712 kehrte er nach Frankreich zurück, ward zum Herzog ernannt und beschäftigte sich nun viel mit der Literatur. Er starb 1728 und hinterließ einen Sohn. Einen andern hatte er aus der Schlachtfeld bei Höchstädt verloren.

Talleyrand = Périgord (Charles Maurice de), Fürst von Benevent, seit Napoleons Absetzung nennt er sich Fürst Talleyrand. Pair von Frankreich (seit d. 4. Juni 1814), Ritter des goldenen Vlieses, des St. = Stephan =, Leopold =, Elefanten =, St. = Andreas =, Rauten =, schwarzen Adler =, Sankt = Ordens u. a. m., Großofficier der Ehrenlegion, Mitglied der Akademie etc. der berühmte französische Staatsmann, geb. zu Paris 1754, stammt aus einem Geschlechte, das im Mittelalter die Landschaft Quercy (jetzt Depart. Lot) als leuchtendes Haus besaß und das zum höchsten Adel in Frankreich gehört. Er war der 3. Brüdern der älteste. Ein Fall in der Kindheit verhinderte den geraden Verlauf seiner Glieder; darum sandte die Ältern für gut, die Primogenitur auf den zweiten, zu übertragen, ihn aber der Kirche zu widmen. Dieser Zwang mußte auf sein Gemüth heftig wirken. Seine mütterliche Großmutter war die Gießerin des Ursins, welche am Hofe Philipps V. von Spanien eine ausgezeichnete Rolle spielte. Diese berühmte Frau stürzte bekanntlich vom Gipfel der Macht herab, ungeachtet sie alle Springfedern der Klugheit und Ehrsucht geschickt gebrauchen gewußt hatte. Ihres Glückes Unbestand warnte den Enkel. Durch Geistesgegenwart und Talent machte sich L. zum Herren seines Schicksals, und als einmal lag das der Staaten in seiner Hand. Er studirte im Seminar

Empire. Feiner Scherz, Ironie, einnehmendes Betragen, eindringender Blick, Leichtigkeit im Arbeiten und ein Auge, das schnell die Menschen und die Schwächen durchschaute, machten bald den Abbé de Périgord bemerkbar. Am 26 J. alt, ward er 1780 zum Generalagenten des Klerus ernannt. Hier zeigte er nicht allein sein großes Talent für die Verwaltung, sondern zeigte auch die Kunst, welche in großen Angelegenheiten die geheimen Fäden schnell zu erfassen vermag, und schon Mirabeau bezeichnete ihn in s. geheimen berliner Correspondenz als einen der feinsten und tüchtigsten Köpfe seiner Zeit. Bei dem ersten Schritte seiner politischen Laufbahn erkannte man die Überlegenheit seines Verstandes. Als im Ausbruche der Revolution Bischof von Autun und Abt von Selles am 8. Dec. Als Abgeordneter der Geistlichkeit von Autun bei den Reichstagen 1789 schloß er sich dem dritten Stande an und beschleunigte die allgemeine Revolution der Gemüther, indem er am 19. Juni für die Vereinigung des geistlichen Standes mit dem dritten zu einer Nationalversammlung stimmte. Am 7. Juli 1790 war, die Vollmachten, welche bestimmte Vorschriften enthielten, für nichtig zu erklären und den Decreten der Versammlung allgemeine Gültigkeit zu ertheilen. Der Präsident der Constitutionscomité trug er selbst auf den Verkauf der geistlichen Güter an, und erklärte ihn für ebenso gerecht als nützlich; auch setzte er die einseitige Aufhebung des Zehntens der Geistlichkeit durch. Ohne sich durch den Widerstand des Klerus, insbesondere s. Diöces, welche die Grundsätze L.'s öffentlich zu bekämpfen, zu machen zu lassen, handelte er stets im Geiste der Zeit und der allgemeinen Richtung des Stromes der Begebenheiten, den er oft mit kluger Gewandtheit durch die verschiedenen Veränderungen zu lenken verstand. Den 16. Febr. 1790 ernannte ihn die Nationalversammlung zu ihrem Präsidenten. Er zuerst schlug vor, ein neues Maß- und Gewichtssystem einzuführen. Am Tage des Bundes (14. Juli 1790) verrichtete er vor dem Altare des Vaterlandes, unter der Leitung des Abbé Louis und Desrenaudes, das Hochamt. Zu Mirabeau's Leitung wurde er mit ernannt, las er vor der Nationalversammlung die Meinung des berühmten Mannes über das Recht der letzten Willenserklärungen ab. Vorher hatte ihn sein nach wahrhaft philosophischen Ansichten ausgearbeiteter Entwurf eines allgemeinen Nationalerziehungsplanes und die von ihm durchgeführte öffentliche Erörterung desselben berühmt. Seitdem dachte er auch an die Gründung eines Instituts für Wissenschaft und Kunst, das 5 Jahre später unter der Regierung zu Stande kam. — Den 29. Dec. 1790 rechtfertigte er in einer Ansprache an die Geistlichkeit seine Leistung des constitutionellen Eides, und er sie sein, seinem Beispiele zu folgen. Den 14. Jan. 1791 ward er Mitglied der Deput. von Paris, und im März und im Nov. sah man ihn sich mit Siyès verbinden und die nicht beeidigten Priester vertheidigen. Er war es, der die ersten constitutionellen Bischöfe weihte, worüber Pius VI. in einem Schreiben vom 17. April 1791 seine Unzufriedenheit erklärte und den Bischof von Autun in den Kirchenbann that. Er gab damals sein Bisthum auf. Nach dem Schlusse der Verhandlungen wurden L. und Chauvelin in den ersten Monaten des J. 1792 insgesammt nach England geschickt, um den Ausbruch des Krieges zu verhindern und die einen Friedens- und Handelsvertrag zwischen beiden Nationen einzuleiten. Am 10. Aug. trat ein, und das britische Cabinet fand sich bewogen, den vortheilhaften Charakter dieser Unterhändler nicht anzuerkennen. Chauvelin kehrte nach Frankreich zurück, L. aber, den die Jakobiner in Frankreich als einen Agenten des Auslandes in Anklagestand versetzten, die Emigranten in England aber als einen Feind der Jakobiner verdächtig machten, blieb in England, bis die Fortschritte der Revolution 1793 einen förmlichen Bruch zwischen England und Frankreich herbeiführten. Das brit. Ministerium befahl ihm, England zu verlassen. Da er aber wußte, daß man nach dem 10. Aug. 1792 in den Tuileries Schriften gefun-

den habe, die ihn verantwortlich machen konnten, so begab er sich nach den Staaten von Nordamerika, wo er sich mit Handelsunternehmungen beschäftigte. Nach dem 9. Thermidor kam er wieder nach Europa. Auf M. J. Chénier richt und die lebhafteste Verwendung der Frau v. Staël hob der Nationalconvent Sept. 1795 das gegen ihn erlassene Anklagedecret auf, und Hr. v. T. fel Hamburg, wo er Mad. Grandt kennen lernte, nach Paris zurück. 1796 er den constitutionellen Verein im Hôtel Salm mit gründeten und las die Abhandlungen vor, die durch Ansichten und Styl Aufmerksamkeit erregten die Vortheile, eine franz. Colonie an der Nordküste von Afrika zur Unterwerfung der dortigen türkischen Corsarenstaaten zu errichten, und „Über den Handel des Verein. Staaten“. Bald stieg des Hrn. v. T. Einfluß so, daß er am 18. Fructidor, im Juli 1797, das Ministerium der auswärt. Angeleg. übernahm. Damit beginnt die wichtigste Periode der öffentlichen Laufbahn dieses Staatsmanns bis 1808, an welche sich die spätere von 1814 und 1815 anknüpft. Schon 1797 wurde Hr. v. T. von allen Parteien, die f. Gegenwart fürchteten, f. geheime Macht kannten, in Flugschriften und Epigrammen heftig verfolgt, antwortete darauf in den bekannten „Eclaircissements donnés à mes citoyens“ und legte sogar f. Stelle nieder; dessenungeachtet ward er 1799 zum Rathe der Hundert von Briot und Lucian Bonaparte öffentlich angegriffen, wie von f. Vorgänger Charles Lacroix und von Quatremère-Dionval unaufrichtig mit Flugschriften verfolgt, bis der General Bonaparte aus Ägypten zurückkehrte, dessen Entwürfe vor dem 18. Brumaire an T. eine geheime, aber mächtige Unterstützung fanden, und der ihm f. Stelle wieder anwies. Hierauf präsidirte er bei den Verhandlungen, welche den Friedensschlüssen von Luneville und Amiens vorangingen. Im Juni 1802, nach Wiederherstellung des kath. Cultus in Frankreich, ernannte ihn der erste Consul bei dem Papste Pius VII. ein Breve aus, das ihn seiner Verpflichtungen als Geistlicher entband und f. Ehe mit Madame Grandt bestätigte. Als Oberkammerherr (grand chambellan de l'Empire) folgte er 1805 dem Kaiser Napoleon zur Krönung in Mailand; zu Ende d. J. begab er sich nach Wien und Presburg und unterzeichnete den Frieden mit Oestreich. Am 5. Juni 1806 erhob ihn Napoleon zum souverainen Fürsten v. Benevent, nachdem er bereits März mit For über den Frieden verhandelt hatte. Nach der Schlacht bei Austerlitz folgte er Napoleon nach Berlin, schloß zu Posen den Frieden mit Sachsen, und am 9. Juli 1807 mit Rußland und Preußen den Frieden von Tilsit. Bald d. (9. Aug. 1807) ernannte ihn Napoleon zum Reichsvizegroßwäldheren; f. Stelle aber erhielt Champagny, weil, wie man glaubt, T. in Napoleons Absicht auf Spanien nicht eingehen wollte. Dennoch folgte er dem Kaiser nach Wien und später nach Erfurt. Um diese Zeit suchte Fouché ihn bei Napoleon verbündet zu machen. Der Kampf beider Nebenbuhler um den ausschließenden Besitz der zweiten Macht in der neuen Regierung ward lange insgeheim und mit großer Hastigkeit fortgesetzt. Indes blieb T. auch während seiner Ungnade 1808 nicht unthätig. Er half die neueste Wendung des europäischen Staatensystems mit vorbereiten. — Beim Einrücken der Verbündeten in Paris am 1. April 1814 war er Mitglied einer provisorischen Regierung. Als Präsident derselben leitete er alle Verhandlungen, welche die Absetzung Napoleons herbeiführten, und entwarf vorzüglich die Restauration des Hauses Bourbon. (Der Kaiser Alexander war damals im Hôtel des Fürsten v. Benevent) Ludwig XVIII. ernannte ihn am 12. Mai 1814 zum Minister der auswärt. Angeleg. und zum Pair von Frankreich am 14. Juni. In dieser Eigenschaft wußte der Fürst v. Talleyrand (so hieß er jetzt) auf dem Congreß zu Wien den Vortheil des Hauses Bourbon mit großer diplomatischer Kunst zu befördern; er betrieb mit dem meisten Eifer die Erklärungen vom 13. und 25. März 1816 gegen den Kaiser Napoleon, und schloß die Allianz

1815 mit den verbündeten Mächten ab. Vergebens hatte ihn Napoleon
 wieder in sein Interesse zu ziehen gesucht. Am 8. Juli 1815 ward ihm wie-
 der die Krönung der auswärt. Angeleg. nebst dem Vorsitz im Ministerium erteilt;
 er aber den für Frankreich so nachtheiligen pariser Vertrag vom 20. Nov.
 1815 nicht unterzeichnen wollte, so nahm er f. Entlassung. Der Herzog v. Rich-
 eaux trat an f. Stelle. Da ihn jedoch Ludwig XVIII. zu f. Oberkammerherrn er-
 nannte, so behielt der Fürst v. T. stets Zutritt bei Hofe und versah diesen Posten
 mit dem großen Staats- und Hofeierlichkeiten; auch blieb er noch Mitglied des
 königl. geheimen Raths. (Vgl. Frankreich.) Bald regte sich gegen ihn aufs
 neue die Erbitterung. Napoleon behandelte ihn in seinen Mittheilungen von
 Elba her auf das herabwürdigendste. Am Hofe Ludwigs XVIII. hatte er
 eine mächtige Partei gegen sich. Endlich suchte man ihn als angeblichen Theil-
 nehmer an der Ermordung des Herzogs v. Enghien zu stürzen. Hr. v. Savary
 übertrug öffentlich T.'s Mitschuld an; allein der Fürst erwiderte nichts als das
 schlichte der Verachtung, erklärte sich jedoch darüber in einem abschriftlich in
 Paris bekanntgewordenen, aber nicht gedruckten Rechtfertigungsschreiben, welches
 in den Händen Ludwigs XVIII. gerichtet war. Dem leichtsinnigen Ankläger ward
 kein Verthor. — Auf dem diplomatischen Leben des Fürsten T. ruht noch man-
 ches Geheimniß. So unverkennbar große Talente dieser Staatsmann auch be-
 saß, so wandte er doch zu denjenigen Menschen, welche das Leben durch mancherlei
 Bestrebungen am Ende nur zu deutlicher Selbstsucht führte. Das
 Verlangen für Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beseelte, war nicht stark
 genug, um nicht den Begebenheiten zu weichen; ebenso wenig Stand hielt das
 weltliche GröÙe, das ihm unter Napoleons Herrschaft seine Dienst-
 stellung verdeln sollte; es blieb ihm zuletzt keine Triebfeder mehr als sein per-
 sönlicher Nutzen; so ward er für diesen Zweck ein Diener der Bourbons, wie er
 früher ein Diener Napoleons gewesen war. Je mehr er früher den Druck der Ar-
 beit gekannt hatte, desto entschiedener bestimmte jetzt die Sucht nach Geld die
 Richtung seines Handelns. Im Umgange zeigt er viel von dem Wesen eines
 kalten, daher Verschllossenheit, ruhige Verstellung, schwerer Ernst, ohne geist-
 liche, geistliche Leichtigkeit, wie alles dies bei Leuten gewöhnlich ist, deren innerer
 Charakter das äußere Auftreten ihrer Person nicht entspricht. Als Diploma-
 tist ist er beispiellos, an treffenden Stachelworten reich und in f. wahren Meinung
 unverwundlich. Den Vertrag vom 20. Nov. 1815 hat er laut getadelt. Wie je-
 der Mensch, wenn sie aufhören, sich von sogen. schwärmerischen Ideen be-
 zingen zu lassen, diesen darum noch gar nicht entsagt zu haben brauchen, so neigt
 auch T. mit Vergnügen sich zu den Richtungen f. Jugend und hat, inmitten alles
 Verfalls, für die ersten Ideen einer freien Verfassung eine starke Vorliebe bewahrt,
 die ihn auch oft in f. Urtheilen leitete. Auf gleiche Weise ist er ein Freund seiner
 Freunde mit aufrichtigem Herzen. Schriftsteller und Gelehrte hat er unter allen
 Menschen für sich zu gewinnen gesucht. Die umfassende, ruhige Übersicht seines
 Geistes, die Richtigkeit seines Blicks und die kundige Erfahrung im großen Gange
 der Geschäfte würden ihn den letztern Zeiten bedeutender gemacht haben, wenn nicht
 im verfallenen Wesen, f. anscheinende Gleichgültigkeit und f. Ränkesucht ihm
 die Achtung der Vaterlandsfreunde entzogen und sein früheres Leben ihn selbst den
 Feinden, die ihm übrigens viel zu danken haben, zweideutig gemacht hätten. Er
 arbeitet wenig und ungern, und sein größtes Talent besteht darin, Andre arbeiten
 zu machen; selbst bedeutende Männer weiß er in dieser Hinsicht seinen Zwecken
 leicht unterzuordnen. Doch versteht er besser, die auf f. Seite wirkenden Men-
 schen als die ihm gegenüberstehenden zu gebrauchen. Als kalter Beobachter läßt er
 sich in f. scharfen Urtheile durch Nichts irren, keine Leidenschaftlichkeit stört ihn, auch
 keine Neid, keine Rachsucht, die ihm ganz fremd ist, keine Eigenschaft imponirt ihm.

Man kennt nur 2 schwache Seiten an ihm: die Scheu vor der Entscheidung die Waffen und die Liebe zum Gelde. — In der Pairskammer stand v. T. bei mehreren wichtigen Erörterungen an der Spitze der Opposition. gedruckten und von der Nation mit Beifall aufgenommenen Reden zeichnen aus: die Abstimmung des Fürsten für das Nichtschuldig des angeklagten in der Verschwörung vom 19. Aug. (s. Frankreich); die vom 26. Dec. über die Competenz der Pairskammer in Hochverrathsprocessen; die vom 2. 1821 gegen die Wiederherstellung der Censur; die Rede vom 13. Nov. bei dem Tode des Grafen Bourliet, Bischofs von Evreux; die Abstimmung vom 26. Febr. 1822 gegen das Gesetz über Pressvergehen; und die berühmte „*Discours sur le projet d'adresse en réponse au discours du roi lors de l'ouverture de la session*“, die der Fürst im Febr. 1823, gegen den Krieg mit den Cortes in Spanien, in der Pairskammer gehalten hat. Lange Zeit war Fürst v. T. der Wechsel der Ministerien ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, Name bald den Anhängern von Pasquier, bald denen von Decazes, bald den Gegnern von Weiden und den Doctrinaires ein großes Gewicht zu geben schien. T. trug nie eine bestimmte politische Farbe, am wenigsten die der Ultras; seine klugen und s. treffenden Bemerkungen machten ihn jedoch stets zu einem bedeutenden Rathgeber des Ministeriums. 1828 haben s. Vermögensumstände durch den Fall des großen pariser Handelshauses bedeutend gelitten. Noch besitzt er die Herzogin das nunmehrige Herzogthum Valençay, wo er auf Napoleons Befehl dem Kaiser von Asturien und dem Infanten sein Schloß als Aufenthaltsort einrichten mußte. 1816 erhielt er aus Dankbarkeit vom König Ferdinand I. von Neapel das im Königreich Neapel gelegene Herzogthum von Dino geschenkt.

Als Staatsmann und Minister kann Fürst T. weder mit Sully, noch mit Richelieu, noch mit irgend einem berühmten Staatsmann verglichen werden; er ist einzig in seiner Kraft, wie in s. Kunst. Befah Napoleon das Genie des Feldherrn so hatte Hr. v. T. das Genie der Staatskunst; Beide vereinigt zügelten und lenkten die Revolution. T. gab wol die äußere Macht aus s. Händen; aber er blieb die doppelte höhere Macht des Geldes und des Verstandes. Mitten im Sturm so großer Erschütterungen schwebte er, selbst unantastbar, wie das Schicksal der Welt gesehen über den Ereignissen, die er vorbereitete oder lenkte. Dieser Kopf, der Alles zu beherrschen wußte, dringt fein, scharf und schlau in den Grund der Verhältnisse ein; fruchtbar an kurzen Schlagworten und scharfen Bemerkungen im feinsten Tone, entwickelt er lichtvoll und gründlich das Wahre und Dunkle, indem er leicht darüber hinstreift; dennoch sah man nie an seinem Gesicht, was er wollte. Die Mitwelt bewundert s. Geist, die Nachwelt über s. Charakter! *)

Der Oheim des Fürsten, der Cardinal Talleyrand = Périgord, Bischof von Paris, starb als Großalmosenier von Frankreich, 85 J. alt, d. 20. 1821 zu Paris. Ihm folgte sein bisheriger Coadjutor, Herr de Quelen Bezou, Graf v. Talleyrand = Périgord, Bruder des Fürsten, ist Generalleut. und Gouverneur zu St. = Germain = en = Laye; dessen Bruder, Archibald, seit 1817 Herzog v. Talleyrand = Périgord, ist Generalleutnant; dessen Sohn, Edmund, Graf v. Talleyrand = Périgord, Herzog v. Dino, diente unter Napoleons Fahnen, wurde Marechal de Camp, nahm an Feldzuge 1823 in Spanien Theil und ist jetzt Generalleutnant. Er ist der jüngste Sohn des Fürsten T. und dessen Nachfolger in der Pairwürde. — Vom Baron T.

*) Lady Morgan sagt vom Fürsten T.: „Das Gesicht dieses Mannes war so bleich und still wie die schlafende Kindheit, seine gefalteten und geschlossenen Augen schienen nicht dem Pluge anzugehören, welchen er einnahm. *Cependant c'est Mr. Talleyrand, mais jamais visage ne fut moins Baromètre*“.

Laland, einem Vetter des Fürsten, leben 2 Söhne: August, Graf v. Tal-
 laland, geb. zu Paris 1770, war Kammerherr des Kaisers Napoleon und dessen
 Gesandter in der Schweiz (seit 1808 bis im Juni 1823), jetzt ist er Pair von
 Frankreich. Sein Bruder, Alexander, Baron v. Talleyrand, geb. zu
 Paris 1776, erhielt s. Bildung zu Neapel, wo sein Vater 1789 Gesandter war,
 dann in der neapolitanischen Armee bis 1802, kehrte dann nach Frankreich zurück,
 wurde nach der Restauration Préfect im Depart. Loiret zu Orleans, folgte 1815
 dem König nach Gent, erhielt eine Sendung nach Wien, wurde später, wie er als
 Präsident einer Requisition der preuß. Truppen widersetzte, von diesen verhaftet,
 dann vom Könige zum Staatsrath und vom Depart. des Loiret zum Deputirten
 der Kammer 1815 und 1816, hierauf 1820 zum Préfecten des Aisnedepart. und
 1823 des Alierdepart. ernannt. Gegenwärtig ist er außer Dienst. Er besaß die
 große Eigenheit der Bewohner der von ihm verwalteten Depart. und stiftete viel
 Gutes. Die von ihm entworfene statistische Beschreibung des Aisnedepart. — ein
 wirkliches Werk — hat sein Nachfolger 1823 drucken lassen. 20.

Tallien (Jean Lambert) war der Sohn des Thürküters bei dem Marquis
 de Bomp., der ihn lieb gewann und mit Sorgfalt erziehen ließ. Er ward nach und
 nach Hofmeister des Marquis, Schreiber eines Procurators, Angestellter in
 der Bureau des Handels und der Finanzen, Abschreiber des Deputirten Brostaret
 während der constituirenden Versammlung, und endlich Factor in der Redaction
 des „Moniteur“. Obgleich noch sehr jung, wollte er dennoch 1791 für s. eigne
 Rechnung auftreten, und gab das Journal „L'ami des citoyens“ heraus, welches
 sehr viel machte. Als er am 10. Aug. 1792 Generalsecretair der Commune
 geworden war, fing er an, eine wichtigere Rolle zu spielen, und trug besonders zu
 den Gesandtschaften des Septembers bei, welche er sogar vor den Schranken des gesetz-
 gebenden Körpers zu rechtfertigen wagte. Nachher zum Abgeordneten des Seine-
 und Maraispart. erwählt, erschien er häufig auf dem Rednerstuhl, um Ludwigs XVI.
 zu beschleunigen, und stimmte nachher für den Tod des Königs. Hierauf
 in Sendungen gebraucht, zeigte er sich allenthalben als eifrigen Theilnehmer der re-
 volutionären Maßregeln; Bordeaux war besonders der Schauplatz seiner Wuth.
 Dort lernte er Frau v. Fontenay, geb. Cabarrus (s. Chimay), eine der schön-
 sten Frauen Frankreichs, kennen, die eben auf seinen Befehl ins Gefängniß geführt
 worden war, und die Liebe, welche sie ihm einflößte, stimmte ihn zu mildern Maß-
 regeln. Vom Wohlfahrtsausschuß deshalb getadelt, kam er mißvergnügt nach Pa-
 ris zurück, und von diesem Zeitpunkt an begann sein Haß gegen Robespierre. Die
 Sorge für s. Sicherheit bewog ihn bald, eine Nacht anzugreifen, welche er zu sei-
 nem Bedenken gerüstet sah, und der 9. Thermidor, zu dessen Helben er gehörte,
 sah ihn, indem er ihn an seinem Feinde rächte, auf den Gipfel des bürgerlichen An-
 sehens. Vergebens wollte die Bergpartei sich den Gunstbezeugungen, deren Gegen-
 stand er war, widersetzen. Nach einander zum Präsidenten, zum Mitgliede des
 Wohlfahrtsausschusses und zum obersten Leiter der wiederhergestellten Jakobiner
 ernannt, erhielt er eine wirkliche Oberherrschaft; er gab im Convent den Ton an,
 und indem er mit Kühnheit alle Beschuldigungen, welche gegen ihn vorgebracht
 wurden, zurückwies, blieb er bis zum 13. Vendemiaire im Besiß einer Gewalt ohne
 Grenzen. Während dieser Zeit heirathete er Frau v. Fontenay, welche jetzt als
 Frau Tallien eine glänzende Rolle in den pariser Circeln spielte u. u. a. die antiken
 Costüme in Mode brachte. Als er nachmals in den Rath der Fünfhundert trat,
 setzte er strenge Maßregeln gegen die Verwandten der Ausgewanderten, klagte die
 Royalisten und die Agenten Englands an, und entwarf ein Gemälde von den Ge-
 fehren, von denen die Republik und ihre Vertheidiger umgeben wären; allein seine
 Declamationen wirkten nicht, und zufolge einer Sonderbarkeit, die aus den ver-
 storbenen Rollen, welche er in der Revolution gespielt hatte, entsprang, sah er sich

1797 gezwungen, sich sowol gegen die Anklage, daß er Theilnehmer an d. stischen Verschwörung des L'Avilleheurnois, als auch gegen die Beschuldigung er 1792 septembrißrender Jakobiner gewesen sei, zu rechtfertigen. Im Mai 1798 aus dem Rath, und gleichsam von allen Parteien zurückgestoßen, er sich in eben d. J. nach Ägypten in der Eigenschaft eines Gelehrten ein; Verwalter des Droit d'enregistrement und der Nationaldomains zu Paris, sich in der Folge von mehreren Generalen gemißhandelt, und ward von Napoleon Frankreich zurückgesandt, der aber eine Anklage vorausschickte, welche ihn Haftung zur Folge gehabt haben würde, wenn nicht das Schiff genommen wäre. In London tröstete ihn die Oppositionspartei durch einen glänzenden Empfang über s. Gefangenschaft. Als er einige Zeit nachher freigelassen war, er nach Frankreich zurück, erhielt 1806 die Consulsstelle zu Alicante, welche 3 Jahre bekleidete, und lebte seitdem in der Dunkelheit. Seine Gattin wollte nach Frankreich zurückkehren, ihn nicht wieder aufnehmen, sondern erklärte ihn Bindung mit ihm für gänzlich aufgehoben und verheirathete sich mit dem v. Caraman. Weil T. die Zusatzverfassungsurkunde Napoleons 1815 unterzeichnet hatte, ward er durch das Decret vom 12. Jan. 1816 verbannt, durfte vorerst in Frankreich bleiben, erhielt 1819 nochmals Aufschub, und starb in 1820 zu Paris, nach langem körperlichen Leiden, im 54. J. seines Alters in Dürftigkeit. Als Herausgeber des „Ami des citoyens“, der „Décade égyptienne“ u. kommt sein Name auch in der Literatur vor. — Wie groß auch die s. Vergehungen und Verbrechen gewesen sei, so ist man wenigstens schuldig, stehen, daß er sich bei den wichtigen Stellen, die er bekleidete, durchaus nicht schert hatte (wie er denn in den letztern Jahren fast allein von den Unterstützungen eines sehr edeln Mitgliedes des königl. Hauses gelebt hat), und daß er zu Frankreich gehört hat, welches Frankreich seine Befreiung aus den Tigerkrallen Robespieres verdankte. Seine Abstimmung zur Verurtheilung Ludwigs XVI. hat er langjähriges Leiden und bittere Reue abgebußt.

Talma (François Joseph), der berühmteste neuere tragische Schauspieler der Franzosen, Mitglied des Théâtre français in Paris (geb. daselbst 1. Jan. 1763), hatte von s. Ältern (der Vater war Zahnarzt) eine vortreffliche Ausbildung erhalten. Er war anfänglich zum Arzt bestimmt, verlebte den ersten s. Jugend in England und kam erst im 15. J. nach Paris zurück. Hier erwarb die dramatischen Meisterstücke und die berühmten Künstler des Théâtre français den Geschmack für die Bühne in ihm. Nach beendigten Studien ging er nach London. Mehrere dort befindliche junge Franzosen verbanden sich mit ihm zur Aufführung einiger dramatischen Stücke. Die außerordentlichen Talente, die T. in s. Darstellungen entwickelte, veranlaßten mehrere seiner Freunde von England, ihm Vorschläge zu thun, sich ganz der londoner Bühne zu widmen. Verschiedene Umstände aber führten ihn nach Paris, wo er in der eben errichteten königl. Schauspielschule in der Rolle des Orestes aus Iphigenia in Tauris auftrat. Die leidenschaftliche Feuer seiner Haltung erregte allgemeine Bewunderung, und erhielt von der Regierung den Befehl zum Debut auf dem Théâtre français, in 1787 als Orestes in Voltaire's „Mahomet“ auftrat. Er fand Beifall, und diesem Augenblick begann er s. künstlerische Bildung mit ebenso einsichtsvoller, eifriger Beharrlichkeit, als glücklichem Erfolge. Er suchte den Umgang der berühmtesten Gelehrten, Maler, Bildhauer und Antiquare, studirte die Geschichte, um Sitten und Gebräuche der Völker, die Charaktere merkwürdiger Personen kennen zu lernen, forschte in den Antiken nach Stellungen der Figuren, dem Gehen und Gewändern, Ausdruck der Leidenschaften und nach den verschiedenen Costumen. Dem letzten Punkt war das franz. Theater noch sehr zurück. T. wurde der Schöpfer der bedeutendsten Reformen in diesem Fache. Beim Ausbruche der Revolul-

und *Genier's* Trauerspiel: „Karl IX., oder die Bartholomäusnacht“, aufgeführt. L. studirte den Charakter und die Handlungen Karls IX. in der Geschichte und besaß dessen Erscheinung in Bildnissen und Medaillen von diesem Könige, und gab ihn dann mit so lebendiger Wahrheit, daß von da an sein Ruf als erster und bester Schauspieler feststand. Eine nicht ausgezeichnete, aber regelmäßig wiederkehrende Gestalt, eine volle, wohlklingende Stimme, und gegen die antiken Formen eine kühne, bildsame Gesichtszüge standen bei ihm mit einem klaren Geiste, einer lebhaften Empfindung, warmer Phantasie und großer Reizbarkeit in harmonischer Verbindung. Die Erregbarkeit seiner Nerven zeigte sich schon in der Jugend sehr deutlich. In der Pension führte er mit 5. Mitschülern eine Tragödie auf, worin er die Augenblicke eines Freundes zu beschreiben hatte, der von 5. Vater zum Tode verurtheilt worden war. Die Situation ergriff ihn so heftig, daß er in einen Strom von Thränen ausbrach, der erst einige Stunden nach beendigtem Schauspiel zufließen konnte. Ein Nervenfieber, das ihn in spätern Jahren befiel, nahm ihm Reizbarkeit und ließ eine große Melancholie zurück. Diesen Eigenheiten verdankte er die so unentbehrliche Leichtigkeit, sich die Charaktere, die Leidenschaften, die Affecten, die innersten Regungen des Gemüths der darzustellenden Personen in allen Graden und allen Abstufungen so vollkommen anzueignen, daß er der vollkommensten Täuschung die Natur selbst sich auszusprechen schien. Auch der Sturm der Zeit hat mächtig auf 5. Kunst gewirkt. In der Revolution sah er gleichsam die Geschichte vor 5. Augen entstehen. Ein großes Drama entwickelte sich vor ihm, an welchem er selbst mithandeln mußte. Es war eine lange, katastrophenreiche Zeit. Die Leidenschaften waren aufgeregte und trieben zum freien, gewaltigen Handeln. Begeisterte Redner donnerten Schreckensworte und Zerstörung von den Höhen des Lebens hinunter. Helden aller Gattungen auf der Tribune, am Schlachtfeld und im Felde standen auf und fielen mit einem weit in die Umgebungen sich ausbreitenden Geräusch. Neben den Gräueln der verworfensten Verbrechen leuchteten auch die großen Tugenden der classischen Vorwelt. Sichtbar wandelte das Wahre und Unwiderstehliche unter den Menschen. Talma faßte diesen echt tragischen Charakter der Wirklichkeit auf und übertrug ihn mit genialer Lebendigkeit in seine Darstellungen. So verschieden das franz. Trauerspiel von dem englischen und deutschen ist, so verschieden ist natürlich auch dessen Darstellung. L., durch das Studium der Revolution und 5. frühe Kenntniß des engl. Theaters geleitet, zeigte sich in seinen glücklichen Übergängen von der ersten zu der letzten. Er spielte die verschiedensten Rollen, und so war sein ganzes Streben ein rein tragisches, das sich in seinem Wesen mit voller Würde aussprach. Seine tiefe Einsicht in die Kunst der Schauspielkunst bewährte seine schöne und lehrreiche Abhandlung über die Kunst. Sein Umgang war dabei bescheiden, gefällig und angenehm. Während der Revolution theilten sich die Schauspieler des Théâtre français, und L. führte die Direction der neuen Gesellschaft (de la rue de Richelieu), bis unter dem Directoire beide wieder vereinigt wurden. L. stand in großem Ansehen bei Napoleon, der als General, als Consul und als Kaiser ihn mit Auszeichnung behandelte und oft um sich hatte. Er folgte ihm nach Erfurt, wo er vom russ. Kaiser als Fürst von Weimar Beweise vorzüglicher Schätzung erhielt. Am Hofe des kaiserl. Fürsten ward er mit gleicher Achtung empfangen, sowie auch 1813 in Berlin. Von Paris drang sein Name durch ganz Europa. Er starb allgemein beklurt, den 19. Oct. 1826, und wurde nach 5. Willen ohne den Beistand der kathol. Kirche begraben; auch hatte er 5. beiden Kinder protestantisch erziehen lassen, weil er nicht einer Kirche angehören wollte, die seinen Stand verdammt. — Seine Rollen: *Desprez*, *Ninpas*, *Verdome*, *Hamlet*, *Manlius*, *Augustus*, *Joab*, *Agamemnon*, *Marius*, *Capello*, *Regulus*, der junge *Marigny*, der *Templer*, *Sylla* (oder vielmehr *Napoleon*, von *Jour*), *Karl IX.*

waren T.'s Hauptrollen. T. gab die *Memoiren* des Lekain heraus; vortrefflich sind f. „*Reflexions sur l'art théâtral.*“ (Paris 1825). — Vgl. Moreau's „*M. histor. et littér. sur F. J. Talma*“ (Paris, 2. A., 1826). Seine Gattin, roline, zuerst als Mlle. Vanhove, dann als Mad. Petit-Vanhove und endlich Mad. Talma bekannt, galt für eine der größten Schauspielerinnen ihrer Zeit. hatte sich schon seit 1810 von der Bühne zurückgezogen.

T a l m u d. Der Talmud gehört zu den jüdischen Schriften der nachchristlichen Zeit, welche sich auf jüdische Gesetze und ihre Erläuterungen beziehen. Wort bedeutet Lehre, Anweisung, von dem hebr. Lamad: er hat gelernt. gesamte Talmud besteht aus 2 Hauptabtheilungen: der Mischna und Gemara. Die Mischna ist eine im 2. Jahrh. n. Chr. veranstaltete Sammlung von Vorschriften jüdischer Rabbinen (Geseflehrer). Die ganze bürgerliche Verfassung und Lebensart der Juden hatte allmählig, gegen das Zeitalter Christi hin, eine eigenthümliche, von der frühern Verfassung und Denkart dieser Nation in mehr als einer Hinsicht verschiedene Gestalt angenommen. Es konnte ihnen selbst nicht entgehen, daß die in den mosaischen Büchern enthaltenen bürgerlichen Vorschriften den Bedürfnissen und Verhältnissen der neuern Zeit nicht mehr vollkommen entsprachen. Der neue, politische Zustand der Dinge, verknüpft mit manchen eigenthümlichen religiösen Ansichten, welche die spätern Juden allmählig in ihre Glaubenslehre aufgenommen hatten, veranlaßte nicht selten Fragen über Das, was zu thun oblag, worüber sie in ihrem mosaischen Gesetzbuche keine Erörterung fanden. Die Ausleger des mosaischen Gesetzes, die Rabbinen, suchten diesem Mangel durch abzuhelpen, daß sie theils dem mosaischen Gesetz Auslegungen beifügten, durch es Anwendbarkeit auf neue Verhältnisse, neue Fragen und Untersuchungen erhielt, und neue Vorschriften aus den alten ableiteten (wobei sie allerdings nicht selten mit ziemlicher Willkür zu Werke gingen), theils eigne, ganz neue Vorschriften gaben, welche damals, in Hinsicht ihres Ansehens, dem mosaischen Gesetze beinahe gleichgestellt zu werden pflegten. Diese rabbinischen Auslegungen und Zusätze nannte man die mündliche Überlieferung, zum Unterschiede von der in hebr. Offenbarungsurkunden schriftlich aufbewahrten. Um ihre Sammlung machte sich besonders Rabbi Juda, mit dem Beinamen der Heilige, verdient (150 n. Chr.), und sein Werk erhielt den Namen *M i s c h n a*, oder auch das zweite Gesetz. Sowol gleichzeitige als spätere Rabbinen beschäftigten sich nun sehr ämsig mit neuen Auslegungen und Erklärungen dieser Mischna, und vorzügliches Ansehen erhielt darunter die 230 n. Chr. vom Rabbi Jochanan abgefaßte *G e m a r a* (ein jüdischer Ausdruck, von dem Worte *gamra* abgeleitet, die Vollenbung, Beendigung, oder, nach der Meinung andrer Ausleger, die Lehre, den Untergrund bedeutend). Jene Mischna und diese Gemara machten gemeinschaftlich den palästinensischen Talmud aus, der sich zunächst auf die Juden in Palästina bezog. Da sich die Juden vorzüglich nach Babylon gewendet hatten, und die Synagogen in Palästina allmählig fast verschwunden waren, bearbeiteten die babylonischen Rabbinen einen neuen Commentar über die Mischna, der im Fortgange der Zeit immer mehr erweitert, und 500 n. Chr. vollendet ward, so daß es nun auch einen babylonischen Talmud gab. Zur Kenntniß des Talmud, der Targumim und Tosephim, hat M. J. Landau, Inspector der israelit. deutschen Hauptschule in Wien, ein „*Rabbinisch = aramäisch = deutsches Wörterbuch*“, mit Anmerkungen für Etymologie, Geschichte, Archäologie, Geographie etc. herausgegeben (Prag 1819 - 5 Bde.).

Talos (Mythol.), auch Taurus genannt, der aus ehernem Geschlechte sprossene Beschützer von Kreta, welcher täglich 3 Mal die Insel umwanderte, sie gegen feindliche Einfälle zu schützen. Auch habe er, setzt die Sage hinzu, diejenigen, welche in Kreta landen wollten, dadurch abgehalten, daß er ins

...gen wäre, und sie mit glühenden Armen umfaßt hätte. Er hatte übrigens eine Ader, welche vom Halse bis in die Ferse ging und mit einem ehernen Ring geschlossen war. Medea überlistete ihn endlich, als sie mit den Argonauten diesen Nagel heraus, und das Leben strömte mit dem Blute von ihm. Die Fabel ähnliche Geschichten von diesem Talos, der wahrscheinlich eine ernenne Statue war, welche die Phönizier als Wachtthurm an das Ufer des Berges von Kreta gesetzt hatten. Hephästos soll sie dem Minos geschenkt haben. Außerdem wird noch ein Talos in der Geschichte erwähnt, welcher ein Schwefersohn des Dädalus gewesen sein soll, bei dem er die Bildhauerkunst und die Töpferscheibe, die Säge und mehrere nützliche Werkzeuge erlernte, welcher aber vom Dädalus heimlich ermordet ward.

Lambour nennt man in der Kriegsbaukunst die Schließung eines offenen Grabens mit einander eingegrabener Pallisaden, die nach Befinden der Front mit Schießlöchern versehen werden. Zuweilen legt man solche Tambours an die Stadthore oder vor die Ausgänge militairisch besetzter Gebäude.

Lambroni (Joseph), Archäolog, geb. zu Bologna 1774, hatte in s. Vaterstadt studirt. Er begab sich 1796 nach Mailand, um Theil an den Ereignissen zu nehmen, welche der Einbruch eines franz. Heers vorbereitete. Als die russisch-österreich. Armeen (1799) s. Sicherheit bedrohten, flüchtete er nach Genua, und verheirathete sich daselbst. Nach der Schlacht von Marengo begleitete er den Grafen Marescalchi nach Paris und erhielt eine Anstellung als Attaché des Auswärtigen. Die Sehnsucht nach Italien aber machte ihn bald wieder nach Livorno wünschenswerth. Von hier ward er nach Pisa versetzt, und von alten Denkmälern umringt, begann er das Studium der Alterthümerwissenschaft. Er wurde Mitglied der Akademien der Alterthümer zu Florenz, zu Rom, der Akademie der schönen Künste zu Wien, und Correspondent des franz. Instituts. Unter s. Werken nennen wir: 1) „Compendio della storia di Polonia“ (2 Bde.); 2) „Descrizione de' dipinti a fresco esecutati nel palazzo del duca di Bracciano“; 3) „Lettere sulle urne cinerarie etrusche“; 4) „Trattato della pittura di Cennino Cennini“; 5) „Eloquio di Cicerone“ (Mailand 1823). L. starb zu Rom den 16. Jan. 1824.

Lambroni (Clotilde), älteste Schwester des Vorigen, geb. zu Bologna 1774, zeigte früh Hinneigung zu ernstern Studien. In dem Zimmer, wo ihr Vater Unterricht im Griechischen empfing, mit weiblicher Handarbeit beschäftigt, lauschte sie auf jedes Wort, und bald war sie im Stande, Fragen des Lehrers, die ihm in Verlegenheit setzten, zu beantworten. Ein solches Talent machte sie bald Professor der Universität aufmerksam. Mit ihrer Beihülfe kam Cl. in kurzer Zeit dahin, daß sie griech. Verse bildete, die der Gesellschaft der Inestricati vorgelesen wurden, und ihr die Ehre der Mitgliedschaft erwarben. Dankbar für die Aufmunterung, schrieb Cl. zur Hochzeitsfeier des Präsidenten der Gesellschaft ein Epithalamium. Jetzt beeilten sich die Arkadier zu Rom, die clementinische Akademie zu Cortona, die neue Muse in ihre Mitte aufzunehmen. Einmal von Bologna berief sie 1794 als Prof. der griech. Sprache an die Universität. Cl. verlor jedoch ihren Lehrstuhl, als sie 1798 sich weigerte, den Haß der Franzosen zu beschwören, wie es die Verfassung der cisalpinischen Republik verlangte. In Begleitung ihres alten, kindlich geliebten Lehrers, des Paters Aponte, unternahm jetzt der Exprofessor eine Reise nach Spanien. Bei ihrer Rückkehr beantwortete den Talenten der Signora L. Gerechtigkeit widerfahren, ohne sich um politischen Meinungen zu bekümmern; ihr Name ward in das Album der berühmten Bologna wieder eingetragen. Als später der Lehrstuhl der griechischen Sprache aufgehoben wurde, zog sich diese merkwürdige Frau in die Einsamkeit zurück. Außer dem Griechischen verstand sie noch Lateinisch, Französisch, Englisch

und Spanisch. Mit vielen ital. und auswärtigen Gelehrten stand sie im Wechsel. D'Anse de Villosion sagte von ihr: „In Europa gab es nur drei Männer, die schreiben konnten wie sie, und fähig waren sie zu verstehen“. Dasselbe geachtet hatte Clotilde von ihren Kenntnissen nur eine geringe Meinung, und ihren zahlreichen Handschriften ist wenig gedruckt worden. Die reinste Sittlichkeit bezeichnete ihr Leben; allen großen und schönen Gefühlen stand ihr Herz unvergeßlich waren ihr Die, welchen sie ihre Bildung verdankte; den Vater verließ sie lebenslang nicht, und nach s. Tode errichtete sie ihm in der Carthaus zu Bologna ein Denkmal. Clotilde starb am 4. Juni 1817. Ihr schriftlicher Nachlaß kam in ihres Bruders Hand. Die von ihr gedruckten Werke sind: „*I greci per le nozze Ghisilieri, con la traduzione*“ (1792) und „*Ode sa greca, con la traduzione toscana*“ (1794).

Tamburin oder Tambour de basque, Handpauke, gehört zu den ersten musikalischen Instrumenten. Überall, wo der hebräische Musik gedacht wird, finden wir auch diese Handpauken genannt. Der Siegesgesang Mirjam's nach Durchzuge der Israeliten durch das rothe Meer beweist, daß damals schon die Cithara mit Instrumenten und mit Tanz begleitet wurde. Unstreitig stammt diese Musik von der Feier des ägyptischen Bacchusfestes ab. Bei allen Bacchanten und bei den Dithyramben, welche die auf den thracischen Gebirgen herumschwärmenden Mänaden sangen, finden wir ferner die Pauken und Handtrommeln erwähnt; bei den Orgien waren zwar erst nur Lyren und Flöten zum Gesange erlaubt, als aber Bacchus selbst, der Fabel nach, begleitet von Satyrn, Faunen, Bacchantinnen, das Fest besuchte, brachten diese auch Pauken, Sistrum, Krotal und Hörner mit. Die Schlaginstrumente, die den Rhythmus am bestimmtesten bestimmen, waren immer bei festlichen Tänzen sehr beliebt. Luther übersetzte hebr. Wort Toph durch Pauke. Die Griechen nennen es τυμπανον, die Lateiner tympanum, die Araber Duff (Tambur ist im Orient ein Name der Guitarre), die Spanier Adufe, ein Wort, welches aus dem Arabischen abstammt und wahrscheinlich von den alten Mauren mit dem Instrumente selbst zu den Spaniern kam. Schon dadurch, daß es im Morgenlande stets von Jungfrauen bei Fest und Feiern gespielt wurde, sehen wir, daß es keineswegs mit unserer jetzigen Pauke zu verwechseln ist. In den Zeiten des Mittelalters finden wir unter den vielen Instrumenten der Troubadours und Menestriers dies Instrument auch erwähnt; damals war es Tambour und Cloquette genannt und gehörte zu jedem vollstimmigen Concert. Unser jetziges Tamburin besteht aus einem metallenen oder hölzernen Cirkel, welcher mit einer Haut bespannt und ringsum mit kleinen (schneckenartig angeordneten und bei der Berührung des Instruments zusammenschlagenden) Schellen oder auf der hintern Seite mit Glocken besetzt ist. Man fährt bald mit dem Daumen der einen Hand auf dem Felle im Kreise herum, bald schlägt man auf dasselbe um den Rhythmus genauer zu bezeichnen, und dreht mit der andern Hand den Cirkel unter allerhand Wendungen herum. Gewöhnlich ist an einer mit Elfenbein belegten Stelle der Reif durchbohrt, um den Daumen der linken Hand durchzuführen; auf diesem ruht dann beim Spiel das Tamburin und dreht sich um ihn herum, während die rechte Hand ihm abwechselnd Läufer, Triller, gezogene Bass und vielfältige Schellenklänge abzulocken weiß. Dies ganze Spiel bekommt durch die mannigfaltigsten Biegungen und Wendungen der Arme und des Körpers einen unendlichen Reiz und malerische Grazie, so daß man selbst der Muse der Tanz gewöhnlich ein Tamburin in die Hand gibt. Man nennt das größere so genannte Instrument eigentlich Tambour de basque, weil es in Biscaya zu allen Liedern und Tänzen gespielt wird. Das kleinere Tamburin hat weniger Ton, wirkliche Schellen und ist keiner so kunstmäßigen Behandlung fähig. In neuer Zeit hat besonders der Capellmeister Steibelt mehrte ebenso gefällige als glänzende

Rausche für das Pianoforte mit Begleitung dieses Instruments geschrieben, die *Bachanales* nennt. Die Gattin dieses Componisten, eine geb. Engländerin, war die Erste, die dies Instrument so kunstmäßig zu behandeln verstand, daß sie damit allgemeinen Beifall erwarb. Die schönsten und elegantesten Tambours de basque kauft man bei Erard in Paris. — Noch wird in Provence und Languedoc eine Art um den Leib geschnallte Pauke, welche mit einem Klöppel geschlagen wird und zur Begleitung einer Pfeife dient, *Tamburin* genannt. — Endlich heißt so bei den Frauenzimmern eine Art Nährahmen oder Reif, über welchen der zu bearbeitende Stoff (Seide, Baumwolle) gespannt und worauf die sogen. *Tambourstiche*, eine Art von Kettstichen, mittelst der Tamburinnadel gezeichnet wird. Letztere ist ein kleines elfenbeinernes oder knöchernes Heft, an dessen einem Ende mit einer Schraube ein kleines stählernes Häkchen befestigt wird, das man durch das Zeug durchsticht, indem man den Faden damit aufhebt.

Lamerlan, s. Timur.

Lanaïs oder Don, ein Strom, der ehemals Asien von Europa schied; er entspringt bei Tula, nimmt den Donez u. a. m. auf, ist 300 — 1200 Fuß breit und fließt nach einem Laufe von 142 deutschen Meilen in das asowsche Meer. Am Niederrand liegt das zu keinem russ. Gouvernement gehörende Land der donischen Kosaken (3600 □ M., mit 370,000 Einw.) nebst der donischen Steppe.

Lancred, der Sohn des Markgrafen Odo oder Ottobonus. geb. 1078, nach Gottfried von Bouillon die Seele des ersten Kreuzzuges. Ohne ihn wäre Jerusalem nicht erobert, das Eroberte nicht erhalten worden. L.'s Vater starb sehr früh hinweg, und die Geschichte weiß uns nicht einmal zu sagen, wo der Markgraf seinen Sitz hatte. Aber die Mutter des Helden, Emma, war die Schwester des berühmten Normannenherzogs Robert Guiscard in Apulien und Calabrien. Das Haus s. Oheims, und folglich auch das s. Mutter, galt seit Jahrhunderten als eins der berühmtesten in der Niedernormandie. Drei Söhne Lancred's von Hauteville hatten die Herrschaft der Normannen in Italien gegründet, und von Robert Guiscard ward dieselbe vollendet. Selbst Sicilien brachte er in seine Gewalt und überließ es seinem Bruder Roger. Konstantinopel zitterte vor ihm. Am Tod Roberts, der an einer Seuche starb, die auf seiner Flotte ausbrach, verlor er. Der älteste Sohn Roberts, Boemund, ward L.'s treuester Freund und Hofsbruder. Als daher 1095 der erste Kreuzzug zu Stande kam, nahm nicht allein L., sondern auch dieser das Kreuz. L. überließ sein Erbtheil dem jüngern Bruder und unterstützte jeden unvermögenden Ritter, der ihn nach dem Morgenlande begleiten wollte. 1096 schifften beide Helden nach Epirus und zogen nach Macedonien. L. führte die Vorhut oder die Nachhut, je nachdem es dort oder hier Gefahr gab, und rettete das Heer mehr als ein Mal, bei den Nachstellungen der Griechen, vom Untergange. Da der griech. Kaiser Boemund dem Sohne des Robert, welcher ihm den Thron zu rauben drohte, mißtraute, so dürften diese Nachstellungen um so weniger auffallen, und sie hörten nicht eher auf, bis Boemund ihm den Lehnseid geschworen hatte. Dies empörte indessen L. so sehr, daß er sich von Boemund trennte, bis ihn der Mangel an Lebensmitteln und Boemunds Zureden zur Nachgiebigkeit nöthigte. In der Ebene von Chalcedon stießen seine Scharen zu denen von Gottfried v. Bouillon. Hier lernten sich Beide kennen und schlossen jenen Bund, den uns Tasso in s. „Befreiten Jerusalem“ so schön besungen hat. Bei der Belagerung Nicäas, 1097, trat L. zuerst unter den Helden auf, die den Gang der Begebenheiten leiteten. In der Schlacht von Dorylaeum rettete er das von 200,000 Selbstschützen umringte Kreuzheer vom Untergange, sah aber seinen jüngern Bruder fallen. Von Nicäa nach Jerusalem über das Taurusgebirge, 200 Meilen durch verödete, unbekannte Länder, zogen Gott-

frieds Bruder Balduin und T. voran, den Weg zu erkundigen. T. drang zu durch die Schluchten des Gebirges und nahm die Stadt Tarsus durch Vertrag. Ihm folgte Balduin. Dieser war treulos genug, die Stadt für s. Bruder Namen nach, der Sache nach für sich in Besitz zu nehmen. T. blieb nur ein Augenblick aufgebracht. „Soll ich meine Lanze mit dem Blute meiner Wunden färben?“ rief er edel und zog nach der Stadt Memistra, die mit Sturm erobert wurde. Auch dies wollte ihm Balduin abtrotzen. Dies Mal ließ sich T. zu einem Kampfe hinreißen, der indessen auch bald mit Versöhnung endete. Darauf zog er vor Antiochia. Seuchen, Mangel an Lebensmitteln, Verfall der Mannszucht verzögerten die Eroberung wol 7 Monate lang. T. hatte fast täglich Gelegenheit zu retten und zu helfen. Die zurückgelassene christliche Besatzung wurde von einer persischen Heere umringt; allein T. hielt den Muth aufrecht und schlug den Feind in einem Ausfalle. Nach Ostern 1099 brach man zur Eroberung von Jerusalem auf. T. nahm Bethlehem ein. Es drängte ihn der Erste zu sein, der die heiligen Mauern sehe; kaum hatte er sie erblickt, so erstürmte er ein vorspringendes Gebäude, das in Jerusalem noch jetzt der Tancredsthurm heißt. Bei den Schreckensscenen der Eroberung Jerusalems (19. Jul. 1099) benahm sich T. allein als Mensch. Er rettete Tausende der Feinde mit eigener Lebensgefahr. Dafür ward er als Feind der Priester und der Religion angeklagt! Bald drang der Sultan von Aegypten mit einem Heere vor, um Jerusalem den Kreuzfahrern zu entreißen. Da schlug T. dessen Vortrab und eroberte in der großen Schlacht bei Askalon 12. Aug. das ganze Lager. Hierauf eroberte er Tiberias am See Genesareth, lagerte Jaffa und suchte nach Gottfrieds Tode es dahin zu bringen, daß Boemund König von Jerusalem wurde. Allein der würdige Boemund mußte dem bösen Balduin, Gottfrieds Bruder, nachstehen, und während T. gegen den Emir von Damaskus im Felde lag, ward er als Empörer vor Balduins Thron geladen. Doch T., nunmehr Fürst von Galiläa, von seinen Vasallen geliebt und geachtet, verachtete Balduins Bosheit und zog nach Antiochien, dessen Fürst, Boemund, von den Türken gefangen worden war. Türken und treulose Griechen bedrohten dessen Staat gleich sehr; aber T. bot bald jenen, bald diesen mit bewundernswerdiger Umsicht und Beharrlichkeit die Spitze. Endlich gelang es ihm, dem tapfern Boemund die Freiheit wiederzuverschaffen, und uneigennützig gab er ihm das Fürstenthum zurück. Als Boemund nach Europa ging, um neue Streiter herbeizuführen, war T. der Schirmvoigt von Antiochien, das von Aleppo aus wie von den Feldherren des griech. Kaisers gleich sehr bedroht wurde. Selbst mit dem Grafen Balduin von Edessa und dem Ritter Joscelin v. Courtenay mußte er manchen harten Kampf bestehen. Mit Sehnsucht harrete er auf Boemunds Rückkehr, der sein Heer schon in Griechenland angelangt war. Da starb sein Freund zu Salerno. Nun zogen Boemunds Scharen entweder heim oder traten in des griech. Kaisers Dienste (1108). Dennoch gelang es dem unerschrockenen T., den Sultan Mauduhd in einer Hauptschlacht zur Rückkehr über den Euphrat zu zwingen. Dies war des Helden letzte That. T. starb unbesezt 1112 im 35. Jahre. Er war die Blüthe und das Muster des Ritterthums. Raoul de Caen hat halb in Prosa, halb in Versen „Les gestes de Tancrede“ geschildert; Tasso hat ihm und Clorinde die Unsterblichkeit gegeben.

Tanfana, eine Gottheit der alten Deutschen. Man glaubte sonst, daß der Tempel derselben in dem Stifte Münster in Westfalen gewesen sei. Hr. v. Holhausen zu Herford hat in s. Schrift „über die Heerzüge der Römer in Westfalen“ gezeigt, daß der Ort, wo diese Gottheit verehrt worden, in Hocholzhäusen, ein Städtchen an der Bever, im Bisthum Paderborn, der noch bis jetzt den Namen Tanfanne führt, sei, daß es aber kein Tempel, sondern, nach alter deutscher Sitte, ein Hain gewesen. Man verehete in dieser Gottheit das Feuer oder den Donner.

Tang (*fucus*) ist der Name für Gewächse des Meeres und salziger Wasser, welche mit den Conserven und Ulven zu der natürlichen Familie der Algen gezählt werden. Von den Conserven unterscheidet sich der Tang dadurch, daß er keinen gegliederten Bau hat. Die äußere Gestalt ist sehr verschieden. Den feinsten Algen bisweilen ähnlich, werden sie doch oft blattartig, oft buschig und von knorrigem Bau. Ihre Früchte sind entweder unvollkommen und als bloße Keimkörner ansehnlich, oder echter, in Schoten befindlicher Samen.

Tangente, Berührungslinie, im Allgemeinen jede gerade Linie, welche in einem krummen (wenigstens mit jeder solchen krummen, die von einer geraden Linie in 2 Punkten geschnitten werden kann) nur Einen Punkt gemein hat und auf einer Seite derselben liegt (geometrische Tangente). Im trigonometr. Sinne besonders derjenige Theil der Berührenden beim Kreise, welcher auf dem Endpunkte eines der dem zugehörigen Bogen einschließenden Radien senkrecht steht (d. h. den Kreis in diesem Punkte berührt) und vom verlängerten andern Radius (der Secante) geschnitten wird. Die trigonometr. Tangenten, deren man sich bei dem Sinus, Cosinus u. s. w. zur Auflösung der Dreiecke bedient (s. Trigonometrie), sind ihrem relativen Werthe nach (d. h. mit Beziehung auf einen bestimmten von einer gewissen Größe) für jeden Kreisbogen berechnet, und solche im Buche, oder meistens deren Logarithmen, in den trigonometr. Tafeln neben dem Sinus und Cosinus derselben Bogen angelegt. Wie diese Berechnung der Tangenten durch Beziehung auf Sinus, Cosinus und Radius geschieht, ist bei der Verzeichnung dieser Linien und des zugehörigen Kreisbogens, durch Vergleichung der entstehenden beiden ähnlichen Dreiecke sogleich übersehen. Zur Bestimmung der geometr. Tangente, vermittelst der Subtangente, erzogt die Differenzialrechnung u. d. N. der directen Methode der Tangenten eine solche Anleitung. (S. Infinitesimalrechnung.) Dieser directen Methode der Tangenten setzt die höhere Analysis eine umgekehrte Methode der Tangenten entgegen. (S. wegen letzterer *Inversa methodus tangentium*.) — Beim Clavier- oder Flügelbau heißen **Tangenten** die kleinen messingnen oder hölzernen Stäbchen, welche hinten auf den Tasten stehen, und wenn durch den Druck der Finger in Bewegung gesetzt werden, hinten an die Saiten schlagen. D. N.

Tangentialkraft. Um einen anschaulichen Begriff davon zu erlangen, wie die Planeten, in Folge der Anziehung, welche die in dem einen Brennpunkte der elliptischen Bahnen ruhende Sonne auf sie ausübt, sonst aber frei im Weltraum schwebend, ihre Bahnen beschreiben können, denke man sich, sie hätten anfangs in einem beliebigen Punkte derselben vom Finger der Allmacht einen Stoß erhalten, um sich in der diesem Punkte entsprechenden Richtung geradlinig fortzubewegen. Damit vereinigte sich die Anziehung der Sonne (Centripetalkraft; s. Centralkräfte) und der Planet müßte also die Diagonale des Parallelogramms beschreiben, dessen Seiten jede dieser beiden Bewegungen, einzeln genommen, für eine gewisse Zeit darstellen. Im folgenden Zeitabschnitte würde der Planet, auch ohne alle weitere Einwirkung einer Kraft, und bloß seiner Trägheit gehorchend, den angefangenen Weg in der Richtung dieser Diagonale fortsetzen; die Centripetalkraft wirkt aber wiederum auf diese erlangte Geschwindigkeit, um den Planeten aus der neuen von der letzterhaltenen Richtung abzulenken. Auf diese Art entspringt, wie schon die Fortsetzung einer nach obigen Angaben entworfenen Zeichnung augenscheinlich lehrt, Bewegung um den Mittelpunkt der Kräfte (Centralbewegung), und zwar bloß in Folge der Centripetalkraft, wenn man nämlich von ihrem ursprünglichen Stöße, als der angeblichen Ursache der sogenannten Centrifugalkraft (s. Centralkräfte), abstrahirt. Dem Planeten wohnt in jedem Punkte seiner Bahn eine gewisse Schwunggeschwindigkeit (Folge seiner zeitherigen

Bewegung, also ganz eigentlich Wirkung der Trägheit) oder ein Bestreben bei, die letzterhaltene diagonale Richtung fortzusetzen und sich somit zugleich vom Mittelpunkt der Kräfte zu entfernen. Diesem Bestreben widersteht sich die nach letztem Punkte gerichtete Anziehungs- (Centripetal-) Kraft. Die Centripetalkraft läßt sich aber wieder in 2 andre Kräfte zerlegen, deren erstere (Normalkraft) auf die Bahn senkrecht ist und also bloß dazu verwendet wird, den Planeten in derselben zurückzuhalten, zu verhindern, daß die krummlinige Bewegung nicht in ein Geradfließen nach geradliniger Richtung ausarte, die letztere aber in die Richtung der Bahn selbst fällt, folglich darin nichts ändert, sondern nur auf die Geschwindigkeit wirkt; und diese letztere Kraft nun ist die hier betrachtete Tangentialkraft, so genannt, weil das Element der Curve mit der Tangente zusammenfällt. Die Betrachtung der Lehre von den Centralkräften ist deshalb von so ganz außerordentlicher Wichtigkeit, weil die durch Theorie nicht unterstützte Einbildungskraft der Aufgasse erliegt, sich einen frei schwebenden Körper zu denken, der sich um einen, Anziehung auf ihn ausübenden Punkt dreht, ohne gleichwol je mit ihm zusammenzustürzen. Allein diese Schwierigkeit wird weggelassen, wenn man es sich, nach dem Vorgetragenen, nur recht versinnlicht, daß selbst die Verbindung der Centripetalkraft mit der dem Planeten schon bewohnenden Geschwindigkeit, weit entfernt, das Schwungbestreben desselben zu vermindern, sogar oft auf Vergrößerung desselben wirkt, und daß die Natur dieser Verbindung, bei richtigem Verhältnisse der Centripetalkraft zum ursprünglichen Anstoß, also das Zusammenfallen mit dem Sonnenkörper ganz unmöglich macht. — Bei dem Vortrage dieser Lehre wird gewöhnlich des aus den angeführten Gründen entspringenden Bestrebens des Planeten, sich vom Mittelpunkte der Kräfte zu entfernen, u. d. N. der Centrifugalkraft gedacht; allein darf man Dasjenige mit dem Namen einer Kraft belegen, was offenbar nur Wirkung der Trägheit ist? Von dem ursprünglichen Anstoß ist dabei so wenig mehr die Rede, als bei der Theorie des Pendels von dem ersten Stoße, der ihn in Bewegung setzt, wonächst er, andre Einflüsse bei Seite gelassen, in bloßer Folge der Einwirkung der Schwere, seine Schwingungen auf alle Ewigkeit fortsetzen würde: ein Gleichniß, welches uns bei Behandlung dieser schwierigen Materie immer sehr passend vorgekommen ist. Vgl. die der Theorie der Bewegung der Himmelskörper gewidmeten Werke, besonders Bohnenberger's „Astronomie“ (Tübing. 1811).

D. N.

Tantalus (Mythologie), Sohn des Zeus (nach A. des Emolus) und Königin zu Sipylus in Phrygien, Gemahl der Nymphe Pluto. Er war ein Günstling der Götter, so erzählt die alte Sage, die öfters bei ihm einkehrten; aber seinem Übermuthes verscherzte er diese Gunst. Durch welches Verbrechen, darüber stimmen die Sagen nicht überein. Bald soll er den Jupiter durch Verrath beleidigt, bald den Göttern heimlich Nektar und Ambrosia entwendet, bald gar den eignen Sohn Pelops geschlachtet und ihnen aufgetischt haben. Ebenso verschiedne wird auch seine Strafe, die er in der Unterwelt dafür erleiden mußte, erzählt. Man hängt ein gewaltiger Stein ihm über dem Haupte, der ihn jeden Augenblick zu zerquetschen droht, und den er doch nicht entfernen kann; bald, und das ist die gewöhnliche Vorstellung, welche auch die Homer'sche „Odyssee“ aufstellt, steht er bis an den Hals im Wasser, und dicht über ihm hängen die herrlichsten Früchte; ab sowol diese als jenes weichen zurück, so oft er den brennenden Durst löschen und den qualenden Hunger stillen will.

Tanzkunst. Tanz ist die streng rhythmische Bewegung des menschlichen Körpers durch die Füße. Einer solchen Bewegung überläßt sich selbst der ungebildete Mensch, sobald ein mächtiges Gefühl der Freude und Freiheit ihn über den gewöhnlichen Zustand erhebt. Der vollendete Zustand des Gebildeten aber strebt auch, sich angemessen, harmonisch und mit geordnetem Maße der Bewegung

Darum finden wir Tänze der Wilden und feierliche Tänze bei festlichen Gelegenheiten, Kriegs- und Friedenstänze, Hochzeitstänze u. s. w. Überall die Bewegung des Körpers an die Veräußerung eines innern Zustandes angeknüpft und hierin besteht die Grundlage der Tanzkunst. Wird nun einerseits die Bewegung der Füße und den sie begleitenden Gebärden des Körpers die möglichste Mannigfaltigkeit, Fertigkeit und Biegsamkeit als nothwendigste Maß in der Folge ihrer Bewegungen (Eurythmie) gegeben und tritt andererseits das Talent hinzu, die mannigfaltigsten Gefühlszustände, Stimmungen und Lagen durch jene rhythmischen Bewegungen anschaulich auszuwirken, so zeigt sich die Tanzkunst als schöne Kunst, die durch die Gebärden eine (durch die Bewegungen des ganzen Körpers) bewirkte Mimik (s. d.), in Hinsicht der Folge der Bewegungen eine rhythmische Verbindung und sich darum mit der Musik, welche den vollkommensten Rhythmus darstellt, am liebsten verbindet. (S. Kunst, schöne Künste.) Als rhythmische Kunst ist sie daher auch den Gesetzen des Rhythmus, sowie den allgemeinen Gesetzen der Mimik und der Kunst überhaupt unterworfen. Sie ist also keine Kunst, die auch künstliche Bewegung der Füße, und selbst die größte Fertigkeit in Sprüngen und Hüpfen macht noch nicht den schönen Tanz. Ebenso ist sie auch nicht im unwillkürlichen Ausdruck beschränkter Gemüthszustände durch eine rhythmische Bewegung des Körpers, welchen wir bei dem gesellschaftlichen Tanze des Volkes finden, durch höhere Bedeutsamkeit, Mannigfaltigkeit und willkürliche Färbung des Ausdrucks verschieden. Da sie aber, als schöne Kunst, etwas Inneres, in sich Vollendetes harmonisch veräußern und zur Anschauung bringen soll, so fragt sich, welches ist der Kreis von Stoffen, welche diese Kunst zu bearbeiten und darzustellen fähig ist? Die natürlichste Antwort ist: Nur das, was Stoff dieser Kunst, was sich durch mannigfaltig abwechselnde, rhythmische Bewegungen des ganzen Körpers und die dadurch gebildeten Formen desselben, wie in den diese Bewegungen begleitenden Gebärden ästhetisch versinnlichen läßt. Denn da der Tanz zwar von den Bewegungen der Füße ausgeht, aber nicht auf dieselben durchaus eingeschränkt ist, sondern der ganze Körper zugleich in abwechselnden Formen und Gebärden angeschaut wird, so läßt sich auch der Tanz als ein Ganzes bestimmter, auf einander folgender Gefühle, Neigungen und Leidenschaften ausbilden; und die Musik, indem sie die rhythmischen Bewegungen des Körpers begleitet, wirkt, wie bei der Begleitung der poetischen Worte, zur Veranschaulichung des lyrischen Ausdrucks mit. Aber er ist, wie wir sagten, durch die Bewegung des ganzen Körpers beschränkt, insofern es nämlich unmöglich ist, den Gefühlen die Ausführung und deutliche Ausbildung zu geben, welche in dem Zustande der Ruhe oder in weniger abgemessener Folge bewegten und fortschreitenden Bewegungen möglich ist. Sonach hat also die Mimik in ihrer selbstständigen Ausbildung, namentlich als Pantomime im engeren Sinne (s. d.) einen noch größern Umfang als die Tanzkunst, und die letztere muß, selbst in ihrer höchsten Gattung, dem Ballet, immer von jener unterstützt werden. Die Tanzkunst nämlich bezieht sich auf die Darstellung solcher Zustände und deren Verbindung, welchen eine rhythmische Bewegung des Körpers entspricht, und die durch letztere für die Sinne anschaulich sind. Von der andern Seite aber sind von ihr ebensowol die bloße mechanische Mechanik als der Ausdruck der sinnlichen Wollust und des thierischen Gefühls, als der Würde der schönen freien Kunst überhaupt widersprechend, ausgeschlossen. Der Tanz, als Kunstwerk betrachtet, kann daher auch nicht eine abgeschlossene poetische Handlung im Sinne des Drama, am allerwenigsten eine tragische Handlung darstellen, welchem Unternehmen schon die abgemessene Bewegung des Körpers anschaulich widerspricht, sondern er kann entweder 1) nur einzelne Gefühle und Neigungen, oder 2) eine Reihe von Gefühlen

und Lagen zu einer sinnlichen Handlung zusammenreihen, deren Einheit dann in der Einheit der Wahrnehmung und des Gefühls besteht. Das Hülfsmittel dieser Anreihung ist die pantomimische Darstellung und die scenische Kunst, durch das pantomimische Ballet entspringt. (S. Pantomime.) In der genannten Beziehung aber theilt man den Tanz in den lyrischen und in den dramatischen ein. Mit dieser Eintheilung verbindet sich eine andre, welche Art und Anwendung des Tanzes überhaupt betrifft, nämlich die Eintheilung des Tanzes in den gesellschaftlichen und in den theatralischen. Der gesellschaftliche Tanz, derjenige, welcher das gesellschaftliche Vergnügen zum Zwecke hat und gewöhnlich nur von Liebhabern dieser Kunst (Dilettanten) ausgeführt wird, ist meistens scherzhafter Art; er drückt eine einzelne Stimmung, z. B. die ernste und anständige, die tere, hüpfende, wilde und ungebundene Freude u. aus. Aber er ist selten feinsinnig oder muß wenigstens zur niedern Gattung der Tanzkunst gerechnet werden. Zu dieser Gattung gehören auch verschiedene Nationaltänze, welche einen eigenthümlichen Rhythmus haben und mit eignen Melodien begleitet werden. Sie sind zugleich als charakteristische Tänze von vorzüglichem Werthe. Hierher gehören die Mäxarek, Kosack, die Polonaise, der Walzer, die Ecossaise u. s. w. Zu den theatralischen Tänzen gehören theils die lyrischen Tänze, welche in Opern und Schauspielen eingeflochten sind oder als Zwischenstücke aufgeführt werden, theils die Ballets (s. d.) im engeren Sinne, in welchen sich die Tanzkunst in ihrem höchsten Aufschwunge und Vermögen zeigt, nämlich der dramatische Tanz, welcher einen historischen, mythischen oder poetischen Gegenstand hat. Man macht gewöhnlich eine Eintheilung in idealische, charakteristische und groteske Tänze. Am angemessensten ist ein Stoff aus der romantischen und idyllischen Welt, dem sich das Komische und Groteske leicht einflischt. Der Anspruch an die einzelnen Charaktere, die zusammenwirkend erscheinen, ist nicht so streng wie im recitirten Drama oder Singspiel, nicht einmal wie in der eigentlichen Pantomime; doch müssen dieselben sich anschaulich aussprechen und zu einem bewegten Gemälde verbunden sein. Die Folge dieser künstlichen Bewegungen, wie die Töne eines Musikstücks, schriftlich oder vielmehr bildlich zu verzeichnen, hat man die Choregraphie (s. d.) erfunden. — Wenn man von den Tänzen der alten Griechen und Römer hört und sich richtet, man habe den Achilles, den Alexander u. s. w., die Liebesgeschichte von Mars und der Venus, die Freiheit u. s. w. getanzt, so ist dieses von der fortschreitenden, pantomimischen Darstellung eines Charakters oder einer Fabel, wenn man von dem eigentlichen Tanze zu verstehen, da überhaupt das Wort tanzen, saltare (s. Pantomime) bei den Alten in sehr weiter Bedeutung genommen, auch das Gebärden- und Bewegungsspiel dazu gerechnet ward, und bei den Griechen ὀρχησις die Kunst der Gebärden und Bewegungen überhaupt bezeichnete, mithin die Action in sich begreift. Überhaupt war die Tanzkunst bei den Griechen früherhin von Poesie und Schauspielkunst gar nicht getrennt. Der Tanz wurde sogar bei allen religiösen Festen verbunden mit Hymnengesang, angewendet, und die Griechen, bei welchen die Kunst Dorchestik hieß, erreichten auch in ihr einen hohen Grad der Vollkommenheit, sofern diese vorzüglich in der zarten Bedeutsamkeit der Gebärden und Bewegungen besteht, die, wie der Gang des Schauspielers, durch Takt geregelt waren. Von den Römern pflanzte sich der Tanz auf die Volksbühnen der Italiener fort. Schon im 16. Jahrh. schrieben mehrere Italiener (z. B. Rinaldo Corso und Fabbricaro) über den Tanz. Sie und vorzüglich die Franzosen (geborene Tanzmeister, wie sie Kant nennt) haben die neuere Tanzkunst ausgebildet und auf den höchsten Gipfel ihrer heutigen Vollkommenheit gebracht, so daß das Ballet der pariser großen Oper lange Zeit das Höchste der Tanzkunst war und zum Theil noch ist. Unter Ludwig XIV. wurde durch Beauchamp der erste Grund zu dem künftlichen theatralischen Tanze der Franzosen gelegt. Noch mehr aber verdankt d

den dem berühmten Roverre (s. d.), welcher sowol d'Arbeau's als Rameau's Schriften über die Tanzkunst weit hinter sich zurückließ. Auch heutzutage sind die franz. und italien. Tänzer 2 verschiedene Schulen, von welchen jedoch die franz. das Übergewicht hat. Die Namen Gardel, Vestris u. zeigen das Gepräge der neuern Tanzkunst an. Indessen ist doch auch nicht zu leugnen, daß der alte Tanz auch zu einem seiltänzerischen Springen, Equilibriten und dergleichen ausgeartet, und der Tanz immer mehr die plastische Kraft und Bedeutung verlor. Je gefährlicher und halbsbrechender eine Stellung ist, desto mehr der Triumph, und die Franzosen haben auch in dieser Hinsicht die Vorzüge. S. Bourdelot's „Histoire de la danse sacrée et profane, de ses usages et ses révolutions depuis son origine etc.“ (Paris 1724, 12.) und de la Motte's „Traité de la danse anc. et moderne“ (Paris 1753, 3 Thle., 12.; 1757). Über den Tanz der Griechen und Römer s. Rambach, „Von Orchestik und Tanzkunst der Griechen“, im 3. Bde. seiner Übersetzung der Potter'schen „Orchestik“, und Bergsträßer's „Gedanken von der Orchestik, oder über den Tanz“, im 3. Bde. des Schirach'schen „Magazins der deutschen Kritik“; die Tänze der Juden insbesondere Zeltner, „De choreis vet. Judaeorum“ (Lpz. 1726, 4.) und Renz, „De religiosis saltationibus vet. Judaeorum“ (Lpz. 1738, 4.); von den christlichen Tänzen: Brömel, „Von den Festtänzen“, in „Musicalischen Nachrichten“ (Gena 1701, 4.); von den Tänzen der Chinesen: „Mémoires sur les danses chinoises“, in den „Variétés littéraires“ (Bd. 1. u. 2.); von den Tänzen aller Völker: Lafitrau in s. „Moeurs des sauvages“ (Th. 1) und in den „Recherches sur l'origine de l'homme“ u. s. w. Theoretische Anweisungen zur Tanzkunst sind nach dem Maße von Bedeutung geschrieben worden. Zu ihnen gehören Martinet's „Leçons de la danse“, mit vorzügl. Rücksicht auf die Menuet“ (a. d. Franz., Lpz. 1777); Kattfuß's „Taschenb. für Freunde und Freundinnen der Tanzkunst, oder die Kunst der Tanzkunst“ (Leipz. 1800—2, 2 Thle., m. Kpf.); Nüdel's „Tanzkunst in der neuesten Welt“ (Erf. 1805) und vorzüglich Seidel's Theorie der höflichen Tanzkunst in s. „Charinomos“ (1. Bd., Magdeb. 1825). Für die Toilettenkunst ist der Mad. Elise Voiant „Essai sur la danse antique et moderne“ (Paris 1823) und Baron's „Entretiens sur la danse ancienne, moderne, républicaine et théâtrale“ (Paris 1825) zu empfehlen.

In dieser Hinsicht bemerken wir, daß der Tanz, wie jede andre heftigere Bewegung, die Respiration und Blutbewegung sehr beschleunigt und einen reichlichen Schweiß verursacht; daher entsteht Durst, und der Appetit wird vermehrt. Bei manchen Tänzen, wie z. B. der Walzer, bei denen man sich fortwährend in Kreisen bewegt, erzeugen auch Schwindel und andre Symptome, welche von Nervenleiden ausgehen. — Wird der Tanz nicht übertrieben und nicht zu lange ausgeübt, so ist die Gesundheit sonst nicht gestört, beobachtet man die Regeln der Diätetik, so ist bei jeder lebhaften Bewegung nützlich, so wird er der Gesundheit nicht schaden, sondern im Gegentheil bisweilen nützlich sein. Viele Menschen können ihn aber gänzlich meiden oder dürfen nur mit großer Vorsicht tanzen, z. B. Kranke, Säugende, Schwindelkranke und Personen, welche an organischen Krankheiten, Blutspucken u. s. w. leiden. Gar zu langes und angestrenktes Tanzen, namentlich bei fehlerhafter Lebensweise, kann Blutungen, Entzündungen, Schlagflüsse u. s. w. veranlassen, oder auch durch Erschöpfung nachtheilig werden. Auch der Tanz kann durch Nebenumstände schädlich, z. B. durch Entziehung des Schlafes, durch Anfüllung des Magens, durch die schlechte Luft des Zimmers, oder auch oft zu viele Menschen angehäuft sind u. s. f.

Tanzmusik. Das Eigenthümliche dieser Musik beruht auf leichten, durch einen lebhaften Rhythmus sich empfehlenden Melodien, welche die Bewegungen heben und begleiten sollen. Sie sollen leicht in die Ohren fallen, doch nicht gemein sein und

bei der Wiederholung nicht ermüden. Bei wilden Völkern ist diese musikalische Begleitung (denn hier ist die Musik dienend und untergeordnet) sehr einfach; die Bedienten bedienen sich nur der eintönigen Trommel oder Cymbel. Bei den kühnen Griechen tanzte man zum Gesange. Heutzutage ist die Tanzmusik instrumentalmusik, und es fehlt unsern gewöhnlichen Tanzstücken das Charaktistische in dem Grade, als der Tanz bloß zum unwillkürlichen Ausdruck der Bewegung durch Bewegung der Füße herabgesunken ist. dagegen führt man die künstliche Harmonie und gewaltsame Modulation ein; auch schreibt man feig Tänze, die nicht zum Tanzen bestimmt sind. Nur die Melodie der Nationaltänze einiger gebildeten Völker, z. B. der Polen, Ungarn, zeichnen sich noch einen Charakter aus, welcher schwer nachzuahmen ist. Die höhere theatralische Tanzmusik (Ballettmusik) setzt voraus, daß der Componist alle Arten des musikalischen Hervorbringens und durch diesen vorzüglich Charakter und Empfindung bezeichnen geschickt sei. In dieser Gattung haben sich Benda, Weigl, Hummel, Gyrowes, Reichardt, Righini, Clementi, Pleyel, Kauer, Müller, Spontini, Boyeldieu u. A. ausgezeichnet.

Tapeten (lat. tapes, tapetum, Teppich). Die Verfertigung der Tapeten mit Zeichnungen von natürlichen Farben ist die höchste Stufe der Webekunst. Die vorzüglichsten Arbeiten dieser Art wurden ehemals in den Niederlanden, vorzüglich zu Arras, gemacht, daher sie bei den Italienern Arazzi hießen. Dort ließ Leo X. in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. die berühmten Rafael'schen Tapeten so genannt, weil die Figuren nach Rafael's Cartons gefertigt wurden — und machte mit einigen derselben Geschenke an die Höfe von Wien und Dresden, wo sie noch sind. (S. Dresdens Kunstsammlungen.) Die, welche in Rom geblieben waren, wurden während der Revolution nach Paris gebracht, aber jetzt wieder in Rom. Fernow liefert in f. „Röm. Studien“ (3. Thl.) eine Beurtheilung der Rafael'schen Teppichgemälde. Nach der Verschiedenheit des Stuhls, auf welchem die Tapeten gewirkt werden, nennt man sie *hautelisse* oder *basselisse*. (S. *Hautelisse*.) Die schönsten Tapeten dieser Art sind die *Gobelins* (f. d.). Man hat seit jener Zeit viele Verbesserungen in der Maschinerie gemacht, und die Arbeiten der Gobelinsfabrik verdienen Bewunderung. Auch in Rom, Petersburg, Berlin und München gibt es Arbeiten in dieser Art. Ihre besten Arbeiten sind die türkischen oder persischen Tapeten aus der Fabrik der Savonnerie — weil ehemals ein Seifensieder sein Gewerbe an diesem Orte trieb — zu Chaillot, einem Dorfe bei Paris. Man nennt sie türkische Tapeten, weil die Saracenen unter Karl Martel diese Weberei nach Frankreich gebracht haben sollen. Die Tapete, die sonst 220 Livres kostete, kommt jetzt auf 500 Livres zu stehen. Portraits, welche diese Fabrik geliefert hat, sind vorzüglich schön. In Wien ist auch eine Tapetenfabrik à la Savonnerie eröffnet. Alle Arbeiten dieser Art sind sehr mühsam und langwierig.

Tapferkeit ist die Stärke der Seele, die sich in großen Gefahren durch anhaltenden und kräftigen Widerstand kundthut. Sie gehörte mit zu den Cardinaltugenden der Stoa, und die Alten nannten sie heroische Tugend, weil sie den Helden eigen ist. In sittlicher Hinsicht zeigt sie sich durch das beharrliche Streben, alle Hindernisse und Unannehmlichkeiten, welche der Tugend entgegengesetzt werden können, zu überwinden. Soll die Tapferkeit moralischen Werth haben, so muß sie nicht bloße Gabe der Natur, sondern aus freiem, besonnenem Entschlusse entstehen und auf sittliche Zwecke gerichtet sein. Die Beharrlichkeit bei unsittlichen Grundsätzen ist Troß, Hartnäckigkeit, Hartherzigkeit oder Verstocktheit. Gefahren ohne Noth und ohne hinlängliche Kraft wagen, ist Verwegenheit, und sich ohne Wahrscheinlichkeit eines Nutzens für sich oder Andre in dieselben stürzen, Tollkühnheit. Unerfrohenheit und Beständigkeit sind gleichsam die Bestandtheile der Tapferkeit.

indem jene in der Festigkeit des Geistes bei eintretender Gefahr, diese in dem Muth bei dem einmal gefaßten Beschlusse besteht. Wiewol die Tapferkeit zunächst eine Gabe der Natur, und vorzüglich Eigenthum des Mannes ist, so hat sie doch Widerstande gegen Gefahren besitzt, so kann sie doch allerdings durch Erziehung und Reflexion ausgebildet und weiter entwickelt werden. Hauptwerk wird sie als Tugend des Kriegers betrachtet, der sein Leben auf das Spiel des Glucks den drohendsten Gefahren preisgibt, aber sie ist nicht Tugend, wenn sie nicht mit der kühnsten Kühnheit ist.

Tappe (August Wilhelm), D., Professor an der k. sächs. Forstakademie zu Tharant, ist am 9. Dec. 1778 in Hanover geboren. Er nahm 1802 in Göttingen einen Ruf nach Rußland an. Auf der Universität Dorpat hielt er zuerst Vorlesungen über den Horaz, und seit 1804 ward ihm der Lehrstuhl für Philologie und Religion am Gouvernementsgymnasium zu Wiburg im Großherzogthum Mecklenburg übertragen. Hier seit 1809 auch functionirender Director, begann er, im 28. Lebensjahre, zuerst das Studium der russischen Sprache. 1810 machte er einen Ruf nach Petersburg, an das große deutsche Hauptinstitut zu gehen, für den Lehrstuhl der Moral, Geschichte und Anthropologie. Am ersten September für ihn und Andre wurden hier f. Lehrbücher der russ. Sprache und Wissenschaften, insbesondere f. „Theoretisch-praktische russische Sprachlehre“ (5. Aufl., 1812), das „Elementar-Lesebuch“, mit slawonischen Schriftstellen (6. Aufl., 1812), und f. „Tableau abrégé de l'histoire de Russie de Mr. de Karamsin“ (1812). Denn nicht bloß ihrem Verf., sondern auch vielen, besonders in den Kriegsjahren ausgewanderten Deutschen, verschafften diese Bücher durch das leichtere Erlernen der russischen Sprache angesehene Ämter. Seit dieser Zeit nach Deutschland zurück, bei seinem Abschiede noch mit Rang und Gehalt bedacht. Seit dieser Zeit lebt er als Prof. der Sprachwissenschaften, der Naturgeschichte bei der k. Forstakademie in Tharant bei Dresden. Mehr Schriften von ihm, welche seine wissenschaftlichen Bestrebungen, sowie ein nicht bewegtes Leben bezeugen, sind: „Von der Unzertrennlichkeit des Glaubens und der Tugend“ (Götting. 1802); „über den Begriff und Werth der Unsterblichkeit“ (Wiburg 1806); „Tugendlehren“ (Petersb. 1812); „De regno mundi“ (Dorpat 1817). Auch gab er zu Dresden 1824 des Fürsten Putiatin sein Buch der Bücher, oder über Welt und Menschenleben“ heraus. Seit dieser Zeit eine Bearbeitung der „Geschichte Rußlands nach Karamsin“, von der 1. Th. (bis zum J. 1362) Dresden 1828 erschienen und von ihm mit vielen Erläuterungen und Zusätzen ausgestattet ist.

Taprobana, bei den Alten der Name der Insel Ceylon.

Tara oder Thara (aus d. Spanischen) bedeutet in der Handlung 1) das Gewicht. Es wird im oder vom Hundert genommen. 2) Eine Vorrichtung, wodurch man das Gewicht der Fässer und anderer Emballirung, von der Waaren noch eingepackt sind, gehörig abzieht und den Werth der Waaren bestimmt, daher Tararechnung Abzugsrechnung. Es kann vom Tara nur bei solchen Waaren die Rede sein, welche nach dem Gewichte verkauft werden.

Tarantel. Diese durch Fabeln so berühmte gewordene Spinne, wird ursprünglich in Italien, und zwar am häufigsten um Taranto (daher ihr Name), vorkommt, aber auch in andern Ländern des südl. Europa u. s. w. angetroffen; sie ist etwas größer und stärker als die gewöhnliche große Kreuzspinne. Sie hält sich meistens in der Erde oder auch in Mauerritzen und alten Gebäuden auf, wo sie ihre Spinne um sich herzieht, um allerlei Insekten für ihre Nahrung zu fangen. Man hat sonst von dem Bisse dieses Insekts gefabelt, besonders auch, daß der von der Tarantel Gebissene (tarantolato) in eine Raserei verfalle, welche nur dann zu Ende, wenn man ihm recht lange eine gewisse Musik vorspielt. Diese Melodie,

welche besonders der Provinz Apulien eigen ist, heißt *Tarantella*, stoehen sollen nach derselben so lange tanzen, bis sie in den heftigsten gerathen und endlich vor Ermattung niederfallen. Die ganze Sache hat das Recht für Erfindung; vielleicht war es Betrügerei von Gaullern u. d. mag der Biß dieses Insekts heftiger wirken als von andern, möglich wenn besonders in heißen Ländern Entzündungen hinzukommen, derlich werden kann; allein dieser Fall tritt auch bei dem Biße andrer weichtüchtiger Insekten ein, und in Italien hat man nicht größere Furcht eigentlich nur ein heftiges Jucken verursachenden Stiche, als vielleicht dem Rückenstiche, der ebenso gut durch Entzündung und bei reizbaren bedeutend, wol gar gefährlich werden kann. — *Tarantella* nennt man liener auch triviale Musik, Klingklang.

Tardieu (Alexander), geb. den 2. März 1756, ein Erbe von dem schon sein Oheim und Großoheim als Chalkographen sich erworben Schüler des berühmten J. J. Wille. In der Manier Nanteuil's und hat er nach Gemälden großer Meister eine bedeutende Anzahl von Kupfer ausgeführt. Sein Bildniß des Grafen Arundel, nach Vandyl, gilt für das Meisterwerk des Grabstichels. Ein h. Michael und ein h. Hieronymus, nach und Dominichino, geben ebenso treu als geistreich Zeichnung und Colorit wieder. 1791 erhielt T. den großen Preis für das gelungenste Werk der Chalkographie. Er ist der Lehrer Desnoyer's und der einzige jetzt lebende Künstler aus der alten Schule. Zu seinen gelungensten Werken gehören: zwei Bildnisse von Voltaire, nach Largillière und Houdon; zwei Bildnisse der Königin Louise von Preußen, nach Madame Lebrun; Montesquieu, nach holland. Gesandte, nach David; Psyche und der Marschall Ney, nach das lebensgroße Bild Napoleons, nach Isabey; endlich Judith und Holofernes nach Alori. 1825 beendigte er Ruth und Boas, nach Herfent. T. war Mitglied der Ehrenlegion, Mitgl. des franz. Instituts und der Akademie zu Mailand.

Tardieu (Jean Baptiste Pierre), Bruder des Vorigen, aus demselben Hause, als geographischer Kupferstecher, geb. 1746 zu Paris, starb 1816. Er war der Erster, welche diese Kunstgattung zu einem hohen Grade geschmackreicher Ausführung erhoben. Für die Kaiserin Maria Theresia stach er in 53 Blättern die Charte der Niederlande. Unter Aufsicht Ludwigs XVI. fertigte er eine Charte der königl. Willbahnen. Von ihm ist die Charte zu Sonnini's „Reise durch Griechenland und die Türkei“. Auch stach er die vom Minister Thümmel gestaltete vortreffliche topographische Charte von Sachsen-Altenburg in 25 Blättern.

Tarent, eine alte griechische Pflanzstadt in Unteritalien, die von griechischen Auswanderern, von den sogen. Partheniern, 700 J. v. Chr. gegründet wurde. Sie war eine der blühendsten und mächtigsten Städte Großgriechens und behauptete lange ihre Unabhängigkeit von Rom. Auch galt sie für die üppigsten und prachtliebendsten; doch fand Pythagoras einst hier viele Arme. Ubrigens war auch hier der Luxus dem Gedeihen der schönen Künste förderlich. Einer der berühmtesten Tarentiner ist Archytas, ein scharfsinniger Mathematiker aus Pythagoras's Schule. 272 v. Chr. wurde die Stadt den Römern übergeben. Das heutige *Taranto*, am Meerbusen gl. N., hat einen sehr guten Hafen, einigen Handel und 18,400 Einw., mit einem Erzbischof. Von ihm ist Macdonald (s. d.) Herzog von Tarent.

Tarif, ein Verzeichniß des Preises gewisser Waaren; dann ein Verzeichniß dessen, was für ein- und ausgehende Waaren an Zoll zu bezahlen ist: *Accis*, *Geleitsrollen*.

Tarnow (Fanny) wurde geb. den 17. Dec. 1782 zu Güstrow im Herzogthum Mecklenburg-Schwerin. In ihrem 4. Jahre fiel sie aus einem

Endwerts auf die Gasse. Man hob sie unbeschädigt auf, aber die innern Theile hatten gelitten; eine Nervenkrankheit ließ bis in ihr 12. Jahr eine Schwäche zurück; sie mußte eine Zeitlang an Krücken gehen und blieb über ein Jahr taub. Dadurch von jedem Spiele der Kindheit und von ihren Freunden geschieden, bewohnte sie ihr eignes kleines Stübchen im Hofe und lebte als eine alte Dienerin um sich. So fand sie in der Lectüre allein ihre Lust und Freude. Sie las, was sie wollte, aus einer Leihbibliothek; und beschäftigte sich darum. In ihrem 7. Jahre nahm ihre Tante, die Baronin Lefort, sie zu sich aufs Land. Fanny war jetzt die Begleiterin und Beschützerin zu den Krankenbetten der Armen, denen sie Labung und Trost spendete, und besuchte wöchentlich mit ihr die von ihr gestiftete Schule. Im 10. Jahre gab die Freiin Lefort einem preuß. Major v. Winkenke die Hand, und Fanny kehrte in das älterliche Haus zurück. Hier lebte sie wieder einsam und überlassen in der innern Welt ihrer Phantasie. Sie las viel Romane und sah fast täglich das Schauspiel. Dies führte sie schon als Kind auf die Grenze der Phantasie, wo ein dichterisches Leben sich von der Wahrheit scheidet, und nicht darin bleiben muß. Doch hatte ihr ganzes Leben eine sittliche Richtung; Pietät, Religiosität, Wehmuth und Sehnsucht waren die Grundtöne ihres Lebens. Von ihrem 11. Jahre an verlebte sie auf einem reizend gelegenen Landgute eine glückliche Sommer. Hier schrieb sie ihr erstes Gedicht, ein Gespräch zwischen dem Menschen und dem Todesengel. Darauf ward sie, nebst andern Katechumenen, zur Confirmation vorbereitet; allein sie gerieth in einen traurigen Gegensatz mit ihrem glaubensfrohen Sinne, als der Vater einer ihrer Gespielerinnen mit seinem Spotte über heilige und göttliche Dinge beunruhigte, und sie nach schmerzhaften Erfahrungen den Frieden des religiösen Glaubens verlor. Die „Glaubensansichten“ („Lilien“, 1. Bd.) zeugen von dem Ernste, mit dem sie nach dem Einen, was Noth ist, gestrebt hat. Auch findet man in ihrem Roman: „Natalie“ (Berlin 1811), den Gang ihrer geistigen Entwicklung. Nach ihrer Confirmation brachte sie den größten Theil des Jahres bei dem Großvater, dem Landrath v. Holstein, zu, wo sie ganz unabhängig lebte; und lebte sie die romantische Stimmung ihres Innern vor jedem Mißbrauche der Freiheit. Im 17. J. verlor sie den Großvater, und ihre Ältern verloren durch Unglücksfälle ihr ganzes Vermögen ein. Fanny übernahm jetzt die Verwaltung der landwirthschaftlichen Rechnungen des sequestrierten väterlichen Gutes, und die Freundschaft einiger edlen Männer gelang es ihr, ihrem Vater einen Ersatz zu verschaffen, der ihm und seiner Familie den Unterhalt sicherte. Dann kehrte sie nach Rügen als Erzieherin, kehrte 1804 nach Mecklenburg zurück und lebte bis 1816. Ihre anfangs kummervolle Lage erheiterte die Achtung der Familien und der Schutz der unvergeßlichen Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg. Ein Jahresgehalt, das sie von dieser wohlthätigen Fürstin erhielt, und die Erleichterung ihrer schriftstellerischen Arbeiten setzten sie in den Stand, ihren Ältern durch die Nahrungsforgen zu erleichtern. Fanny übernahm sogar den größten Theil der Amtsgeschäfte ihres Vaters. Von 1813 — 15 lebte sie in tiefer Abhängigkeit nur für ihre Mutter, die in ihren Armen an einer furchtbaren Krankheit langsam dahinstarb. Vierzehn Tage nach dem Tode ihrer Mutter verlor Fanny ihre geliebteste Wohlthäterin, und der Gram nagte sichtbar an ihrem Leben. Sie gerieth zu einer Reise, und der Erbgroßherzog von Mecklenburg gab ihr reichlich die Mittel. Sehnsucht nach einer geliebten Jugendfreundin zog sie nach Petersburg, aber das dortige Klima sagte ihr nicht zu; sie mußte nach Mecklenburg zurückgehen, wo sie seit 1819 größtentheils zu Dresden sich aufhält. Es gab in ihrem ersten, tiefbewegten Leben dem Gemüthe dieser geistvollen Schriftstellerin eine Erhebung und ihrer Gesinnung jenen Adel, der ihre Erzählungen und

Darstellungen zu Erweckungsmitteln der sittlichen Bildung ganz vorzüglich. Viele Jahre lang blieb der Name F. L. unbekannt. Ihre erste Erzählung: „wina von Rosen“, erschien anonym in dem „Journal für deutsche Frauen“; ihr erster Roman: „Natalie“. Zu F. L.'s vorzüglichsten Schriften gehören leicht ihre Erzählungen: „Thella, oder Erinnerungen aus Graf Gustavs Leben“, und „Kleopatra“ (Berlin 1815), die von hellen Flammen der Liebe und der Begeisterung durchleuchtet sind. F. L. ist keine Dichterin im eigentlichen Sinne des Wortes, nach welchem objectiv Wahrheit und Schönheit in einem Kunstwerke vorherrschen sollen. Alles in ihren Schriften ist Gefühl, Ahnung, Meinung, Wissen, Glaubensrichtung. Da sie jedoch Alles durch sich selbst erworben, oft schwer errungen hat, so ist sie auch originell. Sie entwirft in ihren Schriften das menschliche Herz und die Leiden desselben in den wichtigsten Lebensverhältnissen, und ihre Darstellungsgabe ist nicht ohne Kraft, wie u. a. im Roman „Thorilda“ (Leipz. 1816) beweist. Daß sie die höhern und die niedrigen Angelegenheiten des Menschenlebens würdig darzustellen weiß, sieht man in „Ellen“ (1821). Mit großer Sorgfalt hat sie die Charaktere gezeichnet; Gedanken und Ereignisse erklären sich gegenseitig; der Styl ist correct, die Sprache gebildet. Diese Vorzüge besitzt auch F. L.'s nach dem Englischen bearbeiteter Roman: „Sir Richard Falconet und William“ (Leipz. 1825, 2 Thle.). In ihren neuesten Schriften nennen wir: „Reseda“ (Leipz. 1827, 2 Thle.).

Tarockspiel, vielleicht das anziehendste, aber auch das schwierigste und verwickeltste aller Kartenspiele, das mit 78 Blättern gespielt und von den dahörigen 22 Trümpfen oder Taroks benannt wird, deren wichtigster der Skia (exceuse abstammend) ist. Wenn das Tarockspiel, wie man behauptet, eine Erfindung der Araber, und von ihnen nach Spanien, durch die Kreuzzüge nach Italien u. s. w. gebracht worden ist, so daß die franz. und deutschen Karten und darauf gegründeten Spiele nur in Nationalgewohnheiten aufzusuchen sind, so dürfte leicht das Tarockspiel seinem morgenländischen Ursprunge am getreuesten gelassen sein. Die Abweichung der Tarockkarte von der gewöhnlichen französischen Karte auf jenen 22 Taroks und auf 4, zwischen Dame und Buben innestehenden (Reiterbildern).

Tarpeja war die Tochter des Spurius Tarpejus, eines Römers, der dem Kriege des Romulus mit den Sabinern die Behauptung einer Burg auf der südl. Seite des capitolinischen Berges anvertraut war. Sie ließ sich vom Führer der Sabiner, besetzen, ihm ein geheimes Thor in diese Burg eröffnen, und einer Sage nach erhielt jene Seite des Berges davon den Namen Tarpejus mons. Bekanntlich wurden bei den Römern Verbrecher von dem Tarpejischen Felsen (saxum tarpejum, rupes tarpeja) herabgestürzt. Bedrohten die Volkstribunen Personen vom ersten Range mit dieser Strafe, bis zu Horaz's Zeiten noch nicht abgeschafft war. Tiberius ließ sie noch an dem Tarpejus Marius vollziehen.

Tarquinius (Lucius), der Ältere (Priscus), der 5. König der Römer, Sohn eines corinthischen Kaufmanns, Demaratus, folgte dem Ancus Martius und regierte vom J. Roms 138 — 175. Er vermehrte die Zahl der Senatoren und der Ritter und erweiterte durch seine beständigen Kriege mit den Latini, Sabinern und Etruskern die römische Macht. Mit den von diesen Völkern erbeuteten Schätzen verschönerte er die Stadt Rom, ließ sie mit einer Mauer umgeben, gründete das Capitol, führte die Triumphzüge und a. Gegenstände des Prunkes ein und legte den Grund zu den Tempeln des Jupiter, der Juno und der Minerva. Er hatte seine Tochter mit Servius Tullius verheirathet und den Voratz, die Königswürde auf diesen zu vererben; allein die Söhne des Ancus Martius ergriffen einen Auslauf, in welchem L. in seinem 80. Lebens- und 39. Regierungsjahre

galt wurde; doch erreichten sie den Zweck ihrer Frevelthat nicht, denn die Königin Lucretia mußte den Tod ihres Vaters eine Zeitlang zu verbergen und es dahin zu bringen, daß ihr Schwiegersohn Servius Tullius, der bei dem Volk sehr beliebt war, zum König erwählt wurde.

Tarquinius Superbus, Enkel des ältern Tarquinius (s. d. Art.), der 7. und letzte der alten römischen Könige, machte sich durch seinen Tyrannismus und seine Zwingherrschaft (was beides sein Beinamen bezeichnet) verhaßt und gab nach seinem Sohne Sextus (dem Schänder der Lucretia, s. Brutus) die Vermuthung, daß Rom in einen Freistaat umgewandelt wurde. Schon seine Tyrannis war durch ein Verbrechen gebrandmarkt; denn er hatte s. Schwiegervater, den vorigen König, Servius Tullius, auf Anstiften, wie es heißt, der Tochter desselben, seiner Gattin, ermordet. Um sich als eigenmächtiger Herrscher zu sichern, umgab er sich mit einer bewaffneten Leibwache, die meist aus Etruskern bestand. In mehreren Kriegen mit den Nachbarn zeigte er sich zwar als einen thätigen und glücklichen Feldherrn; doch dies schützte ihn nicht gegen den Haß der von ihm Unterdrückten, an deren Spitze sich Brutus (s. d.) stellte. Im Alter von 76 Jahren, nach einer 25jähr. Regierung, mußte er mit seinen Söhnen flüchten und starb, 90 J. alt, in Eumä, nachdem er umsonst durch List und Gewalt versucht hatte, sich seiner vorigen Herrschaft wieder zu bemächtigen. Er war zuerst eine Verschwörung zu seinen Gunsten in Rom anzuzetteln, und dann, da dies mißlang, mit Hülfe des etruskischen Königs Porsenna, welcher in Sabiner, Latiner und a. benachbarter Völkerschaften, die Römer unterstützte.

Alexandria, die alte große Hauptst. Aegyptens, am Cydnus, eine Zeitlang der Hauptstadt, von der persischen Oberherrschaft abhängiger Könige. Es ließen sich unter der Regierung der Seleuciden viele Griechen nieder, die eine Art von Schule für Philosophie und Philologie daselbst gründeten, welche zur Zeit des römischen Kaiser sehr berühmt war und in ihrer größten Blüthe stand. Hier wurde der Apostel Paulus geboren und empfing seine gelehrte Bildung. Jetzt ist der Ort verfallen; doch zeugt der Umfang der alten Mauern von der ehemaligen Größe.

Antaglia, eine Maske des neapolitanischen Volkstanzspiels.

Argone, ein kleines, leichtes Fahrzeug, das, vorzüglich im mittelländischen Meer, theils zur Fischerei, theils zum Küstenhandel gebraucht wird, nur einen Mast und einen Fockmast hat und, wie alle kleinere Schiffe in diesem Meer, dreieckige Segel führt, welche die Italiener *vela latina* nennen.

Tartaren, s. Tataren, Tatarei.

Tartarus (Mythol.) nannten die Alten 1) den Ort der Strafe, wo die Straftugenden und Verdamnten eingeschlossen waren. Sie dachten ihn sich unter der Erde, in ewigen Dunkel gehüllt, als den Gegensatz vom Elysium, umgeben von einer dreifachen Mauer, und von dem feurigen Ströme Phlegethon und dem Acheron begrenzt. Eine Schilderung dieses schaudervollen Aufenthalts findet sich bei einem der ältesten griech. Dichter. Gleich fern von der Erde (heißt es in der „Theogonie“) ist des Tartaros finsterner Abgrund (nämlich als der Ort, in dem er sich befindet, entfernt ist von der Erde).

Wenn neun Tag' und Nächte sodann ein eherner Amboss
Hinein von der Erd', am zehnten kam' er zum Abgrund.
Ehernes Geheg' umfließt den Tartaros; aber umher ruht
Dreifach gelagerte Nacht an dem Eingang.

Vergleiche Virgil's Beschreibung im 6. Buche der „Aeneis“ (B. 577) zu vergleichen, wo die Strafen der Verdamnten umständlicher geschildert werden. Dort ist der ungeheure Typhos über 9 Hufen Landes hin ausgestreckt und nährt mit

seiner Leber 2 nimmer weichende Geier; Sisyphos wälzt den gewaltigen Fion mit dem Rade umgedreht, Tantalos muß ewig, hungernd und stehend, schmachten, und die Danaiden schöpfen die lethäische Flut in durch Gefäße. In den ältesten Vorstellungen erscheint oft 2) das ganze Todtenreich ein düsterer, unterirdischer Ort und wird bisweilen im Allgemeinen durch den Tartaros (Erebus) als Pluto's Reich bezeichnet; eigentlich aber dach sich gewöhnlich den Tartaros, den Aufenthalt der Titanen und Verdammt, den tiefsten und finstersten Theil der Unterwelt, welcher zur Linken liege.

Tartini (Giuseppe), einer der größten italienischen Violinspieler Mitte des 18. Jahrh., war zu Pisano in Istrien 1692 geb., wurde von Ätern nach Padua geschickt, um die Rechte zu studiren, trieb aber mehr die Kunst und heirathete heimlich ein Mädchen, das er liebte, weshalb er, von Familie verfolgt, flüchten mußte. Er ging verkleidet als Pilger nach Rom blieb dann einige Jahre bei einem Verwandten im Minoritenkloster zu Assi er sich der Musik, die er vorher nur nebenbei getrieben hatte, mit allem Eifern und eine andre Lebensart anfang. Als sich der Zorn jener Familie gelegt ging er nach Padua zurück; dann wendete er sich nach Venedig und Ancona. Ruhm stieg immer mehr, und Kaiser Karl VI. ließ ihn 1723 zur Krönung Prag berufen. Drei Jahre darauf errichtete er in Padua seine berühmte Schule, aus welcher Männer wie Nardini hervorgingen. Er brachte, wie er sagt, Bogenleitung und Applicatur in ein System, doch bemerkt derselbe daß der majestätisch-träge Zug die Geschmeidigkeit des Bogens hemme, und das Spiel dieser Schule sich vorzüglich zum Kirchenstyl eigne. T. war Meist der Tonsekkunst wie im Spiel, und der gefeierte Lehrer Aller, welche damal Musik gründlich üben wollten. Namentlich hat er auch als solcher zur Bildung des Capellmeisters Naumann wesentlich beigetragen. Seiner Werke, sowohl praktisch-theoretischen, über Führung des Bogens u. s. w., als auch der bloßen Vortrag berechneten, sind ziemlich viele; doch dürften die wenigsten der jetzt, selbst von guten Meistern, mit Beifall vorgetragen werden können, we dem Geschmack und der Bogenführung, die jetzt gewöhnlich ist, fremd sind. Berühmteste, was er schrieb, war seine sogen. Teufels-sonate, unmittelbar, wie selbst geglaubt zu haben scheint, vom Teufel eingegeben. Er hatte sie immer, nigstens im Zimmer, vor sich hängen, und als Erzeugniß einer ganz besondern geisterten Stimmung konnte sie allerdings ihm durch die Entstehung, seinen genossen durch ihre auffallenden Gänge, Dissonanzen und Passagen merkwürdig sein. Übrigens ist er auch durch sein harmonisches System, für welches Rou sehr eingenommen war, und durch die Entdeckung des dritten Klages, der allein angegebenen Terzen sich erzeugt, berühmt. Gegen das Ende s. Lebens wandte er sich in metaphysisch-religiöse Betrachtungen. Er starb 1770.

Tartische, wahrscheinlich ein slawisches Wort, denn es ist noch in der polnischen und russischen Sprache ein runder, in der Mitte erhabener Schild, der besonders bei den Türken sehr gewöhnlich war.

Tartuffe, das berühmteste Lustspiel von Molière, 1664 zuerst vorgetragen XIV. auf die Bühne gebracht. Es war, behaupteten Einige, darin der Charakter von Ludwigs Reichsvater, dem Pater Lachaise, den er einst Trüffeln gemahnte (daher der Name), copirt. Hatte Molière schon vorher durch seine Geißel, Aerzte, Verbildete, Gecken, mit Einem Worte, Thoren aller Art gereizt und Feinde erweckt, so war mit dem Tartuffe der Krieg nun vollends erklärt, und die Geistlichkeit bot alle ihr zu Gebote stehenden Mittel auf, die Aufführung vor dem großen Publicum zu hindern. Zwei Jahre bemühte sich Molière vergebens, Hofe, beim päpstl. Legaten, bei den Prälaten, diese zu bewirken. Als eben der Vorhang aufgehen sollte, ward es noch untersagt, weil, wie Molière es

dem doppelstimmigen Worte ankündigte, der Herr Präsident (des Parlaments) nicht erlauben wollte, ihn vorzustellen (zum Narren zu haben: „Monsieur le Président ne veut pas qu'on le joue!“, wo das Wörtchen le sowohl auf den Präsidenten als auf das Stück bezogen werden kann). Erst 1669 hatte Molière sein Werk vollendet, und 3 Monate ward Tartuffe ununterbrochen hinter einander gegeben. Der Betrug aller Scheinheiligen, Betschweftern und Heuchler, die hier mit dem Es und Scharffsinn gezeichnet waren, welche Molière noch jetzt zu einer Komik machen. Auch hat sein Tartuffe diesen Namen zu einer allgemeinen Bezeichnung für alle Scheinheilige gestempelt.

Taschenbücher- und Almanachsliteratur in Deutschland. Der Ursprung unserer jetzigen Taschenbücher für die elegante Welt verliert sich in die Anfänge, welche man den Calendern für das Volk, dergleichen z. B. der *„Kleine Boten“* seit länger als 150 Jahren gewesen, jährlich zu geben pflegte. Die Idee, den gebildeten Ständen bei der Gelegenheit, wo sich auch ein Kalender für das nächste Jahr zu versehen pflegten, eine Sammlung kleiner unterrichtender und unterhaltender Aufsätze in die Hände zu liefern, fand sich dabei zuerst mit einer bloß zierlichen Form. Nach und nach wurde das Bedürfnis durch den Wettstreit der mit diesem Zweige der Literatur beschäftigten Industrie. Man fügte Kupfer hinzu, anfangs wenige, von geringem Kunstwerth. Chodowiecki und sein ausgezeichnetes Talent für die Kunst in kleinen Zeichnungen begünstigte und entwickelte diese Liebhaberei sehr wesentlich. Die Ansprüche an die chalcographische Ausstattung solcher Taschenbücher sind seit dieser Zeit immer gestiegen, und wir sehen jetzt fast alle unsere eignen Künstler, zum wahren Kunstverderb, mit diesen Beschäftigung, die Unternehmer suchen sogar die Chalcographen in Frankreich und Englands Hauptstädten auf. Wo ferner noch vor 20 — 30 Jahren eine einfache Broschurung zureichte, sieht man jetzt mindestens saubere Druck mit Goldschnitt und Figuren, und gar nicht selten sind Bände von echtem Leder, von Seide, ja vom zierlichsten Moiré mit silbernen Schlössern. So kostete vor 30 Jahren dem Unternehmer ein solches Büchlein, ebenso wie heute muß er jetzt darauf verwenden, und das Unternehmen ist gegenwärtig sehr vortheilhaft für die Buchhändler geworden; denn irgend ein zufälliger Umstand, der sie hindert, das Taschenbuch zeitig auf den Markt zu bringen, der nur einige Wochen verspätet, kann den Verlust des ganzen darauf verwandten Capitals nachsichziehen. Dieselbe Steigerung, welche in den Ansprüchen der Käufer stattgefunden, ist auch bei der Zusammenstellung des Inhalts eingetreten, und in gleichem Grade sind die Ansprüche der Autoren, welche Beiträge zu liefern, gestiegen. So werden diese Unternehmungen jetzt in der Regel nicht mehr von den Verlegern, sondern auch von den Dichtern und Herausgebern ausgetrieben, und da das Publicum dies bemerken muß, so darf man annehmen, daß ihre glänzendste Zeit vorüber und ihr Herabsinken nahe ist. Eins der besten Taschenbücher dieser Art, die in Deutschland mit Beifall gelesen wurden, war das *„Lauenburger“*. Es erschien zuerst 1770 und wurde bis 1798 fortgesetzt. Es fügte sich darauf noch 2 Jahre unter andern Titeln und erlosch dann. Die *„Hofcalender“*, welche auch die Genealogie der europäischen und russischen Fürstenhäuser lieferten und außerdem mancherlei Brauchbares mittheilten, erschienen zuerst 1764, und von 1766 an auch französisch. Sie sind ohne Unterbrechung bis jetzt fortgesetzt worden und haben besonders im Auslande eine Art von diplomatischem Ansehen gehabt. Ihr Absatz ist sehr gesunken. *„Humboldt's Beiträge“* und sein fortgesetzter, geistreicher Commentar zu den verkleinerten mitgetheilten Hogarth'schen Kupferstichen waren es vorzüglich, was dem *„Lauenburger Taschenkalender“* von 1776 — 1813, wo er aufhörte, viele Leser verlor.

schaffte. Er erschien zugleich eine Zeitlang in einer franz. Übersetzung. Das zige Taschenbuch für Frauenzimmer, welches Claudius (nicht der wandsb. sondern der leipziger) herausgab, hatte sich durch die eine Zeitlang mit Glück geführte Geschichte der darin eingeführten Familie Ehrenberg ein großes Pul erworben. Am Ende schloß dies freilich aus Langerweile dabei ein, und das Taschenbuch hörte (1813) einige Jahre auf, bis ein neuer Verleger und ein Herausgeber (Hofrath Rochlis) es (1817) eine Zeitlang (bis 1820) ins Le rückriefen. Das ebenfalls in Leipzig erscheinende Taschenbuch zum gesell. Vergnügen, das vor allen andern ein großes Glück in der deutschen Welt gemacht hat, erschien zuerst 1791 bei Bosc und Leo, und wird noch immer 1818 sogar zweifach, fortgesetzt. Die ersten Jahrgänge besorgte der als A graph und Buchhändler bekannte Koch, in dessen Verlag auch das Taschenb. nachher überging. Später kam es in den Verlag des Buchhändlers Richter (Firma Gleditsch), in welchem es ungestört eine lange Reihe von J anfangs durch den Hofrath Becker, und nach dessen Tode durch den Hofrath herausgegeben wurde. Letzterer, der das Eigenthumsrecht an diesem Taschen für die Becker'schen Erben zu besitzen behauptete, gerieth darüber mit dem ge ten Verleger in Streit, der eine Trennung Beider zur Folge hatte. So l wie ein doppeltes „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“, von welchem da durch Kind bei Göschen, seit 1829 bei Hartmann, und das andre bei G durch den Prof. Wendt in Leipzig, seit 1827 aber bei L. Bosc durch den B selbst zusammengestellt wird. Das Cotta'sche Taschenbuch für Damen 1798 begonnen. Es hat sich durch die bedeutenden Verbindungen dieser Han stets anziehender Beiträge von Huber, Pfefel, Lafontaine, Göthe, Jean Paul zu erfreuen gehabt. Cotta unternahm 1802 ein ähnliches Taschenbuch in Sprache u. d. L.: „Almanach des Dames“, und ließ dasselbe in Paris g menstellen und drucken, wie auch dort die Kupfer dazu stechen. Es ist ein melwerk von pièces fugitives, und sein Verdienst beschränkt sich auf die of schen Kupferchen. Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft 1800 von dem Buchhändler Wilmanse, damals in Bremen, unternommen. jetzige Herausgeber ist Stephan Schübe. Die Minerva, ein ebenfalls si liebt's Taschenbuch, das 1809 zuerst herauskam und wahrscheinlich von den leger, Gerhard Fleischer, selbst zusammengestellt wird, hat sich durch die Idee, Kupfern Darstellungen aus den Werken Schiller's u. s. w. zu wählen, welc Zeitlang von Böttiger mit einem Commentar begleitet wurden, sehr beliebt g 1815 erschien, unter der Leitung Fouqué's und des Buchhändlers Schrag in berg, das Frauentaschenbuch, das wegen s. meistens wohlgewählten J und s. zierlichen Kupfer freundliche Aufnahme fand. Die bei Ernst Fleisc scheinende Dypheä hat den Plan, zu den Kupfern Darstellungen aus t kanntesten deutschen Opern zu wählen, und für 1824 mit 8 Scenen au „Freischütz“ begonnen. Zu den beliebten Ephemeriden dieser Art sind noch Cornelia, von Schreiber, das Rheinische Taschenbuch (je Adrian redigirt), Penelope, von Theodor Hell, und Vergißmeini von Lauren-Heun, zu zählen, welches letztere an den Rosen seit 1827 Pendant erhalten hat. Die Aglaja, welche in Wien von Wallishauser k gegeben wird, zeichnet sich durch sehr sauber in punktirter Manier ausg. Nachbildungen berühmter Gemälde von John aus, und der von der Calenda tion in Berlin herausgegebene Taschencaender empfiehlt sich in s. Jahrgängen durch Beiträge von Lied. Nicht minder machen wir noch Alpenrosen, ein in Bern erscheinendes Taschenbuch, aufmerksam, da Wgß, Kuhn, Hegner und a. schweizerischen Gelehrten und Dichtern oft mi lichen Beiträgen ausgestattet ist, und auf die schleswigsche Eidora. A

des Taschenbuchs *Urania* zulezt, weil es von dem Herausgeber dieses geleitet wurde. Nachdem die ersten Jahrgänge dieses Taschenbuchs (für 12, 15, 17) auf die gewöhnliche Weise von verschiedenen Herausgebern zusammengestellt worden, faßte der Unternehmer desselben den Gedanken, öffentliche Preisaufgaben, zu denen alle Dichter Deutschlands eingeladen, einen höhern Werth zu geben. Er setzte daher Preise aus auf die beste Erzählung und auf das beste Lehrgeicht in der Epistelform. Das Glück ward im ersten Versuch (1817) mit einem seltenen Erfolg. Ein junger Mann Schulze (s. d.), fühlte sich begeistert, und es entstand „Die Rose“. Für 1822 fand sich indeß doch der Herausgeber bewogen, keine weiteren zu machen, da ihm dieselben vielfach gemißdeutet wurden. Seitdem sind in Deutschland von 1801—28 gegen 350 Taschenbücher veröffentlicht erschienen (also ohne die reingeschichtlichen, theatralischen, pädagogischen). — Unter denjenigen, die sich besondern Zwecken gewidmet haben, verdient das von Mohn herausgegeb. *Niederheinische Taschenbuch* (bei Schreiner) genannt zu werden, welches in 6 Jahrg. von 1799, 1800 und 1805 eine Reihe der schönsten Bilder der damaligen düsseldorfer vorzüglichsten Steichen von Heß mittheilte, die diesem Taschenbuche für einen dauernden Werth zusichern. Der unerschöpfliche Kogebue begann 1801 *Almanach dramatischer Spiele* zur geselligen Unterhaltung aufzuheben, welcher bis zu s. Tode 1819 mit großem Beifall fortgesetzt worden ist. Auch zum viel Mißlungenem auch eine nicht geringe Zahl lebendiger, geisthaltender dramatischer Gemälde, die noch lange unsere Bühne und Vorstellungen von Liebhabern erheitern werden. Für 1820 erschien die Sammlung des Kogebue's Nachlaß gefüllt; jetzt wird sie von K. Lebrun in Hamburg herausgegeben, und es erschienen seitdem mehrere, als von Castelli, Köpfer, Holtei zc. Öfters sind auch ausgezeichnete Werke unserer Dichter in der Gestalt von Taschenbüchern geliefert worden. So brachte Wiesenschweig 1798 Göthe's „Hermann und Dorothea“ zuerst als Taschenbuch; Unger in Berlin 1802 Schiller's „Jungfrau von Orleans“; ebenso hat hierhin auf gleiche Weise Göthe's „Natürliche Tochter“, letztere in jüngerm Stücke.

Wir müssen wir der deutschen *Musen almanache* erwähnen, obgleich sie gegenwärtig nicht mehr an der Tagesordnung sind. Die berühmteste derselben ist die von Bürger und Voss. Der franz. „Almanach des Muses“ brachte beide Freunde auf den Gedanken, eine ähnliche Sammlung für Deutschland zu veranstalten, und ihr Bemühen wurde in jener durch den bekannten Freundesverein für die deutsche Poesie so bedeutungsreichen Zeit mit Erfolg gekrönt. Von 1770—76 gaben beide Dichter die Sammlung *Göttingischer Musenalmanach* (auch *Blumenlese*), gemeinsam heraus. Von 1777—94 besorgte Bürger denselben allein. Von 1795 an, wo er aufhörte, war Karl Reinhard der Herausgeber. Voss begann 1796 eine besondere Sammlung im Verein mit Göttinger, welche bis 1798 fortgesetzt und sich von jener durch den Titel: *Hamburgische poetische Blumenlese*, auszeichnete. Auch Schiller begann 1796 eine solche Sammlung, durch die Aufnahme der „Xenien“ erhielt dieser erste Jahrgang einen so außerordentlichen Absatz, daß er mehrere Male neu aufgelegt werden mußte. Es erschienen nachher noch die Jahrgänge 1797—1800. Zu den anziehendsten Sammlungen dieser Art wurde auch der wienener *Musen almanach* gerechnet, welcher 1801—83 und 1790—96 von Blumauer und Ratschky herausgegeben und dann 1804 von Leon fortgesetzt wurde. Auch die neue romantische Schule hat

es versucht, in einigen solchen Sammlungen sich mit dem größern Publicum befreundeten. In neuerer Zeit hat sich die Theilnahme an diesen ausschließlich tischen Blumenlesen so vermindert, daß gegenwärtig nicht eine einzige Sammlung der Art mehr besteht. Wegel kündigte für 1820 eine neue an; allein der raffte den talentvollen Dichter weg, ehe er den ersten Jahrgang hatte ordnen. Seitdem haben nur einige Provinzialproducte dieser Art, z. B. der *dische Musenalmanach*, der *berliner*, mit 1826 begonnen und be- sen, und der *schlesische* ihr Publicum gefunden.

Tasso (Bernardo), einer der vorzüglichsten epischen und lyrischen I- Italiens, dessen Ruhm jedoch von seinem Sohne, Torquato Tasso, ver- worden, geb. 1493 zu Bergamo, stammte aus einem alten adeligen Gesch. Er zeigte schon als Knabe viel Anlagen und erhielt von s. Ättern, und nach frühem Tode von s. Onkel, Luigi Tasso, Bischof zu Recanati, eine sorgfältig zziehung. Bei s. schnellen Fortschritten im Griechischen und Lateinischen tr bald mit gleichem Erfolg die ital. Poesie und Beredsamkeit. 27 J. alt, be- sich nach Padua, um sich dort durch Unterricht und Umgang weiter auszuk. Er beschäftigte sich hier nicht bloß mit der Poesie, sondern auch mit der S- kunst und Staatswissenschaft, durch welche er Glück und Ehre zu erwerben. Als Dichter ward er schon damals durch ganz Italien bekannt, besonders als nen Schmerz über den Verlust seiner Geliebten, der Sinevra Malatesta, in herrlichen Sonnet aussprach, sowie er sie früher in s. Versen gepriesen hatte. Guido Rangone, päpstl. General, ein Freund der Wissenschaften, nahm i s. Dienste und übertrug ihm bald die schwierigsten Unterhandlungen zu Rom Clemens VII. und in Frankreich mit Franz I. Bernardo trat nachher in die- sie der Prinzessin Renata, Herzogin von Ferrara, verließ jedoch bald diesen und ging nach Padua, und von da nach Venedig. Hier gab er eine Samm- s. Gedichte heraus, die ihm eine Stelle unter den ersten damals lebenden Di- verschaffte. Ferrante Sanseverino, Fürst von Salerno, nahm ihn (1531) ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen als Secretair in Dienste. Als severino mit einer auf eigne Kosten ausgerüsteten Galeere Karl V. auf dem nach Tunis begleitete, befand sich auch L. in s. Gefolge. Nach dieser Unt- mung ging er in Geschäften s. Fürsten nach Spanien, und als er nach Saler- rückkam, heirathete er 1539 die schöne, reiche, durch Geist und Tugend ausg- nete Porzia de' Rossi, und zog sich, mit seines Fürsten Genehmigung, nach anmuthigen Sorrento zurück, wo er bis 1547 höchst glücklich lebte. Seine wandte er auf die Poesie und begann sein Gedicht „Amadis“. Das Unglück- Heren, des Fürsten Sanseverino, der sich der Einführung der Inquisition ge- pel widersetzt hatte und von Karl V. seiner Güter beraubt wurde, brachte an in die größte Verlegenheit. Er war genöthigt, einen andern Zufluchtsort zu- verlor während dieser Zeit seine geliebte Porzia durch den Tod und kam (1556), von Allem entblößt, einzig mit s. Gedicht „Amadis“ nach Ravenna hier berief ihn der Herzog von Urbino (Guidobaldo II. von Ravenna) nach. Nun lebte Bernardo in geehrten Verhältnissen und ohne Sorgen. Er t diese Ruhe, den „Amadis“ zu vollenden; dann begab er sich nach Vened- ihm große Auszeichnungen zu Theil wurden, und besorgte hier 1560 eine Ausg. des „Amadis“ und eine sehr vermehrte Ausg. s. kleinern Gedichte. trat er als erster Secretair in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Mantua ihn mit Beweisen der Hochachtung und des Vertrauens überhäufte. Trotz hohen Alters war er noch in ungeschwächter Kraft, und stets mit der Po- schäftigt. Er zog aus dem „Amadis“ die Episode des Floridante und bege- zu einem eignen Epos zu bearbeiten. Aber er war noch nicht weit damit rückt, als er, bald nach s. Ankunft in Ostiglia, wohin er als Gouverneur ge-

er, starb und 1569 in den Armen seines Sohnes Torquato starb. Der Vater ließ den Leichnam in Sant' Egidio zu Mantua beerdigen und einen schönen Platz auf die Grabstätte legen, mit der Inschrift: „Ossa Bernardi Tassi“. Er ließ Torquato die Asche seines Vaters nach Ferrara bringen und in St. Stefano bestatten. Von Charakter war Bernardo ebenso liebenswürdig als achtungswürdig; Eiz, Neid und Rachsucht waren seinem freien, heitern Gemüthe unbekannt; vielmehr war er anspruchlos, offen, ein Freund seiner Freunde, und auch in Unglück gefaßt und gleichmüthig. Sein Hauptwerk ist sein „Amadis“, ein Epos, worin er ein großes und schönes Talent entwickelt hat. Fast alle Epos sind 3 Hauptfabeln in einander geschlungen, die mannigfaltigsten Verwickelungen mit einander, und stete Überraschungen unterhalten das Interesse. In dem Ausdrucke zärtlicher Leidenschaften, in Naturschilderungen, in der Darstellung von Kämpfen und Abenteuern findet sich Alles aufgewendet, was die Poesie darbietet. Aber mit allen diesen herrlichen Eigenschaften hat er „Orlando“ nicht erreicht. Eine der schönsten Partien ist die Erzählung von der Geburt, und das erste Abenteuer ihres Amadis (im 6. Buch). Seine lyrischen und übrigen Gedichte in 5 Büchern gehören zu den liebsten, welche Italien besitzt. Außerdem haben wir von ihm eine in der Akademie gehaltenen Rede über die Poesie, und 3 Bde. Briefe, die für die politische und Literaturgeschichte seiner Zeit wichtig sind. M.

Tasso (Torquato). Dieser durch seine unsterblichen Werke ebenso wie sein Vater in Verbindung stehenden Schicksale berühmte Dichter, des oben erwähnten Bernardo Tasso Sohn, war 1544 zu Sorrento geb. Seine Anlagen zeigten sich ungewöhnlich früh und schnell; dabei zeigte er sich schon als zartes Kind, nie lachend noch weinend. Von seinem 7. bis zum 10. Jahre besuchte er die Schulen der Jesuiten in Neapel und lernte Lateinisch und Griechisch mit großer Grunda. Dann berief ihn sein Vater nach Rom, wo er unter dessen Aufsicht Studien mit gleichem Erfolge 2 Jahre fortsetzte. Darauf ging er nach Padua, und 6 Monate darauf nach Pesaro, wo s. Vater bei dem Herzog von Urbino Aufnahme gefunden hatte. Hier theilte er den Unterricht mit dem Sohne des Herzogs. Seine Lieblingsstudien waren Philosophie und Poesie; damit verband er die Mathematik und alle ritterliche Übungen. Als sein Vater sich in Venedig aufhielt, lebte er ein Jahr lang bei ihm dort und ging sodann, 13 Jahr alt, nach Padua mit der Bestimmung, die Rechte zu studiren. Aber seine Neigung zog ihn unabweislich zur Poesie, und in einem Alter von 17 J. trat er mit einem Gedichte in 12 Gesängen: „Rinaldo“, hervor, das er dem Cardinal Lodovico von Este zuwignete. Italien nahm dieses Werk mit allgemeinem Beifall an, und der Vater willigte nach langem Widerstande ein, daß er die Rechtsstudien aufhiesse. Jetzt widmete sich Torquato mit doppeltem Eifer literarischen und philosophischen Studien und folgte zu diesem Zwecke einer Einladung nach Bologna. Dort begann er den schon in Padua gemachten Entwurf zu einem epischen Gedichte, worin die Eroberung Jerusalems unter der Anführung Gottfrieds von Bouillon, der Hauptrolle spielte. Aber in diesen Beschäftigungen sah er sich unerwartet gestört. Man verlangte von ihm salschlich für den Verf. eines umlaufenden satyrischen Gedichts und unterzog ihn einer gerichtlichen Untersuchung. Diese Kränkung bewog ihn, Bologna zu verlassen. Er ging nach Modena, und folgte dann der Einladung seines Zuhörers, des jungen Scipione Gonzaga, der in Padua eine Akademie gestiftet hatte und T. an der Spitze derselben zu sehen wünschte. Mit großem Fleiße beschäftigte er die Philosophie des Aristoteles, noch mehr aber die des Plato, zu dem er seinen Geist ihn vor Allen hinziehen mußte. Dabei verlor er sein Epos nicht aus dem Auge. Wie ernstlich ihn die Theorie dieser Gattung beschäftigte, beweisen seine damals verfaßten 3 Dialogen darüber. Der Cardinal Lodovico von Este

ernannte ihn nachher zu s. Hofcavaller und wollte, daß er bei der Vermählung
 nes Bruders Alfons mit einer Erzherzogin von Oestreich in Ferrara gegenwärtig
 sein sollte. T. ging (Oct. 1565) dahin und wohnte den glänzenden Festen die
 prachtliebenden und galanten Hofes bei, mit welchen jene Vermählung gefeiert
 wurde. Die beiden Schwestern des Herzogs, Lucrezia und Leonore, Beide zu
 nicht mehr jugendlich, aber schön und liebenswürdig, schenkten dem Dichter
 Gunst, besonders Letztere, die ihn bald bei Alfons einführte. Dieser Fürst, zu
 der wußte, daß T. die Eroberung Jerusalems in einem Epos verherrlichen wol-
 empfang ihn auf das schmeichelhafteste und ermunterte ihn zu seinem Unterneh-
 men so dringend, daß der Dichter nicht nur zu seiner seit 2 Jahren unterbrochenen
 Arbeit zurückkehrte, sondern auch beschloß, sein Werk dem Herzog Alfons zuzu-
 weihen und überhaupt dem Ruhme des Fürstenhauses zu widmen, von dem er damals
 so große Gunst genoß. Nur auf kurze Zeit verließ er Ferrara, um Padua, Venetien,
 Land, Pavia und Mantua, wo er s. Vater sah, zu besuchen. Mit erhöhtem Mut
 kehrte er zurück. Eine junge Dame, Lucrezia Benabidio, wurde der Gegenstand
 seiner dichterischen Ergüsse. Durch dieses Verhältniß ward er der Nebenbuhler
 des Herzogs Secretair Pigna, dessen Feindschaft ihm nachtheilig werden konnte.
 Seine Beschützerin Leonore, welche dieses Übel vorausah, wußte ihm auch zu
 zubeugen. Großen Schmerz verursachte dem zart- und tieffühlenden Fürsten
 T.'s der unerwartete Tod s. geliebten Vaters; doch hielten weder dieser Trauer
 noch sonstige Zerstreuung ihn ab, täglich an s. Gedichte zu arbeiten, von dem
 8 Gesänge vollendet hatte, als er im Gefolge des Cardinals v. Este 1571 nach
 Frankreich reiste. Hier ward er von Karl IX. sowohl als von dem ganzen Hofe
 Auszeichnung aufgenommen. Der Dichter Ronsard ward sein Freund, und
 theilten sich ihre dichterischen Arbeiten mit. Indes mochte T. sich über Ge-
 schickstände, die damals alle Gemüther beschäftigten, zu frei und rücksichtslos äußern
 kurz, er verlor die Gunst des Cardinals, gerieth dadurch, wie es scheint, sogar
 einige Verlegenheit und nahm endlich Urlaub nach Italien. T. kehrte nach
 Ferrara zurück und trat bald darauf, seinem Wunsche gemäß, durch die Vermittelung
 Fürstin von Urbino, Lucrezia von Este, und der Prinzessin Leonore in die Dienste
 des Herzogs Alfons. Die Bedingungen waren vortheilhaft und ehrenvoll.
 ließen ihm vollkommene Freiheit. Aber kaum hatte er die Arbeit, auf welche
 Welt mit Ungeduld wartete, hier wieder vorgenommen, als der Tod der Gem-
 lin des Herzogs ihn aufs neue störte. Alfons machte bald darauf zu seiner
 Zerstreuung eine Reise nach Rom, und T. benutzte die Muße, die ihm zu Theil wurde,
 ein Werk auszuführen, zu welchem der Plan schon lange in s. Innern ruhte,
 „Aminta“. Die Aufführung einer dialogisirten Idylle von Agostino degli Argenti,
 der er 6 Jahre zuvor in Ferrara beigezogen, hatte ihn entzückt und den Gedanken
 zu einem ähnlichen Werke in ihm geweckt, welches er jetzt in 2 Monaten vollendet
 Alles, was Italien in dieser Gattung besaß, wurde davon weit übertroffen,
 und wol Guarini in der Folge bewies, daß es nicht unübertrefflich, mindestens
 unerreichtbar sei. Man kann annehmen, daß in diesem dramatischen Spiele
 Tasso ihren Ursprung nahm. Der Herzog wurde durch diese dramatische Dichtung
 auf das angenehmste bei s. Rückkehr überrascht und ordnete die Aufführung
 größtem Glanze an. T.'s Ansehen und Gunst beim Herzoge stieg; aber eben-
 des Glück weckte ihm auch Neider, die insgeheim darauf dachten, ihn zu verdrängen.
 Die Prinzessin von Urbino hatte der Vorstellung des „Aminta“ nicht beizu-
 können; sie wünschte das Gedicht, das der Gegenstand allgemeiner Bewunderung
 war, kennen zu lernen, und auf diese Veranlassung begab sich T. zu ihr nach
 Ferrara, wo ihn der alte Fürst Guidobaldo, sowie dessen Söhne und Schwiegervater,
 sehr schmeichelhaft aufnahmen. Mehrere Monate verlebte er in dem reizenden
 Castel Durante in der vertrautesten Freundschaft mit Lucrezia, die gern die

in welchen er sie verherrlichte. Mit reichen Geschenken und mit dem schätzbaren Gesäße des Glücks, dessen er genoß, kam er nach Ferrara zurück und wandte sich wieder zu seinem Epos. Ungern unterbrach er diese Arbeit abermals, um den Herzog nach Venedig zu begleiten, wohin dieser dem König Heinrich III., der von der Thron-Polens auf den Thron Frankreichs stieg, entgegenreiste, um ihn mit sich nach Ferrara zu führen. Diese Reise fiel in die heißeste Jahreszeit und zog an Dichters Fieber zu, an dem er lange litt, und das ihn an aller Arbeit hinderte. Während er auf dem Wege der Genesung war, endigte er im Frühjahre 1575 „Goffredo“, die Frucht so vieler Anstrengungen und die Quelle so großen Schmerzes für ihn. Aber er wünschte, ehe er ihn bekanntmachte, die Urtheile seiner Freunde zu hören, und diese waren so verschieden, daß sie ihn in Verwirrung und Unruhe setzten und ihm sogar ein hitziges Fieber zuzogen, von dem er jedoch bald befreit wurde. Er nahm sogleich sein Werk aufs neue vor, um es an neuen Stellen umzuarbeiten oder abzuändern. Der Herzog behandelte ihn mit väterlicher Theilnehmung und Sorgfalt. L. mußte ihn auf seinen Lustreisen nach Mantua begleiten, und Lucrezia, die sich von ihrem Gemahl getrennt hatte und zu ihrem Bruder zurückgekehrt war, wünschte den Dichter stets um sich zu haben. Nur mit Mühe wirkte er sich unter diesen Umständen (Nov. 1575) die Erlaubnis aus, nach Rom zu gehen, um dort sein Gedicht einer neuen und gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Hier empfing ihn vor Allen sein Freund Scipio Gonzaga. Von diesem wurde er dem Cardinal Ferdinand v. Medici, dem letzten und schmaligen Nachfolger des Großherzogs von Toscana, vorgestellt, und L. mußte wissen, daß der Dichter sich in Ferrara nicht mehr ganz gefiel, trug ihm die Dienste des Großherzogs an, die Jener jedoch ablehnte, weil er vor den Augen die Pflichten der Dankbarkeit gegen das Haus Este erfüllen wollte. Er kehrte daher nach Ferrara zurück. Hier erschien bald nach ihm die junge und schöne Leonore Convitali, Gemahlin des Grafen v. Scandiano, deren eifriger Beschützer und Verherrlicher L. wurde. Da auch sie ihrerseits nicht unemfindlich blieb, und der Herzog um dieselbe Zeit das erledigte Amt eines Historiographen des Hauses Este dem Dichter verlieh, so fand dieser sich, zu seinem Unwillen, um so fester an Ferrara gebunden, und erregte um so lebhafter den Haß seiner Feinde. Einen sehr großen Kummer machte ihm die Nachricht, daß in der Stadt Italiens sein Gedicht gedruckt werde, einmal, weil es ihm zum Theil noch nicht vollendet schien, dann auch, weil er sich dadurch der Vortheile beraubte, die er sich von einer so vieljährigen Arbeit versprochen hatte. Diese Zweifel, theils wahre, theils eingebildete Kummernisse vermehrten s. Schwermuth; er glaubte sich von Feinden verfolgt, verleumdet, angeklagt. In dieser Stimmung zog er eines Abends in den Zimmern der Herzogin v. Urbino einen Diener gegen einen ihrer Diener. Dies bewog den Herzog, ihn verhaften und in seinem Hause neben dem Palast einschließen zu lassen, allein auf s. Bitten setzte ihn wieder in Freiheit und verlangte bloß, daß er sich ärztlich solle behandeln lassen. Die Cur schien Erfolg zu haben, und der Herzog nahm ihn auf einer Lustreise nach Belgionardo mit sich, um ihn zu trösten und zu zerstreuen, nachdem er von einigen Gewissensscrupeln, die L. sich über manche ihm entstandene Zweifel in Angelegenheiten machte, durch den Inquisitor selbst hatte beruhigen lassen. Aber alle diese Sorgfalt reichte nicht hin, den Frieden in seinem Innern wiederherzustellen, und der Herzog sah sich endlich genöthigt, ihn auf sein Verlangen nach Mantua zu dem Franciscanern zurückbringen zu lassen. Sein Zustand verschlimmerte sich dennoch immer mehr; er sah sich von eingebildeten Gefahren umgeben, suchte sich die peinlichsten Vorwürfe und ergriff in dieser Zerrüttung endlich einen unvorsichtigen Augenblick, um, von Allem entblößt, wie er war, selbst ohne s. Handwritten and Papiere, die Flucht zu nehmen (20. Jul. 1577). Er eilte zu seiner

Schwester Cornelia, welche im Witwenstande zu Sorrento in Neapel lebte, ihn auf das zärtlichste aufnahm. Durch ihre Sorgfalt fing er an ruhiger zu leben; er bereute seine übereilte Flucht und wandte sich mit Bittschreiben an Herzog und die Fürstinnen, um seinen Posten, vornehmlich aber ihr Wohl wiederzuerlangen. Er ging wirklich nach Ferrara zurück, aber sein altes Leiden kehrte bald wieder, und er entwich zum zweiten Mal. Vergebens suchte Mantua, Padua und Venedig eine Zuflucht; erst am Hofe von Urbino fand er eine würdige Aufnahme. Aber aller Freundschaft und Sorgfalt ungeachtet, man für ihn hatte, kehrte auch hier s. Schwermuth zurück; er glaubte sich sicher, und indem er eingebildeten Gefahren zu entfliehen glaubte, stürzte er in wirkliche. Er ging endlich nach Turin. Hier erkannte ihn zufällig ein Fürst, zog ihn aus der Verlegenheit und führte ihn zu dem Marchese Filippo v. Est, der ihn auf das liebevollste und freigebigste aufnahm. Der Erzbischof von Turin, alter Freund Bernardo Tasso's, stellte ihn dem Herzoge Karl Emanuel vor, der ihm dieselben Bedingungen anbot, unter denen er sich in Ferrara befand. Noch ein Mal faßte der Unglückliche einigen Muth, und herrliche Funken seines Geistes glänzten durch die trüben Nebel, die sein Gemüth verschleierten und zu bald wieder das Übergewicht erhielten. Er sehnte sich abermals nach Ferrara zurück und hielt dazu die Vermählung des Herzogs mit Margareta Gonzaga den glücklichsten Zeitpunkt. Er kam, sah sich aber bitter getäuscht. Allen nahm man ihn mit Gleichgültigkeit, selbst mit Spott und Verachtung auf; der Herzog noch die Fürstinnen ließen ihn vor sich. Da verließ ihn die Geduld, die nie seine Tugend war, und er ergoß sich laut in Schmähungen gegen ihn und den ganzen Hof. Der Herzog befahl, statt an dem Unglücklichen Mitleid zu üben, ihn in das St.-Annenhospital zu bringen und als einen Rasenden dort zu verwahren (März 1579). Man hat, um diesen grausamen Befehl des Fürsten zu erklären, noch andre Gründe aufgesucht und sie in der Liebe L.'s zu Prinzessin Leonore finden wollen. Allein so wenig diese durchaus tugendhafte ritterliche Liebe zu leugnen ist, so wenig läßt sich doch aus irgend einem Grund darthun, daß L. je die Grenzen der Ehrfurcht und Bescheidenheit überschritten habe. Wol aber mag sie zu dem Wahnsinne beigetragen haben, der ihn zum Heimsuchte, und der sowol physische als moralische Ursachen haben mochte. L. durch eine solche Maßregel, wie man gegen ihn verhängt hatte, nicht getödtet werden konnte, leuchtet wol von selbst ein. Schon der Gedanke, daß er in ein Narrenhause gefangen gehalten werde, mußte ihn empören; ebenso übel mußte die Härte, mit der er sich behandelt sah, die Nichtbeachtung, mit der alle s. Wünsche und Vorstellungen von dem Herzog und der Prinzessin aufgenommen wurden, empfinden. Und dennoch fand dieser seltene Geist in solcher Verzweiflung neue Augenblicke, in denen er sich auf das herrlichste bald in Versen, bald in philosophischen Betrachtungen ergoß. Ein neuer Schlag für ihn war die Nachricht, daß sein Gedicht in höchst verstümmelter Gestalt zu Venedig im Druck erschienen sei; der erste Ausg. folgten schnell an verschiedenen Orten mehre, von denen jede spätere die frühern an Richtigkeit und Vollständigkeit übertraf. So wurden in 6 Wochen 6 Ausg. des „Befreiten Jerusalems“ gedruckt; die Herausgeber und Uebersetzer bereicherten sich, während der unglückliche Dichter in harter Gefangenschaft krank und vernachlässigt schmachtete. Erst nach 2 Jahren erhielt er durch Bitten und durch wiederholte Verwendungen beim Herzoge statt seines gefänglichen Aufenthalts mehre Zimmer zur Wohnung. Er genoß hier einer großen Freiheit, empfing Besuche von Freunden und Fremden und durfte selbst von Zeit zu Zeit, von einer einzigen Person begleitet, ausgehen, um Gesellschaften und sonstige Vergnügungsorte zu besuchen. Sogar der Herzog ließ ihn einlaß, allfranz. und ital. Edelleute bei sich hatte, zu sich bringen, nahm ihn mit Güte

Desseungeachtet sah er sich noch vor Ende beraubt. Unter diesen traurigen Umständen in 108. Außer andern Schriften hatte das des Camillo Pellegrino über die epische Poesie „*De Poetica*“, 1584) veranlaßt, in welchem T. weit über entspann sich der heftigste Streit. Die „*De Poetica*“, und unter diesen die beiden Akademiker Sebastiano de' Rossi, traten Namens dieser den das „*Befreite Jerusalem*“ und seinen Verf., gen, wenigstens unter diesem Vorwande. Mit d. Mäßigung beantwortete T. die Angriffe seiner, wo geistige und körperliche Leiden s. Stimmung ten Verdienste angerechnet werden muß. Inzwi- tel, seine Freiheit zu erlangen, nicht minder als die Er hatte die mächtigsten Personen zur Vermitte- II., der Cardinal Albano, der Großherzog von Tos- zogin von Urbino, die Herzogin von Mantua, mehre a hatten sich vergebens für ihn verwendet. Die Stadt Vaterland, hatte in gleicher Absicht einen eignen Ge- nikt. Dieser gab Versprechungen, welche er aber nicht erschlimmerte sich immer mehr; er war an Leib und eriodisch an wirklichem Wahnsinne. Endlich ließ sich der chen und überließ auf dringendes Bitten die Person des is 7-jähriger Gefangenschaft seinem Schwager, Vincenzo n Mantua, welcher ihn so zu bewachen versprach, daß Al- m zu befürchten haben sollte (Juli 1586). In Mantua ste und ehrenvollste Aufnahme, aber sein Übel hatte bereits ganz zu weichen. Desseungeachtet nahm er s. literarischen er vollendete u. A. den von seinem Vater begonnenen „*Glo-* n mit einer Zueignung an den Herzog von Mantua und Bo- ch s. Trauerspiel „*Torrismondo*“ arbeitete er von neuem um. e genöß er des Glücks, Bergamo zu besuchen, wo seine Erschei- gen Stadt gefeiert wurde. Der Tod des Herzogs von Mantua Zwar hegte der Sohn und Nachfolger desselben gleiches Wohl- a Dichter, allein es fehlte ihm die Freundschaft und Vertraulichkeit. in Mantua fing an dem Dichter zu mißfallen. Einen ehrenvollen for an der Akademie zu Genua anzunehmen, ward er durch s. Kränk- ert. Er faßte daher den Entschluß, nach Rom zu gehen. Hier ward von Scipio v. Gonzaga, sondern auch von mehreren Cardinälen und wohl aufgenommen, daß er neue Hoffnungen faßte. Allein nichts allung, und er begab sich 1588 nach Neapel, um einen Versuch zu eingelegene Vermögen seiner Ältern wiederzuerlangen. Hier beschäf- mit einer gänglichen Umarbeitung s. „*Befreiten Jerusalem*“, um das ost Erkannte, sowie die Lobsprüche auf das Haus Este wegzuschaffen. ed kehrte er nach Rom zurück, und als er auch hier wieder Veranlassun- kischand fand, folgte er den ehrenvollen Einladungen des Großherzogs y. Er konnte in jeder Hinsicht mit der Aufnahme sowol des Fürsten als mitter zufrieden sein. Allein er sehnte sich nach Neapel und kehrte im mit allen Zeichen der Hochachtung und reich beschenkt nach Rom zurück, und wohnt in Rom. Noch nicht wiederhergestellt, begab er sich auf dringende Bie- ch Mantua zu dem Herzog Vincenzo Gonzaga. Hier würde er sich wohl- ba haben, wenn seine stets abnehmende Gesundheit nicht die Sehnsucht nach

Neapel in ihm gendhrt hätte. Auf die Einladung seiner Freunde gi (1592) dahin und nahm f. Wohnung bei f. Gönner, dem Fürsten (Vollendung des „Eroberten Jerusalem“ (die Umarbeitung des „Beisein seines erstes Geschäft und fast beendet, als er Argwohn schöpfte, der sich seiner Handschriften bemächtigen. Er theilte diese Besorgniß sein Manso mit, der ihn mit Bewilligung des Fürsten, und ohne daß die und Freundschaft verletzt wurde, in eins seiner Häuser aufnahm, das Lage am Meeresufer hatte. Dies hatte den günstigsten Einfluß auf die letzte Hand an sein zweites Jerusalem legte und zugleich auf den Mutter des Marchese f. Gedicht „Von den sieben Tagen der Schöpfung. Inzwischen hatte Hippolyt Aldobrandini als Clemens VIII. den päpstl. stiegen. T. hatte seinem vormaligen Gönner dazu, wie früher Urb einer herrlichen Canzone Glück gewünscht, und mußte endlich den wiederladungen des Papstes, nach Rom zu kommen, nachgeben. Dieser son beiden Nissen, vornehmlich der Cardinal Cintio Aldobrandini, bewie zarteste und liebevollste Aufmerksamkeit. T. eignete Letzterm aus Da „Erobertes Jerusalem“ zu; nur die Rückkehr seiner Krankheit konnte men, Rom zu verlassen und wieder nach Neapel zu gehen. Er verlebte nate sehr glücklich in dem Kreise seiner Freunde. Inzwischen hatte um ihn wieder nach Rom zu ziehen, beim Papste die Ehre der feierlichen auf dem Capitol ausgewirkt. Auf diese Nachricht reiste T. nach Rom, Nov. 1594 ankam und mit großer Auszeichnung empfangen wurde. überhäufte ihn mit Lobsprüchen und sagte u. A. zu ihm: „Ich biete Euch ber, damit er von Euch so viel Ehre empfangen, als er Denen, die ihn vorhielten, verliehen hat“. Man verschob indeß die Feierlichkeit bis zum um ihr desto größern Glanz zu geben. Während des Winters schwand fundheit mehr und mehr; er fühlte sein nahes Ende und ließ sich in de von S. Onofrio bringen, wo er zu derselben Zeit, die man für seine Kräftimmt hatte, am 25. April 1595 starb. Ein hitziges Fieber endigte f im kaum begonnenen 52. Jahre. Der Cardinal Cintio ließ ihn prächtige kleinen Kirche des genannten Klosters bestatten, und 8 J. darauf ließ der Bevilacqua ihm das Denkmal errichten, welches noch jetzt sich dort befind Italiener Manso, Seraffi und Zuccala haben (1819) sein Leben beschrieben hat Seraffi mehr als 250 Briefe des T. gesammelt herausgegeben. Giacomazzi hat in f. „Dialoghi sopra gli amori, la prigionia ed il genio quato Tasso etc.“ (Brescia 1827) die Meinung aufgestellt, nicht Leon bern Lucrezia, die nachherige Gemahlin des Herzogs von Urbino, sei der stand der platonischen Liebe des unglücklichen Dichters gewesen.

Friedr. Schlegel in f. „Geschichte der alten und neuen Literatur“ Ariosto, Camoens und Tasso mit einander vergleicht, sagt über den Letztern was jünger als Camoens ist Tasso, der uns schon durch seine Sprache u Theil auch durch f. Inhalt näher steht, indem die Kreuzzüge die ganze f. Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernste der geschichtlichen Wahrheit den. Nicht bloß eine poetische, sondern auch eine patriotische Begeisterung Sache der Christenheit befeelte den ebenso ruhmbegehrigen als frommsü Dichter. Doch hat er die Größe seines Gegenstandes durchaus nicht erreicht Reichthum desselben so wenig erschöpft, daß er ihn, so zu sagen, nur an der fläche berührt. Auch ihn beschränkte die Virgil'sche Form einigermaßen, die nige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem sogen. epischen Maßwerk. Tasso gehört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur sich selbst i schönsten Gefühl darstellen, als eine Welt in ihrem Geiste klar aufzufasse sich selbst darin zu verlieren und zu vergessen im Stande sind. Die schönsten

im Gedichte sind solche, die auch einzeln oder als Episoden in jedem andern Gedichte schon sein würden, und nicht wesentlich zum Gegenstande gehören. So die Armida, Clorindens Schönheit und Erminiens Liebe, diese und dergleichen sind es, die uns an den Tasso fesseln. In 8. lyrischen Gedichten, von denen K. Förster eine Auswahl übersetzt hat, Zwickau 1821) ist die Leidenschaft und eine Begeisterung der unglücklichsten Liebe, welche sich nur als das kleine Schäferspiel „Aminta“, das auch ganz vom Gefühl her an die Quelle jener schönen Dichtungen führt, und wogegen Petrarca sonderbar absticht. Tasso ist ganz ein Gefühlsdichter, wie Ariosto ganz malerisch, so ist über Tasso's Sprache und Verse eine unendliche Schönheit ausgegossen, der wol am meisten mit beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er selbst beim Ariosto ist. Die einzelnen Stellen und Episoden des Gedichts sind schon worden, und da die Italiener sonst eigentlich keine Romanzen der Spanier haben, so haben sie ihr episches Gedicht für den lebendigen Stoff auf solche Weise in einzelne Romanzen aufgelöst, die wohlklingendsten, schönste und schmuckvollsten, die wol irgend ein andres Volk zu der Art, ihren Dichter zu nehmen und stellenweise vorzutragen, war. Der Genuß und das Gefühl die beste; denn an dem innern Zusammenhang des Werks, als eines solchen, möchte nicht sehr viel verloren sein. Tasso selbst mit seinem Begriffe von epischer Kunst befriedigen, und seine mannigfachen Abänderungen und mißlungenen Versuche. Er hat es mit einem Rittergedicht; das „Befreite Jerusalem“, dem er seinen Ruhm verdankt, wollte er, da seine glücklichste Zeit schon vorüber war, umarbeiten; die schönsten, reizendsten und liebevollsten Stellen brachte er gegen störrische Strenge oder Ängstlichkeit zum Opfer; dafür sollte eine fortgeführte kalte Allegorie einen Ersatz gewähren. Noch versuchte er ein episches Gedicht von der Schöpfung. Wie schwer es auch dem Dichter werden muß, einige wenige, zum Theil geheimnißvolle Sprüche zu denselben viel ausführlichen Gesängen zu entfalten, darf nicht erst ausgedrückt werden. In diesem Gedicht entsagte Tasso sogar dem Gebrauche dieses Zauber doch seine Gesänge einen großen Theil ihrer Reize verloren; selten ein Dichter so ganz in der Gewalt hatte wie er. Man hat ihm Betankenspiele (conceetti) vorgeworfen. Viele von diesen spielenden Gedanken beim Tasso sind nicht bloß sinnreich, sondern auch bildlich schön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe sind sie am ersten erlaubt. Betrachten wir den Tasso als einen musikalischen Gefühlsdichter, so ist es eigentlich kein Tadel, wenn man in einem gewissen Sinne einformig, und daß er so durchgehend sentimental ist. Von einer Poesie, die in ihrem innern Wesen lyrisch ist, scheint diese Einformigkeit einmal unzertrennlich zu sein; ja wir finden eher eine Schönheit darin, als daß sie über die Darstellung sinnlicher Reize beim Tasso dieser sanfte elegische Vorbericht ist. Aber ein epischer Dichter muß allerdings reicher sein; er muß die Welt von Gegenständen, den Geist der Gegenwart und der Vergangenheit, seine Nation und die Natur umfassen; er muß auch nicht bloß einen Ton hören, sondern jede Saite des Gefühls zu berühren und anzuregen verstehen“. Eine Übersicht der verschiedenen Originalausg. der Werke des T. findet man in der Leben und Charakteristik nach Ginguené, dargestellt von F. A. Ebert (1819). Die besten deutschen Übersetzungen s. „Befreiten Jerusalems“ von Gries und Streckfuß.

M.

Tassoni (Alessandro), einer der berühmtesten Dichter Italiens, war 1565 in Modena geb. Seine Kindheit ward durch den frühen Verlust seiner Ältern, Krankheit, Unglücksfälle und gefährliche Feindschaften getrübt. Dies Alles

hinderte ihn jedoch nicht in seinen Studien zu Bologna und Ferrara. er nach Rom und ward Secretair des Cardinals Ascanio Colonna, der mit sich nach Spanien nahm, und ihn 2 Mal, 1602 und 1603, in gelegentlichen nach Italien sandte. Auf einer dieser Reisen schrieb er seine „Considerazioni sopra il Petrarca“. Zu Rom ward er in die Akad Umoristi aufgenommen. Eine Frucht seiner Besuche der römischen Gelehrten waren die 10 Bücher seiner „Pensieri diversi“, von denen er eine Probe „Quesiti“ (1608, vermehrt 1612) herausgab. Dieses Werk, das sinnreichen Paradoxien, womit es vielleicht dem Verf. selbst nicht immer den Wissenschaften den Krieg anzukündigen schien, und seine bitteren Antheilern Scherz und gefällige Anmuth würzte, machte gewaltiges Aufsehen mehr war dies der Fall mit obengen. „Considerazioni“, welche zuerst schienen. Da ihm die Verehrung und das Ansehen, worin Petrarca bestand, übertrieben schien, bemühte er sich, diesen großen Dichter auf viel übertriebenere Weise herabzuwürdigen. Daraus entstand ein Streitschriften. L. hatte sich seit dem Tode des Cardinals Colonna 1 Anstellung befunden; da ihm die Mittel zu einem unabhängigen Leben trat er 1613 in die Dienste des Herzogs von Savoyen, Karl Emanuels Cardinals, seines Sohns. Hier stand er abwechselnd in Gunst und Daran mochte wol sein Haß gegen Spanien viel Antheil haben, mit welcher der Herzog bald in Krieg, bald in Frieden stand. Nicht ohne Grund sah dem L. einige „Filippiche“ gegen die Spanier und eine Schrift: „Le della monarchia di Spagna“, zu, wiewol er sie durchaus ableugnete. 1622 er jene Dienste und lebte 3 Jahre den Studien und der Blumenzucht, die liebte. Damals beendigte er wahrscheinlich das schon früher begonnene „Canto del Baronio“, das er lateinisch angefangen hatte, nachher aber italienisch führte. 1626 verbesserte sich seine Lage. Der Cardinal Ludovico, ein Nicos XV., nahm ihn unter vortheilhaften Bedingungen in seinen Dienst. Dem Tode des Cardinals 1632 trat L. mit dem Titel eines Raths in den seines angeborenen Fürsten, des Herzogs Francesco I. Er empfing einen vollen Gehalt, und wohnte am Hofe, genoß aber dieses Glück nur 3 Jahre. Er 1635 starb. Nicht den bisher angeführten Werken verdankt L. seinen Namen, sondern einem komisch-epischen Gedicht u. d. T.: „La secchia rapita“ (Eimerraub“, deutsch von Schmitt, Hamb. 1781), welches zuerst 1622 und von ihm, vielleicht aus Rücksicht, für eine Jugendarbeit ausgegeben worden. Wogegen allerdings schon die sorgfältigste Versification zu streiten scheint, Stempel eines reifen Alters trägt. Der Gegenstand dieses Gedichts ist die der Modeneser und Bologneser in der Mitte des 13. Jahrh. In diesen wurde einst der Eimer eines Brunnens von einigen Modenesern, die in Bolognese eingebracht waren, aus dieser Stadt weggeführt und als eine merkwürdige Erscheinung nach Modena gebracht, wo er noch heutiges Tags als ein Kleinod aufbewahrt wird. Dies Ereigniß und die vergeblichen Anstrengungen der Bologneser, den Eimer wieder zu erlangen, besingt L. in 12 burlesk-epischen Gesängen, die weder an Ariost'scher Laune und Anmuth, noch auch in einzelnen Stellen dem Adel fehlt. Dabei hat die Sprache den echt toscanischen Charakter, der Versbau ist leicht und angenehm. Wenn dessen ungeachtet das Gedicht nicht viel gelesen wird, so liegt der Grund davon, wie beim „Hudibras“ und ähnlichen Werken, in dem für uns mit der Zeit verlorenen Interesse des Gegenstandes haupt und darin, daß viele Anspielungen und Beziehungen, die recht eigentlicher Würze ausmachen, und damals leicht verstanden wurden, von uns nur mit mühsamer Erörterung aufgefunden werden können.

Tasfe, Tastatur (so viel als Claviatur), s. Clavis.

Tasfen, Tasfian, f. Sinne und Gefühl.

Tasfeninstrument. Hierzu gehören sowol einige Saiteninstrumente, wie die Orgel; ja auch einige Instrumente, bei welchen der Ton durch Reiben des Holz, Glas &c. hervorgebracht wird.

Tatarei, das Land der Tataren. Man unterschied ehemals die europäische und die asiatische oder große Tatarei. Zu jener rechnete man die Länder der nogaier Tataren, der butschialischen Tataren oder Bessarabien als einen Theil des Landes zwischen dem Dniester und Dnepr oder die ortscha-
nische Provinz. Nachdem aber (seit 1784) alle diese Länder unter die Oberherr-
schaft gekommen sind, hat die ehemalige Benennung der europäischen
Tatarei aufgehört, und sie bildet das von Paul I. sogen. Neurußland, jetzt die 3
Gouvernements Taurien (f. d.), Cherson oder Nikolajew (904 □ M. mit
110,000 Einw. und den Städten: Cherson, Dsjakow und Dbeffa) und Zekata-
rino, auch Ekaterinoslaw (1510 □ M., mit 560,000 E.). Außer den Tata-
ren sind heute aus verschiedenen Nationen, die größtentheils durch den Han-
del dahin gekommen sind: Russen, Griechen, Juden, deutsche Colonisten
&c. &c.

Die asiatische Tatarei, ihrer Ausdehnung wegen die große genannt,
umfaßt die Provinzen des asiatischen Rußlands, Persien, Tibet und das chine-
sische Tibet. Der nördliche Theil derselben (Dschagatai) enthält große Steppen;
die Bewohner ziehen als Nomaden umher. Die Völkerschaften, welche diesen
Theil bewohnen, sind sehr von einander verschieden; sie leben größtentheils unter
eigener Herrschaft (Khans); einige derselben stehen jetzt unter russischem Schutze.

Der südliche Theil der großen Tatarei heißt die große Bucharei (f. d.). Unter
ihren Hauptstädten ist Samarkand (f. d.), ehemals die Residenz Timur's,
jetzt die wichtigste. Die kleine Bucharei steht unter chinesischer Oberherrschaft.

Tataren, ein zahlreiches, in Europa und Asien in vielen Zweigen, unter
verschiedenen Benennungen verbreitetes Volk, dessen eigentlicher Name Turk oder
Türken war. Einst herrschend und als Eroberer das Schrecken ihrer Nach-
barn, jetzt ohne Bildung, wovon noch Überreste und Denkmäler sich finden, ge-
hört jetzt größtentheils fremden Regenten. Nur in einigen Gegenden Asiens,
wo die Eroberer wegen ihrer Unfruchtbarkeit nicht anlockend, oder wegen ihrer
fernen Lage nicht wol zugänglich waren, haben sie noch ihre Unabhängigkeit be-
halten, sind aber auch deswegen weniger bekannt geworden. Durch ihre große
Zahl, an 3 Mill. Köpfe, machen sie ein Hauptvolk unter den Bewohnern Ruß-
lands aus.

Die meisten tatarischen, zu Rußland gehörigen Horden sind in den
Provinzen des Reichs eigentliche Staatsbürger, in festen Sizen und mit
sehr vervollkommenen Gewerben; sie sind stille, friedfertige und fleißige
Bewohner, die zum Anbau des Landes beitragen. Einige tatarische Colonien sind
vom Gouvernement Orenburg, Kasan und Tobolsk unter russische Dörfer zer-
theilt; mehrere Horden gehören bloß als abhängige Schutzverwandte zum russischen
Reich.

Die verschiedenen im russischen Reiche lebenden tatarischen Volkszweige
sind die eigentlichen Tataren, die Nogaier, Baschkiren, Kirgisen, Jakuten und
Kalmücken. Die eigentlichen Tataren sind Abkömmlinge der beiden großen Horden,
der Nachfolger Dschingis-Khans in Sibirien und an der Wolga errichteten.

Bei diesen Stämmen ist noch die wahre Nationaleigenthümlichkeit, auch im
äußeren bemerkbar. Der echte Tatar ist wohlgebildet, von mittlerer Größe, schlank,
mit lebhaften und vielsagenden Augen, der Kopf ist oval, das Haar
schwarz, die Gesichtsfarbe frisch und lebhaft, Haltung und Betragen ist anständig
und selbst nicht ohne Würde. Dabei ist er offen, freundlich, theilnehmend und
fleißig, stiefertig, aber muthvoll, liebt Unterricht und Künste, Ackerbau und

Handwerke. Auch das weibliche Geschlecht ist nicht ohne Anmuth und Reiz. Der 5. Theil dieser Tataren hat die christl. Religion angenommen, die übrigen noch Mohammedaner. Sie leben in Städten und Dörfern, aber auch unten, zum Theil nomadisirend. Die in Sibirien zerstreut lebenden Tataren durch Vermischung mit andern Völkern, ihren eigenthümlichen Charakter verloren. Einige von ihnen sind ansässige Landbauer; die meisten nomadisch. In Ansehung der Religion sind sie Mohammedaner oder Heiden. Die Nomaden, die um den Kuban und die Wolga, aber auch in andern Gegenden, zerstreut sind und größtentheils nomadisiren, stehen in der körperl. Bildung und in Rücksicht der Civilisation weit unter den eigentlichen Tataren. Noch viel tiefer stehen die Baschkiren (s. d.) (Basch-kurt), die im Sommer nomadisiren, im Winter sich in Dörfern und in hölzernen Häusern aufhalten. Sie haben eine bürgerliche Verfassung, welche der Verfassung der Kosaken ähnelt. Sie dienen, wie diese, im Kriege. In ihrer äußern Bildung ist viel Verschönerung. Im Allgemeinen unterscheiden sie sich durch ein plattes Gesicht, große Ohren und stärkere, mehr mit Fleisch belegten Gliederbau von den eigentlichen Tataren. Sie sind sehr unreinlich, roh, dreist, kriegerisch und unbiegsam, gewandt und gasstfrei. Weit mehr als die übrigen nähern sich den eigentlichen Tataren in der äußern Bildung die Kirgisen, die in der großen uralischen Steppe wohnen, bloß Viehzucht treiben, unter Zelten wohnen und Mohammedaner sind. Die Jakuten und Teleuten, deren Anzahl nach die schwächsten dieser Völker sind, haben fast alle Ähnlichkeit mit den eigentlichen Tataren verloren, sind fast ohne Cultur, Götzdiener und nomadisiren. Die in Rußland zerstreut lebenden Bucharen haben alle Vorzüge des echten Tataren, wohnen meistens in Städten und Dörfern, und sind fleißige Arbeiter. Eine Übersicht aller bisher in Deutschland erschienenen tatarischen Schriften liefern die wien. „Jahrbücher der Lit.“ (11. Bd.).

Tatianisten, s. Gnosis.

Tatowiren, eine Sitte vieler indianischer Völkern, welche besteht, die Haut mit allerlei Figuren zu bezeichnen. Es geschieht zur Bezeichnung einer höhern Würde und zur Verschönerung. Aus der Art und Weise, wie der Leib tatowirt ist, und aus der Mehr- oder Minderzahl der Glieder, welche mit Schmuck aufzuweisen haben, läßt sich der Rang und Stand der Person erkennen. So tatowirt der geringe Indianer nur ein oder ein paar Glieder seines Körpers, etwa den Oberarm und das Bein; der vornehme Indianer dagegen läßt sich mehr oder weniger den ganzen Leib tatowiren. Die zuvor entworfenen Zeichnungen werden dabei durch Punkte und Einschnitte auf die Haut übergetragen und in diesen Stellen allerlei unverlöschbare Farben eingerieben, worauf jene Stellen, wenn sie wieder vernarbt sind, für immer gefärbt bleiben.

Taubheit ist Mangel des Gehörs aus krankhaften Ursachen. Diese können, bei dem künstlichen Bau des Ohrs, sehr verschieden sein, und sind oft schwer zu erforschen. Dahin gehören Verkürzungen, Anschwellungen, abgelaufene Krankheitsstoffe, Unempfindlichkeit des Trommelfells und der Nerven u. dgl. Taubheit entsteht auch oft im hohen Alter; besonders hat man bemerkt, daß ältere Menschen im Alter taub werden. (S. Taubstumme.)

Taubmann (Friedrich). Das zweideutige Glück, in die Sage des Prometheus überzugehen, ist diesem Manne nur durch eine höchst einseitige Darstellung seines Charakters und selbst mit dem Verluste seines guten Rufes zu Theil geworden; aber sein wirklich verdienstliches Wirken ist darüber unbeachtet geblieben. Man kennt ihn nicht als Lustigmacher, und oft faden Wisling (daher der Name Taubmanniana), und wie Wenigen ist es bekannt, daß er Nichts weniger als dies, ja Gegentheil ein Gelehrter war, dessen literarische Thätigkeit den Verirrungen seiner Zeit mit Ernst, Würde und Nachdruck entgegenstrebte. Er war zu Wunsiedel

am 16. Mai 1565 geb., erhielt seine Bildung in den Schulen zu Kulmbach, und auf der Universität Wittenberg, wurde auch auf der, indem er sich durch gründliches Wissen, frohen und heitern Lebenswandel und lebendigen Witz, und durch eine seltene Fertigkeit zu dichten und dichterischem Ausdrucke hatte, nach kaum vollendeten Universitätsjahren als Professor angestellt. Zugleich erhielt er das Amt eines Hofpoeten, welches ihm bei der Wittwelt ehren mochte, ihm doch bei der Nachwelt die nöthige Veranschaulichung so nachtheilig geworden ist. Es geht aus tiefer, damals in damaligen Zeit und unparteiischer Prüfung aller Zeugnisse über ihn deutlich hervor, daß er selbst in den Kreisen der höchsten Staatsbeamten sich für seine Würde vergaß, nie zum Lustigmacher oder verworfenen Schalken, und nie die Grenzen der Zucht und Sitte überschritt, oder durch unbedachten Charakter unteren wurde. Nicht weniger achtungswerth, die Vermeidung dieser gefährlichen Klippe macht, erscheint er auch in der Philologie war bei den theologischen Zwisten, welche gegen ihn im Jahr 1608 in Sachsen im Innern entzweiten, immermehr vernachlässigt und nach Melanchthon's und Camerarius's Tod täglich tiefer. Nur wenige Männer erkannten das Verderben; aber Taubmann war der, welcher durch Wort und Beispiel offene Fehde bot. Nicht ohne Ernst und Spott die verkehrten Ansichten seiner Zeitgenossen und die einzig wahren Grundsätze eines gründlichen Sprachstudiums in das Licht zu stellen („Dissertatio de lingua latina“, Wittenb. 1614), sondern auch durch seine Vorlesungen, sowie durch seine Ausg. des Plautus (1614, 4.) und Virgilius (Witt. 1618, 4.), ihnen den richtigen Weg zu zeigen, so mit den Aufklärungen der trefflichsten ausländischen Philologen zu unterstützen. In diesen Bestrebungen starb er, zu früh, den 11. Mai 1618. Geringer ist sein dichterisches Verdienst. S. von ihm F. A. Schlegel und Verdienste F. Taubmann's“ (Eisenberg 1814).

Zusammenfassung sind diejenigen Menschen, welche entweder ohne den Sinn geboren worden sind, oder denselben in früher Kindheit, ehe sie noch sprechen konnten, verloren haben. Da die innern Theile des Gehörorgans so zart und so zart sind, die Gehörsfähigkeit an Bedingungen gebunden ist, unter denen sie können, so ist es nicht zu verwundern, daß dieser Sinn so oft verloren geht, und nicht selten ganz zu fehlen scheint (man rechnet auf eine Mill. 1 – 200 Taubstumme). Bei Taubgeborenen ist meistens ein angeborener Fehler in den feinsten Theilen des Gehörgangs die Ursache der Taubheit, welche wol in den seltensten Fällen durch die Hülfe der Kunst gehoben werden kann. Versuche der Durchbohrung des Trommelfells haben in wenigen Fällen eine günstige Wirkung hervorgebracht. Auch kann dieselbe nur den Fehler abhelfen, während in dem innern Ohre gewöhnlich deren Ursache, zu denen keine Kunst hinreicht. Es ist daher in der Regel sehr selten, daß Taubgeborene Personen mit mancherlei oft schmerzhaften und lästigen Krankheiten zu plagen. Anders ist der Fall bei solchen Kindern, von welchen man weiß, daß sie das Gehör in ihrem ersten Jahre hatten, und welche es später verloren haben. Hier kann man eher die Hoffnung haben, daß die Gehörtheile in ordnungsmäßiger Beschaffenheit vorhanden seien, und nur durch eine Störung ihre Function gestört habe. Alle Kinder, welche von der ersten Kindheit an nicht sprechen lernten, sind auch stumm, weil sie nicht sprechen lernen können, nicht aber beschreiben, weil nothwendig und unumgänglich der Mangel der Sprachwerkzeuge, oder ein Fehler an denselben stattfindet. Stumme, die dabei hören, haben meistens in spätern Jahren erst, durch eine Störung der Zunge, die Sprache verloren. Bei Taubgeborenen kön-

nen die Sprachorgane ganz vollkommen gebildet sein, wie es auch meistens der Fall ist; allein da sie nie einen articulirten Laut sprechen, nie eine Sache sehen und hören, so können sie auch nicht sprechen lernen. Jedes Kind lernt nach und nach die Sprache, die es um sich herum täglich hört, weil es allmählig die gehörten Sylben und Wörter nachsprechen lernt, weil es seine eignen Töne mit den Tönen andern Menschen vergleichen, und wo es fehlt, so lange nachhelfen kann, bis seine Aussprache der seiner Umgebung gleichkommt. Ein taubgeborenes Kind hört weder Andre, noch sich selbst; es kann folglich die mannigfaltigen Töne Andreer und seine Benennungen der Dinge nicht nachahmen, es weiß überhaupt nicht, daß Laute und Worte existiren, sondern es bemerkt bloß durch das Gesicht, daß Personen, welche es sieht, mannigfache Bewegungen mit den Lippen, dem Gaumen, überhaupt mancherlei Geberden machen mit den Muskeln des Gesichts, je nachdem sie verschiedene Dinge, die um sie herum sind, bezeichnen, ihren eignen Zustand an sich oder auch an Andern, z. B. Freude, Schmerz, Verwunderung, Zorn, Haß, Liebe u. s. w., ausdrücken wollen. Was nun dem Taubstummen durch das Gehör abgeht, sucht er sich, wenigstens zum Theil, durch das Gesicht zu ersetzen. Er bemerkt um so deutlicher Das, was die Hörenden gewöhnlich gar nicht oder doch weniger achten, jede Bewegung der Sprachwerkzeuge, ihre feinsten Verschiedenheiten und die Bedeutungen derselben, jede, selbst die schwächsten Veränderungen der Mienen und des Ausdrucks der Gesichtszüge, ihren verschiedenen Bedeutungen. So ersetzt das Gesicht allmählig gewissermaßen das Gehör bei diesen Menschen, und sie können Vieles von Dem verstehen, was man ihnen begreiflich machen will, theils vermittelt der Bewegung der sich bewegenden Sprachwerkzeuge, theils durch Mienen und andre Zeichen. Da die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge nicht durch organische Fehler unmöglich gemacht, sondern nur aus Mangel an Nachahmung der Töne unterblieben ist, so sind auch die Taubstummen im Stande, jedoch ohne daß sie es selbst wissen und hören können, durch die absichtliche und bestimmte Bewegung der Sprachwerkzeuge und durch die starke Ausstoßung des Athems, mancherlei Töne von sich zu geben, welches ebenfalls geschieht, wenn irgend ein starker Affekt sie bewegt. Da sie aber die Töne nicht selbst hören, ja es nicht einmal wissen, daß sie dergleichen von sich geben, so können sie solche weder mit den Gegenständen in Übereinstimmung bringen, noch gehörig articuliren, noch in Rücksicht der Stärke und Schwäche. Sie stoßen also nur unverständliche, nichts sagende, schreiende Laute von sich, welche ihre Nachahmung sich auf das Sichtbare in den Ausdrücken der Menschen beschränkt, so bringen sie es darin auch zu einer großen Fertigkeit. Ihre Mienen, ihre Mienen, die Bewegungen ihrer Sprachwerkzeuge, ihr Handspiel sind lebhaft und deutlich. Gut unterrichtete Taubstumme können Alles verstehen, zu ihnen gesprochen wird, und sich auch durch ausgesprochene Worte verständlich machen. Wenn aber ein erwachsener Taubstummer auf irgend eine plötzliche Weise das Gehör bekäme, so würde er dessen ungeachtet doch ebenso wenig die Worte der andern Menschen verstehen, als er selbst sprechen könnte. Er wäre auf einmal gleichsam in eine andre Welt versetzt, in das Reich der Sprache und der Töne, deren Bedeutung ihm aber völlig fremd wäre. Er müßte diese Bedeutung der Worte erst allmählig und durch langen Unterricht erlernen, sowie er erst allmählig so gut wie ein Kind, müßte sprechen und durch Worte sich verständlich machen lernen. Die Erzählungen, daß Taubstumme haben hören, und auch folgen hören und sprechen lernen, beruhen bloß auf Täuschung, und enthalten eine Unmöglichkeit. Wirklichen Taubstummen kann man also durch mündlichen Unterricht oder mit Hülfe der Tonsprache keinen Unterricht ertheilen, und ihren Verstand nicht auf die gewöhnliche Weise entwickeln. Gleichwol ist es nicht unmöglich, andrer Sinne Empfindungen bei ihnen zu erregen, und solche für sie zur Ton-

Schon im 16. Jahrh. bediente man sich dazu der sogen. Stabmethode; man mußte das eine Ende eines hölzernen oder eisernen Stabes, ohne mit den Lippen zu berühren, mit den Vorderzähnen festhalten, das entgegengesetzte Ende des Stabes aber hielt Der, der mit ihm sprechen wollte, auf eben diese Art in den Vorderzähnen fest, und redete nun gegen den Taubstummen. Hierdurch konnte man, dem Taubstummen Das, was man zu ihm redete, vernehmbar zu machen; obwol dieses Mittel bei schwerhörenden, auch wol bei taubgewordenen Menschen nicht ohne Wirkung ist, so ist es doch, nach dem Zeugniß mehrerer Taubstummenlehrer, bei wirklich Taubstummen völlig unbrauchbar. Früher Taubstummenlehrer bedienten sich, auch in neuern Zeiten, der Schriftsprache; allein diese Methode kann dem Taubstummen nur in Bezug auf sichtbarer Gegenstände von Nutzen sein, indem ihm nothwendig ein Gesammtes sichtbar sein muß, wenn er ihn mit den Schriftzeichen vergleichen, sich das von ihm in sein Gedächtniß einprägen und festhalten soll. Auch sollen Taubstumme, welche bloß durch Schriftsprache ihren Unterricht erhielten, in ihre vorige Unwissenheit zurückgesunken sein. Dasselbe, was von der Stabmethode gesagt ist, gilt auch von der Geberdensprache, die noch ihre eignen Vortheile hat, besonders wenn sie allgemein verständlich sein soll. In neuern Zeiten ist der Unterricht der Taubstummen sehr vervollkommenet worden, sodaß diejenigen, welche gehörig unterrichtet worden sind, nicht bloß Jedem sich verständlich machen, sondern selbst Lehrer von Taubstummen werden können. H. Taubstummeninstitute sind Lehranstalten, in welchen Taubstumme unterrichtet erhalten. Sie verdanken ihre Entstehung den Bemühungen einer Anzahl von Männern, welche, mit Geduld und Muth versehen, aus eignem Interesse sich mit einzelnen Taubstummen beschäftigten, was im Anfange um vieles leichter war, da es noch an allen Hülfsmitteln und an den Erfahrungen fehlte, welche den Unterricht der Taubstummen um Vieles erleichtern. Erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in dem letzten Viertel des 18. Jahrh. war man ernstlich darauf bedacht, Anstalten zum Unterricht mehrerer Taubstummen zu errichten. Vorher sah man diese Personen als Unglückliche an, bei denen keine Hülfe anwendbar sei; es galt für schwache Menschen, die aus verkehrten Begriffen die Bemühungen, welche man auf die Bildung der Taubstummen verwandte, als einen Eingriff in die Rechte des Schöpfers ansahen. — Als erster Taubstummenlehrer nennt man den Benedictinermönch, Peter Pontius, zu Ende des 16. Jahrh., der der eigentliche Verf. der Schrift sein soll, welche Paul Bonnet, den man für den ersten Schriftsteller über den Taubstummenunterricht hält, 1620 in spanischer Sprache herausgab. Indes scheint selbst der Titel dieser Schrift zu beweisen, daß der Unterricht mehr auf die Stummen überhaupt als auf die Taubstummen berechnet gewesen sei. Ob dem Landsmann der beiden Vorerwähnten, Juan Ramirez de Carion, welcher den taubstummegeborenen savoyischen Prinzen, Philipp v. Carignan, sprechen lehrte, der Ruhm gehöre, die erste Probe des Unterrichts an einem Taubstummen geliefert zu haben, ist bei der Mangel an sichern Nachrichten ebenfalls ungewiß. Gewisser ist es, daß Wilhelm Hübner, ein engl. Theolog (gest. 1696) 1659 einen jungen taub- und stummgeborenen Edelmann, Alex. Popham, sprechen lehrte, ob ihm schon Joh. Wallis, der Mathematik zu Oxford (starb 1703), diese Ehre streitig zu machen geglaubt hat. Zu Ende des 17. Jahrh. beschäftigten sich besonders ein Freih. v. Helldorff, und Joh. Konr. Amman, ein Arzt aus Schaffhausen, der aber zu Amsterdam lebte, mit dem Unterricht von Taubstummen. Durch ihre Schriften wurde auch in Deutschland auf diesen Unterricht aufmerktsamer; doch umfassen sie nicht den ganzen Unterricht, sondern beschränken sich bloß auf den physiologischen Theil desselben. Er wurde überhaupt seit dem Anfange des 18. Jahrh. in Deutsch-

land sowol als in andern Ländern mit mehr Eifer betrieben, und mehrere Taubstummenlehrer machten theils ihre glücklichen Versuche, theils auch ihre Methode bekannt. Noch beruhte dieser Unterricht auf keinen festen Grundsätzen glückliche Versuche wurden wol mehr an hörenden Stummen, oder taubstumm gewordenen Personen, als an eigentlich geborenen Taubstummen gemacht. Samuel Heinicke (s. d.) und der Abbé de l'Épée (s. d.) verdienen den Dank der Ersterer in Deutschland, Letzterer in Frankreich, diesen Unterricht wissenschaftlich begründet zu haben. Jeder von ihnen schlug, Einer unabhängig von dem Andern seinen eignen Weg ein. Man nennt zwar gewöhnlich nur den Letztern als den Urheber des wichtigsten Taubstummenunterrichts, allein offenbar mit Unrecht. Schon 3 Jahre vorher (1773), ehe l'Épée von seinem Unterricht öffentliche Nachricht machte, Heinicke bereits so viel Aufsehen als Taubstummenlehrer, daß der Herzog zu Eppendorf, wo Heinicke die Cantorstelle bekleidete, gegen die neue Lehrmethode. Der vortheilhafte Ruf, der sich von seiner Methode verbreitete, und welcher durch seine „Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache“ (Hamburg 1778), von denen jedoch nur ein Theil erschienen ist, noch mehr begründet wurde, bewirkte es, daß Heinicke 1778 vom Kurfürsten von Sachsen den Auftrag erhielt, in Leipzig eine Anstalt für Taubstumme zu errichten, die jetzt unter der Leitung seiner Witwe und M. Reich's fortbauert, und rühmlich bekannt ist. Es werden in diese Anstalt Taubstumme und solche Personen, die Sprachgebrechen haben, von ihrem 8. Jahre an aufgenommen, sie lernen die Möglichkeit sprechen, lesen, schreiben, schriftliche Aufsätze fertigen, zeichnen, halten Unterricht in der Religion und den nöthigsten Wissenschaften. Heinrich Schwiigersohn, Dr. Eschle, errichtete 1789 in Berlin eine solche Anstalt, nachher nach Schönhäusen, 1798 aber wieder nach Berlin verlegt, und in eine öffentliche Lehranstalt für Taubstumme verwandelt wurde. J. F. G. Senf, ein zu früher Tod der Welt entriß, gab in seinem „Versuch einer Anleitung zum Sprachunterricht taubstummer Personen“ (Leipz. 1793), eine gründliche Anleitung zum Unterrichte solcher Personen und widmete selbst auch mehrere Jahre seines thätigen Lebens dem Unterrichte einer taubstummen Anverwandtin, deren guter Verstand, veredeltes Herz, kenntnißvoller Geist, Fertigkeit im Verstehen Anderer, die mit ihr sprachen, sowie in Geschicklichkeit sich theils durch Worte, theils durch Zeichen Andern verständlich zu machen, seine Bemühungen hinlänglich belohnten. Eins der größten Taubstummeninstitute ist jetzt zu Freisingen in Bayern. In Wien ward auf Veranstaltung Kaiser Josephs II. ein solches von einem k. k.lichen, Friedr. Stork, errichtet, nachdem dieser zuvor in Paris die Methode l'Épées sich zueigengemacht hatte. Seit 1807 besteht eins zu Kopenhagen. Hier entstanden die zu Prag, Kiel, Königsberg, Smünd, Karlsruhe in Schwaben, Hamburg, und seit 1817 besitzen auch die Verein. Staaten von Nordamerika in Hartford eines. Das umfassendste Institut ist wol jetzt das pariser. Sicard (s. d.), dem Nachfolger des de l'Épée. Das neueste entstand 1811 in Barmen in Westfalen. S. Dr. Neumann's (Dir. der Taubst.-Anst. zu Königsberg) Schrift: „Die Taubstummenanstalt zu Paris, nebst Gesch. und Literatur des Taubstummenunterrichts“ (Königsb. 1827), und M. R. G. Reich's „Ueber die Taubstummenbildung und Nachr. v. d. Taubstummenanstalt zu Leipzig“, Leipzig am 14. Apr. 1828 ihre 50jähr. Stiftungsfeier beging (Leipz. 1828). Von den Genannten haben sich um den Unterricht der Taubstummen verdient gemacht Castberg in Kopenhagen, May in Wien, Grasshoff und der taubstumme Hermann in Berlin, Pfingsten in Kiel, Keller, Arnoldi, Wolke u. A. Noch fehlt es sehr an Versorgungsanstalten für die unterrichteten unbemittelten Taubstummen, doch hat man hier und da einen Anfang gemacht, durch Prämien für Die, welche aufnehmen, und andre Vergünstigungen ihr Schicksal dauernd zu verbessern.

Taucher, s. Perlenfischerei.

Taucherglocke, s. Taucherkunst.

Taucherkunst nennt man die Fertigkeit, sich in die Tiefe eines Wassers hinabzulassen, daselbst eine Zeitlang zu bleiben, um Perlen, Korallen, Austern und unterseeische Erzeugnisse, sowie versunkene Sachen zu suchen und in die Höhe zu bringen. Endlich wird die Taucherkunst auch bei großen Wasserbauten angewendet. Die menschl. Natur ist nicht darnach eingerichtet, daß ein Individuum länger als einige Minuten unter Wasser bleiben kann; die Ausnahmen gehören zu den Einheiten und setzen eine große Übung voraus. Zu allen Zeiten hat man sich bemüht, Mittel zu erfinden, durch welche es möglich ist, längere Zeit unter dem Wasser zu bleiben. Wir erwähnen zuvörderst die wasserdichte lederne Taucherglocke und den eisernen, über den ganzen Kopf gehenden Helm mit Ausströmern und mit Schläuchen zum Athmen, die mit der Oberfläche in Verbindung stehen. Eine zweite Vorrichtung ist ein cylindrisches kupfernes Gefäß, in welches der Taucher gesteckt wird, dessen Arme jedoch frei sind. Es enthält eine hinlängliche Menge Luft, um einige Zeit damit unter Wasser bleiben zu können. Das Gefäß wird von dem Ufer oder von einem Boote ins Wasser hinabgelassen.

Weniger anwendbar und complicirter sind die unterseeischen Boote; am bekanntesten wird die schon seit dem Anfange d. 16. Jahrh. bekannte Taucherglocke genannt. Sie besteht in einem Kegel- oder kastenförmigen Gefäße, welches mit Wasser gefüllt wird, und in welchem Taucher sehr tief ins Wasser herabgelassen werden können. Die in der Glocke befindliche Luft verhindert den Eintritt des Wassers in dieselbe und der offene Boden gestattet dagegen eine freie Bewegung des Tauchers, wodurch diese Vorrichtung einen großen Vortheil vor allen übrigen der Art hat. Die Taucherglocke hat besonders in neuern Zeiten manche Verbesserungen erfahren; dahin gehören Glasfenster in dem obern Theile, Schläuche mit Ventilen und Saugpumpen zum Einbringen von frischer und zum Wegnehmen der verbrauchten Luft u. s. w. S. Busch's „Handbuch der Erfind.“ (Eisenach 1822); Beckmann's 1. Bd. d. „Beitr. zur Gesch. d. Erfind.“ (Lpz. 1782).

Tauchnig (Karl Christoph Traugott), Typograph und Buchhändler in Leipzig, wurde d. 29. Oct. 1761 in dem Amtsdorfe Großpardau bei Grimma geb., wo sein Vater Schulmeister war. Durch die Armut u. s. Ältern gehindert, sich, seiner Neigung gemäß, den Wissenschaften zu widmen, entschied er sich für die Buchdruckerei. Er trat 1777 in die Lehre bei dem Buchdrucker Sommer in Leipzig, wo durch seines Fleißes und Geschicks wegen bald liebgewann und mit vorzüglicher Unterweisung unterrichtet. Wenige Jahre nach vollendeter Lehrzeit verließ er das Haus seines Lehrherrn, um in andern großen Buchdruckereien sich weiter auszubilden, worin ihn besonders sein Aufenthalt bei dem als Typographen und Holzschneider gleich berühmten Unger in Berlin begünstigte. 1792 kehrte er nach Leipzig in das Haus seines Lehrherrn zurück, wo er 4 Jahre lang die Stelle eines Factores bekleidete. Obgleich ohne Mittel und Aussicht auf die Gründung eigenen Geschäfts, suchte er sich stets in spärlich zugemessenen Nebenstunden die Führung desselben nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben. Erst im 35. Jahre (1796) ward ihm Gelegenheit, eine kleine Buchdruckerei von einem gangbaren Preise und mit wenigen Schriften versehen anzukaufen. In dieser schnell und geschmackvoller Ausführung der ihm aufgetragenen Arbeiten fand sein Geschäft, und die vor kurzem noch so unbedeutende Buchdruckerei trat in die Reihe der größern ein. 1800 legte er den Grund zu seiner Schriftgießerei, durch die er in der Folge auf die deutsche Typographie so sehr einwirkte. In dieser Zeit fällt auch der Anfang seiner Verlags-handlung. 1803 — 5 erbaute er eins der größten und schönsten Wohnhäuser in Leipzig. 1806 erschien seine Schriftprobe, die sich zwar nicht durch Reichhaltigkeit, wol aber durch ge-

schmackvolle Auswahl bemerklich machte. 1808 ließ er die ersten Bde. f. Selung der classischen Autoren hervortreten: eine Unternehmung, die ebenso in ihrer Art als überraschend in ihrem Erfolge, einen merklichen Einfluß auf die Bildung und Belebung der classischen Studien geäußert und ihm großen Vortheil gebracht hat. 1816 erschien seine zweite Schriftprobe mit griech., russ., arabisch. Schriften bereichert. In demselben J. errichtete er seine Stereotypengießerei nach Stanhope's Methode, welches Geschäft in Deutschland bisher nur dem Engländer nach bekannt war. Trotz der zahlreichen, zum Theil aus dem Mangel einheimischer Vorbilder hervorgehenden Hindernisse, wendete er bald mit Erfolg die Stereotypie auf seine Classiker, sowie auf mehrere Bibelausgaben für seinen Verlag und auswärtige Bibelgesellschaften an. Nach mehreren Jahren gelang es ihm dahin, auch Musikwerke zu stereotypiren, was vorher noch nirgends verwirklicht worden war. Eine Probe dieses neuen Verfahrens ist u. a. der von Fr. Schöberl ausgearbeitete Clavierauszug von Mozart's „Don Juan“. — Früher vertraut mit den Meisterwerken der ausländ. Typographie, besonders denen von Bodoni und Didot, richtete er fortwährend sein Bestreben auf Vereblichung des Schmacks bei typographischen Arbeiten, wovon die Beweise in mehreren Prachtgaben und ausgezeichnet schön gedruckten Werken, z. B. Cicero, N. A., v. gen. Als Grundlage der Typographie war die Stempelschneidekunst der Zeitstand seiner besondern Aufmerksamkeit, und immer war er thätig für die Verbesserung der Stempelschneider, deren man in Deutschland nur wenige zählt. In seinen Werken beurkundet seine neue Schriftprobe von 1825, welche auch eine Folge von Antiqua- und Cursivschriften nach engl. Mustern enthält, die ihrer Schönheit in Deutschland laut gefordert worden sind.

Lauenzien von Wittenberg (Friedrich Bogislav Emanuel, v.), k. preuß. Gen. der Infanterie, Großkreuz vom Orden des eisernen Kreuzes, der andern hohen preuß., östreich., schwed. und russ. Orden Ritter, Gouverneur von Berlin u. c., ein Sohn des berühmten Vertheidigers von Breslau, war am 1. Sept. 1760 in Potsdam geb. Er stand seit 1775 in preuß. Kriegsdiensten, zuerst im Reg. des Prinzen Heinrich, dessen Adjut. er eine Zeitlang war; auch er zu diplomatischen Sendungen gebraucht. 1806 befehligte er als General das in Baireuth aufgestellte, durch einige sächs. Truppen verstärkte Beutungs-corps, mit welchem er am 9. Oct. bei Schleiz das erste Gefecht jenes Jahres lieferte, und dessen bei der Überlegenheit des Feindes sehr schwierigen Verlauf er umsichtig leitete. In der Schlacht von Jena befehligte er die Vorposten der Hohenlohe'schen Armee, die am frühen Morgen bei Lützen u. c. das Gefecht eröffnend, nach hartnäckigem Widerstande zurückgeworfen wurden. In den Trümmern des preuß. Heeres unter dem Fürsten v. Hohenlohe nach der Dder zogen, hatte er dabei ein Commando und theilte das Schicksal des Heeres von Prenzlau. Nach dem Tilsiter Frieden als Chef der brandenburgischen Brigade gestellt, ward er, als sich Preußen 1813 gegen Frankreich erklärte, zum tairgouverneur von Pommern ernannt und mit der obern Leitung der Belagerung von Stettin beauftragt. Als nach dem Waffenstillstande das Heer, durch die Landwehr auf das Doppelte gebracht, in Corps getheilt ward, erhielt er die vierte, welche aus Landwehr bestehende — vierte, welches der Nordarmee unter dem damaligen Kronprinzen von Schweden Oberbefehl als Reservecorps zugewiesen. In diesem Verhältnisse nahm er an dem Siege von Großbeeren insofern theilbar Theil, als er auf dem linken Flügel des Heeres bei Blankenfelde die Artillerie des überlegenen 4. franz. Corps (Bertrand) zurückwies. Wenn die Ergebnisse dieses Kampfes auch nicht besonders glänzend waren, so sind sie darum als sehr wesentlich zu betrachten; denn ohne die ausharrende Vertheidigung dieser Stellung wäre wenigstens ein so entscheidender Sieg bei Beeren nicht denkbar.

weisen. Fast ebenso verhält es sich mit seiner Theilnahme an dem glorreichen Siege von Dennewitz; denn nachdem eine seiner Brigaden am 5. Sept. bei Zahne der von Wittenberg vordringenden Ney'schen Armee festen Widerstand entgegengesetzt, und dadurch des Feindes Meinung, er habe die Hauptmacht der Verbündeten vor sich, befestigt hatte, mußte sein Corps, am folgenden Tage vorwärts Jüterbogk aufgestellt, eine Zeitlang den überlegenen Angriff aushalten und ward auch zurückgedrängt. Während dieses Kampfes war aber das Bülow'sche Corps in des Feindes hinter Flanke angekommen, das Gefecht wendete sich nun hauptsächlich gegen sie und ward auf die bekannte ruhmwürdige Weise beendet. Tauenzien gerieth am Tage vorher, von einer Berathung mit dem Gen. Bülow zurückkehrend, in die auf dem Marsche befindlichen feindlichen Truppen und rettete sich nur durch Gegenwart, indem er sich für einen franz. Gen. ausgab, vor der Gefangenschaft. Als sich nach der Schlacht von Dennewitz die Nordarmee der Elbe näherte, deckte der Graf L. ihren linken Flügel, und folgte ihr dann am 5. Oct. bei Rosslau über diesen Fluß. Da aber die schlesische und Nordarmee vereinigt am 11. Oct. über die Saale gingen, um Bonaparte auszuweichen, ward sein Corps, um die Brücke bei Rosslau und zugleich Brandenburg, besonders aber die Hauptstadt, zu decken, bei Dessau zurückgelassen. Dies ward auch bald genug nöthig, da sich 2 franz. Colonnen (das 4. und 7. Corps) gegen Dessau und Wittenberg bewegten. Der Gen. zog sich daher, nachdem er das Blockadecorps von Wittenberg aufgenommen, nach Jerbst und Görske nach Baumgartenbrück bei Potsdam, wo er in der Nacht zum 15. Oct. ankam und, nicht wissend, daß bereits alle franz. Corps wieder zur Schlacht bei Leipzig zurückberufen waren, zur Deckung der Hauptstadt am Tage stehen blieb, die indessen zur Wiederherstellung der Befestigung der Truppen bestmöglichst benutzt wurden. Wie nun die siegreichen Heere dem Rheine zufließen, ward ihm die Belagerung von Torgau und Wittenberg, sowie die Blockade von Magdeburg übertragen. Ersteres ergab sich, nach lebhaft geführter Belagerung und Beschießung, am 26. Dec., und die Besatzung ward kriegsgefangen. Wittenberg, bis dahin eigentlich nur blockirt, wurde nunmehr ernstlich belagert und in der Nacht zum 13. Jan. 1814 durch den Gen. v. Dobschütz mit Sturm genommen. L. ward mit dem Großkreuz des eisernen Kreuzes belohnt, und seinem Familiennamen (bei der spätern Erhebung mehrerer Heerführer in den Grafenstand) der Name Wittenberg hinzugefügt. Den Rest des Feldzugs füllte die Blockade von Magdeburg aus, wo er am 24. Mai 1814 einzog. Dort wird zum Andenken s. Nachr. an die Bande aufbewahrt; er selbst wand sie um 2 Spieße von Landsturmman. 1815 erhielt der Graf L. das 6. preuß. Armeecorps, welches, nebst dem in der Elbe zurückgehalten, erst nach der Schlacht von Belle-Alliance nach Frankreich zog, und dort, in die Bretagne verlegt, durch die eingetretenen friedlichen Verhältnisse verhindert ward, sich mit dem Feinde zu messen. Der König schenkte ihm nach beendigtem Feldzuge mit einem ansehnlichen Grundbesitz an der Elbe bei Züssschau, und übertrug ihm den Befehl über das 3. Armeecorps. Er starb zu Berlin 20. Febr. 1824.

Taufe. Die religiöse Bedeutung, welche die ursprünglich nur zur Gewissensreinigung vorgeschriebenen Abwaschungen in reinem Wasser (Lustrationen) in den Morgenländern von Alters her hatten, gab das mosaische Gesetz auch den bei uns eingeführten Reinigungen, und schon in der vorchristlichen Zeit ward der zum Judenthum übergehende Heide nicht nur beschnitten, sondern auch getauft. Von dieser unter den Juden üblich gebliebenen Proselytentaufe unterschied die Taufe des Vorgängers Jesu, Johannes, durch den Umstand, daß er auch geborne Juden taufte, um sie durch die Reinigung an die Nothwendigkeit einer vollkommenen Buße und Besserung zu erinnern; denn daß die feierliche Wasser- taufe ein Sinnbild der Reinigung der Seele vom Bösen sei, war seinen Zeitgenos-

sen nicht unbekannt. Jesus unterwarf sich selbst diesem Reinigungsgebrauche, dem er sich von Johannes taufen ließ, was auch mit mehreren seiner Apostel, welch vorher Jünger Johannis gewesen waren, geschehen sein mußte. Jesus taufte nicht nur selbst (Ev. Joh. III, 26; IV, 1), sondern verordnete auch, daß die Anhänger seiner Lehre durch die Taufhandlung in seine Gemeinde aufgenommen und christl. Glauben und Leben eingeweiht werden sollten. Die Taufe wurde daher christl. Religionsgebrauch, ohne den keine Aufnahme in die Christenheit stattfinden kann. In den Zeiten der Apostel war er sehr einfach, sie und ihre Nachfolger tauchten die Täuflinge mit Aussprechung der Worte: Ich taufe dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, in einen Fluß oder in ein mit Wasser gefülltes Gefäß. Das völlige Untertauchen des ganzen Körpers wurde nur bei kranken Täuflingen, die das Bett nicht verlassen konnten, in bloßes Besprengen mit Wasser verwandelt, welches Krankentaufe oder klinische Taufe hieß. Die griech. Kirche behielt, wie die schismatischen Christen im Morgenlande, das völlige Untertauchen bei, dagegen wurde in der röm. Kirche seit dem 13. Jahrh. das bloße Besprengen des Kopfes mit Wasser bei der Taufe gewöhnlich und blieb auch bei den Protestanten herrschender Gebrauch. Die dreimalige Wiederholung desselben war eine Folge der Entwicklung des kirchl. Lehrbegriffs von der Dreieinigkeit. In den ersten Jahrhunderten, wo gewöhnlich nur Erwachsene zum Christenthume übertraten, wurden die Neubekehrten (Katechumenen) vor ihrer Taufe sorgfältig in der Religion unterrichtet, und der Glaube an die Kraft der Feierbrauchs, den Täuflingen vollkommene Sündenvergebung zu verschaffen, wog manchen Katechumenen, der sich entweder nicht stark genug im Guten fühlte oder seinen sündlichen Neigungen noch länger nachhängen und die Gefahr, nach der Taufe aufs neue zu sündigen, vermindern wollte, sie so lange als möglich aufzuschieben. Die Lehre des heil. Augustinus, von der unwiderrüflichen Verdammnis der Ungetauften, verwandelte diese Säumnis in Eile, und machte die Kindertaufe allgemein; nur der Märtyrertod wurde solchen Gläubigen, die ihn noch als Katechumenen litten, als ein der Taufe gleichgeltendes Mittel zur Seligkeit angerechnet. (S. Bluttauf.) Da aber seit dem 5. Jahrh. die zunehmende Herrschaft des Christenthums die Besorgnis der Verleitung zum Abfall verminderte, betonte allein die Überzeugung von der geheimen sacramentalischen Kraft der Taufe, die Menschen zu erneuern und zu beseligen, sie nicht nur Neubekehrten ohne lange Vorbereitung, sondern auch Kindern gleich nach ihrer Geburt zu gewähren. Unter den Montanisten in Afrika eingerissene Mißbrauch, sogar Todte zu taufen, mußte durch scharfe Verbote abgestellt werden, dagegen blieb die röm. Kirche jetzt bei dem im 10. Jahrh. aufgekommenen Gebrauch der Glockentaufe, indem an neuen Kirchenglocken zu ihrer Einweihung ein förmlicher Taufakt vollzogen wird, und zu den abergläubischen Erwartungen eines besondern Schutzes von den Völkern bei Gewittern Anlaß gegeben hat. Dieselben hohen Begriffe von den Wirkungen des Sacraments der Taufe, welche dergleichen Mißbräuche erzeugten, hatten auch den Nutzen, daß die orthodoxe Kirche die bei schismatischen und ketzerischen Parteien verrichtete Taufe (Ketvertaufe) mit Ausnahme der Antitrinitarier für gültig erklärte, und jede Art von Wiedertaufe untersagte. Daher gilt noch jetzt die Taufe einer Religionspartei bei den übrigen, obgleich die Taufgebräuche der einzelnen Kirchen und Sekten verschieden sind. Bei den Katholiken und Griechen wird das Taufwasser besonders geweiht, dagegen die Protestanten es nicht vom gemeinen Wasser unterscheiden. Der Exorcismus (s. d.) ist nur in einigen protestantischen Ländern abgeschafft, die Entsagung des Teufels aber, wie die Annahme des Kreuzeszeichens vor der Taufe, beibehalten worden. Wesentlich ist bei diesem Sacrament eigentlich nur das Aussprechen der Taufformel und das dreimalige Besprengen mit Wasser; doch geht diesem Acte allemal das christl. Glaubensbekenntnis

nam, welches die Taufzeugen im Namen des Täuflings, wenn dieser ein Kind ist, ablegen. Schon in der alten Kirche wurde jedem Täuflinge ein Taufzeugen-Geschlechts beigegeben, der seine Treue gegen den christl. Glauben zu versichern und für seine geistige Wohlfahrt zu sorgen hatte. Bei Vermehrung der Zahl dieser Taufzeugen hat ihre Verpflichtung an Kraft verloren, und jetzt wissen wir nicht, wozu ihre Gegenwart bei der Taufe ihres Puthen dienen soll, obwohl auch im Fall des Absterbens oder einer strafbaren Nachlässigkeit der Taufzeugen dem Taufzeugen desselben obliegt, ihm die nöthige religiöse Erziehung zu lassen. Nach der Taufe wird in der kathol. Kirche dem Getauften das Zeichen seiner geistl. Jugend, Milch und Honig gereicht, und f. geistige Nahrung mit den Gaben des Christenthums durch mehrere symbolische Handlungen, z. B. die Salbung, die Mittheilung des Salzes der Weisheit, die Bekleidung mit dem Wästerhemde, dem Kleide der Unschuld und Reinigkeit, angedeutet. Die Taufhandlung beschließen die Taufhandlung, welche bei allen christl. Confessionen in Belegung der Vornamen benutzt wird, bloß mit einer einfachen Einsegnung.

Taufe, Meertaufe (franz. baptême du tropique), nennt man den Gebrauch auf der See, der zu dem sogen. Hänseln gehört, daß alle Diejenigen, die zum ersten Mal die Linie passiren, um nach Indien zu gehen, getauft werden. Die Handlung selbst ist ein Possenspiel, das bei der langweiligen Schifffahrt einige Zerstreuung verschafft, und wobei es hauptsächlich ein Geschenk für die Matrosen abgesehen ist. Bei dieser Ceremonie machen sich die Matrosen so gut sie können: einer von ihnen, gewöhnlich der Schiffmacher, spielt den Geistlichen, stellt sich, als ob er aus irgend einem Grunde eine Taufformel ablasse, und läßt den Täufling kniend schwören, den christl. Gebrauch zu beobachten, so oft er in den Fall kommen werde. Da der Reisende sich nicht loskaufen, so wird er von den mit gefüllten Kannen bereit stehenden Matrosen reichlich begossen. Da diese Taufe schlimme Folgen gehabt hat, so ist sie schon vor mehreren Jahren den Seefahrern verboten worden, findet dessungeachtet aber immer noch statt.

Taufgesinnte nennen sich diejenigen Christen, welche die Taufe der Kindertaufer, nur Erwachsene dieses Sacraments fähig achten, und jeden auch Wiedertäufer, der zu ihrer Partei übertritt, wiedertaufen, daher sie in dem Aufkommen im 16. Jahrh., und noch bis in die neuern Zeiten, von ihren Gegnern Wiedertäufer oder Anabaptisten genannt wurden. Die in der ältesten christl. Kirche allerdings nicht üblich gewesene Kindertaufe (s. Taufe) war im Mittelalter von mehreren separatistischen Parteien, z. B. von den Petrobrüchern, Katharern, Piccarden u. a. m., für unstatthalt erklärt, aber in der kathol. Kirche aus wichtigen Gründen beibehalten worden. Als nun der Fortschritt der Reformation jeder neuen Meinung freien Lauf zu öffnen schien, wurden 1521 zu Zwickau in Sachsen zuerst einige Feinde der Kindertaufe laut, mischten sich im Jahr im Bauernkriege unter die Rebellen und schieden ihr geschlossenes schwarzes Zeihen völlig von der Sache des Protestantismus (S. Münzer.) Mit dem Uebernehmen, auch von Laien verrichteten Wiedertausen der Erwachsenen verbanden sie Grundsätze, die aller christlichen und bürgerlichen Ordnung widerstrebten, indem sie weder das kirchliche Lehramt noch die obrigkeitliche Gewalt anerkennen, sondern eine völlige Gleichheit aller Christen einführen wollten. Der Widerstand unter dem gemeinen Volke am Rhein, in Westfalen, Holstein, der Schweiz und den Niederlanden seit 1524 merkbaren Vermehrung ihres Anhangs gegen die Obrigkeiten bald scharfe Maßregeln entgegen. In Deutschland ergingen seit 1525 kaiserl. und Reichstagsverordnungen gegen die Wiedertäufer, an Vielen

wurde die angebrohte Todesstrafe vollzogen, was auch in der Schweiz u. Niederlanden geschah; nur der Landgraf von Hessen begnügte sich, sie einzulassen und unterrichten zu lassen. Dennoch sammelten sich immer neue, durch die Lehren ihrer Propheten und Lehrer zusammenhängende Haufen dieser Leute, deren Lehre damals aus folgenden Sätzen bestand: Die Gottlosigkeit herrsche, ein neues Geschlecht heiliger Menschen müsse gegründet werden, ihnen oberschied des Geschlechts sei die Gabe der Weissagung und Auslegung göttlicher Offenbarungen verliehen, daher bedürfe es für sie keiner Gelehrsamkeit, das innere Wort gelte mehr, als das äußere; kein Christ solle Proceffe für obrigkeitliche Ämter verwalten, schwören, und etwas Eignes haben, sondern Allen Alles gemein sein. Mit solchen Meinungen kamen Joh. Bockholt, Bockelson, ein Schneider aus Leyden, und Joh. Matthias oder Matthieser Becker aus Harlem, 1533 nach der eben für die Reformation gewonnenen Stadt Münster in Westfalen, wo sich bald ein Theil des aufgeregten Volkes, u. A. der evang. Prediger Rothmann und Rathsherr Knipperdolling, zu ihnen schloß. Vergebens ließ der Magistrat ihnen die Kirchen verschließen; sie erstürmten ihrem täglich wachsenden Anhange das Rathhaus und erzwangen gegen d. S. einen Vergleich, der die Freiheit der Religionsübung beider Parteien sichern konnte. Doch verstärkt durch allerlei unruhiges Gesindel aus den benachbarten Städten, machten sie sich kurz darauf gewaltsam zu Herren der Stadt und zogen die Gegenpartei hinaus. Matthiesen trat als Prophet auf, und überredete das Volk, sein Gold, Silber und a. bewegliches Gut zum gemeinen Gebrauche zu liefern, und alle Bücher außer der Bibel zu verbrennen, verlor aber bei einem Ausfalle gegen den Bischof von Münster, der die Stadt belagerte, das Leben. Nun warfen sich Bockholt und Knipperdolling zu Propheten auf. Die Kirchen wurden zerstört, 12 Richter, wie in Israel, über die Stämme bestellt, auch diese Regierungsform bald wieder umgeworfen, indem Bockholt sich u. A. Johann von Leyden zum Könige des neuen Zions (so nannten die münsterschen Wiedertäufer ihr neues Reich) erheben und förmlich krönen ließ. Seit diesem Zeitpunkte (1534) wurde Münster ein Schauplatz aller Ausschweifungen u. Schwärmerei, viehischer Wollust und unmenschlicher Grausamkeit. Die Führung der Vielweiberei, das Loslassen aller Zügel gesetzlicher Ordnung, dem bethörten Volke die Rohheit, Habsucht und Raserei seines jungen Tyrannen und s. täglich wachsende Gefahr von Außen verbergen. Bockholt lebte in Pracht und Schwelgerei, ließ Manifeste zur Empörung gegen auswärtige Regenten, gegen den Papst und Luther ausgehen, drohte mit seiner Rotte alle Undenkende zu vernichten, machte sich den Seinen durch häufige Hinrichtungen fürbar und wußte, während Hunger und Seuchen in der Stadt wütheten, den Anmel der unglücklichen Bewohner zu einem hartnäckigen Widerstande gegen die Belagerer zu benutzen. Von diesen wurde Münster endlich d. 24. Juni 1535 durch Verrätherei, jedoch nicht ohne tapfere Gegenwehr, wobei u. A. auch Rothmann das Leben verlor, eingenommen, und dem Reiche der Wiedertäufer durch Hinrichtung ihrer Anführer ein Ende gemacht. Bockholt, Knipperdolling und Knipping wurden mit glühenden Zangen zu Tode gemartert und dann in eisernen Ketten am Lambertusthurm zu Münster zum Schrecken aller Rebellen aufgehängt. Indessen hatten doch nicht nur einige von den 26 Aposteln, welche auf Bockholts Befehl ausgegangen waren, sein Reich zu verbreiten, hier und da Eingang gefunden, sondern auch mehrere von der münsterschen Rotte unabhängige Lehrer der Wiedertaufe und des schwärmerischen Glaubens an die Stiftung eines neuen Reiches reiner Christen fortgefahren, ihre Visionen und Offenbarungen in den oben genannten Gegenden zu verbreiten. Sie verwarfen zwar die Vielweiberei, die Gemeinschaft und Grausamkeit gegen Andersgesinnte, welche in Münster a.

worden war, pflanzten aber die übrigen Lehren der ältern Wiedertäufer und
 ige Meinungen von der Menschwerdung Christi, zu denen der damalige
 Anlaß geben konnte, auf ihre Anhänger fort. Die merkwürdig-
 hier anabaptistischen Propheten waren Melchior Hoffmann und David
 Jener, ein Kürschner aus Schwaben, der sich als Lehrer seiner Partei
 1527 in Kiel, dann 1529 in Emden, endlich in Straßburg herumtrieb, wo
 1540 im Gefängnisse starb, bildete besonders durch seine chiliastischen Ver-
 ungen aus ihm und s. Jüngern bevorstehenden Erhebung eine eigne Sekte,
 Glieder sich u. d. N. der Hoffmannianer lange in Deutschland er-
 ihre Reste endlich den Taufgesinnten zufielen. Daß Hoffmann noch
 Lede widerrufen habe, gestanden sie nie ein. Tiefer und phantasie-
 sich David Joris oder Georg, ein Glasmaler aus Delft, geb. 1501
 1534 wiedertauft, in s. vielen theosophischen Schriften, die bei aller Ver-
 der Begriffe doch durch Schwung und Innigkeit blenden konnten, und
 Erzählungen von den seltsamen Erscheinungen und höhern Eingebun-
 Joris sich rühmte, durch einen geheimnißvollen Vortrag christlicher Lehren
 Wunder ahnen lassen, als sie aussprechen. Durch solche Mittelsammelte
 die streitenden Partelen der Wiedertäufer zu vereinigen, sich selbst
 den Stillen im Lande, die, wie die Wictelianer Böhm's Schriften, s.
 1542 zu Deventer erschienenen „Wunderbuch“, studirten und
 den neuen Messias verehrten. Schwankend in s. Meinungen, irrte
 bis er endlich, um Verfolgungen zu entgehen, 1544 u. d. N.
 in Brügge in Basel Bürger ward, und 1556 nach einem ehrbaren Leben
 der Reformirten daselbst starb. Erst 1559 kam seine geheim-
 Kezerei an den Tag; ruchlose Lehren und Handlungen wurden ihm
 Schuld gegeben, worauf der baseler Rath ihn verurtheilen und
 verbrennen ließ. Ein Freund dieses Joris war Nicolai, der Stifter
 der, die jedoch nicht unter die Wiedertäufer gehören. Da nach den
 Unruhen unter den Evangelischen allmählig der Grundsatz geltend
 kamen, der nicht Empörungen stifete, am Leben zu strafen, konn-
 und ähnliche Haufen von Sonderlingen ihr Wesen im Stillen treiben,
 ruhig verhielten. Doch bis über die Mitte d. 16. Jahrh. standen
 Wiedertäufern noch Propheten auf, die häufige Störungen der bürger-
 verursachten, und daher die nicht geringe Zahl der Märtyrer dieser
 mußten, wie denn auch unter den Regern, die Alba in den spani-
 Niederlanden hinrichten ließ, nicht wenige Wiedertäufer waren. Der Dul-
 wurden sie erst, nachdem ihr bisheriges verworrenes Treiben der Ord-
 Ruhe und bürgerlichen Sitte gewichen war, welche die Einrichtungen
 (s. d.) unter ihnen begründet hatten. Dieser besonnene Mann ver-
 um die Mitte d. 16. Jahrh. zu geregelten Gemeinden, welche unter den
 Mennoniten, Mennisten oder Taufgesinnte, wie sie sich selbst jetzt
 waren, im nördlichen Deutschland und in Holland mit pünktlicher Nach-
 aller Eigenheiten der ältesten apostolischen Kirche ein für sich bestehendes
 stifteten. Nur konnte er nicht hindern, daß sie schon 1554 über
 der bei dem Kirchenbanne anzuwendenden Strenge uneinig wurden.
 Jüngern belegten jedes einzelne Vergehen wider Sitte und Kirchenordnung
 dem Banne, und trieben die Folgen desselben so weit, daß auch die eignen
 und Verwandten aller Gemeinschaft mit den Bestraften entsagen sollten;
 Gekindern wollten nur bei beharrlichem Ungehorsam gegen die Gebote der heil.
 überhaupt den Bann anwenden, und dieser Strafe selbst nicht nur mehre
 den Ermahnungen und Verweisen (gradus admonitionis) vorangehen
 sondern auch außer dem kirchlichen Verhältnisse keine Folgen einräumen.

Da kein Theil nachgab und die Strengen sofort den Bann über die Gelinden sprachen, so blieb es bei der noch jetzt fortbauernenden Trennung der Taufgesinnten in zwei Hauptparteien. Die Gelinden heißen Waterländer, weil ihre Gemeinden im Waterlande am Pampus in Nordholland und bei Franeker ten, wurden aber von den Strengen auch Grobe, und zur schimpflichen Nennung ihrer mindern Reinheit Dreckwagen genannt; dagegen die Strengen theils aus Friesen in und um Emden, flämischen Flüchtlingen (Flamingen) und Deutschen bestanden, sich Feine, d. h. besonders Gottselige und Genaue, nannten. Menno billigte nicht ganz die übertriebene Strenge der Feinen, wollte aber weder die Friesen verlassen, deren Lehrer er war, noch neue Trennungen veranlassen. Erst nach s. Tode 1565 brach die Zwietracht unter den Feinen aus, und die Friesen theilten sich in 3 Parteien, unter denen die Flamingen, ohnehin als Verbannte und schwärmerischer als die übrigen, bei der äußersten Strenge der Kirche beharrten, die Friesen wenigstens nicht ganze Gemeinden damit belegen, und auch bei einzelnen Excommunicirten nicht bis zur Zerstörung ihrer Familiennisse treiben wollten, die Deutschen aber sich nur durch strengere Vermeidung des Luxus von den Friesen unterschieden. Zu diesen Deutschen gehörten die in Preußen, Danzig, der Pfalz am Rhein, Jülich, Elsaß und der Schweiz siedelten, wie auch bis zum dreißigjährigen Kriege in Mähren stark verbreiteten Taufgesinnten. Sie haben sich durch das sogen. Concept von Köln (ein dort angenommenes Glaubensbekenntniß) 1591 wieder mit den Friesen vereinigt, hauptsächlich weil ihre Trennung den Handelsverkehr störte, in dem die Taufgesinnten ihre Thätigkeit zeigten und eine Quelle des Wohlstandes fanden. Mit diesen vereinigten Friesen und Deutschen verbanden sich, nach mehreren vergeblichen Friedenssuchen, endlich auch die strengsten Taufgesinnten, die ohne Unterschied ihre Herkunft den Namen Flamingen beibehalten hatten, auf einer Synode ihrer beiderseitigen Lehrer zu Harlem, 1649, indem sie 5 Glaubensbekenntnisse: 1) Friedensschrift der Flamingen zu Amsterdam v. J. 1639, „Oly Takken“ (zwei) betitelt, 2) Jan Centson's „Bekenntniß der vereinigten Friesen und Deutschen v. J. 1630“, 3) Jan Cornelissen's „Confession der 1632 zu Doornik versammelt gewesenen Flamingen“, 4) das „Concept von Köln“ und 5) Jakob Cramm's „Bekenntniß an die Generalstaaten v. J. 1626“, mit Vorbehalt der Glaubensregel des göttlichen Wortes, als symbolische Bücher ihrer Partei anerkannten. Dadurch wurde nun zwar der Erbitterung, mit der sie einander bisher gegenseitig verfolgt, und die Überläufer von einer Partei zur andern wiedergetauft hatten, doch keineswegs allen Parteien unter ihnen gesteuert. Schon gleich nach der Vereinigung der Friesen mit den Deutschen sonderte sich von jenen ein Haufe Unzufriedener ab, die diesen Verein und die mildere Kirchenzucht mißbilligten, Jan Jacob, ihrem Lehrer, eine eigne Gemeinde nach den strengsten Grundsätzen bildeten, und den Namen Janjacobsschriften erhielten, aber nie zahlreich wurden. Während der Friedensunterhandlungen der Flamingen mit den Friesen trat jenen ein friesischer Landmann, Uke Wallis, mit der Meinung auf: daß die Friesen und die Hohenpriester, weil sie durch die Hinrichtung Jesu Gottes Absicht erfüllt hätten, selig geworden wären, und sammelte seit 1637 eine besondere Partei, welche zwar diese Meinung aufgab, aber doch durch Widerwillen gegen jede Vereinigung und Rückkehr zur äußersten Strenge der alten Flamingen von den Taufgesinnten geschieden blieb. Die Ukewallisten oder Gröninger, wie diese Sekte in der Gegend von Gröningen entstand, nahmen Unzufriedene aus allen vereinigten Parteien auf und nannten sich daher vorzugsweise die alten Flamingen oder die alten Friesen, wurden aber von ihren Gegnern auch Dompelers, Untertaucher, genannt, weil einige ihrer Gemeinden das dreimalige Untertauchen des ganzen Körpers bei der Taufe anwendeten dagegen die übrigen Taufgesinnten

Lehrungen des Kopfs für hinlänglich halten. Außer Friesland haben sie sich, nicht zahlreich, nach Litthauen und Danzig verbreitet, auch stimmen die Mennoniten in Galizien (Reste der ehemaligen mährischen), welche wegen ihrer Neigung in Knöpfler (welche die Kleider zuknöpfen) und Hestler (welche statt der Hülfen von Draht gebrauchen und Bärte tragen) getheilt sind und etwa 24 hundert Landleute ausmachen, in der Beibehaltung der ältern Lehre und in der Handhabung des Bannes bei merkwürdiger Sittenreinheit mit den Mennoniten in Friesland überein. Zu der Partei der alten Fläminger, oder feinsten und nicht veränderten Taufgesinnten, gehören noch die Danziger und die Schweizer. Jene sind in einigen kleinen Gemeinden im danziger Gebiete, in Ostpreußen und in den Niederlanden, welche Letztere von danziger und preuß. Familien abstammen, vereint, sie sind auch Elarchen, Clarici (die Feinen), wie man aus ihrer 1678 bekann- ten Confession sieht. Die Schweizer sind Reste der Auswanderer, welche im 16. und 17. Jahrh. anhaltend fortgesetzten Verfolgungen der Katholiken in der Schweiz nach den Niederlanden kamen, und machen jetzt nur eine kleine Gemeinde aus. Diese verschiedenen, nicht vereinigten Zweige der sogen. alten Fläminger haben ein festes Beharren bei den alten Grundsätzen und Grundsätzen der ganzen Sekte mit einander gemein. Sie verwerfen den Traktat von der Dreieinigkeitslehre, erklären, nach Menno, die Unschuld und die Unschuldhaftigkeit Christi daraus, daß er in dem Leibe Mariens aus dem Hute erschaffen, obwol von dem Blute der Mutter genährt worden ist, und halten die Taufe ihrer Partei für gültig, und beobachten das Fußwaschen nach dem von Christo gebotene Handlung nicht bloß gegen Reisende ihrer Partei, sondern die vereinigten Feinen thaten, sondern selbst in gottesdienstlichen Handlungen. Den Eid, die Bekleidung obrigkeitlicher Ämter und jede nur irgend mögliche Vertheidigung des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens, wie alle Taufgesinnte überhaupt, für unerlaubt, daher sich diese sonst die waffenlosen Christen nannten; nur beobachten die alten Fläminger und in der Kirchenzucht eine größere Strenge als die übrigen Taufgesinnten. Unästhetik, Waffentragen, Verheirathung mit einer Person außer der eigenen Gemeinde, Luxus in Kleidung und Hausgeräthe bestrafen sie durch Excommuni- cation. Gradus admonitionis, und dehnen die Kraft des Bannes immer noch weiter auf das Leben aus. Die Danziger schlossen sogar Die, die sich abmalen ließen, in die Bestrafung der Eitelkeit aus. Überhaupt suchen sie dem Beispiele der Apostel, Reinheit und demokratischen Verfassung des ersten apostolischen Gemeindegemeinschaften, dessen Wiederherstellung ursprünglich allen Taufgesinnten Heil war, immer noch am genauesten nachzukommen, daher sie ihre Lehrer von der ganzen Gemeinde wählen und keine Amtskleidung tragen lassen, und die Amtsgewalt gering schätzen. In neuern Zeiten haben sie freilich von ihrer Strenge allmählig viel nachgelassen, und besonders die Wiedertaufe der Überläufer, welche, dagegen Christen, welche bloß in ihrer Kindheit getauft wurden, noch in der Partei der Taufgesinnten nur durch Wiedertaufe aufgenommen werden können. Die 1649 vereinigten Fläminger, Friesen und Deutschen, welche sich auch zu den Feinen gehören wollten, neigten sich nach und nach zu den Feinen und Groben, zu denen sie jetzt ebenso wie die durch Zusammentritt der Gemeinden verbrüdernden Friesen und Waterländer — Waterländer, Friesen und Friesen, — Fläminger und Waterländer gerechnet werden. Doch blieben mit der Zeit auch diese verschiedenen Benennungen, da sie keine Verschiedenheit der Lehren und Grundsätze mehr bezeichneten. Desto wichtiger wurde die Trennung der großen Gemeinde der vereinigten Waterländer, Fläminger, Friesen und Deutschen 1664 durch die Neigung eines Theiles derselben zu den Grundsätzen der Separatisten entstandene Trennung. Galenus Abrahamssohn von Harn,

ein gelehrter Arzt und Lehrer der Taufgesinnten, von sanftem Charakter, ausgezeichneten Gaben, wurde der Anführer dieser neuen Partei, die n Galenisten nannte. Er behauptete, daß weniger die Lehre als ein ben über den Werth des Christen entscheide, auch daher keinem I Christgläubigen die Kirchengemeinschaft zu verweigern sei, und socinianische Ansichten von Christo und dem h. Geiste. Samuel A, falls Arzt und Lehrer der Gemeinde, erklärte sich mit dem altgläubig selben gegen solche Neuerungen und für das Festhalten der alten Bet Gewohnheiten. Die Frage, welcher von beiden Parteien das bis schaftlich besessene Kirchengut bei der Trennung verbleiben solle, die holländische Regierung zum Vortheile der Galenisten entschieden sich für, die Apostoolen aber gegen die fernere Kirchengemeinschaft den Gesinnten erklärten. Daher blieben die Galenisten im Besitze welche im Siebel das Zeichen des Lammes hatte und Gelegenheit Gemeinde vom Lamm zu nennen. Die Apostoolen, gegen 700 hielten nun ihren Gottesdienst in der Sonne, einem Hause zu nach dem sie Gemeinde von der Sonne genannt wurden. Da di jedoch nur die Gemeinden zu Amsterdam angehen, bezeichnete m den Hauptparteien der Gelinden oder Groben, denen sich in der übrigen Taufgesinnten dieser Gattung, namentlich die vereinigten und Waterländer den Apostoolen, die Waterländer bei den Thoren der anschlossen, richtiger nach der Verschiedenheit ihrer Grundsätze. Es jetzt, außer den oben beschriebenen, nicht vereinigten Zweigen der alten oder eigentlichen Feinen, 2 Hauptparteien der Taufgesinnten, die A len, welche sich wegen ihrer Anhänglichkeit an die nach Menno's Le setzten ältern Confessionen, Mennoniten im engeren Sinne nennen, Galenisten, die man Remonstrantisch-Gesinnte, auch Arminian nach Arminius, dem Stifter der Remonstranten, nennt. Die Menne haupten, weil sie auch zu den Gelinden gehören, zwar nicht mehr Menno von der Schöpfung Christi in dem Leibe Mariens, taufen auch keinen u wieder, belegen bloß grobe Vergehungen mit dem Banne und lassen ih nungen vorangehen, verlangen auch keine gänzliche Meidung der Gem mit den Excommunicirten, halten aber noch sorgfältig auf das Verbot de der Kriegsdienste und der Theilnahme an obrigkeitlichen Ämtern. Das v ihrer Lehrer, Cornelius Rijs, abgefaßte und 1776 zu Hamburg deutsch erf Glaubensbekenntniß der wahren Mennoniten stimmt fast ganz mit dem r ten Lehrbegriffe überein. Jetzt sind sie bei der Erschlaffung der Kirchenzud den Feinen in Holland und Deutschland von diesen wenig verschieden. A testen vom Glauben und von der Kirchenzucht der alten Taufgesinnten Remonstrantischen abgewichen. Sie verwerfen alle symbolische Bücher, ten die größte Lesefreiheit, daher es unter ihnen viele Socinianer gibt, dual bergesinnte, und nehmen Christen von allen Confessionen auf, jedoch nur nigen Gemeinden ohne Wiedertaufe, die Feinen und Mennoniten betrad als Brüder. Den Bann üben sie fast nur durch Ausschließung vom Abend und noch seltener aus als Letztere, gestatten Kriegsdienste und Verwaltung leitlicher Ämter, selbst den Ausageeid, und verbieten nur den Versprechu Sie achten die Gelehrsamkeit hoch und haben zu Amsterdam ein Seminarium Bildung ihrer Prediger errichtet, an dem auch Jünglinge von der mennoniti Partei Theil nehmen. In Holland erlangten die Taufgesinnten schon unter helm I. Duldung und 1626 vollkommene Religionsfreiheit. In diesem sind jetzt 131 Gemeinden mit 183 Lehrern von allen Parteien der Taufgesin unter denen die meisten zu den Remonstrantischen, etwa ein Drittel zu

und nur einzelne, nicht zahlreiche Gemeinden zu den Feinen gehören. Taufgesinnte in Deutschland, wo sie besonders in den Rheinländern häufig in Preußen, der Schweiz, Elsaß und Lothringen, halten sich zu den Remoniten. Im Gottesdienst aller dieser Parteien findet man wenig Abweichung von den Formen des protestant. Gottesdienstes, doch stehen sie Reformirten auch hierin näher als den Lutherischen. Die Feinen haben Bischöfe, welche die Sacramente verwalten, Lehrer, welche predigen, und Armen die Almosenpfleger, und wählen alle diese Beamten durch Stimmen der Gemeinden; die Mennoniten haben Lehrer und Diakonen, von denen die eigentlichen Pastoren, die andern nur Vermahner oder Prediger sind, von dem Kirchentathe (Presbyterium) gewählt werden. Ebenso halten die Remonstranten. Im Allgemeinen verdienen die Taufgesinnten das wohlverdiente Lob des Fleißes, der Wirklichkeit, Stille und Sittenreinheit, nur haben sich Viele unter ihnen so sehr an die Welt sitte gewöhnt, daß manche der Eigenheiten ihrer Sekte sich immer mehr verwischt, und dieselbe in Verfall und Abnahme zu sein scheint. — Außer aller kirchlichen Verbindung mit den hier beschriebenen Nachkommen der alten Wiedertäufer bildete sich die Sekte der Baptisten in England. Wiedertäufer, die sich vom festen Lande nach England geflüchtet hatten, wurden unter Heinrich VIII. und seinen Nachfolgern mit Feuer und Schwert verfolgt, auch Elisabeth verbannte alle Taufgesinnten. Im Anfange d. 17. Jahrh. gründeten die Baptisten in Großbritannien Gemeinden, welche meist aus Überläufern von den Presbyterianern bestanden, die bei der Lehre Calvin's auch im Artikel von der Prädestination blieben, und sich nicht, auch Universal- oder Arminianbaptisten zerfielen, die den calvinistischen Begriff in diesem Punkte verließen, und, bei einer den Remonstranten gleichgültigkeit gegen Unterscheidungslehren, auch socinianischen Meinungen den Zugang zu ihren Gemeinden öffneten. Noch eine dritte Sekte stiftete in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. ein gewisser Franz Wampfield unter den Baptisten, indem er die Feier des Sonnabends oder Sabbath's einführte, daher s. Anabaptisten hießen; diese dauern aber nur noch in Nordamerika fort. Die Baptisten haben gleich anfangs von den Eigenheiten der Taufgesinnten nur den Gebrauch der Kindertaufe und den Gebrauch, die Erwachsenen zu taufen, beibehalten. Sie thun dies durch dreimalige gänzliche Untertauchung, weshalb sie von den Holländern unter die Dompelers gerechnet werden. Den Eid, die Eheschwüre und die Verwaltung obrigkeitlicher Ämter erlauben sie; in ihrem Gottesdienste stimmen sie mit den übrigen Dissenters in Großbritannien überein, mit denen sie auch 1689 Religionsfreiheit erhielten. Seitdem besolden sie Lehrer, welche selten Laien sind, und in der Regel in den Lehranstalten protestantischer ihre Bildung erhalten. Im Anfange d. 19. Jahrh. hatten sie in England 247 Gemeinden ihrer 3 Parteien, unter denen die Particular-Baptisten wegen ihrer strengern Kirchenzucht, nach und nach die zahlreichsten wurden. Sie errichteten Seminare für ihre Prediger anlegten und in der Mitte d. 18. Jahrh. den Gesang bei ihrem Gottesdienste einführten. In Nordamerika, wohin im 17. Jahrh. viele Mennoniten gekommen waren, und noch jetzt bestehende Gemeinden gestiftet hatten, sind auch die Baptisten weit verbreitet. Im Staate New York haben sie 16 Gemeinden mit 30 Predigern und in den meisten der übrigen Staaten wenigstens einige, im Ganzen 956 Kirchen der Particular-Baptisten, 20 der Universal-Baptisten und 12 der Sabbatharier. Ihre Thätigkeit in Bekehrung der Heiden und in der Bedienung der Christen, die keine Gemeinden bilden, durch reisende Prediger, verschafft ihnen immer größern Anhang. Die Baptisten in England stifteten 1792 eine Missionsgesellschaft, welche jetzt

21 Missionsplätze in Ostindien und auf den Inseln mit 42 Missionairen hält. Die gelehrten Sprachforscher D. Carey und D. Marshman, mit Unterstützung der großbritannischen Bibelgesellschaft die Übersetzung der lebenden orientalischen Sprachen besorgen und in ihrer Druckerei zu Serangenwärtig ans Licht stellen, sind baptistische Missionsprediger. — Unterkömmlinge der alten Wiedertäufer rechnet man endlich noch die Dunker in den nordamerikanischen Freistaaten Pennsylvanien und Maryland einige schaften haben. Sie stammen von deutschen Flüchtlingen ab, welche im 17. nach Nordamerika kamen. In Rücksicht der Taufe der Erwachsenen sind sie peler's (s. Dimpler) und stimmen mit den Baptisten überein, weichen darin von ihnen ab, daß sie, wie die alten Wiedertäufer, es für unerlaubt Prozesse zu führen, Waffen zu tragen, zu sechten, zu schwören und zu nehmen. Ihre Lehrsätze scheinen nicht bestimmt zu sein. Der Hauptpunkt Glaubens ist die Meinung, daß die künftige Seligkeit nur durch Bussensagungen und Selbstpeinigungen erworben werden könne. In ihren Wohnungen, welche die Geschlechter täglich abgesondert und nur ein Mal wöchentlich Sabbath zusammen halten, darf Jeder laut beten und sprechen. Die besten halten Vorträge. Ihr Gesang ist nach dem Zeugnisse des Reisenden court harmonisch und sehr wohlklingend, ihre Liturgie höchst einfach, ihre rein, ihr Gewerbsfleiß bewundernswerth. Das Abendmahl halten sie deß und verbinden damit ein Liebesmahl, wobei sie einander die Füße waschen, Bruderkuß und Handschlag geben. Wer sich verheirathet, gehört nicht den vollkommenen Brüdern und Schwestern, die gar keinen Umgang mit ihnen haben, sondern zu den Verwandten der Gemeinde, welche in benachbarten wohnen und ihre Kinder den Vollkommenen zur Erziehung überlassen, auf fahren, an den wöchentlichen Versammlungen der Gemeinde Theil zu nehmen. Aus dem ansehnlichen Vermögen der Gemeinde, das durch den Ertrag ihrer Arbeiten wächst, erhalten die Verwandten, wie die Vollkommenen, ihren Unterhalt sind denn aus den Nachkommen der alten Wiedertäufer, die durch ihre Lehren gegen jede gesellschaftliche Ordnung, durch vorgebliche Offenbarungen und falsche Schwärmereien die Welt umstürzen wollten, friedliche Christen geworden, wegen ihrer bürgerlichen Tugenden von jeder weisen Regierung gern gebuldet, und statt des prophetischen Dünkels ihrer Vorfahren nur durch Eiligkeit streben, eine Gemeinde Gottes zu sein. — Die Geschichte der Wiedertäufer in Münster hat der königl. Regier.-Secr. Zochmus (Münster 1825) beschrieben.

Tauler (Johann), ein berühmter Mystiker des 14. Jahrh. Er lebte 1294 oder später zu Strassburg oder Köln, und trat sehr jung in den Dominikanerorden. Hier riß er späterhin alle seine Zuhörer durch seine Predigten in die größte Theilnahme. Die größtentheils nicht bloß der Ausdruck eines frommen Herzens sind und deren Wirkung durch seinen musterhaften Lebenswandel bei seinen Zuhörern noch vermehrt wurde, sondern die zugleich sein Verdienst um die Lehrsprache der Deutschen wahrnehmen. Er schrieb seine Predigten ursprünglich lateinisch nieder, und deutsch; dies geht auch aus dem Titel der ältesten Ausg. derselben hervor (1580). Früher hatte er in seinen Predigten mehr metaphysische Betrachtungen vorgetragen; späterhin entsagte er auf Veranlassung eines frommen Eifers der Weltweisheit, und redete ganz in der populären Sprache eines frommen Mannes. Seine Predigten sind oft in die neuere deutsche Sprache übergetragen worden. Auch hat T. Abhandlungen geschrieben, welche gleichfalls selten zu finden sind. Er starb zu Strassburg 1361. Joh. Arndt hat sein Leben beschrieben 1689.

Taunus (der), auch die homburger Höhe genannt, ein ansehnlicher Berg seiner Heilbäder (Ems, Schlangenbad u.) wegen berühmtes Waldes

im dem Rhein und der Lahn, in der ehemals Kur- und großherzogl. hessischen, später hessischen Grafschaft Ragenellnbogen. Es zieht sich in 2 Bergreihen über Krim, Königstein und Epstein bis zum Schlangenbade, wo es sich dem Rheine anschließt. Seine höchsten Spitzen sind der große Feldberg (2605 Fuß) unmittelbar daneben liegende Altkönig (2400 F.).

Taurien (taurischer Chersones), eine Statthalterschaft des europäischen Asien. Sie begreift die Halbinsel Krim, die Halbinsel Taman, jetzt Amutai, und die Länder und Steppen, welche die nogaischen und budschialischen Völker bewohnen. Auch steht mit derselben die Provinz der Kosacken des schwarzen Meeres in Verwaltungsverhältnissen. Sie hat, nach Hassel, auf 1646 □ M. 400 E., nach Wichmann nur 1025 □ M. und 207,000 E., mithin 201 E. auf 1 □ M. Diese Länder, welche in ältern Zeiten Scythen (auch die Griechen) und griech. Colonisten bewohnten, wurden seit Herodot (450 J. v. Ch.) und nach von mehr als 70 verschiedenen Völkern erobert und verheert. Sie kamen den Persern, den griech. Republiken, den Königen des Bosporos, den Römern, den Sarmaten, dann den griech. Kaisern, und am Ende des 12. Jahrh. den Byzantinern, wurden im 13. Jahrh. von den Tataren, und am Ende des 14. von den Türken erobert. Mohammed II. bemächtigte sich im J. 1475 und, 12 J. nach der Eroberung Konstantinopels. Er verjagte die Genueser von Caffa. Jene besaßen Caffa und Cherson; diese hatten die Colonie der Krim. Die Krim hatte ihren eignen Khan, der aber von dem türkischen Sultan die Bestätigung seiner Würde erhielt, und ihm zur Pflicht verpflichtet, mithin türkischer Vasall war. Seit 1698 drangen russische Truppen wiederholt in die Krim ein, deren Bewohner durch ihre Streifzüge häufig über die benachbarten Provinzen verbreiteten; allein erst 1771 ward die Krim wirklich erobert, und die Pforte war genöthigt, im Frieden von Kainardshi 1774 die Krim als ein völlig unabhängiges Land anzuerkennen, das unter einem von der Nation selbst gewählten Khan stehen sollte. Eine Zeitlang die saporogischen Kosacken, und zwar ohne Weiber, in der Krim, wo ehemals die Amazonen in ihrer Republik keine Männer gebildet hatten. Berühmt ist ihr Hetmann Schmelinsky. Noch berühmter wurde der Khan Schahin Gheray, einer der besten Regenten. Der Khan Schahin Gheray, der die Russen unterstützt hatten, fand sich, von der türkischen Regierung abgelehnt, endlich veranlaßt, eine Zuflucht in Petersburg zu suchen. Rußland daher den 19. Apr. 1783 die Krim für russisches Eigenthum, und die einen neuen Krieg zu wagen sich scheute, trat das Land (Jan. 1784) in Rußland ab. Der Khan erhielt von Rußland eine Pension; in der Folge zog er sich nach der Türkei zurück, wurde aber hier auf Befehl des Großherrn auf der Insel Rhodos hingerichtet. (S. v. Dohm's „Denkwürdigk.“, II, 1.) Die Krim ward nun, nebst den dazu gehörigen Provinzen, als eine Statthaltschaft, unter dem alten Namen: taurischer Chersones oder Taurien, dem russischen Reiche einverleibt. Dem kaiserl. Titel ward der Zusatz: Czar des taurischen Chersones, hinzugefügt. Potemkin, der zu der Unterwerfung der taurischen Halbinsel, nicht ohne Gewaltthaten, mitgewirkt hatte, erhielt von seiner Monarchin den Beinamen: der Taurier. Es sind in dieser Statthaltschaft viele, nicht große Städte. Simferopol, am Salgir, eine ehemalige Residenz der Tataren, ist der Hauptort; der alte Palast der Khane zu Baktchisarai wird jetzt noch in seiner asiat. Form von der russ. Regierung erhalten; wichtig ist die Stadt Kiburn an der Mündung des Dnepr; Perekop (Derkapi) ist eine Festung auf der Landenge, welche die Krim mit dem festen Lande verbindet; die Stadt Feodosia (Theodosia) oder Caffa (s. d.), Sewastopol und Eupatoria sind vornehmlich wegen des Handels auf dem schwarzen Meere. Das asowsche und

schwarze Meer umgeben die Halbinsel auf beiden Seiten; ein Meerbusen das erstere bildet, ward das faule Meer oder auch Siwasch (russisch more) genannt. Bei dürfter Jahreszeit trocknet er, unter Verbreitung angenehmen Geruchs von dem stehenden und faulenden Wasser, ganz an kann man ihn zu Pferde passiren; zu andern Zeiten kann er beschifft werden. Theil von Taurien zwischen der Landenge und dem Dnepr besteht aus gärten, die zum Theil unfruchtbar und unangebaut (Steppe) sind. Der Theil der krimischen Halbinsel ist wasser- und holzleer, mit magerm, zum Ackerbaue untauglichem Boden; ihre südliche, gebirgige Hälfte aber zu den schönsten und fruchtbarsten Ländern der Welt. Die Thäler, in Flüssen und Bäche schlängeln, sind vortreflich angebaut; sie haben große Acker, schöne Weinberge und eine große Anzahl bewohnter Dörfer. Gärten hat man Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Pflaumen, Mandelbäumen, Feigen, Birnen, Äpfel, Melonen, Arbusen. Der beste Wein ist Sudak und Koos, welche Gegenden in guten Jahren 30,000 Eimer Wein geben. Der sudakische Wein gleicht dem Champagner vollkommen. Ein Reisender der 1800 und 1801 diese Gegenden besuchte, rühmt die Thäler Balak und Balbar als die schönsten, und nennt die Gegend zwischen Kutschuk Koi und Katschik paradiesisch, wo alle Arten von europäischen Früchten den höchsten Grad der Reife und vollkommenheit erreichen. Auch bringt das Land viel Getreide, Hirse, Tabak, Wachs, Seide hervor; desgleichen ist die Rindviehzucht, Pferde- und Schafzucht erheblich. Die Schafe liefern die sehr beliebten krausen, grauen Lämmer, die den Namen der krimischen führen. Die Haupteinwohner sind medanische, auf der Insel ansässige Tataren, welche Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe treiben. Auch leben hier Russen, viele Griechen und Juden, Zigeuner, Europäer von verschiedenen Nationen, indem die russische Regierung viele Ausländer als Colonisten in das Land zieht, und denen, die sich niederlassen, 30 Freijahre bewilligt. Der Handel wird theils von den Russen selbst, theils von den im Lande ansässigen Griechen, Armeniern und Juden betrieben. Ein Verzeichniß von mehreren Schriften über Taurien und die Krim s. Mann's „Darstellung der russischen Monarchie“ (1813, 1. Thl.). Erwähnen verdienen auch des holländ. Admirals Rinsbergen Charte von der Krim in Murawiew's „Apostol's „Reise durch Taurien im J. 1820“ (a. d. Russ. u. Deutsch. Uebers. Berlin 1825), und Castelnau, „Essai sur l'histoire ancienne et moderne de la Nouvelle - Russie“ (mit Charten und Planen, Paris 1820).

Tauris, Hauptst. der Prov. Aderbidschan in dem westl. Persien, einer Ebene, in welcher sich kein Baum findet, an den Flüssen Spint Atsch, und hat 300 Karavanserais, 250 Dschamien und Moscheen, 20 und 150,000 E. Sie ist mit Mauern von Backsteinen umgeben, die die Thürme gedeckt werden. In ganz Asien ist sie als Handelsstadt berühmt; Türken, Perser, Indier treiben hier Handel. Die Kaufläden sind mit den besten Waaren angefüllt; auch gibt es viele Künstler und Handwerker, die besten und zahlreichsten darunter sind die Seidenweber. Man verfertigt Chagrin, womit fast ganz Persien versorgt wird, und wovon Jedermann, Bauern ausgenommen, die Schuhe und Stiefeln trägt. Man findet in der Nähe viele Ruinen ehemaliger prächtiger Gebäude; die Stadt hat einige Mal belagert und durch Belagerungen, bald von den Türken, bald von den Persern eingenommen. Bis 1828 war sie die Residenz des Prinzen Abbas Mirza, des Königs von Iran, wurde aber nebst der Prov. Erivan im Oct. 1827 von den Russen eingenommen, worauf in der Nähe von Tauris der Friede mit Persien im Nov. 1827 geschlossen wurde, und nachdem die Perser ihn gebrochen, den 22. Febr. 1828, in Tauris bestätigt wurde.

Taurus (jetzt Kurun genannt), ein berühmtes Gebirge in dem östl. Theile der Türkei, welches sich am Ursprunge des Frats (Euphrat), wo der mit Schnee bedeckte Ararat hervortragt, am meisten erhebt, und sich in mehreren Theilen den größten Theil Westasiens verbreitet. Eine Kette desselben, der Taurus, zieht sich durch das südl. Natolien und endigt in dem helidonischen Gebirge, der Insel Rhodus gegenüber. Eine andre Verzweigung des Taurus führt nach Syrien und bildet den Libanon nebst dem Antilibanon. Im N. des Taurus, der überhaupt durch seine Äste mit dem großen mittelasiatischen Bergsystem verbunden ist, dem Kaukasus, und östl. hängen der schneebedeckte Taurus mit dem Tschudi, und das in Westpersien hineinlaufende Gebirge Zagros zusammen.

Täuschung, der Zustand, in welchem wir das Wirkliche mit dem Nichtwirklichen verwechseln. Über die Täuschung in der Kunst s. Illusion.

Tausendjähriges Reich, s. Chiliasmus.

Tausend und eine Nacht. Name einer bekannten Sammlung morgenländischer Märchen und Erzählungen. Der Orient ist die alte Heimath vieler Sagen und Geschichten. Die immer thätige Phantasie des Morgenlandes, seine Lust an Abenteuer, sein Glaube an Geister aller Art und Hang, seine Erzählungen zu unterhalten und sich unterhalten zu lassen, wie der Araber im Zeugnissen der Reisenden, noch jetzt in den Caffeehäusern des Morgens auf den Lagerplätzen der Caravanen sich kundthut, erzeugte, zu Indien und Persien, jene Menge von Fabeln und Märchen, die spätere Mohammed's ausdrückliches Verbot, in Arabien eine zweite Heimath fanden, sie, vielfach vermehrt und zum Theil auf das mannigfaltigste umgearbeitet, dann in ganzen Sammlungen nach Europa übergingen. Viele, die bereits in den Zeiten der Kreuzzüge oder noch früher den Weg nach Mekka hatten, waren in altfranz. Fabliaudichtern, wie in deutschen Märchen und Sagenzählern mehr oder minder freie Bearbeiter zu Theil geworden; im Anfange des vorigen Jahrh. (1704) ward die unter der obigen Benennung zuvor im Orient verbreitete Sammlung durch Ant. Galland's, eines berühmten franz. Orientalisten, Übersetzung den europäischen Literatoren und dem größern Publicum bekannt. Sie ward bei ihrer Erscheinung mit großem Beifall aufgenommen und ging, übers. und bearbeitet, alsbald als Volksbuch durch Europa. Galland hatte aus der unvollständigen Handschrift, die ihm zu Gebote stand (jetzt in der königl. Bibl. zu Paris), nur einen Theil des Ganzen zu geben vermocht. Dies veranlaßte weitere Nachforschungen und so erschien 1788 zu Paris die „Neue Tausend und eine Nacht“ von Jean Bayotte nach einer Handschrift, die der Erstere, ein geborener Araber, in der königl. pariser Bibliothek niedergelegt hatte. Der Verdacht der Unechtheit, den der Herausgeber durch allzu willkürliche Behandlung des Grundtextes sich zuziehen hatte, erwies sich in Folge späterer Untersuchungen als ungegründet; es mußte es mit Dank dahingenommen werden, als ein Nachfolger Galland's, der arabischen Lehrstuhle, Caussin de Perceval (1806) diesen Theil der Sammlung der Urschrift berichtete und dem vielfach verbesserten Abdruck der Galland'schen Übertragung den Schluß des Ganzen hinzufügte. Noch immer aber blieben viele Lücken, die weder durch Jonathan Scott's vermehrte engl. Übers. (1811), noch Gauthier's, unter Mitwirkung von Langlès, 1822 erschienene neueste Ausgabe von Galland's „Mille et une nuit“ vollständig gehoben worden. Deutschen blieb es vorbehalten, durch Benutzung bis dahin unbekannter Handschriften die endliche Vervollständigung der reichen Sammlung zu bewerkstelligen. Dies that Herr v. Hammer mit einem Schatze neuer in Ägypten von Rosetti aufgefundenen Märchen hervor, die, nachdem die franz. Übertragung durch ein rath-

selbstes Geschick verloren gegangen war, 1823 — 24 in einer deutschen Zinserling besorgten Übers. erschienen. Größer war die Ausbeute, die eine sische Handschrift, im Besitze des Prof. Habicht zu Breslau, ergab, mit Hülfe das noch Fehlende ergänzt und, unter Zugiehung zweier andern Gelehrten eine an Reichhaltigkeit jede frühere Bearbeitung weit überbietende Verbeut zu Stande gebracht werden konnte. („Tausend und eine Nacht“, vollständig von Mar. Habicht, v. d. Hagen und R. Schall, 15 Bändchen, Breslau 2. verm. A. 1827; die arabische Urschrift von Dr. Habicht herausg. mit 2 Bb. 1, Breslau 1825.)* Neben diesen Bemühungen, eines der merkwürdigsten Denkmäler orientalischer Sitte und Lebensweise nach seinem ganzen Umfange wiederherzustellen, wurden auch die Untersuchungen über den Ursprung des Märchens mit glücklichem Erfolge fortgesetzt. Daß Caussin's Behauptung, der Dargestellte einem Erzeugnisse des 16. Jahrh. macht, auf unhaltbaren Gründen beruhe, überhaupt an eine gleichzeitige Entstehung des Ganzen nicht zu denken sei, leicht zu erweisen. Richtiger sah unstreitig v. Hammer, nach dessen Annahme Hauptstamm dieser Märchen auf indischem Boden gewachsen, später nach Persien verpflanzt und unter dem Khalifen Mansur, also gegen 30 Jahre vor Harun Raschid, dem Zeitgenossen Karls d. Gr., durch Übers. arabisches Eigenthum geworden ist. Daß auf diesen Stamm in der Folge ein- und ausländische Bearbeitungen gepfropft wurden, die bald wieder in neue Sprossen ausschlugen, könnte Deutlich werden, der es nicht wüßte, daß die das Ganze wie mit einem Rahmen umgebende geschichtliche Einfassung jede verwandte Zuthat und Erweiterung zuließ, denn in der That bei vielen dieser Märchen ihr späterer Ursprung und die indische Heimath leicht nachzuweisen ist. (Nach Jon. Scott stimmen nicht 2. Handschriften aus verschiedenen Gegenden ganz überein, sondern jede ist mit den Erzählungen ihrer Heimath vermischt.) Das Ereigniß, das nach der ursprünglichen Anlage der Sammlung den Hintergrund bildet und an das alle jene Erzählungen ohne weitere künstliche Verbiidung, außer dem innern Zusammenhange sich anknüpfen, ist folgendes: „Der Sultan Schachriar, entrüstet über die Untreue seiner Gemahlin, gibt das Gesetz, jede seiner künftigen Gattinnen am Morgen nach der Vermählung zu tödten. Einer derselben endlich, Scheherazade, der großherzigen Tochter des Bezierr, gelingt es, dem blutigen Jammer ein Ende zu setzen, indem sie durch den Zauber ihrer Märchen den Sultan bestimmt, die Hinrichtung der schönen Erzählerin von einem Tage zum andern zu verschieben. So verflossen tausend und eine Nacht, also 2 Jahre und 9 Monate, in deren Laufe Scheherazade Mutter von 3 Kindern geworden ist. Vertrauensvoll stellt sie jetzt die Kleinen dem Gemahl vor, der, durch ihr Flehen erweicht, seine Kinder in seine Arme schließt, Scheherazade das Leben schenkt und nichts weiter begehrt, als daß sie auch ferner von Zeit zu Zeit ihm einige der Geschichten erzähle, die ihn so oft an ihrer Seite ergötzt haben“. Nur ein Theil dieser histor. Grundgeschichte war dem ersten franz. Übers. bekannt; der Schluß blieb verborgen, bis v. Hammer denselben, wie er hier gegeben ist, entdeckte und zu öffentlicher Kunde brachte. — Die Freude Schachriar's ist von Tausenden seiner Stamm- und Lebensgenossen nachempfunden worden, und wird es noch jetzt in einem großen Theile der asiatischen Welt, in Ägypten und längs der afrikanischen Küsten des Indischen Ozeans. Ebenso wird aber auch die Theilnahme, die jene Erzählungen seit ihrer ersten Bekanntwerdung in dem christlichen Europa gefunden, ihnen so lange

*) Eine dänische Übersetzung des arabischen in Calcutta 1814 gedruckten der „Tausend und einen Nacht“ hat der Orientalist Rasmussen, Prof. zu Kopenhagen (1. Bd., Kopenh. 1824), herausgegeben. Englisch haben wir diese phantastische Erzählung in der kürzlich erschienenen schönen Ausgabe der „Arabian nights etc.“ 2 Bb., London 1827; Leipzig bei C. Fleischer).

der Mensch mit kindlicher Lust den Erscheinungen einer reichen Wunderwelt und den beweglichen Gestalten einer arglos spielenden Einbildungskraft sich zuwenden. Denn das ist es, was die meisten dieser kunstlosen Erzählungen bieten, die, ohne einen andern Anspruch als den auf leichte Unterhaltung, immer zunächst erfreuen sollen, aber allerdings auch daneben, ohne es zu wollen, einen Schatz mannigfaltiger Lehr- und Lebensweisheit uns entgegenbringen. Was sie aber für den europäischen Leser zweifach interessant macht, ist, daß sie lebendiger, als Reiseberichte zu sein pflegen, die Eigenthümlichkeiten des Orients uns vergegenwärtigen. Des Arabers tapferkeit, sein Hang zu Abenteuern, seine Gewandtheit, seine Rache, die List seiner Frauen, die Heuchelei seiner Geistlichen, wie die Bosheit seiner Richter, ziehen, wie in einem großen dramatischen Gemälde, an uns vorüber; goldstrahlende Paläste, reizende Frauen, anmuthige Gärten und köstliche Mahle nehmen unsere Sinne gefangen und fesseln uns an einen Ort, auf dem wir uns leicht und gern mit den Wundern einer fremden Geisteswelt befreundeten. — Das Gefallen an ihnen veranlaßte früh schon Nachbildungen und Uebersetzungen. Unter den erstern ist vorzüglich „Tausend und ein Tag“ eine sehr geliebte Nachahmung der „1001 Nacht“, zu erwähnen, die, minder kunstlos als die arabische und mit mehr Absichtlichkeit, darauf ausgeht, eine gegen die Mängel der arabischen Königstochter durch zahllose Beispiele wandelloser Männertreue und Tugend zu belehren. Von den ältern franz. und deutschen Uebersetzungen ist die von Lessing die beste gewesen; unter den neuern erinnern wir bloß an Lessings „Aladdin“, dessen Grundlage in einem Märchen unserer Sammlung zu finden ist. S. den histor.-krit. Aufsatz über „1001 Nacht“ im „Hermes“, XIX, 2fg.

50.

Tautochronisch oder isochronisch (vom griech. *ισοχρονος*, gleichzeitig) bedeutet Wirkungen, welche in gleichen Zeiten erfolgen, z. B. die Schwingungen des Pendels, die, wenigstens im theoretischen Bezuge, sämmtlich von gleicher Dauer sind.

Tautochronische Linie. Die Cycloide (s. d.) hat die merkwürdige Eigenschaft, daß ein fallender Körper ihren tiefften Punkt immer in gleich langer Zeit erreicht, er mag nun bis dahin einen größern oder kleinern Bogen der Curve zurücklegen haben, die in dem nämlichen Verhältnisse wachsende Geschwindigkeit der Fallzeit jene Verschiedenheit aus. Die Curve heißt deshalb tautochronisch.

Tautologie oder **Tavtologie**, heißt in der sprachlichen Darstellung die Zusammenstellung solcher Ausdrücke, wodurch der Begriff nur unnöthig wiederholt wird, z. B. „Das hat Keiner nicht gesehen“; „Meiner Mutter ihr Haus“; „Meiner Flotte“, „Schiffsflotte“ (statt: Flotte). Sie entsteht besonders durch die Wiederholung ähnlicher Worte, auf deren Verschiedenheit in dem gegenwärtigen Zusammenhange nichts ankommt. Sie ist verschieden von der Wiederholung derselben Ausdrücke, die zuweilen mit Nachdruck (und um die Aufmerksamkeit auf einen Begriff zu lenken) gebraucht wird, sowie auch von der Anwendung mehrerer Ausdrücke, durch welche ein Gegenstand von verschiedenen Seiten, oder mit verschiedenen Graden der Wichtigkeit bezeichnet wird. Sie ist unnöthige Wiederholung desselben Gedankens in anderer Form und daher ein Fehler gegen die natürliche Kürze der Rede, welcher meist unbewußt begangen wird, indem der Sprechende oder Schreibende durch die zweite Bezeichnung einen andern Gedanken oder einen bedeutsamern Ausdruck anzuwenden glaubt. Ihre Quelle ist dann Gedankenlosigkeit und Armuth der Gedanken, Mangel an Sachkenntniß und Gewandtheit in der Sprache. Man glaubt man durch einen solchen Ausdruck die Sache deutlicher zu machen oder zu verdeutlichen, und will sie selbst durch das hinzugefügte zweite Zeichen genauer bezeichnen oder verbessern. Es ist daher bei vertraulicher Mittheilung, welcher eine gewisse Nachlässigkeit nicht hoch angerechnet werden darf, und folglich beim freien

mündlichen Vortrage dieser Fehler eher zu verzeihen als beim vorbereiteten schriftlichen Vortrage. Unter die fehlerhaften tautologischen Ausdrücke aber nicht zu rechnen sein, wenn diese Zusammenstellung den Wohlstand riobendhaus befördert, und gewissermaßen dadurch nothwendig wird. (Wassmus.)

Tavernier (Jean Baptiste), geb. zu Paris 1605, war der Mannes aus Antwerpen, der in ersterer Stadt als Landkartenhändler in Ansicht dieser Gegenstände und die Gespräche mit Denen, welche den Vater besuchten, floßten dem jungen Manne eine solche Neigung zum Reisen, daß er bereits im 22. Jahre eine Reise durch Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland, die Schweiz, Polen, Ungarn und Italien unternahm. Er war ein Juwelier, und hatte es in seiner Kunst zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht. 40 Jahre durchkreuzte er die Türkei, Ostindien und Persien in allen Richtungen. Da er sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, und als Protestant in freien Staaten zu leben wünschte, so kaufte er bei der Heimkehr von seiner Reise die Baronie Aubonne am Genfersee. Das üble Betragen eines solchen veranlaßte ihn 1687, seine Baronie dem Marquis du Quesne zu verkaufen, und eine siebente Reise zu unternehmen, auf welcher er 1689 zu Moskau starb. Er war ein hellsehender Mann, der in den Ländern, die er besuchte, eine große Menge merkwürdiger Beobachtungen machte. Da er nicht die Fertigkeit hatte, dieselben schriftlich zu ordnen, so unterzog sich dieser Arbeit Chappuzeau, ein genfer Gelehrter. Die Frucht seiner Bemühung waren zwei Bände, welche 1679 zuerst herauskamen und 6 Reisen enthalten; ihnen folgte 1711 ein Band, von la Chapelle, Secretair des Präsidents v. Lamoignon, geschrieben, der eine Nachricht von Japan und Lunkin, und die Geschichte des Betrug eines Holländer in Ostindien enthält. Ungeachtet der Beschuldigungen, welche gegen T.'s Wahrheitsliebe vorgebracht hat, und der Ausschreibereien, die die Verf. seiner Reisen anklagt, findet man in letztern doch viele wichtige wahre Nachrichten. Gibbon nennt ihn den Juwelier, der ebenso gut gesehen hat.

Taylor (John), geb. um 1703 und gest. 1766. Er studierte in Cambridge und bekleidete in der Folge mehrere Stellen als Geistlicher und als Rechtsgelehrter. Denn er verband die theologischen mit den juristischen Studien, welche letztere auch bei seinen antiquarischen Arbeiten dienlich waren. Diesen allein verdankte er seinen Nachruhm, welcher sich vorzüglich auf seine Ausg. der attischen Reden, seine archäologischen Abhandlungen begründet. Sein *Lyfias* erschien zum erstenmal 1739, 4., und sein *Demosthenes* zu Cambridge 1748 — 57, 2 Bde., 4. Aufl. (ständig), dem sich die Ausg. einiger einzelnen Reden anschließen. Noch wir seine gehaltreichen „Untersuchungen über die Rechte und Gerichte der Griechen und Römer“, und seine chronologischen Abhandlungen, sowie die Ausg. des *mor Sanwicense*“.

Technik würde dem Worte nach eigentlich Kunstlehre heißen, aber versteht darunter bei den schönen Künsten, welche ein doppeltes Element haben, das niedere, materielle und das geistige, die Lehre von den materiellen Bedingungen einer Kunst und wie sie kunstgerecht (regelmäßig) zu handhaben sind. Hier setzt man auch das Technische dem Ästhetischen einer Kunst entgegen. Ebenso ist ein technischer Ausdruck (*terminus technicus*) ein Ausdruck, welcher einer Wissenschaft oder Kunst einheimisch und ihr eigenthümlich ist.

Technologie, Gewerbekunde, ein Zweig der Cameralwissenschaft, die Lehre der künstlichen Verarbeitung der Naturerzeugnisse für die Bedürfnisse der Gesellschaft enthaltend. Man kann eine höhere und eine niedere Technologie unterscheiden, von denen diese die Grundsätze der allgemeinen Ökonomie in

ist, inwiefern auf denselben die verschiedenen Kunstgewerbe nach ihrer Entstehung, Benutzung, Unterhaltung und Verbesserung beruhen, jene aber die Kenntniss des Kunstgewerbes in seinem Zusammenhange mit dem Staatsleben darstellt und wieder in Staatstechnologie, technische Rechtskunde und Gewerbspolizei zerfällt. Die erstere ist vornehmlich in den Schriften von Hermbstädt, Trommsdorff, Reppert, und die letztere in dem „Neuen Schauplatz der Künste und Handwerker“ (3 Bde., Jena bis 1827, m. Abbild.) behandelt worden. Ein Hauptwerk ist: „Lehrbuch des Fabrik- und Gewerbwesens in seinem gegenwärt. Zustande, vornehmlich in technischer, mercantilischer und statistischer Beziehung, und mit Berücksichtigung des Fabrik- und Gewerbwesens im östreich. Kaiserstaate“, herausgeg. von Johann Eblem v. Rees (2. A., Wien 1824, 3 Thle.). Wichtige Beiträge enthalten die „Abhandlungen der Königl. preuß. technischen Deput. für Gewerbe“ (1. Hft. 1826, m. Kpfen., Fol.). Gute Zeitschriften sind: Dingler's „Polytechnisches Journal“, und das „Elbeblatt“ von Hasse.

Tectur, die Decke, Bedeckung, der äußere Umschlag, z. B. eines Pakets aus andern Papieren, oder eines auf Oblate gedruckten Siegels u. s. w. Auf militärischen Charten und Grundrissen ist Tectur ein auf dem Risse befestigtes Blatt, welches einen Theil des Plans oder der Bezeichnung deckt, und z. B. die verdeckten Stellungen einer Schlachtordnung oder verdeckte Theile einer Festung abdeckt.

Te Deum laudamus etc., oder noch abgekürzter: Te Deum etc., ist der Anfang des sogen. Lobgesangs (s. Ambrosius), welchen man bei feierlichen Gelegenheiten (z. B. Siegesfesten), sowie an hohen Festtagen in den kath. und oft auch in protest. Kirchen zu singen pflegt. Seine Choralmelodie gehört zu den ältesten, die wir haben. Unter den neuern ausgeführten Compositionen dieses Namens sind die von Hasse, Naumann, Haydn, Danzi und Schicht berühmt.

Tegernsee, Dorf, Schloß und königl. Herrschaft (3 □ M., mit 3200
in 10 Dörf., 26 Weilern und 112 Einzelhöfen), 7 Meilen von München,
in Baierns, am Tegernsee, der 2471 bair. Tagewerke im Spiegel hält,
10 Fuß tief ist und den Mangfall entläßt. Hier lag die in neuerer Zeit aufge-
gebene ehemals gefürstete Benedictinerabtei Tegernsee. Die Geschichte dieser alten
Abtei Max. Freih. v. Freyberg (Münc. 1822) beschrieben. Unter des Königs
Maximilian I. Regierung wurde in dem schönen Schlosse zu Tegernsee mehrmals
in Anwesenheit hoher Gäste gefeiert. Der Tegernsee liegt von hohen Bergen um-
geben, die am Fuße von Wiesen und Feldern umgrünt, weiter hinauf von Laub-
und Nadelholz bewachsen, nach oben zu in schroffe, steile Spitzen ausgehen. Diese
Bergkette ward zu einer Bergbeleuchtung benützt, die wol das großartigste Schau-
spiel war, wodurch der König den Namen seiner fürstl. Gäste feiern konnte. Auf
den steilen Abhängen des Wallbergs und des Seibbergs wurden die kolossalen Li-
tographischen Buchstaben mit Holzstöcken bezeichnet. Man brauchte $\frac{1}{2}$ Stunde Zeit, um
den Fuß eines einzigen Strichs nachzusteigen. Bei der Ungleichheit des Bodens
war diese Bezeichnung, deren Standpunkt Kaltenbrunn $\frac{1}{4}$ Stunden von Te-
gernsee war, eine geometrische Berechnung; dadurch wußte man sogar die engl.
Buchstaben mit ihren geschwungenen Linien und Licht- und Schattenstrichen hin-
zuzeichnen. Zugleich ward das Wäldchen am untern Abhange mit Lampen erleuch-
tet, und auf allen Gipfeln der Berge rings um den See, sowie am Seeufer selbst,
wurde Feuer auf; dabei Kanonendonner, Musik und Feuerwerk. Schloß und
Herrschaft hat der verst. König seiner Gemahlin geschenkt. Die Zimmer der Kö-
nigin selbst enthalten eine Sammlung guter Landschaften, Genre-, Thier- und
Bauerngemälde, meist von lebenden Künstlern. — In der Nähe von Tegernsee
steht ein Marmor, der in Säge- und Schleifmühlen verarbeitet wird. Eine

Stunde von Tegernsee liegt das vom verst. König mit großen Kosten sehr gut richtete Bad von Kreuth, dessen Quell schwefel- und eisenhaltig ist. Die wurden hier ganz auf Kosten des Königs verpflegt. In der Gegend sammelt Bergnaphtha, hier St.-Quirinischl genannt.

Tegnér (Esaias), Bischof des Stifts Werio in Småland, D. der 1. und Ritter des Nordsternordens, einer der gefeiertsten jetzt lebenden Dichter Schwedens. Geb. in der schwed. Provinz Wernland 1782, widmete er sich früh wissenschaftlichen Studien und bekleidete seit 1812 die Professur der griech. Literatur an der Universität zu Lund in Schonen. Wie sein Monarch hier durch Verleihung des Nordsternordens s. Verdienste anerkannte, so ehrete ihn die schwed. Akademie, indem sie ihn als Einen der Ahtzehen unter ihre Mitglieder aufnahm. In Beispiele folgten nicht nur die meisten inländischen wissenschaftlichen Vereine, sondern auch mehrer des Auslandes, denen T.'s literarisches Wirken nicht unbekannt geblieben war. 1824 ward ihm durch die Ernennung zum Bischof über W. St. ein größerer und in mehr als Einer Beziehung segensreicher Wirkungskreis eröffnet. — Noch ist von s. dichterischen Arbeiten keine vollständige Sammlung erschienen; ein großer Theil derselben aber ist in der von ihm und s. Freunde, Geijer in Upsala, redigirten Zeitschrift „Iduna“ abgedruckt. Von den gewöhnlich meist einzeln erschienenen, nennen wir „Den Wise“ („Der Weise“), ein episch-didaktisches Gedicht, dem von der Gesellschaft der Wissensch. zu Gothenburg 1804 der Preis und die Aufnahme in die Schriften der Gesellschaft zuerkannt wurde; „Krigs-Sång för Kgl. Skånska Landvärnet“ („Kriegsgefang der schwed. Landwehr“) (Stockh. 1809); „Svea“ („Schweden“), ein vaterländischer Gesang vom J. 1813; „Nattwardsbarnen“ („Die Nachtmahlskinder“) (1821), eine Idylle in Hexametern, verdeutsch von Dlof Berg (Königsb. 1821), „Arel“ (Lund 1822) und „Frithiofs-Saga“, nach altnord. Liedern zuerst in „Iduna“ bruchstückweise mitgetheilt. (Dieses Gedicht erschien vollständig 1821 und ist 3 Mal ins Deutsche übers. worden.) — T.'s erste poetische Versuche erschienen in eine Zeit, die der freien Entfaltung des Genius nichts weniger als günstig, dem Grundsatz steifer Correctheit mit Ängstlichkeit festhaltend, sich in slavischen Nachbildungen franz. Eigenthümlichkeit gefiel und kein Bedenken trug, an die besten Erzeugnisse der Heimath den Maßstab franz. Akademiker zu legen. Freilich den Einflüssen beschränkender Zeitmeinungen ging er jedoch, des Beifalls der fern gewiß, s. eignen Weg, auch als später ein Kreis begabter jüngerer Männer, unter denen wir vor Allen den trefflichen Atterbom nennen, von deutscher Poesie wärmt und von den höhern Kunstansichten deutscher Kritiker geleitet, eine neue Bahn brach. Ohne den schwärmerischen Eifer dieser Jünglinge zu theilen, immer darauf bedacht, sich von den Fesseln der Schule frei zu erhalten, war er doch noch weit entfernt, das Treffliche und ewig Wahre in den Bestrebungen der Zeit zu verkennen, und eine Vergleichung s. spätern vollendeter Werke mit den frühern ergibt, daß die bessern Erscheinungen der Zeit nicht ohne Wirkung an ihm vorübergegangen sind, und daß die neutrale Stellung, die er nach Außen hin gegen die akademische Partei wie gegen die Schule der Neuern fortwährend behauptet, nicht, wie ihm wol zuweilen von beiden Theilen vorgeworfen worden, in gleichgültiger Gleichgültigkeit oder selbstsüchtigem Eigendünkel ihren Grund hat. Ein lebendiges Gefühl, dem jedoch, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, Mangel an Tiefe und Innigkeit vorgeworfen wird, eine reiche Ader des Wises und eine leicht erregbare, bewegliche Phantasie, die nur dann und wann mit allzu großer Vorliebe dem Spiele mit Bildern sich hingibt und, statt zu ergreifen, blendet, daneben eine schöne, in der Regel echt dichterische Sprache, machen T.'s Poesien, ungeachtet eben gerügten Mängel, zu höchst interessanten Erscheinungen. Außer einigen kleinern lyrischen Gedichten, zum großen Theile Blüthen einer schönen jugendlichen

...haben insbesondere der oben genannte von glühender Vaterlandsliebe
 ...„Landwehrgesang“ und die „Nachtmahlskinder“, in denen der Dichter
 ...zum Muster genommen, sowie das an schönen Einzelheiten reiche erzäh-
 ...die „Arel“ s. Ruhm begründet. — Frau v. Helwig, geb. v. Imhoff,
 ...21 Romangen und die „Griethofs-Sage“ ins Deutsche übersetzt (Tüb. 1826).
 ...haben wie des Bischofs L. Trautwein bei der Vermählung des Kronprin-
 ...T. welche auch im Auslande Aufmerksamkeit erregt und Beifall gefun-
 ...hat.

50.

Zeimer (Martin), Freih. v. Willtau, östr. Major in der Armee, Ritter
 ...eines Ordens, eins der Häupter der tiroler Insurrection von 1809, geb.
 ...in Dorfe Schlanders im Wintshgau. Seine Ältern waren arme Tagelöhner.
 ...fremde Unterstützung hörte L. auf der hohen Schule zu Innsbruck Philoso-
 ...und Jura neben dem Freih. v. Hormayr und Schneider. Als 1796 das
 ...aus Italien bis an die tirolischen Landmarken vorbrang, verließ er die
 ...und diente unter der Landwehr vom Gemeinen an, ward aber bald Of-
 ...seiner vielfachen Auszeichnung durch tollkühnen Muth, Unternehmungs-
 ...Erkennungsgestalt und wahrhaft vaterländische Gesinnung. In den unglücklichen
 ...des Febr. und März 1797 that er sich bei Fay und Sambana unter dem Gr-
 ...und Laubon besonders hervor, und als dieser auf Meran zurückzog und Tirol ganz
 ...schien, deckte L. ohne Befehl den Rückzug, indem er sich mit wenigen Ta-
 ...an die Straße beherrschende, in weitläufigen Ruinen liegende Schloß
 ...dorf und es löwenkühn vertheidigte, hierdurch zugleich die Feinde vom
 ...Eindringen abhaltend. Als darauf Laubon mit dem tiroler Landsturm
 ...und Tirol befreite, zeichnete sich L. bei s. Vortrab unter dem damaligen
 ...Grafen Reiperg (später Generalissimus von Parma), ungemein
 ...bei 1799 im April unter Bellegarde bei dem äußerst mühseligen und merk-
 ...Verrücken aus Tirol nach Engadin und Graubünden. Von 1802—6
 ...hauptmann bei der neuerrichteten tiroler Landmiliz. Er zog mit dem Heer-
 ...des Erzherzogs Johann aus Tirol hinweg und erhielt zu s. Unterhalt einen
 ...Leibgedult und eine kleine Ökonomieverwaltung zu Klagenfurt in Kärnthen.
 ...1808 der Kriegausbruch vorherzusehen war, ward er auch zu geheimen Ein-
 ...schaften in Tirol gebraucht, und 1809 ward er eins der Hauptwerkzeuge bei
 ...Leitung des geheimen Insurrectionsplans, den Hormayr auf Befehl des
 ...und des das Heer von Innerösterreich commandirenden Erzherzogs
 ...entworfen hatte. Zwei Mal schlich er sich verkleidet mitten ins Land,
 ...Alles aus, bereifte die ganze Kette der Verschwörung und trat endlich am 9.
 ...April 1809 zugleich mit dem Sandwirth Hofer auf den Kampfplatz. Das Ganze
 ...so richtig entworfen, mit solcher Kühnheit und mit solchem Geheimniß voll-
 ...zogen, daß Alles vollständig glückte und am 13. April Mittags das ganze mittlere
 ...nördliche Tirol erobert, 8000 Franzosen und Baiern mit ihren Generalen, mit
 ...Pferden und Gepäck gefangen waren. L. unterschrieb im Dorfe Willtau, hart bei
 ...Zerschied, jene in der Kriegsgeschichte wahrhaft einzige Capitulation, und heißt
 ...Freih. v. Willtau. Er zeichnete sich fortwährend aus im ganzen Verlaufe
 ...des so merkwürdigen tiroler Kriegs, vorzüglich durch unglaublich kühne Streifzüge,
 ...wobei er mit wenigen Tapfern ins Herz von Baiern und Schwaben unternahm.
 ...Zeit dem wiener Frieden lebte er zu Grätz in Steiermark auf dem kleinen Gute,
 ...das ihm Kaiser Franz zur Belohnung s. Verdienste geschenkt hat.

Zeimon, s. Argonauten.

Telegraph und Telegraphie, s. Chappe und Signalkunst.

Telemachus, ein Sohn des Ulysses, Königs von Ithaka und der Pene-
 ...lag noch an der Mutter Brust, als s. Vater in den trojanischen Krieg ging.
 ...in s. Kindheit fiel er einst ins Meer, ward aber von Delphinen gerettet, daher

Ulysses einen Delphin auf s. Schilde und in s. Siegelringe trug. Homer läßt gegen die Zeit der Rückkehr seines Vaters als erwachsenen Jüngling auftreten, Minerva in der Gestalt des Mentors, seines Erziehers, den Rath gibt, sich die s. Mutter vom Halse zu schaffen und ihnen anzudeuten, daß Jeder sich nach s. begeben solle; wolle s. Mutter wieder heirathen, so solle er sie in ihr väterl. Haus zurückweisen und dort Hochzeit halten lassen. Er selbst solle mit 20 andern Schiffe zum Nestor nach Pylus und von dort nach Sparta zum Menelaus gehen, um seinen Vater auszuforschen; denn Ulysses lebe noch irgend auf einer Insel, werde aber mit Gewalt von der Rückkehr abgehalten; seine Freiheit werde ihn aber gewiß losmachen. Wäre er dennoch todt, so solle er bei s. Rückkehr ihm ein Denkmal errichten, seine Mutter verheirathen und die Freier durch oder Gewalt ermorden. Auf diesen Rath zeigte sich T. als Herr im Hause, behlte jedoch s. Entschlüsse und Maßregeln den Freiern. Da diese s. Befehlen gehorchten, so trug er dem Volke seine Noth vor, verlangte dessen Hülfe, erklärte, daß er nach Pylus und Sparta reisen wolle, um sich nach s. Vater zu erkundigen. Zwar erreichte er bei dem Volke seine Absicht nicht; aber Minerva, wie er ansah, erschien ihm als Mentor, und am andern Morgen kam er glücklich Pylus an. Von hier ging er in Begleitung des Pisistratus nach Sparta, wo er Menelaus erfuhr, daß sein Vater noch bei der Kalypso lebe. Indessen war Ulysses auf Ithaka angekommen, und Minerva, welche dem T. erschien, rath ihm, Ithaka zurückzukehren. Endlich kam er dort wieder an, und überlegte nun mit dem Vater, wie sie sich die unverschämten Freier der Penelope vom Halse schaffen könnten. Am folg. Tage ging T. bewaffnet in die Stadt und ließ s. Vater, als Begleiteten, gleichfalls dahinführen. Darauf ließ er den unerkannten Ulysses im Leinkleide mit den Werbern der Penelope speisen, und untersagte den Leßtern Spottereien und Mißhandlungen. Umsonst; der Kampf begann, aber T. und Ulysses siegten. Endlich focht der Erstere noch an der Seite seines Vaters gegen die Ithakenser. Späterhin, wird erzählt, faßte Ulysses einen Argwohn gegen seinen Sohn T. und verbannte ihn aufs Land. Nach Ulysses's Tode aber heirathete er Circe und zeugte mit ihr den Latinus und die Rome, von welcher Rom seinen Namen haben soll. Über den moralischen Roman „Telemach“ s. Fénelon.

Telemann (Georg Philipp), einer der berühmtesten und fruchtbarsten Componisten s. Zeit, war geb. 1681. Er hatte schon auf dem Gymnasium s. Vaterstadt Hildesheim sich viel mit Musik beschäftigt und Psalmen componirt. Er wurde er Organist und Musikdirector an der Neukirche daselbst und errichtete Collegium musicum, aus lauter Studirenden bestehend, zur Aufführung guter Musiken. Später wurde er Capellmeister in Baireuth, ging aber dann nach Senftenberg, Sorau, Frankfurt a. M. und starb als Musikdirector in Hamburg 1728. Unter s. Compositionen waren s. Opern, in welchen er sich Lully zum Muster nahm, auch in Frankreich beliebt, und zeichneten sich durch treffliche Chöre, sorgfältige Instrumentation aus. Er war ein großer Liebhaber der musikalischen Malerei. Selbst Seb. Bach würdigte in dieser Hinsicht, nach Lessing's Mittheilung, sehr, ohne s. Übertreibungen in diesem Punkte zu rechtfertigen. So wollte T. z. B. die Falschheit der Gesinnung durch falsche Quinten oder Dissonanzen ausdrücken. T.'s Opern trugen sehr zu dem damaligen Flor der deutschen Opernbühne in Hamburg bei. Auch als Kirchencomponist war er ausgezeichnet. Er schrieb Cantaten und Dratorien, und Motetten werden noch jetzt von großen Singchören vorgetragen.

Teleologie (griech. Zwecklehre) wird in der Philosophie die Lehre von den weisen und wohlthätigen Endzwecken genannt, welche die Vernunft in der Einordnung an den einzelnen Wesen, wie an ihrer Verbindung miteinander, in der

in dem Zusammenhange und den Folgen der Begebenheiten wahrnimmt und zu Schlüssen benutzt, welche von der Betrachtung der Zweckmäßigkeit aller geschaffenen Dinge zur Erkenntniß des Daseins und der Eigenschaften des Schöpfers führen. Der dadurch gebildete Beweis für das Dasein Gottes heißt der teleologische und ist dem physikotheologischen genau verwandt. (Vgl. Gott und Physiologie.) Die gemeine Teleologie abstrahirt aus einseitigen Wahrnehmungen gewisse Zwecke der Dinge und trägt daher auch nur einen einseitigen Beweis für die Natur und ihren Urheber über. (Vgl. Bornemann, „Die Lehre von der Natur der Teleologie“, Berl. 1827.)

Teleskop, s. Fernrohr und Spiegelteleskop.

Tell (Wilhelm), Landmann zu Bürgeln bei Altorf, merkwürdig durch die Thaten des damaligen östr. Landvogts Gessler, oder Gäsler, in Altorf. Die Thaten bestanden aus einer Menge weltlicher und geistlicher, zum Theil dem Hause Habsburg unterthaniger, zum Theil dem deutschen Reiche anhängender Gebiete. Als L., deutscher Kaiser, ländersüchtig und umfichgreifend, wünschte die Gebiete mit seinen Erbbesitzungen zu vereinigen und trug denselben geradezu an, sich ihm als Herzog von Österreich zu unterwerfen, vom deutschen Reiche abzulassen. Gessler es ebenso geradezu ab, und nun wurden sie durch die vom Kaiser eingeleitete Vertheilung so gemißhandelt und gedrückt, daß 1307 zwischen Uri, Schwyz und Unterwalden ein Bund geschlossen wurde, an dessen Spitze 3 tapfere Männer, Gessler (T.'s Schwiegervater), Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher, standen. Auch W. T. gehörte zu diesem Bunde, anfangs jedoch mehr als Zuschauer denn zum Handeln selbst entschlossen. Da trieb aber der Landvogt Gessler die Sache so weit, daß die Schweizer vor einem Hute — als Sinnbild der Freiheit — ihr Haupt entblößen sollten, und verurtheilte den T., der sich weigerte, einen Apfel vom Haupte des eignen Sohns zu schießen. Der Sohn fiel; da T. aber gestand, daß der zweite Pfeil, den er bei sich führte, im Auftrage des Vaters für den Landvogt bestimmt gewesen sei, so führte dieser ihn gegen sich fort über den Waldstättersee. Allein ein starker Sturm drohte das Fahrzeug verderben. T. ward als kräftiger, erfahrener Ruderer losgelassen und rettete glücklich das Fahrzeug ans Ufer, nahm aber die Gelegenheit wahr, auf das Ufer hinüberzuspringen und das Schiff zurückzulassen. Sein Geschloß ward glücklich mitgenommen, und als der Bogt, mit Mühe dem Sturme entkommen, hier kam, traf ihn das tödtliche Geschloß im hohlen Felsenwege nach Rüschegg. Sein Tod ward das Zeichen zum allgemeinen Aufstand, zum hartnäckigsten Kampfe zwischen allen Schweizern und Österreich, der erst 1499 gänzlich beendet wurde. T. wohnte noch der Schlacht bei Morgarten bei und soll 1350 bei einer Ueberschwemmung sein Leben im Schächersflusse verloren haben. So erzählt die Sage, die sich durch Capellen, durch Bezeichnung des Felsentiffs, durch eine Menge Thaten und so vieles Andre bewährt, und die, von Vielen bezweifelt, von Joh. Schuler wieder als wahr angenommen worden ist. Saxo Grammaticus erzählt das Ähnliche von einem Dänenkönige Harald und einem gewissen Thorko, was ebenfalls gegen die Wahrheit der Begebenheit eingewendet worden ist. Allein leicht läßt sich die Sage aus dem alemannischen Deutschland in den Norden verpflanzen und mittelst der deutschen Hansestädte. (S. Hagen's „Nordische Heldensagen“, Bresl. 1814, Cap. 27.) Auch ist ein Umstand hinreichend, T.'s Thaten in der Hauptsache zu erhärten. Es wurde nämlich, nachdem die Landvogte verjagt und ihre Schlösser geschleift worden waren, jährlich eine große Wallfahrt nach dem Orte angestellt, wo T. sich aus dem Land gerettet hatte — und der Canonicus Uri ließ in der Nähe von Tellenplatten (des abgeplatteten Felsens, auf welchen sich springend rettete) 1388 (30 Jahre nach s. Tode) die bekannte Tellenkapelle bauen, worin jährlich eine Lobrede auf T. gehalten wurde — und 114 der in je-

nem Jahre dahin Wallenden hatten T. noch gekannt! Alle alte Ehre darüber einstimmig. Schiller hat übrigens sein letztes Meisterstück in den besten Scenen getreu nach der Geschichte, besonders nach Eschudi's und Schiller's Schilderungen, gearbeitet. Die ganze Begebenheit wird auch von einem W. Tell und einem Grafen v. Seedorf erzählt, der Herr eines Theiles von aber im 12. Jahrh. gelebt haben muß (denn nach Konr. Gesner's W. edler oberdeutschen Geschlechter starb sein Geschlecht da bereits aus). T. daher wol die „Tellenfabel“ mit den Abenteuern jenes frühern T.'s durch und Ort oft verwechselnde Sage ausgeschmückt sein. S. die Schrift: „Vergleichung des W. Tell“ (von J. A. F. v. Balthasar und von G. E. v. Haller. A. 1824). Sie widerlegt des Pfarrers Uriel Freudenberger von Eiger „W. Tell, ein dänisches Märchen“ (1760). Ebenso beweist die Geschichte W. Tell's J. Hifely's „Diss. de Gul. Tellio“ (Grön. 1824).

Teller (Wilhelm Abraham), Oberconsistorialrath und Propst in Leipzig, ein gelehrter, aufgeklärter, verdienstvoller Theolog. Er war den 9. Jan. 1725 in Leipzig geb., wo sein Vater, Romanus T., als Prof. der Theologie und in Ansehen stand. Nach Vollendung s. akademischen Studien in Leipzig daselbst 1755 Katechet an der Peterskirche und Baccalaureus der Theologie ging er als Generalsuperintendent, Prof. der Theologie und Hauptpastor in Helmstädt, lehnte zwar 1764 einen Ruf nach Halle an Baumgarten's Stelle ab, folgte aber, als er sich bald nachher in Helmstädt angefeindet und verachtet, einem andern nach Berlin als Oberconsistorialrath, Propst zu Köln und erst an der Petrikirche. Hier wirkte er in voller Thätigkeit, bis 1788 das Verbot die Denkfreiheit beschränkte. T. mußte nun manche harte Bedrückung erfahren und ward sogar, wegen eines beim Kammergerichte abgegebenen Gutachtens, wodurch er dasselbe verführt haben sollte, verurtheilt, mit Einziehung des Gehalts auf 3 Monate außer Amtsthätigkeit gesetzt zu werden, welche Strafe doch nicht zur Ausführung kam. *) Um so mehr mußte es auffallen, daß der Rath des Verkehrten zur Einführung einer orthodoxen Dogmatik suchte.

*) Dieses Gutachten betraf den verurtheilten Proceß gegen den Prediger Schulz bei Berlin. Derselbe hatte zwar seit 1765 seinem Predigtamt nach demselben rechtshafter Wandel vorgestanden, war aber schon 1783, und auch nach Erscheinung des Religionsedicts, wegen freier Äußerungen in seinen Schriften Untersuchung gewesen; doch hatte man damals beschloffen, die Sache auf sich zu lassen. Seine Gemeinde, die sich durch Rechtlichkeit und Ordnung auszeichnete, war mit ihm zufrieden; in seinen Vorträgen hatte aber Schulz mit allerdinglichem Leichtsinne die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi als unbiblisch bestritten, den Moses einen Lügner und Betrüger genannt und dem trug er, dem allgemeinen Gebrauch zuwider, einen Zopf, und hatte den Beinamen des Zopfpredigers erhalten. Das Kammergericht zu Berlin, dem durch eine Cabinetsordre die Untersuchung: ob Schulz ein christlicher Prediger aufgetragen worden, entschied, nach eingeholtem Gutachten des Oberconsistoriums zu Berlin sowol als verschiedener auswärtiger Theologen, nach der Mehrheit der Stimmen und in Beziehung auf die in dem Religionsedict gegebene Zusicherung: daß der mindeste Glaubenszwang eingeführt werden solle, dahin: daß Schulz von der Anklage seines Wandels freizusprechen und der Gemeinde, welche sich zu seinen Anhängern bekenne, zwar nicht als lutherischer, aber doch als christlicher Prediger zu sein sei. Da auch bei nochmals angeordneter Abstimmung die Mehrheit bei dem Spruche blieb, so ward nunmehr durch eine Cabinetsordre den Räten des Kammergerichts, die sich nicht hatten bequemen wollen, alle Aussicht zur Weiterbefragung abgesprochen, die vortragenden Räte aber und Teller, welcher beim Oberconsistorium freiesten votirt hatte, mit dem Verlust eines vierteljährigen Gehalts bestraft. Strafe jedoch, wie auch schon oben in Bezug auf Teller erwähnt worden (vorher nach einer Vorstellung des Kammergerichtspräsidenten an den König selbst) Vollziehung gekommen ist, wie denn auch Schulz, der nun durch einen Befehl gesetzt wurde, eine bürgerliche Versorgung erhielt.

Im 1786 ward L. in die Akademie aufgenommen, und hier las er 1802 f. auch eine erschienene Denkschrift auf den verst. Minister v. Wöllner vor, durch den viele Anstaltungen und Unannehmlichkeiten erfahren hatte. Er starb d. 9. Dec. 1803. alt. L. verband mit gelehrten Kenntnissen eine scharfe Beurtheilung. Außer einer mehr als gewöhnlichen Sprachkenntniß hatte er f. Studien hauptsächlich auf die Kirchen- und Literaturgeschichte gerichtet. Er erregte zuerst Aufmerksamkeit auf die kritischen Bemühungen zur Berichtigung des Textes der hebr. u. d. Test. Er war einer der Ersten, welche die dichterischen Stücke d. Test. mit besserem Geschmacke zu erklären und ihre Schönheiten zu würdigen suchten. Manche Theile der Dogmengeschichte bearbeitete er mit Einsicht. Seinen Untersuchungsgeist aber zeigte er vornehmlich in dem „Lehrbuche des christl. Theismus“ (1764), das ihm jedoch selbst später so wenig Genüge leistete, daß er es nicht wieder auflegen ließ. Dieses Buch wurde verlegt, verboten und bestritten. Der Magistrat von Helmstädt ging so weit, L.'s Absetzung zu verlangen, was von dem braunschweiger Ministerium nicht bewilligt wurde. 1772 erschien „Wörterbuch des N. Test.“: ein Werk, das mehr als irgend eine ähnliche zur Verbreitung des religiösen Lichts in seiner Kirche beigetragen und selbst in der theol. Welt einen neuen Eifer im Studium der Bibel angefaßt hat. In dem 2ten Aufl. dieses Wörterbuchs, von dem 1805 die 6. erschien, findet man eine stets fortschreitenden Untersuchungen des N. Test. Wie wenig er den Umständen nachgab, sieht man daraus, daß er zu Wöllner's „Vorgängen der Vollkommenen“ (1792) und „Anleitung zur Religion über das Allgemeine des Christenthums insbesondere“ drucken zu lassen weigerte. Auch den Sinn für das Praktische und Gemeinnützige verlor er nie, was sich in fast allen seinen Forschungen ihre Richtung. Deshalb verdankten wir ihm viele kräftige und geistvolle Erbauungsbücher, zu denen auch viele gelehrte Predigten gehören, die sich zwar nicht durch Reichthum der Phantasie, aber durch Grundfäße und überzeugende, lichtvolle Belehrung auszeichnen. Ihn leitete das „Magazin für Prediger“ an (10 Bde., 1792—1801), das er in Gemeinschaft mit mehreren andern Theologen herausgab und das einen großen Schatz praktischer Bemerkungen und Untersuchungen und an trefflichen homiletischen Ausarbeitungen enthält. Ungern vermißt man nicht selten in L.'s Schriften eine lebende Wärme und einen hinreißenden Ausdruck, wie denn überhaupt seine Schreibart nicht musterhaft ist. Nichtsdestoweniger war er mit dem hebr. u. d. N. Test. Sprache wohl vertraut, wie f. Schriften über Luther's Lieder und die hebr. u. d. N. Test. Sprache beweisen. Als Prediger fand er so wenig Beifall, daß er sich schon im 1. u. 2. Jahre seines Todes ganz von der Kanzel zurückzog. Schließlich erwähnen wir noch L.'s „Lehrbuch des Ekklesiast. und Turretin.

Tellurismus, f. **Magnetismus**, thierischer, und Dr. Kiefer's „Lehrbuch des Tellurismus oder thier. Magnetismus. Ein Handb. für Naturforscher und Ärzte“ (2 Bde., Lpz. 1822). — Die Anwendung des thierischen Magnetismus auf die Pflanzenwelt, den Acker- und Gartenbau, hat J. G. Petri in einer Schrift (ohne Druckort und Jahr) in einer leicht verständlichen Sprache geschildert. Man könnte nach ihm den thierischen Magnetismus vielleicht richtiger den thierischen Magnetismus nennen, da auch im Thiere die höhere animalische Thätigkeit nur mittelbar durch Einwirkung auf die vegetabilische bewirkt wird.

Tellurium. 1) Ein Metall, auch Sylvan genannt, welches 1798 von W. Scheele in mehreren siebenbürgischen Goldbergen gefunden wurde. Es hat eine zinnoberfarbene bis bleigraue sich neigende Farbe, ein geradblättriges Gefüge, mit stark zerklüfteten Bruchflächen und einen starken Metallglanz. Das specif. Gewicht ist 5.1. Es hat die Härte des Wismuths und ist so spröde wie das Spiesglanz. Es schmilzt etwas später als Blei, aber früher als Spiesglanz. In einer starken

Nothglühbige erhebt es sich als Dampf und muß durch Destillation gewonnen. 2) In der Astronomie eine Maschine zur Veranschaulichung der Theorie der Bewegung der Erde um die Sonne vorzutragenden Lehren. sich namentlich auf den beständigen Parallelismus der Erdaxe und die daraus springenden Folgen für Abwechselung der Jahreszeiten, Tageslängen u. s. w. Maschinen verfertigt in besonderer Vollkommenheit der Prof. der Astro Carolinum zu Braunschweig, Dr. Gelpke, und gibt darüber Rechenschaft in seinen Werken: „Betrachtungen über die Wunderwerke des Weltalls“ (3. A., H. m. K. und e. Vorrede). Auch die zu Gotha von Gräf verfertigten Tellurien zu empfehlen.

Tellus, der lat. Name der Götter (s. d.).

Temeswar, ehemals die Hauptst. des temeswarer Bannats, einen Bestandtheil des Königreichs Ungarn bildet, nun die Hauptst. einer Grafschaft gl. N. in dem Kreise jenseits der Theiß, in Oberungarn. Sie liegt an der Tisza und am Begacanal, in einer sumpfigen, ungesunden Gegend, ist eine Freistadt, der Sitz des kaiserl. Generalcommandos für die Bannatgrenzen, der Cameraladministration und eines griech. Bischofs. Seit 1718, da die Türken den Frieden zu Passarowitz das ganze Bannat abtraten, ist sie sehr verschönert, und befestigt worden, und gehört jetzt zu den wichtigsten Festungen des östlichen Ungarns. Sie hat 1400 H. und 11,000 E. Unter den schönen öffentlichen Gebäuden besonders zu bemerken: die kath. Domkirche, die griech. Kirche, das Com. Palais, die kath. Pfarrkirche, das Kloster der barmherzigen Brüder mit einem Spital, ein Militairspital, das raizische Stadthaus (in welchem Schauspiele und Ballets gegeben werden), die Synagoge, die große Kaserne, das Proviantbäckhaus nebst Brauerei und die Ingenieurkaserne. Die Einw., größtentheils Deutsche und Serben (Raizen), unterhalten Seidenfabriken, eine Eisenbrautzieherei und lebhaftes Handel, wie denn die Zahl der Großhandlungen auf 67 steigt.

Tempe. Diesen Namen (dessen Form im Griech. die Mehrzahl bildet) trug auch die Beiwörter in dieser Form erscheinen) trug ursprünglich ein kleines, aber sehr breites Thal in Nordgriechenland oder Thessalien, wo der Peneos, einer der ansehnlichsten griech. Flüsse, sich einen Weg durch die Gebirge Olympos und Ossa hindurch gebahnt hatte. Nach der Sage verursachte ein Erdbeben diese Öffnung. Durch eben dieses Thal ging die Heerstraße aus Thessalien nach Macedonien. „Die Natur“, sagt Aelian, „hat dieses Thal mit allerley Schönheit geschmückt. Epheu windet sich, gleich Weinreben, die hohen Berge hinauf, welche die Ufer des schönen Flusses beschatten, und bekleidet die Felsen. Lauben von Lorbeerbüschen, romantische Grotten und liebliche Platanen, Pappeln und Eschen gewähren dem Wanderer zur Sommerzeit Schatten und Kühlung, und zahlreiche frische Quellen bieten ihm stärkendes Labium. Und melodische Vögel durch ihren Gesang ihn erfreuen. Auf dem sanften Strom schiffte man im kühlen Schatten der überhangenden Zweige, umgeben von Weidenbüschen, der rings von den Altären der Opfernenden emporsteigt“. Keiner, wenn der Name dieses anmuthvollen Thales übertragen wurde auf andere reizende Gegenden, und wenn man noch jetzt ein schönes Bergthal, das von einem sanften Flusse durchströmt wird, ein Tempe nennt.

Tempel (lat. templum) bedeutete ursprünglich das Gewölbe des Himmels, oder einen geheiligten Ort im Freien, wo Gottheiten verehrt und Zeichen an Sternen, Vögelzug u. am schädlichsten wahrgenommen wurden (templari — contemplari). Hiernach nannte man späterhin auch die zur Verehrung der Götterbilder und der Opfer auf den Altären meist auf Anhöhen angelegten Gebäude Tempel. Was aber anfangs nur Einzäunung, Zelt oder Hütte war, wurde zur fortschreitenden Bildung in Prachtgebäude. Der hintere Raum d.

so die Götterbilder etc. standen, blieb als ein den Augen der Menge unerschaffenes (Adyton) vom vordern Raume abgesondert und war nur den Priestern zugänglich; Geheimnisse und Dunkel mußte die Stätte umgeben, wo die Götter ihre Nähe offenbarten. Im Tempel verwalteten die Priester den Gottesdienst mit seinen Mysterien; Laien kamen nur an gewissen festlichen Umzügen hinein, die Versammlungen der Andächtigen wurden im Tempeln gehalten, da ihr Inneres nirgends groß genug war, um die Menge zu fassen. Die Vielgötterei vervielfältigte die Anzahl der Tempel, die Herrsche auf dem classischen Boden der gebildeten Völker des Alterthums und jetzt Zeugen ihrer Religion und Cultur sind. In Asien, wo die Anzahl und verhältnißmäßig geringer war als bei den Griechen und Römern, hatte Kunst, Kunst und Wohlhabenheit ganzer Nationen sich an dem Baue eines Theils betheiligt. So fanden die Hebräer, die als Anhänger der Lehre von dem Einen Gott nicht mehre Stätten der Verehrung desselben dulden konnten, den Mittelpunkt ihrer Religionsübung und Vaterlandsliebe an ihrem Nationalheiligtume zu Jerusalem. Den ersten Tempel baute ihnen Salomo auf dem Berge Moria in Jerusalem mit Hülfe phönizischer Meister, ein steinernes, rechteckiges Gebäude von 60 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe, an 3 Seiten von Seitenzimmern umschlossen, welche in 3 Stockwerken übereinander lagen und zur Bewahrung von Schätzen und Geräthschaften des Tempels dienten, an der vordern offenen Seite mit einer 10 Ellen breiten Vorhalle geschützt von 2 ehernen Säulen, Jachin und Boas (Festigkeit und Stärke), die nach. Das Innere theilte sich in den Hinterraum von 20 Ellen Länge, den Allerheiligsten hieß, die Bundeslade enthielt und durch einen Vorhang von 40 Ellen langen Vorderraum oder dem Heiligen geschieden war, worin die Leuchter, der Schaubrottisch und der Räucheraltar standen. Beide Räume waren an den Wänden, das Allerheiligste auch am Boden und an der Decke, mit Holzwerk getäfelt. Dieses durfte nur von dem Hohepriester, das nur von zum Tempeldienst bestimmten Priestern betreten werden. Das Innere umgab ein innerer Vorhof mit dem Brandopferaltar, dem Reinspülbad und andern Geräthschaften, weil hier die Priester schlachten, opfern mußten; Säulengänge zwischen ehernen Thoren schieden diesen Priesterhof vom äußern für das Volk, den wieder eine Mauer umschloß. (Vgl. Hirt's „Salomonis“, Berl. 1809, und Joh. Fr. v. Meyer's „Bibelbeutur“, J. a. M. 1812.) An der Stelle dieses durch die Assyrer zerstörten ersten Tempels bauten die aus der babylonischen Gefangenschaft zurückgekehrten jüdischen unter Serubabel einen zweiten von derselben Form, doch mit geringerer Herodes d. Gr. baute ihn nach einem größern Maßstabe um und umgab ihn mit terrassenförmig aufsteigenden Vorhöfen. Der untere derselben, 500 Ellen breit, war auf 3 Seiten von doppelten, auf der 4. südlichen von 3fachen Säulengängen umringt und hieß der Heidenvorhof, weil darin Menschen von andern Nationen beten durften. Diesen schied eine sehr hohe Mauer von dem 135 Ellen breiten Gebiete fassenden, höher stehenden Vorhof der Weiber, wo die jüdischen sich zur Andacht versammelten. Von da stieg man auf 15 Stufen zu dem mit Säulengängen eingeschlossenen großen Vorhof des Tempelhauses selbst, dessen Länge vorn 11 Ellen, mit einer Breite von 155 Ellen, als Vorhof der Männer, durch ein Gitter von dem innersten Priestervorhof abgesondert. In dessen Mitte stand das Tempelhaus von weißem Marmor mit reicher Verzierung, 100 Ellen lang und hoch, 60 Ellen breit, mit einer 100 Ellen breiten Decke und 3 Stockwerken Seitenzimmer, wie bei dem ersten Tempel. Diesem Tempel waren die Geräthschaften und Maße des Innern gleich, nur die Höhe verdoppelt und der Allerheiligste leer. Gemächer zu Vorräthen und Versammlungen füllten

das obere Stockwerk über der Decke des innern Tempels aus. Der prachtvollen und nach seiner Zerstörung durch die Römer nicht wieder auf Tempels, seine religiöse Bedeutung für Juden und Christen und die Sprache seines kunstreichen Baues hat ihn der Erinnerung bis jetzt vor an Gebäuden des Alterthums merkwürdig erhalten. Den Juden ist er ein Gegen Trauer und Sehnsucht, den Architekten in seiner ersten Gestalt ein Schicksal der altorientalischen Baukunst, den Freimaurern das hauptsymbol ihres Rituals. Mit Beziehung auf den Salomonischen Tempel dieser Orden seine Logensäle Tempel, und seine moralischen Zwecken gewidmet ein Bemühen, ihn wieder aufzurichten. Jetzt werden im eigentlichen des Worts nur die Gebäude, wo Heiden ihren Gottesdienst halten, Tempel genannt; die Sprache der Poesie gibt aber auch christl. Kirchen diesen Namen.

Tempel, der (le Temple), ist ein in der neuesten Geschichte, durch die Gefangenschaft Ludwigs XVI. und seiner Familie, bekannt geworden großes Gebäude in Paris, von dem eine Straße und eine Vorstadt den Namen halten haben. Es ward 1222 von dem Schatzmeister des Tempelherren Hubert, erbaut und diente zur Wohnung für die Ritter. Als der Orden 13 gehoben worden war, wurde, sowie ihr übriges Eigenthum, auch dieser Palast gezogen und den Malteserittern übergeben. Nach der Zerstörung der diente dieses Gebäude als Staatsgefängniß. Sieben gothische Thürme, von hohen Mauer umschlossen, bilden dasselbe; der Plan der vorigen Regierung zur Verschönerung der Stadt abzutragen, ist nicht ausgeführt worden. 1 hat die Prinzessin Louise von Bourbon-Condé 1816 im Tempelgebäude ein Kloster der Benedictinernonnen von der ununterbrochenen Anbetung gestiftet; bei in welchem Ludwigs XVI. Familie gefangen saß, ist jetzt ein Betsaal.

Tempelherren, Tempelbrüder, auch Tempeler, hießen die eines berühmten Ritterordens, der, wie der Johanniter- und deutsche durch die Kreuzzüge entstand. Hugo v. Pajens, Gottfried v. St.-Amande und andre Ritter stifteten ihn 1119 zur Beschützung der Pilger auf den Straßen Palästina, woraus in der Folge die allgemeine Bestimmung des Ordens zur Vertheidigung des christlichen Glaubens und des heil. Grabes gegen die Sarab hervorging. Sie legten die Gelübde der Keuschheit (Ehelosigkeit), des Gehorsams und der Armuth, wie die regulirten Chorherren ab und lebten, bei ihrer ständigen Beschäftigung, anfangs von den Wohlthaten der christlichen Großen in Palästina. König Balduin II. von Jerusalem gab ihnen daselbst eine Wohnstätte der Ostseite der Stätte des ehemaligen jüdischen Tempels, daher sie den Namen Tempeler (Templarii) erhielten. Papst Honorius II. bestätigte ihren Orden auf dem Concilio zu Troyes, und verpflichtete sie auf ein aus Benedict's Regeln geschöpftes Statut, mit dem die Vorschriften des heil. Bernhard von Clairvaux, der diese neuen Ordensleute eifrigst empfahl, verbunden wurden. Durch ihre Thaten verschaffte ihnen nicht nur bald Zuwachs an Gliedern, sondern auch ansehnliche Schenkungen an Häusern, Ländereien und Capitalien. Die verschiedenen Classen dieses Ordens waren Ritter, Waffenträger, dienende Brüder. 1172 auch noch eigne Geistliche kamen, die als Priester, Kapläne und Sänger zu ihrer Verbrüderung gehörten. Alle trugen als Ordenszeichen einen blauen leinenen Faden, der ihre Verpflichtung zur Keuschheit andeutete; die dienenden Brüder hatten weiße, die dienenden Brüder graue oder schwarze Kleidung, die Ritter eine einfache, ritterliche Rüstung, weiße, leinene Mantel mit einem blutrothen Kreuzen geziert, weil sie ihr Blut im Dienste der Kirche gießen sollten. Aus dem Stande der Ritter, welche von gutem Adel sein mußten und die eigentlichen Herren der Ordensbesitzungen waren, wurden in den ersten Zeiten die Beamten des Ordens gewählt, Marschälle und Pannerer zur Anführung

Drapiers als Aufseher über die Kleidung, Prioren als Vorgesetzte einzelner Hospitäler oder Priorate, wie die Äbte, Komthure und Großprioren über die Provinzen, ähnlich den Provinzialen der Mönchsorden, und der Großmeister, des Ordens Oberhaupt. Dieser hatte Fürstenrang und hielt sich den Souveränen von Europa gleich, da der Orden, vermöge päpstlicher Freibriefe, unabhängig von jeder geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit und Hoheit, selbst ausgenommen von den Wirkungen des Interdicts, wie später die Jesuiten, den Papst als seinen Schutzherrn anerkannte, übrigens aber sich selbst regierte und die Güter, deren Inassen und Vasallen ihm den Zehnten entrichten mußten, selbst verwaltete. Freiheiten exempter Geistlichen mit der Macht seiner Befehle, zu Lande und Wasser stets gerüsteten Ritterschaft vereinigend, konnte er Befestigungen nicht nur besser als andre Körperschaften die ihrigen benutzen, sondern auch Eroberungen auf eigene Hand und durch Vermächtnisse, welche die Wohlthat des Zeitalters ihm zum Lohn seiner Kriegsthaten zuwandte, von Jahr zu Jahr vermehren. Die Mehrzahl der Güter des Ordens lag in Frankreich; auch die meisten Ritter Franzosen, und insgemein bekleidete ein Franzose die Würde des Großmeisters. 1244 besaß der Orden 9000 ansehnliche Ballen, Komthure, Priorate und Tempelhöfe, deren Lehnabhängigkeit von den Landesfürsten seine korporchaftliche Selbstständigkeit ihre Bedeutung mehr oder weniger minderte. Seine Glieder gehörten ihm mit Leib und Leben an und schieden durch ihre Trennung von allen übrigen Verhältnissen mit der Welt; Keiner hatte ein Privatvermögen, der Orden nährte und kleidete Alle. Leicht erklärt sich daher aus diesem Zustand gegründeten Gefühle seiner innern Stärke und Größe der Vorwürfe, den Bischöfe und Fürsten ihm vorwarfen, und die Üppigkeit, die sich aus seinem Reichthum einschlich. Allerdings beschwerten sich auch die Kreuzfahrer, daß er ihre Sache in einigen Fällen, seines besondern Vortheils wegen, nicht genügend unterstützt habe, und Kaiser Friedrich II. beschuldigte ihn geradezu der Nachsicht gegen die Religion der Sarazenen und strafbarer Bündnisse mit diesen Feinden der Christenheit. Zwar stimmen die Nachrichten in diesem Punkte nicht ganz überein; doch ist erwiesen, daß die Tempelherren, bei dem allmählichen Verfall des christlichen Königreichs Jerusalem, ihre dortigen Besitzungen nicht mit dem vordringenden Sarazenen zu sichern gesucht. Gleichwohl traten sie 1291 mit den letzten Vertheidigern dieses Königreichs ganz aus dem Heiligen Lande weichen, und nahmen ihren Hauptsitz, der sonst in Jerusalem gewesen war, auf der Insel Cypern. Hier wohnte nun der Großmeister mit einer Auswahl von Beamten, Rittern und Brüdern, die sich im kleinen Kriege zur See gegen die Sarazenen übten. Jac. Bernh. v. Molay aus Burgund, der letzte Meister des Ordens, bemühte sich ohne Erfolg, den ausgearteten Zustand des Ordens zu verbessern. Der zeitliche Besitz lag den meisten Rittern mehr am Herzen als das heil. Grab. Durch das Streben einiger Glieder nach Einfluß in das bürgerliche Wesen in Frankreich, durch den Geist des Geheimnisses und der Verschwiegenheit, der seine innere Verwaltung umhüllte und seine Glieder zusammenhielt, und am meisten durch sein Ansehen und seinen Reichthum war der Orden den Fürsten verdächtig geworden. Man redete von ehrgeizigen Plänen auf die Verdrängung aller Thronen und auf die Herstellung einer europäischen Adelsrepublik, von freien Meinungen zum Nachtheil des kathol. Glaubens, die er in seinem Orden hegte. Auch hatte er wirklich in den Händen Philipps des Schönen von Frankreich mit Papst Bonifaz VIII. gegen den ersten Partei genommen. Philipp und Clemens V., berief daher, unter dem Vorwande nothwendiger Berathungen wegen eines neuen Kreuzzuges und einer Vereinigung der Templer mit den Johannitern, den Meister Molay mit 60 Rittern 1306 nach Frankreich. Hier wurden diese und alle anwesende Ritter am 13. Oct. 1307 durch königl. Soldner

auf einmal zugleich verhaftet, Philipp legte Beschlagnahme auf alle Güter des Ordens (s. d., das Residenzhaus des Ordens in Paris), und ließ die Untersuchung durch seinen Beichtvater Wilhelm von Sens, Inquisitor und Erzbischof zu Sens, sogleich anfangen. Dieses gewaltsame Verfahren suchte er durch die Gräueltaten und Ketzereien zu rechtfertigen, deren von einigen Angebern beschuldigt worden war. Geschichtliche Zeugnisse über diese Ankläger als treulose und ausgestoßene Templer, die den Orden in die Augen der Feinde verleumdeten; auch konnte der Orden keiner Entfernung vom kathol. Glauben überwiesen werden. Die übrigen Beschuldigungen, daß der Orden Teufelsdienst und Zauberei getrieben, ein Götzenbild, Namens Baffometus verehrt, die Sacramente verachtet, die Beichte den Geistlichen entzogen und unchristlichen Lastern ergeben habe, waren nach der bisher unter den Geschichtsschreibern allgemein angenommenen Meinung theils bloß arglistige Verdrehungen der Wahrheit, theils ganz erlogen, widersinnig und abgeschmackt. Eine goldene Kappe, welche die Templer, wie andre rechtgläubige Katholiken, küßten, wurde für jenen Teufelskopf Baffometus ausgegeben; daß die Templer in einem Alter, wo die Transsubstantiationslehre erst auf gekommen war, noch nach der Elevation bei der Messe wegließen, wurde Verachtung des Sacraments genannt; daß sie ausschließlich nur ihren Geistlichen beichteten, wurde zu dem Vorwurfe gebraucht, sie ließen sich von ihren weltlichen Obern absolviren, und die weltliche edeln Männerfreundschaft, die sie verband, suchte man eine geistliche Freundschaft zur griechischen Liebe. Überhaupt wurde in jenen Zeiten des Kampfes gegen die Ketzer aller Art Jeder, der einmal gestürzt werden sollte, und sonst nicht zu retten war, durch dergleichen Beschuldigungen gewaltsam zum Ketzer gestempelt. Philipp den Untergang des Ordens, nach dessen Reichthümern ihn zu zerstören vor aller Untersuchung beschlossen hatte, wendeten die ihm ganz ergebenen Inquisitoren, meist hämische, den Templern sonst schon mißgünstige Dominikaner, dieses Mittel an, die öffentliche Meinung wider sie zu empören. Den armen, ungenügsamen und gemißhandelten Templern wurden die Aussagen in den Mund gegeben, die sie zu den Acten geben sollten, und durch die schrecklichsten Martern gezwungen, die Aussagen von Freveln ausgepreßt, die nie im Orden geschehen waren. Nur die Vertheidigung der Anklagen konnte ihnen das Leben retten, und mancher, durch Ungerechtigkeit und Folter kleinmüthig gemachte Bruder gab zu, was man hören wollte, da die standhafte Bethuerung der Grundlosigkeit jener Fabeln und Verbrechen den Tod nach sich zog. Clemens V. sprach zwar gegen diese willkürliche Verurtheilung eines Ordens, den nur die Kirche richten könne; doch bewegte ihn bald zur offenen Theilnahme an der Unterdrückung desselben. Zwei Cardinäle als Beisitzer zu der Untersuchungscommission in Paris und andre Geistliche als Inquisitionsgerichten in den Provinzen, um der Form Gesezmäßigkeit zu geben. Der Proceß nahm seinen Fortgang, und wie wenig Begründetes sich aus dem gegen die Templer ergab, durfte der Erzbischof von Sens 1310 doch 54 Verbrechen, die jedes Verbrechen gezeugnet hatten, lebendig verbrennen lassen. Auf diese Weise verfuhr man in andern Sprengeln Frankreichs mit diesen Schlachtopfern der Willkür und Habgier. Die übrigen Fürsten in Europa ermahnnte der Papst zur gerichtlichen Verfolgung der Templer. Karl von Sicilien und Provence nahmen Philipps Beispiel nach und theilte die Beute mit dem Papste. In England, Portugal, Italien und Deutschland wurden die Templer zwar verurtheilt, aber fast durchaus für unschuldig erklärt. Dies geschah auf den Synoden zu Salamanca und zu Mainz 1310 zur vollkommenen Rechtfertigung des Ordens. Im Volk und Adel erkannten seine gerechte Sache an, doch der Papst hob das Concilium zu Vienne in der Dauphiné durch eine Bulle vom 2. März 1312 zwar nicht auf dem Wege Rechts, aber aus päpstlicher Machtvollkommenheit auf.

provisionis potius quam condemnationis viam) förmlich auf. Die Glieder des Ordens sollten, wenn sie die angeschuldigten Frevel bekannten, gelinde bestraft und abgesetzt, die beharrlich Leugnenden aber verurtheilt werden. Unter den Lehrenden befand sich der Großmeister Molay und der Großprior von der Normandie, welche den 18. März 1314 zu Paris lebendig verbrannt wurden, nachdem vorher, wie die Sage erzählt, ihre Unterdrücker Philipp und Clemens binnen drei Tagen vor Gottes Gericht geladen hatten. Wirklich starb der Papst schon am 19. Apr., und der König den 29. Nov. d. J. Die Güter des Ordens waren auf dem Reichstag zu Vienne den Johannitern zuerkannt, und seine Schätze an Geld und Waffen zu einem neuen Kreuzzuge bestimmt worden. In Frankreich fiel der Besitz der Krone zu, und beträchtliche Summen behielt der Papst sich. In Spanien und Portugal wurden durch diese Güter neue Ritterorden gegründet; abwärts erhielten die Johanniter das reiche Erbtheil ihrer gestürzten Herrschaft. Am längsten behaupteten sich die Templer in Deutschland, wo man sie mild behandelte. Bis 1319 gab es Ritter im Tempelhofe zu Göttingen. Die hier Gelübde entbundenen Templer traten meist zu dem Johanniterorden. Von dem von Nothenhauer 1792 herausgeg. Originalacten des Processus gegen die Templer in Frankreich erkennt man die Schändlichkeit und Gewaltthatigkeit des Verfahrens der franz. Gerichte in dieser Sache. Schon Chr. Thomassius erklärte in einer Schrift dieses Verfahren für ungerecht und gesetzwidrig, was späterhin wiederholt zugetragen wurde. Die Schriften von Anton, über die Geschichte, und von Hammer, über die Statuten des Ordens, haben seine Unschuld bewiesen. Thomassius' Gedicht: „Die Söhne des Theales“ (Berl. 1803 — 4), worin er von neuem die Theilnahme der gebildeten Welt zugewandt; nur ist der Tempel darin nach mystisch-philosophischen Zwecken gemodelt, für die Geschichte keine Beweise gibt. Ebenso wenig bestätigt sich die Hypothese des historischen Zusammenhanges der Templer mit den Freimaurern durch die Behauptung, Molay habe sich einen Nachfolger in Joh. Marc. Larmenio gefunden, und der Versuch eines Abenteurers, von Hund, den Tempelorden im Reich der Freimaurerei wiederherzustellen, wurde mit Recht auf dem wilhelms-Platz am 17. Sept. 1782 gänzlich niedergeschlagen. Kürzlich hatte Hr. v. Hammer in „Mythen des Orients“ (6. B., 1. H., Wien 1818), in dem Auff. „Mythologie des Baphometi (nach ihm: Feuertaupe der Weisheit) revelatum“, die Anwesenheit der Baphometie, des Götzendienstes und der unnatürlichen Ausschweifungen der Tempel als Gnostiker und Ophiten erneuert; allein Raynouard („Journal des Savants“, März 1819) hat das Grundlose dieser Anklage gezeigt und bewiesen, dass Baphomet (s. d.) der Mohammed zu verstehen sei. (Vgl. auch Raynouard's „Monum. histor. relatifs à la condamnation des Chevaliers du Temple“, Paris 1813.) Silvestre de Sacy hat ebenfalls (im „Magaz. encyclop.“, 6. B.) dargethan, daß Baphomet nichts Andres bedeute, als Mohammed. (Vgl. den „Hermes“, IV, Leipz. 1819.) Eine interessante Ansicht über die Entstehung dieses Ordens findet man in der Beurtheilung v. Graf's „Geschichte der Tempelherren in Böhmen“ (Prag 1825), in den „Blättern für liter. Unterhaltung“ (Nr. 158, Jahrg. 1827). Nach Wilh. Ferd. Wilde's „Geschichte des Tempelordens a. d. Quellen“ (Leipz. 1826 fg., 2 Thle.) war die Tempelerei in einen christlichen Gnosticismus ausgeartet, was seinen Fall herbeiführte. Wilde trägt die Schuld und Strafbarkeit des Ordens. Der Orden dauerte in Portugal u. d. R. des Christordens fort. In Paris entstand die Gesellsch. der neuen Tempelherren. Bisch. Münster hat das Statutenbuch des Ordens a. e. altfranz. Text herausgegeben.

E.

Tempelhoff (Georg Friedrich v.), k. preuß. Generallieutenant. Generaldirector aller militairischen Erziehungsanstalten in den preuß. Staaten und in d. Siebente Aufl. Bd. XI.

Ritter des schwarzen Adlerordens, war geh. zu Trampe in der Mitt. 1737. Nachdem er, nebst seinen 3 Brüdern, von Hauslehrern unterrichtet und durch eignen Fleiß ziemliche Kenntnisse der Mathematik erlangt kam er auf die Schule zu Frankfurt, und bezog als 17jähriger Jüngling die Universität Halle, wo er unter Segner's Anleitung große Fortschritte in der Mathematik machte. Beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges führten ihn diese auf die Idee, dadurch sein Glück bei dem Militair zu machen. Er nahm Regimente Berthersheim Dienste als Freicorporal und wohnte als solcher dem Feldzuge in Böhmen bei. Noch im Sept. d. J. trat er in die Artillerie und machte bei derselben alle Feldzüge bis zum Frieden 1763 mit. In der Schlacht bei Kunnersdorf war er Lieutenant geworden. Während des ganzen hatte er sorgfältig jede Gelegenheit benutzt, neben den theoretischen wissenschaftlichen Kenntnisse zu vervollkommen, und nach dem Frieden setzte er das Studium der mathematischen Wissenschaften zu Berlin eifrigst fort. So erlangte er ein und umfassende Kenntniß auch der höhern mathematischen Wissenschaften, durfte sich den besten Geometern gleichstellen. Schon seine „Anfangsgründe der Analysis endlicher Größen“, die „Anfangsgründe der Analysis des Unendlichen“, die „Vollständige Anleitung zur Algebra“, wurden mit vielem Beifall aufgenommen. Von seiner Bekanntschaft mit der Astronomie zeigt seine „Genauere Beschreibung der Sonnenfinsternisse und Bedeckung der Fixsterne vom Monde“. Hauptaugenmerk aber war die Mathematik, um durch ihre Anwendung die Theorie der Kriegskunst zu vervollkommen. Unter Anderm suchte er das Bombardiren und das Werfen der Granaten aus Haubitzen auf bessere Grundsätze zu bringen, welches auch in seinem „Bombardier prussien“ (1781) mit Erfolg geschehen. Zugleich hatte er die größtentheils von Friedrich II. eigenthümlich angesehene taktischen Bewegungen des preuß. Heers zu einem Elementarwerke der Artillerie gesammelt, das er herauszugeben gedachte. Allein der König versagte ihm, auf eine sehr schmeichelhafte Art, die Erlaubniß dazu. Dieser, der verbieten eine hohe Meinung von ihm gefaßt hatte, übertrug ihm nach dem siebenjährigen Erbfolgekrieg den Unterricht der fähigsten Infanterie- und Cavalerieofficer in der berlinischen und märkischen Inspection, und prüfte die Zöglinge selbst. Er nannte ihn Friedrich vom jüngsten Capitain zum Major und Commandanten des neu errichteten Artilleriecorps, und einige Jahre später ward er in den Majorat erhoben. Friedrich Wilhelm II. ernannte L. zum Lehrer seiner beiden ältesten Söhne in den mathematischen und militairischen Wissenschaften, und bald zum Oberstlieutenant; auch ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Geachtet des großen Vertrauens, das er genoß, konnte er doch nicht mit seinen Vorschlägen durchbringen, so sichtbar auch meist ihre Vortheile und Nützlichkeiten waren. Als 1790 ein Krieg mit Oesterreich auszubrechen drohte, stand L. an der Spitze der Armee des Herzogs von Braunschweig in Schlesien. Bei dem Feindseligkeitskriege 1791 gegen Rußland stattfinden sollten, war L. bestimmt, die Belagerung von Riga zu leiten. In demselben J. mußte er einen Plan zu einer Akademie für die Artilleriecorps entwerfen. Der König genehmigte ihn, wies die erforderlichen Mittel an und stellte L. als Director an die Spitze dieser Anstalt. Beim Ausbruche des Krieges gegen Frankreich ward er zum Befehlshaber der ganzen Artillerie ernannt und 1795 erhielt er das 3. Artillerieregiment. Friedrich Wilhelm III. ernannte ihn 1802 zum Generalleutenant und verlieh ihm den rothen Adlerorden; auch ernannte er zum Lehrer der beiden jüngern Brüder des Königs. Wegen seiner Schwäche wurde er 1805 von der thätigen Theilnahme am Kriege entbunden und erhielt den schwarzen Adlerorden. Er starb 1807. Unter seinen Schriften das Hauptwerk eine „Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland“ (1782 — 1801, 4.), wovon der erste eine berichtigte Übers. von Klop's

hinget ist. Dieses in seiner Art vorzügliche Werk ist mit tiefer Sachkenntnis, entwickelt umständlich und anschaulich alle Begebenheiten und liefert eine reiche Zugabe, z. B. von den Kriegsschauplätzen u. s. w., wie sie bis dahin nicht gegeben worden waren.

Tempera heißt in der Malersprache eigentlich jede Flüssigkeit, mit welcher die trockenen Farben vermischt, um sie mittelst des Pinsels aufzutragen, und entspricht sonach dem deutschen Worte Mischmittel; dann versteht man im engeren Sinne darunter jene in Italien von der Mitte des 13. bis zum Ende des 15. Jahrh. so häufig angewandte Art der Malerei, bei welcher die Farben mit verdünntem Eigelb und Leim, der aus gekochten Pergamentschnitzeln bereitet wurde, vermischt war (*peinture en detrempe*). Der Glanz, den einige *tempera* gemalte Bilder zeigen, rührte wahrscheinlich von einem Wachse, das in einem ätherischen Öl aufgelöst, als eine Art Firniß angewandt ward, dessen Gebrauch an das Verfahren der alten Enkaustik erinnert. Um die Mitte des 14. Jahrh. verschwindet dieser Glanz an den alten Bildern immer mehr, denn die trockene Temperamalerei hatte überhandgenommen, die zur Zeit des Giotto als gleichbedeutend mit der Malerei auf Holz und Leinwand galt. Sie blieb in Italien bis gegen 1470, wo die von J. v. Eyck wesentlich veränderte Malerei allgemeinere Anwendung fand, die seit 1500 für Staffelei- und Wandmalerei ausschließlich üblich wurde. Übrigens ist zu bemerken, daß die *tempera* dieser Art Malerei sowol künstliche als natürliche Mineralfarben

19.

Temperamente sind gewisse Verschiedenheiten der einzelnen Individuen eines Geschlechts, wodurch vom Körperlichen aus die Art zu empfinden und auf eine bleibende durchgreifende Weise abgeändert wird. Da im Menschen sowol als im Geistigen die verschiedene Art des Lebens und die Verhältnisse der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke zu dem Wirken gegen die Außenwelt richtet, dies Verhältniß aber nothwendig ein bestimmtes ist, so ergibt sich hieraus die Richtigkeit der alten Lehre von der Vierzahl der *Temperamente*. Denn da entweder das Wirkungsvermögen und die Empfänglichkeit erhöht oder zugleich vermindert sein kann, oder aber das Wirkungsvermögen über die Empfänglichkeit, oder diese über jenes ein Übergewicht besitzen, ergeben sich hieraus mit Nothwendigkeit 4 *Temperamente*, denen man die Namen des cholerischen, phlegmatischen, melancholischen und sanguinischen geben kann, wenngleich sie aus einer nunmehr längst veralteten Physiologie herkommen. Man schrieb nämlich zu Galen's Zeiten jedes Temperament dem Einfluß einer der Grundfeuchtigkeiten des Körpers (Galle, Schleim, schwarze Galle) zu und benannte sie hiernach mit obigen Namen. Das cholerische oder warmblütige Temperament hat viel Empfänglichkeit und kräftiges Wirkungsvermögen, daher einen verhältnißmäßig hohen Stand des organischen Lebens, zeigt Schnelligkeit und Kraft zugleich in seinen Äußerungen, eine schnelle Entwicklung des Körpers, lebhaftes Empfinden und Affecte, heftige Thätigkeit, ernste, feurige, anhaltende Thätigkeit und rasche Entschlüsse, dabei Neigung zu Herrschsucht, Stolz, Jähzorn, aber auch zur Großmuth und Freigebigkeit. Das phlegmatische oder träge oder kaltblütige Temperament ist der entgegenstehende des cholerischen, denn es hat ebensowol ein tiefer stehendes Wirkungsvermögen, als auch eine geringere Empfänglichkeit, daher einen verhältnißmäßig niedrigen Stand des Lebens überhaupt, zeigt langsame Entwicklung des Körpers, geringere Thätigkeit und Kraft desselben, meistens einen schlaffen Bau und geringere Wärme und Röthe; die Affecte und Leidenschaften sind wenig und langsam, der Verstand ist in gewissen Kreisen klar, aber weder sich hoch in das Erforschende, noch bei dem Schwierigen in die Tiefe gehend, Neigung zur Ruhe

und zur geregelten Thätigkeit, die Ansprüche gehen nicht über das behagliche und die bürgerliche Stille hinaus. Das sanguinische oder flüchtige oder blütige Temperament zeigt viel Empfänglichkeit bei geringem Wirkungs- und Beweglichkeit ohne Dauer, viel Phantasie, wenig Tiefe des Gemüthes, Verstandes, wechselnde, nicht heftige Affecte und Leidenschaften, zur angestrebten Thätigkeit keine Ausdauer, Neigung zur Genußsucht, zur Flatterhaftigkeit zum Leichtsinne. Das melancholische oder beharrliche oder schwerblütige Temperament hat wenig Empfänglichkeit, aber starkes Wirkungsvermögen, eine zurückgezogenheit in sich selbst, Beständigkeit, tiefes Denken, treue, anhaltende, auf einen bestimmten Zweck gerichtete Thätigkeit, Neigung zum Einsinn, zur ascetischen Religiosität und zur Menschenfeindlichkeit. Sonach ist jedes Temperament hinlänglich von dem andern verschieden, und alle dem mäßig bedacht, sämmtlich noch der Gesundheit angehörig. Ist das phlegmatische Temperament vorzugsweise für das gewöhnliche Leben und für das stille im gewohnten Gleise geeignet, so ist das cholerische das der kräftigen That der seltenen zur Erhebung aus dem Staube der Niedrigkeit geborenen Menschen. Genuß und Kunst nehmen das sanguinische, der Ernst des Lebens und die Wissenschaft das melancholische Temperament in Anspruch. Temperament steht Constitution und Charakter mitten inne, es gehört mehr der geistigen als der Menschen an als jene, aber doch mehr der körperlichen als dieser. Vgl. Temperamente Kant's „Anthropologie“; Schulze's „Anthropologie“ (3. u. v. a.

Temperatur ist der jedesmalige Zustand in Ansehung der Wärme (zuweilen auch mit Beziehung auf den eingeschlossenen Raum) Atmosphäre. Dieser Zustand wird durch einen Wärmegrad ausgedrückt, auf eine gewisse Gradleiter eines Thermometers bezieht, welcher der Luft anzeigt. Wenn ein gesunder, starker und ruhiger Mensch die atmosphärische Luft kalt noch warm findet, so sagen wir, sie habe eine gemäßigte Temperatur (54° Fahrenheit, oder 10° Réaumur); die Sommerwärme in der gemäßigten Zone hat 64 — 100° Fahrenheit oder 14 — 31° Réaumur; die Wintertälte hält sich gewöhnlich zwischen + 20 und — 4° Fahrenheit (d. i. — 5 bis — 24° Réaumur), obgleich man auch in unsern Breiten Beispiele viel strenger hat, wobei das Thermometer bis — 21° Fahrenheit (= — 24° Réaumur) sinken ist. Vgl. Thermometer und Biot's „Lehrb. der Experimentalphysik“ (1824). — In der Tonkunst versteht man unter Temperatur eine gewisse Stimmung der Tonleiter, nach welcher man bestimmten Tönen derselben etwas von der Reinheit benimmt, damit sie alle in gehöriger Harmonie bleiben. (S. Ton).

Tempesta, oder Cavalier Tempesta (Ritter Sturm), ist der Name unter welchem der durch seine Seestücke berühmte holländ. Maler Peter Paul (auch Petrus Mulier oder de Mulieribus genannt) bekannter geworden ist unter seinem Familiennamen. Über sein Leben, und insbesondere über die Umstände seines Todes, gibt es sehr abweichende Erzählungen. Zu den Biographen des Künstlers im florentinischen Museum, und bei Descamps sehe man noch die interessante Mittheilung im „Morgenblatte“ (Jahrg. 1816, Nr. 110), wo man auch die Übersetzung eines angeblichen Gedichts von Molyn findet, in welchem er die letzten Tage seines Lebens schildert. Man beschuldigte ihn, sein Weib umbringen lassen, weshalb er im Gefängnisse zu Mailand 1667 starb. Er war 1637 in Harlem geb., und machte sich vorzüglich von sich selbst berühmt (weßhalb ihn Fiorillo unter den Malern der römischen Schule aufzählt). Seine Seestürme tragen das Gepräge der Kraft und Natur, und haben ihm größern Ruhm verschafft als seine übrigen Landschaften. Er ist übrigens zu verwechseln mit Antonio Tempesta, einem ältern Maler und Kupfer-

Temple, geb. 1556, gest. 1630, dessen vorzüglichste Blätter Schlachten und Kämpfe sind.

Temple (William), ein ausgezeichnete Staatsmann und Schriftsteller, war 1628 zu London geb. Er studirte zu Cambridge, begann in seinem 20. J. eine Reise durch Frankreich, Holland, Flandern und Deutschland, verließ sich noch seiner Rückkehr 1654, und lebte, da er unter Cromwell's Proclamation Amt annehmen wollte, in Irland bei seinen Ältern, beschäftigt mit der Philosophie und Geschichte. Nach der Wiederherstellung Karls II. wurde er Mitglied der irländischen Convention gewählt und zeigte seinen Widerstand, welchen er gegen die Kopfsteuerbill (Poll Bill) leistete. 1661 trat er mit seinem Vater zugleich als Repräsentant der Grafschaft Carlow in das irländische Parlament, und ward 1662 zum Commissarius dieses Parlaments bei dem Könige ernannt. Von dem Herzoge v. Ormond, dem Großkanzler und dem Grafen v. Arlington empfohlen, kam er mit seiner Familie nach London, wollte aber keine andre Anstellung als in dem Depart. der auswärt. Angelegenheiten annehmen, und wurde deshalb erst beim Ausbruche des niederl. Krieges zu einer geheimen Sendung an den Bischof von Münster gebraucht. Der Erfolg seiner Reise ward durch seine Ernennung zum Baronet und zu einem Hofe zu Brüssel belohnt. Als 1667 ein Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausbrach, und die spanischen Niederlande in Gefahr waren, zu erobert zu werden, reiste T. nach Haag, um mit dem berühmten Staatsmann de Witt sich zu besprechen. Beide kamen über den Zustand der niederl. Angelegenheiten auf eine freundschaftliche Art überein, und am 2. Jan. 1668 wurde zwischen England und Holland ein Bündniß, das ganz T.'s Werk war, welches nach dem Beitritt Schwedens den Namen der Tripleallianz erhielt. Der Hauptzweck desselben war, Frankreich zur Herausgabe der gemachten Eroberungen zu nöthigen. T. ging hierauf nach Aachen, wo zwischen Frankreich und Spanien am 2. Mai 1668, vorzüglich durch T.'s Bemühung, geschlossen wurde. (S. Nachener Friede.) Diese diplom. Unterhandlungen erwarben Sie William T. nicht bloß in seinem Vaterlande, sondern auch im Auslande ungemeinen Ruf, und Karl II. ernannte ihn zum Botschafter bei den Generalstaaten. Im Haag lebte er mit de Witt auf vertrauten Füßen, und mit dem damals 18jährigen Prinzen von Oranien in freundschaftlichen Verhältnissen. Karl II., von Frankreich gewonnen, blieb lange bei den Grundsätzen der Tripleallianz. T. wurde (1669) zu Paris und mit Rülte aufgenommen. Als ihm vorgeschlagen wurde, nach Frankreich zurückzukehren, und einen Bruch mit diesem Staate zu veranlassen, lehnte er auf eine ruhmvolle Weise ab, sich als Feind gegen ein Land zu betragen, wo er so viele Beweise von Wohlwollen empfangen, und dessen Vortheil mit dem seines Vaterlandes so genau verbunden war. Er zog sich deshalb von allen öffentlichen Angelegenheiten zurück, und ging auf sein Gut Sheen bei Richmond. Während dieser Zeit schrieb er seine „Bemerkungen über die Vereinigten Staaten“ („Observations on the United States“) auch einen Theil seiner vermischten Schriften („Miscellaneous“) und beschäftigte sich mit der Landwirthschaft. Der ungerechte Krieg, den Karl II., als Verbündeter Frankreichs, den Niederländern (1672) ohne alle Rücksicht, reizte den Unwillen der engl. Nation so sehr, daß der König sich gezwungen sah, ihn zu endigen. T. mußte jetzt mit dem spanischen Minister in London verhandeln, und nachdem der Separatfrieden mit Holland geschlossen war, ward er 1674 als Gesandter an die Generalstaaten geschickt, um den allgemeinen Frieden zu vermitteln. Ehe er dieses Geschäft übernahm, sprach er in einer Unterredung mit dem Könige sehr freimüthig seine Meinung aus über die schlechte und gefährliche Politik der ränkevollen Minister und über die Nothwendigkeit, durch an-

gemessene Maßregeln das Vertrauen der Nation wieder zu gewinnen. Nach kurzen Aufenthalten im Haag ging er mit seiner Familie 1676 nach Nimwegen den Friedensunterhandlungen, welche aber wegen mehrer Umstände sehr von Statten gingen. Zugleich brachte er 1677 die Vermählung des Prinzen von Oranien mit der ältesten Tochter des Herzogs v. York (nachmals König James II.) zu Stande: eine Verbindung, die in der Folge für England so wichtig wurde. Frankreichs Absicht offenbar wurde, die spanischen Städte, welche nach dem Westfälischen Friedensvertrage zurückgegeben werden sollten, nicht zu räumen, eilte Temple nach Haag, um mit den Generalstaaten kräftige Maßregeln zu verabreden. Er schloß er (Juli 1678) einen Vertrag ab, worin England sich verpflichtete, gegen Frankreich zu erklären, wenn es nicht innerhalb 16 Tagen jene Städte zurückgeben würde. Allein die Schwäche und Wankelmuthigkeit des engl. Ministers war Ursache, daß noch vor der Vollziehung dieses Vertrags der Friede wegen unterzeichnet ward, und Frankreich im Besitze des größten Theils der spanischen Niederungen blieb. 1679 ward Temple nach England zurückberufen, um Staatsminister zu werden: ein Amt, welches er schon einmal ausgeschlagen hatte. Allein die allgemeine Mißvergnügens und der Erbitterung der Parteien gegen James II. rieth er dem Könige die Anordnung eines Staatsraths von 30 Personen (12 königl. Ministern und aus Personen bestände, welche Einfluß auf beide Häuser hatten. Der Vorschlag wurde genehmigt und schien das Ziel herzustellen; aber bald erhoben sich innere Zwistigkeiten, die kein Mittel konnte. Argwohn gegen den König und die Aussicht, daß ein kathol. Prince den Thron bestiegen würde, hatte alle Gemüther in Bewegung gesetzt. Das Parlament sprach man eifrig von Ausschließung oder Beschränkung des Prinzen von York, falls er König würde. Temple war gegen die Ausschließung des Prinzen vom Throne und billigte ebenso wenig die Einschränkung, als verfassungsmäßig. Seine letzte Handlung im Parlamente, in welchem er als Repräsentant von Westminster auftrat, war die Überbringung einer königl. Antwort auf die Adresse des Unterhauses, worin erklärt wurde, daß Karl nie die Ausschließung seines Bruders bewilligen werde. Als der König 1681 das Parlament auflöste, sprach Temple großer Kühnheit gegen diese Maßregel, und so mit allen Parteien und mit der Regierung selbst zerfallen, lehnte er die neue Wahl zum Repräsentanten von Westminster im Parlamente ab, und begab sich auf sein Gut Chesham. Seine letzten Jahre brachte er dort und später zu Moorpark zu. Bei der Regierung James II. war dieser große Staatsmann ein solcher Fremdling in der politischen Welt, daß er von den Absichten des Prinzen von Oranien auf Englands Krone nichts wußte und der Landung desselben gar keinen Glauben beimessen wollte. Vergeblich suchte Wilhelm III. ihn, als Staatssecretair in seine Dienste zu treten; Temple weigerte es ab. Der König besuchte ihn oft in seiner Einsamkeit und fragte ihn in manchen Dingen um Rath. 1694 verlor er seine Gattin und 1698 starb er selbst in der Blüthe des Alters. — Als Staatsmann verdient Will. Temple einen sehr hohen Rang. Er liebte den Vortheil seines Vaterlandes, und suchte ihn ohne Ehrgeiz und Eigennutz in der Überzeugung, daß Ehrlichkeit und Geradheit für das öffentliche Leben die schätzbarsten Tugenden sind als für das bürgerliche. Bischof Burnet klagt seinen Atheismus an, und wirklich hatte er wenig Achtung für äußere religiöse Formen; indessen ist sein Schreiben an die Gräfin von Essex ein Muster von Beredsamkeit und Frömmigkeit. Als Schriftsteller glänzt Temple unter den ausgezeichnetsten beliebtesten seiner Zeit hervor. Seine oben erwähnten „Observations on the United states“ und seine „Miscellanies“ sind für den Philosophen und für den Staatsmann wichtige und zugleich lebhaft unterhaltend geschriebene Werke. Ein Gleiches gilt von seinen „Memoirs“, seinen „Lettres“ u. s. w. — „Works of Sir W. Temple“ (London 1750, 2 Bde., Fol.); „Memoirs by the same, published by his son“ (London 1750, 2 Bde., Fol.).

„Lettres“ (London 1709, 2 Bde.); „Lettres, published by Swift“ (London, 1741).

Templer, s. Tempelherren.

Tempo, Zeitmaß, in der Musik die Bestimmung des Grades (oder der Geschwindigkeit, in welcher ein Tonstück vorgetragen werden soll. Hier kommt es vorzüglich auf den Inhalt und Charakter des letztern an, und so verschieden ist in den verschiedenen Gattungen von Tonstücken ist, so verschieden muß auch der Grad des Zeitmaßes sein, in welchem sie vorgetragen werden. Ähnlich unterscheidet man 5 Hauptgrade, welche man mit den Benennungen Largo, Adagio, Andante, Allegro und Presto (s. d.) bezeichnet, und wo es nöthig ist, durch weitere Zusätze näher bestimmt. Besser ist die Einteilung in 3 Hauptbewegungen: in die langsame, mittelmäßige, oder schnelle, welche wiederum mehrere Abstufungen oder Grade hat, die man durch nachstehende ital. Worte zu bezeichnen pflegt. Nämlich: 1) In der langsamen Bewegung: Largo, Lento, Grave, Adagio, Larghetto. 2) In der mittlern oder mäßigen Bewegung: Andante, Andantino, Moderato, Allegretto u. 3) In der geschwinden Bewegung: Allegro (zuweilen, und zwar in der gebundenen Schreibart, auch Allabreve), Vivace, Prestissimo. Soll der Grad der durch die hier angegebenen Benennungen bezeichneten Langsamkeit oder Geschwindigkeit der Bewegung noch vermehrt oder vermindert werden, so fügt man zur Vermehrung die Worte: assai, molto, molto più, und zur Verminderung die Worte: poco, oder un poco; non troppo meno u. bel, z. B. Largo oder Adagio assai oder di molto, sehr langsam, aufs langsamste. Allegro oder Vivace assai oder molto, geschwind, sehr lebhaft. Allegro oder Vivace. Presto assai, sehr geschwind. Ferner Allegro non troppo oder Poco Adagio, etwas weniger langsam. Un poco meno, etwas weniger geschwind. Vivace non tanto, nicht allzu lebhaft u. s. w. Tempo rubato bezieht sich nicht auf Zeitmaß, sondern auf den Takt. Es ist das herrschende Zeitmaß unterbrochen, in einzelnen Stellen verzögernd (ritardando) oder beschleunigend (accelerando, stringendo, più mosso) oder es wird dem Vortragenden überlassen, eine Stelle im losern Zeitmaß vorzutragen (a piacere), in welchem Falle sich oft die Begleitenden nach ihm richten (da heißt es colla parte); soll das strengere oder frühere Zeitmaß wieder eintreten, da heißt es a tempo, tempo primo. Man hat mehrerlei Maschinen, wodurch das Tempo eines Tonstücks oder eines Satzes feststehend werden kann, und welche man Taktmesser (s. d.) oder Chronometer nennen. Die besten Taktmesser aber sind und bleiben wol immer Geschmac, Einbildung, richtiges Gefühl und Erfahrung.

Tenaille, s. Außenwerke.

Tenaros, Tenare, Stadt im Peloponnes auf dem jetzigen Cap Matapan, jetz Dorf Raithwares, wo eine Höhle für den Eingang zur Wohnung des Cerberus galt, durch welchen Hercules den Cerberus, und Orpheus seine Gemahlin Eurydice aus der Unterwelt entführte. Diese Mythe veranlaßte die Priester, am Eingang dieser Höhle durch geheimnißvolle Gebräuche die Seelen aus dem Schatzen der Unterwelt oder die Gespenster in ihre ruhige Wohnung zurückzuführen. Daher heißt das Reich der Todten, die Unterwelt selbst Tenare. Die Tenaren nannten auch den Berg oder das Vorgebirge überhaupt Taenaron oder Taenarum. Auf demselben hatte Neptun einen Tempel (Taenarium), der ein Asylum für die Dämonen war. Hier brach der im Alterthum sehr geschätzte grüne tanaïsche Wein; auch fand man daselbst die Purpurschnecke, welche den lacedaemonischen Purpur, den besten in Europa, lieferte.

Tenedos, eine kleine, fruchtbare Insel des ägäischen Meeres, unweit der

asiatischen Küste, da wo Troja lag. Sie hatte einen Appollotempel und jetzt den alten Namen, der schon bei Homer vorkommt. Im trojanischen verborgen hinter ihr die Griechen ihre Flotte und bestärkten so die Trojaner im Glauben, daß sie, mit Aufgebung ihres feindlichen Vorhabens, abgezogen (Vgl. „Odyssee“, 3, 59, und „Aeneis“, 2, 21.) Tenedos ist der Schlüssel zur Dardanellenstraße, hat 7000 E., eine Stadt gl. N. und baut viel Muskateller.

Teneriffa, die Nivaria des Plinius. (Vgl. *Canarische Inseln*.) Wir bemerken noch, daß Teneriffa jährlich 500 Quintales Orseille (Carthagen) ausführt. S. Leop. v. Buch's nicht in den Buchhandel gekommenes *Verhandl. v. d. Physik. Beschreib. der canarischen Ins.* (Berlin 1825, 4.), und Ledr. *Aux îles de Teneriffa* (Paris 1810).

Teniers (David), (auch *Tenniers*), Vater und Sohn, 2 Maler der flamändischen Schule. Der erste, 1582 zu Antwerpen geboren, war Rubens's Schüler, hielt sich 10 Jahre in Rom auf und malte in der Campagna. Noch ausgezeichnet ist der Sohn. Er war 1610 zu Antwerpen geboren und wählte zum Vorbilde in seiner Kunst den Adr. Brouwer. Wenige Maler haben die Natur mit so ungemeiner Treue nachgeahmt; keiner hat ihn in der Genauigkeit des Pinsels und in der Schönheit des Colorits übertroffen. Die gewöhnlichen Gegenstände seiner Darstellungen sind Scenen der Fröhlichkeit, die er mit so viel Natur studirte; aber auch Schlachten, Heereszüge, Thiere, Seestücke, die ihm nicht minder vollkommen. So zahlreich s. Werke sind, so stehen sie zu einem hohen Preise. Teniers lebte in sehr glücklichen und angenehmen Verhältnissen meistens in oder bei Antwerpen, und starb zu Brüssel 1694.

Tenor (ital. *tenore*) ist eine der 4 Hauptgattungen der menschlichen Stimme (s. d.). Es ist die zartere unter den beiden Stimmen, welche im reifen Alter zukommen, oder die hohe männliche Stimme, und hat den Umfang von d in der kleinen Octave bis f oder g in der eingestrichenen. Solotenor ist eine größere Tiefe und Höhe erforderlich (von e in der kleinen Octave bis a und b in der Discantoctave), und nur selten ist in dieser Höhe Bruststimm, sondern größtentheils Falset. Die angegebenen Eigenschaften dieser Stimmen machen sie geschickt zum Ausdruck der zarten und feinern Empfindungen des menschlichen Charakters oder der zarten Männlichkeit. Im gewöhnlichen vierstimmigen Gesang bildet sie die zweite Mittelstimme (s. d.), indem sie tiefer liegt als die Sopranstimme, aber ihr Umfang noch über die Melodie des Basses fortschreiten muß; vierstimmigen Gesänge aber, der von männlichen Stimmen gebildet wird, bildet sie als erste Stimme die Hauptmelodie, und als zweite die höhere Mittelstimme. Der Schlüssel (s. d.) dieser Stimme ist der C-Schlüssel. Übrigens ist der Tenor in Deutschland seltener als der Bass, weshalb er auch in seiner Vornehmheit vorzüglich geschätzt und gesucht wird. Die Franzosen nennen ihn *haute voix* und setzen ihn sehr hoch. Die vorzüglichsten deutschen Tenoristen nennt die *Biographie des Deutschen Sänger*.

Tenute (von dem Ital. *tenute*, franz. *tenue*), s. *Fermate*. Es bezeichnet aber in einem Tonstücke am Anfange oder an einzelnen Stellen *tenuto* oder so bezeichnet die gehaltenen Vorträge der Töne überhaupt, oder daß einzelne Töne in gleicher Stärke nach dem vollen Werthe der Noten ausgehalten werden.

Tenzel (Wilhelm Ernst), geb. 1659 zu Greussen in Thüringen, s. d. in Wittenberg, wurde 1685 Lehrer am Gymnasio zu Gotha und Aufseher des herzogl. Münzcabinet und der Kunstammer, und 1702 als Rath und Hofbibliothekar nach Dresden berufen, welche Stelle er jedoch bald wieder aufgab und in gelehrter Ruhe lebte. Er hat sehr viel geschrieben; s. Werk über die sächsischen Münzen hat ihn am meisten berühmt gemacht. Er war der erste deutsche Numismatiker, der, nach dem Beispiele der franz. periodischen Schriften, eine Monats

gab, in welcher er die neuen Bücher mit großer Freimüthigkeit recensirte. Er trug den Titel: „Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von alten Büchern und andern annehmlichen Geschichten“ (Leipz. 1688), fand viel Erfolg und erhielt sich 10 Jahre lang. Tenzel starb 1707.

Teplitz, Stadt und berühmter Badeort im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, in einer lachenden, fruchtbaren Ebene zwischen dem Erzgebirge und böhmischen Mittelgebirge, mit 324 H. und 2500 E., verdankt s. Entstehung warmen Quellen, die Ritter Kolostug, wie es heißt, 762 hier entdeckte und ließ hier ein Schloß bauen, und nannte es Teplaulitz (Wärmort). Das Schloß ist nicht regelmäßig gebaut, aber hell und freundlich. Die Herrschaft gehört dem Fürsten Clary, der hier ein geschmackvolles Schloß mit einem schönen Garten besitzt, welcher stets zum Gebrauch geöffnet ist. Das Schloß hat Prof. Theil in Dresden erbaut. Die Schloß- und Detachementkapelle ist schön und einfach. Auf dem Todtenacker bei Schönau ist Seume's Grab, sowie das Grabmal des russ. Generals Mellesino, das des Fürsten Plaf und andre Gräber der bei Kulm gefallenen Krieger zu bemerken. Die Ständigste der Stadt sind ihre Bäder. Das große Männerbad, die 2 Bäder in der Stadt, und das Weiberbad in der Vorstadt wurden 1580 erbaut. Es kamen eine Menge andre hinzu, z. B. das warme, mittlere und kalte fürstl. Herrnhause, mit einem Garten, dessen schöngefaßter Quell eine Trinquelle, eine zum Augenbade und eine zum Baden enthält. Teplitz hat gegenwärtig 23 Stadtbadebecken. Man glaubt, ein unter der Erde liegender Steinkohlenflöz erhitze die Sumpfwasser dieses Thals und löse Kalk und Schwefelliese auf, welche in den heißen Quellen aufsprudeln, und in Bal, am Tage des lissaboner Erdbebens (1. Nov. 1755), 6—7 Tage lang gänzlich ausblieben, dann aber eine halbe Stunde lang in blutrother und heftiger Gewalt und Menge ausbrachen, daß sie Alles überschwemmten. Teplitz hat besonders gefaßte Quellen: das große Männerbad und das gemeine Frauenbad in der Stadt, das Frauenbad in der Vorstadt, das tiefe Bad und die kalten Bäder. Die Einw., welche das Lob der Reinlichkeit, Dienstfertigkeit und die Verdienste verdienen, ernähren sich nicht bloß von den durch die Badegäste herkommenden Geschäften, sondern treiben auch viel Ackerbau und verfertigen etwas Leinwand, wollene Bademäntel, Beinkleider und Strümpfe. Teplitz ist ein fürstl. Clary'schen Amtes. Das nahe, schöngebaute Dorf Schönau hat Stein-, Schlangen- und Schwefelbäder wegen von Eurgästen bewohnt. Hier hat schöne und große Hospitäler für Arme und für das Militair angelegt, die große Caserne für die Kranken der böhmischen Armee, welche sich monatlich ändern. — In den reizenden Umgebungen von Teplitz besuchen die Fremden die Schloßberg, die Schlackenburg, das Dorf Dorna mit einem angenehmen und merkwürdigem Porphyrager, das ehemalige Jesuitenstift Mariátschein, das Graupen mit einer Bergruine, das Jagdschloß Doppelburg, das Döbegg, das Städtchen Bilin mit einem Sauerbrunnen, die Ruine des Bergs bei Teplitz, den millschauer Berg mit einer unendlichen Aussicht, das Dux mit einer Naturaliensammlung, Kunstsachen, Gemälden und manchen Reliquien von Wallenstein, Schwan mit einem Garten, und Kulm (s. E. J. A. Reuß's „Taschenb. f. d. Badegäste in Teplitz“ (Tepl. 1823) und J. A. Reuß's „Beschreib. v. Teplitz“ (1823), wovon die erstere Schrift die vorzüglichste ist.

Teppiche gehörten zu den frühesten Prachtstücken des orientalischen Luxus. Schon Babylon prangte mit s. Teppichen, denen die brennendsten Farben auch im Ausland käuflich verschafften. Während in Griechenland und Rom Fußböden aus Stein oder einem veredelten Kittguß die gewöhnlichen waren, wollte der reichliche

here Orientale im Innern seines Harems nur auf Teppichen wandeln und Sitze verlangten vielfache Umhüllung; war doch das Grab des Esfargadâ selbst mit Purpurteppichen aus Babylon umlegt. Mit Alerandria scheint sie Griechenland angenommen zu haben, das, wie neueren Forschungen es wahrscheinlich machen, auf seiner alten Schaubühne zu Athen Teppiche als Theatervorhänge kannte. Pergamus, die Hauptstadt der Könige, wurde der Mittelpunkt ihrer Fabricirung. Man gab ihnen daher unerhörte Ausdehnung und wob vielleicht zuerst dort, wo griech. Kunstmunternde Pflege fand, statt der indischen Wunderthiere und Gärten, jenseit ein, die bei den spätern Römern eine beliebte Decoration der aulæ gewesen sein scheinen. Prächtiger als die attalica peripetasmata möchten die asiatischen Arbeiten gewesen sein, weil die Manufacturen der Ptolemäer durch die Verwendung von Seide die mitbewerbenden überboten, wenn die Angaben der Alten über nicht von bloßen Gewändern zu verstehen sind. Rom, seit es Asien erworben hatte, suchte es in der Verschwendung dieser Teppiche seinem Vorkommen zu thun. Purpurteppiche spannte man zeltartig über die Lacunaria der Zimmer aus und ruhte auf Tischbetten, die purpurfarbene Teppichbehänge umzogen; Weber und Goldschmiede, sagt der h. Chrysostomus, in einer Kunst, die übrige Kunst immer enger beschränkt war, nehmen einzig unsere Bewunderung in Anspruch (Homil. in Joan. LXIX, c. 3). Auf welchem Wege diese großen Teppiche in Farben und mit Gestalten zu durchweben, nach den Indiern gekommen, ist, so viel uns bekannt, noch nicht ermittelt. Arras (daher Brüssel blühten durch diesen Gewerbezweig lange vorher, ehe die Gobelins-Manufactur zu Paris begründeten (1667), die von dort aus sich durch das ganze Europa verbreitet hat. *) Die in der Savonnerie gefertigten sind die vorzüglichsten den französischen an Zeichnung und Farben. Die prächtigen persischen Teppiche werden auch in Deutschland nachgemacht. In England werden viele Teppiche in und um Nottingham verfertigt. Auch im Österreichischen Berlin werden jetzt schöne Teppiche fabricirt.

Terentius, oder Publius Terentius Afer, ein berühmter römischer Comödiendichter, geb. um 194 v. Chr. in Afrika (daher der Beiname Afer), ein Kind unter den carthagischen Kriegerleuten in Numidien zum Verkauf ausgesetzt. Ein römischer Senator, Publ. Terentius Lucanus, kaufte ihn, nahm ihn nach Rom und ließ ihn erziehen. Als er ihm die Freiheit schenkte, erhielt er das gelassene den Namen seines ehemaligen Herrn. Jetzt fing er an zu dichten, sich durch f. Lustspiele Vermögen und Freunde, und ward namentlich mit Laelius Scipio Africanus dem Jüngern (dem Zerstörer von Carthago und Numidien) bekannt; es wird sogar von Einigen berichtet, diese Beiden wären ihm bei der Aufführung seiner Comödien behülflich gewesen. Um 161 ging er nach Griechenland, wahrlich um neuen Stoff für das Theater zu sammeln. Als er bald darauf mit einem kleinen Schiff des Menander reich beladen zurückkehrte, erlitt er Schiffbruch und kam entweder bei, oder nach demselben um. Von f. dramatischen Arbeiten haben sich nur drei erhalten: 1) „Das Mädchen von Andros“ (Andria). 177 v. Chr. zu Rom aufgeführt. 2) „Eunuchus“ (der Verschnittene), 161 in Rom dargestellt. 3) „Terentium Phormio“ (der sich selbst Strafende oder Quälende), kam 163 v. Chr. auf die Bühne.

*) Vgl. Tapeten, bei welcher Gelegenheit wir noch die Tristapeten erwähnen, eine Erfindung der wiener Fabrikanten Spörlin und Rahn seit 1817, noch ausgebildet 1822 fg. Vermittelt des Tristdrucks werden 3 — 4 verschiedene Streifen nach der Länge der Rollen auf ein Mal aufgetragen und verschmolzen. Ganze Dessains von verschiedenen Farben auf ein Mal mit einer einzigen Form gedruckt. Die Erfinder haben ihr Verfahren der franz. Tapetenfabrik zu Paris mitgetheilt und einigen Gattungsdruckereien mitgetheilt.

Terentius 4) „*Adelphi*“ (die ungleichen Brüder), das letzte Stück, welches L. Terentius, wurde ein Jahr vor s. Tode in Rom aufgeführt. 5) „*Phormio*“ (der Schmeichler). 6) „*Hecyra*“ (die Stiefmutter) ward 165 aufgeführt. L.'s Lustsp. werden den gebildeten Römern sehr hoch geschätzt, vorzüglich auch wegen der geistreichen und Sittensprüche, welche in denselben vorkommen. Daß er für seinen Zeitgenossen in Rücksicht der Darstellung ungemein viel geleistet habe, erkennt man leicht, wenn man ihn mit andern Schriftstellern seiner Zeit vergleicht. Seine Sprache ist classisch, aber an Erfindungskraft steht er den Griechen und dem Lucius Accius nach. Fast alle s. Stücke sind dem größten Theile nach Nichts als Übertragungen aus dem Griechischen, und sind daher sehr schätzbar, weil wir daraus sein Vorurtheil kennen lernen. Seine Charakterzeichnungen haben viel Wahrscheinlichkeit, doch sind sie oft auch flach und oberflächlich. Die Verwickelung des Stücks ist gewöhnlich einfach. Habgüchtige Buhlerinnen, verführte Sklaven, lieberliche Söhne, geizige Väter, sind seine Hauptpersonen, die den Knoten lösen. Sie können auf unsern Theatern um so weniger wirken, da sie ganz auf die Sitten seiner Zeit gewurzelt sind. Die besten Ausg. sind von Endenbrog (Paris 1602; Frankf. 1623, 4.) und Westerhof (Haag 1726, 4.); auch die Ausg. von Bentley (Cambridge und Lond. 1726; Leipz. 1727, 4.; Leipz. 1791) ist besonders in metrischer Hinsicht wichtig, in welcher zu fähne Conjecturen entfällt. Andre Ausg. sind von Zeune (Leipz. 1806, 2 Bde.), von Lenz (Jena 1785), von Schmieder (Halle 1794), von Bruns (Halle 1806), von Bruns (Halle 1811), von Perlet (Leipz. 1820). An einer vollständigen Uebersetzung dieses Lustspiel dichters fehlt es noch. Eine der verfehltesten dieser Art ist die Einsiedel'sche freie Bearbeitung; nach ihr hat man die *Adelphi* an mehreren Orten auf die deutsche Bühne gebracht. Uebrigens enthält die Forderung, die man mit Recht an eine Uebersetzung macht, auch noch die Einsiedel'sche (2 Theile, Leipz. 1784 und 1787), noch die Schmieder'sche (1793, 2 Bde.), noch die Kindervater'sche (Leipz. 1800, 2 Theile.), noch die Müller'sche (Münster 1815). Gelungener ist die von Köpke (Posen u. Leipz. 1820) vollendet. Die neueste ist von Volper (1828).

Terentius, s. Philomela.

Termin, s. Hermin.

Terminismus wird oft mit **Determinismus** (s. d.) gleich bedeutend. In anderer Beziehung bezeichnet **Terminismus** (besonders im 17. u. 18. Jahrhundert) die Lehre einiger Theologen, daß Gott dem Menschen einen bestimmten Termin zur Besserung gesetzt habe (Sabbatfrist), nach dessen Verlauf Vergeltung und Seligkeit verwirkt sei. Man nannte die Theologen, welche diese Lehre vertraten, **Terministen**, und sie sind nicht zu verwechseln mit den **Terministen**, d. i. Mönchen aus den sogen. Bettelorden der Franciscaner, Capuciner u. s. w., die in einem Bezirk (Termin genannt) von Haus zu Haus gingen, um Almosen oder Geld zur Unterhaltung ihrer Klöster sammelten, welches **Termin** nannte.

Terminologie ist die Lehre von den Terminis oder Kunstausdrücken der Fachsprache derselben, Kunstsprache. Die Kunstsprache in dieser Bedeutung, oder die eigenthümlichen Ausdrücke für specielle Gegenstände einer Kunst oder Wissenschaft oder eines Gewerbes, geht von den Leuten vom Fache aus, und gewöhnlich richtet sie sich in jedem Gebiete nach den Benennungen derjenigen, welche in demselben Lehrerin der andern geworden ist. (S. Kunstwort.)

Terminus (mythol.) war der Beschützer der Grenzen, eine Gottheit der Felder, deren Verehrung Numa Pompilius einfuhrte, als er die Felder der Bürger abtheilte und durch Grenzsteine von einander schied. Auf dem tarpejischen Berge war ihm ein Altar erbaut. Als nun Tarquin dem Jupiter den capitolinischen Tempel

schen Tempel errichtete, und des Plazes wegen die Altäre mehrerer Götter räumt werden sollten, ließ man diese erst durch die Auguren befragen, ob die Versetzung von ihrem Plaze wolten gefallen lassen. Die meisten gaben genehmigende Zeichen ihre Einwilligung, aber Terminus wollte dem Willen des Olymps durchaus nicht weichen, und sein Altar mußte im Tempel bestehen bleiben. Weil er jedoch nicht anders als unter freiem Himmel stehen werden durfte, so mußte man gerade über seinem Altare in dem Dache des Tempels eine Öffnung lassen. Seine Widersetzlichkeit erklärte man als eine Vorbedeutung, sodaß Roms Grenzen nie durch feindliche Macht erschüttert immer fest und unbeweglich bleiben würden, wie denn auch der Gott zwar einem menschlichen Haupte, aber ohne Arme und Beine abgebildet war. Man glaubte man nicht, daß dadurch das Vorwärtsschreiten der Grenzen des römischen Gebietes gehemmt werde. Man opferte dem Terminus anfangs nur Korn und Feldfrüchte, nachher auch Lämmer und junge Mutterschweine. Die Termini waren das ihm jährlich geheiligte Fest, welches am 21. oder 23. Febr. wurde. An diesem Tage ward ihm ein Altar von grünem Rasen gebauet, wenn die Flamme darauf emporloberte, warf man Weihrauch hinein und bedeckte den Altar mit dem Blute des Opferthieres. An den Grenzsteinen kamen die Bürger zusammen und schmückten sie mit Blumenkränzen. Dann sang man frohen Mahle Lieder zu Ehren des Gottes. Aber außer dieser Privatfeier war eine öffentliche Feier der Terminalien. Als Roms Gebiet noch klein war, versammelten die angrenzenden Völker mit den Römern an der Grenze zusammen und feierten das Fest des Terminus. In der Folge ging dies bei den unaufhörlichen Erweiterungen des römischen Reichs nicht mehr an; man behielt aber die Sitte bei und feierte dem Terminus in einiger Entfernung von Rom, auf der Grenze des alten Latium, jährlich ein öffentliches Opfer. Auch in Hinsicht der Zeit hatten die Terminalien ihre Bedeutung, denn mit d. 23. Febr. war das römische Jahr geschlossen und die übrigen Tage sah man nur als Schalttage an. — In juristisch-philosophischer Bedeutung heißt Terminus oder Termin ein Zeitpunkt, an welchem, oder in einem Raume, innerhalb dessen etwas geschehen muß (terminus a quo und ad quem). Daher terminus decretorius ein Termin, von dessen Beobachtung gewisse Rechte und Verbindlichkeiten abhängen, sodaß Derjenige, welcher in diesem Termin diese Rechte und Verbindlichkeiten besaß, auch in der Folge im Besitze derselben bleiben muß, er mag sie übrigens erlangt haben, wie er will. — Philosophisch heißt der Termin, nach dessen Ablauf etwas nicht mehr zugelassen werden kann, entscheidender Termin. — In logischer Bedeutung ist Terminus jeder Begriff und terminus medius der Mittelbegriff in einem mittelbaren Schluß.

Termiten, eine merkwürdige Art von Insekten. Man nannte sie auch weiße Ameisen, Holzläuse, Verwüster. Jetzt werden sie u. d. N. : Termiten, als ein eigenes Geschlecht in die 5. Ordnung unter die Insekten mit 6. Flügeln gesetzt. Es gibt Männchen, Weibchen und Geschlechtslose. Von 5 verschiedenen Gattungen dieser Insekten, die man bis jetzt kennt, ist die gemeine Termitte, deren Vaterland Ostindien, Neuholland und Afrika innerlich der Wendekreise ist, die berühmteste. Das Männchen und die Geschlechtslosen haben bei oberflächlicher Ansicht der Kopflaus; letztere auch in der Größe, wie die Männchen fast noch ein Mal so lang sind. Bei den Weibchen ist schon die äußerliche Größe viel beträchtlicher; zur Zeit der Befruchtung aber schwillt ihr Unterleib dermaßen an, daß das Thier eine Länge von 3 Zoll erlangt. Wahrlich wird aber nur die Königin in einem Stocke befruchtet, und sie ist in diesem Zustande so mit Eiern angefüllt, daß sie binnen 24 Stunden deren wol 8000 legt. Aus den Eiern entwickeln sich Maden, die nach einiger Zeit in den Puppenstand übergehen, worin sie bis auf die fehlenden Flügel dem vollkommenen

inlich gleichen. Einigen Nachrichten zu Folge gibt es in jedem Stod auch König, der wahrscheinlich allein die Königin befruchtet. Die Geschlechtslosen thun die Arbeit und Geschäfte. Ob sich die Männchen und Weibchen auch in, oder ob sie bloß da sind, um beim Abgang den König und die Königin in Mitte zu ersetzen, ist bis jezt noch nicht bestimmt. Die Termiten wohnen in bewundernswürdigen Gebäuden, die sie mit vereinter Kraft über der Erde bauen. Es sind kegelförmige, aus Sand, Lehm u. s. w. aufgeführte Hügel, welche hoch, unten 7 — 8 Fuß weit und so fest, daß mehre Menschen hineinkommen, ohne sie zu zertrümmern. Sie ähneln in der äußern Form den Wohnungen der wilden Afrikaner und finden sich in manchen Gegenden von Afrika und Asien so häufig, daß man aus der Ferne ein Dorf zu sehen glaubt. Das Innere ist ungemein künstlich eingerichtet. Die dicken Wände enthalten eine Menge von Gängen, von denen manche fast einen Fuß im Durchmesser haben. Im Innern sind die Wohnungen des Königs und der Königin, um sie herum die der Geschlechtslosen, dann kommen die Zellen der Jungen und endlich die der Arbeiter. Die Geschlechtslosen, als die Arbeiter, sind in steter Thätigkeit: hier bringen sie Baumaterialien herbei, dort reißen sie Zellen ein und bauen neue, hier werden die Jungen, dort der König und die Königin besorgt. Die Termiten sind sehr schädlich, denn sie schweifen weit umher, zerstören die Wohnungen und zerstören, wenn sie nicht zeitig entdeckt und verjagt werden, das darin Befindliche bis auf Stein und Metall, ja die Wohnungen der Menschen. Die Afrikaner schützen sich vor ihnen, und was damit zusammenhängt, lassen sie unberührt. Die Afrikaner essen sie.

Ernate, f. Gewürzinseln.

Ternaux (Guillaume Louis, Baron v.), Wollenwaarenfabrikherr zu Paris. Erban am 8. Oct. 1763, erwarb durch vielseitiges Talent und gemein-
samkeit einen ausgezeichneten Platz unter den merkwürdigsten Män-
ner des Landes. 14 J. alt, ward L. Theilnehmer der Handelsgeschäfte sei-
ner, und in Abwesenheit desselben 2 J. später Chef der Handlung. Er
erhielt dieses Vertrauen, indem er es dahin brachte, daß eine kleine Fabrik, die
mit Verlust betrieben wurde, binnen 4 J. einen Gewinn von 100,000 Fr.
erzielte. Dieser Verstand und schöpferische Phantasie leiteten seitdem alle f. Unter-
nehmungen. Vielleicht in ganz Europa ist es ohne Beispiel, daß ein Einziger so
viele Manufacturen und Fabriken begründete wie Ternaux. Die Mechanik ver-
vollständigte die sinnreichsten Erfindungen, u. A. eine Presse, durch welche hydraulische
Maschinen zur Appretur der Lächer anwendbar werden; und einen kreisförmigen
Webstuhl, welcher in 12 Minuten einen wollenen Unterrock webt. Er war der
Erster in Frankreich Spinnmaschinen einföhrte, der die Schafzucht verbesserte
und die Wollmagazine anlegte; er ist Begründer oder Mitglied vieler wohlthätiger
Anstalten, und hat zu jedem edeln Zwecke, z. B. 1826 zu dem Denkmale des Ge-
nerals und für dessen Familie, ansehnliche Summen beigetragen. Als Bonaparte
die Manufacturen zu Louviers besuchte, ertheilte er ihm das Kreuz der Ehren-
legion mit den Worten: „Je vous trouve donc partout?“ — Bei allen Aus-
stellungen der Nationalindustrie, wo f. Erzeugnisse an Shawls und feinen Lächern
den ganzen Saal im Louvre füllten, erhielt er die ersten Preise. Ludwig XVIII.
ernannte ihn 1819 zum Baron. Zu gleicher Zeit begründete L. Handlungshäuser
in Paris, dem Centralpunkte seiner Unternehmungen, zu Rouen, Havre, Bor-
deaux, Genua, Livorno, Neapel und Petersburg. Ungerechnet die Ar-
beiter (6000), die in f. Fabriken angestellt sind, hat er in f. Comptoirs nie weniger
als 20–150 Commis, wovon viele durch ihn reich wurden. Ungeachtet er durch
Kriege in Rußland und Spanien einen Verlust von 1,800,000 Fr. erlitt und
andere Schwierigkeiten zu überwinden hatte, als in Folge des Friedens von Paris 7

seiner Etablissements außerhalb Frankreich verlegt wurden, so konnte sein Credit nicht erschüttert werden; unter allen Finanzkrisen während und nach der Revolution wurden die Zahlungen seiner zahlreichen Handlungshäuser pünktlich und zu Stunde lang eingestellt. Und gewiß merkwürdig ist es, daß L., des unermesslichen Umfangs seiner Geschäfte ungeachtet, niemals Proceße gehabt hat. Als das Revolutionstribunal außer dem Gesetz erklärte, weil er in Sedan zur Rettung der Commissarien des Nationalconvents mitgewirkt hatte, und weil seine Freunde Lafayette die constitutionnelle Monarchie vertheidigen wollten, wurde er ins Ausland flüchten. Damals ohne Hoffnung, sein Vaterland je wieder zu sehen, schlug er dennoch die Aufforderung zur Errichtung von Manufacturen aus, die in England und den Niederlanden an ihn ergehen ließ. — Die politische Laufbahn L.'s war durch Einsicht, Energie und Rechtlichkeit bezeichnet. Als Mitglied der pariser Handelskammer und des Manufakturraths weigerte er sich, für ein Lebensjahr auf Lebenszeit und die Kaiserwürde zu stimmen. Den Bourbonen, verließ er mit ihnen (1815) Frankreich, indem er sein Privatvermögen als Opfer brachte. Seitdem übernahm er jede Stelle, welche die Regierung vertraute, ohne dadurch Vortheile für sich zu erlangen. Er wurde Oberbefehlshaber der Nationalgarde, Mitglied des Seine-Departementsraths, des Comité cantonal öffentlichen Unterrichts, des Municipalitätsraths etc. 1816 ward er Mitglied der Commission, welche eine neue Finanzordnung begründete. 1818 trat er in die Kammer und ward 1819 von den Wählern abermals gewählt. Seine Reden über das Wahlgesetz, das Budget, das Ministerium, die Gendarmen und Douanen, die ausländische Welle, die von der Kammer zum Druck bestimmt und bezeugen die Vielseitigkeit und den Umfang s. Kenntnisse. Als die in Paris angestellten Versuche zur Aufbebung des Getreides ungünstig ausfielen, ließ L. auf seinem Landgute Saint-Denis Versuche, welche er aus Italien, Spanien und der Barbarei erhaltenen ägyptischen Kornkeller (s. d.) anlegen; und diese haben mit geringen Aufwänden ihrem Zwecke vollkommen entsprochen. Außer den unzureichenden Theilen, welche durch L. der franz. Agricultur zugeslossen sind, verdankt die Einführung der Ziegen von Cashmire: ein Unternehmen, welchem Schwierigkeiten entgegenstanden. Von 1500 Ziegen, welche angekauft wurden, erreichten nur 256 i. J. 1819 die Grenzen Frankreichs; aber seitdem nicht nur zahlreich vermehrt, sondern ihre Race ist durch Kreuzung verbessert worden. — Nie hat Jemand so umfassende und glückliche Anwendung Smith's und Say's Grundsätze der Nationalökonomie gemacht als L. Er ist der Stütze einer glücklichen Familie, von s. Mitbürgern hoch verehrt, von Fremden zahlreich besucht, ist L. noch immer der unermüdet thätige Fortbildner seiner Schöpfungen. Von dem großen Vermögen, welches Fleiß ihm erworb, macht er den edelsten Gebrauch zur Aufrechterhaltung der Menschheit.

Terni, Stadt im Kirchenstaate (Delegation Spoleto), im Neraethale, der Geburtsort des Tacitus und der Kaiser Tacitus und berühmt durch Denkmäler aus der Römer Zeit, wo diese Colonie der Latiner (Interamna (sie liegt zwischen 2 Armen der Nera) hieß. 4 Meilen von Neri ist der 200 Fuß hohe Fall der Velino (in die Nera), bekannt als Caduta della Marmosa. Noch sieht man das Werk des berühmten Dentatus, der hier (270 v. Chr.) einen Marmorfelsen durchschneiden ließ, um die Sümpfe auszutrocknen und dem Velino einen freien Abfluß zu geben. Er ließ 1596 unter Fontana's Leitung den alten Canal des Curio's erweitern. In dem Garten des bischöflichen Palastes sieht man noch die Reste eines Amphitheaters und in der Kirche S. Salvador die Reste ei-

Die Stadt hat gegen 7000 E. und ein Jesuitencollegium, auch viel M. Bei Terni wurden die Neapolitaner von den Franzosen am 27. 1798 geschlagen.

Ternite (Wilhelm), k. preuß. Hofmaler, seit 1827 k. Galerieinspector der Sammlung in Sanssouci, aus Mecklenburg geb., studirte als k. preuß. in Rom und Italien, wo er sich der Unterstützung der Grafen v. Inhausen hatte. Er machte sich in Rom 1818 durch ein schönes Gemälde des Christus (nach Rafael), bekannt. Seine Zeichnungen der alt. des Johann von Giesole: Maria Krönung und die Wunder des heil. (in 15 Bl.), sind in Kupfer gestochen, mit dem Texte von A. W. v. (Paris 1817) erschienen. In Pompeji und Neapel entwarf E. treue der in Pompeji gefundenen alten Malereien (über 300 durchge-), und copirte 12 der besten alten Gemälde mit getreuer Wieder- und des Ausdrucks der altgriech. Meister, welche er nun in gestellt hat. 1827 malte er auf Befehl des Königs die verst. Königin in Lebensgröße.

Terpander, ein berühmter griech. Dichter und Tonkünstler, lebte wahr- die 30. Olymp., oder 650 v. Chr., und war aus Methymna oder auf Lesbos geb. Als Lacedämon durch innere Unruhen zerrüttet wurde, um das Orakel, wie sie gestillt werden könnten? und es rieth, den les- kommen zu lassen. Er kam, ließ f. von der Zither begleiteten Lieder Ruhe und Friede kehrten zurück. Die Melodien E.'s wurden in der griechischen genannt und dienten lange ganzen Völkern zum Muster. Um der Musik hatte er große Verdienste. Man sagt, daß er der vor- Lyra 3 neue Saiten hinzugefügt habe. Indessen schreiben andre diese Erfindung dem Orpheus, Amphion, ja selbst dem Apollo zu. Er war er der Erste, der in Lacedämon den Gebrauch der 7 Saiten ein- Unter allen ihm übrigens zugeschriebenen Erfindungen ist die der musikal- Schrift oder der Tonzeichen die wichtigste. Einige schreiben sie freilich dem jüngern Pythagoras zu; allein man hat Gründe, den E. für den Er- halten. Die Lacedämonier sangen f. Lieder bei ihren Gastmälern, und da- man ihm auch die Erfindung der Stalien (s. d.) zu.

Terpenthin. (terebinthina, franz. la térébenthine), ein dickes oder Harz, das hauptsächlich von den Terpenthinbäumen, die in Per- Indien, dem nördlichen Afrika und nach Einigen auch auf mehreren wild wachsen, gewonnen, und womit ein beträchtlicher Handel ge- wird. Der sciotische Terpenthin, von der Insel Scios, ist der beste, wird theils in der Türkei verbraucht. Nächst diesem schätzt man besonders cyprischen, venetianischen und französischen. Der canadische, u. d. canadischen Balsams bekannt, ist Dasselbe, was die Engländer un- Balsam von Gilead nennen. Der cyprische Terpenthin ist von zweierlei, von welchen die beste diejenige ist, welche durch Einschnitte in den Ter- gewonnen wird. Die schlechtere Sorte ist von den Bäumen bis auf brauntergelaufen und daher mit unreinen Theilen vermischt. Man bringt in irdenen Gefäßen, die 20 Pfund im Gewichte halten, in Handel. Gefäße werden in eine Kiste gepackt und so verschickt. Das Meiste nach Venedig, Marseille und England. Den sogen. venetianischen Terpenthin (den die Venetianer zuerst in Handel brachten) erhält man von den Lerchen- wenn man diese einige Fuß hoch angebohrt hat. Er kommt aus verschie- den Orten Italiens, dem Archipelagus, aus Tirol, dem Schwarzwalde, Thü- aus Frankreich und Amerika. Der französische Terpenthin ist weißlich und von harter, wird in Dauphiné, Forez und Morancin gewonnen, und eine

sind. Als samische, thetikleische Gefäße machten sie schon Prachtstücke des Antikens aus („Bentley opusc.“, S. 10). Runde Bildwerke und Reliefs in der Erde hat dafür Toscana und Rom desto mehr hergegeben. Diese Arbeiten, meistens von nicht sehr großer Ausdehnung, obgleich das Alterthum ganze Wandbilder und Sichelbilder aus terra cotta kannte (fastigia templorum fictilia), hat uns der Beweis für die Geschicklichkeit der officinae figulinae, die in Italien verbreitet waren. Die Arbeiten des Damophilus, Arcesilaus und des Hippias mögen uns in Nachbildungen unter den Überresten erhalten sein, seit dem Gr. Caylus eifriger in den Antikensammlungen zusammenbrachte. Er an Ort und Stelle zusammengebrachte des H. Charles Townley hat jetzt in den Schätzen des britischen Museums („Descr. of the collection of ancient terracottas in the Br. Museum, with 39 engrav.“, London 1810, Pl. I); eine andre, die Serour d'Agincourt vereinigte, hinterließ der ehrwürdige Papst der vaticanischen Sammlung („Recueil de fragmens de sculpture antique en terre cuite par M. Seroux d'Agincourt“, Paris 1814, 4.). Doch frühere Werke waren Reliefs, die zu Velletri zu Tage gekommen waren, in einer Schrift zusammengestellt worden („Bassirilievi Volsci in terra cotta“, Rom 1785, Fol.). Genauere Untersuchung der Überreste hat besonders bei uns die Mannigfaltigkeit der Anwendung dieses Materials bemerken lassen, wo unsere Technik noch manches Belehrende zeigen könnte. Man unterscheidet trockene Werke, einfach gebrannte, dann gebrannte mit aufgesetzten nicht fixirten Farben; gefirniste Arbeiten mit eingebrannten Farben; eine Mischung, wo die Farben zum Theil fest, zum Theil bloß aufgemalt sind; endlich, als kostbarste Art, Arbeiten mit reicher Vergoldung: alle in Rücksicht auf die Ausführung unter sich von der verschiedenartigsten Feinheit. Manches, was uns zu Gebote steht, mögen nur Modelle und Abgüsse (typi, protypa, ectypa) sein. Für die Geschichte dieses Kunstzweiges und ergiebig sind die Forschungen des Büsching gewesen, der die Spuren desselben im Mittelalter verfolgte, und der selbst, durch das Denkmal des Herzogs Heinrich IV. (des Minnefeindes) in der Kreuzkirche zu Breslau einen Beweis für dessen glückliche Übung lieferte. In einem eignen Prachtwerke hat es Büsching auch andern dahin gehörigen Überresten erläutert. 19.

Terra firma, festes Land, im Gegensatz der Inseln: eine Benennung, die 2 verschiedenen Landstrichen gegeben wurde. In Italien heißen Terra firma oder il dominio Veneto alle Landschaften auf dem festen Lande Italiens, die der Herrschaft der Venetianer anerkannten. Es gehörten dazu: das Herzogthum Venedig (vgl. d.), die venetianische Lombardie, die tarviser Mark, das Herzogthum Triaul und Istrien. Terra firma, eigentlich span. Tierra firme, feste Land (zum Unterschiede der schon früher entdeckten Inseln), oder Neuland, hieß eine große Landschaft in Südamerika, welche an das Mar del Nord, Peru, das Amazonenland, an das Mar del Sud und die Landenge von Panama lag. Die Spanier besaßen darin: Neuandalusien oder Paria, Venezuela, Rio de Hacha, St. Martha, Carthagena, Terra firma im engeren Verstande, Poona und Neugranada. Zu dieser Terra firma hatten die Spanier noch ihren Antheil an Guyana gefügt und aus dem Ganzen das Vicekönigreich Neugranada gebildet. Im engeren Sinne begreift Tierra firme die Landenge bis nach Panama zwischen dem Meerbusen von Darien am Nordmeer und der Bai von Panama am Südmeer. (S. Südamerika.)

Terrainlehre. Terrain ist ein Kunstwort der Kriegssprache, die mit demselben die natürliche Beschaffenheit der Landstrecke bezeichnet, wo eine kriegerische Thätigkeit oder Übung stattfindet. Der Ausdruck umfaßt demnach alle Geographischen. Siebente Aufl. Bd. XI.

genstände der Erdoberfläche, welche auf Stellung, Bewegung und Truppen Einfluß haben können. Man nennt große, kahle Felder, Wiesen und Sumpfflächen: ebenes, und wenn sie durch Gräben, Hecken, Tiefwege, Engpässe, Gewässer, Gebäude u. dgl. unterbrochen sind: durchbrochenes Terrain. Man unterscheidet offenes Terrain, wo Nichts die Stellung und Bewegung hemmt, und schwieriges, verwickeltes (gebirgiges, bewaldigtes, sumpfiges) Terrain, wo eine Menge Gegenstände vorhanden sind, die die Umsicht und Wirksamkeit beschränken. Hiernach ergibt sich der Begriff der Terrainkunde oder Terrainkenntniß von selbst. Sie zerfällt in die gemeine und in die besondere. Die erstere beruht auf der natürlichen oder physischen Erdbeschreibung und besteht in der Bekanntschaft mit der Natur und dem Charakter solcher Erdgegenstände, welche Bezug auf den Krieg haben, der natürlichen Beschaffenheit der Gegenden und Länder überhaupt. Es ist im Grunde Das, was Einige Militairgeographie nennen. Man pflegt dabei die Betrachtungen über die Geseze und Formen vorausgehen zu lassen, wo die Natur bei ihren Bildungen zu folgen scheint. Die allgemeine Terrainkenntniß soll sich vorläufig erlernen, nicht so die besondere. Diese fodert die genaueste Bekanntschaft mit dem jedesmaligen Kriegsschauplatze, der jedesmaligen Kampfsituation, Beziehung auf gewisse Zwecke, und kann nur durch eigne Ansicht, Unternehmung und Übung des Blicks erworben werden. Da das Terrain in steten Veränderungen zur kriegerischen Wirksamkeit steht, so ist die Fertigkeit, ein Terrain richtig zu erkennen und zu würdigen, ein eigentliches Felbherrntalent und ein notwendiges Erfoderniß für jeden Anführer, dessen Versäumung fast allemal verhängnißvolle Folgen hat. Charten, Plane und Reliefs erleichtern die Terrainkenntniß, reichen aber allein nie zu, um so weniger, wenn man sich auf die Fertigkeit nicht ganz verlassen kann. — Terrainlehre begreift nicht allein die Terrainkunde, sondern auch die Kunst, wie ein Terrain überhaupt und in einzelnen Theilen für kriegerische Absichten zu benutzen ist, mithin einen Haupttheil der Kriegskunst. Es liegt am Tage, wie beschränkt hier die Theorie, und wie wenig die bloßen Combinationen Genie und Übung des Auges immer die Hauptrolle spielen wird. Man erwarte und verlange daher von Lehrbüchern über diesen Gegenstand nichts Unmögliches. Sie enthalten auch in der That meist nur weit ausgebreitete geologische und geognestische Betrachtungen, oder was man schon 100 Mal in der physikalischen Theil der Erdbeschreibung angetroffen, höchstens einige aus der Erfahrung abgezogene Regeln und Beispiele als Recepte für diese oder jene Anwendung im Allgemeinen. Was sie wenigstens enthalten sollten, z. B. Anzeichen, Wahres vom Schein zu unterscheiden, gegründet auf die Art und Weise der Naturgegenstände von dieser oder jener Seite, unter verschiedener Beleuchtung dieser oder jener Jahres- oder Tageszeit, aus der Ferne betrachtet, ins Auge gefaßt, die mancherlei Merkmale, aus sichtbaren Erscheinungen auf die Beschaffenheit der Gegenstände, die dem Blicke entzogen sind, zu schließen, Rathschläge, die vortheilhaftesten Standpunkte zur Übersicht eines Terrains auszuwählen, Beispiele von Vortheilen und Nachtheilen, wie Terraingegenstände glücklich benutzen können, und von Nachtheilen, welche Täuschungen oder falsche Beurtheilungen vorbrachten u. dgl. m.: das findet man selten oder gar nicht. Inwiefern v. Wackerfeldt's „Allgemeine Terrainlehre“ den möglichen Forderungen in dieser Hinsicht entsprechen werde (Wien, bei Tendler und v. Manstein), darüber ist zur Zeit, besonders bei dem weit umfassenden Plane des Werks, keine Gewißheit zu entscheiden.

Terra sigillata, s. Siegelerde.

Terrasse, in der Gartenkunst, eine allmählig aufsteigende Erdoberfläche, die oft noch künstlich mit Steinen, Rasen, Blumen u. dgl. gefast ist. —

bezeichnet man damit ein großes Stück Erdreich, woraus der Vordergrund des Landes besteht.

Terroray (Joseph Marie), ein berühmter franz. Finanzminister, geb. 1715 in der Stadt Boen, widmete sich dem geistlichen Stande, ward Abbé, Beisitzer der geistlichen Bank des pariser Parlaments, schmeichelte sich bei Hofe ein und in den letzten Tagen der Regierung Ludwigs XV. Finanzminister. Da ein solches Deficit vorfand, so erlaubte er sich die schändlichsten Mittel, um Geld zu beschaffen, und gestand sogar öffentlich, er habe sein Amt nur, um zu rauben, und sich in dieser Kunst auszeichne. Er erfand neue Abgaben, hob die Gnaden an, welche die Hülfbedürftigen bis dahin genossen hatten, und setzte dadurch Menschen in die verzweifelnste Lage. Überdies verspottete er noch die Armen, die sich an ihn wandten. Ludwig XVI. entfernte diesen abscheulichen Minister (1775), und eine schreckliche Krankheit, die Folge der Ausschweifungen, die er ohne Scham überließ, endete 1778 sein Leben. Er war der Gegenstand der Verwünschungen, und Niemand dankte es ihm, daß er die Finanzen in einige Ordnung gebracht hatte, denn er verhinderte dadurch nicht, die ungeheuren Summen von den Höflingen auf der andern Seite wieder verschwenderisch zu verschwenden.

Terre neuve, s. Neufundland.

Territion, s. Tortur.

Territorialpolitik und Territoriaausgleichungen. Die Zerstückelung des deutschen Reichs in eine Menge landesherrlicher Gebiete (s. Reichsfriede) hatte zur Folge, daß jeder Landesherr in seinem Lande unabhängig zu betrachten anfing, und wenn nur einigermaßen die auswärtigen Verhältnisse ihn begünstigten, sein Gebiet zu vergrößern suchte. So geschah es, daß einzelne deutsche Fürsten in die Reihe europäischer Mächte vom zweiten und dritten Range eintraten und ihre Politik mit dem System einer europ. Hauptmacht verglichen, was sie dem deutschen Reiche und ihren Mitständen entfremdete, öfter zu feindseligen Reibungen brachte. Zwar hielt das Reich noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts zusammen, weil eine gesunde Politik den ersten deutschen Mächten, Friedrich II., in der Erhaltung desselben die eigne Sicherheit zeigte; der Zusammenhang war locker, und die Verbindung Oesterreichs mit Italiens, mit Polen und Hanovers mit England zu sehr in das politische Schicksal von Europa verwebt, als daß das deutsche Reich bei andringender Gefahr in Europa seinen eignen politischen Schwerpunkt hätte behaupten können. Schon diese Schwäche des Ganzen mußte jeden einzelnen deutschen Landesherrn bewegen, seine volle Aufmerksamkeit auf Erhaltung und Wohlfahrt seines Landes und Landes vorzugsweise zu richten. Das System nun, welches er in Hinsicht auf das Reich und auf Europa, sowie in Hinsicht auf seine Nachbarn sowohl im Innern als in den äußern Angelegenheiten seines Landes beobachtete, nannte man Territorialpolitik. Sie suchte, wenn es nicht anders sein konnte, ihren Zweck auf Kosten des Ganzen oder des Schwächern zu erreichen. Dies zeigte sich im westfälischen Frieden; dann wußte vorzüglich das Cabinet Ludwigs XIV. die Territorialpolitik der deutschen Höfe für seine Zwecke zu benutzen. Endlich gab die erste französische Revolution, dann der zu Campo-Formio, den deutschen Fürsten auf dem Congress die Überzeugung, daß, sowie die mächtigsten deutschen Staaten nur für ihren Vortheil mit Zustimmung Frankreichs zu sorgen bedacht gewesen waren, ihnen gleichfalls nunmehr Nichts übrig sei als ebenso zu handeln. Seitdem begann nach dem luneviller Frieden jener statistische Seelenhandel mehrerer deutschen Höfe mit Talleyrand zu Paris, der durch den Reichsdeputationsrecess in die Art von publicistischer Form gebracht wurde. Als nachher (1805) die Triple-Allianz Oesterreichs, Englands und Rußlands die süddeutschen Fürsten gewissermaßen

in Napoleons Arme stieß, erfolgte ein neuer Länderhandel durch das Me im Rheinbunde. Dieser dauerte fort, bis der Umsturz der alten und der neuen Ordnung in Europa und Deutschland die Ausgleichung der Länder aller Betheiligten durch Tausche, Mediatifirung, Theilungen &c. zur Haupt des wiener Congresses machte. Aber kaum war diese Ausgleichung gesch der pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 neue Tausche, Theilungen und berichtigungen zur Folge hatte. Es ist hier nicht der Ort, jede Quadr und Seelenabschätzung, wie sie nach den Forderungen der Territorialpoliti schiedenen deutschen Staaten ausgeführt wurde, einzeln anzugeben. Wir nur, daß man dabei, wo nicht gerechte Entschädigungsansprüche und vo Verträge das Geschäft bedingten, von dem Grundsätze ausging, Aufop an Landgebiet nur dann zu verlangen, wenn die Wohlfahrt des ganzen diese nöthig machte; übrigens nahm man auf Lage (Contiguität), finanz militairische Verhältnisse bei den Länderausgleichungen Rücksicht; doch w für das Ganze solche Einrichtungen treffen, daß dadurch die Einheit und V der Nation mehr befestigt und begründet, die ehemalige Zerspaltung de durch das Territorialinteresse aber so viel als möglich vermieden würde. I Sinne erklärten sich 1815 Osterreich, Preußen und Hanover. Gleichwe nicht vermieden werden, daß auch kleine Bezirke in verschiedene Theile zerr diesem oder jenem, oft durch mehrere andre Staaten weit davon entfernte te zugetheilt wurden, was künftig noch mehrere Ausgleichungen und T Folge haben wird. Daß es dabei vielfache Territorialstreitigkeiten geben liegt in der Sache. Wir gedenken hier nur eines Beispiels statt aller, des v 10 Jahren entschiedenen und neuerdings aus andern Ansprüchen wieder en nen Territorialstreits zwischen Baiern und Baden. Das Ganze ist die hbe reiche Geschichte eines staatsrechtlichen diplomatischen Processes, in wel Souverain an die öffentliche Meinung appellirte und den Proceß gewann. Zwist ging von dem zwischen Osterreich und Baiern zu Nied d. 8. Oct. 1813 seitig über das Interesse eines Dritten — abgeschlossenen Vertrage aus. als sich Baiern durch jenen Vertrag mit Osterreich (noch vor der Schlacht bei dem großen Bunde zur Befreiung Europas angeschlossen, bedingte es zugleich in geheimen Artikeln gewisse Vortheile in Bezug auf seine Territorialpoliti Osterreich übernahm die Zusage der übrigen Bundesmächte. Der 2. geh. stimmte nämlich eine Osterreich und Baiern angemessene Militairlinie; im willigte Baiern in die Abtretung von Ländereien, die zu der neuen Grenzabi Osterreichs erforderlich sein könnten, und begnügte sich mit der allgemeinen rung einer vollen Entschädigung. Dagegen versprach Osterreich im 3. Art. verwenden und nöthigenfalls alle seine Streitkräfte aufzubieten, um dem von Baiern eine vollkommene, auf die geographischen, statistischen und fin Verhältnisse berechnete, dem Königreiche wohlgelegene und mit demselben i brochen zusammenhängende Entschädigung zu verschaffen. Späterhin wur temberg in dem Vertrage vom 2. Nov. 1813 (also nach der Schlacht bei die Verbindlichkeit zu allen Länderabtretungen auferlegt, welche die geograp militairischen und politischen Verhältnisse der deutschen Staaten erheischen n Auch Baden mußte den 20. Nov. in alle Abtretungen willigen, welche die gung und Erhaltung von Deutschlands Macht und Unabhängigkeit erfordern. Hierauf schloß Baiern mit Osterreich zu Paris den geh. Vertrag vom 6. Juni wonach Baiern an Osterreich Tirol und Vorarlberg sofort abtrat, Salzburg a das Inn- und Hausrußviertel noch abtreten sollte und dafür Würzbu Aschaffenburg erhielt; Osterreich hingegen versprach abermals, sich zu ver daß nicht nur Mainz, sondern auch möglichst ausgedehnte Besitzungen an linken Rheinufer, sowie die alte Rheinpfalz, an Baiern abgetreten, und daß

Baden, Darmstadt und Nassau bewogen werden sollten, die wegen Her-
mittelbarer Verbindungen erforderlichen Gebietstheile abzutreten. (Vgl.
„Hist. des traités de paix“, 10. und 11. Bd.) In diesem Sinne
die Gesandten von Osterreich, Rußland, Preußen und Baiern, ohne Mit-
theilung und Einwilligung Badens — welches vielmehr sich dagegen verwahrte —
den übrigen deutschen Fürsten, welche Länder abtreten sollten, einen Vertrag zu
den 23. April 1815, nach welchem Baden den Main- und Tauberkreis, so-
wie die Rheinpfalz, an Baiern und andre Landestheile an Württemberg abge-
treten, aber am linken Rheinufer entschädigt werden sollte. Dieser Vertrag
wurde von den hohen Mächten nicht vollzogen. Gleichwol enthielt das (ebenfalls
Badens Mitwirkung abgefaßte) Wiener Protokoll vom 3. Nov. 1815 ähnliche
Verpflichtungen für Baden, und den obigen für Osterreich bestimmten Aus-
gleichsgegenständen kam noch das Breisgau hinzu. Im pariser Protokoll vom
30. Sept. 1815 wurden die übrigen Abtretungen Baierns an Osterreich nochmals
bestätigt, und sodann ein gegenseitiger Cessions- und Grenzvertrag den 14. April
in München zwischen Osterreich und Baiern abgeschlossen, der die Territorial-
verhältnisse beider Staaten ordnete. Die Entschädigung wegen des nicht geleisteten
Anschlusses der Länder sollte nach diesem Vertrage in Frankfurt ausgemacht
werden, und in geheimen Artikeln verbürgte Osterreich für sich und seine Verbünde-
ten König von Baiern und dessen Erben den Heimfall der Rheinpfalz mit
1806, wenn die gerade und männliche Linie des Großherzogs von Baden
ausstirbt; der 2., 3. und 4. geh. Art. bestimmten als Entschädigung für
den Verlust der Rheinpfalz eine von Osterreich zu leistende Summe von 100,000 Silb.
so lange, bis der badische Main- und Tauberkreis (95,000 E.) nach dem Aussterben der geraden und
männlichen Linie des regierenden Großherzogs wirklich an Baiern fiele, was Ost-
reich in Frankfurt durchzusetzen versprach. Dagegen bewies Baden, daß alle diese
Abtretungen von Osterreich und Baiern über die Länder eines Dritten, ohne Zu-
stimmung dieses Dritten, nur einseitig und für denselben nicht verpflichtend seien,
daß Baden wegen seiner Entschädigung sich einzig an den versprechenden und
verpflichteten Theil, also an Osterreich, zu halten habe. Von Baden seien in
den Wiener Verträgen vom 20. Nov. 1813 nur solche Abtretungen in einem ge-
heimen Artikel versprochen worden, qu'exigeront les arrangements futurs en
considération, calculés pour le maintien de la force et de l'indépendance de ce
royaume. Im 4. Art. habe man dem Großherzog seine Souveraineté und seine Ver-
bündnisse verbürgt. Auch nach dem zweiten Beitrittsvertrage Badens vom 12. Mai
1816 solle der politische Bestand des Großherzogthums Baden unangetastet blei-
ben. Dies widersprächen jene Verträge Osterreichs mit Baiern der deutschen
Politik, nach welcher die deutschen Bundesstaaten sich gegenseitig über ihre
Territorien, unter dem Bunde begriffenen Besitzungen Gewähr leisten. Man sah,
daß die sich selbst widersprechende Freigebigkeit der Diplomatie mit Verbürgun-
gen von Abtretungen, mit Entschädigungen und Versprechungen, bald in geheimen,
bald in öffentlichen Verträgen geführt hatte. Alles kam auf die leicht zu entschei-
dende Frage an, ob ohne Baierns Vergrößerung durch eine badische Ländermasse
von 260,000 Einwo. die Behauptung der Unabhängigkeit des deutschen Staats
gefährdet, und ob im Gegentheil Osterreich allein, ohne daß ein Dritter die
Lasten davon hergäbe, Baiern zu entschädigen verpflichtet sei? Daß Baden von
1792—1815 sich von 240,000 auf 1 Mill., Baiern von 2½ auf 3½ Mill. Einwo.
vergrößert, jenes also in einer Zeit von 10 Jahren sich vervierfacht, dieses nur einen
Theil von 2 Fünftheilen seiner frühern Bevölkerung erhalten hatte, konnte an
sich Grund sein, Baden zu Länderabtretungen zu nöthigen. Indes war es klar,
daß Baden selbst durch jene Vergrößerung nicht so stark geworden sei, um Frank-

reichs unmittelbarem Angriffe einen Damm entgegenzusetzen. Allein der Bund kann und soll ja so wenig durch Baden als durch Baiern allein in seiner abhängigkeit geschützt werden; sondern durch die zweckmäßig organisirte Einzelnen, durch die noch zu bauenden Bundesfestungen (wo Baiern gerade Urm die meisten aus seiner Territorialpolitik entspringenden Schwierigkeiten) und durch das deutsche Bundesheer! Der wiener Congress hatte freilich mit den einzelnen Forderungen der Territorialpolitik sich vorzugsweise befaßt; die organische Befestigung des Ganzen in wesentlichen Punkten aus dem Ausfließen; erst 1819 fanden dies die Diplomaten selbst und traten im Nov. 1819 in Wien zusammen, um das Verfehlte wieder gutzumachen. Jener Streitsachen Baden und Baden nahm bald einen sehr ernsthaften Charakter an. Großherzog von Baden erklärte den 4. Oct. 1817 sein ganzes Gebiet, das alte und das neue, wie es dormalen bestand, für ein auf alle künftige Zeiten unteilbares und unveräußerliches Ganzes, und zur Nachfolge in dasselbe die von dem Großvater, in einer Ehe zur linken Hand erzeugten und zu Markgrafen von Baden erhobenen Grafen v. Hochberg für berechtigt; darauf erschien in der „Badenburger Zeitung“ (März 1818) ein Schreiben des Großherzogs von Baden an den König von Baiern und des Letztern Antwort. Der Großherzog berief sich auf die öffentliche Meinung; und diese Meinung war allerdings für ihn. Doch sagte ihm sein richtiges Gefühl, daß der Thron am festesten durch die Einheit mit dem Volke gestützt werde; darum stellte er seinem Volke die von dem Kaiser mit Dank und Freude empfangene Verfassungsurkunde vom 22. Aug. 1818 vor, welche jene Declaration vom 4. Oct. 1817 als Bestandtheil enthält. Der Kaiser war mit dieser Verfassung so zufrieden, daß selbst die Pfälzer von ganzem Baden wurden. Nun erschienen Schriften von beiden Theilen, um die öffentliche Meinung aufzuklären, u. a. 1) von Bignon: „Coup d'oeil sur les démarches de la Bavière et de Bade“; 2) „Baden und Baiern“; 3) „Aktenstücke zur Beilegung der badenschen Territorialfrage“ (für Baiern, aus officieller Feder, Berlin 1818); 4) des Prof. von Moshamm „Freimüthige Betrachtungen über die badensche Territorialangelegenheit“. Unterdessen ward die Ausgleichung der verschiedenen Länderansprüche an eine in Frankfurt niedergesetzte Territorialcommission verwiesen, zu der die 4 Hauptmächte ihre Gesandten ernannten. Auch die Zeit der Congress zu Aachen. Baden mußte nach dem bisherigen diplomatischen Verhandlung allerdings fürchten, daß die Cabinete ihm nicht zu sein möchten. Es beschloß also, auf diplomatisch-militärische Weise jeder Bedenken nahen Todesfalle des kranken Großherzogs, der keine männliche Nachkommen hatte, wahrscheinlichen) vorläufigen militärischen Besetzung seiner von Baiern Anspruch genommenen Provinzen zuvorzukommen, und bot seine Linientrupps mit der Landwehr auf, zusammen 30,000 Mann, welche die Grenzen besetzten. Das Volk griff freudig zu den Waffen. Dieser auffallende Schritt war klug bedacht. Der heilige Bund konnte unmöglich einen Arrondierungskrieg mitten in Deutschland gutheißern, welchen die öffentliche Meinung schon im voraus für unzulässig erklärt hatte. Oesterreichs diplomatische Verwendung für Baiern konnte in Aachen nicht Eingang finden; auch gab es manche Territorialfrage in Polen anderwärts, die Oesterreich beunruhigen mochte. Darum ward der badische Territorialstreit an die Commission in Frankfurt verwiesen. Bald darauf starb (Sept. 1818) der Großherzog, sein Oheim Ludwig folgte ihm, der badische Landtag wurde eröffnet (April 1819), und den 10. Juli 1819 ward zu Frankfurt im Namen der 4 großen Mächte ein Vertrag (es war die letzte Handlung der Territorialcommission, welche sich nun auflöste; s. den Recès général de la commission territoriale rassemblée à Francfort, 20 juill. 1819, im „Journ. de France“ 1820, Nr. 13, 14 fg.) mit Baden abgeschlossen, nach welchem Baden von

die Herrschaft Hohen-Geroldseck (24 □ M., mit 4500 E.) in der Ortenau er-
 gegen einen verhältnißmäßigen Theil des Amtes Werthheim an Östreich
 alle fremde Ansprüche auf die Pfalz und den Breisgau sollten abgethan,
 Herzogthum demnach überhaupt in seiner Integrität garantirt und die
 der Grafen v. Hochberg von den großen Mächten anerkannt sein. Jene
 von Hohen-Geroldseck an Baden erfolgte den 4. Oct.; dafür trat Ba-
 den 2. Oct. das Amt Steinfeld (5800 E.) an Östreich, dieses aber dasselbe an
 Baiern erhielt überdies eine Militärstraße, um mit seinen überheini-
 in Verbindung zu bleiben, und von Östreich eine ewige Rente von
 100,000 Gldn. Nach des Königs Max. von Baiern Tode aber wurden von
 Schritte gethan, die sich auf alte Forderungen bezogen. Es verlangte näm-
 von Baden an Frankreich 1801 abgetretenen Theil der Grafschaft
 (jetzt preussisch), auf welche Baiern das Privatrecht der Erbfolge hatte,
 entschädigt zu werden, weil jenes Erbrecht 1803 auf die an Ba-
 Länderentschädigung übertragen worden sei. Hierauf erschien eine
 Erörterung dieser 12jährigen Streitfrage zwischen Baden und
 in der Schrift: „über die Ansprüche der Krone Baiern an Landestheile des
 Badens mit Beilagen“ (von einem badischen Staatsdiener,
 1827). Seitdem sind mehrer Streitschriften gefolgt, die Frage selbst aber
 nicht erledigt. K.

Territorialsystem der Kirche, s. Kirche.

Terrorismus, oder Schreckenssystem, war das im Laufe der franz. Re-
 von Marat und Robespierre (s. d.) zu Anfange des März 1793
 gebrachte tyrannische System, unter dem Vorwande des allgemei-
 jeden einzelnen Staatsbürger von Frankreich in der beständigen Furcht
 in jedem Augenblicke sein Vermögen, seine Freiheit und sein Leben
 Es scheint unbegreiflich, wie ein Volk, das schon einige Jahre für
 gekämpft, und sogar die durch die erste Constitution (v. 14. Sept.
 Monarchie nicht ertragen hatte, sich diesem System unter-
 konnte. Allein die gesetzliche Ordnung und das alte Ansehen der pariser
 war durch die formwidrige Ernennung derselben erschüttert, und
 Gemeindeverwaltung, welche sich am 10. Aug. 1792 eigenmächtig einge-
 verbreitete sich die Herrschaft der Terroristen durch ganz Frankreich.
 war es natürlich, daß bei der seit dem Ausbruche der Revolution immer
 Moralität die große Anzahl von Menschen, die entweder von je-
 Armuth geschwächt, oder ihr Vermögen verschwelt hatten — eine Classe
 Nationen, die jetzt die Oberhand hatte — diesem System anhängen mußte,
 wohlhabenden Mann der Willkür Desjenigen preisgab, dem nach des-
 gelieferte. Es bedurfte nur der leeren Anschuldigungen: daß der Be-
 Theil an einer Verschwörung gegen den Staat habe, um sich seiner Per-
 zu bemächtigen, und es konnte kaum fehlen, daß selbst der redlichste Mann
 wenigstens einiger Äußerungen des Mißvergnügens über die damalige Lage
 tracht, allenfalls durch einige ihm übelwollende Personen, die als Zeugen
 ihn auftraten, hätte überführt werden können. Schon dies war Grund
 zu seiner Verurtheilung, welche zugleich der Folge (vielmehr der eigentlichen
 derselben, der Eingiehung seines Vermögens, einen rechtlichen Schein
 Als wenige Wochen nach der Begründung dieses empörenden Systems durch
 Revolution vom 31. Mai 1793 selbst die gemäßigte Partei des Nationalcon-
 gestürzt und späterhin unter der Guillotine gefallen war (s. Girondisten);
 Robespierre das Heft der Regierung an sich gerissen hatte, mußte jenes fürch-
 System immer festern Fuß fassen, da dieser Tyrann und seine Anhänger
 dasselbe, durch anbefohlenen Mord und Plünderung ihr eignes Dasein zu

sichern suchten, ja sogar in ihm die Mittel fanden, den gerade in diesem nicht glücklich geführten Krieg gegen Frankreich innere und äußere Feinde nachdrücklicher fortzusetzen. Indes mußte ein Registrator des Wohlfahrtsausschusses (vgl. d.), Charles de la Bassière, durch Vernichtung der Anklagen eine Menge Verhafteter der Verurtheilung zu entziehen. Erst mit der Revolution vom 9. Thermidor (27. Juli 1794), oder mit Robespierre's Sturz und Hinrichtung, nahm dieses System sein Ende, und von jetzt an, besonders seit 1. Aug. 1794, trat an die Stelle des Schreckenssystems das System des Mäßigkeitismus oder der gemäßigten Grundsätze.

Tertiärer, s. Orden (geistliche).

Tertie. 1) Der 60. Theil einer Secunde. 2) Auch ein musikalisches Intervall oder der dritte Ton von einem angenommenen Grundton aufwärts gerechnet. Sie ist groß, wenn sie aus 2 großen Tonstufen besteht, z. B. c - e; klein, wenn sie aus einer großen und einer kleinen Tonstufe besteht, z. B. c - es; vermindert, wenn sie 2 große und eine kleine Stufe enthält, z. B. c - eis; vermehrt, wenn sie 2 kleine Tonstufen umfaßt, z. B. c - eses. Vorzugsweise nennt man Tert den dritten Ton in der diatonischen Tonleiter; sie ist consonirend.

Tertullianus, Quintus Septimius Florens), ein berühmter und älteste lateinische Kirchenlehrer. Sohn eines Hauptmanns zu Carthago, welcher dem Heidenthum zugethan und trieb anfangs die Geschäfte eines Sachwalters (wofür man noch sehr zweifelt, ob der als Jurist so berühmte Tertullianus derselbe sei, wenigstens will man, nach der Verschiedenheit des Styls, diesen für einen Andern halten). Durch die Standhaftigkeit der damaligen Märtyrer wurden ihm die Augen aufgethan, und er ward ein Christ (ungefähr im J. Chr. 185) und zugleich ein eifriger Verteidiger des Christenthums. Seine große Gelehrsamkeit und Tugenden erhoben ihn bald zum Priester. Bei der heftigsten Christenverfolgung unter dem Kaiser Severus (192 — 211) schrieb er die berühmte Apologie für Christen (deutsch herausgeg. v. Kleuker), die durch die Lebhaftigkeit und Scharfsinnigkeit, die überhaupt aus allen s. Schriften hervorleuchtet, Beruhigung einflößt, wenn auch seine Sprache etwas hart und dunkel ist. Er vertrat die Philosophie als Erfindung des Teufels und Quelle der Ketzereien. Ein Mann, der zu einer strengen Lebensart gewöhnt und den verderbten Sitten der römischen Geistlichkeit feind war, wendete er sich mehr auf die Seite des Arianismus, eines Schülers des Montanus, dessen strenge Lehre seiner Neigung entsprach, und ward noch eifriger Montanist, als man ihn deshalb zu Rom excommunicirte. Freilich that dies der Kirche vielen Schaden, obgleich man bei der Klugheit und Einsicht dieses großen Mannes voraussetzen kann, daß er den Irrthum der Lehren des Montanus nicht durchaus beigegeben habe, sondern mehr von den Arianisten getäuscht worden sei. Ob er noch vor seinem Tode, welches im J. 220 bei hohem Alter erfolgte, mit der Kirche wieder ausgesöhnt worden, läßt sich gewiß bestimmen. Die Schriften des Tertullian, polemischen, apologetischen und disciplinarischen Inhalts, sind für die Kirchengeschichte wichtig. Sie zuerst von B. Rhemanus 1521, dann von M. Rigaltius (Paris 1675), zuletzt von Jo. Sal. Semler (Halle 1770, in 6 Bdn.) herausgegeben worden. Seine Anhänger, die Tertullianisten, waren zur Zeit des heil. Augustin, ebenso wie Cyprianus und Hieronymus den Arianern angelegentlich vertheidigte, erfolglos. Übrigens muß man diesen Tertullianus auch nicht mit einem Heiligen M. verwechseln, welcher im J. 360 den Märtyrertod litt.

Terzett (ital. terzetto), ein Gesangsstück mit 3 Hauptstimmen und Begleitung; zuweilen wird auch so ein dreistimmiger Vocalsatz ohne Begleitung genannt. In beiden Fällen tritt der dreistimmige Satz (s. d.), nur mehr oder weniger hervor. Das Terzett kann übrigens für 3 gleiche oder für verschiedene Stimmen

beschrieben sein. Das vollkommenste Verhältniß ist, wenn es für Sopran, Alt und Bass gesetzt worden, weil diese Stimmen in gleichen Verhältnissen von einander absteigen. Instrumentalstücke für 3 Stimmen nennt man gewöhnlich Trios.

Teschén, die Hauptst. des Fürstenthums gl. N. im östr. Schlesien, von welchem seit 1766 der mit einer Erzherzogin von Oesterreich vermählte gewesene und am 10. Febr. 1822 verst. sächsische Prinz Albert (s. d.) den Titel als Herzog von Teschen führte. Das Fürstenthum Teschen (44 □ M.) gehört jetzt zu Oesterreich, dem Erzherzoge Karl. Die Hauptst. Teschen hat 5400 Einw., lateinisch u. kath. Gymnasien, ein Museum und einige Fabriken.

Teschener Friede v. 13. Mai 1779, zwischen der Kaiserin-Königin Maria Theresia und dem König von Preußen Friedrich II. — Mit dem Tode des Maximilian von Baiern, Maximilian Joseph (30. Dec. 1777), war die jüngere bayerisch-palatinische Linie des Hauses Wittelsbach erloschen, welche seit 150 Jahren in Deutschland eine (zum Theil von Frankreich geleitete) wichtige Rolle gespielt hatte. Nach dem Staats- und Lehnrechte und nach den Hausverträgen war, nach der Agnat, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, das Haupt der bayerisch-palatinischen Linie, der Nachfolger. Gleichwol nahmen der Kaiser Friedrich II., mehrere mit Baiern vereinigte Reichslehen, die Kaiserin-Königin Maria Theresia einige ehemals böhmische Lehen und andre Landestheile von Baiern, die Kurfürstin von Sachsen, als Allodialerbin, verschiedene angebliche Lehen, Lehen und Capitalien, und der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, Maximilian vom Kaiser Maximilian 1502 seinem Hause darauf erteilten Anwartschaft, die Landgraffschaft Leuchtenburg in Anspruch. Oesterreich ließ sofort nach dem Tode des Kurfürsten jene Provinzen (fast das halbe Baiern, 234 □ M.) an sich nehmen, und der Kurfürst von der Pfalz, welcher keine gesetzliche Nachkommen hatte, erklärte in einem zu Wien d. 3. Jan. 1778 abgeschlossenen Vergleiche die Ungültigkeit der Forderungen des wiener Hofes an, obgleich er, theils überhaupt, theils nach Familienverträgen mit den Agnaten des Hauses, nicht zu solchen Verträgen berechtigt, und jener Vertrag, ohne die Zustimmung des nächsten Agnaten, Karls II., Herzogs von Zweibrücken, des Hauptes des birkensfeldischen und des Hauptes des fulzbachischen Astes, welcher mit Karl Theodor ausstarb, ungültig war. Das Verfahren des wiener Hofes erregte daher allgemeinen Unwillen. Friedrich II. sah die deutsche Reichsverfassung und mit dieser das bestehende Gleichgewicht und die Sicherheit der preuß. Monarchie bedroht. Er sandte deshalb insbesondere den Grafen v. Görz an den Herzog von Zweibrücken nach München, worin dieser Preußens Schutz vertrauend, durch eine dem Reichstage d. 16. März bezogene Erklärung seine Rechte verwahrte. Da nun Frankreich, anstatt die Oesterreich geforderte Hülfe zu leisten, bloß die Rolle eines Vermittlers übernahm, und auch Rußland sich auf preuß. Seite neigte, so versuchte Friedrich erst den diplomatischen Weg, um Oesterreich von der Ungültigkeit seines Verfahrens zu überzeugen; allein vergeblich. Zwar wollte Maria Theresia so wenig den Krieg, als Friedrich, und ließ ihm sogar durch den Baron v. Thugut sagen: „sie sei untröstlich, daß sie mit ihm auf dem Punkt stehe, sich einander die vom Alter gebleichten Haare anzujureißen“; allein Joseph und Kaunitz foderten hartnäckig die Vollziehung des Vertrags vom 3. Jan. und Ersterer, entrüstet über die von seiner Mutter vorgeschlagenen friedlichen Bedingungen, drohte sogar, sich nach Aachen zu begeben, um dort dem alten Kaiserthum zu erneuern. Selbst mit seinem geliebten Bruder, Leopold von Toscana, der ihn umzustimmen suchte, veruneinigte er sich aufs neue. Friedrich erklärte daher d. 3. Juli die Unterhandlungen für abgebrochen, und drang d. 5. Juli über Glatz und Nachod mit 100,000 M. in Böhmen ein. Der Friede trennte sein Heer von dem österreichischen, das ebenso stark war, unter

Joseph und Laschy. Der Herzog Albert von Sachsen-Teschen bedachte mit M. Mähren, und Laudon stand mit 20,000 M. an der Grenze gegen die Preußen. Hier rückte das zweite preuß. Heer unter dem Prinzen Heinrich, dem Bräutigam der Königin, mit Einschluß des sächsischen Bundesheeres 113,000 M. stark im Juli über Gabel in Böhmen ein. Laudon wollte jedoch die Vereinigung der preuß. Heere zu verhindern, und Laschy vermied eine Hauptschlacht. Also mußte wegen Mangels an Unterhalt beide preuß. Heere im Oct. Böhmen wieder räumen. Darauf besetzte der Kaiser östreichisch Schlesien, überfiel der öst. Kaiser den preuß. General Prinzen von Hessen Philippsthal d. 18. Jan. bei Habelschwert, in der Grafschaft Glatz, und nahm ihn mit 1200 M. gefangen. Unterdessen hatte Maria Theresia schon im Juli 1778, ohne Josephs Zustimmung, Friedensunterhandlungen im Lager des Königs durch den Baron v. Thun geknüpft, wobei auch die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth mit der preuß. Monarchie zur Sprache kam. Im Dec. 1778 kam Frankreich und Rußland als Vermittler hinzu, und Katharina ließ ein Heer gegen die Grenze von Gallizien vordringen. Hierauf ward Waffenstillstand erklärt und man eröffnete einen Friedenscongreß zu Teschen d. 14. März 1779. Cobenzl unterhandelte im Namen von Maria Theresia, Baron Riedesel (s. oben) französischer, Fürst Repnin russischer Seite. Karlowitz (welcher Joseph gegen Zweibrücken begünstigte) sandte den Hrn. v. Salm-Reifferscheidt den Hrn. v. Hohenfels, und das mit Preußen verbündete Sachsen den Grafen Zinzendorf. Da bald darauf Rußland mit der Pforte zu Konstantinopel d. 21. März 1779 Frieden gemacht hatte, so befürchtete Österreich, Katharina werde sich ganz mit Preußen verbinden. Es gab also nach, und der Friede zu Teschen d. 13. Mai 1779 unterzeichnet. So endigte ein Krieg, an dem Preußen für welches er geführt wurde, keinen Theil nahm, so wenig als Baiern, dessen streitige Land, den Schauplatz dazu hergab, zum Vortheil des Kurfürsten von Brandenburg, gegen dessen Willen der Krieg stattgefunden hatte. Ein unparteiischer Beurtheiler desselben, Graf Schmettau, nannte diesen Krieg ein schlechtes Spiel von guten Schauspielern gegeben. Durch jenen Frieden wurde die Linie Birkenfeld (jetzt Herzog Wilhelm in Baiern, residirt in Bamberg), aus ungleicher Ehe entstanden war, nach Aussterben der Hauptlinie Zweibrücken für erblich erklärt; der freie Heimfall der fränkischen Fürstenthümer an Preußen nach dem Rechte der Erstgeburt ward von Österreich anerkannt, Brandenburg erhielt das Privilegium de non appellando; Kurpfalz trat in den Besitz des ganzen bisherigen Kurfürstenthums Baiern und erhielt Mindelheim; Preußen jedoch das Innviertel (38 □ M.) an Österreich; Kurachsen wurde für seine Souveränität mit 6 Mill. Silb. und mit der von Böhmen an Pfalz an Sachsen abgetretenen Lehnshoheit über Glauchau, Waldenburg und Reichenstein (s. oben) abgefunden. Das Reich bestätigte diese Beendigung des sogen. bairischen Erbfolgekriegs 1780. Frankreich und Rußland übernahmen die Gewähr des teschener Friedens. Da nun derselbe den westfälischen Frieden bestätigte, so wurde Rußland auch Gewährsmann dieses Friedens und erhielt auf diese Weise ein Recht, sich in die Angelegenheiten des Reichs zu mischen. Friedrich II. verlangte nichts, nicht einmal den Ersatz der Kosten. Ihm ward dafür der Ruhm zu Theil, daß er allein das Recht der Verfassung des Reichs vertheidigt, und die Fortdauer des Hauses Pfalz-Bayern in Süddeutschland geschützt habe. Darum hing der bairische Landmann Friedrich Wilhelm unter seinen Schutzherrn auf. Friedrich selbst schloß späterhin, um ähnlichen Eingriffen von Österreich in die deutsche Reichsverfassung vorzubeugen, den Rheinbund (s. d. und Friedrich II.). Vgl. v. Dohm's „Denkwürdigkeiten meiner Zeit“ (1. Bd.) und Götz (Joh. Gust.).

Lessin (Karl Gustav, Graf v.), einer der edelsten schwedischen Männer, 1694. Nachdem er Gesandter zu Wien, Paris u. s. w. gewesen war, leistete Reichsrath und 1738 als Reichstagsmarschall seinem Vaterlande wichtige Dienste. Die vortrefflichen Grundsätze, die er als nachmaliger Erzieher des Kronprinzen (Gustav III.) befolgt hatte, hat er in seinen, ehemals viel gelese- nen „Briefen an einen jungen Prinzen“ öffentlich dargelegt. Er war ein ganz vorzüglicher Redner. Gegen das Ende s. Lebens mußte er viele unverdiente Kränkungen erdulden, und starb 1770 in dürftigen Umständen, nachdem er sein eignes Vermögen im Dienste des Staats aufgeopfert hatte. Wieland hat ihm im Jahre des „Agathon“ ein rühmliches Denkmal errichtet.

Test- und Corporations-Acte. Karl II., der 1660 wieder auf den schwedischen Thron kam, war während der Zeit, da er als Verbannter außer Eng- land lebte, heimlich ein Mitglied der römischen Kirche geworden. Er begünstigte die Katholiken, und suchte ihnen völlige Religionsfreiheit zu verschaffen. Das Parlament widersetzte sich, und führte 1673 durch eine Acte einen neuen Eid, den Alle leisten mußten, die ein öffentliches Amt erhalten wollten, und unter Andern geschworen wurde: „daß man die Transsubstantiation im Abendmahl nicht glaube, und die Anbetung der Heiligen verwerfe“. Dieser Eid wird wegen der Test, d. i. Probestein, genannt, weil er dazu diente, die Katholiken zu erkennen. Wer ihn zu leisten verweigerte, ward zu allen öffentli- chen Ämtern und zu Sitz und Stimme im Parlament für untüchtig erklärt. Ja- cob II. versuchte es zwar 1688, den Test abzuschaffen, und den Katholiken grö- ßere Freiheiten zu bewirken; allein dieser Versuch brachte ihn bekanntlich um den Thron. Die Test-Acte blieb in England bis 1828 in Kraft, und die Katholiken (von denen in England selbst über 60,000 gibt) waren durch sie von mehreren öffentli- chen Ämtern ausgeschlossen. 1817 hob eine Parlamentsacte den Test- und den Su- rrounding für die bei der Land- und Seemacht anzustellenden kathol. Officiere auf, und im Mai 1828, unter der Ministerialverwaltung des Herzogs von Wellington, wurde diese Acte durch einen vom Könige genehmigten Parlamentsbeschluß ganz aufgehoben; der herrlichste Triumph der Grundsätze der Religionsfreiheit. Nur noch einige Tories protestirten dagegen.

Testament, Altes und Neues. Die Gewohnheit, die hebräischen und griechischen Religionsurkunden, die Bücher des Alten und Neuen Testaments zu nennen, ist hauptsächlich durch den Sprachgebrauch einer alten lat. Übersetzung die- ser Urkunden (der sogen. versio vulgata) veranlaßt worden. Das lat. Wort testamentum sollte einem griechischen, sowol in der alexandrinischen Übersetzung der hebr. Religionsurkunden, als in den christlichen Religionschriften öfters vor- kommenden Ausdrucke (διαθήκη), der eigentlich ein Bündniß, einen Vertrag, kann auch ein Versprechen bedeutet (s. z. B. die alexandrinische Übersetzung zum 1. Buch Moses 21, 27, Psalm 74, 20), entsprechen. Durch eine besondere wohl- thätige und weise erziehende Anstalt Gottes wurden schon im patriarchalischen Zei- talter die Offenbarungen und göttlichen Belehrungen, welche die Hebräer empfan- gen, an die erhabene Idee eines Bundes geknüpft, welchen Gott mit den from- men Patriarchen, dann auch mit dem ganzen Volke errichtete. Vgl. das 1. Buch Moses 15, 4, 13 fg., wo Gott die dem Abraham gegebene Verheißung der Geburt des Isak und des Besizes von Palästina durch einen feierlichen Vertrag bestätigt. Bei diesen frühern Verheißungen, welche die Patriarchen sowol für sich als für die Nachkommenschaft von Gott empfangen hatten, stand die Gesetzgebung auf Sinai und die darauf beruhende mosaische Religionslehre und Religionsverfas- sung in genauem Zusammenhange. Auch diese wird daher, dem göttlichen Willen gemäß, ausdrücklich als ein Bündniß zwischen Gott und der hebr. Nation darge- stellt; ein Bündniß, welches die Hebräer heilig verpflichtete, den Jehovah als

den einen wahren Gott allein anzubeten, und seine Gebote treu zu erfüllen dem ihnen von Gott zugleich die Verheißung zu Theil ward, daß er sie, wenn ihm treu und gehorsam bleiben würden, als sein auserwähltes Volk lieber begnabigen wolle. Vgl. das 2. Buch Moses, Cap. 24, Jeremias 31, 22. der genauen Verbindung zwischen der mosaischen Religionsanstalt und der höchsten vollkommenen christlichen Offenbarung, welcher die mosaische, dem Plan göttlichen Weltregierung gemäß, zur Grundlage und Vorbereitung dienen kann es uns nicht befremden, daß auch Jesus und die Apostel die neue Religionsanstalt ein neues und vollkommneres Bündniß nannten, durch die Vermittelung Jesu Christi zwischen Gott und dem gesammten menschlichen Geschlechte (Unterschied der Nation) errichtet. Die große und heilige Idee eines solchen Bundes steht in der genauesten Beziehung auf den ganzen eigenthümlichen Geist und Charakter, den das Christenthum als eine positive, geoffenbare Religionslehrehauptet. Indem Gott durch Christum allen Menschen, die sich zu einem lebendigen, durch die Liebe thätigen Glauben an Jesum entschließen, die Sündenvergebung und ewige Seligkeit verkündigt, werden die Menschen durch Christus zur Erfüllung jener Bedingungen heilig verpflichtet. In diesem Sinne ist in christlichen Religionschriften an mehreren Orten von einem alten und neuen, ersten und zweiten Bund die Rede. Vgl. das Evangl. Matth. 26, 28, Mark. 14, 24, Hebr. 8, 8, 9, 15, Galater 4, 24. Auch die Urkunden der mosaischen Religion selbst werden der alte Bund genannt, 2. Korinther 3, Es erklärt sich daher aus dem biblischen Sprachgebrauche hinreichend, was schon die älteste christliche Kirche, nachdem die christlichen Religionsurkunden gefaßt worden waren, diese Schriften die Bücher des neuen Bundes (*διαθκη*) zu nennen pflegte. Diesen griech. Ausdruck, der ein Bündniß oder Versprechen bedeutet (*διαθήκη*), gibt die lateinische u. d. N. Vulgata bekanntlich die Übersetzung der Bibel an mehreren Stellen durch *testamentum*, z. B. im 2. Buch Moses 9, 9, 12; 13, 15. So entstand schon frühzeitig der kirchliche Ausdruck: Bücher des alten und neuen Testaments, gleichbedeutend mit der Benennung: Bücher des alten und neuen Bundes (vgl. z. B. die Stellen des alten lat. Kirchenlehrers Tertullian gegen den Marcion, B. 4, Cap. 15, C. 20), und man darf, wenn man diese einmal ganz richtig im biblischen und kirchlichen Sinne erklären will, nicht an das Testament in unserer gerichtlichen Bedeutung denken, sondern einzig an den Begriff eines Bündnisses und einer Verheißung.

Testamente (*ultima voluntas*, letzter Wille). Es ist dem natürlichen Rechtsinne zuwider, wenigstens fremd, daß ein Mensch noch über sein Leben hinaus etwas verfügen oder bestimmen soll, wie es mit dem Seinigen alsdann, wenn er selbst keinen Antheil mehr daran nehmen kann, gehalten werden soll. Da finden wir, daß die Völker in ihrer Jugendzeit mit einiger Scheu an die Testamente gehen, sie nicht nur in Beziehung auf das Recht, über seinen Nachlaß verfügen, einschränken, sondern auch mit Förmlichkeiten erschweren, welche darauf hindeuten, daß eine solche Verfügung nur mit Bewilligung der Volksgemeinde und unter ihrer Autorität gültig getroffen werden kann. So wurde in Rom das Recht in den XII Tafeln erweitert und jedem Hausvater eingeräumt (*Paterfamilias uti legasset super pecunia tutelave rei suae, ita jus esto*); aber die alte Form der Testamente war, seinen Willen entweder in der berufenen Volksversammlung (*calatis comitiis*) oder in der Zusammenkunft der zum Krieg Ausgehenden (*in procinctu*) zu erklären. So räumte man das Recht der Verfügung unter den Germanen nur dem freien und noch körperlich kräftigen Manne ein (weder ungehabt und ungestabt erscheinen konnte), und nur in der Gemeindeversammlung konnte es ausgeübt werden. Es sind auch stets Beschränkungen dieses Rechts

würden, welche sich aus der Unfähigkeit überhaupt, einen gültigen Willensact zu vollziehen, hervorthun, stehen geblieben; so waren in Rom die Fremden unzulässig zu testiren (was sich auch bis zur Revolution in Frankreich vermöge des *droit d'aubaine* erhielt), so waren in Deutschland die Unfreien davon ausgeschlossen, und man gestattete auch den Freien keine Verfügung über Stammgüter. Diese Beschränkungen sind in der neuern Zeit immer mehr verschwunden; nur zum Vortheil der Kinder und Nachkommen und der Ältern, Großältern u. s. w. bestehen sie, so nicht das Ganze ihnen entzogen werden kann. Wer mündig, d. i. 14 Jahre seines Verstandes mächtig, kein gerichtlich erklärter Verschwender, und im Willen bestimmt zu erklären im Stande ist, kann der Regel nach Testamente machen. Es versteht sich von selbst, daß über solche Vermögensstücke, woran man keinen vollen Besitz hat, z. B. Lehen, Fideicommissgüter, keine Verfügung gilt. — In dem römischen Rechte gehörte die Lehre von den Testamenten, den Erbeinsetzungen, den Vermächtnissen oder Legaten zu dem Kreise derjenigen, welche man Fundamentalinstitutionen der ganzen Rechtsverfassung nennen konnte. Sie hing mit den ältesten Grundlagen des Volkslebens auf das genaueste zusammen: mit ihrer Religion durch die *sacra privata*, mit dem alten Rechte der Erbschaft, mit den Ansichten vom strengen Bürgergute (*dominium ex jure Quiritium*) und von dem bloßen Besisthum (*quod in bonis est*), mit dem Skavenrecht und dem öffentlichen Rechte. Daher greift diese Lehre auch in das ganze Leben tief ein und wird von so manchen Eigenthümlichkeiten beherrscht, z. B. das Testament stets den ganzen Nachlaß umfassen muß (*nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest*), was auch in den neuern Legislationen aufgehoben worden ist (preuß. „Allgem. Landr.“, I, XII, 256; östreich. „Allg. Gesetzb.“, I, 556). Im übrigen aber ist, aller dieser Eigenthümlichkeiten und Schwierigkeiten ungeachtet, das römische Recht doch gemeines Recht im ganzen Europa geworden und hat selbst nach England seinen Weg gefunden (indem die Testamentssachen den geistlichen Gerichten gehörten), wo es mit einigen Abänderungen, z. B. über die Form der Testamente, noch gilt. Auch in Deutschland ist das römische Recht, wo es nicht durch Ortsstatuten und Landesgesetze abgeändert ist, noch als gemeines Recht, und zwar mit allen seinen eigenthümlichen Bestimmungen. Nur sind in Deutschland durch eine Constitution Kais. Friedr. III. die Fremde testament- und successionsfähig. (S. Aubaine, *droit d'.*) — Es ist hier nicht der Ort, eine so weitumfassende Lehre bis in ihre Einzelheiten zu entwickeln, da ohnehin dies nicht bis zu einer vollständigen Kenntniß aller hier vorzukommenden Feinheiten und streitigen Ansichten geschehen könnte. Die wichtigstenzüge derselben sind jedoch folgende: Die Form der römischen Testamente hängt noch die Zeichen ihres vorerwähnten Ursprungs. Es liegt dabei die feierliche öffentliche Übertragung des gesamten Vermögens zum Grunde, wodurch ein Toter als Erbe in alle übertragbare Rechte und Pflichten des Testators eintreten muß. Dies mußte vor 7 ausdrücklich erbetenen Zeugen (Männern, zeugschäftsfähigen römischen Bürgern) in einer ununterbrochenen Handlung geschehen. 5 waren eigentliche Zeugen, der sechste, *libripens*, führte ursprünglich eine Wage, zum Zeugen an den Erben, der als Käufer angesehen wurde, den siebenten, *ante-natus*, hält Hugo für einen Vormann (Aufrufer) der Zeugen. Vor ihnen erklärt der Testator seinen Willen entweder bloß mündlich (*testam. nuncupativum*) oder indem er ihnen eine selbst geschriebene oder von ihm doch unterschriebene Schrift vorlegt und für sein Testament erklärt, welche dann auch von allen Zeugen unterschrieben und besiegelt werden muß (*testam. scriptum*). Bei dem Testament eintreten müssen fünf Zeugen, und ebenso bei Einem, der nicht schreiben kann, doch nur bei dem schriftlichen Testamente, zugezogen werden. Dies gehört zu den äußeren Formlichkeiten, deren Mangel ein Testament ungesetzlich (*injustum*) macht,

sodasß es alle seine Wirkungen verliert. Zu den innern Förmlichkeiten hingegen überhaupt die Einsetzung eines Erben, und insbesondere, wenn der Testator oder Enkel, und in Ermangelung derselben Ascendenten hat, die ausdrückliche mäßige Enterbung oder Einsetzung derselben. Die gänzliche Übergehung oder widrige Enterbung eines solchen Notherben macht das Testament nichtig (nullum), sowie die spätere Geburt eines Notherben einer Zurücknahme des Testaments gleichsteht (testam. raptum). Ein Testament, worin ein Pflichtrechtiger übergangen wird (außer Kindern und Ältern gehören auch Geschwister hierher), ist ein unbilliges (inofficiosum), und es kann gegen dasselbe der Theil gefordert werden. Auch indem der Testator das Recht des Testirens wird dasselbe kraftlos (irritum), sowie wenn der eingesetzte Erbe aus irgend einer Ursache wegfällt, und keiner an seine Stelle tritt (testam. destitutum). Außer den Förmlichkeiten waren schon früher manche in besondern Fällen nach (testamenta privilegiata), vor allen die Testamente der Soldaten, welche ganz davon, sowie selbst in Ansehung der innern, entbunden waren; Testamente auf dem Lande, die nur 5 Zeugen erfordern; Testamente zur Zeit einer andern, gefährlichen Krankheit, wobei es auf eine Unterbrechung der Handlung ankommt; Testamente eines Reisenden. Auch wenn Ältern ihr Vermögen ihren Kindern vermachen, bedürfen sie keiner andern Solennität, als daß die Verordnung eigenhändig schreiben, besonders auch die Namen der Kinder und das Datum ausdrücken. Dies waren Privattestamente. Zur Zeit der Kaiser, in denen die Person sich alle Autorität des Staats vereinte, bedurfte ein Testament keiner äußern Form, als daß es persönlich dem Fürsten übergeben wurde, und galt als öffentliches Testament das, welches persönlich dem Gerichtsbeamten übergeben und in die öffentlichen Bücher eingetragen wurde. — An diesen hat die neuere Gesetzgebung sehr Vieles geändert, obgleich sie in den deutschen Ländern noch immer beobachtet werden müssen. Erstlich zogen die öffentlichen Gerichte im Mittelalter die Testamente fast allenthalben an sich, wiewohl noch jetzt in England die Testamentssachen ausschließlich an die bischöflichen Gerichte gehören, indem man behauptete, daß das Testament überhaupt den Zustand dem Tode betreffe, also in den Bereich der Kirche gehöre, sondern daß an Jeder zum Heil seiner Seele irgend ein Vermächtniß zu frommen Zwecken zu machen schuldig sei. Sodann suchte man die Förmlichkeiten der Testamente zu erleichtern, indem man es für hinreichend erklärte, wenn sie vor dem Pfarrer mit 2 Zeugen aufgenommen würden, und Vermächtnisse zum Vortheil der Kirche von allen Feierlichkeiten befreit. Zwar gilt jene Testamentserrichtung dem Pfarrer in Deutschland nicht mehr als gemeines Recht, allein sie ist in vielen Orten besonders beibehalten worden. Auch sind die römischen Vorschriften der gerichtlichen Testamente nach den deutschen Verhältnissen modificirt worden. In Sachsen gilt ein Testament als gerichtliches, welches entweder an der Gerichtsstelle von dem Richter (Justizbeamten oder Gerichtshalter) und dem Actuar, außerhalb der Gerichtsstelle vor dem Richter, dem Actuar und einem Gerichtsführer (Schöppen) errichtet oder übergeben ist. Die Anwesenheit des Richters kann durch einen zweiten Schöppen ersetzt werden. In andern Ländern kann ein gerichtliches Testament vor dem Stadtschreiber und einem Rathsherrn errichtet werden. Es gelten aber auch die nach römischer Form errichteten Privattestamente. Preußen kennt man nur gerichtliche, indem der Testator entweder an der Gerichtsstelle erscheint und da sein Testament schriftlich (wenn er will, auch versiegelt) gibt oder zu Protokoll erklärt, oder zu dem Ende eine Deputation des Gerichts zu seiner Wohnung erbittet. In Oesterreich gelten sowol gerichtliche als außergerichtliche Testamente. Bei den erstern müssen wenigstens 2 vereidete Gerichtspräsidenten zugegen sein, und wenn der Testator seinen letzten Willen schriftlich übergibt,

Schrift von ihm eigenhändig unterzeichnet sein. Außerdem ist ein letzter Wille
 möglich, wenn er entweder a) von dem Erblasser ganz eigenhändig geschrieben und
 mit seinem Namen unterschrieben, oder b) zwar von einer andern Hand geschrie-
 ben, aber unterschrieben und vor 3 Zeugen anerkannt, oder c) vor 3 Zeugen vor-
 gelesen, oder d) nur mündlich erklärt wird. Diese letzten Formen werden vereinst,
 weil im Laufe der Zeiten die Betrügereien häufiger werden, wahrscheinlich geän-
 dert werden müssen, da es auf diese Weise gar zu leicht ist, Testamente unterzu-
 schreiben. Daher gelten in Frankreich nur 2 Formen des Testaments, die
 private, wenn der Testator seine Disposition ganz eigenhändig schreibt, unter-
 zeichnet und das Datum beisetzt (testament holographe), und die öffentliche, wenn
 vor 2 Notarien und 2 Zeugen, oder vor einem Notar und 4 Zeugen mündlich
 erklärt und unterschrieben; kann er nicht schreiben, so muß dies bemerkt werden.
 Er kann auch dem Notar einen schriftlichen versiegelten Aufsatz übergeben (testam.
 mystique), dann müssen aber 6 Zeugen zu dieser Erklärung zugezogen werden.
 In England gelten zwar auch mündliche Testamente, doch nur über bewegliches
 Vermögen, vor 4 Zeugen; sie sind aber in verschiedener Beziehung so beschränkt,
 daß sie selten vorkommen. Schriftliche Testamente müssen vom Testator
 geschrieben und mit seinem Namen (wenn auch etwa nur im Eingange) bezeichnet
 sein. Betreffen sie Grundeigenthum, so müssen auch hier 3 Zeugen beigezogen
 werden. — Bei dieser großen Verschiedenheit der Formen in den verschiedenen
 Ländern kann es von großer Wichtigkeit werden, nach welchen Gesetzen die Gültig-
 keit des Testaments zu beurtheilen ist. In der Regel wird man dabei auf die
 Gesetze der Heimath sehen müssen, so daß der Preusse und der Franzose auch im
 Auslande nur auf die in ihrem Lande vorgeschriebene Weise ein Testament errich-
 ten können, und das z. B. im Preussischen errichtete Testament eines Östreichers
 nicht gültig ist, wenn es nur mit den in den Östreich. Gesetzen vorgeschriebenen
 Formen versehen ist. Aber in Ansehung der Form der gerichtlichen Verhandlung
 (sogenannte Beglaubigung) müssen die Gesetze des Orts entscheiden; z. B. ein
 Preusse kann im Auslande statt der Notarien sich an die Gerichte wenden, und
 wenn er in Preusse in Frankreich testiren will, würde er sich der Notarien bedienen
 müssen, indem dies dort die einzigen Gerichtspersonen für die sogenannte freiwillige
 Beglaubigung sind. — Das Testament ist nach römischem Rechte stets wi-
 derbringlich, und es kann sich Niemand dieses Rechts der Abänderung auf eine gültige
 Weise begeben. Die Römer kannten auch keine Erbverträge, d. h. verbindliche
 Zusagen, Jemandem das Seinige als Erben zu hinterlassen. Dies ist in
 Deutschland anders geworden, indem hier ein unwiderrufliches Erbrecht durch Ver-
 trag erworben werden kann und häufig gegenseitig, z. B. durch Ehepacten, erwor-
 ben wird. Wo dieses nicht vorhanden ist, kann der Testator immer sein Testa-
 ment abändern, indem er das gerichtlich niedergelegte Testament zurücknimmt, das
 gerichtlich durchstreicht, zerreißt oder ein andres errichtet. Auch hier sind
 aber die Gesetzgebungen sehr verschieden. Nach gemeinem Recht wird die bloße
 Abänderung des Testaments aus der gerichtlichen Verwahrung nicht als eine Auf-
 hebung des Testaments angesehen, wenn nicht die Absicht, es zu entkräften, klar
 ist, z. B. die Siegel abgerissen werden. So auch in Sachsen. In Preussen hin-
 gegen verliert ein aus der gerichtlichen Verwahrung zurückgefordertes Testament
 seine ganze Wirksamkeit. Ein neues Testament geht dem ältern vor; aber wenn
 sich mehrere Testamente finden, ohne daß ausgemacht werden kann, welches das
 neuere sei, so gelten beide, und wenn das neuere vom Anfang ungültig war, so
 bleibt das ältere bei Kräften. Durch bloße mündliche Erklärungen läßt sich kein
 gerichtlich errichtetes Testament widerrufen; das römische Recht enthält jedoch die
 erwähnte Bestimmung, daß, wenn ein Testament 10 Jahr alt ist (wo es nach dem

altern Rechte von selbst ungültig wurde), es durch eine Erklärung vor 3 zurückgenommen werden kann. Die neuern Legislationen fordern zu einer bloß mündlichen Zurücknahme, womit keine factische Vernichtung, wie 3 Durchstreichen u. s. w., verknüpft ist, die nämlichen Formalitäten wie bei der Aufstellung eines neuen Testaments; in Frankreich sowohl durch eine eigenhändige Erklärung als durch eine mündliche vor einem Notar und 2 Zeugen. Ein solches Testament, welches eine Erbeinsetzung enthält, ist das *Codicill*, welches nur Vermächtnisse (*Legate*) enthalten kann, unterschieden; daher ist es gebräuchlich, den Testamenten die Clausel anzuhängen, daß sie, wenn sie aus irgend einem Grunde nicht als Testamente wirken könnten, sie doch als *Codicille* angesehen werden sollten, *clausula codicillaris*. Diese kann nach gemeinem Recht in manchen Fällen von Nutzen sein, besonders wenn die Erbeinsetzung fehlt oder nicht zu Stande kommt. Übrigens ist es sehr streitig, welche Formalitäten das *Codicill* haben muß, daher am sichersten, nichts was zur äußern Form des Testaments gehört, zu verabreden.

Tetanus, der Todtenkrampf, der Starrkrampf, die Steiffucht, ist einejenige Krampf, wo der ganze Körper steif und starr wird, das Athmen schon in den ersten Tagen der Sinne aber unverletzt bleiben. Wird der untere Kinnbacken so heftig gezogen, daß man den Mund fast mit keiner Gewalt öffnen kann, daß die Mundsperrre, Mundklemme, *Trismus*.

Tethys (nicht zu verwechseln mit *Thetis*), eine Tochter des Uranus und der Gaea (des Himmels und der Erde) und Gemahlin ihres Bruders Cronos, dem sie mehrere tausend Söhne und Töchter gebor, Flüsse, Bäche und Quellen. In den orphischen Hymnen heißt sie die Königin im meerfarbenen Gewande. Sie scheint als personificirtes Meer, und ihr Name (die Ernährerin, Amme) darauf hinzudeuten, daß man das Wasser als das zur Erzeugung und Ernährung aller Dinge Nothwendige betrachtete. Bei Aristoteles wird namentlich gesagt, daß Oceanus und Tethys von den Alten als Erzeuger aller Dinge angesehen wurden.

Tetrachord war bei den alten Griechen eine Scala von 4 Tönen. Die Alten theilten nämlich ihr Tonssystem in Tetrachorde, wie wir das unsere in Quart- und Quinten theilen. Deshalb hatten sie auch in ihren Singschulen zur Solmisation 4 Sylben nöthig, da hingegen in der neuern Zeit die 6 *Aretino'schen* Sylben eingeführt wurden. Die Tetrachorde aber waren früher nur diatonisch, später chromatisch und enharmonisch. (S. Ton, Tonssystem und Werk.)

Tetralogie, s. Trilogie.

Tetrameter, s. Vers.

Tettenborn (Friedrich Karl, Freih. v.), Generallieut., badischer Oberbefehlshaber, Gesandter und bevollmächt. Minister am wien. Hofe, ist geb. 1747 in Tettenborn in der Grafschaft Hohenstein. Sein Vater, zuvor Militärmarkgräf. badischer Oberjägermeister zu Rastadt geworden. 1791 kam er als Sohn als kurfürstl. Page nach Mainz. Als aber 1792 der Hof vor den Franzosen flüchten mußte, ging T. 1793 nach Waltershausen, um sich unter dem berühmten Bechstein den Forstwissenschaften zu widmen. Noch in demselben Jahr zog er die Universität Göttingen, die er in Folge einer jugendlichen Übereilung mit Jena vertauschen mußte. Der Tod seines Vaters gab ihm Freiheit, ganz nach seiner Neigung zum Kriegsdienste zu folgen, und so trat er 1794 als Cadet beim Kinsky'schen, später Klenau'schen Chevaulegersregiment in das östr. Heer. Die damaligen Kriegereignisse sind bekannt; ihren Wendungen folgte T. in den Bewegungen seines Regiments, das wir 1799 bei dem Heere des Erzherzogs Carl und 1801 unter Kray wiederfinden. Er stieg im Laufe des Kriegs zum Major und Schwadroncommandanten. Wie er auf dem Schlachtfelde seinen vielfältig bewährt hatte, so lebte er glänzend und genussreich im Schoße des

1804 erschien er mit Aufträgen an den Gesandten f. Hofes in Berlin, wo bald der Vertraute des Prinzen Louis Ferdinand ward, der ihn schon früher gekannt und liebgewonnen hatte. Als 1805 der Krieg aufs neue ausbrach, befand sich beim Heere unter Mack und schlug sich nach dem Unglück bei Ulm unter dem Herzog Ferdinand durch, wobei er den Vortrab führte. Nach dem Frieden ward ihm das Theresienkreuz zu Theil. 1808 folgte er dem Fürsten Schwarzenberg als erster Adjutant und Botschaftscavaller nach Petersburg, kam 1809 mit Aufträgen desselben zum östreich. Heere und nahm an der Schlacht von Wagram mit solcher Auszeichnung Antheil, daß der Erzherzog Karl ihn auf dem Schlachtfelde zum Major ernannte. Als nach dem Frieden der Fürst Schwarzenberg in der Eigenschaft eines Gesandten nach Paris ging, folgte T. ihm auch dorthin. Seine Bemühungen konnten ihm Napoleons Gunst nicht erwerben; dennoch erhielt er den Orden der Ehrenlegion für sein Betragen bei jenem furchtbaren Brande, der mehr als der vornehmsten Personen verderblich wurde. Vor dem Ausbruche des Kriegs nach Rußland nahm er seinen Abschied und trat 1812 als Oberstlieutenant in russische Dienste. Hier fand er bei Verfolgung der von Moskau zurückziehenden Franzosen ein weites Feld für seinen Unternehmungsgeist. Er machte zahlreiche Gefangene und nahm durch einen kühnen Streich Wilna, wo die Franzosen sich sammeln gehofft hatten. In Königsberg, wo Krankheit ihn zurückhielt, erhielt er das Oberstenpatent. Noch nicht völlig genesen, ging er mit einem Corps leichter Reiterei über die Weichsel, welche man anfänglich nicht hatte überschreiten wollen. Er setzte sogar über die Oder und rückte auf Berlin. Da er besonders wegen des Mangels an Fußvolk zu einer ernstlichen Unternehmung gegen diese Stadt zu schwach war, vereinigte er sich mit Czernitschew und machte sodann einen höchst kühnen Versuch, in Berlin einzudringen, wofür er den Wladimirtorden erhielt. Nach der Einnahme von Berlin ward er mit einem Cavaleriecorps gegen Hamburg gesandt. Den 14. März 1813 erschien er in Ludwigslust, wo der Herzog von Mecklenburg sofort sich gegen Frankreich erklärte. T. vertrieb darauf mit Geschicklichkeit den Gen. Morand und rückte den 18. in das zu seiner alten Verfassung zurückgekehrte Hamburg ein. Zehn Wochen war er hier in vollster Thätigkeit, und erst, als alle Hoffnung zur Behauptung der Stadt verschwunden war, wollte er sich entschließen, sie zu verlassen (30. Mai). Kaiser Alexander belohnte ihn mit dem St.-Annenorden erster Classe. Jetzt befehligte T. unter Walmoden, zunächst gegen Davoust, der ins Mecklenburgische vorgerückt war, dann gegen den Gen. Pecheur, nach dessen Niederlage er auf dem linken Elbufer blieb und einen Vorstoß gegen Bremen unternahm, das er am 15. Oct. zur Übergabe nöthigte. Bald darauf der Kronprinz von Schweden sich gegen Dänemark wendete, rief T. zu sich, der auch hier sich auszeichnete und bis Jütland vordrang. Zur Belohnung erhielt er den Schwertorden. Schon am 24. Jan. 1814 brach T., da Feindseligkeiten gegen Dänemark aufhörten, nach dem Rhein auf. Von Köln brachte er mit einem Corps leichter Reiterei in Frankreich ein, um die Verbindung zwischen den einzelnen Heeren der Verbündeten zu erhalten, und leistete wesentliche Dienste, besonders durch das Auffangen wichtiger Couriere und Auskundschaften der feindlichen Bewegungen. Der Feldzug von 1815 endigte, ehe T. Gelegenheit gehabt hatte, thätigen Antheil daran zu nehmen. Er erhielt darauf auch zur Besignahme beträchtlicher Güter, die vormalig seiner Familie gehört hatten, von Napoleon aber einem seiner Generale waren verliehen worden. 1818 trat er aus dem russischen Dienst in den badischen zurück, leitete die Territorialvertheilung (s. Territorialpolitik), deren glücklichen Ausgang Baden vorzüglich ihm verdankt, erwarb sich nicht minder um die Verfassungsurkunde großen Verdienst und ist seit 1819 badischer Gesandter am wiener Hofe.

Teucer (Teukros). 1) Ein Sohn des Skamander und der Nymphe Ilda, Sonv.-Ber. Siebente Aufl. Bd. XI.

und König im nachmaligen Troja, dessen Entw. von ihm den Namen Teu kamen. Als Dardanus zu ihm flüchtete, gab er ihm seine Tochter Ba einem Theile seines Königreichs, und setzte ihn zum Erben des Ganzen ein. Servius kam er aus Kreta nach Phrygien, vermählte sich mit der L. des Skamander und folgte demselben auf dem Throne. — 2) Teucer hieß Sohn des Telamon, Königs von Salamis, und der Hespione, Laomedon's oder, nach Homer, einer Sklavin. Nebst seinem Bruder Ajax ging er Schiffen nach Troja und zeichnete sich hier als trefflicher Bogenschütze aus. Der Dichter sagt, daß er vom Apollo selbst seinen Bogen erhalten habe.

Erstürmung der Verschanzungen deckte ihn, da er als Bogenschütze keinen führte, Ajax mit dem seinigen. Hinter demselben spannte er den Bogen, den Pfeil ab und trat dann wieder hinter den schützenden Schild. So viele Trojaner. Er schloß auch nach Hektor, traf aber den Gorgythion wendete auch Apollo den zweiten auf Hektor gerichteten Pfeil ab. Weil seines Bruders zurückkehrte, nahm ihn sein Vater nicht wieder auf, sondern ihn, sein Glück in der Fremde zu suchen. Teucer kam hierauf nach Sicilien, König von Velus und erhielt von ihm Truppen, mit denen er die Insel Eppon und eine Stadt erbaute, der er, nach seinem Vaterlande, den Namen Salamis gab.

Teufel. Die meisten Religionen des alten Morgenlandes nahen ein Heer von Dämonen an, die, wie ihre Götter, ursprünglich nicht aus der menschlichen Gesichtspunkte betrachtet und daher nur insofern gut oder böse genannt wurden, als man ihnen wohlthätige oder verderbliche Einwirkungen auf die Menschen zuschrieb. Im letztern Falle hielt man sie für Strafgeister ohne feindselige Absichten, der richtende, zerstörende Gott der indischen Mythologie, ist ein Beispiel der Naturkraft, die bald wohl, bald wehe thut, und nur, wenn sie barmherzig und bestraft, moralische Bedeutung erhält. Erst die Lehre Zoroaster's Erklärung des Übels in der Welt ein böses, dem guten Princip entgegen Grundwesen, Ahriman, mit verschiedenen Ordnungen ihm unterworfenen gesinnter Dämonen (Diäwa) annahm, und die Darstellung seines Wirkens der Finsterniß systematisch durchführte, brachte den Glauben an böse Geister das Volk. Weniger scharf schieb die griech. Mythologie die moralischen Geister ihre Titanen kämpften zwar wider die Götter, aber diese selbst haben nicht den Charakter der sittlichen Vollkommenheit. Die Rakodämonen der griech. Religion zeigen sich immer mehr strafend, z. B. die Furien, als geflügelte Wesen, dagegen Hekate, die Göttin der Unterwelt und der Zaubereien, und die Heren im griech. Volksglauben, schon näher an das Teuflische grenzen. Der das Schicksal der Titanen theilt, gehört eigentlich der ägyptischen Religion, worin er als Urheber des Übels mit den Zügen des scheußlichsten Ungeheuers scheint. Genau verwandt ist ihm der im Schmutz wohnende Beelzebub, der aus der vorberasiatischen Mythologie in den Volksglauben der Hebräer überging. Der echte Teufel wurde diesem Volke während der babylonischen Gefangenschaft durch die Chaldäer bekannt. Ein Nachbild Ahriman's und, wie dieser, das alles Böse, ist der in der Dämonologie der Juden nach der babylonischen Gefangenschaft regierende Satan (griech. διαβολος, Feind, Widersacher), doch unterscheiden von dem Satan, der im Buche Hiob, nach einer ältern Ansicht, als Ankläger vor dem Throne Gottes erscheint und zu Gottes Dienern gehört. Alle die Vorstellungen, welche die vorchristliche Zeit über Geister hatte, jener unreine Geist Beelzebub, dessen Hauch Alles verpestet, der Höllenfürst, Samael, der Verführer und Verwüster, Lucifer (Liphoros der Griechen), der im Feuer wohnt, Asmodi, der Ehetheufel, worin mit dem zu Babylon aufgenommenen Begriffe des bösen Grundwesens zusammengefaßt, so bildete sich die jüdische Lehre von den bösen Engeln und ihrem Oberhaupte.

el, der die ersten Menschen in Gestalt einer Schlange (daher Drachen und Angen seine Masken) zur Sünde verführt habe und seine verderbliche Einwirkung auf die Menschen fortwährend äußere. Geisteszerrüttungen und Nervenleiden, die sich durch epileptische Zufälle ankündigten, wurden seinem Einflusse zugeschrieben, und die damit behafteten Menschen Beseffene genannt, in denen der Teufel physisch auf ähnliche Weise hause, wie er ungehefferte Sünder besitze und ihre bösen Anschläge eingebe. Der Stifter unserer Religion hat dieser Lehre nicht widersprochen, sondern sie nach den Berichten des Neuen Testaments einem Unterrichte auch mit einer Absichtlichkeit benützt, die keineswegs für Accommodation erklärt werden kann. Gleichwol ist das Verhältniß, in dem Jesus sein Werk mit der Dämonenlehre setzt, ganz darauf berechnet, sie abtödtlich zu machen. Die Verf. des Neuen Testaments betrachten den Teufel und seinen Anhang als entartete Engel, die, gut geschaffen, durch Widersetzlichkeit von Gott abgefallen und unaufhörbar bemüht sind, seinen Anstalten zum Heile der Menschheit entgegen zu wirken. Demnach ist der Teufel, dessen die christliche Kirche gedenkt, ein Rebell wider Gott, der statt des ihm ursprünglich verliehenen, gleichem Verstandes und Willens, seit seinem Falle bloß Arglist und Bosheit durch welche er Urheber des moralisch Bösen in der Welt und über Alle, die aus Ungehorsam gegen den göttlichen Willen ihm ergeben und im Dienste der Sünde sich zu seinen Knechten machen, Herr wurde. Er ist der Fürst dieser Welt, weil die ungehefferten Weltkinder ihm gehorchen, der Antichrist, weil er dem Erlösungswerke Christi beharrlich widersteht, der Feind und Verderber der Menschengeschlechts genannt. Lügen, Ränke, Laster und Zerstörungen aller Art sind seine Werke, Reize der Ehre, des Goldes und der Wollust sind seine Waffen, durch die er die Menschen verführt, um sie nach Sättigung ihrer Begierden der Verzweiflung preiszugeben und auf ewig elend zu machen; denn er haßt seine Beute und stürzt sie hinab in den Höllenspfuhl, an den Gottes strafend ihn gekettet hat. Gelingt es ihm aber auch, Einzelne zu bethören, deren Wache und überwiegende Sinnlichkeit ihm die Hände bieten, so bleibt doch die Verurtheilung seines Hauptzwecks, seine eigne Verdamniss und der ewige Sieg der Guten über das Böse gewiß. Dieser, auch in Zoroaster's Lehre dem großen Welt-drama vorgezeichnete Ausgang wird den Christen durch die Macht des Erlösers verbürgt, der in die Welt kam, um die Werke des Teufels zu zerstören, um so weniger kann dieser Feind ihnen furchtbar sein, je kräftiger sie sich durch Festigkeit im Glauben an Gott und in sittlichen Grundsätzen zum Widerstande gegen seine Anläufe rüsten. Außer einigen dem Dualismus ergebenden Sekten, wie die Manichäer, dem Teufel die Selbständigkeit eines unerschaffenen, gegen den guten Gott durchaus entgegengesetzten bösen Grundwesens gaben, nahm die christliche Kirche die hier im Umriss dargestellte Lehre des Neuen Testaments von den bösen Engeln gläubig an, nur erlaubten sich die Kirchenväter mancherlei fantastische Ausschmückungen der Persönlichkeit des Teufels; und von den Kunststücken seiner Anfechtungen brachte die Schwärmerei christlicher Einsiedler und die abenteuerliche Berichte in Umlauf. Welche Verwandtniß es mit den physischen Heilungen der sogenannten Beseffenen hatte, die Jesus und seine Apostel vollbrachten, ist nicht ganz klar, doch so viel erwiesen, daß die altgläubige Kirche nie mit der Priesterweihe verbundene Fortpflanzung der apostolischen Macht, den Teufel zu bannen und auszutreiben, glaubte, und daß es schon im 3. Jahrh. eine besondere Art von Kirchenbedienten u. d. R. der Exorcisten gab, deren Amt die Vertreibung des Teufels aus den Beseffenen durch gewisse Beschwörungsformeln und noch jetzt zu den kleinern Weihen der kathol. Geistlichkeit gehört, da das Ausrufen ein Vorrecht des gesammten Priesterstandes ist. In demselben Jahrh. auch die Meinung auf, wer nicht zur christlichen Kirche gehöre, sei noch in

der Gewalt des Teufels, daher nicht nur die Katechumenen, was jetzt die Taufkatechumenen, sondern die Geistlichen auch den Teufel durch eine förmliche Exorcismen aus dem Taufkatechumenen austreiben mußten. (Vgl. Exorcismus.) Der Glaube an das Dasein und die Gewalt des Teufels in genauen Zusammenhang mit dem Vortheil der Kirche, und da ein Feind, den sie, d. h. die Kirche, durch Beschwörungsformeln und Kreuzeszeichen zu bändigen verstand, ihrer Ehre willen nicht gering geachtet werden durfte, wurden die Beschwörungen von seinem Einflusse auf die Menschen immer fürchterlicher. Natürlich waren solchen Vorstellungen nur derjenige Christ, welcher dem bösen Feinde sich verstand, auf die Ehre der Heiligsprechung Anspruch machen; daher auch bei der kanonischen Untersuchung der Würdigkeit eines zur Heiligsprechung empfohlenen Seligen, als Ankläger gegen diesen Candidaten, ein sogenannter Teufelsadvocat (s. d.) aufzutreten, um Gegen Gründe, welche die Heiligsprechung hindern konnten, vor dem päpstl. Gerichte in bester Form Rechts anzuwenden zu führen. Angenehm war es überdies, an dem Teufel einen gefährlichen Feind zu haben, dem man die Schuld der eignen bösen Gelüste zuschreiben konnte. Der Heer der Ordensleute, und wer sich sonst durch besondere Heiligkeit hervorthat, lebte mit ihm in stetem Kampfe; eine Menge geheimer Unthaten, zu Gunsten der unbekannten Thäter auf seine Rechnung, zu heiligen und guten Zwecken wurde seine Gestalt geborgt, um die Schwachen durch Spuk und Schrecken zu befehlen, und die heidnische Zeit lebte wieder auf, um mit Elementargeistern und Hexen das ungeheure Reich seiner Wirksamkeit zu erweitern. — So finden wir denn im Mittelalter den Teufel unter den Hauptgeheimnissen des religiösen Glaubens; der Glaube an seine weit verbreitete Herrschaft über die grausamen Hexenprocesse. Auch der Poesie wird er ein fruchtbares Feld ihrer Schöpfungen, ein Thema zu tausend Variationen, dem Betrug eine in vielen Gestalten brauchbare Maske, und dem Aberglauben ein Held, dessen menschliche Größe in den verdienten Abscheu Achtung und Staunen mischen. Hier brachte man ihn auf die Bühne und führte ihn in festlichen Aufzügen geistlichen Komödien vor. Mit Hörnern, Schwanz und Hufeisen auszustatten mußte er die lustige Person spielen und zu großer Erbauung der Gläubigen Spasß gewöhnlich mit seinem Rücken bezahlen: ein Schicksal, das den Armen Teufel, in die Sprache des gemeinen Lebens brachte. In diese Rolle legte der Teufel das grauenvolle, gestaltlose Wesen, hinter das der Glaube früherer Jahrhunderte sein Bild verborgen hatte, ab und verwandelte es in einen durchtriebenen, launigen Schalk, dem zwar nicht zu trauen, aber bisweilen ein Schwanke, eine kleine Neckerei zu verstaten war. So lebte der Teufel großer Berühmtheit und leidlichem Vernehmen mit dem Volke, während die Gelehrten gegen ihn zu Felde lagen, die Gelehrten sich anstrengten, sein Gebieth zu messen und seinen Wirkungen nachzuforschen, und die Richter, auszukunften, wer etwa mit ihm im Bunde sei. (Vgl. Hexe.) Noch zur Zeit der Reformation galt der Teufel viel; Luther bestand selbst heftige Kämpfe mit ihm, und erneuerte Bekanntschaft mit der Bibel, die Noth der Gläubigen, die Religionskriege und die Verfolgungen gaben ihm seine vorige Furchtbare Gestalt. Grausame Hexenprocesse bewiesen im 17. Jahrh., wie fest noch alle an der zauberischen Einwirkung des Teufels auf die Menschen überzeugt waren. Weiter aber im 18. Jahrh. die Naturwissenschaft zur Erkenntniß der wahren Ursachen und Erscheinungen vordrang, welche man in der Vorzeit hollischen Zauberkraft zugeschrieben hatte, je mehr die Philosophie den Selbsttäuschungen der Menschen und Teufelsüberwinder und den innern Ursachen der sündlichen Regungen der Menschen, sonst der Teufel allein entzündet haben sollte, auf die Spur kam, desto

es der gesunden Vernunft, das Außerordentliche und Böse im Menschenleben ohne ihn verständlich zu finden. So war denn von Zaubereien und Teufels- immer weniger die Rede. Vorzüglich drangen seit Thomasius (s. d.) stant. Gelehrte immer tiefer in die Ursachen schwärmerischer Einbildung und dhte ein: man erkannte die geheimern Kräfte der Eigenliebe und Selbstäu- ig. Psychologie und eine gesunde Moral erklärten nun auf natürliche Weise, onst der Wunder- und Aberglaube sich mit dem Teufel half, der aus dem Ge- der sinnlichen Erfahrung verdrängt ward und nur noch in der Dogmatik festen behielt; aber auch diesen haben seit der Semler'schen Epoche Vernunftgründe Auslegelkünste ihm streitig gemacht. Man kam daher überein, ihm sein risches Dasein und die Schattenpartie in der Lehre von den Engeln zu lassen, den Volksunterricht aber so selten und vorsichtig als möglich von seiner Ver- Gebrauch zu machen, da ihr praktischer Werth für Religion und Moral aller- s sehr zweifelhaft ist. Nach diesen Vorgängen konnten die Versuche der Phi- zhie, den Teufel als Ideal und Grundursache des Bösen metaphysisch zu retten, ig fruchten. Das radicale Böse der Kant'schen Schule, dem Erhard in s. ologie des Teufels" (1795), das absolute Böse, dem Daub in s. „Judas arioth" (1816 und 1817) das Wort redet, entfernt sich von dem Bilde des tans in der h. Schrift und nähert sich zugleich dem übelberufenen, bösen Grund- m im Dualismus der Manichäer zu sehr, als daß es christlichen Gottesvereh- zusagen könnte. Den Theorien von der Natur des Teufels finden wir mehr: weniger Menschliches beigemischt, und auch die Dichter, die seine Sache am en führten; gaben ihm Züge von Menschlichkeit, die dem echten Teufel gewiß ab sind. Abbaddona in Klepstock's „Messiade" ist, was zwar rührt, aber e Wahrscheinlichkeit hat, ein empfindsamer, dagegen „Mephistopheles" in he's „Faust" ein humoristischer Teufel, gewiß von beiden historisch der richtigste. n ein schadenfroher Geist, der das Böse mehr zur Unterhaltung als um des en willen betreibt und immer noch Sinn, ja sogar Instinkt für das Gute ver- , wie Mephistopheles, war jener Schalk des Mittelalters, den Göthe in die- Rolle seinen Anschlag nur großartiger und feiner durchführen läßt, als sonst ihm zu rühmen war. Diese aus dem Volksglauben hervorgegangene und mit Zügen der tiefsten psychologischen Charakteristik ausgeschmückte Teufelsgestalt, feindlichen Götter der Heiden, der Locke der nordischen, der Tjchernebock der ischen Mythe, der weiße Teufel der Neger zeigen, inwiefern es dem Menschen ürftniß sei, sich böse Geister zu denken. So werden wir den Teufel in der Bi- und in der Dogmatik dulden, wenn er auch aus der Sprache des guten Tons hwinden mußte, und uns daraus die Lehre ziehen, daß das Böse nicht aus t unmittelbar herzuweisen ist, sondern in dem Willen des freien Wesens seinen rung hat, daß aber der Christ, der göttlichen Kraft sich bewußt, seine Macht ört und im Kampfe mit demselben sich heiligen soll.

Teufelsadvocat (advocatus diaboli) heißt Derjenige, der in Rom bei e Kanonisation (s. d.) gegen den zu kanonisirenden Candidaten auftritt. rum man ihm eben diesen Namen beigelegt hat, sagt der A. T e u f e l. Wenn nd eine Person der kathol. Kirche ihrer ausnehmenden Tugenden und ihrer im n und im Tode gethanen Wunderwerke wegen kanonisiert, d. h. in den Kanon das Verzeichniß der Märtyrer und andern Heiligen aufgenommen werden soll, die deswegen nöthigen Untersuchungen angestellt und alle erforderlichen Beweise ebracht worden sind, so bestellt der Fiscal der Congregation der Kircheng- che einen Widersprecher oder den sogen. Teufelsadvocaten. Das Geschäft des- n ist, die Acten der gerichtlichen Verhandlung über die Verdienste des Candi- n genau durchzugehen, jeden Mangel der Formalität zu rügen, und die geprie- n Tugenden des zu Kanonisirenden, sowie die Echtheit der von ihm verrichte-

ten Wunderwerke genau zu prüfen. Wenn dann die gemachten Einnahmen hinlänglich beantwortet und das ganze Verfahren von 3 päpstl. Consistorialen untersucht und legal befunden worden, so erfolgt nach einiger Zeit die Satisfaction. Im Anfange d. 17. Jahrh. wäre, wie man erzählt, die Kanonisation Cardinals Karl Borromeo fast rückgängig geworden, weil der Teufelsadvocat Beschuldigung gegen ihn erhoben hatte, deren Widerlegung nicht ganz leicht.

Teufelsbrücke, eine über die Reuß führende steinerne Brücke, Bergöffnung 75 Fuß beträgt, an dem von Italien nach der Schweiz über Gotthard führenden Alpenpasse. In einer Reihe donnernder Wasserfälle stürzt sich die Reuß unter ihr weg, umbüstert von nackten, gerad aufstrebenden Felsen. Höher ist die Straße 200 Fuß lang durch den Teufelsberg gehauen. Die Straße das erner Loch genannt, ist 12 Fuß hoch und breit, und wird durch ein in der Mitte eingesprengtes Loch ein wenig erleuchtet. Am Ende des Ganges öffnet sich das liebliche Ursernthal. Im Mittelalter war diese Brücke u. d. N. der „Steinernen Brücke“ bekannt. Im Revolutionskriege zerstörten die Franzosen die Brücke; nachdem sie aber durch die Pioniercompagnie des östr. Generals Dombasle wiederhergestellt wurden, passirten sie die Russen unter General Scharnhorst. Sie ist späterhin ganz wiederhergestellt worden. Ubrigens dankt sie dem Umstande in welchem sie steht, mehr ihrem nicht unbedeutenden Alter als ihrer Bauart, denn sie ist weder so breit, noch so lang, noch so hoch gewölbt und über die Straße so erhaben als die lange oder die schöne Brücke, und die beim Pfaffenbrunnen.

Teufelsmauer, Pfahlhecke, Pfahlgraben, ist eine von den Römern im südlichen Deutschland angelegte Landwehr, die der gemeine Mann die Teufelsmauer nennt. Sie bestand aus tief eingegrabenem Pfählen und dahinter geflochtenem Buschwerk und Hecken. Kaiser Probus ließ noch eine Mauer mit Thürmen an dieser Pfahlhecke auführen. Dieser Wall sollte die süddeutschen Provinzen der Römer auf dem linken Donau- und dem rechten Rheinufer gegen von Norden her eindringenden Völker sichern. Die Mauer lief in einer Länge von beinahe 80 deutschen Meilen über Berge, Thäler, Abgründe und die nach der Donau zufließenden Gewässer fort. Von ihr lassen sich jetzt nur noch von Aachen in Baiern an bis nach Köln am Rhein die Überreste zeigen. Bald gehen sie, hoch erhaben, durch Wälder als Fahrweg und Fußsteig, bald hat selbst ein Eichen- oder Buchenwald auf ihnen gewurzelt, bald ruhen Gebäude, halbe Dörfer und Städte, als unverwundlichen Grundmauern. Daß das ungeheure Werk nicht in kurzer Zeit und mit einem Male, sondern unter mehreren Kaisern seit Hadrian, im 2. Jahrhundert entstanden, anfangs bloß Erdwall gewesen, später aber zu einer unverwundlichen Mauer geworden ist, die 3 — 4 Ellen Breite hatte, ist von dem um Baierns Geschichte verdienten A. Buchner dargethan worden. Dieser Forscher suchte ihre Spuren in 2 Sommern auf und beschrieb sie in s. „Reise nach Teufelsmauer“ (1. u. 2. Heft, mit Charten, Regensburg 1821). Er zeigt gleich den Weg der hinter jener Römermauer fortlaufenden Straße, indem er auf der Peutinger'schen Tafel alle Colonien, Castelle u. s. w. nebst den jetzigen Orten auf s. Charte eingetragen hat. Seine Schrift enthält auch noch den Plan des Canale, durch welchen Karl d. Gr. die Donau mit dem Rhein in Verbindung setzen wollte: ein Gedanke, der, wie er zeigt, mit 6 Mill. Gulden auch jetzt noch ausgeführt werden könnte, was jedoch andre sachkundige Männer bezweifeln. Vgl. auch Leichtlen, „Schwaben unter den Römern“ (Freiburg 1825).

Teut, s. Teuton.

Teutoburger Wald, der Schauplatz der berühmten Völkerschlacht zwischen dem römischen Feldherrn Quinctilius Varus und dem Cheruskerführer Arminius im Jahr 9 nach Chr. Über die Ursachen, sowie die einflussreichen Folgen dieser Schlacht s. Hermann und Varus. Die Gegend, wo sie stattfand,

nach dem Zeugniß der alten Schriftsteller, der teutoburger Wald. Obgleich die Benennung noch jetzt eine Bergkette im Lippeschen bezeichnet, so ist sie dennoch nicht genau bestimmend, weil die Römer ohne Zweifel einen größern Bezirk jene Bergkette darunter begriffen. Aus dieser Ursache hat es verschiedene Meinungen über das eigentliche Schlachtfeld gegeben. Die richtigste ist vielleicht die, welche dasselbe einige Stunden westlich von dem Badeorte Pyrmont verlegt, weil dort noch eine Menge Namen und Gegenstände des Alterthums bis jetzt erhalten, die sich auf jenes Blutbad beziehen und nicht wol auf andre Weise entstanden sein können. Hierzu gehören insbesondere folgende: Der Hermannsberg, auch Arminiusberg genannt, ein einzeln gegen $1\frac{1}{2}$ Stunden von Pyrmont entfernt stehender Berg, auf welchem jetzt die Grenzen von Pyrmont, Lippe und Preußen unmittelbar treffen. Es soll der Sage nach die Burg Hermann's darauf gestanden haben; auch finden sich noch Überreste von Mauerwerk, Wällen u. dgl. Ob die Deutschen damaliger Zeit schon feste Burgen bauten, ist hier nicht zu untersuchen; wenigstens scheint aus dem Namen hervorzugehen, daß Hermann ihn einstmalig Besiz hatte. Ferner der Varen- oder Varusbusch, eine kleine Anhöhe, wo die Sage nach das Zelt des Varus gestanden haben soll; der Kriegsbusch, das Weidholz, das Siegesholz, der Siegeshof, das Siegesfeld, der Blut- oder Helmbach u. a. m. befinden sich mehr oder weniger in der Nähe des Hermannsberges. Ebenso gibt es in derselben Gegend viele Schanzen und Gräben, auch Reihen Grabhügel, in welchen Asche, Knochen und Urnen gefunden werden. Andere gleichen denen, welche unleugbar deutschen Ursprungs sind. Noch sind nicht alle Hügel geöffnet, und es ist also Hoffnung vorhanden, vielleicht künftig noch mehrere auf jene Begebenheit hinweisende Alterthümer zu finden. Sowol das Vorstehende als auch der nicht zu übersehende Grund, daß sich mehrere Sagen von der Völlerschlacht bei den Bewohnern der Gegend bis jetzt erhalten haben, und daß diese Sagen sich auf daselbst vorhandene Überreste alter Zeit beziehen, scheinen die Richtigkeit der obigen Meinung zu beweisen, daß nämlich die Schlacht in dieser Gegend, und insbesondere die ersten Tage über, stattfand, wenn auch das Ende derselben, da die Römer sich möglichst nach den festen Plätzen am Rheine zurückziehen suchten, auf dem Winne- (oder Sieges-) feld, im Lippeschen, erfolgte. General v. Hammerstein hat die Sagen von der Hermannsschlacht topogr. erklärt (Hanov. 1816), allein sich (sowie Tappe und der Geh.-Rath von Hohenhausen) durch seine Phantasie täuschen lassen. Jene Sagen waren nur die Wiederholung dessen, was die alten Bauern von ihrem Amtsrathe hatten erzählen lassen. Die gründlichste historische und örtliche Untersuchung hat der fürstl. lippesche Archiv- und Olostermeyer (in Detmold) angestellt („Wo Hermann den Varus schlug?“, Detmold 1822) und darin gezeigt, daß das Winfeld des Varus Schlachtfeld nicht gewesen sein kann. Auf dem höchsten Berge der zweiten lippeschen Bergreihe, welcher Teut heißt, findet man Riesenmauern, welche vielleicht von den Römern Teutoburg genannt worden sind. Am Fuße dieses Teutberges liegt Detmold. Obrom hieß sonst Drom, und Römer sind wol nie dahin gekommen. Auch hat Olostermeyer gegen Mannert bewiesen, daß das römische Castell Aliso kein hölzernes Blockhaus, sondern eine kleine gemauerte Feste gewesen sei. Am genauesten ist die Darstellung dieser Ereignisse und die Specialkarte über die Gegend der Schlacht in des handb. Ingen.-Maj. W. Müller „Vermuthungen über die Gegend, wo Hermann den Varus schlug“ (Hanov. 1824, 4.).

Teutonen, ein kriegerisches Volk, welches mit den Cimbem (s. d.), Arminion und Jugurth 113 v. Chr. sich gegen Italien wandte. Woher sie kommen, ist ungewiß; wahrscheinlich waren sie germanischen Ursprungs. Nachdem von ihnen und ihren Verbündeten die Römer mehrere Niederlagen erlitten, wurden sie endlich 102 v. Chr. vom Marius bei Aix im jetzigen Frankreich besiegt.

Texel ober **Tessel**, eine kleine Insel an der nördlichen Spitze N. lands, wozu sie gehört. Sie liegt in der Nordsee und hat auf der Ostseite queme moskowische Rhee, wo sich die holländ. Ostindienfahrer versammel welche, durch eine Verwechselung des Sprachgebrauchs, ebenfalls der T. nannt zu werden pflegt. Die Einw. (5000 in 6 Dörfern) leben hauptsächlich Schafzucht (30,000 Stück) und verfertigen die berühmten grünen T. Auch treiben sie starken Tabacksbau und Austernfischerei. Beiläufig erwäh noch des Heiders, einer dem Texel gerade gegenüber, in der Nähe des nord. Dorfs gl. N. befindlichen Rhee, welche in Kriegszeiten der niederländ. Flot. Sammelplaz zu dienen pflegt.

Tezel (Johann), ein berühmter Ablaßkram, geb. aus Leipzig, daselbst Theologie, trat 1489 in den Dominicanerorden und erhielt die Erl. auszugehen und zu predigen. 1502 ward er vom römischen Stuhle zum prediger bestellt und trieb 15 Jahre lang den sehr einträglichen Ablaßhandel, er sich der schändlichsten Mittel bediente, das Volk zu betrügen. Seine und sein Wandel waren so anstößig, daß er zu Inspruch wegen ehebrecherische ganges mit einer Frau gesäct und ersäuft werden sollte. Auf Bitten zu ewigem Gefängnisse verdammt. Aber auch davon befreit, wanderte er Rom, erhielt vom Papst Leo X. Ablaß und ward sogar zum apostolischen missarius und vom Erzbischof zu Mainz zum Regiermeister ernannt. Tezel er den Ablaßkram mit noch größerer Unverschämtheit. Als Untercommissar päpstl. Ablaßpächters durchreiste er Sachsen in einem Wagen, von Ritters tet und mit 2 großen Kasten versehen, deren einer zur Aufbewahrung der briefe, der andre für das gelöste Geld bestimmt war und die Aufschrift gehabt soll:

Sobald das Geld im Kasten klingt,

Sobald die Seel' gen Himmel springt.

Er soll, außer freier Kost, monatlich 90 Goldgulden gehabt haben. In Städten holte man den Ablaßverkünder feierlich unter Glockengeläute überall seinen Geldkasten reichlich füllte, indem er für jeden Mord, Meineid, bruch u. Heilung anbot. Dies trieb er ungeahndet, bis Luther sich 1517 seine Thesen gegen diesen schändlichen Mißbrauch erklärte. Tezel's dagog schriebene Sätze verbrannten die Studenten auf dem Markte zu Wittenberg er selbst erhielt nachher von dem zur Schlichtung des Streits gesendeten Kämmerer, Karl von Miltiz, einen nachdrücklichen Verweis. Er starb an de im Dominicanerkloster zu Leipzig und liegt in der ehemals zu demselben geh Paulinerkirche begraben.

Thaarup (Thomas), gehört unter Dänemarks geschäfteste lyrisch dramatische Dichter. Er ist geb. zu Kopenhagen den 21. Aug. 1749, war ter bei der Sercadettenakademie 1781, Mitglied der Theaterdirection 1794 vatifizierte zu Smidstrup bei Hirschholm 1800, Ritter des Danebrog 1809. f. Dramen sind ausgezeichnet das Singspiel „Höstgildet“ („Das Erntefest“) ins Deutsche übersetzt („N. Biblioth. der sch. Wissensch.“, 55, 1), und „Bryllup“ („Peters Hochzeit“, ebenas., 55, 1); unter f. lyrischen Gedicht „Hymne“, in der Schloßkirche den 24. Jan. 1792 aufgeführt, und ins D. übersetzt von J. H. Voss; vorzüglich auch f. „Lied von der Vaterlandsliebe“ sich in allen dänischen Liedersammlungen befindet, und in den „Isländische ratur - Gesellschaftschriften“, 3. Thl., sogar ins Isländische übersetzt ist. Er 1821 zu Kopenhagen im 71. Jahre f. Lebens. — Von f. Sohne, Kristen hat man „Elegische Kleinigkeiten“ (1816) und „Gjenklang af Theodor Kør Lyra og Svaerd“ („Widerhall von Th. Körner's Leier und Schwert“, El 1817).

Thaer (Albrecht), Dr. und königl. preuß. Geheimrath, Gründ

wirthschaftsschule zu Mögeln, ist geb. den 14. Mai 1752 und erzogen zu
 , wo sein Vater Arzt war. Größtentheils von Hauslehrern unterrichtet, ging
 771 nach Göttingen, wo er Heilkunde studirte und 1774 Doctor wurde.
 auf erwarb er sich in Celle den Ruf eines ausgezeichnet scharfsinnigen und
 lichen Arztes, sodaß er zum Hofmedicus und später zum Leibmedicus des Kö-
 ernannt wurde. Gesundheitsumstände und der Schmerz an dem Kranken-
 seiner Freunde waren Ursache, daß er sich der Heilkunst entzog und zu dem
 rbaue überging. Das erste Werk, wodurch er seinen Ruf als Landwirth be-
 idete, war die „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft“ (3.
 g., Hanov. 1816). Dann stiftete er nach 1790 die landwirthschaftliche An-
 zu Celle und gab die „Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft“ heraus.
 4 ward er in die preuß. Staaten berufen und stiftete auf f. Gute Mögeln die
 je Lehranstalt für Landwirthe. Seine Verdienste, die er in diesem Wirkungs-
 e erworben hat, wurden bei Gelegenheit seines Doctorjubelfestes allgemein an-
 nt. Schon 1823 bei Gelegenheit der Zusammenkunft der Schafzüchter zu
 ig erhielt er Beweise von der Achtung f. Schüler. Darauf ward am 16. Mai
 4 sein Doctorjubelfest in dem Drünnenorte Freienwalde gefeiert. Am 14.
 i feierten f. Schüler den 73. Geburtstag des verdienten Mannes zu Mögeln.
 16. ward f. Büste, vom Prof. Wichmann in cararischem Marmor ausgeführt,
 in Geschenk f. Freunde aufgestellt, dabei das, von den Schülern ihm als Ge-
 nt bestimmte Tafelservice von berliner Porzellan, mit Gemälden, die sich auf
 Leben bezogen. Andre Geschenke und Feierlichkeiten bezeichneten das Gefühl
 Achtung und Dankbarkeit f. Schüler und Freunde, wozu noch ein Schreiben
 Königs und mehre Schreiben der höchsten Staatsbehörden kamen. Der König
 Baiern hatte ihm den Orden der bairischen Krone, der König von Großbritan-
 den Guelfenorden, und der König von Württemberg den Orden der würtemb.
 re übersandt. Auch die Bauern aus dem Oderbruche dankten ihm für alles
 e, welches durch ihn dem Bauernstande, dessen Freiwerdung und der Land-
 hschaft überhaupt widerfahren ist. — Mögeln, ein Dorf im oberbarnim-
 Kreise des Regierungsbezirks Potsdam, liegt in der Nähe von Berlin, Frank-
 an der Oder, der Fabrikstadt Neustadt Eberswalde, unweit der rüdersdorfer
 inbrüche; in der Nachbarschaft befinden sich ausgezeichnete landwirthschaftliche
 rgen, eine f. Stammschäferei und der Oderbruch. Die von L. zu Mögeln
 ändete, nunmehr „königl. preuß. Akademie des Landbaus“ (s. die Nachricht
 n, Berlin, bei Rücker, 1825) nimmt Zöglinge auf, die durch guten Schul-
 richt zum Auffassen eines wissenschaftlichen Vortrags gehörig vorbereitet und
 Gegenständen des landwirthschaftlichen Betriebs schon anschaulich bekannt
 Diese lernen den Umfang ihres Berufs wissenschaftlich erkennen, um einst
 ihnen angewiesenen Boden darnach selbständig zu beurtheilen und ihn auf die
 greichste Weise zu cultiviren. Die vom Gute selbst abgesondert liegende
 anstalt enthält außer dem Hörsaale, dem Laboratorium, den Zimmern für die
 ikalischen und technologischen Sammlungen und der Wohnung der den Haus-
 besorgenden Familie, die einzelnen Wohnungen für Studirende, nebst den
 mern des Einen der Professoren. Auch gehört dazu ein ökonomisch-botaniz-
 Garten. Sämmtliche Mitglieder der Anstalt vereinigt der Mittag und der
 id an Vater Thaer's Familientafel. Die landwirthschaftliche Bildungszeit
 Mögeln vereinigt Theorie und Praxis durch wissenschaftliche Anschauung des
 baus. L. selbst lehrt den Betrieb der Landwirthschaft aus dem gewerblichen
 chtspunkte und gibt eine geordnete Übersicht aller darüber gemachten Erfahrun-
 insbesondere trägt er die Lehre von der Haltung des Viehes, vorzüglich der
 inosschafe und der Cultur der Wolle vor; er lehrt ferner Feldbau und Pflan-
 altur. Prof. Störig hält zoonomisch-pathologische Vorträge, verbunden mit

angewandter Thierheilkunde; auch lehrt er Gartenbau und den medicinischen Gebrauch der Pflanzen. Prof. Körte lehrt reine und angewandte Mathematik Anwendung auf landwirthschaftliche Dinge; ferner Feldmesskunst und mit Physik verbunden, auch Agriculturchemie, Physiologie der Pflanzen: mathematische Pflanzenkunde, verbunden mit landwirthschaftlichen und botanischen Wanderungen, sowie Mineralogie und Insektenlehre. Dabei werden verbunden mit der zu Mögeln befindlichen Landwirthschaft und Schäfferei, der daselbst eingeführten ökonomischen doppelten Buchhaltung bekannt. Das Honorar für Unterricht, meublirte Wohnung, Bedienung, Mittag- und Abendessen beträgt jährlich 400 Thlr. Man vergl. Thaer, „Geschichte der Landwirthschaft zu Mögeln“ (Berlin 1815) und desselben „Mögelsche Landwirthschaft“ (22 Bde). — Noch erwähnen wir, daß eine wichtige Versammlung der Landwirthschaft Thaer ihre Entstehung verdankt: der Schafzüchterconvent, welcher das erste Mal im Mai 1823 zu Leipzig stattfand. Er hat die Verbesserung der Schafzucht und Wolle durch gemeinschaftliche Berathung und Vervollständigung der Erfahrungen zum Zweck. Diese Versammlung zählte gegen 70 bedeutendsten Ökonomen und Schafzüchter aus allen Gegenden Deutschlands außer andern Gegenständen mit dem von Köhler (in Zwickau) erfundenen Messer (s. d.) sich beschäftigten.

Thais, die berühmte Geliebte Alexanders des Großen, geb. in Athen. Sie soll, um für die von Xerxes gegen ihre Vaterstadt ausgeübte Verrätherische Rache zu nehmen, einst bei einem Gastmahle zu Persien die Verbindung der königl. Burg gesichert und den trunkenen Alexander betrogen haben, den ersten Brand hineinzuschleudern. In der Folge wurde sie die Geliebte und die Gemahlin des Ptolemäus, Königs von Aegypten.

Thaler, s. Joachimsthaler.

Thales, aus Miletus in Jonien, der älteste Philosoph Griechenlands, der erste der ionischen Kosmophysiker, wurde, nach Diogenes Laertius, 640 v. Chr. geb., widmete sich in seinen frühern Jahren dem Staate, aber bloß philosophischen Untersuchungen. Doch muß seine politische Thätigkeit nicht sehr bedeutend gewesen sein, denn Plato rechnet ihn zu den Weisen, die sich wenig in öffentliche Geschäfte gemischt haben. In seinen spätern Jahren machte er mehrere Reisen nach Aegypten, dort die Höhe der Pyramiden und den Unterricht ägyptischer Priester empfangen haben. Wahrscheinlich er daselbst auch die Geometrie, worin er es aber durch eigenes Nachdenken gebracht zu haben scheint als seine Lehrer. Nach seiner Rückkehr erwarb er durch seinen Unterricht und seine Kenntnisse so großen Ruhm, daß man ihn zu 7 Weisen gerechnet und seine Aussprüche im Alterthume sehr hoch gehalten. Den Joniern gab er den weisen Rath, ein gemeinschaftliches Bündniß zu schließen, um sich gegen die Macht der Perser zu schützen, und Teos zum Mittelstaats Bundesstaats zu machen. Auch hielt er die Milesier vom Bündnisse mit Kroesus gegen Cyrus ab. Dies sind die einzigen Nachrichten, welche uns von seinem politischen Leben aufbewahrt sind. Nach der gewöhnlichsten Meinung er ungefähr 548 v. Chr. als Zuschauer der olympischen Spiele vor Hitze und Altersschwäche. Seine Kenntnisse und philosoph. Lehren theilte er mit, und sie wurden nur durch mündliche Überlieferung erhalten, bis die griech. Philosophen, namentlich Aristoteles, sie aufzeichneten. Nach ihm soll das Wasser oder die Flüssigkeit die Grundlage aller Dinge, und jedem in der Natur ein wässeriges Princip eigen sein, das zu seiner Erhaltung dienlich behauptete, daß durch Verdichtung und Verdünnung des Wassers alle Erscheinungen hervorgehen und in dieses Grundelement aufgelöst werden. Daraus war ihm daher ein verdichtetes, die Luft ein verdünntes Wasser, das Feuer

kinnte Luft. Sollte das Wasser die Ursache der Entstehung aller Dinge sein, wüßte er es für keine todte Masse annehmen; er betrachtete es daher als lebendes, organisirendes Princip, welches er auch das Göttliche oder die Weltseele nannte. Wenn er also die Welt mit Dämonen oder Seelen anfüllte und sogar losen Dingen eine Seele beilegte, so meinte er damit, daß jene schöpferische, fortrückende, bewegende Kraft, als wesentliche Eigenschaft des Grundelements, wie bleibselbst, durch die ganze Welt verbreitet und wirksam sei. Dies war auch das Grund, wodurch L. seine Philosophie mit der Volksreligion verknüpfte, nur daß nicht die Naturgegenstände selbst mit den Dämonen oder Kräften, welche sie nach seiner Meinung regierten, verwechselte. Doch ist bei dem Mangel schriftlicher Überbleibsel die naturphilosophische Ansicht des L. uns nicht sicher bekannt. Den Gnomen, die ihm beigelegt werden, gehört das *γνώμη σεαυτοῦ*. Die Nachrichten der Alten von den physikalischen und astronomischen Kenntnissen des L. sind ebenfalls sehr widersprechend. Er soll das Jahr zuerst auf 365 Tage bestimmt haben. Daß er den Joniern eine Sonnenfinsterniß vorherverkündete, wieviel er nur das Jahr ihres Eintritts anzeigte, setzt richtigere Kenntnisse von dem Sonnensysteme voraus, als er und seine Schüler (nach Plutarch und Diogenes Laertius) gehabt haben sollen, wenn nämlich jene Vorhersagung auf eigene Beobachtung und Rechnung sich gründete. Wahrscheinlich aber hatte L. bei dem Aufenthalt in Ägypten oder durch der Astronomie kundige Phönizier die Kenntniß von bevorstehenden Sonnenfinsterniß erhalten, oder eine mechanische Methode, sie zu berechnen, gelernt. Merkwürdig ist es auf jeden Fall, daß die von ihm gestiftete ionische Schule anfing, die Gestirne als bloße Körper, und nicht nach dem Volkswahne als göttliche Wesen zu betrachten.

Thalia (Thaleia), eine Muse. Sie war den Landleuten als Erhalterin des Sprossenden und als Erfinderin des Ackerbaues und der Baumzucht heilig. Sie ist auch die Muse des Lustspiels, das seinen Ursprung aus dem ländlichen Leben hatte, und wird gewöhnlich mit der komischen Maske und dem Hirtenstabe (Pedum) in den Händen abgebildet. — Thalia heißt auch eine von den Gracien (s. d.).

Thamyris oder **Thamyras**, ein berühmter Dichter vor Homer, ein Thrakier. Seine Stimme war sehr angenehm, und in den pythischen Spielen gewann er den Preis davon. Seine Gesänge begleitete er mit der Zither. Platon stellt ihn neben den Orpheus, Olympus und Phemius, und rühmt, daß ihm Nieemand im Flöten- und Zitherspiel und im Singen gleichgekommen sei, daher habe er nach seinem Tode seine Seele ihren Wohnplatz in einer Nachtigall genommen. Ebenso ehrenvoll vergleicht ihn Strabo mit dem Musäus. Berühmt ist in der Sage sein Wettstreit, zu welchem er, stolz auf die Schönheit seines Gesanges, die Götterinnen selbst herausforderte. Er verlor, und sie bestraften ihn mit Blindheit, brachen seine Zither und beraubten ihn seiner musikalischen Talente. („Iliade“, 595) Er soll auch der Erfinder der dorischen Tonart sein. Seine Gedichte, wie ein Trauerspiel des Sophokles über ihn, sind verloren gegangen.

Tharant, ehemals Granaten genannt, ein Städtchen im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen mit 150 H. und 800 Einw., hat seit einigen Jahren ein k. Forstinstitut unter der Leitung des Forstraths Cotta und das 1792 angelegte Bad, welches sein Wasser aus 2 mineralischen Brunnen, dem Sidonien- und Heinrichsquelle, empfängt. Die gesunde Gebirgsluft, die für Haut- und Unterleibskrankheiten nicht unbedeutenden Kräfte des Bades selbst, sowie die angenehmen Umgebungen, durch die Kunst geschmackvoll verschönert, ziehen häufige Besuche von Einheimischen und Fremden herbei und haben dem sonst unbedeutenden Ort einen gewissen Ruf verschafft. An der Seite der Stadt liegen auf einem aufsteigenden Felsen die Ruinen des Schlosses Tharant. Jedena oder Sidonia,

Tochter des böhmischen Königs Podiebrad und Gemahlin Alberts, des Vaters der albertinischen Linie, wählte das einsame Tharant zum Witte. Sie starb 1510.

Thatbestand (corpus delicti), die äußere Erscheinung einer That abgesehen von den innern Motiven des Handelnden und von der durch sie bedingten rechtlichen oder moralischen Beschaffenheit der That. Besonders also Criminalrechte diejenigen äußern factischen Merkmale, welche zum Begriff eines Verbrechens gehören, z. B. der Tod eines Menschen, welcher durch die Einwirkung eines andern erfolgt ist, die Entwendung einer Sache aus dem Besitze, ob mit oder ohne Gewalt, der Werth des Entwendeten u. dgl.. Diese factischen Merkmale sind bei manchen Handlungen an den hinterlassenen Spuren bemerkbar (permanentis), z. B. die einem Menschen zugefügten Verletzungen, das geschlagene Pasquill, die geschriebene oder gedruckte Rede, die verfälschte Urkunde bei andern sind sie ohne solche Spuren bloß im Gedächtniß vorhanden (facti cunctis), wie die bloß gesprochenen Worte, die verübte Unzucht u. s. w. Ein Criminalproceß muß stets von einem gehörig festgestellten Thatbestand ausgehen, welcher die unentbehrliche Grundlage desselben ist. Ohne erwiesenen Tod eines Menschen, ohne Erweis, daß dieser Tod durch Einwirkung eines Andern erfolgt ist, kann Niemand als Todtschläger oder Mörder verurtheilt werden. Leichenbesichtigung, Angabe eines Verletzten, welche mit einem Eide bestätigt werden muß, sind daher die ersten Bedingungen eines Criminalverfahrens. Gänzlicher Mangel des Thatbestandes wird durch kein Geständniß ersetzt, vielmehr ist es ohne alle Wirkung, wenn sich z. B. Jemand anklagte, Jemand etwa ermordet zu haben, man aber keinen Bestohlenen, Getödteten ausfindig machen könnte. In den Fällen, wo der Thatbestand nicht durch unmittelbare Anschauung auszumitteln ist, weil der Thäter allein den Todt verurtheilt hat (z. B. gänzliche Verbrennung des Leichnams), muß daher doch andre Umstände aufgesucht werden, welche die Tödtung zur Gewissheit machen, und ohne diese kann von Rechtswegen die gesetzliche Strafe nicht ausgesprochen werden. So muß auch bei der Tödtung gewiß sein, daß der Tod die Folge der Verletzung, oder vielmehr, daß die zugefügte Verletzung eine allein hinreichende Ursache des erfolgten Todes gewesen ist. In dieser Hinsicht ist man bei uns oft zu weit gegangen, indem man die entferntesten Möglichkeiten gesucht hat, um den Thatbestand ungewiß zu machen. Dagegen ist es ein größter Mangel der englischen Criminalverfassung, daß nach derselben die Feststellung des Thatbestandes gar nicht bestimmten Regeln unterworfen werden kann, und das Urtheil darüber, die als Zeugen vernommenen Ärzte mögen sagen wollen, doch wieder den unkundigen Geschworenen anheimfällt. So wurde in einigen Jahren ein Mann zum Tode verurtheilt als Mörder seiner Frau, weil ein Apotheker eine Wunde am Kopfe für tödtlich erklärte, obgleich er selbst seine völlige Unbekanntschaft mit der Chirurgie bekannte, und ein Wundarzt versicherte, die Wunde am Kopfe sei ganz unbedeutend, auch keine Blutergießung im Gehirn vorhanden, die Frau sei vielmehr an einer Entzündung im Unterleibe gestorben. So war es auch einer der größten Fehler im Font'schen Proceß, daß der Thatbestand (die Verletzungen am Kopfe des verunglückten Sönnen) nicht mit hinreichender medicinischer Genauigkeit untersucht worden war, und man nach einem Urtheile suchte, ehe der Mord gewiß war. Es ist mehrmals vorgekommen, daß Menschen als Mörder eines Vermißten hingerichtet wurden, welcher nach einiger Zeit wieder lebendig zum Vorschein kam, und man kann sich hierbei gar nicht darauf verlassen, daß etwa Mehrere den angeblich Ermordeten todt gesehen haben, oder bis sich die Leiche oder Reste derselben finden, oder ganz untrügliche Beweise des Todes vorhanden sind. Bei Verbrechen, die keine Spuren hinterlassen, bei

ich die ganze Möglichkeit eines Beweises auf Zeugnissen, und in Fällen, wo keine Zeugen zuzulassen pflegt, auf Geständnissen. Da müssen aber doch andre Umstände hinzukommen, welche dem Geständnisse zur Unterstützung dienen, z. B. Handlungen, welche von Mehrern wahrgenommen werden konnten, auf das Verbrechen beziehen und eine Vermuthung desselben begründen. Zur Ermittlung des Thatbestandes muß in sehr vielen Fällen die Arzneiwissenschaft Rechtspflege die Hand bieten; es kommen aber dabei nicht wenig Ungewissheiten vor, z. B. bei Vergiftungen, bei der Frage, ob ein Kind lebend zur Welt gekommen oder nicht. Häufig werden den Gerichtsärzten Fragen vorgelegt, welche gar nicht beantworten können; aber man will dann auch nichts weiter als die Antwort, daß hierüber nichts Gewisses zu sagen sei. Eine der wichtigsten Fragen hierbei die, inwiefern dem Zeugniß des Arztes, welcher den Verstorbenen bis zu Tode behandelte, oder den Aussprüchen des Gerichtsarztes bei der Leichenschau (sofern Letztere nicht unmittelbare sinnliche Wahrnehmungen angeben) ein Vorrecht gebühre. In einem berühmt gewordenen Falle fanden die Leichenbeschauer Spuren einer Arsenikvergiftung, jedoch nicht den Arsenik selbst, während der Arzt letzten Krankheit behauptete, daß sich bis zum Tode kein Symptom einer Vergiftung gefunden, sondern die Krankheit ihren ganz natürlichen Verlauf genommen habe. In einem andern Falle erklärte der Arzt, der Verstorbene sei am Schlaganfall gestorben, während die Obducenten versicherten, die empfangene Wunde sei ohne allen Einfluß auf den Tod gewesen. Ähnliche Zweifel sind auch in dem Falle des D. Castaing vorgekommen. 37.

Thatsache (jur.), die materielle Grundlage eines Rechtsstreits und richterlichen Urtheils. Der Richter läßt sich die Thatfachen von den Parteien vorlegen und spricht aus, was darnach Recht ist (*narra mihi factum, narrabo tibi ius*). Werden die Thatfachen von der andern Seite nicht zugegeben, so entsteht die doppelte Richtung des Rechtsstreits: die Thatfrage (*quaestio facti*) und die Rechtsfrage (*quaestio juris*), welche beide einander bedingen. Der Regel nach muß erst die Thatfrage entschieden werden, ehe darauf die rechtlichen Grundsätze angewendet werden können; allein Thatfachen, welche auf die rechtliche Entscheidung keinen Einfluß haben, müssen als unerheblich zurückgewiesen werden. Wer eine Thatsache für sich anführt, muß sie beweisen: *affirmanti incumbit probatio*. Historische Thatfachen, d. h. solche, welche als allgemeine Ereignisse bekannt sind, bedürfen keines Beweises. Darauf, daß, wenn gewisse Vordersätze entschieden sind, auch die Folgerungen so lange als richtig angenommen werden müssen, bis das Gegentheil dargethan wird, beruhen die sogen. Präsumtionen, indem hier derjenige, welcher eine Abweichung von dem Regelmäßigen für sich anführt, Derjenige ist, welcher eine Thatsache behauptet. Wer z. B. Eigenthümer eines Grundstücks ist, muß so lange für einen vollen und in seinen Rechten unbeschränkten Eigenthümer gehalten werden, bis ein Andern eine Beschränkung, etwa eine Servitut, beweist. Sind hingegen die Grundstücke eines Bezirks im Allgemeinen dem öffentlichen Laften oder Beschränkungen des Eigenthums unterworfen, etwa der Zehntbarkeit, der Frohnpflichtigkeit, so ist die Befreiung eine Thatsache, welche erwiesen werden muß. Dem Staate liegt daran, daß die Rechtsverhältnisse der Bürger möglichst gesichert sind. Daher wird oft der Beweis einer Thatsache nur in gewissen Fristen und Formen zugelassen, z. B. Beweis eines Vertrags über ein Jahr nur durch schriftliche Urkunden. Die Rechtmäßigkeit eines in stehender Ehe erzeugten Kindes kann nur dann vom Vater angefochten werden, wenn der Beweis der Unmöglichkeit geführt wird. (Sogenannte *praesumptiones juris et de jure*. s. Beweis, Fiction.) 37.

Thau ist der wässerige Luftniederschlag, welcher auf Pflanzen und andern Dingen im Sommer als Tropfen, im Winter als Reif sichtbar ist und sich bei dem

Auf- und Niedergänge der Sonne an heitern Tagen zeigt. Die Ursache Erscheinung ist in der in jenen Augenblicken statthabenden schnellen Erkalte Dunstkreises zu suchen, wodurch der darin luftförmig aufgelöste Wasserbestand in dichter, flüssigen Form zurückgeführt wird. In den gemäßigten Himmelszonen fällt nicht viel Thau, weil in ihnen viel Regen sich einfindet, überhaupt die Feuchtigkeit der Luft bedeutender ist als im wärmern Klima, wo der Wärme durch anhaltenden heitern Himmel gesteigert ist, und der Dunstkreis daher größere Menge Wasser luftförmig enthält. Daher auch der ausnehmende Thau, der täglich in warmen Ländern, in Italien, Afrika u. s. w. einem gleich fällt und während des heitern Sommers den Regen ersetzen hilft. S. „über die Ausdünstung und ihre Wirkungen in der Atmosphäre“ (Leipz.). Neuerlich hat Wells schöne Beobachtungen über den Thau angestellt, der folge das Maß, in welchem Körper bethaut werden, von ihrer Erkalte, Wärmeausstrahlung, und also von den mehr oder weniger günstigen Umständen abhängt, in welchen sie sich dazu befinden. Vgl. Schweigger's „Journal“ 1810. (Bd. 21).

Thauwetter, Aufthauen des Eises, der Vorgang in unserm Leben, da Eis und Schnee wieder flüssig zu werden anfangen. Die Ursachen dieser Erscheinung, namentlich des oft überaus schnell und ganz unerwartet eintretenden Thauwetters, sind bei weitem noch nicht gehörig erforscht. Sichtbar sind die Wirkungen der Sonnenstrahlen, der warmen Süd- und Westwinde; allein diese reichen zur Erklärung in allen Fällen nicht hin, und man sieht sich fast genöthigt, der Meinung derjenigen Naturforscher beizutreten, welche ein Centrifugales Feuer (s. d.) und ein öfteres unverhältnißmäßiges Hervorbrechen der dabei stehenden Grundwärme annehmen. Leichter läßt sich erklären, warum beim Eintritt und Anhalten von Thauwetter oft eine empfindliche Kälte verspürt wird, indem bei Verwandlung so großer Eismassen in Wasser, eines festen Körpers in einen tropfbar-flüssigen, allerdings eine ungeheure Menge Wärmestoff verbraucht werden muß. (S. Wärme.) Oft beruht diese Empfindung scheinbar vermehrte Kälte bei eintretendem Thauwetter aber auch auf einer durch die mit eintretender Kälte verursachten Sinnestäuschung, welche durch das Thermometer widerlegt wird. — Über mehrere beim künstlichen Aufthauen des Eises vorkommende merkwürdige Umstände s. Wärmestoff. Vom Aufthauungsprocess überhaupt handelt v. Mairan's „Dissertation de la glace“ (2. Aufl., Paris 1752, deutsch, Leipz. 1752).

Theater (aus dem Griech.) bedeutete eigentlich den Theil des Schauspiels, wo die Zuschauer saßen, oft auch das ganze Gebäude selbst, niemals bei uns, die Schaubühne. Wir nehmen hier das Wort in dem Sinne, in welchem es das ganze Gebäude anzeigt. Nach den Tempeln waren bei den Griechen und Römern die Schauspielhäuser die vornehmsten Gebäude, da sie nicht bloß zum Vergnügen dienten, sondern auch zu einem Theile des Gottesdienstes bestimmt waren. Als dem Bacchus geweiht, hießen sie auch oft dionysische oder lenäische Theater, die darauf vorgestellten Stücke nannte man häufig Dionysien, und die Spieler dionysische Künstler. Jede beträchtliche griechische und römische Stadt hatte ihr Theater; allein so niedrig die Schauspielkunst selbst anfangs stand (s. Schauspiel), so schlecht waren auch die Plätze, wo man die Stücke aufgeführt. Eine Hütte, ohne alle Kunst von Baumzweigen aufgeführt (daher der Name Scene, σκηνή), war die Bühne, auf welcher man an Bacchusfesten vor der versammelten Volksmenge die Dithyramben zur Ehre des Gottes sang. Thespis (562 v. Chr.) gab seine satyrischen Stücke auf einem Brettergerüste, und erst nach und nach entwickelte das Genie der Griechen jene Meisterwerke der Baukunst,

ma wir noch bewundern. Die Römer, ihre Nachahmer, übertrafen sie an
 und Größe. Die ersten steinernen Theater wurden in den griech. Colonien
 in und Unteritalien gebaut, und zu Adria, einer Colonie der Etrusker,
 noch jetzt die Überbleibsel eines Theaters, welches das älteste und be-
 ist. Auch in Sicilien gab es früher als in Griechenland steinerne Theater.
 In der 70. Olympiade (500 v. Chr.) war das Schauspielhaus zu Athen von
 als aber bei der Aufführung eines Stücks von Pratinas wegen der gro-
 ßen Menge einstürzte, begann man zu Themistokles's Zeit den Bau eines
 welches das erste in Griechenland war, das Theater des Bacchus hieß
 nach zum Muster aller übrigen diente. S. Genelli, „Das Theater zu
 nach Architectonik, Scenerie etc.“ (Berlin 1818). Die gewöhnliche Form
 war ein Halbkreis; die Amphitheater waren elliptisch. Auch die Rö-
 für die scenischen Darstellungen lange Zeit hindurch nur hölzerne Thea-
 nach Aufführung der Stücke, zu denen sie errichtet waren, wieder ein-
 waren. Es waren bloße Bretergerüste für die Schauspieler. Die Zu-
 mußten stehen. Marcus Amilius Lepidus (starb 13 v. Chr.) baute zuerst
 Schauspielhaus mit Sitzen für die Zuschauer. Bald darauf wurden die Thea-
 Scipio und Curio gebaut, die sich zwar durch Größe und Pracht aus-
 zu, aber gleichfalls von Holz waren und nach geendigten Spielen wieder
 abgenommen wurden. Das Theater des Marcus Amilius Scaurus, eines Zeitge-
 des Nero und Cäsar, war überaus prächtig und so groß, daß es 80,000
 Menschen fassen konnte. Die Bühne war mit 360 dreifach über einander befind-
 lichen Stufen verziert. Die untere Reihe, 38 Fuß hoch, war von Marmor und
 100 Statuen gegliedert; die zweite Reihe war von Glas, die dritte Reihe von
 hellem Holze. Das Theater des Curio war beweglich und wurde aus 2
 in ein Amphitheater verwandelt. Pompejus ließ in Rom das erste stei-
 Theater aufzuführen, auf dessen Trümmern jetzt der Palast Urfini steht. Es
 nach einem Risse des Theaters von Mitylene gebaut und erst unter Caligula
 zu. Es faßte 40,000 Menschen. Nach Errichtung des pompejischen wur-
 de das in Rom, sondern auch in andern Städten des römischen Gebiets
 zu und stehenbleibende Theater erbaut. Auch wurde von dieser Zeit an die
 mit Marmor bekleidet und mit marmornen Säulen eingefast; ja auf
 der Bühne ward sie mit Gold überzogen, und weil auch der ganze Umfang des
 mit dem Alles, was auf die Bühne gebracht ward, vergoldet oder mit Gold
 nicht war, so wurde der Tag, an dem dies geschah, der goldene genannt.
 der Bühne wurde bei den römischen Theatern, die bekanntlich ohne Be-
 waren, ein Säulengang angelegt, zum Zufluchtsort der Zuschauer bei
 Wetter. Dies war auch bei dem pompejischen Theater der Fall, das einen
 mit Bäumen regelmäßig besetzten und mit einem Springbrunnen und Sta-
 tuirten Platz einschloß. Erst einige Zeit nach dem punischen Kriege wurde
 gebräuchlich, das Theater und die Orchestra zur Vermeidung der Unbequemlich-
 keit des Wetters mit einem Tuche zu überspannen, durch Quintus Catulus aus
 Spanien nach Rom gebracht. Die Tücher, deren man sich dazu bediente, wa-
 ren häufig mit Purpur und andern lebhaften Farben gefärbt. Späterhin nahm
 die feinste und kostbarste ausländische Leinwand, und Nero ließ sogar einen
 dazu nehmen, der mit Gold geschmückt, und in dessen Mitte sein Bildniß
 war, wie er, von Gestirnen umgeben, den Sonnenwagen lenkte. Zur Ein-
 gänge durch die Menge der Zuschauer in solchen bedeckten Theatern verurachs-
 che bediente man sich gleich kostbarer Mittel. Pompejus ließ zuerst die Wege
 zwischen den Sitzstufen mit Wasser anfeuchten. Nachher gebrauchte man
 eine Mischung von Wein und Wasser, worin man den besten cilicischen
 aufbewahrte, um einen angenehmen Geruch hervorzubringen. Diesen Kro-

Fußwein leitete man in Röhren, die in den Mauern des Theaters versteckt und brachte ihn von da durch ein Druckwerk bis zu den obersten Sitzreihen. Die Röhren ganz kleine Öffnungen, durch welche der Wein wie Regen herabspritzte und dadurch im ganzen Theater Kühlung verbreitet wurde bisweilen Balsam unter den Wein gemischt, und oft wurden die Verzierung des Theaters angebrachten Statuen zum Versprühen des Krokus gebraucht, indem sie hohl waren, und man den Wein durch Röhren hinleitete. baute die Schauspielhäuser, so viel möglich, immer an dem Abhange eines Berges, um hier auf eine bequeme Art die Sitze für die Zuschauer über einander anlegen zu können. War der Platz eben, so mußte für ein hoher Unterbau angelegt werden; bei den Griechen war dies seltener als den Römern der Fall. Die Form des Gebäudes war ein Halbkreis, dessen Enden etwas verlängert und durch ein Quergebäude verbunden waren. Es bestand aus drei Haupttheilen: 1) das eigentliche Theater, d. i. der Platz für die Zuschauer, ein halber Kreis; 2) die Scene oder den Platz für die Schauspieler in dem Gebäude; 3) das Orchester, den Raum vor der Scene bis zu den ersten Sitzreihen. Hierin stimmten die griechischen und römischen Schauspielhäuser wesentlich überein. In andern Stücken unterschieden sie sich aber (Vgl. Chor, Orchester, Proscaenium u. s. w.) Zu dem Maschinenwesen besonders der Griechen, gehörte 1) die eigentlich sogen. Maschine am Längs gange über der Scene, um in den Trauerspielen die in der Luft schwebenden Götter und Helden darzustellen; 2) das Theologeion über der Scene zur Darstellung der Götter im Olymp; 3) der Krahn, eine Maschine, die von oben herab wurde, um eine Person schnell der Bühne zu entrücken; 4) das Hängegerüst mit abhängenden Stricken, um die in der Luft schwebenden Götter und Heroen fest zu halten. Andre Maschinen befanden sich unter der Bühne, z. B. eine Hebe, um das Herauffsteigen zu bewirken u. s. w. Außer den schon genannten waren vorzüglichsten Theater der Alten die zu Segestus, Syrakus und Agriguntum in Sicilien. Die schönen Schauspielhäuser zu Korinth und Sparta (wovon noch mehr übrig sind), und zu Epibaurus und Megalopolis auf der Insel Argolis, die prachtvollsten Theater Griechenlands gewesen sein. Von dem zu Epibaurus sieht man noch wichtige Ruinen. Von den vielen Theatern in den italischen Provinzen bemerken wir nur die in neuern Zeiten wieder entdeckten zu Herculaneum und Pompeji, sowie auch das zu Iguvium in Umbrien, zu Antium und Pola. In Rom waren, außer dem Theater des Pompejus, das Theater des Cornelius Balbus und das des Marcellus (welches 22,000 Menschen faßte) die vorzüglichsten. — Die innere als äußere Einrichtung unserer jetzigen Theater unterscheidet sich wesentlich von den griechischen und römischen. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die bereits angeführten Artikel. Erst später erhielten wir Deutsche eigene Schauspielhäuser, nachdem die frühern theatralischen Darstellungen entweder in andern öffentlichen und Privatgebäuden oder auch unter freiem Himmel stattgefunden worden. Die schönsten in Deutschland befindlichen Schauspielhäuser sind in München, das neue zu Berlin, das Theater an der Wien in Wien, ferner in Karlsruhe und Darmstadt. In Frankreich sind ausgezeichnet das Théâtre Français und das zu Bordeaux; in Italien sind die größten das in Neapel (San Carlo) und in Mailand (die sogen. Scala), das zu Turin u. s. w. Jetzt hat Deutschland eine Menge von Schauspielhäusern und in festem Gehalt stehende Schauspieler (welches man heutzutage in dem Begriff Theater umfaßt). — Theater versteht man auch häufig im uneigentlichen Sinne: 1) den Ort, wo der für theatralische Darstellung bestimmten Dichterwerke eines Volks, z. B. der Briten, der Deutschen u. s. w.; 2) den Inbegriff der theatralischen Kunst einzelner Schriftsteller, z. B. Schiller's, Florian's, Voltaire's Theater; 3)

n auch Orte, wo andre Gegenstände zu sehen sind, und große Anstalten Theater, z. B. anatomisches Theater, Theatrum Sheldonianum (eine berühmte Druckkalt in den Universitätsgebäuden zu Oxford, vom Erzbischof Sheldon gestiftet), Lusttheater u. s. f. (Man vergl. Deutsches, Englisches, Italiänisches, Pariser u. Theater, Theatralische Darstellung, Französisches Schauspiel.)

Theatercoup, ein Ausdruck, welcher von der sich früher gebildeten franz. Bühne und Theaterkritik entlehnt worden ist. Coup an und für sich bedeutet schon im gemeinen Leben eine gewaltsam ausgeführte und daher überraschende, mehrertheils auch gewagte Handlung, weil es ursprünglich von scharfen und schneidenden Instrumenten, vorzüglich vom Schwerte, gebraucht wird, wie unser deutsches Hieb und Stich. Auf das Schauspiel angewendet, hieß daher ein Coup ein schnell, vorbereitet eintretendes und daher überraschendes Ereigniß, wodurch der dramatische Dichter die Handlung unterbricht; und dieses ist die erste und eigentliche Bedeutung des obigen Ausdrucks. Da nun jedes Drama in einer zusammenhängenden und beschlossenen Reihe von Handlungen bestehen soll, die sich aus sich selbst spinnend, in sich verwickelt und auflöst, so ist ein solcher Theatercoup im Drama überhaupt unzulässig. Es fallen aber unter diesen Begriff nicht die überraschenden Handlungen und Wirkungen, welche durch den Charakter der Personen, z. B. eines Verführers im Lustspiele, vorbereitet und in ihnen begründet sind, sondern die Begebenheiten, wodurch der Dichter unvorbereitet und mithin willkürlich den Zusammenhang der dramatischen Handlung unterbricht, gesetzt auch, sie wären in dem scheinlichen Stoffe, welchen er bearbeitet, gegeben. Daß so viele Theatercoups in Schauspielen von Theaterdichtern gebraucht oder von Beurtheilern ungerügt gesehen werden, kommt daher, weil dramatische Werke so selten als organisches Ganzes gefaßt oder gebildet werden, und die Mehrzahl der erstern auf eine flüchtige Wirkung hinarbeitet, weshalb die Theatercoups vorzüglich in Spectakelstücken zu Hause sind, oder auf Spannung der Erwartung, welche man durch eine Verwirrung der Handlung steigert, die nur von Außen her gewaltsam auflösbar ist und gleichsam durch Zerhauen des Knotens bewirkt wird. Am meisten kommen daher solche Theatercoups bei der Auflösung vor, und eine bessere Haltung der Charaktere würde sie in den meisten Fällen entbehrlich machen. Natürlich ist im Gange des Wunderbaren (wie z. B. in dramatischen Märchen und der romantischen Oper) die Freiheit des Dichters größer als im strengen, der Wirklichkeit gleichsam nachgeahmten Drama; doch bleibt auch dort fehlerhaft, was, ohne in dem Charakter die Sattung und der Idee der besondern Fabel begründet zu sein, von Außen her den Gang der Handlung verändert. — Weil ferner Überraschung eine gewöhnliche Wirkung des Theatercoups ist, so hat man auch jedes eine starke Überraschung hervorgreifende beabsichtigende und bewirkende Mittel der theatralischen Darstellung einen Theatercoup genannt. Es ist aber klar, daß auch der rauschendste Reiz der Menge das willkürliche Herbeiziehen oder grelle Hervorspringen eines aufstrebenden Ereignisses, welches den natürlichen Gang der Handlung unterbricht, nicht rechtfertigen kann. Da nun dergleichen Hülfsmittel, je öfter sie gebraucht werden, desto mehr ihre überraschende Wirkung verlieren und die poetische Armuth des Dichters bezeugen, so hat man überhaupt auch ein verbrauchtes Mittel der dramatischen Auflösung Theatercoup genannt, wodurch der Verfasser, wie man ausdrückt, den Knoten schnell zerhaut. Dies geschieht besonders oft durch Trennungs- oder Rettungsszenen, wiewol dieselbe Handlung, welche in einem Drama dem Inhalte nach vorbereitet ist, in einem andern willkürlich überraschend ist.

Theatiner, regulirte Chorherren, 1524 vom h. Cajetan von Thiene zum dem nachmaligen Papste Paul IV., noch als Bischof zu Chiati, sonst Theate

benannt, gestiftet. Sie verpflichteten sich neben den gewöhnlichen Mönchen zum Predigen gegen die Keger, zur Seelsorge, zur Pflege der Kranken, Begleitung der Missethäter und zu einem Vertrauen auf die Vorsehung, weder ein Eigenthum besitzen noch Almosen sammeln, sondern die Wohlthätigen erwarten wollten. Ihre Kirchen und Altäre sind zum Theil. Im Ganzen hat dieser Orden nie recht gedeihen wollen. Nur hauptsächlich in Neapel, ist er zahlreich und vielgeltend, und meist werden in der Mitte die Bischöfe genommen. Auch in Spanien und Polen hat er germaßen verbreitet. (S. Orden, geistliche.)

Theatralische Darstellung ist die sinnlich vollkommene Handlung sowol durch körperliche Thätigkeit, durch Gebärden und Reden, als auch durch Vorstellung der äußern, mit der Handbundenen Gegenstände und Ereignisse auf einer zu jener Nachahmung eignen Schaubühne. Deshalb ist die theatralische Darstellung nicht allein Schauspielkunst, welche hauptsächlich die Darstellung der redenden und handelnden Personen nach ihrem Innern und Äußern zum Gegenstande hat, sondern zu ihrer Vollkommenheit werden auch andre schöne und bildende Künste, Baukunst, Tanzkunst, Malerei, Musik u. s. w., erfordert. Man kann in meinen auf theatralische Darstellung anwenden was Voltaire von der Kunst sagt, es nämlich eine Kunst sei, wo

— les beaux vers, la danse, la musique,
L'art de tromper les yeux par les couleurs,
L'art plus heureux de séduire les coeurs
De cent plaisirs font un plaisir unique.

Nächst der dramatischen Dichtkunst, welche gewöhnlich den Stoff der theatralischen Darstellung liefert, ist die Schauspielkunst der wichtigste Theil der theatralischen Kunst. Wir betrachten sie insoweit, als dieser Gegenstand nicht gleichsam den Artikeln Declamation, Gebärde, Mimik, Pantomime zugeordnet worden ist. — Die Schauspielkunst im engeren Sinne ist der Inbegriff der Kenntnisse und Fähigkeiten, welche zur Darstellung und Nachahmung Gemüthszuständen, Reden, Handlungen und Sitten lebender Wesen durch Mienenspiel und Costum erfordert werden. Da die Mimik (s. d.) die Kunst der Gemüthsveränderungen durch Gebärden zum Gegenstande hat, den Gesetzen beruht, nach welchen die Seele oder der Gemüthszustand Gebärden äußert, so muß derselbe ein Hauptstudium des Schauspielers sein. Daher ist eine aufmerksame Beobachtung des Menschen unter allen Verhältnissen ihm ist darum auch die Betrachtung und Zergliederung solcher bildnerischen Werke, welche die Äußerungen des Seelenzustandes menschlicher Wesen darstellen, für den Mimiker von hohem Nutzen. Daher gehören auch Erfahrungs- und Physiognomik zu den vorzüglichsten Hülfswissenschaften der Mimik. Dem muß der Schauspieler die vorzüglichsten Werke über diesen Gegenstand kennen, und hier sind besonders unter den ältern J. J. Engel's „Ideen zu einer Mimik“ (Berlin 1785 und 1786, 2 Bde.) und Lessing's „Hamburgische Dramaturgie“ (Hamburg 1767—68, 2 Bde.), viele Stellen in Göthe's „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, und unter den neuern Sedendörff's „Vorlesungen über Declamation und Mimik“ (Braunschweig 1816, 2 Bde.) sehr schätzbar. — Die Declamation (s. d.) ist ein Haupttheil der theatralischen Kunst. Wie jene durch das Auge des Zuschauers auf seine Vorstellungen die Declamation durch das Ohr. Der Schauspieler muß daher seinem Organen den höchsten Grad von Geschmeidigkeit und Wohlklang geben, seinem jedesmaligen Gemüthszustand und den Sitten der Person, die er darstellt, anpassen, und Richtigkeit und Reinheit der Sprache selbst sich zu

hen. Auch für diesen Zweig der Schauspielkunst ist das Studium der menschlichen Charaktere und Leidenschaften, die aufmerksame Beobachtung, wie die Menschen, nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts und der Verhältnisse, ihre Gemüthszustände durch den Ton der Rede ausdrücken, um so mehr erforderlich, als durch den unrichtigen Vortrag einer einzelnen Stelle der Eindruck einer ganzen Darstellung gestört oder vernichtet wird. Darum muß auch der Schauspieler in den Sinn des Dichters gehörig einzubringen suchen, und nicht bloß seine Rolle, sondern das ganze Stück studiren, und dazu gehört poetischer Sinn und Bildung, die Kenntniß der Poesie und Kunst im höhern Sinne. — Die richtige Beobachtung des Costumes (s. d.) ist ein untergeordnetes, aber doch nicht ganz unentbehrliches Erforderniß der theatralischen Darstellung, da ohne dieselbe der Zweck Täuschung des Zuschauers gänzlich verloren ginge. Je mehr der Dichter auf Eigenthümlichkeit der Kleidung bei einem historischen Charakter rechnet, um so auer muß sie beobachtet werden. Doch braucht man bei einer theatralischen Darstellung aus einem entfernten Zeitalter nicht zu ängstlich zu verfahren, denn die Tracht der Mode wird nur bei Darstellungen aus der neuesten Zeit anerkannt. Es wahrhaft Häßliche eines Costumes darf und soll gemäßiget werden, aber nur in solcher Weise, daß es nicht an ein andres Zeitalter oder Volk erinnert. Die Harmlosigkeit aber darf selbst da nicht verletzt werden, wo sie auch nicht zum Costume eines Volks oder Zeitalters gehört. Auch in scenischer Hinsicht ist das richtige genau zu beobachten oder doch nicht auf eine solche Weise zu vernachlässigen, daß der Eindruck auf den Zuschauer und dessen Täuschung dadurch gestört wird. — An das Costume schließt sich als ein wichtiger Theil der theatralischen Darstellung die Scenik, d. i. die Kunst, die Bühne zur theatral. Darstellung einzurichten und zu verzieren, an. Einiges darüber ist unter dem Art. Theater besprochen worden.

Theaterdichter heißt Derjenige, welcher zum Behuf der Darstellung der Bühne ein dramatisches Gedicht fertigt. Nicht jeder dramatische Dichter ist in diesem Sinne Theaterdichter, weil man auch für Gedichte, die zur Darstellung auf der Bühne weder geeignet noch bestimmt sind, der dramatischen Form bedienen kann, wie z. B. Göthe in „Faust“. Eine zweite Bedeutung hat das Wort als Amtstitel. Theaterdichter (bei den reisenden italien. Opergesellschaften noch Poeta) heißt nämlich auch Derjenige, welcher bei einer Bühne angestellt ist, um für dieselbe Gelegenheitsgedichte (Antritts- und Abschiedsreden, Festspiele etc.) zu schreiben. Dies Amt ist seit einiger Zeit fast ganz aus der Mode gekommen, weil die Directionen überall leicht Gelegenheitspoeten finden, welche für Festbedürfnisse arbeiten. Ein andres Geschäft dieses Amtes, das Verfassen von Theaterstücken oder das leibige Bearbeiten schon vorhandener, nach Maßgabe des Personals, seiner Fähigkeiten oder seiner Wünsche, wird jetzt meistens von Schauspielern selbst oder von Schriftstellern ihrer nähern Bekanntschaft besorgt.

Theben, 1) auch Diospolis magna und, wegen ihrer 100 Thore, Heba-pylos genannt, war die Hauptst. von Oberägypten, welches von ihr den Namen Thebais erhielt. Sie war die älteste Hauptst. des alten Ägyptens und die Residenz der Könige des thebaischen Reichs in Oberägypten, welches, älter als das ägyptische in Mittelägypten, lange neben diesem blühte und zuletzt mit demselben vereinigt wurde. Alte griech. Schriftsteller nennen bald den Osiris, bald den Isis als Erbauer dieser Stadt. Sie enthielt eine Menge prächtiger Gebäude kolossaler Größe, von denen sich bis auf unsere Zeiten Überbleibsel erhalten, und hatte nach Homer 100 Thore. Ein dortiger Tempel hatte 14 Stadien (mehr als $\frac{1}{2}$ einer deutschen Meile) im Umfange, eine Höhe von 45 Ellen 24 Fuß dicke Mauern und war inwendig auf das reichste mit kostbaren Stei-

nen, mit goldenen, silbernen und elfenbeinernen Geräthen ausgeschmückt. Jetzt führen 8 große Zugänge zu den Ruinen dieses Tempels. Die Thore sind außerordentlich hoch und breit, pyramidenförmig, aus rothem, feinspolirtem Marmor erbaut und überall felderweise mit hieroglyphischen Figuren und an den Seiten mit kolossalen Bildsäulen und Basreliefs geziert. In den Vorhöfen des Tempels finden sich 60 — 70 Fuß hohe, ganz aus Granit gehauene und mit Hieroglyphen bedeckte Obeliskten. Der innere Tempel ruht auf 134 Säulen. Außer dem Tempel findet man bei demselben noch verschiedene Nebengebäude mit prächtigen Säulenhallen und Zimmern. Außer andern Ruinen dieser Stadt sind auch die Gräber der Könige, von denen Denon 8 besuchte, höchst merkwürdig. Bei seinem Besuche fand er in einer 12 Fuß langen und 20 Fuß hohen Galerie alle Wände vollgemalt, aber zugleich bemalter Hieroglyphen. In 6 der Grabstätten waren noch Farben, gelb auf blauem Grunde, noch ganz frisch. Am Ende der Galerie standen prächtige Sarkophage mit Decken, alles voll hieroglyphischer Figuren und Meubeln, z. B. Tabourets, Lehnstühle, waren aus indischem Holz, mit Schnitzwerk und Schnitzwerk gearbeitet. Theben blühte noch fort, als es auch nicht die Residenz von Königen war, wurde jedoch von Cambyses gänzlich zerstört. Erholte sich aber wieder und warb unter den Ptolemäern nochmals eine der reichsten und blühendsten Städte, allein endlich durch Ptolemäus Lathurus, gegen sich empört hatte, 82 vor Chr. erobert und fast ganz zu Grunde gerichtet. Strabo fand nur noch ein Paar elende Dörfer an der Stelle der ehemaligen Stadt. — 2) Theben (jetzt Stive, die Wohnung eines griech. Bischofs) am Fluße Ismenus, die Hauptst. der Landschaft Böotien und eine der berühmtesten Städte Griechenlands, die Vaterstadt des Pindar, Epaminondas und Pelopidas, der Korinna und wahrscheinlich auch Hesiod's. Den Grund dazu legte (um 1200 v. Chr.) Kadmus, der Anführer einer phönizischen Colonie, durch Erbauung der Burg Kadmea. Um diese her legte Amphion nachmals die Stadt an, umgeben mit Mauern und baute 7 Thore, die er nach seinen 7 mit der Niobe erlöbten Töchtern benannte. Der Umfang der Stadt soll 70 Stadien betragen. Auf der Anhöhe, wo die Burg lag, entsprang eine Quelle, die durch unterirdische Röhren in die Stadt geleitet wurde. Die Gegend umher wurde durch Gärten und Gärten verschönert. Die Stadt hatte viele prächtige Tempel, öffentliche Gebäude und Bildsäulen. Gegen Morgen lag noch die berühmte Quelle Ismenus, worin sich Oedipus von seinem Vatermorde reinigte. Die Regierung der Thebaner war anfangs monarchisch, und 3 Regentenhäuser folgten einander auf dem Throne, nämlich 1) die Kadmeer, die Nachkömmlinge des Kadmus, Antefion; 2) zwischen ihnen 3 Sparter, Amphion und Zethus während der Jugendzeit des Lajus, und Kreon zwischen Lajus und Oedipus; 3) die Ismeniden, nämlich die letzten Könige. Die Söhne des Oedipus, Eteokles und Polyneikes (s. d.) fielen beide im Zweikampfe. Nun folgte der Sohn des Oedipus, Laodamas, für den sein Großvater Kreon als Vormund regierte. Die durch die noch fortsetzenden Argiver wurden nun sämmtlich niedergehauen, den Argivern genommen, auf dessen Bitte Theseus gegen Kreon zog, ihn tödtete und die Argiver zwang, das Begräbniß der erschlagenen Argiver zu gestatten, welches sie vorher verweigert hatten. Die Söhne oder Enkel (Epigonen) der verstorbenen Könige rächten 10 Jahre nachher den Tod ihrer verstorbenen Ältern. Angeführt von Theseus und Alkmaon, eroberten und zerstörten sie Theben (um 1215 v. Chr.) und tödteten oder verjagten den Laodamas. — Als endlich der letzte Thebaner, Kanthus, in einem Zweikampfe gegen den athenischen König Theseus blieb, wurde um 1126 zu Theben eine demokratische Regierungsverfassung eingeführt. Gleich Athen und Sparta strebte von nun an auch Theben nach der Oberherrschaft in Griechenland. Allein die Trägheit und die treulosen

ungen der Thebaner mit den Persern hinderte ihr Emporkommen. Ihre böotischen Städte fielen ab, und eine Verbindung, die sie mit Sparta eingingen, um ihr altes Ansehen in Böotien wiederzuerlangen, blieb fruchtlos. Athen nahm sich der Böotier an, und Theben verlor seine Herrschaft über Böotien, welches sich jetzt den Athenern unterwarf. Im peloponnesischen Kriege leisteten die Thebaner den Spartanern wichtige Dienste und waren in ihren vielen nachfolgenden Kriegen gegen Athen und Sparta nicht minder glücklich. Endlich aber bemächtigte sich Perikles der Festung Kadmea, und nun erlangte die aristokratische Partei die Oberhand. Bedrückungen und Ungerechtigkeiten jeder Art fanden statt, bis Perikles und Epaminondas eine Verschwörung zu Stande brachten und die Tyrannen mordeten (378 v. Chr.). Sie wurden dafür von dem Volke unter lautem Jubel zu Böotarchen ernannt. Zwar rückte der Spartaner Kleombrotus in Böotien ein, um die Thebaner zu bestrafen, und Athen, obgleich es zur Revolution beabsichtigt gewesen war, trennte sich aus Furcht von den Thebanern, aber der kluge Pelopidas, um die Athener gegen Sparta aufzubringen, beredete den vom Kleombrotus zurückgelassenen Feldherrn Sphodrias, den athenischen Hafen Piräeus zu verfallen. Er that es, ward zurückgeschlagen, und Athen erklärte nun den Krieg gegen Sparta. Die Athener und Thebaner, jetzt wieder vereint, siegten in den meisten Gefechten. Doch schlossen die Ersten am Ende unter persischer Vermittelung Frieden. Theben aber setzte den Krieg fort, um Böotien zu behalten, und erfocht nun die berühmten Siege unter Pelopidas und Epaminondas, wodurch es schließlich über alle Staaten Griechenlands erhoben wurde. Fast alle peloponnesische Völker standen gegen Sparta auf und verbanden sich mit den Thebanern. Die Perser und Athener hielten es nun mit Sparta, konnten indessen wenig ausrichten. Der Krieg dauerte fast ununterbrochen glücklich für Theben bis zur letzten Schlacht bei Mantinea (363 v. Chr.) und dem Tode des Epaminondas fort. Unter Artabazus's Vermittelung kam nun ein allgemeiner Friede zu Stande, worin jeder theil seine Besitzungen erhielt. Allein Theben, wenngleich noch einige Zeit furchtbar, fing wieder an zu sinken. In dem sogenannten heiligen Kriege (354 v. Chr.) *) nahmen die Thebaner Partei gegen Phocis und verbanden sich dann mit den Athenern und andern Griechen gegen Philipp von Macedonien. Nach der Niederlage bei Chäronea aber mußte Theben macedonische Besatzung einnehmen und die Verbannten zurückberufen. Nach Philipps Tode empörten sich die Thebaner gegen Alexander, den sie gleichfalls für todt hielten, riefen die Geflüchteten zurück und versuchten, die Macedonier aus Kadmea zu verjagen. Doch schnell eilte Alexander herbei, eroberte und zerstörte Theben (335 v. Chr.) und machte die Einwohner zu Sklaven. 20 Jahre später stellte Kassander Theben wieder her, doch blieb es von jetzt an unbedeutend. Im Kriege der Römer gegen den Mithridates, König von Pontus, trat es aus Dankbarkeit gegen Athen auf die Seite des Letztern, ward aber dafür von den Römern hart gezüchtigt. Von der Zeit an ver-

*) Seine öffentliche Ursache war eine von den Thessaliern und Thebanern bei dem Verichte der Amphiktyonen gegen die Phocäer angebrachte Klage, daß Letztere einige am delphischen Apollotempel zugehörige Ländereien sich angemast hätten; daher die Benennung: heiliger Krieg. Geheime Triebfedern aber waren frühere Streithändel zwischen Thessalien und Phocis, die zum Nachtheile des Erstem waren beigelegt worden, und von Seiten Thebens der Verdruß, die Herausgabe einer von einem Phocäer geraubten Thebanerin nicht erlangt zu haben. Dem sei jedoch wie ihm wolle: das Urtheil sprach gegen Phocis; das Volk, von einem seiner reichsten und angesehensten Bürger, Philomelus, aufgeräzt, weigerte sich, dem Urtheile zu gehorchen, und es entstand jener Krieg, den die Phocäer durch Erstürmung und Plünderung des delphischen Tempels und durch Herabreißung der an seinen Säulen angehefteten Urtheilsprüche begannen, in welchen nach und nach alle griechische Staaten verwickelt wurden, ob den erst nach 10jähriger Dauer Philipp von Macedonien durch die Unterjochung von ganz Griechenland beendigte.

schwanden die Thebamer immer mehr aus der Geschichte, und zu Pausanias's Zeiten war nur noch die Burg Kadmea u. d. N. von Theben bewohnt. — Im A. seiner Blüthe war Theben sehr reich. Die Einw. waren, wie die zu Athen in 3 Classen getheilt, in Bürger, ansässige Fremde und Sklaven. Die Stadt war gewissermaßen die Hauptst. Böotiens und stand an der Spitze einer großen Verbindung mehrerer Städte dieses Landes. Die Staatsangelegenheiten wurden von 4 Reichscollegien in den 4 Districten, in welche Böotien getheilt war, welche zusammen 11 Bbotarchen wählten, erörtert und dann auf einem allgemeinen Reichstage, zu welchem jede Stadt Abgeordnete schickte, entschieden. Reichstag wurde zu Theben gehalten. Das Letztere hatte als demokratischer Staat keinen eignen Senat; der Oberbefehl im Kriege und die Gerichtspflege wurden von den Bbotarchen und Polemarchen besorgt, die jährlich wechselten. Handwerker und Kaufleute konnten zwar Bürger, aber nicht obrigkeitliche Personen werden. Kinder, welche von ihren Ältern nicht ernährt werden konnten, wurden nicht, als im übrigen Griechenland, ausgelegt, sondern vom Staate an einen wohlhabenden Bürger verkauft, der sie erzog und als f. Sklaven betrachtete. Die böotischen Städte suchten oft ihre Unabhängigkeit von Theben zu behaupten und trennten sich häufig vom Bunde, aber nur selten konnten sie ihren Zweck ganz ausführen.

Thee sind die getrockneten Blätter einer Staube oder eines Strauches, wie in China und Japan häufig wächst, ungefähr 2½ Ellen hoch wird, ein hellgrünes Laub, rothe Blüthen und eine braune Samenkapsel hat, die, wenn sie völlig reif ist, aufspringt. Man zieht diese Staube aus den Samenkernen, die 3 — 4 Zoll tief in die Erde gesteckt werden. Im 3. Jahre trägt die Staube schon reichlich Blüthen, aber nach dem 7. Jahre nimmt ihre Fruchtbarkeit ab. Fast in allen Provinzen des chinesischen Reiches wird die Theestaube gebaut, aber auf steinigem Boden gedeiht sie besser als im lockern, und nicht bloß der Boden, auch die Jahreszeit, in welcher die Blätter eingesammelt werden, macht einen bedeutenden Unterschied ihrer Qualität. Man sammelt nämlich die Blätter 3 Mal im Jahre; zuerst im März, wenn die Blätter anfangen zu treiben und noch ganz zart sind. Dies ist der beste und theuerste Thee, man nennt ihn Kaiserthee, weil er vorzüglich für den Kaiserhof bestimmt ist. Die zweite Einsammlung geschieht im April und die dritte im Juli, deren Blätter wenig geachtet werden. Der Kaiserthee *Xenopoma Thea Sinensis*, den nur der Kaiser von China und seine Mandarinen trinken, zeichnet sich durch f. feinen Geruch aus. Er wird jetzt auch in einem russischen botanischen Garten cultivirt. Der russische Botanist Horva brachte die Pflanze im Oct. 1817 nach Frankreich. Dort ist die Staube 2 — 3 Fuß hoch gewachsen. Um diesen Thee in vollkommener Vollkommenheit zu genießen, pflückt man die gewählten Blätter auf dem Theetisch von der Pflanze und legt sie frisch in kochendes Wasser. Dann ist dieser Aufguss ebenso balsamisch als magensüßend. Die gepflückten grünen Blätter werden auf eisernen oder zinnernen Platten geröstet und allmählig getrocknet, dann auf Matten gelegt und zwischen den Händen gerollt, bis sie frisiert, und so zum Gebrauch genommen oder als Handelswaare versandt. Der Unterschied der Zurechtung gibt 2 Hauptgattungen des Thees: grünen Thee (Der Hopflan oder Hsien, auch Thee-Singlo oder Conglo) und braunen Thee (Der Woy oder Wohee), zu welchem letztern, als Arten, Thee-Pecco, Thee-Cong, Thee-Biou-Bioung gehören. Der Thee, den wir aus China zur See erhalten, ist nicht immer ganz rein und oft aus Gewinnsucht mit a. Blättern vermischt; auch verliert er auf der See durch den langen Transport viel von den salzigen Bestandtheilen, die er von Natur hat. Für den besten Thee wird derjenige gehalten, welchen die russischen Kaufleute der jährlich nach China gehenden Caravane zurückbringen und der daher Caravanenthe genannt wird. In China ist der Gebrauch des Thees allgemein, zum Theil aus Nothwendigkeit, weil das Trinkwasser

erall schlammig ist. Man schneidet aber auch dort dem Thee größere Heilkräfte zu als er wirklich besitzt. Die Holländer führten ihn in Europa ein. In Europa und Amerika wird er am häufigsten in den nördlichen Ländern gebraucht. In verschiedenen Ländern Asiens wird sein Gebrauch fast bis zur Ausschweifung getrieben. Die blüthen Afrikaner bewirthen ihre Gäste, um sie zu ehren, mit Caffee, die nördlichen den ihnen Thee vor. In Tibet und Boston vermischt man ihn zuweilen mit angereinigtem, als Mehl, Butter und Salz. — Der Handel mit Thee ist für England, Holland, Dänemark und Rußland von großer Wichtigkeit; durch die Kaufleute dieser Nationen werden jährl. 18 — 20 Mill. Pfund Thee nach Europa gebracht, wovon der größere Theil mit baarem Gelde erkaufte werden muß. In seinem europäischen Lande wird verhältnißmäßig mehr Thee verbraucht als in England; jedermann trinkt ihn mehr als einmal des Tags, reichlich und stark. Nirgends aber wird so viel verfälschter Thee in Handel gebracht, und aus dem 1818 dem Kaiserlichen Gemeinen vorgelegten Berichte ging hervor, daß jährl. 4 Mill. Pfund Blätter in Schloß, Süßholzwurzel und Äschen mit dem chinesischen Thee in England mischt werden. Im J. 1826 betrug der Werth des Thees, welchen die ostind. Comp. aus China hatte kommen lassen, 29,840,401 Pf. St. — Im J. 1816 ließ König Johann VI. die Theepflanze nach Brasilien bringen; und Chinesen, die in ihrer Behandlung vertraut waren, nach Rio-Janeiro kommen. Dieser Anbau ist auf der Domaine Sta.-Cruz und im S.-Paulo so gelungen, daß man brasilianischen Thee auszuführen hofft.

Theer wird meistens aus den Wurzelsködern der Nadelbäume (Tannen, Fichten, Krummholz) geschwehlt, d. i. trocken destillirt oder ausgebraten. Die alten Racebonier und jetzt die Schweden verrichten diese Schwächlerei in Erdgruben, doch mit dieser Methode viel Verlust an Theer verbunden. Besser ist die Schwächlerei in Öfen. Plinius schon kannte die Theeröfen, sie sind walzenförmig, oben geröhrt, stehen auf einem steinernen oder von Thon festgeschlagenen Boden, der eine Rinne zum Abfluß des ausgebratenen Theers hat, und das Gerölde hat ein Sechloch zum Nachfüllen, das verschlossen werden kann. Um den mit zerhackten Wurzeln gefüllten und verschlossenen Ofen wird Feuer gemacht und damit so lange fortgeführt, bis nichts Flüssiges mehr durch die Rinne abfließt. Zuerst erscheint Sauerwasser der Theergalle (Essigsäure, die durch die Röstung des Holzes sich bildet und mit randigem Ole verunreinigt ist), später brauner Theer, auf dem öfter gelber schwimmt, endlich dicker, schwarzer, der die Beendigung der Arbeit anzeigt. Der rauche und schwarze ist brandiges oder empyreumatisches Öl, das ebenfalls während der Verkohlungszeit gebildet wurde; der gelbe ist dagegen ausgeschmolzenes Harz. Zu Ersparniß des Feuermaterials umgibt man jetzt die Ofen mit einem steinernen Mantel, der ungefähr 1 Fuß von dem Ofen absteht und ein Kohlenloch nebst einigen Schür- und Sechlöchern hat. Der innere Ofen selbst bekommt einen Kof und unter diesem einen durchlöchernten Kessel mit einer Rinne, zum Abflusse des Theers. Nachdem der Ofen gefüllt und verschlossen ist, wird innerhalb des Mantels Feuer angelegt und das Kohlenloch ebenfalls verschlossen. Die Russen hewahlen aus Wirtentinde einen Theer, den sie Dachert oder Daggut, Wirtenöl, nennen und zur Lustengerberei gebrauchen. Die Anwendung des gemahlen Theers ist bekannt, die Theergalle dient als Essigsäure. Aus der übrigbleibenden Kohle oder Deckgriebe wird in verschlossenen Öfen, die sich in einen langen hölzernen Schornstein endigen und ganz oben mit einem Siebe verschlossen sind, bei langsamem Feuer und abgehaltener Luft Ruß gebrannt. Auch wird viel Theer durch Erhitzung in offenen Kesseln über freiem Feuer zu Pech versotten. Der gelbe und braune Theer geben das helle Pichpech; wird aber auch der schwarze dabei zugesetzt, so erhält man ein unreineres und schwarzes Schiffspech.

Theilbarkeit, die Eigenschaft der Körper, in Theile getrennt werden zu

können. Es gibt aber ideale oder intellectuelle und physische Theile. Die physische Theilbarkeit verstehen wir gewöhnlich, wenn von der Theilbarkeit der Körper Rede ist, und sie wird durch eine Bewegung der Theile hervorgebracht, wodurch den Zusammenhang mit den übrigen aufgeben. Wir gehen über den zwischen dynamischen und atomistischen Systeme (s. *Dynamik*) geführten Streit, ob die Materie ins Unendliche theilbar sei, hinweg. So lange die Körper unserm Sinn erkennbar und unsern Instrumenten zugänglich sind, sind sie offenbar auch theilbar; die Masse eines Körpers kommt aber bei seiner Natur nicht in Betracht, und die Grenze der Theilbarkeit ist also lediglich subjectiv, d. h. sie liegt in unserer Einnahmebarkeit und in unseren Werkzeugen. Wichtiger für echte Naturforschung, deren Grundlage Erfahrung ist und bleiben muß, sind Beispiele von wirklich ausführter, weitgetriebener Theilung der Körper. Ein Gran Kupfer in Salznägel gelöst, färbt gegen 400 rheinl. Cubitzoll Regenwasser, und leidet dabei, nach Schenbroek's Berechnung, eine Zertrennung in fast 400 Mill. erkennbare Theile. Andre Beispiele s. *Geruch*. In Biot's „Lehrbuch der Physik“ (3. A., deutsch reichend Zusätze durch Fechner, Leipzig 1825) wird dieser Gegenstand besonders abgehandelt.

Theilung, Theile der Körper. Man kann einen Körper entweder mechanisch in s. Theilgange zertrennen, oder chemisch in s. Bestandtheile zerlegen. Dieser Unterschied wird am besten durch ein Beispiel erhellen. Das *Rückensalz* besteht aus einer innigen Vereinigung von Salzsäure und sogenanntem Mineralalkali. Zerkleinert man einen Klumpen Rückensalz, so erhält man Salzkörner, Theile jenes Klumpens; Scheidet man aber, durch chemische Hülfsmittel, die Salzsäure aus ihrer bisherigen Verbindung mit dem Mineralalkali, so erhält man die Bestandtheile (chemische Theile) des Salzes. Verbindet man, umgekehrt, ähnliche Theile ganze zu einem Ganzen, z. B. Salzkörner zu einem Salzkumpen, so entsteht eine Zusammenhäufung, Aggregation; verbindet man aber, nach dem obigen Beispiel, Salzsäure und Mineralalkali zu Rückensalz, so entsteht eine Mischung. Die Mischung unterscheidet sich von der Zusammenhäufung durch die Ungleichartigkeit der Theile des Gemenges.

Theilungsinstrument, eine in den neuern Werkstätten zur Verbesserung astronomischer Instrumente, eines Ramsden, Reichenbach u. A. zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Maschine, um Bogen- und Cirkelwerkzeuge, nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben, auf das schärfste in Grade, Minuten u. s. w. zu theilen. Auch in der Uhrmacherkunst ist es gebräuchlich. Wir verdanken die Erfindung dieses Instrumentes Ramsden (s. d.). S. „Description d'une machine pour diviser les instrumens de mathématique, par Ramsden“ (Paris 1790, Fol., m. R.).

Theismus, s. Deismus.

Thema heißt eigentlich Das, was vorgelegt, als Gegenstand der Betrachtung aufgestellt wird; dann ein Hauptsatz, den man ausführen, eine Sache, die man abhandeln will, z. B. das Thema einer Predigt oder einer Abhandlung. In der Musik heißt Thema ein Satz, den man bei einem Constücke zum Grunde legt und dann weiter ausführt, sodaß er in verschiedenen Wendungen und Tonarten unter mancherlei Veränderungen wiederkehrt. Wahl und Ausführung des Themas zum Probierstein für den Scharfsinn und die harmonischen Kenntnisse eines Künstlers. (S. auch *Fuge*.)

Themis, die Göttin der Regelmäßigkeit und der Ordnung bei den Göttern. Sie war die Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Nach A. war sie eine T. des Helios. Jupiter liebte sie, aber lange entfloß sie seinen Umarmungen bis sie bei der Stadt Thénä in Macedonien, wo ihre Fußstapfen sie verrathen hatten, eingeholt und eine Gemahlin des Gottes der Götter ward. Sie gebar ihm die

nd die Parzen, daher ist ihre Tochter, Dike, die Gerechtigkeit, mit welcher sie
 urchwechselt wird. Nach Homer wohnte sie im Olymp und hatte die Aufsicht über
 leiche Vertheilung der Speisen beim Mahle, und überhaupt über Alles, was
 rdnung gehört. Orpheus singt von ihr (Hymn. 78): Sie, die schwarzäugige,
 eborene Göttin, stand zuerst dem delphischen Drakel vor und ertheilte selbst den
 ern Drakelsprüche. Den Apollo lehrte sie Recht und Gerechtigkeit. Sie, die
 hante, Schöne, Ehrwürdige, Nachtwandelnde, unterrichtete die Sterblichen
 n heiligen Gebräuchen der Bacchusfeste, von ihr schreiben sich alle Mys-
 Bötterverehrungen her. Ihr gehörte der Tempel zu Delphi, dessen Vorsteherin
 ar, eigenthümlich. Als Prophetin ertheilte sie dem Jupiter und Neptun das
 endende Drakel, die Thetis nicht zu heirathen. Zugleich eröffnete sie auch den Göt-
 das Schicksal des Achilles. Nach Homer sitzt sie neben dem Jupiter und unter-
 sich mit ihm.

Themisto, s. Athamas.

Themistokles, ein griechischer Feldherr, geb. zu Athen 514 v. Chr.,
 schon früh eine große Lebhaftigkeit des Geistes. Auf Sittenlehre und schöne
 ste, die Hauptgegenstände des atheniensischen Unterrichts, achtete er wenig, desto
 auf Alles, was Staatsfachen betraf. Liebe zum Ruhm war s. vorherrschende
 nschaft. Als er nach dem Siege von Marathon ungewöhnlich nachdenkend war,
 man ihn nach der Ursache fragte, erwiderte er: „Die Trophäen des Miltiades
 a mich nicht schlafen“. Er lebte wild und stürmisch, gab öffentliche Schauspiele,
 sich bekanntzumachen, und that mehr als er vermochte. Die Athenienser
 m in 2 Partelen getheilt, in die aristokratische und die demokratische. Th.
 urch sich um die Gunst der letztern, während Aristides (s. d.) es mit der er-
 hielt. Schnell erwarb er sich auch durch s. Geschmeidigkeit und s. gewandte
 rung öffentlicher Ämter einen großen, aber nicht so unbefleckten Ruhm als Ari-
 s, dessen einzige Regel die Gerechtigkeit war. Obgleich er s. Vaterland aufrich-
 liebte, so war doch diese Liebe der Sorge für s. eigne Größe untergeordnet.
 durch die Schlacht bei Marathon der Einfall der Perser in Griechenland
 zurückgeschlagen war, Th. aber voraussah, daß sie den Angriff erneuern wür-
 bewog er die Athenienser, mit Verwendung des Ertrags der Silberbergwerke,
 sie sonst unter sich vertheilt hatten, ihre Seemacht zu vergrößern, was ihnen
 her in einem Kriege gegen Ägina sehr zu statten kam. Während Aristides's
 bannung hatte Th. das größte Ansehen in Athen. Drei Jahre später er-
 sich Xerxes von neuem und foderte die Griechen auf, sich ihm zu unterwerfen.
 h Plutarch bewog Th. die Athenienser, den griechischen Dolmetscher dieser
 oderung hinzurichten, allein nach Herodot fand ein solches Ereigniß schon bei
 erstern Einfall der Perser statt. Th. beredete indessen die Griechen, sich
 r Beseitigung ihrer innern Streitigkeiten gegen den gemeinschaftlichen Feind
 ereinigen. Von dem unfähigen Epicydes, der vom Volke die Heerführerstelle
 lichen hatte, erkaufte Th. den Oberbefehl mit einem Geschenk und ward
 zum obersten Anführer ernannt. Da man indessen seinem Rathe, die Pässe
 Thermopyla (s. d. und Leonidas) zu decken, nicht folgte, so ward
 ganz Böotien von den Feinden eingenommen, welche sich bereits der Stadt nä-
 en. In dieser bedrängten Lage schlug Th., von den auf seinen Betrieb er-
 ten delphischen Drakelsprüchen unterstützt, den Atheniensern vor, daß sie ihre
 ber und Kinder nach sichern Zufluchtsörtern bringen, die Stadt den Persern
 lassen, und daß alle Weisfähige sich auf die Schiffe begeben sollten. Man ge-
 nigte den Vorschlag, und alle verwiesene Bürger, mit ihnen auch Aristides,
 den zurückberufen. Der Letztere unterstützte seinen vormaligen Nebenbuhler
 Der Oberbefehl der verbündeten Flotte, deren größter Theil aus atheniensi-
 a Schiffen bestand, ward jedoch dem Eurpiades, einem Spartaner, übertra-

gen. Dieser, durch sein Amt übermüthig gemacht, wagte es, dem dem er in einen Wortwechsel über die Maßregeln, welche zu nehmen trieth, zu schlagen. „Schlage, aber höre mich!“ rief ihm Th. zu. Wah Antwort, die man, nach unsern Begriffen von Ehre, wol von keinem so Befehlshaber erwarten dürfte. Eurpiades hörte darauf die Gründe an und billigte sie. Eine Folge davon war die Schlacht bei Salamis 480 v. Chr., worin die Perser ihre Flotte größtentheils verloren und von der Unterjochung gerettet wurde. Dem vorzüglichsten Antheil an dieser hatte Th., der vor und in der Schlacht selbst ebenso viel Tapferkeit herrentalent und Klugheit bewies. Er trieth den verbündeten Griechen, dem Hellespont zu segeln und dort die Schiffbrücke, welche Xerxes hatte bauen abbrechen, um ihm den Rückweg nach Asien abzuschneiden; allein dies nicht, weil man fürchtete, dadurch einen durch seine Zahl noch furchtbare aufs Äußerste zu bringen. Nun ließ Th. dem persischen Könige die Nachricht kommen, daß die Griechen jene Brücke zerstören wollten, er möchte sich zurückziehen. List und Ränkesucht, die nur zu häufig in entehrenden und Handlungen sich äußerten, waren Grundzüge in dem Charakter des Th. rend er Andros belagerte, bedrohte er alle benachbarte Inseln mit einem und erpreßte dadurch große Summen, die er zu seinem Besten verwendete. dermal meldete er, als er mit der Flotte zu Pegasa in Magnesien lag, dem daß er einen Vorschlag zu thun habe, durch dessen Ausführung der Republikserordentlicher Dienst geschehen würde; daß er aber diesen Plan nicht offen decken könne. Man sandte deshalb den Aristibides zu ihm. Dieser tug Mann berichtete aber dem Volke: daß der Vorschlag des Th. zwar äußerlich vortheilhaft, aber höchst ungerecht sei, worauf man beschloß, ihn nicht anmen. Th.'s Plan war, alle Schiffe der Flotte, mit Ausschluß der athenischen zu verbrennen, um den Atheniensen die Alleinherrschaft zur See zu verDer Sieg bei Salamis hatte Th.'s Namen durch ganz Griechenland höchsten Gipfel des Ruhms erhoben; nicht bloß sein Vaterland Athen, übrigen Staaten ehrten und belohnten seine Verdienste. Als Athen wieder war, schlug Th. vor, daß jeder Bürger Antheil an der Regierung habe die Archonten ohne Unterschied aus dem ganzen Volke erwählt werden sollte ward genehmigt; allein s. Vorschlag, Athen so zu besetzen, daß es durch plötzlichen Überfall nicht könne genommen werden, welcher die Zustimmung Atheniensen erhielt, machte die Eifersucht der Lacedämonier rege. Sie wol der Ausführung unter dem Vorwande widersetzen, daß die Perser, wenn einmal Athen, und zwar als einen besetzten Platz einnahmen, von dort griech. Staaten würden überwältigen können. Th. ging als Gesandter Sparta, um über diesen Gegenstand zu unterhandeln. Durch mancher Zögerungen und trügerische Vorspiegelungen zog er die Sache so lange hin, thätigen Atheniensen bereits ihre Wälle aufgeführt hatten, ehe noch die Sp es erfuhren. Hierauf brach Th. die ganze Unterhandlung ab und behauptet sei recht, wodurch man seinem Vaterlande nützen könne. Er bewirkte auch der Pryneus, der vorzüglichste Hafen der Stadt, erbaut, und durch große mit derselben verbunden wurde. Während Th. sich um s. Landfleute die Verdienste erwarb, zog er sich den Haß der Spartaner nicht allein durch den den er ihnen gespielt hatte, sondern auch durch die Vereitelung eines Plans durch sie sich das größte Ansehen in Griechenland zu erwerben trachteten. St ten, daß alle griech. Staaten, die an dem Kriege gegen die Perser keinen Theil genommen hatten, nicht mehr sollten Abgeordnete zu dem Rathe der Amphip schicken dürfen. Th. sah voraus, daß in diesem Falle, wo Theben, Argos andre bedeutende Städte vom griech. Bunde ausgeschlossen wären, die Laced

Es Übergewicht erhalten würden. Er widersetzte sich mit Glück, allein die Lacedämonier verbanden sich mit s. Feinden in Athen, um s. Ruf zu untergraben. S. Betragen selbst war nicht geeignet, die Eifersucht seiner Neider zu besänftigen, wurde von den Athenensern durch das Gericht des *Dietacismus* (s. d.) verurtheilt (471 v. Chr.). Während seines Exils auf Argos theilte ihm Pausanias, Spartaner, einen Entwurf gegen die Freiheit Griechenlands mit, in der Hoffnung, daß Th. in seiner gegenwärtigen Lage darauf eingehen würde. Er indessen jede Theilnahme ab, ohne jedoch den Pausanias anzugeben, nach Tode man Briefe des Th. an ihn fand, woraus sich ergab, daß diese Sache in ihnen war behandelt worden. Die Lacedämonier verklagten ihn deswegen den Athenensern, und diese befahlen, ihn in Gegenwart der griech. Staatsräthe Verantwortung zu geben. Ein solches Verhör fürwiegend, begab sich Th. auf die Insel Korcyra, deren Einwohner ihm wegen wichtiger Dienste verpflichtet waren. Auch dort nicht sicher, ging er nach Epirus, und von da zu dem Könige der Molosser, Admetus, den er früherhin beleidigt hatte. Um sich eine sichere Aufnahme zu sichern, ergreift er eine Gelegenheit, den Sohn des Königs zu heiraten und mit ihm vor dem Altare der Hausgötter Admetus niederzusetzen. Aber auch hier verfolgte ihn die Rache der Spartaner. Sie drohten dem Könige mit einem griech. Kriege, wenn er den angeblichen Verbrecher länger bei sich hielte. Admet versorgte ihn deshalb mit Geld und sandte ihn nach einem Aufenthalte am ägäischen Meere, von wo er nach mehreren Abenteuern Asien glücklich erreichte und endlich an den persischen Hof kam. Es war von dem Könige Artaxerxes ein Preis von 200 Talenten auf den Kopf des Th. gesetzt. Er suchte sich Zutritt zum Artaxerxes, gab sich selbst an und erhielt die 200 Talente und das Versprechen noch größerer Belohnungen, wenn er nützliche Auskunft Griechenland geben würde. Die Rede, welche er bei dieser Gelegenheit an den König gehalten haben soll, stimmt nicht zu dem Charakter eines großen Mannes. Er ohne Zweifel erdichtet, wie auch der Brief an Artaxerxes, dessen ähnl. Thucydides aufbewahrt hat. Er bat um Zeit, die persische Sprache zu lernen und erschien nach einem Jahre gleich einem Eingebornen an des Königs Hofe. Er erhielt s. Geschicklichkeit und s. Talente erwarb er sich den Beifall des Artaxerxes, ward mit der größten Auszeichnung behandelt. Die letzte Lebenszeit dieses berühmten Mannes ist in Dunkel gehüllt. Plutarch berichtet, daß bei einer von Athenensern unterstützten Empörung Aegyptens gegen Persien der König ein Heer nach Griechenland habe senden wollen, und daß er deshalb dem Th. einen Befehl habe, jetzt schnell sein Versprechen zu erfüllen. Um nicht gegen sein Alter die Waffen zu führen, habe Th. den Göttern geopfert, seinen Freunden wohl gesagt und zu Magnesia im 65. Jahre s. Alters (449 v. Chr.) gestorben. Thucydides sagt bloß, er starb an einer Unpäßlichkeit. Von ihm sind 21 Briefe in einem angenehmen und leichten Styl vorhanden, die vielleicht unecht sind. J. C. Bremi hat sie nach Schöttgen's Ausg. von 1710 aufs neue zu neuem (1776) mit grammatischen Zusätzen und Anmerk. herausgegeben.

Themse (engl. Thames), der größte Fluß im eigentlichen England, wiewol nur 30 deutsche Meilen beträgt, entsteht aus der Vereinigung der Flüsse Great Ouse und Isis bei Dorchester in der Grafschaft Oxford, nimmt verschiedene kleinere Flüsse auf, und ergießt sich 60 engl. Meilen unterhalb London, unweit Gravesend, in die Nordsee. Die Isis entspringt in Gloucester auf den Hügeln von Cotswold und wird schon 5 Meilen von ihrem Ursprunge schiffbar. Oberhalb London liegen an beiden Ufern der Themse verschiedene Städte; besonders aber sind die Ufer von Richmond an bis London mit Dörfern, schönen Landhäusern und Gärten bebaut. London liegt an beiden Seiten des Flusses, und die Haupttheile der Stadt sind jetzt durch 6 große Brücken verbunden. Die Mündung des Flusses in der Themse

erstreckt sich über London hinauf bis Kingston, es können daher mit derselben und schwer beladene Schiffe bis an die Londonbrücke kommen. Unterhalb nach der Mündung des Stroms zu, liegen die Städte Greenwich, mit demlich eingerichteten Hospital für 1500 invalide Seeleute; Deptford und W mit Docken zum Bau der Kriegsschiffe und mit vielen Magazinen von Räräthen; Gravesand, wo die Schiffe gewöhnlich noch frische Lebensmittel brannte Wasser einnehmen, ehe sie in See gehen. Bei Gravesand ist ein die vorbeigehenden Schiffe wegen der Durchsuchung anhalten müssen; liegt ein andres Fort, Tilbury. Die Einfahrt in die Themse ist nicht besontheidigt; daher konnte der kühne holländ. Admiral de Ruyter den 8. Juni 1740 Chatham mit seiner Flotte segeln und dort viele Kriegs- und andere Schiffe nen, wodurch der Friede zu Brede bewirkt wurde. Der Ausfluß der Themse der Stadt Sheerness auf der kleinen Insel Sheppey heißt die große Rore; sammeln sich gewöhnlich die Ost- und Westindienfahrer, ehe sie ihre Reise — Merkwürdig ist der auf Actien unternommene, von einem Franzosen Brgelegte Tunnel, ein gewölbter doppelter Fahr- und Fußweg, der unter dem von einem Ufer zum andern geführt werden soll. Er war fast zur Hälfte als der Strom einbrach. Dies geschah später noch einige Male. Man das Bett und reinigte die Galerie. Der Bau hat bereits über 200,000 gekostet und stockte 1828 wegen Mangel an Fonds.

Thénard (Louis Jacques, Baron), Ritter der Ehrenlegion, ein berühmter Chemiker Frankreichs, ist zu Nogent-sur-Seine am 4. Mai 1777 geb. Er kam er nach Paris, widmete sich dem Studium der Chemie mit dem größten Eifer und ward schon im 20. Jahre an das polytechnische Institut als Repetent für Chemie berufen. Seine umfassenden Kenntnisse, seine unermüdete Thätigkeit erwarben ihm 6 Jahre später einen Lehrstuhl am Collège de France. Wichtige Arbeiten chemische Analyse betreffend, und nützliche Entdeckungen veranlaßten seine Ernennung zum Mitgliede des franz. Instituts an Fourcroy's Stelle. — Ein seltener Talent besitzt Th. in der Kunst des Experimentirens. Oft sanken vorgeblendete Entdeckungen, die sich mit großem Geräusch ankündigten, in ihr Nichts zurück. Th. in seinem trefflichen Laboratorium sie einer ruhigen Prüfung unterworfen. Werke dieses Gelehrten sind folgende: 1) „Recherches physico-chimiques“ 2 vols., 1816; hier sind viele schätzbare Bemerkungen über die Volta'sche die neuentdeckten Metalle Potassium und Sodium, über die Flußspathsäure. 2) „Traité de chimie élémentaire, théorique et pratique“, 4 vols., 5. A. Paris 1827 (übersetzt von Fehner, Leipzig 1825 fg., 6 Bde.). 3) Wichtige Memoiren in den „Annales de chimie“ und in den Sammlungen der Savants d'Arcueil. Auch ist Th. Mitarbeiter des „Journal de physique“. Bei der Thronung der Krönung Karls X. erhielt Th. den Baronstitel.

Theodicee, Theodice (griechisch), die Rechtfertigung der Gottheit der Einrichtung der Welt hinsichtlich der Freiheit des menschlichen Willens und Ursprungs des Bösen. Das Wort ist unschicklich gewählt, insofern Gott keine Vertheidigung bedarf; es ist vielmehr eine Vertheidigung des Theismus gegen Atheismus, welche Leibniz zuerst im größten Umfange unternommen hat, im Jahr 1710 in franz. Sprache f. „Versuch einer Theodicee über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Bösen“ herausgab. Er setzte das Fehlen einer Einschränkung oder Mangel an Vollkommenheit, die aus der ursprünglichen Unvollkommenheit des Geschöpfes entspringe, und nicht in Gottes Willen, sondern in den ewigen Ideen des göttlichen Verstandes, die allen Willensacten Gottes hergehen, ihren Grund habe. Übrigens führt er darin den Satz aus, daß unter allen möglichen Welten, die er hätte schaffen können, die beste gewählt habe, daß diese die unserige sei. Dies wurde der Optimismus genannt und war

veste Hälfte d. 18. Jahrh. ein Gegenstand, der in vielen Schriften angefochten vertheidigt wurde. Voltaire bestritt ihn mit s. gewöhnlichen Waffen des Wises, *„Candide“*. U. stellte in einer erhabenen Ode: *„Theodicee“*, Leibniz's Grunda. n. dichterisch dar. Schon bei Plato, Augustin, Thomas von Aquino, und c. den Spätern, namentlich Campanella, finden sich Versuche, die Freiheit des ischen und das Böse mit der Macht und Heiligkeit des höchsten Wesens zu ver. en. Einen neuern Versuch hat J. J. Wagner in s. *„Theodicee“* (Bamberg 9) gemacht. Ubrigens muß alle Theodicee auf Teleologie (s. d.) führen, da Einwürfe des Atheisten von dem Widerstreite der Erscheinungen in der Welt enommen sind, welche nur durch Betrachtung des Zweckes der Welt und des ischen gehoben werden können, und zwar durch eine religiöse Betrachtung.

Theodolith. Dieses Instrument, welches jetzt in besonderer Vollkommen. aus dem optischen Institute des H. v. Reichenbach zu Venedicteuren. A.) hervorgeht, dient dazu, die Winkel sowohl zwischen himmlischen als irdi. Objecten, mit allenfallsiger Entbehrlichmachung des Multiplicationsprincips. Wiederholungskreis), gleichwol sehr genau zu messen. Es besteht aus concentrischen horizontalen Kreisen, deren innerer an den Endpunkten eines sei. Durchmesser 2 senkrechte Säulen trägt, an deren obersten Enden ein kleines tagsrohr mit seiner horizontalen Axe aufruht. Man befestigt den Vernier (s. d.) des innern Kreises an einem willkürlichen Theilstriche des äußern, und be. t beide Kreise sammt dem Fernrohr, bis das betreffende Object in dessen Felde heint. Dann schließt man den äußern Kreis an sein Gestell und rotirt den gelb. innen, bis das auf die gehörige Höhe gestellte Fernrohr dasjenige zweite Ob. trifft, dessen Winkelabstand vom erstern man messen will. Hierauf schließt man innern Kreis an den äußern und bringt durch die Mikrometerschraube des innern Fadens genau auf das Object. Der Bogen, welchen der Vernier des innern Krei. an dem äußern durchlaufen hat, mißt sodann den Winkel, welchen die Objecte gemeinschaftlichen Mittelpunkte beider Kreise mit einander machen. In der leg. Zeit hat diese Construction noch mancherlei Abänderungen erlitten, worüber m. Breithaupt's „Beschreibung eines neu eingerichteten Compensations-Theodolli. a“ (Düsseldorf. 1827. 4., m. K.).

Theodor, König von Corsica, s. Neuhof.

Theodorich, König der Ostgothen, der Große genannt, wurde 455 n. Chr. e bei Wien geb. Sein Vater, Dietemir oder Theodomir, beherrschte mit 2 üdern zugleich die Ostgothen in Pannonien. 8 Jahre alt, ward Th. als Gei. nach Konstantinopel gesandt, um für die Erfüllung der Friedensbedingungen asten, die der Kaiser Leo mit den Gothen geschlossen hatte, und erhielt auf diese ise jene Bildung, die ihn unter den gothischen Fürsten vortheilhaft auszeichnete. chdem er 10 Jahre lang an Leos Hofe gewesen und mit der größten Thätigkeit andelt worden, ward er s. Vater, der damals allein die Ostgothen beherrschte, lückgegeben. Früh schon zeigte er s. kriegerischen Geist, da er eine Anzahl Trup. heimlich warb, über die Donau setzte, einen sarmatischen König überfiel, ihn tete und mit der gemachten Beute im Triumph zurückkehrte. Durch den Tod s. ters erlangte er 475 die Regierung über die Ostgothen. Er stand im Bündnisse t dem griech. Kaiser Zeno, und als dieser in einem Aufstande vom Throne ge. zen worden war, unterstützte ihn Th. so nachdrücklich, daß er den Thron wie. bessteigen und sich auf denselben behaupten konnte. In der Folge gerieth er je. h in Krieg mit eben diesem Zeno, der ihm einige Provinzen abtreten und a. Wor. ile bewilligen mußte. Im J. 476 hatte der Anführer der Heruler, Odoaker, i letzten abendländischen Kaiser Augustulus entthront und sich zum Könige von allen gemacht. Th. faßte, entweder aus Ruhmbegierde und Eroberungs. ht, oder auf Antrieb des Kaisers Zeno, der wol wünschen mochte, auf eine gute

Art von einem so mächtigen Nachbar befreit zu werden, den Entschluß, zu erobern. Er zog mit s. ganzen Volke, mit Weibern und Kindern aus, nicht ohne Schwierigkeiten, (489) die Ufer des Lisonzo bei Aquileja, des Odoaker in 2 Schlachten, verfolgte ihn bis unter die Wälle von Ravenna in Mailand und Pavia ein. In der dritten Schlacht (490) ward Odoaker verwundet und mußte sich in dem festen Ravenna einschließen. Nach einer jährigen Belagerung stiftete der dasige Bischof einen Vertrag zwischen Odoaker, nach welchem Beide mit gleichem Rechte in Italien regieren. Allein das Verhältniß verursachte gegenseitig Mißtrauen und Argwohn, mordete bei einem Gastmahle den Odoaker, unter dem Vorwande, daß er nach dem Leben getrachtet habe, und befreite sich dadurch und durch die Hülfe der ganzen Familie Odoakers von aller weitem Unruhe. Herr von ganz Italien, nahm er nun den Titel als König ohne weitem Zusatz an. Demgemäß bewies er zwar eine gewisse Ehrerbietung, gleichsam als seinem Oberherren, aber übrigens ganz unabhängig von ihm. Die Zuneigung der Römer gewann indem er ihnen alle ihre Rechte bestätigte. Er zeigte sich in dem Fortgange der Regierung als einen Fürsten von großen Eigenschaften; von allen seinen Untertanen ward er geliebt; Auswärtige fürchteten s. Macht, die er durch Kriege durch Verheirathungen noch mehr zu sichern suchte. Seinen Gothen gab er den Theil der Ländereien Italiens als Lehen, mit der Verpflichtung, Krieg dafür zu leisten. Unter den Italienern suchte er die Künste des Friedens, Handlung zu befördern; mit ihnen wurden die Civilstellen besetzt. Die Regierungsform und Staatsverfassung, und die Eintheilung der Provinzen, welche von den Römern stattgefunden, behielt er bei, so daß der Übergang der Herrschaft von den Römern zu den Gothen kaum bemerkbar war. Eine neue Einrichtung war die Anstellung von Unterrichtern in jeder Stadt, u. d. L. Grafen, welche die Gerichte verwalten mußten. Die Abgaben waren die nämlichen wie bei den Römern, wurden sie häufig zu Zeiten öffentlicher Noth erlassen. Die gewöhnliche Residenz des Königs blieb Ravenna, weil diese Stadt am gelegtesten war, um die Einfälle barbarischer Völker zu verhüten; nur bisweilen hielt er sich zu Verona auf. Th. im Jahre 500 nach Rom kam, wo er mit Freuden empfangen wurde, bot er die Zerstörung und Beschädigung alter Kunstwerke, wies Einkünfte zur Verherstellung der öffentlichen Gebäude an, und verordnete eine jährliche Abgabe von 120,000 Maß Getreide unter die Armen der Stadt. Auch andre Theile Italiens erhielten unter s. Regierung nützliche und kostbare Einrichtungen und Verschönerungen. Man mußte gestehen, daß nach Roms blühendsten Zeiten, das schöne Land nie so glücklich und wohlhabend war. Zu seiner Vertheidigung gegen fremde Feinde zur See rüstete er eine zahlreiche Flotte leichter Schiffe aus, und führte Landkriege, die er führen mußte, wurden immer schnell geendigt, ohne die Einheit Italiens zu unterbrechen. In einem Kriege mit den Burgundern eroberte er die feuchte und die Landschaften zwischen der Durance, den Alpen und dem mittelländischen Meere und der Rhone. Er erhielt im Occident das Gleichgewicht, welches Chlodwigs Sieg über Alarich; indessen schützte Th. sein Volk gegen die Einfälle der Hunnen und that ihren Fortschritten Einhalt. Th. war gleich seinen Vorfahren arianischen Glaubensbekenntnisse zugethan, ohne deshalb den Völkern, die er herrschte, seinen Glauben aufbringen zu wollen. Er begünstigte sich mit der Meinung, die er begünstigte, und verletzte nie die Ruhe und die Rechte der kath. Kirche. Indessen betrachtete er doch die Papstwahlen als einen wichtigen Gegenstand für das öffentliche Wohl; deshalb foderte er einmal 2 Mal her um den römischen Stuhl vor sich, und entschied zu Gunsten des römischen Papstes. Die Regierung dieses denkwürdigen Fürsten warf einen vorübergehenden Schatten auf den Namen der Gothen und schuf eine glückliche Epoche mitten unter den

und unglücklichen Aufsitzen, welche den Verfall des römischen Reiches begleit-

Daß es ihm ganz an wissenschaftlichen Kenntnissen gefehlt habe, und daß er einmal s. Namen habe schreiben können, ist schon wegen s. frühern langjährigenthaltens zu Konstantinopel nicht wahrscheinlich. An Cassiodorus und Theodosius (s. b.) hatte er 2 weise Staatsmänner, die den Ruhm s. Regierung; doch lohnte er dem Letztern mit Undank. Er starb im Glanze s. Glückes

Th. war weder der reine Sohn der Natur noch ein durch und durch veter Mann; daher in ihm Egoismus, der Feind jeder Humanität, hervortritt. Anfang s. Macht besiedeln Mord, Raub, Treulosigkeit, Wildheit, denn es in ihm die Mittel, groß zu werden. In der Mitte s. Lebens zeigte er Weis-Milde, Gerechtigkeit, scheinbare Achtung für Bildung, der kluge Mann sah die Mittel, das Erworbene zu behalten. Am Ende s. Regierung bewies er hohn, Zorn, Grausamkeit, Härtherzigkeit; denn er glaubte sich bedroht, das Ererbte zu verlieren. So urtheilt Schloffer über Theodorich den Großen. — Manso's „Gesch. des ostgoth. Reichs“ (Breslau 1824). — Ihm folgte als g sein 10jähriger Enkel Athalarich unter der Vormundschaft seiner verständi- klugen Mutter, Amalaswinth. Aber durch innere Zwistigkeiten ward nach- als gothische Reich erschüttert und der Untergang desselben herbeigeführt. Ju- nus Feldherr, Marses, machte (552) demselben ein Ende, und seitdem ver- und selbst der Name der Gothen.

Theodosius (Flavius) I., römischer Kaiser, nach dem Urtheile der ortho- dox Geistlichkeit, der Große, geb. 345 zu Cauca im nördlichen Spanien, von ater, dem Comes Theodosius (welcher zu Anfange der Regierung Gratians, , wie man glaubt, nicht ganz ohne Zuthun des Kaisers, ermordet ward) früh kriegsdienste geübt und zum Feldherrn gebildet, erhielt 379 zu Sirmium den ur als Cäsar Augustus des Orients und Mitregent des Kaisers. Er hatte diese be weniger der Reue Gratians, der den gekränkten Sohn dadurch versöhnen e, als seinem eignen Gewichte im Heere und der mislichen Lage des Reiches, eines sieghaften Regenten bedurfte, zu verdanken. Die östlichen Staaten des schen Kaiserthums in Asien, Afrika, und Europa bis an die Donau und das tische Meer waren damals von zahlreichen, raublustigen Feinden theils bedroht, s besetzt und verheert, besonders die europäischen, wo nach der Schlacht bei Ha- topel, 378, die dem Kaiser Valens das Leben kostete, Hunnen, Alanen, Sar- n und Gothen hausten. Th. trieb sie noch im ersten Jahre seiner Mit- tschaft über die Donau zurück und nöthigte sie 382 zum Frieden. Die Ostgo- besiegte er 386 und erwarb ihr Vertrauen, auch machte er durch tapfere Feld- n s. Namen in Asien furchtbar, sodaß die Perser s. Freundschaft suchten. Nicht er glücklich war er gegen die Nebenbuhler s. Krone. Zwar mochte oder konnte n schwachen Gratian nicht schützen, als Maximus ihm 383 Gallien und Bri- len, und endlich das Leben nahm, doch nachdem dieser als Regent beider Pro- n anerkannte Rebell 387 in Italien eingefallen, und Valentinian II., statt Erbe zu vertheidigen, nach Konstantinopel geflohen war, trat Th. als Be- zer des jungen Mitkaisers auf, entschied durch eine glückliche Schlacht, in ein Gebet ihm den Sieg verschafft, und ein Sturmwind die feindlichen Pfeile n ihre Schützen zurückgetrieben haben soll, im Sommer 388 über den Besiz ganzen occidentalschen Kaiserthums zu Valentinians Vortheil, und ließ den zu lleja gefangenen Maximus hinrichten. Durch eine allgemeine Amnestie beru- er das Reich und hielt 389 s. Triumph in Rom. Was er hier für s. Mitkai- jethan hatte, sollte noch ihm selbst zustattenkommen. Arbogast, ein fränki- Feldherr am Hofe Valentinians zu Rom, ermordete diesen jungen Fürsten und setzte an seine Stelle den Rhetor Eugenius, der das gefährliche Geschenk weil er es nicht auszuschlagen wagte, annahm. Th. erkannte den neuen Kai-

ser nicht an, und erschien, nach zweijährigen Kämpfen, mit einem ansehnlichen Heere an der ital. Grenze. Eugenius, oder vielmehr Arbogast, der in s. Armee glorierte, stellte s. Feinde ein noch stärkeres Heer entgegen; aber schon die erste Entscheidung zum Vortheil des Letztern. Eugenius ward von seinen eignen Soldaten ermordet, Arbogast tödtete sich selbst, und Th. ward nun (394) Alleinherrscher des ganzen römischen Reichs. Unstreitig hatte er mehr als s. Mitregenten und benüblicher Beruf zum Regieren. Ein kraftvoller, feuriger Geist, eine unermüdete Thätigkeit und Wachsamkeit, eine Klugheit, die Ernst und Milde in den Umständen zu mischen wußte, und eine meist glückliche Wahl in Ansehung Rätthe und Beamten zeichneten diesen Kaiser als einen der ruhmwürdigsten der Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger aus. Er stellte die Ordnung im Reich und das Ansehen des römischen Namens bei den Barbaren her, gab wieder für das bürgerliche Leben und die Kirchenverfassung, die in den Eodem der Th. aufgenommen worden sind, und zeigte auch in seinem Privatleben eine persönliche Beseßung mehr Selbstbeherrschung und Großmuth, als man damals auf dem Throne zu sehen gewohnt war. Freilich sind die Lobreden der antiken Schriftsteller auf ihn nicht ganz zuverlässig. Noch zu Thessalonich, s. ersten Jahr, hatte er sich 380 taufen lassen und s. Eifer für das nicäische Symbolum durch seine Ordnungen gegen die Keger bewiesen, die in der christlichen Kirche das erste bürgerliche Strafen wegen religiöser Irrthümer gaben. Die Arianer erklärten ihn unfähig, Testamente zu machen und gerichtliche Zeugnisse abzulegen, die er beraubte er aller bürgerlichen Rechte, und übertrug gewissen Bischöfen seine Geschäfte, diese Keger zu verfolgen. Auf der 381 gehaltenen Kirchenversammlung zu Konstantinopel, wo er seit 380 seinen Sitz genommen hatte, ließ er sich zum Werkzeug der orthodoxen Bischöfe brauchen, um den Rang und die Diocesenverhältnisse der Patriarchen und Erzbischöfe nach ihren Absichten zu bestimmen, neue Verfolgungen gegen die Antitrinitarier zu verhängen. Noch schärfer war er gegen die zahlreichen Heiden im römischen Reich; erst schmälerte er ihre bürgerlichen Rechte und schränkte ihre Religionsübungen ein, 392 erließ er aber ein meines Verbot alles Götzendienstes, zufolge dessen die gewaltsame Zerstörung der Tempel und heidnischen Kunstwerke durch wüthende Mönchshäufen geduldet, auch nicht anbefohlen wurde. Gegen die Juden war er am gelindesten. Mehr an dieser Handlungsweise mehr die Politik oder mehr der Eifer für das Christenthum Antheil haben: daß Th. sich in seinen religiösen Denkart nicht über s. Alter erhob, zeigt s. Abhängigkeit von der damals schon anmaßenden und ungünstigen des Aberglaubens geneigten Geistlichkeit. Die Bischöfe hatten nicht auf jene Verordnungen gegen Keger und Heiden entschiedenen Einfluß, sie wußten sogar ihn zur Zurücknahme einiger weisen Gesetze gegen kirchliche Mißbräuche zu stimmen, und noch nie hatte ein Kaiser geduldet, was ihm Theodosius in Mailand zumuthete. Denn da Th. die Ermordung seines Militärpräfekten bei Volksschauspielen zu Thessalonich 390 im ersten Grimme durch den Befehl, die Stadt der Wuth seiner Soldaten preiszugeben, gerächt, und der zügellose Geruch darin bei einer allgemeinen Plünderung 7000 Einw. niedergemetzelt wies ihn nach s. Ankunft in Mailand der Bischof von den Thüren der Kirche Acht Monate lang mußte er im Bann bleiben und Kirchenbuße thun, bis s. Entlassung unter den geistlichen Arm den Bischof endlich besänftigte. An Schadloshaltung für die Familien der Ermordeten und Beraubten zu Thessalonich dachte der Mann keineswegs; der Kaiser sollte nur fühlen und bekennen, wie hoch ein Verräther ihm stehe. Für diesen Gehorsam erhielt Th. den Beinamen des Gerechten und die besondere Ehre, christlichen Königen von ihren Reichthümern als erster vorgestellt zu werden. Daß er es aber in der Politik nicht sein konnte, zeigt seine Verfügung über die Thronfolge, in der er s. ältesten Sohne Arcadius das

und dem jüngern Honorius das weströmische Reich bestimmte; doch sollten beide theile ein Reich ausmachen und die Brüder fest zusammenhalten. Schon 395 Th. zu Mailand und ließ die nun durch die Eifersucht der beiden Brüder ihrer Minister für immer getrennten Theile des Reichs in den Händen der würdigen Söhne, deren schwache und unglückliche Regierung den Verfall der als Römergröße beschleunigte.

Theognis, aus Megara, lebte zwischen 560 und 470 v. Chr., in einer, wo f. Vaterstadt, von innerm Zwiespalt zerrissen, in die Hände der Volks-
ei fiel, die ihn mit den andern Optimaten vertrieb. Während f. Verbannung,
er theils in Sparta, theils in Sicilien, theils in Theben hinbrachte, oder gleich
seiner Heimkehr, schrieb er die Sittensprüche und Lebensregeln in elegischen
sen, deren aristokratischer Ton aus f. Lebensverhältnissen gedeutet werden
i. Sie gehören zu den schätzbarsten Überbleibseln der gnomischen Poesie der
chen und sind neuerdings in der Ausg. von Welcker (1826) auf eine neue und
st geistreiche Weise zusammengestellt und erklärt worden. Die beste Übersetzung
ihm hat Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen“ (1826) geliefert.

Theognie heißt die Lehre von der Erzeugung und Abstammung der Göt-
vie sie aus alten Mythen geschöpft wurde. Die älteste uns bekannte lieferte Hes-
für die griech. Götterreligion.

Theokratie, Gotterbschaft, wird diejenige Regierungsform genannt,
er man Gott selbst als den Regenten und die geltenden Gesetze als Befehle Got-
etrachtet. Die Priester sind dabei als Verkündiger und Ausleger der göttlichen
ehle, die Stellvertreter des unsichtbaren Regenten, der aber auch andre Auser-
kte zu dieser Würde berufen kann. (Vgl. Hebräer und Mos. 8.) In einer
bergläubigen Zeit wird die Theokratie mehr Ansehen behaupten als jede andre
ierungsform. Hier hat das Gesetz ein göttliches Ansehen; das Göttliche und
ischliche wird noch vermischt. Das Steigen der Geistesbildung untergräbt aber
be, und in unserm Jahrh. würde kein civilisirter Staat bei dieser Verfas-
bestehen.

Theokrit, der Meister des idyllischen Gedichts, geb. zu Syrakus, lebte
v. Chr. Er zog nach Ägypten, ward von den Königen Ptolemäus Lagi und
adelphus in Ehren gehalten, kehrte aber nach Syrakus zurück, wo er von
o II. wegen einer beleidigenden Äußerung mit dem Tode bestraft worden sein
Wir besitzen von ihm noch 30 Idyllen oder ländliche Gemälde, unter denen
edoch mehre befinden, welche wahrscheinlich von a. Verfassern herrühren. Ob-
er für uns der älteste Idyllendichter ist, so war er doch nicht der erste in dieser
eillen entsprungenen und ausgebildeten Gattung. Die meisten f. Idyllen ha-
ine dramatische Form, und enthalten Wechselgesänge sangkundiger Hirten.
h den dorischen Dialekt, in dem er dichtete, erhält f. Sprache einen kräftigen
llaut, und die vollen Töne dieser griech. Sprachmusik sind der ländlichen Na-
rkalt sehr angemessen. Die Ausg. (gewöhnlich ist der Theokrit mit Bion und
hus zusammen herausgegeben worden) von Reiske (Wien und Leipz. 1765—
2 Bde., 4.), Warton (Oxford 1770, 2 Bde., 4.), Valkenaer (Leyden 1773,
1, 1781 oder 1810); ferner von Heindorf (Berlin 1810, II.), von Kießling
ig 1819), von Scheerer (Ebenb. 1809—12) sind die besten. Übersetzungen
an von Voss (nebst Bion und Moschus, Lzb. 1808), Witter (Hildburgh.
) und Thiersch.

Theologie. Der Ausdruck Theologie umfaßte bei den Griechen Lehrsätze
Mythen über die Götter und die Entstehung der Welt. Man unterschied eine
sche Theologie, den Inbegriff Dessen, was die von den Dichtern bearbeiteten
ern vom Ursprunge der Welt und der Natur der Götter sagen; eine politische,
ie Lehren, welche der Staat über diese Gegenstände öffentlich anerkannt hat;
w. Ver. Siebente Aufl. Bb. XI.

eine physische, oder die Aussprüche der Philosophen. Theologen nannte man diejenigen, welche sich mit Untersuchungen über jene Fragen beschäftigten. Vgl. „De natura Deorum“, III, 21; Augustinus, „De civitate Dei“, VI, 5; v. Alexandrien in dem Werke: „Stromata“, B. 5. Davon muß aber die kirchliche Bedeutung des Ausdrucks wohl unterschieden werden. Im älteren Sprachgebrauche bezeichnete die (christliche) Theologie die Lehre von der Natur Jesu Christi, oder auch die gesammte Dreieinigkeitslehre. Ambrosius in der zweiten Rede gegen die Arianer, in s. Werken 1. Thl.; Eusebius Kirchengeschichte, I, 1. Seit dem 11. Jahrh. gab man dem Ausdruck Theologie einen weitern Umfang, und bezog ihn auf die Lehre von Gott und s. Verrücktheiten, oder auch auf die ganze Summe der christlichen Glaubenslehren. Im letztern Sinne schrieb schon der Scholastiker Petrus Abälardus im 12. Jahrh. Theologie. In neuern Zeiten hat man jedoch den Begriff der christlichen Theologie noch genauer von dem Begriffe der christlichen Religion selbst unterschieden. Man zieht nun jenen Ausdruck auf die gelehrte Kenntniß und den gelehrten Unterricht vom Christenthum, wie er dem Religionslehrer nöthig ist. Gelehrt ist die Kenntniß vom Christenthum, welche die möglichste wissenschaftliche Ordnung und systematische Ordnung besitzt. Sie verlangt daher, als unterstützendes Hilfsmittel, die Einsicht in die alten Sprachen, welche den Ausleger der Bibel in die Lage setzt, durch genaue Vergleichung des Grundtextes selbst zu entscheiden, was der Sinn der Bibel, was echte biblische Lehre sei, und den Besitz aller wissenschaftlichen Kenntnisse überhaupt, welche zu einer richtigen Erklärung der Bibel gehören. Dann eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft mit der Geschichte der Kirche, welche theils die deutlichsten und überzeugendsten Beweise für die Kraft, Wahrheit, Göttlichkeit des Christenthums darbietet, theils über die Ausbildung und Gestaltung einzelner Kirchenlehren das nöthige Licht giebt, und endlich philosophisch-wissenschaftliche Bildung, deren Grundlage die Religionsphilosophie (s. d.), sonst auch natürliche Theologie genannt, ist. Das Verhältniß, in welchem die geoffenbarte Religion des Christenthums zu den Forschungen der menschlichen Vernunft über Gegenstände des religiösen Glaubens richtig zu würdigen, und das Einzelne, was wir als reine biblische Lehre in den heiligen Urkunden anerkannt haben, mit steter Hinsicht auf die oberste Leitung des Christenthums, zu einer gewissen Ordnung zu verknüpfen. Einer solchen logischen, historischen und philosophischen Kenntniß der Lehren und Wahrheiten des Christenthums bedarf nothwendig der Religionslehrer, damit er das Christenthum mit der festen und innigen Überzeugung, daß er der heiligen Schrift gemäß vortragen und s. Überzeugungen, wo es nöthig ist, gegen Zweifler oder Anfeinder mit Gründen vertheidigen könne. Der Laie bedarf Alles dessen nicht. Christ muß nicht Theolog sein; seinen Bedürfnissen entspricht eine solche Darstellung des Christenthums vollkommen, die ihm die wesentlichsten Wahrheiten in der neustamentlichen Urkunden in einer faßlichen und anschaulichen, so weit möglich aus dem N. T. selbst geschöpften Sprache mittheilt, da, wo es nöthig ist, von Erläuterungen und Gründen unterstützt, wie sie auch ohne Kenntniß der alten Sprachen und ohne wissenschaftliches Studium der Geschichte und Philosophie faßt werden können. Er begnügt sich mit diesem Unterrichte, und kann sich damit begnügen, sobald er nur von den Männern, denen er jenen Unterricht verdankt, voraussetzen darf, daß es ihnen weder an gutem Willen und heiliger Furcht gegen die Urkunden des christlichen Glaubens, noch an richtiger, gelehrter Einsicht in den wahren Sinn und Geist der Bibel fehlt. Wir werden den alle jene gelehrte Kenntniß und Unterweisung im Christenthume, wie sie der Religionslehrer braucht, u. d. N. Theologie von dieser volksgemäßen Art, die die Wahrheiten des Christenthums zu erkennen und Andern darzustellen Man hat

Wenn man von diesem Begriffe der positiven Theologie ausgeht, eine subjective und objective Bedeutung des Ausdrucks unterscheiden. Theologie in subjectiver Bedeutung ist eine gelehrte und gründliche Kenntniß des Christenthums, im objectiven Sinne, ein gelehrt und gründlich dargestelltes Lehren des Christenthums, welches man schriftlich oder mündlich vorzutragen der christlichen Religion gehört, muß nothwendig auch einen Bestandtheil der christlichen Theologie ausmachen; man kann aber nicht umgekehrt alle Unterbegriffe, alle Definitionen, alle Eintheilungen, alle Kunstausdrücke, welche in der Theologie angestellt und gebraucht zu werden pflegen, als wesentliche Theile des Christenthums betrachten. Da schon frühzeitig viele durch wissenschaftliches Studium gebildete Männer zum Christenthume übertraten, da sehr bald verschiedene Punkte der christlichen Glaubenslehre abweichende Meinungen in den Gemeinden und unter Lehrern der Kirche entstanden, da das Christenthum nicht selten gelehrte Gegner fand, welche mit Waffen der Gelehrsamkeit zu überwinden werden mußten, so mußte sich auch frühzeitig aus dem Christenthume eine christliche Theologie entwickeln. Was die Kirche nützte (s. b. Scholastiker (s. b.) des Mittelalters für diese Wissenschaft geleistet hatte, nachdem durch den Bücherdruck und die Wiederherstellung des klassischen Literatur neue Hülfsmittel, und durch die Reformation mit neuen Antrieben auch neue Principien zur Bearbeitung der theologischen Disziplinen worden waren, wol mit Auswahl benützt werden, aber keineswegs ungenützt. Die von den Reformatoren angebahnten Sichten hatten die Scheidungslehren ihrer Confessionen aufzuhellen begonnen, als die Abhängigkeit von symbolischen Büchern Formeln vorschrieb, welche die protestant. Theologie in Anwendung ihrer Principien hemmten und außer besonders durch Reaktionen kirchenhistorischen Forschungen nur der Polemik freie Bewegung ließen. In dieser Streitsucht, im Beharren bei dem Vorgefaßten und im Vertheidigen der scholastisch-dialektischen Methode unterschied sich daher die protestant. Theologie des 17. Jahrh. wenig von der katholischen, behielt aber doch vor dieser die Kirche unbedingten Gehorsam und mit ihren besten Talenten die kirchlichen Zwecken dienbaren Schwester den Vorzug, keine künstliche Bindungen in sich hegen und Männern von gesundem Blick, wie Hugo Grotius, Georg Calixtus, nacharbeiten zu dürfen. Die harte Rinde, die der scholastischen und starren Formularorthodoxie um die Geister gelegt hatten, wurde der mächtige Reiz, den gegen Ende des 17. Jahrh. gleichzeitig Spener's Lehren auf praktisches Christenthum und der Deismus engl. Philosophen zu einer Umgestaltung der Theologie gab. Vernunftmäßige Wahrheit sollte nach dem Inhalt, warme Religiosität nach jener ihre Tendenz und Wirkung werthen. In Spener's Schule in ihrem Gefolge Pietismus und Unwissenschaftlichkeit, aber Verkenntung des Heiligen und leichtes Absprechen einführte, so wie von beiden Seiten drohenden Verfalls der Theologie die Gründlichkeit der Gelehrten. Gestützt auf das allmählig klarwerdende Princip einer nur einen Sinn für geschichtliche und philosophische Wahrheit bedingten freien Forschung und gerichtet auf Das, was den Menschen wirklich weiser und besser macht, trat Mitte des 18. Jahrh. die deutschen Protestanten für die wissenschaftliche Förderung und praktische Nützlichkeit der Theologie im Ganzen und für den Ausbau ihrer wichtigsten Disziplinen mehr geleistet als in irgend einem Jahrhundert der christlichen Kirche dafür geschehen war. Um einzelne Verwirklichung dieses verdienstvollen Strebens geistlich hervorgehobene Lehren und Mißgriffe desselben (z. B. der wolfenbüttler Fragmentist — Minimus —, Wahrdt, die Philanthropisten, der frivolen Raisonneurs

Paalzow, Riem, Venturini u. A. m. nicht zu gedenken) mit den ihm völlig durch Erbitterung über den Despotismus unwürdiger Hierarchen und Unannehmlichkeiten der Lehre Jesu erzeugten Angriffen französischer sogen. Philosophen auf das Christenthum in erwünschte Vergessenheit zu bringen, bedarf es nur eines Blicks *) der vorzüglichsten Resultate, welche die theologische Wissenschaft dieser Periode ihrer Ausbildung gezeitigten Früchten des Talents und Fleißes der deutschen Protestanten verdankt. Mit ihnen wetteifernde Katholiken sind * bezeichnet.

Für die exegetische Theologie kam, auf dem von den Holländern Clerikus und Wetstein früher eingeschlagenen Wege, durch Ernesti's philologischer Geist und Semler's tiefen histor. Blick der Grundsatz ins Klare: bei Auslegung der Bibel, wie bei Untersuchungen über Echtheit und Integrität einzelner Bücher, müsse nach denselben Regeln, die sich bei der kritischen Behandlung der griechischen und römischen Classiker bereits als zweckmäßig erwährt hatten, verfahren, und ohne Berücksichtigung kirchlicher Dogmen Ermittlung des wahren Sinnes der Verfasser selbst hingearbeitet werden. Meyer's „Geschichte der Schriftklärung“, Gött. 1802—3, 5 Bde.) Dagegen findet man in den Lehrbüchern der Hermeneutik des N. T. von Ernesti (ed. Ammon 1809), Morus (ed. Eichstädt 1797—1802, 2 Bde.), Bretschneider und * Jahn (Wien 1812, 2 Bde.) noch mit Einschränkungen; von Keil (Leipzig 1831) unumwunden; von Bretschneider (1806), Lücke (Gött. 1817) und Kautzsch (Göttingen 1817) eigenthümlich modificirt vorgetragen. Die Hermeneutik des N. T. von Meyer (1812, 2 Bde.). Die Kritik des Grundtextes hat durch die Ausg. von Simonis (Halle 1752, 1822) und * Jahn (Wien 1806) einige, von Lücke und Meisner (nach Kennicott und de Rossi, die auch Jahn verständlich 1793, Halle 1818) nicht die erwarteten, durch Griesbach's Recens. des N. T. (Halle 1775, 1777, 2 Bde.; Leipzig 1805—7, 4 Bde., Fol.; Halle von Knapp, Halle 1797, Vater, Halle 1824, und Schott, 1805, 1825) bezeichnete Fortschritte, doch neue Revisionen des Textes, die von dem Evangelisten in Rostock jetzt hoffen läßt, noch nicht überflüssig gemacht. — Die Kenntn. der hebr. Sprache gewann nach den Vorarbeiten der Perikographen (ed. Eichhorn, Halle 1793) und Michaelis (Suppl., Gött. 1784—92, 6 Bde.) und der Sprachlehre von Vater (1814), durch Gesenius's „Hebr. 1810—11, 2 Bde.; Auszug 1815, 1823; „Sprachlehre“, 1817, 2 Bde.; neuere Halle 1813, 1824) bessere Methode und tiefer geschöpfte Auffassung des hebr. Sinn, Verwandtschaft und Bildung der Wörter. Dieses geistvollen Orient. „Geschichte der hebr. Sprache“ (1815) erhielt an Hartmann's „Eingeweiht. in das Studium der Bücher des N. T.“ (Bremen 1818) ein würdiges G. stück. — Die Eigenheit und Bedeutung des Griechischen im N. T. bezeichnete Perikographisch Schleusner (1792, 1819, 2 Bde.), Wahl (1822, 2 Bde.) und Schneiders (1824, 2 Bde.); abhandelnd H. Plank (Götting. 1810) und G. („Charakteristik“, 1816); grammatisch Winer (1822, 1825) mit Fleiß und Genauigkeit. Der Septuaginta leistete diesen Dienst Schleusner („Thesaur.“ 1810—21, 5 Bde.). Die Sprachforschung und Kritik der alten orientalischen Uebersetzungen brachte White's Ausg. der syrischen philonen Apostelgesch. Briefe (Drf. 1799—1811, 2 Bde., 4.), Winer's Dissertation „De Onk.“ (1820) und „Chaldäische Grammatik“ (1824) weiter. — Gewisseres über die Entstehung, die wahren Verfasser, die unverfälschte Erhaltung und die

*) Dieser überblick kann nur Werke von bleibendem Werth oder frischem Ist von wiederholten Ausg. nur die älteste und neueste, nur bei den nicht in Leipzig nenen den Verlagsort, und, was Epoche gemacht, durch Auszeichnung des Ver. telst gesperrten Drucks angeben.

(Corobi, Halle 1792 2 Bde.), und treffendere Charakteristik der biblischen
 hergaben die Einleitungen in die ganze Bibel von Eichhorn (in das A. T.
), 1823—24, 3 Bde.; Apokryph. 1795; N. T. 1804—14, 3 Bde.) und
 holdt (Erl. 1812—19, 6 Bde.); in das A. T. von Bauer (Nürnberg 1806),
 hn (Wien 1801—3, 2 Bde.) und de Wette (Berlin 1822); in das N. T.
 Michaelis (Gött. 1787—88, 4., 2 Bde.), Hünlein (Erl. 1801—9, 3 Bde.),
 ig (Tab. 1821, 2 Bde.) und Schmidt (Gießen 1818, 2 Bde.); und beson-
 Untersuchungen über die Echtheit der Evangelien von Gieseler (Leipzig 1818),
 pausen (Königsb. 1820); und über den schriftstellerischen Charakter des Pe-
 , Judas und Jakobus (Weisensf. 1802), des Johannes (Eben. 1803, 1811)
 Schulze. Die Resultate specieller Forschungen zu den Realkenntnissen des Exe-
 sammelten und berichtigten * Jahn („Bibl. Archäologie“, Wien 1817—18,
 de.), E. Rosenmüller („Bibl. Alterthumskunde“, 1823 fg., 2 Bde., bis 1826
 Geographie) und Winer („Bibl. Realwörterbuch“, 1820). Die hebräisch-jü-
 e Archäologie gab am besten de Wette (1814), dessen gewagte Untersuchungen
 die Glaubwürdigkeit der Bücher der Chronik und der israelitischen Geschichte
 haupt (Halle 1806—7, 2 Bde.) nach Bauer's freimüthiger „Geschichte der
 Nation“ (Nürnberg 1800—4, 2 Bde.) und „Hebr. Mythologie“ (1802,
 de.) neue Prüfung der schon längst nicht mehr verkannnten Spuren hierarchischer
 chten und Nationalvorurtheile in den Büchern des A. T. veranlaßten. Vgl.
 e Chronik nach Charakter und Glaubwürd. geprüft von Gramberg“ (Züllichau
 3). Statt der sonst geglaubten wörtlichen Inspiration (s. d.) hatten selbst
 chtsvolle Vertheidiger des alten Lehrbegriffs, wie Reinhard und Storr, nur ei-
 göttlichen Beistand angenommen, der die Verf. der Bibel bei Mittheilung reli-
 g. Lehren vor Irrthümern bewahrte und auch diese letzte Stütze des Glaubens
 inen wunderbaren Ursprung der Bibel, die bei strengerer Unterscheidung der
 gelhaften Zeitideen und Privatansichten ihrer Verfasser von der durch sie geoffe-
 nten göttlichen Wahrheit ohnehin schwächer ward, gaben die von den Grund-
 der grammatisch-historischen Interpretation geleiteten neuen Exegeten mit
 oder weniger Zurückhaltung auf, da sich ihnen in der Idee eines die Religions-
 ntniß stufenweis vervollkommnenden göttlichen Planes zur Erziehung des Men-
 igschlechts und in der nun wärmer und einleuchtender als sonst anerkannten Er-
 nheit, überzeugenden Kraft und praktischen Angemessenheit des religiösen Ge-
 s der Bibel, unumschließliche innere Gründe darboten, Gottes Wort und die
 lle der wahren Religion in ihr zu finden. Vorzüglich durch Herber's Werk
 („Briefe über das Studium der Theologie“, „Älteste Urkunde“, „Geist der
 Poesie“, Christliche Schriften“) trat dieses jetzt noch durchgreifender und wohl-
 ger als zu seiner Zeit wirkende Correctiv der nicht selten entseelenden exegeti-
 Nüchternheit entgegen, und auch die Nüchternheit blieb ein unentbehrliches
 ngerichtet gegen die Neigungen der neuesten Paläologen (Dischhausen, „Über tie-
 Schriftsinn“, und Steir, „Andeutungen für gläubige Schriftverständer“, beide
 geb. 1824) zu willkürlicher typischer und allegorischer Ausdeutung der Bibel.
 orgfältiger Berücksichtigung des Unterschiedes der Zeiten und Sitten, tiefer
 schkenntniß, psychologischem Scharfblick (Niemeyer's „Charakteristik der
 I“, Halle 1794—95, 5 Bde.) und unbefangener Würdigung des Geistes und
 res der biblischen Schriftsteller, übertreffen die namhaftern Exegeten der neuern
 ihre Vorgänger, und die Geradheit, ja die Furchtlosigkeit, mit der die meisten
 gen, was sich bei gewissenhafter Beobachtung hermeneutischer Regeln ergibt,
 von redlicher Wahrheitsliebe, die bei Wenigen in vorwizige Aufklärerei um-
 g. Nur unberufenen Lesern konnten die gewagten Aufschlüsse und Vermuthun-
 schaden, in denen einige Ausleger (z. B. Erdmann, Paulus) sich gefielen;
 fel gegen die Echtheit einzelner Bücher führten zu gründlichern Rechtfertigun-

gen derselben und richtigern Begriffen von Echtheit überhaupt, und wurden in biblische Stellen oder Ausdrücke mit Grund der Unechtheit verdächtig, so hing von die Wahrheit der nun auf den Geist der Lehre Jesu im Ganzen gebauten Meinungen nicht mehr ab. Unter den Auslegern und meist auch Übersetzern des N. T. nennen sich aus: Justi („Nationalgesänge der Hebräer“, 1803—18, 3 Bde.); „Hebr. Dichtkunst“, Gießen 1809, 2 Bde.), E. Rosenmüller (Scholia in Isaiam, Ps., Job., Jes., Ezech., Proph. min., 1788—1824, 16 Bde.), Eichhorn („Die hebr. Propheten“, Göttingen 1816—19, 3 Bde.); über d. Pentat. B. (Halle 1802—5, 3 Bde., auch Eichhorn's „Urgeschichte“ von Gabler, 1790, 1802, 2 Bde.); Psalm., Stuhlmann (Hamb. 1812), Stolz (Zürich 1814), de Wette (Heidelb. 1823, 2 Bde.); Tob., Stuhlmann (Hamb. 1804), Umbreit (Heidelb. 1824); Prov. Sal., Ziegler (1791), Nuntinghe (a. d. Holl. von Scholl, 1791, 1810—12, 3 Bde.); Kohel., Schmidt (Gießen 1794), Dahler (Strassb. 1804), Kaiser (Erl. 1823), Cant., Welthufen (Braunschweig 1786), Ammon (1790), (Freiburg 1814), Umbreit (Göttingen 1820); Jes., Gesenius (1820—21, 2 Bde.); Jer., Spohn (1794, 1823); Dan., Bertholdt (Erl. 1806—8, 2 Bde.); Ps. min., Bauer (1786—90, 2 Bde.), Staudlin (Stuttgart 1786); Hos., de Wette (1792), Bökel (Königsb. 1807); Joel, Justi (1792), Wiggers (Göttingen 1795), Am., Dahl (Göttingen 1795), Justi (1799), Vater (Halle 1810); Obadja., Knapp (Rint. 1798); Jon., Grimm (Düsseldorf 1789), Goldhorn (1803), Frisch (Altona 1817); Mich., Justi (1799), Hartmann (1800); Nah., de Wette (Hamb. 1808), Justi (1820); Hab., Wahl (Han. 1790), Justi (1820), (Darmst. 1822); Zach., Köster (Göttingen 1819); Zeph., v. Eölin (Berlin 1804); Hag., Scheibel (Breslau 1822); Mal., Bährdt (1768); über Samuel und Prophetenschulen Paulus (Heidelb. 1822). Von den Apokryphen des N. T. eine Recens. des Grundtextes Augusti (1804), Erklärungen Gaab (Züb. 1804, 19, 2 Bde.); zu Tob., Jilgen (Jena 1800); Sir., Einde (Danzig 1795), B. Schneider (Regensb. 1806), *Dymnus (Würzb. 1788); Maccab., Mich. (1778) und Haff (Jen. 1786). Das N. T. erklärten J. G. Rosenmüller („Schol. Numb. 1777, 1815, 5 Bde.), Koppe (Göttingen 1783—1823, 12 Bde.); R. Ammon, Act., Phil., Col., Tim., Tit., Philem., Hebr., Apoc. von H. Gal., Eph., Thess. von Lychsen, Petr., Jac. von Pott), Morus (1794—1807, 7 Bde., Luc., Act., Rom., Cor., Gal., Eph., Jac., Petr., Joh.); die Evangelien Paulus (Züb. 1804—5, 4 Bde.), Thies (Halle 1804—6, 2 Bde.); Act. (Ev. et Act., 1809—18, Matth., ed. 3, 1823), *Ristemaker (Münst. 1813—1818, 4.); Matth., *Grag (Züb. 1821—23, 2 Bde.), Frisch (1826); Schleiermacher's „Krit. Vers.“ (Berlin 1817); nur die Parabel vom unrechten Schreier (1803), Schulz (Breslau 1824), Großmann (1824); Joh., Wegscheider (Göttingen 1806), Storr (Züb. 1809); Comment., E. Chr. (Meletem., 1816), Lücke (Bonn 1820—24, 3 Bde.); gegen die Echtheit (Schneider (Prohab., 1820); für Hemsen (Schleswig 1823), Weber (Halle 1804), Usteri (Zürich 1823); Act., Hildebrand (1824), *Ristemaker (auch Briefe Apokal., Münster 1822—23, 3 Bde.); Rom., Böhme (1806), Tholud (1824); Gal., Winer (1821); 1 Tim., Wegscheider (Göttingen 1810); gegen Echtheit, Schleiermacher (Berlin 1807); für H. Planck (Göttingen 1808) und den Reich (Herborn 1820—24, 3 Bde., 4.); Hebr., Storr (Züb. 1809), (Breslau 1818), Böhme (1825); Ep. cathol., Augusti (Lerngo 1804, 2 Bde.); Jac., Hensler (Hamb. 1801), Schulthess (Zürich 1824); 1 Petr., (Sulzbach 1813); Jud., gegen die Echtheit, Dahl (Kostock 1807); für (1821); Ep. Joh. und Apocal., Jaspis (1821); Apocal., Herder (1779), Eichhorn (Göttingen 1791), Storr (Züb. 1805). Die Apokryphen

L. versprach Thilo (Acta S. Thomae, 1823) herauszugeben; über sie schrieb Bach (Marb. 1807). Treffliche Vorarbeiten zur biblischen Exegese enthalten die Zeitschriften von Michaelis (Orient. exeget. Bibliothek, Gief. 1771—89, 3 Bde.), Eichhorn („Repert. f. bibl. und orient. Lit.“, 1776—87, 18 Bde.; Biblioth. der bibl. Lit.“, 1787—1801, 10 Bde.), Paulus („Repert. für bibl. orient. Lit.“, Jen. 1790—91, 3 Bde.), Keil und Tischmeyer („Analecten“, 12—17, 21, 22, 4 Bde.) und E. Rosenmüller („Bibl. ereg. Repert.“, 1822 24, 2 Bde.) Den Ertrag dieser Forschungen gaben in Übersetzungen der ganzen Bibel deutsch Michaelis (1773—90, 13 Bde.), Augusti und de Wette (eiselb. 1809—14, 6 Bde.), *Brentano und *Derefer (Gief. 1797—1816, 3 Bde.); des A. L., lat. Dathé (Hal. 1779—94, 5 Bde.), Schott und Win- (nur Pentat., Alt. 1816); des R. L., lat. Reichard (1799), Schott (1825); tsch Stolz (Hanov. 1820), *van Es (Sulzb. 1807, 1820). — Auf die sy- matische Theologie wirkten mit den Fortschritten der Exegese die rasch einanderfolgenden neuen philosophischen Systeme und wiederholte Untersuchun- über die Quellen aller Religionserkenntnis so mächtig ein, daß der Abstand en sonst und der Kampf verschiedener Meinungen hier auffallender werden ste als in andern Gebieten der Theologie. Die Religionsphilosophie bearbeitete nach Kant Heidenreich (1790—93, 3 Bde.) und Jakob (Halle 1801); chte („Anweis. zum sel. Leben“, Berl. 1806); F. H. Jacobi („Von göttl. ngen“, 1811), nach ihm Weiß („Vom lebend. Gott“, 1812) und Bouterweck Rel. der Vernunft“, Göt. 1824); Schelling („Bruno“, Berl. 1802, „Phi- sph. und Rel.“, Tüb. 1804), nach ihm Zimmer (Landsh. 1805), *Buchner illing. 1805), Eschenmayer (Tüb. 1818), Ewald („Allgegenwart Gottes“, 17; „Eusebius“, 1819, pantheistisch); gegen Schelling Süßkind (Tüb. 1812); rem System ausschließlich folgend Schleiermacher („Red. über die Rel.“, el. 1799, 1822), Elobius (1808, „Von Gott in Natur, Gesch. und Bewußt-“, 1818—20, 2 Bde.), Gerlach (Halle 1818), Krug („Eusebiologie“, Rö- sb. 1819), *Salat (Sulzb. 1819, „Sokrates“, 1820), Fries („Ethik“, Hei- . 1819), H. Plant (Göt. 1820), Franke („Vernunftreligion“, Alt. 1825); Verhältniß zum Menschenleben Wendt („Reden üb. Religion“, Sulzb. 1813), umgarten-Crusius (Jena 1816); die Philosophie des Christenthums Köppen ch Jacobi 1813, 1815, 2 Bde.), Rückert (1825, 2 Bde.); *Weiller („Geist ältesten Katholicismus“, Sulzb. 1823); das Verhältniß der Philosophie zu christlichen Dogmen und die philosophische Kritik der Dogmatik nach Schelling n Ansichten Daub („Einleit. in d. Studium der Dogmatik“, Heidelberg. 1810) Möller („Speculative Darstellung des Christenthums“, 1819); nach Fries Wette („Rel. u. Theol.“, Berl. 1815, 1821); unabhängig *Brenner („Theol. der Idee des Himmelreichs“, Hamb. 1810—18, 3 Bde.), Baumgarten-Cru- („Einleit. in d. Studium der Dogmatik“, 1820), *Seber („Rel. u. Theol.“, in 1823). Den Werth und Segen des Christenthums für die Menschheit en F. Jak. Heß („Vom Reiche Gottes“, Zürich 1774, 1796), Spalding Rel. e. Angelegenheit des Menschen“, Berl. 1787, 1806), Reinhard („Über d. in des Stifters der christl. Rel.“, Wittenb. 1781, 1798; „Zur Beruhigung Leiden“, a. d. Lat. v. Fests, 1792) erbaulich; Tyge Rothe („Wirk. des Chri- thums auf d. Zustand d. Völker in Europa“, a. d. Dän., Kopenh. 1775—83, 3 Bde.), F. A. H. Littmann („Verhältniß des Christenth. zur Entwicklung des ischl. Geschlechts“, 1817) historisch; Dirksen („Einfluß auf Sittlichkeit“, 1813, 1808) und Starck („Das Christenth. in f. Wirken für die höchsten Zwecke“, t. 1818—19, 2 Bde.) philosophisch nachgewiesen. Die große Frage, ob und cher Antheil der menschlichen Vernunft an der Entstehung der christlichen Lehre, der Kritik und Begrenzung ihres Inhalts einzuräumen, ob derselbe ganz, oder

nur zum Theil, oder gar nicht von Gott auf eine übernatürliche, der philosophischen Vernunft unbegreifliche Weise offenbart, und wie eine Vermittelung zwischen den streitenden Meinungen ausfindig zu machen sei, beschäftigte die neueste Theologie lebhafter als jede andre. Der Vernunftgebrauch in Sachen des christlichen Glaubens ist zwar so alt als das Christenthum, mit Vernunft hatten orthodoxe Kirchenväter, wie Arianer und Pelagianer, Scholastiker in Färbem gegen einander, die Reformatoren gegen katholische, die Katholiken protestantische (z. B. die Rechtfertigungstheorie), die Reformirten gegen Luther (z. B. im Sacramentsstreite), die Lutheraner gegen reformirte (Prädestination) Dogmen gestritten, aber nur die Vernunftwidrigkeit einzelner Lehren Gegner zu erweisen gesucht, ohne die Consequenz einer Anwendung dieses Verfahrens auf ihre eignen zu ahnen oder ahnen zu wollen, und selbst die Socinianen und Unitarier waren bei rationalistischer Behandlung der Trinitätslehre und Christi Halbheit stehen, die Evangelischen aber ihnen gegenüber mit Ausnahme der Arianer fast durchgängig strenge Supernaturalisten geblieben, bis die Tätigkeit der Wolf'schen philosophischen Schule allmählig zur Prüfung des Gebäudes der kirchlichen Dogmatik und seiner Grundlagen führte. Die Vertreter dieser Schule vor 1750 unternahmen sie noch nicht; sie begnügten sich, die Wolf'sche Methode die rationnelle Erweislichkeit auch der positiven Dogmen thematisch und eben nicht glücklich zu demonstrieren; Baumgarten, Engel, Döberlein bauten und modificirten mehr mit biblischen und historischen als mit philosophischer Kritik, selbst Zeller bediente sich derselben weit mehr seiner Erregung und seines gesunden Menschenverstandes. Erst Kant's „Kritik der Vernunft“ (1792), „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (Königsb. 1792), „Religion ohne Religion“ (1794); Fichte's „Einziger Zweck Jesu“ (Berl. 1789); „Kritik der Religion“ (1790); „Censur des protest. Lehrbegriffs“ (1791—95, 3 Bde.); „Kritik der Mündigen“ (1800, 2 Bde.) und Fichte's „Kritik aller Offenbarungen“ (1793); Niehammer's „Vernunft. Offenbarungsglaube“ (Jena 1793) brachen die Bahn zu den Fortschritten des neuern Rationalismus. Daß die Offenbare Religion wol unbegreifliche, aber nicht vernunftwidrige Lehren enthalten könne, war schon vor diesen Philosophen behauptet worden, ihre Schuld betraf, was den Wahrheiten der Vernunftreligion (natürlichen Offenbarungen) irgendwo widerspräche, gar nicht, und, was aus Principien der Vernunft nicht erweislich sei, nur als positive Formen und Symbole religiöser Vernunftfäden der christlichen Lehre. Noch weiter waren mehrere Theologen durch Verbindung oft allzu scharfsichtigen, auf Wegräumung des Unbegreiflichen ausgehenden Conjecturalkritik mit der grammatisch-historischen Interpretation der Offenbarungen gekommen. Sie meinten, es als Accommodation nach Zeit und Volksbegreifen Selbsttäuschung oder Mißverständnis des wahren Sinnes der Erzähler, als nicht mehr aber unhaltbare christliche Mythen von den Resultaten der Erregung der christlichen Glaubenslehre scheiden zu dürfen und gefunden zu haben, daß die Vernunftreligion identisch sei. Nach diesen Grundsätzen bearbeiteten Henke („Lineamenta“, Helmst. 1793, 1795) und Eckermann („Theologie“, Alton. 1792; „Handb.“, Alton. 1801—3, 4 Bde.); über dieselben auch van Hemert (a. d. Holländ. von Dethmar, Dortm. 1797) und viele deutsche Theologen in Journalaufsätzen; gegen sie Meyer (Han. 1806), welcher bewies, die Lehren und Vorschriften des N. T. nicht bloß local und temporär zu sein. Da die Accommodationstheorie und die Kunst, auch das Wunderbare natürlich zu erklären, dem Widerspruche unbefangener, geradsinniger Erregung weichen mußte, schritt der Rationalismus zu dem Extrem, die Idee einer natürlichen Offenbarung der Religionswahrheiten für ganz unhaltbar und die Vernunft für die einzige Quelle derselben zu erklären. Das Christenthum konnte in

nur noch als eine von Gott providentiell veranstaltete und geschichtlich be-
 stehende Offenbarung und Einleitung der Vernunftreligion gelten, die sich dem
 Vernunftmenschen unmittelbar, dem Schüler durch Unterricht mittelbar of-
 fenbart. So sprachen sich ganz offen Löffler („Magaz. f. Prediger“, Bd. 7, 8;
 „Schriften“, Weim. 1817, Bd. 2) und Röhr („Briefe über den Rationalis-
 mus“, Zeig 1813); fest und schonungslos Cannabich („Kritik alter und
 neuer Lehren“, Zerbst 1805) und Gebhard („Die letzten Gründe des Rationalis-
 mus“, Anst. 1822); schonender mit verschiedenen mildernnden und vermittelnden
 rationen Röhr („Ansichten u.“, Zittau 1803), E. L. Nitzsch („De reve-
 latione externa“, 1808), Schubert („Journal“, 1811), Köhler („Supernat-
 uralismus u. Rationalismus“, 1818), Martens („Theophanes“, Halberst. 1819),
 W. („Progr.“, Würzb. 1819), Reinhold („Was ist Wahrheit?“, Altona
 1819), G. Th. Müller („Vom Wahren und Gewissen“, 1822, 2 Bde.), Böck-
 er („Offenb. und Theol.“, Stuttg. 1822), Schultheß und Drelli („Ration-
 alismus“, Zürich 1822), Vater („Über den Rationalismus“, Halle 1823),
 W. („Der Denkglaube“, Heidelb. 1825); auch die den Vernunftglauben
 als unmittelbare, durch das Christenthum nur zum Bewußtsein gebrachte
 Offenbarung Gottes betrachteten, wie H. Plank („Über Offenb. und Inspirat.“,
 1817), Klein („Religiosismus“, 1819) und Schirmer („Würdigung des
 nat. und Rational.“, 1818) aus. Eine Äußerung Reinhold's („Geständ-
 nisse“, 1810) über die Unvereinbarkeit des Rationalismus und Super-
 naturalismus hatte die nur in Flugschriften und Journalen geführte Consequenz-
 kette und mit ihr das Interesse für die in obigen Schriften behandelte Frage
 erregt. Für den als Supernaturalismus bezeichneten Glauben an eine
 übernatürliche wunderbare Offenbarung der christl. Lehre (Vogel's „Glaube und
 Offenbarung“, Stuttg. 1806) und gegen die Vermittelungsversuche erklärten sich
 W. („Kritik der Unters. über Ration.“, 1813), Steudel („Haltbarkeit des
 nat. u.“, Stuttg. 1814), und bis zur Unbilligkeit Schaf F. A. H. Tittmann
 („Supernatur., Ration. und Atheismus“, 1816); schwächer, doch nicht min-
 der, Böllig („Briefe über d. Ration.“, Sondersh. 1821), Witting („Über
 Ration.“, Braunsch. 1822) und E. Sartorius („Rationalismus und Roma-
 nismus“, Marb. 1825), wie der mit mehr Leidenschaft als Verstand und Sach-
 sinnen gegen allen Vernunftgebrauch in der Religion eifernde Harns, dessen
 „Kiel 1817“, „Briefe“ (1818), „Daß es mit der Vernunftrel. nichts ist“
) eine Menge unberufener Pamphletschreiber (über 200) auf den Kampf-
 feldern und auch einige gelehrte und gelehrte Theologen zu Persönlichkeiten hin-
 ohne der Wissenschaft Gewinn zu bringen. Armon's („Magaz. f. Christl.
 Prediger“, Bd. 6) Empfehlung eines rationalen Supernaturalismus, der wol for-
 dernd, aber nicht materialen Vernunftgebrauch in der Religionswissenschaft zu-
 bezeichnen wollte nur das von helldenkenden ältern Theologen beobachtete, den
 christl. Lehre unverfehrt bewahrende Verfahren und
 die gegenwärtige Denkart vernünftiger Vertheidiger des biblischen Glauben
 und der Mehrzahl des Predigerstandes, fand aber starken Widerspruch bei den
 heftigen Consequenz kämpfenden Rationalisten, von denen Böhm („Über den
 al. Supernatural.“, Altenb. 1820; „Die Sache des rational. Supernat.“,
 1823) und Röhr („Kritische Predigerbiblioth.“) das Wort nahmen.
 wird besonders in Zeitschriften und gelegentlichen Expectorationen der Streit
 zwischen Rationalismus und Supernaturalismus nicht ohne Feindseligkeit fort-
 geführt und Grund einer Spaltung der theolog. Gelehrtenwelt in Parteien, deren
 jede eigene Lieblingsliteratur und ihr ergebene Journale hat. Die durch Philo-
 sophie, Philologie und Geschichte gestützte rationalistische ist in der wissenschaftli-
 chen Literatur bei weitem überwiegend, die supernatualistische in der ascetischen

und populären, wenn nicht gleich stark, doch der, freilich bisweilen ungenügend aber eifrigen Dienste des Mysticismus und Pietismus stets gewärtig, in mächtigen politischen Hinterhalts, ja, könnte, was christliche Wahrheit ist, die irdische Macht entscheiden, auch dieser gewiß. Sie bedarf jedoch eines solchen Gegners nicht, da sie die Herzen, nicht nur des Volks, sondern sogar vieler wissenschaftlich denkenden Gelehrten auf ihrer Seite hat. In der That besteht der Unterschied beider Parteien, deren kirchliche Trennung von Köln („Gebrüder“, Frankfurt 1801) und Kleuker („Ja und Nein“, Kiel 1819) übereiltermweise in die Welt brachten, aber Klein („Welche theol. Partei ic.“, Jena 1820) mit Recht rieth, nur auf dem Gebiete der Wissenschaft, das religiöse Leben kennt und das Herz bleibt ein Supernaturalist. Eine neue Richtung gab dieser der Apologetik, deren Geschichte Tschirner (1805, Bd. 1) gut begannt, die Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums hatten (Halle 1766, 1785), Lessing (Bremen 1768, 1786) und Spalding („Die Briefe“, Bresl. 1784, 1785) gegen Naturalisten, Indifferentisten, Atheisten, Feinde des Christenthums übernommen; nun war gegen warme Verehrer, die nur seinen übernatürlichen Ursprung in Zweifel zogen, dieser zu thun, was nach G. J. Plank („Haltbarkeit des hist. Beweises f. die Göttlichkeit“, 1821); Vater („Sendeschreiben an Plank“, Gött. 1822), Stein („Apologie Offenb.“, 1824) mit mehr Eifer als Tiefe, und in Hinsicht der von ihnen als natürliche Ereignisse oder doch nicht als beweiskräftig geachteten (Böhme, „Raculis“, Zwickau 1805), Wunder, Gräffe (Gött. 1812), Köster („Mysterien“, 1821) und Fogtmann („De miraculis“, Kopenh. 1821), in Hinsicht fast von allen neuern Erregten einer natürlichen Erklärung unterworfen worden, nürnberg „Über die messian. Weissag.“, aus d. Holl., Ling. 1795) Weissagen, Seiler (Erl. 1794), Griesinger (Stuttg. 1818) und Stäudlin („Die göttliche Prophet“, Gött. 1825) mit sehr getheiltem Beifall versuchten. Dürfte diese an einzelnen Thatfachen hängende Beweisart nicht mehr, da bei Bezeichnung des Ganges der neuern Erregung erwähnten innern Gründe die Göttlichkeit des Christenthums jetzt die anerkanntesten und an sich die überzeugendsten sind. Wenn ihm Jerusalem („Betracht. üb. d. Wahrheiten der Rel.“, 1773—92, 4 Bde.), J. G. Rosenmüller („Prüfung der Gründe“, Erl. 1795), Seiler („Vernünftiger Glaube“, Erlang. 1795), Übereinstimmung mit der Vernunft; Tölnner („Dogmat. Theol.“, Nürnberg. 1775, 2 Bde.), *Beda Marcellus („Vertheidigung der natürl. christl. und kath. Rel.“, Augsburg. 1787—89, 3 Bde.), *Calura („Neueste Theol.“, Augsburg. 1800, 4 Bde.), *Sailer („Gammeler“, München. 1805), *Frint („Handb. d. Rel.-Wissensch.“, Wien 1806—14, 6 Bde.), *Hermes („Über d. innere Wahrh. des Christenth.“, Münster. 1805), *Eichhorn („Christenth. in f. Wahrh. und Göttlichk.“, Heidelberg. 1808), Callisen („Was ich glauben?“), Alton. 1810), J. G. Müller („Vom Glauben der Ebr.“, Winterth. 1815—16, 2 Bde.) wenigstens Freiheit von vernunftwidrigen Aussagen zu vindiciren unternahmen, so konnten sie dies nicht ohne Berücksichtigung der biblischen Theologie, welche, auf richtige Erregung gestützt, ausmündlich eigentlich Lehre der Bibel und insonderheit Lehre Jesu und seiner Apostel sei, die Dogmatik wohlthätig reformirende Wissenschaft bearbeiteten unter dem Namen der Dogmatik Heilmann (Gött. 1780), Teller (Helmst. 1764), Bahrtzenach 1784, 1785), Michaelis (Gött. 1784), Storr (aus d. Lat. von Tüb. 1803, 1817); als biblische Theologie Zacharia (Gött. 1771—86, 5 Bde.), Hufnagel (Erl. 1785—89, 2 Bde.), Ammon (Erl. 1801—2, 2 Bde.), *Krause („Das A. T.“, 1796—1801, 2 Bde.; „N. T.“, 1800—2, 4 Bde.), *Schneider („Die Apokryphen des A. T.“, 1805), Kaiser („Judaismus und Islamismus“, Erl. 1814—21, 2 Bde.), de Wette („Bibl. Dogmatik“, 1814—21, 2 Bde.),

, 1818). Letzterer unterschied genau nicht nur, wie seine Vorgänger, jüdische und christliche, sondern auch Jesu und seiner einzelnen Apostel Lehre. Den jüdischen Lehrbegriff besonders entwickelten Meyer (Altona 1801), Bauer (3) und comparativ Usteri (Zürich 1824). Ungemein günstig ward diese Uebersiedlung dem Rationalismus, der nun die reine Christuslehre, wie sie aus den Evangelien hervorgeht, leicht mit seinen Grundsätzen vereinbarte (Böhme, „Die Religion Jesu Christi“, 1825). Gegen den kirchlichen Lehrbegriff kam ihm aber durchgreifender die Dogmengeschichte zu Hülfe, welche nachwies, daß mehreren und die meisten Lehrformeln erst nach dem 3. Jahrh. und zum Theil aus neuen Quellen entstanden wären. Als Menschenfälschungen wurden sie daher von Semler (Einleit. zu Baumgarten's „Glaubensl.“, Halle 1759—60, 3 Bde., „Institut. ad doctr. chr. rel.“, Halle 1774; „Erläut.“, 1777) in den dogmatischen Lehrbüchern von Gruner (Halle 1777), Seiler (Erlang. 1789), Henke (Eckermann immer mehr beseitigt oder doch in einem andern Sinne, als der christliche war, gedeutet, was Döberlein („Institutio theol.“, Rürnb. 1797, 2 Bde.), Morus („Epitome theol.“, 1799; „Commentar.“ ed. Hempel, 1797—98, 2 Bde.), Reinhard („Dogmatik“, von Berger, Sulzb. 1801, 1, ed. Schott, 1824) und Schott („Epitome“, 1811, supernaturalistischer 2) noch sehr behutsam; die Kantianer Stäudlin („Dogmatik und Dogmenlehre“, Götting. 1800) und Ammon („Summa theol.“, Götting. 1803) muthiger an, aber in den neuesten Ausg. (Ammon 1816, Stäudlin 1822) durch getragene Wendung zur Kirchenlehre ungeschehen zu machen suchten. Fichte'schen Philosophemen folgte Schmidt („Lehrb.“, Gießen 1800; „Rel.-Lehre“, 1808), Fichte'schen Daub („Theologumena“, Heidelb. 1806), Hegel'schen Marheineke („Grundlehren der Dogm.“, Berl. 1819, 2. Ausg. 1827), und dem Princip Abhängigkeitsgefühls mit einer davon unabhängigen Philosophie und dialektischer Kunst Schleiermacher („Christl. Glaube“, Berl. 1821—22, 2 Bde.), worin die Lehre der vereinigten Protestanten geben will. Historische Darstellungen des lutherischen kirchlichen Lehrbegriffs sind die Dogmatiken von Augusti (19) ohne, Bretschneider (2 Bde., 1814—18, 1822) mit vermittelnder, de Witte (Berl. 1816) mit scharfer biblischer, Wegscheider („Institut. theol.“, Halle 1815, 1824) mit rein rationalistischer Kritik. Erwähnung verdienen auch gehaltvolle Werke von Klüpfel („Institut. theol.“, Wien 1789—90, 1807, 2 Bde.), Dörthür („Idea bibl. eccles. Dei“, Würzb. 1790—1820, 5 Bde.), Böhmer („Systema theol.“, Sulzb. 1807—19, 9 Bde.), Thanner („Aphorismen der kathol. Dogm.“, Sulzb. 1816), Hermes (Einleit. in die christl. Theol., Münst. 1819), Dymus („Glaubenslehre“, Sulzb. 1820—23, 2 Bde.) und Hierher („Verhältn. des Evang. zur theol. Scholastik der neueren Zeit im kathol. Deutschl.“, Tüb. 1823). Literarisch reich ausgestatteter und knäpfig geordnet ist Bretschneider's „Systematische Entwicklung aller in Dogmatik vorkommenden Begriffe“ (1819, 1825). Wie auch die verschiedenen Parteien von den hier genannten Dogmatikern denken mögen, durch ihre und Erregten Genauigkeit ist bestimmt genug ausgemittelt, was biblische Lehre sei, weder Freidenker wie Cannabich („Kritik alter und neuer Lehren“, Zerbst 1805) es davon abhandeln, noch Pöhlgen und Mystiker etwas hinzusetzen können, es der Unrichtigkeit überwiesen zu werden. *) — Einige waren die Theologen der Behandlung der christlichen Moral, deren Geschichte Stäudlin (beschr. der Sittenl. Jesu“, Götting. 1799—1823, 4 Bde.) befriedigend gab. Zur Anleitung in dieselbe leisteten Schleiermacher („Grundlinien einer Kritik der christl. Sittenlehre“, Berl. 1803; „Monologen“, Berl. 1810), Reinhard („lib.

*) Die Literatur und Geschichte der Behandlung einzelner Dogmen gehört in die in gewidmeten besondern Artikel.

den Kleinigkeitsgeist in der Sittenl.", Meisen 1801), Tschirner („über Indifferentismus", 1805; „Verwandtschaft der Tugenden und Laster", Schmid („Adiaphora", Jena 1809) das Beste. Die bibl. Moral des N. T. entwickelte Bauer (1803—5, 4 Bde.), der Apokryphen des N. T. (1814); Systeme der christl. Moral gaben nach Mosheim (1778—83, 4.) am gebiegensten Reinhard (Wittenb. 1788—1815, 5 Bde.), (Gött. 1806; „Handb.", 1823, 1826 fg., 2 Bde), de Wette (Berl.—23, 3 Bde., nach Fries) und Schwarz („Ethik", Heidelb. 1824). Stäudlin's „Neuem Lehrb. der Moral für Theologen (1. Aufl. 1813) 3. Aufl. Gött. 1825. Vogel's „Vorlesungen über d. Philosophische und liche in der christl. Moral", 2. Abth. des 1. Bds., Erl. 1825 u. A. über hengesichte s. d. Art., wo wir noch hinzufügen Stäudlin's „Gese Literatur der Kirchengesch. Nach dessen Tode herausgeg. von F. I. (Hanover 1827).

Theomantie war diejenige Wahrsagung, wo ein Gott selbst den schen zukünftige Dinge eingab. Sie unterschied sich von den Orakeln dadurch, diese als öffentliche, an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten ange Weiissagungsanstalten angesehen wurden; jene aber als außerordentliche Wogen, die dem Theomanten — so hieß Der, welchem ein Gott etwas eingab — all zu Theil werden konnten. Die Theomanten, deren es in alten Zeiten gab, geberdeten sich, wenn sie sich von der Gottheit begeistert wähnten, the Wahnsinnige, die in schreckliche Verwundungen fielen, theils aber auch eine besondere Ruhe und Stille an, und gewöhnlich machten sie durch schen, Aufsetzen von Lorbeerkränzen, Räucherungen und dgl. ihre Vorbereitung zu dem Wahrsagen. Dieser Theomanten gab es besonders 3 Classen: 1. die senen, d. h. solche, welche von Dämonen besessen zu sein glaubten oder von 2. die Enthusiasten (Enthusiastä, Theopneustä, welche einen gewissen Enthu vorgaben, in welchen sie die Gottheit versetzt habe; 3. die Ekstasiker, d. h. welche in eine Entzückung oder Ekstase fielen. Sie lagen, gleich einem Tode Schlafenben, ohne Empfindung und Bewegung da, und wenn sie wieder kamen, erzählten sie die seltsamsten Dinge von Dem, was sie gehört und gesehen wollten. Man erklärte sich dies, indem man annahm, daß die Seele bei per verlassen, durch die Welt umher wandern und sogar in den Aufenthalt der ter und Verstorbenen kommen könne. Übrigens gab es nicht bloß bei den chen solche Schwärmer, Wahnsinnige und Veträger, sondern bei allen un ten Völkern.

Theophaue, eine Tochter des Attes oder Psyllis. Ihre Schönheit viele Jünglinge, um sie zu werben; aber Neptun entführte sie in die Insel Iussa. Die Freier erfuhren es und eilten dahin, um die schöne Braut dem zu entreißen; aber Neptun verwandelte sich in einen Widder und die Theophaue ein schönes Schaf, und erzeugte mit ihr den Widder Chrysomalus, der den Ph nach Kolchis führte, und dessen goldnes Fell die Argonautenfahrt veranlaßte.

Theophaue hieß bei den Griechen die Erscheinung des Gottes, zu zu Delphi, das man an dem Tage feierte, wo Apollo sich den Delphiern offen hatte; nachher verstand man darunter auch Offenbarungen und göttliche Ermungen, deren der Einzelne sich gewürdigt zu sein glaubte; endlich auch die allge Erscheinung der Offenbarung in der Welt.

Theophilanthropen, oder Theanthropophilen, d. h. Freunde G und der Menschen, nannte sich eine religiöse Gesellschaft, die während der Revolution in Frankreich durch den Wunsch, die in der Schreckenszeit aufgelöste gesellschaftliche Religionsübung ohne Rückkehr zu den mit einem reinen Deismus u träglichen Glaubenslehren und Gebräuchen der christlichen Kirchen wiederher

in kurzes Dasein erhielt. 1796 traten 5 Familienväter zu Paris, Chemin, au, Janes, Haup, der Bruder des Physikers, und Manbar zusammen, und am 16. Dec. die erste Versammlung, deren Zweck Gottesverehrung, Erbauung und Belehrung im Sinne der natürlichen Religion war. Die Versammlungen waren wöchentlich mit Gebet, Reden, moralischen Vorlesungen und Gesängen geordnet, und bald durch eine Menge neuer Mitglieder aus dem Haufen der zuströmenden Zuschauer sehr zahlreich. Das Directorium erlaubte den Theophilanthropen Mitgebrauch von 10 Pfarrkirchen in Paris, wo sie ihren Gottesdienst erst in Dekaden, dann Sonntags, nach den Katholiken, in der Mittagsstunde hielten. Die Tempel wurden dazu eigens verziert. Man sah darin religiöse und moralische Inschriften, einen antiken Altar, darauf einen Korb mit Blumen zum Opfer an das höchste Wesen, eine Kanzel zum Vorlesen und Predigen, allegorische Ge-
 : und Fahnen mit Sinnbildern und Inschriften, Alles im neuesten Geschmack.
 : und besondern geistlichen Stand wollten die Theophilanthropen nicht, doch stellten
 : Gesellschaftsbeamte, Aufseher, Tempelvorsteher, Leser und Redner an, welche
 : weißen Talar über blauer Unterkleidung mit buntem Gürtel beim Gottesdien-
 : zogen, aber weder Vorrechte hatten, noch Einkünfte genossen. Zum Glaubens-
 : ntniß gehörten bloß die Lehren von Gott und Unsterblichkeit; die Lehre war ein-
 : aus, im Wesentlichen aus der evangel. Wahrheit entlehnt, voll praktischer
 : al, deren Grundsatz nur durch vorherrschenden Eudämonismus (s. d.) vom
 : lichen abwich, die Liturgie einfach, wie die protestantische, doch mehr noch auf
 : rung berechnet; Ermunterungen zur Besserung knüpften sich darin stillschwei-
 : in Prüfungen des sittlichen Verhaltens an, auch um Verzeihung der Fehler
 : e Gott gebeten, doch Jesus, den man unter den Weisen aller Zeiten mit Ach-
 : nannte, nicht als Erlöser betrachtet. Am reichsten behandelten die Schriften
 : heophilanthropen, deren Chemin die meisten herausgab, die Pflichtenlehre.
 : r, Vaterlands-, Gatten- und dgl. Feste wurden außerordentlich gefeiert. Die
 : e der Taufe vertrat eine Einweihung durch Ermahnungen an Ältern und Pa-
 : der Confirmation eine Aufnahme mit Gelübden, der Trauung eine symbo-
 : Verknüpfung des Brautpaares durch Ringe und Bänder, die um die Hände
 : lungen wurden; andre Gebräuche fanden nicht statt. Besondere Schulen er-
 : tete man zur Unterweisung der Jugend im Theophilanthropismus. Die Kosten
 : Gottesdienstes sollten durch Sammlungen und Beiträge der Mitglieder bestrit-
 : werden, doch schuf die Directorialregierung kleine Summen zu. In vielen Pro-
 : vinzstädten kam es, meist durch nachdrücklichen Betrieb der Behörden und zum
 : theil der Katholiken, zu Nachahmungen des Gottesdienstes der pariser Theo-
 : nthropen, zu Sens mit Einmischung christlicher Gebete und Gebräuche, und
 : hegten sie, da ihre Gesellschaft keine Sekte, sondern eine moralische Anstalt
 : lte Parteien sein wollte, große Erwartungen von ihrer Ausbreitung in andern
 : ern, aber freilich ohne Erfolg. Der Versuch des Piaristen Novardo zu Turin
 : ganz fehl. In Frankreich selbst war ihr Untergang vorauszusehen, da nicht
 : er immer noch mächtige und durch die von der Regierung ausgesprochene Dul-
 : wieder ermuthigte Katholicismus ihnen mit aller Kraft entgegenwirkte, son-
 : auch unter den Gemeinden in Paris wegen der Anmaßungen einiger Vorsteher
 : stungen entstanden, und die Sättigung der Neugier den ersten Eifer abkühlte,
 : beiträge verminderte und eine Menge schnell angeworbener Mitglieder abträn-
 : nachte. Der im bestimmten und von den Vordältern fortgepflanzten Glauben
 : enen Menge zu leer und kahl, den Revolutionsmännern zu rein und edel, und
 : den Mangel alles göttlichen Ansehens der Stützen beraubt, ohne die keine Re-
 : : zu öffentlicher Geltung und Würde gelangt, konnte der Theophilanthropis-
 : : weder genug anziehen, noch genug Ehrfurcht gebieten, um an der Stelle des
 : nthums Nationalreligion zu werden. Als das Werk einiger berebten Schrif-

steller und schwärmerischen Weltverbesserer hatte er daher das Schicksal ethorheit. Das Concordat mit Pius VII. gab dem alten Glauben neuen Aufschwung und da die Consulin 1802 die Fortsetzung der öffentlichen Versammlungen philanthropen in den Kirchen untersagten, ging ihre Anstalt, die ohnehin schon den größten Theil ihrer frühern Mitglieder verloren hatte, als völlig unter, wenn auch die Meinung und Ansicht, die sie begründet hatte, das stille Bekenntniß der Meisten von Denen blieb, die man in Frankreich noch nennt.

Theophrastus, ein berühmter griechischer Philosoph, geb. 372 v. Chr. zu Eretrium, einer Seestadt der Insel Lesbos. Nachdem er in seinem Vaterland die erste Erziehung genossen hatte, sandte ihn sein Vater nach Athen, wo er ein Schüler des Plato, darauf des Aristoteles wurde. Er machte in der Philosophie und Berechtsamkeit so große Fortschritte, daß Aristoteles, wie derselbe sich ihm widmete, den Th. zu seinem Nachfolger als Lehrer der peripatetischen Philosophie stimmte. In diesem Amte, welches er um 323 v. Chr. übernahm, erlangte er so hohen Ruf, daß er 2000 Schüler gehabt haben soll, unter welchen auch Aristoteles Sohn Nikomachus, ferner Demetrius Phalereus sich befanden. Sein Ruhm verbreitete sich auch ins Ausland, und er erhielt eine Einladung von Ptolemäus nach Ägypten und von Kassander nach Macedonien. Von den Athenern ward er so hoch geachtet, daß, als er einst wegen gottloser Grundsätze, die er dem Th. zugebacht hatte, angeklagt ward, der Ankläger selbst kaum der Strafe entging, die er dem Th. zugebacht hatte. Th. suchte besonders in s. Reden sich für die Wissenschaft und Anmuth auszudrücken. Wegen dieser letztern Eigenschaft soll Aristoteles seinen ursprünglichen Namen Tyrtamus zuerst in Euphrastus (der schöne Redner), und nachher wieder in Theophrastus (der göttliche Redner) verwandelt haben. Er starb 85, nach A. 106 J. alt. Das ganze atheniensische Volk wohnte seinem Begräbnisse bei. Th. war Verf. einer großen Anzahl dialektischer, metaphysischer und physikalischer Schriften. Seine Lehren enthalten wesentlichlich zu dem peripatetischen System. Er hielt dafür, daß die Kategorien ebenso wären, wie die Veränderungen und Bewegungen, denen die Wesen ausgesetzt sind, und daß zu diesen Bewegungen und Veränderungen die Wünsche, Leidenschaften, die Gedanken und Urtheile gerechnet werden müßten. Einige seiner philosophischen Aussprüche zeichnen sich besonders aus, z. B. „Achte dich selbst, und nicht Ursache haben, vor Andern zu erröthen“, „Die Schamröthe ist die Farbe der Wahrheit“ etc. Von s. Schriften, deren Diogenes Laertius mehr als 200 aufzählt, haben nur wenige unsere Zeiten erreicht. Die bekannteste führt den Titel „Theophrasti Characteres s. notationes morum ex ed. Fischeri, 1773, ex ed. Schneideri, Jen. 1799, cur. Ast, Leipz. 1816), übersetzt und merkw. von Hottinger und Jacobs in Wieland's „Attischem Museum“, Bd. 1 und auch einzeln, München 1821. Es sind Schilderungen menschlicher Tugenden und Sitten. Dies Werk ist häufig von neuern Schriftstellern nachgeahmt, von keinem vielleicht mit größerem Glück als von la Bruyère. Außerdem befindet sich noch von ihm ein Fragment s. „Metaphysik“, eine „Naturgeschichte der Pflanzen“ und mehrere in die Naturgeschichte einschlagende Werke. Auch legt man ihm aristotelische Astronomie bei. Die besten Ausg. der sämtlichen Schriften von Heinsius (Leyden 1613, Fol.) und von Schneider (Leipz. 1818—21, 2 Bde., griech. und lat. Unter den Ausg. der „Geschichte der Pflanzen“ ist die von J. B. (Amsterd. 1644, Fol., griech. und lat.) die vollständigste, sowie die Übersetzung derselben von K. Sprengel (2 Bde., mit Erläuterungen, Altona 1821) die zugänglichste.

Theophrastus Paracelsus, s. Paracelsus.

Theorbe (Tiorba), ist ein der Laute zum Theil ähnliches, jetzt außer

kommenes Instrument (s. *L a u t e*), wenigstens was den Körper und den —
 lern — Hals betrifft, daher es auch von den Italienern bisweilen Achi-
 ann wird. Sie hat 14—16 Chorsaiten, wovon die 8 großen im Basse 2
 ung und dick sind als die bei der Laute. Man gebrauchte sie mehr zur Be-
 da hingegen auf der Laute auch Melodie gespielt wird, sowie denn auch
 der Theorbe 5 Linien mit ordentlichen Noten, hingegen das der Laute
 haben hat; auf der Theorbe ist keine sogen. Gesangsaiten (*Chanterelle* —
 nzig, wie bei der Laute, da jene eine Terz tiefer, von der ersten Saite
 an, anfängt. Noch gibt es theorbirte Lauten, wo nämlich der sonst zurück
 hals gerade ausgeht, so daß sich die Basssaiten besser darauf schicken.
 Theorie (von *θεωρεω*, das Beschauen, Betrachten) bezeichnete ursprüng-
 liche Erkenntniß, speculative Erkenntniß, d. i. die Erkenntniß und Untersuchung
 der Dinge, insofern deren Quelle die Vernunft, als höheres Anschau-
 en, ist, dann die wissenschaftliche Erkenntniß, Wissenschaft überhaupt,
 der Praxis, oder der Anwendung und Ausübung derselben in der
 Welt. Die Fähigkeiten zu beiden sind in der Wirklichkeit oft getrennt, wie-
 der Seele selbst innig verbunden sind, und eine gründliche Praxis auch
 Theorie voraussetzt. Daher unterscheiden wir den Theoretiker, d. h. Den,
 den Gegenstand bloß wissenschaftlich betrachtet und seine Gesetze zu bestim-
 met, und den Praktiker, der in der Anwendung dieser Gesetze geübt ist,
 ohne deutliches Bewußtsein jener Gesetze stattfindet. Der abgeleitete
 theoretisch kann aber sowol auf den Gegenstand, als auf die Behandlung
 des Gegenstandes werden. Theoretisch heißt: 1. In Beziehung auf den Gegenstand
 seinen, was die Erkenntniß betrifft oder zum Gegenstande hat, erklärend,
 z. B. theoretische Erkenntniß, theoretische Philosophie (welche die Er-
 kenntniß des Erkennbaren zum Gegenstande hat; nach Andern, deren Gegen-
 stand unabhängig vom freien Handeln des Menschen da sind); theoretische Ver-
 nunft als höhere Erkenntnißkraft, Vermögen der Ideen, insbesondere
 der Vernunft. Dagegen ist praktische Erkenntniß in diesem Sinne die, welche
 zum Gegenstande hat, und praktische Philosophie derjenige Theil
 der Philosophie, welcher Vorschriften für das Handeln enthält; nach Andern, wel-
 che Gegenstände betrachtet, die durch das freie menschliche Handeln erst hervor-
 gebracht werden sollten, also Theorie der Praxis. 2. In Beziehung auf die Behand-
 lung der Ausdruck theoretisch, was der bloßen Erkenntniß nach, oder rein-
 lich, d. i. ohne Rücksicht auf die Hervorbringung eines Gegenstandes
 der Anwendung, betrachtet wird. So z. B. redet man selbst von ei-
 nem Vortrage einer Wissenschaft und von einer praktischen Tendenz
 trags, sowie einer praktischen Erkenntniß, d. i. einer solchen, welche sich
 Hervorbringung ihres Gegenstandes bezieht; dagegen die theoretische Er-
 kenntniß in diesem Sinne diejenige ist, welche bloß die Bestimmung ihres Gegen-
 standes, d. i. die Erforschung der Natur derselben, bezweckt. Das Theoretische im
 enge bildet mit dem Praktischen eine vollkommene Eintheilung. Im er-
 sten aber, wo die theoretische Thätigkeit Eins ist mit Erkenntnißthätigkeit,
 zwischen die theoretische und praktische Thätigkeit des Geistes noch die
 der Gefühlsthätigkeit, und man müßte von dem ursprünglichen Wort-
 abgehen, wenn man die letztere mit der erstern unter einer Bedeutung
 vereinen wollte; weshalb auch die Eintheilung in theoretische und
 praktische Philosophie nicht durchaus zu billigen ist. Unter dem Ausdrucke einer
 Wissenschaft versteht man 1. im materiellen Sinne eine einzelne Wissenschaft oder eigne
 wissenschaftliche Ansicht derselben oder in derselben (z. B. Erregungstheorie); 2. da
 wissenschaftliche sich auch auf die Form bezieht, die systematische Behandlung
 einer Wissenschaft oder eines Haupttheils derselben (z. B. Theorie der Sinne); 3.

in gewöhnlicher Bedeutung: ein Inbegriff von Regeln für das Handeln in Ganzen von Kenntnissen. (Vgl. Praxis.)

Theosophie ist der Wortbedeutung nach die Wissenschaft göttlichen, daher der speculative Philosoph, insofern er das Göttliche zur Anschauung zu bringen sucht, auch Theosoph genannt werden darf. Doch hatten seinen Namen gemeinlich solchen Begeisterten beigelegt, die in ihren Tönen über Gott über die Grenzen der methodisch denkenden Vernunft hinausgingen. Das, was der Mensch in der Regel nur ahnen, aber nicht in Begriffe fassen wie es wirklich ist und im Weltall lebt, aus höherer Erleuchtung anzuschauen und darzustellen versuchten. Weil der göttliche Ursprung ihrer Erfindungen verdächtig, und eine ungerichtete, starke Phantasie die wahre Quelle der Visionen zu sein schien, von denen sie Kunde gaben, wurden die Theosophen als Schwärmer betrachtet, die sich selbst betrügen. So hat die Aufklärung merkwürdigsten Theosophen neuerer Zeit, Jak. Böhme, Swedenborg, E. u. A. m., abgesprochen und sie mit ihren Träumereien zur Vergessenheit verurtheilt. Doch verschaffte ihnen das Ringen der Schelling'schen Philosophie nach dem Absoluten in den letzten Jahrzehnten wieder so viel Gerechtigkeit, dass ihre verworrene Sprache und meist unwissenschaftliche Darstellung nicht mehr als Verwirrung betrachtet wird, den Reichthum ihrer Schriften an religiösem Gehalt tiefen Blicken in das Wesen des Göttlichen anzuerkennen.

Theramenēs von Athen, ein Schüler des Sokrates, spielte zu Anfang für Athen so unglücklichen peloponnesischen Krieges in Beziehung auf die politischen Veränderungen seiner Vaterstadt eine sehr bedeutende, obwohl etwas zweifelhafte Rolle, die ihm den nicht unverdienten Vorwurf der Unbeständigkeit zuzog. Er war es, der den für Athen so drückenden Frieden mit Sparta als ein bevollmächtigter Gesandter unterhandelte, und ihm schrieb man die Einführung der neuen Verfassung unter den sogen. 30 Tyrannen zu. Er selbst war einer von ihnen; doch verurtheilte er ihr tyrannisches Verfahren nicht, und dies bewirkte seine öffentliche Antipathie gegen seinen gewaltsamen Tod. Kritias, einer jener 30 Gewaltthäter, war sein Feind und sein Ankläger. Th. mußte, wie Sokrates, den Giftpfeil trinken, er that dies mit Entschlossenheit und Gleichmuth. Es scheint, daß ihn, dessen Tugenden ursprünglich nicht unedel waren, der große Fähigkeiten besaß und Kraft fühlte, der Ehrgeiz zu manchen Fehlritten verleitet, daß er aber das Beste seiner Vaterstadt keineswegs beabsichtigte. Auch kann ihn die kritische Lage, in der sich damals Athen befand, zwar nicht rechtfertigen, aber doch entschuldigen.

Therapie oder Therapeutik (von θεραπεύω, Kranken pflegen) ist derjenige Theil der ärztlichen Wissenschaft, welcher das Heil in Krankheiten lehrt, und theilt sich in einen allgemeinen und einen besonderen. Der besondere lehrt das Heilverfahren gegen bestimmte Krankheitsformen, der allgemeine gibt die obersten Regeln an, nach welchen das ärztliche Geschäfte führen ist. Wenn man bedenkt, daß das Amt des Arztes bei jedem Krankheitsfalle ein vierfaches ist, nämlich die Erforschung und Erkenntniß des gegenwärtigen Krankheitszustandes, die Würdigung der Heilkräfte der Natur, die Suche nach Bestimmungsgründen für das zu wählende Heilverfahren, und die Entwerfung des Heilplanes selbst, so ergeben sich hieraus einfach und klar die 4 Hauptabschnitte der allgemeinen Therapie. Der erste handelt von dem Art und Weise, wie man zur Erkenntniß des Krankheitszustandes, zur Diagnose gelangen kann, und gibt die Regeln für das anzustellende Krankeneramen und daraus nach pathologischen Grundsätzen zu ziehenden Schlüsse auf den gegenwärtigen Stand und den zu erwartenden Verlauf der Krankheit. Der zweite handelt von der Heilkräfte der Natur, und lehrt, unter welchen Umständen und in wie weit man in Krankheiten auf dieselben vertrauen könne, und in welchen Fällen

zu leiten, zu beschränken oder nachzuahmen habe. Der dritte Abschnitt handelt von der Auffindung der Bestimmungsgründe für ein zu wählendes Heilverfahren von den Anzeigen und Gegenanzeigen, wie man diese Gründe in den ärztlichen Schulen nennt. Der vierte Abschnitt stellt gewisse allgemeine Verfahrensweisen, welche auf verschiedenem Wege gewisse allgemeine Heilzwecke verfolgen, als Fundamentalmethoden des Heilgeschäftes genannt werden, so z. B. beruhigende, erweichende, stärkende, entzündungswidrige, reizende, befeuchtende, ausleerende, auflösende, ableitende, umändernde Heilmittel. Es gibt zugleich die Mittel an, welche zur Erreichung dieser Zwecke anzuwenden sind. Auf diese Art leitet die allgemeine Therapie wissenschaftlich in die Behandlung einzelner Krankheitsformen ein, ein, ebenso wie diese Therapie einführen soll in das eigentliche Geschäft des Arztes, in die Behandlung des individuellen Falles; diese aber kann, wie jede Kunst, nur durch Ausüben am Krankenbette selbst erlernt werden; die Anleitung dazu gibt die

16.

Theresia (Maria), Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin zu Oesterreich und gekrönte deutsche Kaiserin, die Tochter Kaiser Karls VI., war zu Wien am 13. Nov. von ihrem Vater (1713) durch die pragmatische Sanction (s. b.) Thronfolgerin bestimmt und 1736 mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen vermählt, welcher 1737, vermöge des Friedens von Wien (3. Oct. 1735), von Toscana wurde, bestieg sie den Tag nach Karls Tode (21. Oct.) den Thron von Ungarn, Böhmen und Oesterreich und erklärte (21. Nov.) ihn zum Mitregenten. Sie fand die Monarchie erschöpft, das Volk misstrauisch, die Schatzkammer leer, und das Heer, mit Ausschluß dessen, was in der That kriegsfähig war, nur 30,000 Mann stark. Da machte der Kurfürst Karl von Baiern, von Frankreich unterstützt, Ansprüche an die östr. Erblande, die Kurfürsten von Köln und Pfalz wollten gleichfalls Th.'s Erbfolge nicht anerkennen. Karl Albrecht von Baiern stammte nämlich von Anna, der ältern Tochter Karls I., ab, der durch s. Testament bestimmt hatte, daß im Erlösungsfall der Mannsstammes die Thronfolge von Böhmen und Oesterreich auf seine Tochter übergehen sollte. Indes erklärten sich Preußen, Polen, Rußland, die Generalstaaten und England für die Königin. Nur Preußen verweigerte mit einer deutlichen Erklärung. Gerade in diesem Zustande der östr. Hofes erneuerte Friedrich II. seine Ansprüche auf 4 schlesische Fürstenthümer, und erbot sich, wenn er sie erhielt, die junge Königin gegen ihre Feinde zu unterstützen. Zugleich rückte er den 23. Dec. 1740 mit einem Heere in Schlesien ein. Th. war über diesen Schritt des Königs ebenso erstaunt als entrüstet, seine Anträge wurden sämmtlich verworfen. Unterdessen machte der König in Schlesien, wo ihn die protestant. Einw., die unter Oesterreichs Herrschaft sehr zahlreich waren, mit Jubel empfangen, schnelle Fortschritte. Mit großer Entschlossenheit verweigerte die Königin von Ungarn, obgleich sie nirgends einen Bundesgenossen fand, jede Nachgiebigkeit, und versammelte in Mähren ein Heer unter dem kaiserlichen Marschall Neipperg. Allein der Mangel an Magazinen und die schlechte Wege hinderten Neipperg, thätig zu wirken. Die Oesterreicher wurden bei Mollwitz (10. Apr. 1741) geschlagen. Nun unterhandelte im Namen Frankreichs der kaiserliche Marschall von Belle-Isle mit dem Könige von Preußen zu Mollwitz über die Zukunft der östr. Monarchie. Denn auch Philipp V., König von Spanien, als männlicher Habsburg, vermöge Familienverträge von 1617, Ansprüche auf die Thronfolge in Oesterreich; Karl Emanuel, König von Sardinien, ein Nachkomme von Katharina, zweiter Tochter Philipps II., verlangte Mailand; Rußland machte, ungeachtet des von ihm soeben erst mit Th. geschlossenen Friedens, wegen seiner Gemahlin, Josephs I. ältesten Tochter, ähnliche Forderungen. Siebente Aufl. Bb. XI.

gen. Frankreich hatte schon einen Theilungsplan entworfen; indeß wollte er nicht, um Frankreich nicht zu mächtig in Deutschland werden zu lassen, nicht eingehen, sondern wandte sich an Georg II. von England, um durch die Königin von Ungarn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Allein diese blieb um so unerschrockener, die ganze Monarchie ihres Vaters zu behaupten, da ihr England 100,000 Pf. Hülfsgelder zusagte. Sie machte sogar schon Entwürfe zur Theilung holländischen des Königs von Preußen, und foderte den König von England auf, sie anzugreifen. Allein Großbritannien suchte bloß den Frieden zu vermitteln. Da nun Baiern im Juli 1741 den Krieg gegen Oesterreich begann und 2 starke Heere über den Rhein und die Maas vordrangen, auch Friedrich bereits in Schlesien erobert hatte, so blieben dennoch Englands Vermittelungsverfuche los. M. Th. hielt sich nicht berechtigt, auch nur den kleinsten Theil ihrer Kräfte abzutreten. In dieser Ansicht wurde sie durch die Geburt des Erzherzogs Joseph, welche in der Zeit erfolgte, noch mehr befestigt. Ihr Gemahl hatte wenig bemerkt, mischte sich auch wenig in Staatsachen. — Kaum hatten sich die Unterhandlungen mit Friedrich zerbrochen, als Belle-Isle mit einem franz. Heere und dem Fürsten von Baiern in Oesterreich einrückte. Linz wurde genommen und der Kaiserliche Erzherzog anerkannt. Baiern und Franzosen marschirten bis St. Pölten. Wien ward aufgefodert. Der König von England, welcher M. Th. einzufließen wollte, wurde durch ein zweites franz. Heer genöthigt, einen Neutralitätsvertrag in Hinsicht auf Hannover zu schließen und zu versprechen, sich der Wahl des Kurfürsten von Baiern auf den Kaiserthron nicht zu widersetzen. Die Fürsten von Sachsen, von Köln und von der Pfalz traten der Verbindung gegen Oesterreich bei. Spanien, im Begriff, in Italien einzubringen, hatte sich der Neutralität des Papstes und der übrigen ital. Fürsten versichert, und der König von Sachsen bereit, seine Truppen zu denen des Hauses Bourbon stoßen zu lassen; in St. Petersburg war Friedrich Herr der Hauptstadt und stand im Begriff, sich mit den Fürsten von Baiern zu vereinigen. M. Th.'s Sache war verzweifelt; von ihren Rathgebern verlassen, ohne Truppen, ohne Geld, ohne taugliche Minister, rettete sie allein durch ihren Heldenthum, durch die Anhänglichkeit der kranken Ungarn die Hülfe Englands. In jener Noth betraf sie einen Reichstag zu Pressburg; in der That aber ungarisch gekleidet, die Krone des heil. Stephan auf dem Haupte und mit Königschwerde umgürtet, trat sie vor die Versammlung und hielt in lateinischer Sprache eine Rede an die Stände, worin sie ihre Lage schilderte und sich und ihre Sache ganz dem Schutze ihrer Ungarn überließ. Die Jugend, die Schönheit und die Glückseligkeit der Königin machten einen tiefen Eindruck. Die Magnaten zogen ihn an und riefen: „Wir sterben für unsern König Maria Theresia!“ Bis dahin hatte sie eine ruhige, majestätische Haltung behauptet, jetzt zerfloß sie in Thränen, welche die Begeisterung noch mehr. Die von den Ungarn gestellten Truppen bereiteten durch ihre Art zu sechten und ihre Wildheit Schrecken unter den österr. und franz. Heeren. Inmitten waren die Verbündeten selbst uneinig unter einander geworden, wozu Belle-Isle's Hochmuth, welcher die deutschen Fürsten als franz. Vasallen behandeln wollte, viel beitrug. Baiern und Sachsen stützten das Vorzugsrecht ihrer Ansprüche. Daher schloß der König von Preußen mit österreichischer Vermittelung d. 9. Oct. 1741 mit dem von der Königin von Ungarn bevollmächtigten engl. Gesandten eine geheime Convention ab, wonach Oesterreich an Preußen abgetreten werden sollte. Bald darauf, d. 26. Oct., ward er von den Franzosen und Baiern erobert und der Kurfürst am 19. Nov. zum König von Böhmen gekrönt. Auch erlangte er die deutsche Kaiserkrone d. 12. Febr. zu Frankfurt und nannte sich Karl VII. Allein seine Truppen wurden bei Mollath (23. Jan. 1742) geschlagen und das Kurfürstenthum von Khevenhüller, welcher dieses Land der Plünderung seines Heeres überließ, und an eben dem Tage

hen eintraf, an welchem Karl zum Kaiser gekrönt ward. Da hob Friedrich II., diese Fortschritte der Östreicher in Hinsicht auf Schlesien beunruhigt, den stillständ auf, drang bis Jglau vor, machte Einfälle in Östreich, und seine verbreiteten Schrecken bis vor die Thore von Wien. Zwar mußte er sich zurückziehen, und M. Th. verwarf seine erneuerten Friedensvorschläge; aber nach dem Sieg bei Chotusitz (17. Mai) beschleunigte den Abschluß der Friedensverhandlungen zu Breslau (11. Juni 1742). Die Königin trat ganz Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glatz, mit Ausnahme der Fürstenthümer Teschen, Troppau und Zoppau und der Gebirge jenseits der Oppa ab. Der Definitivfriede den 28. Juli unter Gewährleistung Englands unterzeichnet. Von nun an streichen die Waffen. Prinz Karl v. Lothringen drängte die Franzosen bis Braunau zurück und blockirte Prag. Die allgemeine Meinung, daß von der Fortdauer dieses Krieges das Gleichgewicht Europas abhängt, bewog England, sich für M. Th. zu waffnen, und Holland zahlte ihr Hülfsgebel. In Italien verglich sich König von Sardinien, beleidigt von Spanien, mit M. Th., welche ihm einige Gebiete von Mailand abtrat, worauf er die östr. Waffen gegen Spanien und Frankreich unterstützte. Der innere Zustand des letztern und das Alter des Premieriers, Cardinal Fleury, ließen diesen auf den Frieden denken; allein M. Th. ist bei den vorgeschlagenen Bedingungen. Mallebois, der franz. Feldherr, erhielt Befehl, von Westfalen nach Prag vorzubringen. Allein Prinz Karl v. Lothringen ihm mit einem Theile seines Heeres entgegen, und Mallebois mußte den Befehl, Prag zu entsetzen, aufgeben. Gleichwol entkam Belle-Isle durch List mit größtem Theile der Besatzung aus der ausgehungerten Stadt und zog sich nach Holland. Ganz Böhmen war nunmehr, bis auf Eger, in östr. Gewalt, und M. Th. (12. Mai) als Königin von Böhmen gekrönt. Nach dem Tode Fleury's (Jan. 1743) triumphtre Östreichs Sache in ganz Europa. England bewilligte Hülfsgebel, auch Sardinien erhielt 200,000 Pf. St., um die Königin von Böhmen zu unterstützen; die Generalstaaten stellten 6000 M. Hülfsvolker. Nun er die Franzosen aus der Oberpfalz von dem Prinzen Karl v. Lothringen vertrieben und die Baiern in ihrem eignen, kurz vorher wieder eroberten Lande von ihm lagen. Kaiser Karl VII. schloß daher mit der Königin von Ungarn einen Neuvertrage, nach welchem er ihr bis zum allgemeinen Frieden seine Erbstaaten ließ und seiner Erbfolge in den östr. Ländern entsagte. Der Sieg der sogennannmagmatischen Armee (Engländer, Hanoveraner, Östreicher und Hessen) über die Franzosen bei Dettingen am Main (27. Juni 1743), wo Georg II. von England persönlich mitfocht, bestärkte die Königin und ihre Verbündeten noch mehr in der Vorsatz, Frankreich zu bemächtigen; allein durch Uneinigkeiten ward der Plan, Prinz Karl v. Lothringen in Frankreich selbst einbringen sollte, vereitelt. Der Kaiser beraubte Kaiser Karl VII. hatte nämlich mit Georg II. Friedensverhandlungen abgeschlossen, wonach er seinen Verbindungen mit Frankreich entsagte und sich für den wiener Hof günstige Bedingungen einging. Dagegen sollte er als Kaiser anerkannt werden, und zu Behauptung dieser Würde und zur Wiedererlangung seiner Staaten Hülfsgebel bekommen. Georg versprach, M. Th.'s Zustimmung zu bewirken. Allein diese bestand auf Karls Absetzung und wollte Baiern beibringen. Ebenso wenig fand sie sich geneigt, dem Könige von Sardinien die versprochenen Landschaften im Mailändischen abzutreten. Sardinien nahm daher eine drohende Stellung an. Dies und Englands Vorstellungen vermochten endlich die Königin zum Nachgeben. Sie überließ an Sardinien die Landschaft Vigevano, nebst einigen andern Ländtheilen, ließ ihre Ansprüche an das Markgraftum Finale zurück, und gab dem Könige Karl Emanuel III. den Oberbefehl über 30,000 M. Truppen in Italien. Aber ungeachtet dessen, sowie des frühern Sieges der Östreicher bei Campo-Santo über die Spanier (8. Febr. 1743), unterwarfen sich

die Spanier und Franzosen unter dem Infanten Don Philipp ganz Savoy nun dem Prinzen Karl v. Lothringen sein Eindringen in Frankreich nicht gehrte er nach Wien zurück, wo er sich mit der Erzherzogin Maria Anna, der 17. Th.'s, vermählte, und zur Belohnung seiner Dienste das Venernment über die Niederlande erhielt. Bis 1744 hatten England und Preußen als bloße Hülfsmächte gegen einander gekämpft. Jetzt erfolgte die förmliche Erklärung von Seiten Frankreichs, sowol gegen England (15. März), als gegen Österreich (11. April). Die Franzosen eroberten die wichtigsten Festungen in den Niederlanden, und der Marschall von Sachsen drohte sich des ganzen Landes bemächtigen, als Prinz Karl von Lothringen in den Elfaß einfiel. Schon durch die östr. leichte Reiterei Furcht und Schrecken bis an die Thore von Linz, der König Stanislaus mußte von dort flüchten. Der König von Frankreich jedoch dem Prinzen eine große Macht entgegen, und Karl ward zurückgeworfen. Dem Könige von Preußen, der aufs neue die Waffen ergriffen hatte, Widerstand thun. Die stolze und leidenschaftliche M. Th. hatte sich nämlich geweigert, Preußen und den Reichstag von Frankfurt anzuerkennen. Auch ließ sie ihren Baiern zu behalten, in Frankreich und Italien Eroberungen zu machen, und wieder einzunehmen, und, in Verbindung mit Sachsen und England, die Niederlande zu theilen, nur zu deutlich merken. Friedrich schloß daher, um zu kommen, und zum Schutze des Kaisers, d. 22. Mai 1744 mit dem Kaiser, Frankreich, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Könige von Schweden Landgrafen von Hessen, die Union zu Frankfurt. Darauf fiel er im August 80,000 M. in Böhmen ein, eroberte Prag und den ganzen Theil auf der linken Seite der Moldau. Die bairischen und hessischen Truppen drangen zugleich vor und setzten den Kaiser wieder in Besitz seiner Hauptstadt. Der Schrecken breitete sich bis nach Wien, aber M. Th. blieb unerschüttert. Sie begab sich dem Reichstage zu Breslau ihre Ungarn, und diese flohen, von Sachsen und Preußen unterstützt, zur Rettung Böhmens herbei. Auch Karl von Lothringen aus dem Elfaß und Lothringen nach Böhmens Grenzen, und die Preußen das Königreich wieder räumen. Dagegen eroberten die Franzosen nicht nur die Festung, Österreichs Vormauer gegen Westen, sondern drangen auch in den Norden vor. Selbst in Italien mußte sich der österreichische Feldherr, Fürst Kollowrat, nachdem er anfangs die Spanier zurückgedrängt und den König von Neapel, Don Carlos, bei Velletri beinahe gefangen genommen hatte, wegen Mangel an Truppen nach der Lombardei zurückziehen. Doch der Tod Kaiser Karls (20. Jan. 1745) öffnete dem Ehrgeize der M. Th. ein neues Feld. Frankreich mußte sich zwar aufs neue, dem Hause Österreich die Kaiserkrone zu geben, aber die Sache Österreichs siegte trotz der französischen Ränke am russischen Hofe, auch unterstützte England die Königin M. Th. aufs neue mit Truppen in Italien. Da nun der Zweck der frankfurter Union wegfiel, so suchte Friedrich II. durch die Vermittelung, um sich mit Österreich auszusöhnen. Unterdessen schloß M. Th. d. 22. April 1745 den Vertrag zu Gießen mit dem neuen Kurfürsten von Baiern, wodurch dieser die pragmatische Sanction anerkannte und sich verpflichtete, die fremden Hülfsvölker aus seinen Staaten zu entfernen, und dem Herzog von Lothringen, Th.'s Gemahl, seine Stimme zur Erlangung der Kaiserkrone zu geben. Ueberdies hatte die Königin von Ungarn eine Quadrupelallianz mit dem Kaiser von Polen, mit Holland und England (8. Jan. 1745) zu Warschau eingeleitet, sowie den Vertrag von Leipzig (18. Mai), in welchem geheime Abkündigungen zwischen Österreich und Sachsen hinsichtlich der Theilung der preussischen Provinzen enthalten waren. Während dieser Verhandlungen machten die Franzosen Schritte. Nach dem Siege des Marschalls v. Sachsen über die Verbündeten bei Fontenoy (11. Mai 1745) fielen die wichtigsten Plätze der östr. Niederlande.

Hände. In Italien, wo Genua sich mit Spanien verband, nahmen die Spanier und Spanier den größten Theil des mailändischen Gebietes ein, und der Kaiser von Sardinien mußte sich nach seiner Hauptstadt zurückziehen. Auch in England rettete sich Friedrich aus seiner kritischen Lage durch den Sieg über die Heere von Sachsen bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745). Bald nachher schloß das britische Cabinet zu Hannover einen geheimen Vertrag mit Friedrich, worin die Schlesien in Gemäßheit des breslauer Friedens garantirt wurde. Allein die Könige von Ungarn und der Kurfürst von Sachsen zeigten sich nicht geneigt, zu unterzeichnen. Indes war Karl v. Lothringen bei Sora von Friedrich II. geschlagen, M. Th. hatte bloß den Trost, daß ihr Gemahl Franz Stephan (13. Sept.) Kaiser getobt, und d. 4. Oct. u. d. R. Franz I. gekrönt wurde. Bei dieser Gelegenheit rief M. Th. zuerst vom Balkon herab: „Es lebe Kaiser Franz I.“ Undet ihre Finanzen ganz erschöpft waren, und man sogar schon das Silberzeug in Kirchen hatte nach der Münze schicken müssen, wollte dennoch die nunmehr Kaiserin-Königin in keinen Frieden willigen. Preußens Vorschläge wurden nicht verworfen; man wollte sich rächen, und M. Th. faßte den kühnen Plan, östreichisch-sächsischen Heerhaufen auf Berlin marschiren zu lassen. Ueberdies setzte sie von Rußland kräftige Hülfen. Allein Friedrich kam Allem zuvor. Er schlug die Sachsen bei Hennersdorf (23. Nov.), worauf Karl v. Lothringen aus der Gegend nach Böhmen zurückwich, und durch die Niederlage der Sachsen bei Kesselsdorf (15. Dec.) ward das ganze Kurfürstenthum Sachsen von Preußen erobert. Die Kaiserin-Königin, vom eignen Unglück nicht gebeugt, aber gerührt durch das Verhalten ihrer Bundesgenossen, schloß jetzt unter britischer Vermittelung (25. Dec.) den breslauer Frieden, in welchem Friedrich Schlesien behielt und M. Th. die Krone von Böhmen und ihren Gemahl als Kaiser anerkannte. Dieser Friede brachte Österreich um so dringender, da England wegen der Landung des Prätendenten in Schottland seine Hülfstruppen aus den Niederlanden zurückziehen mußte, daß die Franzosen daselbst die Oberhand gewannen. Am 4. Mai 1746 hielt Ludwig XV. seinen Einzug in Brüssel, und alle öst. Niederlande, mit Auschluss der Festung Namur, waren in Feindes Hand. Der Verlust der Schlacht bei Rocou (11. Juni) vermehrte Österreichs Unglück auf dieser Seite. Dagegen siegten die Heere der Kaiserin in Italien unter dem Fürsten v. Lichtenstein zu San-Lorenzo über die Heere von Frankreich und Spanien, und als nach Philipps V. Tode sein Nachfolger Ferdinand VI. seine Truppen aus Italien zurückzog, erhielten die Östreicher vollkommene Herrschaft über daselbst und besetzten namentlich auch Genua ein. Die Engländer traten dasselbe zur See, und die Stadt ergab sich fast ohne alle Bedingung an die Östreicher. Allein durch die Expropiationen derselben erbittert, vertrieben die Östreicher den kais. General Botta, welcher 8000 Mann, die ganze Artillerie und alles Kriegsgeschick verlor, aus Genua und dessen Gebiet (5—9. Dec.). Indes wünschten sowohl England als Frankreich und Spanien den Frieden. Allein die Kaiserin-Königin hatte mit Rußland ein Vertheidigungsbündniß (22. Mai 1746) geschlossen, und auch Holland und England beigetreten waren. Die Franzosen vertrieben jedoch die Östreicher aus der von diesen verheerten Provence und befreiten Genua (1747), so von denselben aufs neue belagert ward. In den öst. Niederlanden machten die Östreicher größere Fortschritte; allein das Vorrücken der Russen in Deutschland und die Niederlage des Admirals Hawke über ein franz. Geschwader, wodurch die Seemacht Frankreichs zerstört wurde, beschleunigten den Frieden. Am 30. April 1748 wurde das Präliminärtraktat zwischen Frankreich, Großbritannien und Holland unterzeichnet, worauf folgte (18. Nov.) der Friede von Aachen, dem auch Spanien, Österreich, Sardinien beitraten. M. Th. ward als die Erbin der väterlichen Monarchie anerkannt, bloß der Infant Don Philipp erhielt die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, sowie dem Könige von Sardinien mehre durch den Vertrag von

Worms abgetretene Landschaften verblieben. M. Th. wandte jetzt ihre Kräfte auf die Wiederherstellung ihrer Finanzen und ihres Kriegsheeres. Die Einkünfte, welche zu Karls VI. Zeiten nur 30 Mill. betragen hatten, stieg durch kluge Einrichtungen auf 36 Mill. Gulden, obgleich Parma und Schlesien, letztere allein 6 Mill. eintrug, verloren waren. Das Heer ward, außer den in den Niederlanden befindlichen Truppen, auf 108,000 M. gebracht. Das ganze Kriegswesen unter Daun's Leitung auf einen bessern Fuß gesetzt. In der Gerichtsverwaltung machte M. Th. große Veränderungen. Die Präkambien wurden abgeschafft, und ein höchster Gerichtshof für die letzte Instanz errichtet. Die oberste Leitung des Finanz- und Polizeiwesens wurde gleichfalls dem großen Conseil übertragen. Obgleich M. Th. sich ungern regieren ließ, so wegen ihrer Unerfahrenheit doch Mißtrauen in sich selbst und suchte sich durch Rathschlagung mit ihren Ministern, ihrem Gemahl und Andern von Aemtern Kenntniß zu verschaffen; allein wegen der Verschiedenheit der Ansichten zweier Ráthe, Wasner's und Bartenstein's, schwankte sie häufig zwischen den strengsten Maßregeln, bis sie endlich dem Grafen, nachmaligen Fürsten v. Kaunitz (s. d.) die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten übertrug. Mehrere Unruhen, welche jetzt zwischen England und Oestreich entstanden, ließen das letztere eine Ausöhnung mit Frankreich denken, und M. Th., trotz ihres Stolzess, ihrer strengen Grundsätze, willigte, auf Kaunitz's Anrathen, ein, an die Marquise de Pompadour sehr verbindlich zu schreiben. Die Maitresse, durch diesen Schritt die größten Monarchin Europas bezaubert, wandte ihren ganzen Einfluß an, um die letztere gewünschte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen; unterstützten ihre Bemühungen dieses Mal noch durch die Gegenvorstellungen, Friedrichs II. Freunde und Oestreichs Feinde dem Cabinet von Versailles. Jetzt (1755) erhob sich zwischen England und Frankreich ein Streit über die Handelsverträge in Amerika, und Großbritannien forderte von Oestreich Hülfe. Diese wurde verweigert und hierdurch der Grund zur Entzweiung der beiden bis dahin verbündeten Mächte gelegt. Friedrich II. benutzte diesen Zeitpunkt und schloß mit Oestreich (16. Jan. 1756) einen Vertrag, worin sie sich gegenseitig versprachen, den Einmarsch fremder Truppen in Deutschland zu hindern. Unterdessen hatte die Marquise de Pompadour (1756) eine Veränderung im franz. Ministerium bewirkt, und diese eine Annäherung zwischen den Höfen von Wien und Versailles möglich. Oestreich schloß nun (1. Mai) jenes Bündniß mit Frankreich gegen Friedrich d. Gr., welches den siebenjährigen Krieg (s. d. und Friedrich II.) veranlaßte. Die Beendigung dieses unglücklichen Krieges wurde M. Th.'s Sohn, der Erzherzog Joseph, d. 27. März 1764 zum römischen König gewählt, wodurch die Kaiserin ihren Anspruch auf ihre Familie in dem Besitze der deutschen Kaiserwürde befestigte. Am 2. Aug. 1765 starb ihr Gemahl, Kaiser Franz I., welcher Todesfall sie in tiefen dauernden Schmerz versetzte. Der nunmehrige Kaiser Joseph II., obgleich seiner Mutter zum Mitregenten der Erblande erklärt, mischte sich jedoch eben nicht, wie sein Vater gethan hatte, in die innere Regierung. Bloß die Leitung des Heerwesens blieb ihm überlassen. M. Th. stiftete und verbesserte die Schulen, Universitäten und Akademien und ließ den Studirenden Preise ertheilen. Sie lohnte sie auch Diejenigen, die sich um irgend einen Erwerbszweig verdienten, und wandte besonders ihren Blick auf den Ackerbau, der auf einer Mähnung die sie schlagen ließ, der Ernährer aller Künste genannt wurde. Noch größeres Verdienst erwarb sie sich durch Abstellung vieler kirchlichen Mißbräuche. Sie beschränkte die Gegenwart des Geistlichen bei Testamentsverrichtungen, schaffte das Zensurenrecht der Kirchen und Klöster und die Inquisition zu Mailand ab. Den Jesuitenorden unterdrückte sie und verordnete für beide Geschlechter, daß man erst nach dem 25. Jahre in ein Kloster sich aufnehmen lassen konnte. Die Folter

gleichfalls in allen ihren Staaten ab. Scheinbar nur durch Kaunitz überredet, ist M. Th. (5. Aug. 1772) zu Petersburg mit Rußland und Preußen den Deutschen, Polen zu theilen. Durch diese Theilung erhielt sie Galizien und Lodomerien 80 □ M. mit 2½ Mill. Einw.). Damit sie von weitem Forderungen abstand, trat sie ihr die Pforte d. 25. Febr. 1777 die Bukowina abtreten. Jetzt befand sich reich in einer glücklichen Lage. Es hatte 260,000 M. Truppen, und die Einnahmen überstiegen die Ausgaben. Darum suchte der staatskluge Hofeul durch die Vermählung des Dauphins mit M. Th.'s Tochter (1770), der nachmals so unglücklichen Königin Marie Antoinette, eine festere Verbindung zwischen Frankreich und reich zu bewirken, und der wiener Hof hoffte bei Ludwig XVI. Thronbesteigung großen Einfluß auf das Cabinet von Versailles zu erlangen. Allein Ludwig, so sehr seine Gemahlin liebte, erlaubte ihr nicht, sich in Staatsfachen zu mischen, vertraute sich dem Grafen v. Mautepas, einem Gegner der östr. Partei, an. blieb freilich im Bündniß mit Österreich, allein ebenso sorgfältig unterhielt er die Freundschaft mit Preußen und dessen Bundesstaaten, denn er fürchtete Josephs tausendsehnende Pläne. Um diese Zeit veranlaßte der Tod des Kurfürsten von Baiern (Dec. 1777) den bairischen Erbfolgekrieg. (S. Teschner's Friede.) Österreich ist in demselben das Innoventel; aber sein Einfluß auf Deutschland nahm merklich ab. Nach diesem Frieden suchte der wiener Hof sowol England als Rußland festanzuziehen, um dem Erzherzog Maximilian die Kurwürde von Köln und Bisthum Münster zu verschaffen, welches auch trotz Friedrichs II. Widerstreben endlich gelang. So hatte M. Th. ihren 3 jüngern Söhnen zu der Regierung zutender Staaten verholfen: Leopold zum Großherzogthum Toscana; Ferdinand (durch die Vermählung mit der Erbtöchter des Herzogs von Modena) zur Erbfolge von diesem Herzogthum, und Maximilian zur Kur- und Bischofswürde von Linz und Münster. Von ihren 6 Töchtern waren die beiden jüngern mit Königen nämlich von Frankreich und Neapel) vermählt, und das Haus Österreich, welches 40 seiner gänzlichen Vernichtung entgegen sah, stand jetzt durch die innern Verbindungen seiner Staaten sowol als durch seine äußern Familien- und andern Verbindungen auf dem höchsten Gipfel der Macht. Den 29. Nov. 1780 starb M. Th. einem Alter von 63 J. — Als Regentin war sie unermüdet thätig. Als die Ammutter des erneuerten Hauses Österreich liebte sie ihre Kinder mit der innigsten Zärtlichkeit; gegen ihre Diener war sie überaus gütig; das Glück ihrer Unterthanen war ihr höchstes Ziel. Allein nur zu leicht ließ sie Espionen und Angebern Ohr und suchte selbst in die Geheimnisse der Familien einzudringen. Ihre große Einnigkeit grenzte an Schwärmerei und machte sie unduldsam; daher der verblüthe Pöbel, die berückigte Keascheitscommission (worüber die „Briefe der reisenden Franzosen etc.“ nachzulesen sind) u. s. w. Sie schrieb selbst 2—3 Anstaltsbücher, von welchen das eine 1774 (Wien) erschien. Sie überließ sich nicht einer Aufwallung von Heftigkeit; doch wußte sie sich bald zu beherrschen. Sie war M. Th. eine der schönsten Frauen ihrer Zeit; im spätern Alter war sie ermäßig stark geworden, wie denn auch 1767 die Blattern und bald darauf ein Kurz mit dem Wagen, der sie beinahe des Gesichtes beraubt hätte, durch entstehende Wunden ihre Schönheit gänzlich zerstörten. Nach dem Tode ihres Gemahls erschien stets in tiefer Trauer und vernachlässigte auch den Pöbel gänzlich. Überhaupt diente sie als Muster ehelicher Liebe dargestellt zu werden. Von 16 Kindern, die dem Kaiser gebar, überlebten sie 10. Der 4 Söhne und der beiden jüngern Töchter haben wir bereits oben erwähnt. Von den 4 Töchtern war die erste Äbtissin zu Regensburg und Klagenfurt, die zweite, Marie Christline (der Mutter Liebling), war verheiratet an den Herzog Albert v. Sachsen-Teschen, einen Sohn Augusts III., Königs von Polen; die dritte war Äbtissin zu Innsbruck, und die vierte Gemahlin des Herzogs von Parma.

Theriak ist ein berühmtes Gegengift, in Form einer Latwerge, Zusammensetzung sich von Andromachus aus Kreta, einem Leibarzte des Nero, herschreibt. Derselbe beschrieb die Zusammensetzung in einem Gedichte, welches uns Galen („De antidotis“, lib. 1, c. 6) ganz aufbewahrt. Dieser Theriak ist die widersinnigste Zusammensetzung von fast 70 Arzneien, deren einige ganz unwirksam, andre sich unter einander ganz entgegengesetzt wirken. Doch hat er sich bis in die neuern Zeiten in großem Ansehen erhalten; ja es ist nicht lange her, daß ihn die Apotheker in Venedig, Holland, Frankreich u. s. w. mit gewissen Feierlichkeiten im Beisein von Magistratspersonen zusammenmischten.

Thermen (thermæ), dem Namen nach eigentlich und ursprünglich warme Heilquellen, warme Bäder. Später dachte man sich dabei prachtvoll angelegte Anlagen, verbunden mit Spiel- und Übungsplätzen, mit Musik- und Tanzsälen und mit Spaziergängen im Freien, welche unter dem südl. italienischen Namen **Therma** und bei den verderbten Sitten gleichsam als öffentliche Lustgemächer angesehen wurden. Unter den römischen Kaisern, welche sich durch Erbauung solcher Anlagen auszeichneten, sind vorzüglich zu merken: Nero, Titus, Caracalla, Diocletian. Sie sind Denkmäler der Architektur, auf welche die alten röm. Künstler stolz sein durften.

Thermolampe heißt eine Vorrichtung, welche nach des franz. Chemikers Lebon sinnreicher Angabe die aus Kohlenstoff- und Wasserstoffgas bestehende brennbare, während des Verkohlens von organischen Körpern sich erzeugende Gas zum Leuchtmittel anwendet. Die Hauptsache besteht in Folgendem: Ein festes, luftdichtes Gefäß wird mit Holz oder Steinkohlen gefüllt, durch eine zugesetzte Röhre genau verschlossen, und die Röhre in einem mit Wasser nicht gefüllten, luftdicht verschlossenen Kasten mit ihrer Mündung unter das Wasser führt. Unten am Kasten ist ein Hahn, oben gehen aus dem vom Wasser getrennten Raume andre Röhren aus, bestimmt, die entwickelte brennbare Luft dahinzuführen, wo sie zum Leuchten benutzt werden soll. Jetzt macht man Feuer mit Holz gefüllte Gefäße (oder bringt es in einem Stubenofen an), verkohlt Holz und treibt alles Flüchtige (Luft, Essig und Theer) durch die Röhre in das Wasser. Dieses reinigt die Luft, welche in ihm aufsteigt und weiter durch Leitungsrohre zu dem Orte ihrer Bestimmung geht; es nimmt den Theer an sich, die Säure an sich, welche durch den Hahn am Boden des Troges ausgeleert werden können. Den Enden der Leitungsrohre kann die Gestalt der Kronen, Wandluster, Laternen gegeben werden, der ausströmende Dampf brennt, er mit einem Lichte entzündet ist, so lange fort, als der Verkohlungsproceß dauert.

— Diese fruchtbare Erfindung ist in der neuesten Zeit sehr ausgebildet worden. Schon 1803 bewies der Engländer Winsor die Ausführbarkeit einer solchen Beleuchtung für Häuser und Straßen, und 1808 beleuchtete ein gewisser Mr. Winsor seine Fabrik zu Manchester wirklich mit Gaslicht. 1810 erhielt eine Compagnie mit einem Capital von 200,000 Pf. Sterl. das Privilegium der Gasstraßenbeleuchtung in London, und gegenwärtig ist und wird diese Beleuchtung, zum Theil unter Mitwirkung jener Compagnie, in den meisten Hauptstädten Europas, in den Theatern, größern Caffeehäusern u. s. w. allgemein eingeführt. Eine praktische Belehrung dazu erteilt u. A. Precht's „Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung der Apparate zur Beleuchtung mit Steinkohlengas“ (Wien 1817) und die Schrift von Poppe: „Das Beleuchtungswesen auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit“ (Tübingen 1827, m. Kpf.).

Thermometer oder Wärmemesser. Auf die Erfahrung, daß alle Körper, luftförmige und flüssige aber am stärksten, durch Wärme ausgedehnt werden, hat man die Einrichtung des Thermometers gegründet. Der gemeinste be-

gleich weiten Glasröhre mit einer angeblasenen Kugel, welche sammt der Röhre mit Weingeist oder Quecksilber gefüllt und sodann oben zugeschmolzt werden bringt durch Ausdehnung die Flüssigkeit zum Steigen, Kälte begünstigt. Um dieses Steigen und Fallen richtig zu messen, wird die Röhre mit Papier überzogenes Bret gebracht, und letzteres mit einer Theilung versehen, die als Theile eines Raums zwischen 2 beständig gleich in einander abstehenden Punkten, nämlich des Siedepunktes und des Gefrierpunktes Wassers, anzusehen sind. Dieser Punkt wird durch Eintauchen in den Schnee, jener durch siedendes Wasser gefunden. Fahrenheit (f. d.) bei dem natürlichen Eis- oder Frostopunkte, indem sein Nullpunkt einen Rättegrad bezeichnet, und 212 bei dem Siedepunkte, er theilt also den zwischen beiden in 180°; Réaumur (f. d.) theilt dagegen an seinem Thermometer denselben Raum in 80°, indem er am Eispunkte 0 und am Siedepunkte 80° setzt. Deluc (f. d.) verfährt ebenso mit dem Quecksilberthermometer, ein schwed. Naturforscher des vor. Jahrh., führte die 100theilige Scala ein, die am Frostopunkte ebenfalls 0, am Siedepunkte aber 100° hat; Deluc zählt 0 beim Siedepunkte und hört mit 150° beim Frostopunkte, also herunter rechnend, auf. 5 Grade der 100theiligen Scala sind also 4 Fahrenheit'sche oder 9 Fahrenheit'sche. — Da indessen die jedesmalige Luftschwere, den Barometerstand ausgedrückt wird, das Erreichen des Siedepunktes beschleunigt, so steht man leicht, wie Thermometer, welche bei ungleichen Barometerständen gefertigt sind, ungleiche Punkte haben müssen, und daß es erforderlich eines guten Thermometers ist, bei einem bestimmten Barometerstande zu sein. Deluc nimmt dazu 27" par. Maß; die 100theiligen bei 76 Centimeter = 28" 0,905 par., die engl. bei 30" engl. = 28" par. Barometerhöhe gemacht. Ein Unterschied von 1" par. am Barometer hat 0,9 am Thermometer zu berichtigen. Das Luftthermometer hat zuweilen Drobbe, ein holländ. Landmann, angegeben. Am besten nimmt man ein Barometer, dessen umgebogenem Schenkel man eine 2 Zoll weite Röhre, welche man mit Luft füllt und zuschmilzt. Die Erwärmung der Luftkugel verändert alsdann den Stand des Quecksilbers thermometrisch. Da Deluc, besonders in engl. Schriften, Beobachtungen nach Fahrenheit's Scala, sowie in Frankreich zuweilen nach dem 100theiligen (oder Celsius'schen) Thermometer, so muß man die nach diesen Scalen angegebenen Grade auf die gebräuchliche Scale von Réaumur (oder Deluc) zu reduciren im Stande sein. Réaumur's Scale auf die 100theilige und umgekehrt zu reduciren, ist leicht; da beide am Nullpunkt haben, und $80:100 = 4:5$, so darf man nur den gegebenen Grad nach Réaumur (oder Deluc) durch 5 multipliciren und das Product durch 4 dividiren, um den entsprechenden Grad der 100theiligen Scala zu finden. Um einen 100theiligen Grad in einen Réaumur'schen zu verwandeln, multiplicirt man ihn mit 4 und theilt das Product durch 5. Da Fahrenheit's Scale 32 als Siedepunkt annimmt, ihr Nullpunkt aber der künstliche ist, der 32 Fahrenheit'scher Grade unter dem natürlichen Frostopunkte der andern Scalen liegt, beträgt die Anzahl der Grade innerhalb des Abstandes der übrigen Scaln $32 = 180$. Das Verhältniß ist daher von Fahrenheit zu Réaumur $0:80 = 9:4$, und für Fahrenheit zum 100theiligen Thermometer $180 = 9:5$. Bei der Umwandlung eines Fahrenheit'schen Grades in einen Réaumur'schen (oder Deluc'schen) wird daher von der gegebenen Zahl nach Fahrenheit 32 abgezogen, der Ueberschuss dann mit 4 multiplicirt und das Product durch 9 dividirt. Will man umgekehrt einen Grad nach Réaumur in einen Fahrenheit'schen verwandeln, so wird der gegebene Réaumur'sche Grad mit 9 multiplicirt, das Product durch 4 dividirt, und zum Quotienten 32 addirt. — Außerdem hat man

noch Metallthermometer, z. B. in Uhrform, wo ein Zeiger die Ausdehnung der Luft zeigt, die eine Metallfeder durch Wärme oder Kälte aus-
Da indes die umstehend angegebenen Quecksilberthermometer von 80°
gewöhnlichsten sind, so begnügen wir uns, schließlich einige der
Stände darnach anzugeben. Ein solches Thermometer zeigte z. B.

| | |
|---|---------|
| Wärme am Senegal am 12. April 1738 | = + 36° |
| Wärme in Leipzig 1755 | = + 31° |
| Kälte zu Leipzig 1785 | = - 23° |
| Kälte zu Waldheim 1785 | = - 27° |
| Es zeigt ferner bei mäßiger Sommerwärme | = + 14° |
| bei der Kellertemperatur | = + 10° |
| Eis mit Salmiak gefriert bei | = - 14° |
| Quecksilber gefriert bei | = - 32° |

S. Luy's „Vollst. Anweisung, Thermometer zu fertigen“ (Münch. 1784).
trag dazu (Münch. und Leipz. 1784). Zur Vergleichung der verschied-
nometerscalen ertheilen vollständige Anweisung Hindenburg's „Form-
parandis gradibus thermometricis idoneae“ (Leipz. 1781, 4.).

Thermopyla, wörtlich der Paß oder die Pforte der warmen
oder Bäder, da in der Nähe warme Quellen sind. Dieser Engpaß,
der aus Thessalien durch das Gebirge Ota nach Hellas führte, ist be-
den heldenmüthigen Tod des Leonidas (s. d.) und durch das Amphik-
gericht (s. d.).

Théroigne = de = Méricourt, die sogen. Amazone der
war in der Nähe von Luxemburg geb. Mit glänzender Schönheit und
ausgezeichnetes Rednertalent, welches in den ersten Jahren der franz.
mehrere Parteihäupter mit Erfolg für ihre Zwecke benutzten. Man be-
sie am 5. Oct. 1789 zu Versailles war und durch Geldvertheilungen
noch durch eine nachdrucksvolle Anrede, das Regiment Flandern zu
reizte. Bald darauf hörte man sie bei jeder Gelegenheit die Sprache
sten Volksredner führen und ihren Zuhörern den Enthusiasmus mitthei-
entflammte. 1790 begleitete sie in das Rüttische die geheimen Agenten
hier das Volk aufwiegelten sollten; bald aber ward sie von dem Öster-
fangen und nach Wien abgeführt. Der Bericht, den die Untersuchungs-
über sie erstattete, machte den Kaiser Leopold auf ihre Bekanntheit
Des Kaisers Unterhaltung mit ihr hatte ihre Freilassung zur Folge, doch
die Rückkehr aufs östreich. Gebiet untersagt. In den ersten Tagen
Paris zurückgekehrt, zeigte sie sich als den Paladin der constitutionellen
sage, von denen man sich damals zu entfernen anfang. Bald nachher
bald mit der Pike in der Hand, bald mit bloßem Säbel und mit Pistolen
tel, auf den öffentlichen Plätzen und in den Clubs an der Spitze einer
Amazonen, um Blut- und Muthreden zu halten. Sie war es, die am
1792 Suleau und Andre, die, der Theilnahme an einer falschen Ver-
Nationalgarde beschuldigt, in Verhaft genommen waren, im Namen der
ermorden ließ. Mit eigener Hand soll sie Suleau (Redacteur einer Zeit-
ersten Stoß versetzt haben, um die Beleidigungen zu rächen, welche ihr
mals in seinem Journale zugesügt. Nach einiger Zeit ging diese über
Geisteszerrüttung über und endigte mit völligem Wahnsinn. In
Zerrenhaus der Vorstadt St.-Marceau und später nach der Salpêtrière
hier blieb sie bis zu ihrem Ende (1817) in einem dumpfen Hindrücken,
heftigsten Anfällen von Raserei wechselte. Länger als 20 Jahre hatte sie
Zustande gelebt, der völlig thierisch war; doch immer noch sah man
Spuren ehemaliger Schönheit.

Thersites; ein Grieche bei dem Belagerungsheere vor Troja, dessen alberne und boshafte Geschwätzigkeit Homer schildert. Er war von Körper äußerst häßlich, lahmt, bucklig und kahlköpfig. Vornehmlich haßte er Achilles, und Agamemnon. Er rieth durchaus zur Aufhebung der Belagerung und kehrte nach Griechenland, und schalt mit Frechheit auf die Heerführer. Er wurde von Achilles getödtet worden sein.

Theseus, einer der größten Heroen der Griechen in der Sagenzeit. Er Sohn des Aegaeus (s. d.) und der Aethra, einer L. des trojanischen Königs, und lebte als König von Attika zur Zeit des Argonautenzuges, an dem auch Theil nahm, im 13. Jahrh. vor Chr. Schon als Jüngling — so die Sage — bezwang er auf seinem Wege von Troje, wo er erzogen worden, nach Athen mehrere thierische und menschliche Ungeheuer, unter Anderm: Phryxos, Sinis, Pityokampes, Skiron, Kerkon und Prokrustes. In Athen er, unerkant vom Vater, auf Anstiften s. Stiefmutter, Medea, durch gekommen, hätte nicht Aegaeus zufällig das Schwert des Sohnes für das erkannt, welches er selbst in Troje zurückgelassen hatte. Th. besiegte dann die Antikidai, welche gegen den König und den neuen Thronerben sich empörten. Er tödtete den ungeheuern marathonschen Stier, der den Bewohnern der Umgegend großen Schaden zufügte. Berühmter noch ist das Abenteuer, das er in Athen stand, wo er den Mannstier Minotaurus im Labyrinth erlegte und dadurch Athen von dem Tribut befreite, welchen sie dem Könige Minos (von dem besiegt worden waren) für dieses Ungeheuer liefern mußten, und der in bestimmten Anzahl Jünglinge und Mädchen bestand. Th. erreichte s. Zweck durch Ariadne, der schönen Tochter des Minos, die den Heldenjüngling liebte, und ihm einen Zwiernkduel gab, vermittelst dessen er sich aus dem Labyrinth glücklich wieder herausfand. Sie folgte auch dem Geliebten; er verließ sie aber auf der Insel Naxos, oder nach einer andern Sage starb sie daselbst. Seinen Vater fand er nicht mehr am Leben; er hatte sich, als er die schwarze Flagge auf dem Schiffe der Zurückkehrenden wahrnahm, die man vergessen hatte mit einer Taube zu vertauschen, ins Meer gestürzt. Th. machte sich nun als Regent ebenso wie er verdient durch s. Staats Einrichtungen als früher durch s. Heldenthaten. Er gründete die demokratische Verfassung Athens und stiftete das große Fest der Panathenden und die istsmischen Spiele. (S. Attika.) Doch bald wurde die Regierung gänzlich niederlegend, zu neuen Unternehmungen aus, zum Beispiel Pirithous (s. d.). Er nahm Theil an dem Zuge nach Kolchis, an dem des furchtbaren kalydonischen Ebers, an dem Kampfe der Lapithen und Centauren, und bekämpfte auch die Amazonen am schwarzen Meere, deren Königin Hippolyte, ihm einen Sohn, den unglücklichen Hippolyt, gebar. In Athen gemeinschaftlich soll er die Helena entführt, und ebendies mit der Helena versucht haben, die nach Einigen ein irdisches Mädchen, die L. eines Königs, Aidoneus, nach A. die Beherrscherin der Unterwelt in eigner Person gewesen sollte. Genug, die Entführung mißlang, und Th. kam in den Kerker und wurde in der Unterwelt zurückgehalten, woraus ihn Herakles befreite; daher wird er bei Virgil zur Strafe festgebunden im Tartarus sitzen sehen. Den Rest s. bezeichnete eine Kette von Unglücksfällen. Außer dem tragischen Ende s. des Helden Phädra (s. d.) und s. Sohnes Hippolyt fand er auch bei s. Rückkehr gegen sich empört; er suchte Hülfe beim König Epikratus von Skyros, der von diesem ins Meer gestürzt, oder stürzte sich selbst hinein und fand so den Tod in den Wellen. Späterhin ward er von den Athenern als Halbgott verehrt: und ihm ein prächtiger Tempel erbaut, auch feierte man ihm zu Ehren ein Volksfest. Man findet ihn und seine Thaten auf mehreren Kunstwerken dargestellt, und epische sowol als tragische Dichter (unter ihnen Euripides,

dessen Stück „Theseus“ aber verloren ist), wählten sie zum Gegenstand Poesien.

Thesis (thesis), ein Satz, besonders ein solcher, welcher und im bewiesen werden soll. In der Logik bezieht man den Ausdruck Thesis bald Verhältnisse von Antithesis (das Entgegengesetzte) und Synthesis (Verknüpfung) und bezeichnet damit das Sehen eines Begriffs, bald auf die Thesis, d. i. die Voraussetzung, unter welcher ein Satz gilt, oder die Einschränkung, die im Vordersatz des hypothetischen Urtheils ausgesprochen ist, in welcher Beziehung dann Thesis der Nachsatz eines solchen Urtheils heißt. Von diesen Beziehungen sagt man: in thesi, d. i. im Allgemeinen, Regel, wo noch keine Bedingung oder Einschränkung bekannt ist. Ferner auch Thesis ein zum Behuf des gelehrten Streits (Disputation) aufgesetzter Satz genannt. So disputiren z. B. die Juristen über Thesea, die sie dann juris controversi nennen. Zu einem solchen Behufe sind nämlich diejenigen am zweckmäßigsten, welche nicht von unzweifelhafter Wahrheit sind, sondern verschiedene Ansichten darbieten und sich daher in irgend einer Hinsicht leicht auflösen lassen (daher Streitsätze). In der Musik endlich heißt Thesis der Nieder- oder der Theil, mit welchem der volle Takt anfängt, dagegen Arsis den Ober- bezeichnet. In der verwandten Metrik findet ein entgegengesetzter Sprachgebrauch statt. (S. Rhythmus.)

Thespis, aus einem Flecken bei Athen gebürtig, lebte zur Zeit des Solon, in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. vor Chr., und gilt für den Erfinder der Tragödie, indem er den dithyrambischen Chören der Bacchusfeste einen Zwischensänger hinzufügte, welcher, während der Chor schwieg, gewöhnlich einen Mythos vortrug. Da er für seine Mühe mit einem Boock (τραγος) beschenkt wurde, gab er dadurch auch Gelegenheit zu dem Namen Tragödia. Als Wagenbraucher Th. einen Wagen, daher der sprüchwortliche Ausdruck: Der Wagen des Thespis.

Thesmophoren, s. Ceres.

Thessalien, der nördliche Theil des eigentlichen alten Griechenlands. D. vom thermäischen Meerbusen begrenzt; gegen S. scheidet es der Pindus, und der Pindus im W. von Epirus; gegen N. der Olympus von Macedonien. Es ist ein fruchtbares, romantisches Land, wo Höhen mit schönen reichten Ebenen wechselten, die von zahlreichen Flüssen durchströmt werden, denen der Peneus, an dessen Ufern das paradiesische Thal Tempe lag, der wichtigste ist. Dieses Land hatte ebenso üppige Saatsfelder und Weingärten als Weiden; vorzüglich berühmt war die thessalische Pferdezucht. Die Thessalier galten für die besten Reiter, ja man schrieb ihnen die Erfindung der Reiterei zu. Thessalien scheint mit am frühesten unter allen Theilen Griechenlands besiedelt worden zu sein. Die Amonen oder Hamonen (von denen das Land auch Hamonia hieß) werden als die ältesten Bewohner genannt. Dann wanderten Pelasger und Hellenen ein; die Letztern unter Deukalion im 16. Jahrh. vor Chr. Dort wohnten auch die berühmten Centauren und die Lapithen, Bergvölker am Pelion und Ossa. Die östliche Erdzunge, die sich weit in das ägäische Meer erstreckt, besteht aus dem Gebirge Pelion, welches die Giganten auf den Ossa stiegen, um den Himmel zu erstürmen. Auf dem Gipfel des Pelion (jetzt Petra) liegt die berühmte Höhle, in welcher der Centaur Chiron, Achill's Lehrer, gewohnt haben soll. Hier erscheinen zuerst in der alten Sage Achäus, Aolus, Dorus als Väter der nach ihnen benannten griech. Völkerschaften, und es bildeten sich um und nach mehrere kleine Staaten, z. B. der von Iolkos, wo Aison herrschte, Vater des Argonautenführers Jason; ferner Phera, wo Pelus, Achill's Vater, über die Myrmidonen herrschte, und Phera, das sich in spätern Zeiten

heiligen Reiche erhob. Hier war Admet (Alcestens Gemahl) einst König, cander der Theanen. In Anthela bei Thermopyla waren die Herbstvereen der griech. Bundesstaaten, der Amphiktyonen. Philipp von Macechte sich zum Herrn von ganz Thessalien, und es blieb unter macedonischast, bis es in eine römische Provinz verwandelt wurde. Jetzt macht ania h einen Theil der europäischen Türkei aus. Die alten Geheilten das Land ein in Thessaliotis, Phthiotis, Pelasgiotis und Hestioder beiden letztern findet man auch die Namen Magnesia und Perchabia. würdigsten Gebirge Thessaliens sind der Pinus, der Sta, Dssa, Pelion, allen der Göttersitz Olympus an der macedonischen Grenze. Unter den ind die berühmtesten außer dem Hauptstrome, dem Peneus oder Peneiosympria, der sich durch das von den Schluchten des Olymps eingeschlossenepe in das Meer ergießt), der Apidanus, Achelous, Asopus und Sperinter den Städten, außer den genannten, Hellas, Trachin oder Heraklea, s, Larissa (s. d.), jetzt die Hauptst. des Landes. Thessalien war das und mehrerer der berühmtesten alten Helden: Achilles, Jason, Philoktetes, s, Pirithous. Auch stand es im Rufe, Zauberkräuter in vorzüglicher und Güte hervorzubringen, und die Thessalierinnen waren durch ihre Zauvor Andern so berüchtigt, daß Thessalis, eine Thessalierin, bisweilen so als eine Zauberin oder Hexe.

Thessalonich (Saloniki, Salonichi oder Selanik, in den ältesten Zeiten), eine osmanische Stadt in der Sandschat gl. R., welche man gewöhnRakdonia rechnet. In Rücksicht der Volksmenge ist sie die dritte Stadt Rücksicht des Handels die nächste nach Konstantinopel in den europäischen gen der Osmanen. Sie liegt am Ende des durch viele Anschwellungen n Zeiten sehr seicht gewordenen thermäischen Meerbusens und an dem steiunge des Berges Kurtiah, in der Gestalt eines Halbkreises erbaut. Hohe und Festungswerke umgeben die Stadt, welche sich vor andern türkischen durch Reinlichkeit auszeichnet und 70,000 Einw. hat, darunter 10,000 n und 23,000 Juden, welche letztere ungefähr 3—4000 Häuf. bewohnen. n Europäern, die sich hier aufhalten, sind mehr Deutsche und Franzosenländer. Die Straßen sind enge und ungepflastert; die Häuser im türkiiple erbaut. Man findet hier 10 große, mehrere kleine Moscheen, 9 Bäder, Kirchen, griech. Klöster, eine kathol. Kirche und eine jüdische hohe Schule, enannt, mit 200 Lehrern, mehr als 1000 Zöglingen von 4—40 Jahren t vielen Büchersälen. Die 2 vorzüglichsten Moscheen sind ehemalige der hia und dem h. Demetrius geweihte griech. Kirchen. In der letztern zählt 10 Säulen, welche das Dach und 2 Galerien tragen. Das mit 7 Thürsebene Castell liegt von einer Seite auf einer Anhöhe, von wo man eine ende Aussicht auf den ganzen Meerbusen, die Stadt, die unabsehbaren Ebeaccedoniens und die sie durchschlingelnden Flüsse hat. Der größte Theil der ästall gehörigen Mauer läuft längs des Meeresufers hin; sie wird jedoch von pfenthore in der Richtung nach Westen hin unterbrochen. Dort befindet geräumiger sicherer Hafen, welcher 300 Schiffe fassen kann, und in welschiffe aus allen Häfen der Türkei und aus vielen christlichen Ländern einlauDie Stadt liefert vielfarbige Fusterteppiche, welche vorzüglich von Juden verwerden und großen Ruf haben, Tuch, Seiden- und Baumwollenwaaren assian. Weit wichtiger aber ist der Handel, denn Th. ist die Hauptniederst aller Handelswaren der europäischen Türkei, deutscher und and. europäipandelsartikel. Auch wird ein bedeutender Geld- und Wechselhandel nach und Smyrna getrieben. Getreide, Baumwolle, Taback und Bauholz sind mpterzeugnisse der Provinz und die vorzüglichsten Ausfuhrartikel der Stadt.

1809 wurden 110,000 Ballen Baumwolle und 1 Mill. Pfund Wolle an Der hiesige District bringt jährl. 30—40,000 Ballen Taback, jeder zu hervor. Man findet in und außer der Stadt noch viele Alterthümer mit ten. Auf den Ebenen in der Gegend von Th. lag Pella, die alte Hauptdoniens. Nordwärts von diesen Ebenen zieht sich eine hohe Bergkette, i vado genannt.

Thetis, eine T. des Nereus und der Doris; also eine der Nereiden unterstüßte den Zeus gegen die Titanen, welche ihn binden wollten, und Briareus. Jupiter und Neptun begehrten sie (nach Pindar), wegen ihrer heit, Beide zur Gemahlin, was ihnen aber Prometheus oder Themis wider der Sohn der Th. größer und mächtiger werden sollte als s. Vater. Deshalb sie von den Göttern dem Peleus, König der Myrmidonen, in Thessalien, zwar verwandelte sie sich in tausend Gestalten, um seinen Umarmungen hen, bis Peleus selbst durch Proteus oder Chiron ebenfalls die Macht zu wandeln empfing und sie sich ihm endlich ergab. Die Hochzeit, durch die G aller Götter verherrlicht, ward auf dem Berge Pelion gefeiert. Sie gebau leus 7 Kinder, welche sie alle, um sie unsterblich zu machen, während ih schlief, ins Feuer legte, damit die Flamme das Sterbliche verzehren möch sie besaßen des himmlischen Stoffes zu wenig und kamen alle ums Leben den Achilles, den der erwachte Peleus aus den Flammen riß. Über diese erzürnt, verließ Th. ihren Gemahl und kehrte zu ihren Schwestern, den zurück. Doch nahm sie an dem Schicksale ihres letzten Sohnes Antheil; si ihn in den Styr, um ihn unverwundbar zu machen, und sandte ihn, als verkleidet, zum Könige Ektomedes nach Skyros, um ihn vor der Theilna trojanischen Kriege zu bewahren. Als Achilles (s. d.) getödtet war, kam allen Nereiden ans Gestade und erhob eine so schreckliche Wehklage, daß chen vor Angst entfliehen wollten; auch hüllte sie s. Leichnam in göttlich und gab ihm zu Ehren nach seiner Verbrennung die herrlichsten Leichen Nach den alten Kosmogonien war Th. ein Symbol des Wassers, daher Fabel von ihrer Kunst, sich zu verwandeln, weil das Wasser, als Grundel ler Dinge, alle Gestalten annimmt. Th. war auch die Hauptgotttheit des schen Phthiotis, wo Peleus herrschte, und wahrscheinlich wurden, um diese zu verherrlichen, alle diese Dichtungen erfunden. übrigens muß man sie der Göttin Tethys (s. d.) verwechseln.

Theurdank heißt ein deutsches gereimtes Gedicht, welches Melch zing, kaiserl. Rath, Propst bei St.-Sebald zu Nürnberg, in der ersten H 16. Jahrh. verfaßte, und worin die Thaten und Abenteuer Maximilians besonders seine Werbung um die burgundische Erbtöchter, auf allegorisch ziemlich steif und trocken verherrlicht werden. Es erschien zuerst Nürnberg mit vielen Holzschnitten von H. Schaufelin geziert, in Fol. prächtig gedruckt kard Waldis gab es 1553 umgearbeitet heraus. Den Namen Theurdant e ner Kaiser deshalb in diesem Gedichte, weil er von Jugend auf seine ganzen fen nur auf theuerliche (d. i. abenteuerliche) Dinge gerichtet hatte. Den E zu den in diesem Gedicht versteckt aufgeführten Namen findet man in S Franke's „Chronik“.

Theurgie (a. d. Griech.) wird die vorgebliche Wissenschaft gema durch gewisse Handlungen und Ceremonien mit den Göttern und Geistern in Verbindung zu setzen und sie zu Hervorbringung übernatürlicher Wirkungen zu gewinnen. Es hat dieselbe ihren Ursprung noch von den Chaldäern oder wo die Magier sich hauptsächlich damit beschäftigten; auch die Aegypter wollten Geheimnisse darin besitzen, und sowie jene den Zoroaster, so hielten diese den Trismegistus für den Urheber. Sie gehört also zu der Magie.

theuerung. Fast in allen Ländern Europas hörte man vor einigen Jahren über Theuerung, besonders der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, und fast sah man die Regierungen ämstig beschäftigt mit Maßregeln und Vorkehrungen solchen Klagen abzuhelpen. Aber der Zweck in dieser Hinsicht konnte immer höchst unvollkommen erreicht werden, so lange man sich über die Fragen: was theuerung? und worin liegt ihr eigentlicher Charakter? noch nicht gehörig vert hatte. Theuer und wohlfeil sind Begriffe, die mit den Begriffen von Werth und dem Verhältnisse des einen zum andern in der innigsten Beziehung stehen. So lange eine Waare nicht mehr kostet, als die Auslage zu ihrer Hervorbringung beträgt, mag dieselbe wol kostbar sein, aber ihr Preis ist dennoch nur angemessen; theuer wird sie erst, wenn der Preis jene Hervorbringungskosten beträchtlich übersteigt, und wohlfeil, wenn er unter dieselben sinkt. Theuerung ist also nicht ein Preis, sondern das Mißverhältniß, welches stattfindet, indem der Preis die Hervorbringungs- und Gewinnungskosten weit übersteigt. — Was insbesondere Maßregeln betrifft, welche hin und wieder in Deutschland getroffen wurden, um den hohen Preisen des Getreides abzuhelpen, und die Bürger zu sichern gegen die Gefahren einer Hungersnoth, so mußten dieselben häufig ihren Zweck ganz verfehlen, und sogar ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen, weil die Regierungen, deren Beurtheilung die Wahl solcher Maßregeln überlassen worden, eine Einsicht in dieser wichtigen Angelegenheit wagten, ohne zuvor die Hauptfrage, hierbei zu erörtern ist, gründlich untersucht, den Hauptpunkt, worauf es ankommt, genau erwogen zu haben, nämlich die Natur der Theuerung. Soll nämlich der Markt gebrachte Waare fernerhin regelmäßig hervorgebracht werden, so muß endlich der angemessene Preis derselben, d. h. der zu ihrer Hervorbringung erforderliche Aufwand, vom Käufer bezahlt werden. Dieser angemessene Preis aber hat in der Regel 3 Bestandtheile, nämlich die Grundrente, den Capitalgewinn und den Arbeitslohn, die alle 3 sehr schwankend sind und durch mannigfache Umstände bedingt werden, weshalb z. B. der angemessene Preis des Getreides zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen höchst verschieden sein muß. Der in Metallmünze ausgebrückte Kennpreis des Getreides aber zu der einen Zeit sehr hoch, und dennoch Nichts weiter als der angemessene Preis desselben sein, sowie er umgekehrt bei veränderten Umständen niedrig stehen, dennoch theuer sein kann. Gesezt z. B., der Aufwand, dessen der Landbauer im fruchtbaren Jahre bedurfte, um 10 Malter Korn zu erzeugen, reichte im vorjährigen schlechten Jahre kaum hin, um 5 Malter hervorzubringen, so wird, wenn voriges Jahr der angemessene Preis des Malters 4 Thlr. war, derselbe im vorjährigen 8 Thlr. sein; stand nun der Marktpreis des Kornes im vorj. auf 5 Thlr., so war dies ein theurer Preis, sowie, wenn er im gegenwärtigen J. 7 Thlr. betrug, der Preis offenbar wohlfeil ist. Da der angemessene Preis des Getreides von so vielen zufälligen Umständen abhängt, über die der Mensch schlechterdings nicht verfahren kann, so muß es nicht wenig auffallen, wenn man in unsern Tagen immer von einem Maximum der Getreidepreise reden hört, dessen Bestimmung ganz unmöglich ist. Wer ein solches Maximum vorzuschlagen wagt, bedenkt nicht, daß man dazu einer vollkommen genauen Kenntniß der jedesmaligen Grundrente, der Capitalgewinne und der erforderlichen Arbeitslöhne bedarf, und diese 3 Elemente des Preises fast bei jeder Gattung der Uerzeugung, sowie in jedem Jahre verschieden sind, daß also auch das Maximum des Getreidepreises jedes Jahr, und fast in Ansehung eines jeden einzelnen Ackerbauers höchst verschieden sein muß. Herrscht Handels- und Gewerbefreiheit im Lande, so wird der Preis dem angemessenen immer sehr nahe kommen; daß er nicht viel höher, dagegen schützt der Wettstreit der Ackerbauer, die dem Getreidebau, sobald er einen Gewinn verspricht, auch mehr Capitale und mehr Fleiß zuwenden werden

so daß der angemessene Preis bald wiederhergestellt sein muß. Fällt aber der Preis tief unter den angemessenen, so wird man eilen, die Getreidesorten in Elchorien-, Lein-, Waid-, Kümmel-, Hanf-, Rübssaat- oder Saffran zu wandeln und das natürliche Gleichgewicht auf diese Weise wiederherzustellen; die Gewerb- und Handelsfreiheit störende Gesetze können zwar den Preis des Getreides eine Zeitlang tief unter dem angemessenen halten, doch sind aber immer die Folgen davon. Der Landmann wird zu Grunde gehen, Getreidebau, der ihm nur Schaden bringt, abgeschreckt, und das jährliche Zeugniß vermindert. Die Landwirthschaft kann nur durch die Hoffnung des Gewinns befördert werden; was die Größe desselben vermindert, hält jene zurück. Da der Werth der Landgüter durch den Grad ihres Anbaues bestimmt wird, werden erzwungene und wohlfeile Preise diesen herabsetzen. In einem Rechtsstreit zwischen einem Kirchenpatron und einem Pfarrer darüber entstand, daß die Kirchengebete nicht die Bitte um Abwendung sehr wohlfeiler Zeiten beten wollten, der berühmte Kanzler Ludewig in Halle das Urtheil: daß es allerdings erlaubt ist, Kirchengebete um Abwendung wohlfeiler Kornverächlicher Zeiten zu beten (gel. Anz., 1734, S. 122.) Dagegen, daß eine Sache nicht mehr koste als die Erzeugung derselben mit einem billigen Gewinn beträgt, schützt der Wettseuger, als Verkäufer der Sache, so lange der Erzeuger selbst keine Hindernisse auf dem Weg gelegt werden; den Erzeuger auf der andern Seite zu nöthigen, einen billigen Gewinn im Durchschnitt, Mißjahre eingerechnet, zu verkaufen, ist es kein gerechtes und kein ausführbares Mittel. Dagegen aber, daß es nicht mehr koste als man gewohnt ist auf dieselbe in gewöhnlichen Jahren zu verwenden, kann Nichts schützen, weder Magazine, noch Ausfuhrverbote im Handel. Ist nämlich die Sache nicht in solcher Menge vorhanden, daß sie zu reichen kann, so muß entweder ein Theil hungern, während der andere überflüssig ist, oder es muß Etwas sein, das Alle nöthigt, mit dieser Sache zu sparen: das erhöht den Preis der Sache. Magazine, vom Staate für das Volk unterhalten, sind selbst ein Mittel zur Vertheuerung der Früchte; Jeder hält zurück, sobald er sieht, daß im Großen aufgekauft wird, die Magazine des Staats veranlassen die Kosten, diese fallen wieder auf den Preis der Sache, und gesetzt, der Staat in dieser Hinsicht ungeheure Opfer, so fallen letztere doch am Ende auf die Einzelnen. Einige gewinnen und Andre verlieren unverdient dabei. Getreidemagazine von den Getreideverkäufern selbst weit besser vertheilt und minder kostbar gehalten als vom Staate, und der Wettseifer schützt am besten gegen hohen Preis, denn eine allgemeine Verabredung derselben ist eine undenkbar Sache, sie auch an sich möglich, so wäre es doch ihre Ausführung nicht; denn wer hat das Vermögen, mit dem Wiederverkaufe lange zu warten. Auf der andern Seite wenige reiche Privatpersonen ist ebenso wenig im Großen möglich, denn daß sie sich den Ankauf vertheuern würden, gehören so ungeheure Capitalien und Kosten dazu, daß derselbe nicht wol zu besorgen ist; allgemeiner Aufkauf von Unternehmern aber kann den Preis nicht erzwingen, es ist bloß eine Maßregel für den Staat, der dem Publicum nicht schadet, sondern vielmehr nützt; der übereinstimmender Plan findet hier statt, und oft geht für den Aufkauf mehr verloren als gewonnen wird. Ausfuhrverbote sind eine Ungerechtigkeit gegen die Nachbarn und schaden im Allgemeinen nicht gegen Mangel und Theuerung; zuweilen können sie örtliche Hülfe leisten. Wenn ein nothwendiges Getreide irgendwo selten geworden, so ist es billig und gerecht, daß Nachbarn einander mittheilen, nicht daß sie einander hungern lassen, es geht ihnen sonst in die Hände. Füllen ebenso. Schon das Ausfuhrverbot an sich ist eine öffentliche Verletzung, daß es fehlt; dies allein reicht oft schon hin, Theuerung herbeizuführen. Preisregulirung ist Eingriff in das Eigenthumsrecht. Die Staaten sind

essellen vorhanden, dieser Schritt ist der erste zum Rückfall in die Barbarische Folge davon ist Hungersnoth, denn wer würde die Früchte bauen, ehört haben, freies Eigenthum zu sein, die er mit Schaden bauen muß? Ite man gar zum Anbau derselben zwingen, so setzt die Verarmung, der sinkerth der Güter, die Vernachlässigung derselben, dem Zwange bald unüberre Grenzen. Es gibt kein andres Mittel, die ersten Bedürfnisse des Lebens messenen Preise zu erhalten, als der Uerzeugung nicht zu viel Hände zu entmb diese Erzeugung selbst möglichst zu begünstigen. (S. Kornhandel, magazine.)

K. M.

Thiard (Alexandre Theodor, Graf v.), Mitglied der Kammer der Deputirten 15 J. alt in das Regiment du Roi, damals eine Bildungsschule für ge aus den vornehmsten Familien. Er hatte kaum ein Dienstjahr beendigt, Revolution ausbrach; sein Regiment war für diese nicht günstig gestimmt; ist, einer ihrer heftigsten Gegner, verließ Frankreich und begab sich nach in das Hauptquartier des Prinzen Condé. Als nach dem Feldzuge von is Corps des Prinzen Winterquartiere bezog, studirte Th. die besten Schriftiner Nation. Voltaire und Rousseau stößten ihm freisinnige Ansichten ein; er nichtsdessenoweniger der Sache des Königs getreu und kämpfte für sie 8 ung. Glänzende Tapferkeit bewies er im Treffen von Bischheim und später sang. Nach mehren Versuchen, von der Emigrantentliste ausgestrichen zu, sah Th. unter der Consularregierung die Heimath wieder und trat 1801 in mentensrath der Saone und Loire. Dieser wählte 1803, mit einer Mehrur 4 Stimmen, seinen Mitbewerber, den General Duhesme, zum Mitges gesetzgebenden Rathes. Ein Freund des Generals hatte nämlich das Regium wider Th. eingenommen, durch die Bemerkung: „Wollen Sie denn enschen wählen, an dessen Stiefeln noch der Schmutz von Koblenz zu sehen Dies gab Veranlassung, daß Napoleon, der bald nachher die Kaiserkrone Th. seiner Aufmerksamkeit würdigte und ihn zu seinem Kammerherrn er-

Als solcher begleitete Graf Th. den Kaiser nach Mailand zur Krönung. ge war die Hand der Prinzessin Auguste von Baiern dem Erbgroßherzog den bestimmt; aber Napoleon, der die Prinzessin mit Eugen Beauharnois irathen wünschte, hatte den Gesandten zu München und Karlsruhe Befehl, Alles anzuwenden, damit man jene Absicht aufgebe. Da indeß mancherlei rigkeiten eintreten, so sandte Napoleon den Grafen Th. nach Karlsruhe und en, und diesem gelang es, eine von dem Markgrafen unterzeichnete förmliche eistung zu erhalten und durch solche jede Bedenklichkeit des münchner Hofbeseitigen. Inzwischen war Napoleon aus dem Lager von Boulogne gegen h ins Feld gegangen. Nun erhielt Th. Auftrag, mit den Höfen von KarlsStuttgart und München Allianztractate abzuschließen, worauf ihn der Kaiser weis seiner Zufriedenheit im Heere (bei den reitenden Jägern der Garde) r, was noch keinem Emigranten widerfahren war. Nach der Schlacht von is, am Abend des Tages der Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz, befahl on dem Grafen: „Reisen Sie nach Karlsruhe! Sie haben die Vermählung roßherzogs hintertrieben; er muß eine Frau haben. Eine Schwester habe t mehr, doch kann ich ihm Stephanie Beauharnois oder Mademoiselle Laund den Breisgau als Aussteuer geben: je les ferai princesses“. Th. vollAuftrag und kam in Begleitung des babilchen Staatsministers, der um die er Prinzessin anhält, in dem Hauptquartiere zu Schönbrunn an, nachdem 0 Tagen 400 Meilen zurückgelegt hatte. Gleich darauf begleitete er Napo h München zur Vermählungsfeier Eugen Beauharnois und eilte dann nach art, wo ihm durch den Minister v. Normann für Hieronymus Bonaparte nd der Prinzessin Katharina vorgeschlagen ward. Auf die Nachticht davon

Erz. Siebente Aufl. Bd. XI.

erklärte Napoleon: „Qu'ils attendent donc que j'aie pardonné à mon n'est que Jérôme, il n'est que capitaine de frégate". Als Th. bei seiner Rückkehr nach Paris weder die Stelle eines ersten Maître de la garde-robe, Gesandtschaftsposten in Florenz annehmen wollte, schickte ihn Napoleon nach Genua, wo er eine Belagerung aushielt, bis Molitor zum Entsatz hineilte. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Hauptquartier am Tage der Schlacht bei Austerlitz ernannt und 6 Tage später führte er die Württemberger und Bayern nach Dresden. Der Kaiser ernannte ihn zum Gouverneur von Sachsen. Er hatte Befehl, Alles aufzubieten, um die Sachsen von der Allianz mit Preußen sich loszusagen; zugleich sollte er aber aller Strenge diejenigen Maßregeln ergreifen, welche ein erobertes Land zu unterwerfen pflegen. Diesen Befehl vollziehend, benahm sich Th. mit so viel Klugheit und Muth, daß sein Name in Sachsen mit Achtung genannt wird. Seitdem unangenehm beim Kaiser Zutritt: eine seltene, ihm vielfach beneidete Gunst. Sein Verhältniß zu den obern Verwaltungsbehörden gab jetzt Gelegenheit zu Reibung; und bald glaubte Th. über so schweres Unrecht klagen zu müssen, im Febr. 1807 um seinen Abschied bat. 2 Mal nahm Napoleon seine Bitte nicht an; das dritte Mal erhielt er Befehl, zur Armee abzugehen. Hier wurde ihm der Kaiser mit großer Huld; aber nach wenigen Tagen ward er, in lebhaftem Aufstand mit dem Kaiser, auf seine Güter verwiesen. Th. hatte jedoch in mehreren Briefen, die aufgefangen wurden, mit großer Freimüthigkeit den Kaiser ausgesprochen. Er ward erst am Ende 1809, auf Veranlassung des Königs von Sachsen bei dessen Anwesenheit in Paris, zurückgerufen. Indem ohne Anstellung, bis er 1814 als Lieutenant in die Reihen der Nationalgarde kam. Nach Napoleons Absetzung kam Th.'s Name wieder auf die Armee-Liste; ward bei dem Gouvernement von Paris angestellt; doch fiel er auch bei den Machthabern in Ungnade und ward im Jan. 1815 auf halben Sold gesetzt. Nach der Nachricht von Napoleons Landung zum Commandanten des 11. Régiment ernannt, sollte er gegen die Brüder Lallemand marschiren, weigerte sich jedoch; der Gang der Ereignisse verhinderte es, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Durch das Wahlcollegium zu Chalon-sur-Saône in die Kammer der Deputirten berufen, ließ er sich durch Nichts abhalten, hier seine Überzeugung frei zu äußern. Seine spätere Ernennung jedoch zum Mitglied der Kammer, die man die Chambre introuvable (s. d.) nannte, ward von dem großen Collegium verworfen. Bald darauf, unter dem neuen Ministerium, schien seine politische Freiheit bedroht, indeß konnten ihn seine Freunde nicht bewegen, Frankreich zu verlassen; und als er in der Nacht vom 6. Mai 1816 erfuhr, daß man ihn verhaften werde, überlieferte er sich selbst den Händen der Behörde. Nach wirklicher Verhaftung in der Abtei, deren Grund ihm unbekannt blieb, ihm Pässe ins Ausland an; aber er schlug sie aus und verlangte eine gerichtliche Untersuchung. 6 Monate lang wies er standhaft alle Vorschläge zurück, das Verbleiben der Polizeipräfekt Angles rufen und eröffnete ihm den Befehl, Paris zu verlassen und das Depart. der Saône und Loire nicht mehr zu betreten. Als Th. erklärte, daß er das Gefängniß vorziehe, und fuhr nach der Abtei zurück, zeigte sich jedoch Niemand, der ihn wieder eingeschlossen hätte. 1817 ward durch das Ministerium seine Wahl zum Deputirten für die Kammer zu verhindern; ward er 1820 mit einer Mehrheit von 457 Stimmen gegen 93 durch das Collegium der Saône und Loire in die zweite Kammer gerufen. Hier sprach er sich für den Nutzen des wechselseitigen Unterrichts und gegen den Plan, 12 neue Schulen zu gründen; 1823 sprach er gegen die Herabsetzung der Renten. 1824 wählte ihn, erklärte er sich gegen das Entschädigungsgesetz, wiewol durch dieses ihm selbst eine Summe von 1,100,000 Fr. zufallen mußte.

Thibaudeau (Antoine Claire, Graf), einer der berühmtesten, in

ebonanz vom 24. Juli 1815 aus Frankreich verbannten Franzosen. Bisbruch der Revolution Advocat in Poitiers, ward er 1792 in den Nationalrat gewählt. In dem Proceß des Königs stimmte er für den Tod, war gegen Appellation an das Volk und gegen den Aufschub der Vollziehung des Urtheils. Während der Regierung des Convents ward er mit vielen Sendungen in Aemtern beauftragt, auf welchen er sich für die damalige Zeit mit Maßnahme, übrigens allenthalben den entschiedensten Republicanismus zeigte. Am 18. Brumaire von Napoleon sehr hervorgezogen, ward er Præfect in Paris, Staatsrath, erhielt den Grafentitel und gehörte zu den eifrigsten und ersten Anhängern des Kaisers. Nach der Rückkehr desselben von Elba ward er Kammer der Repräsentanten ernannt, in welcher er sich bis zu dem letzten Tage, und als Paris schon ganz von den Verbündeten umringt war, auf das Gegen die Anerkennung der Bourbons erklärte. In Prag, seinem jetzigen Orte, hat er in Verbindung mit seinem Sohne ein Handlungshaus errichtet. Th.'s „Mémoires sur la Convention et le Directoire“ (1824, 2. Aufl., 327) sind ebenso wichtig für die Zeitgeschichte als dessen „Mémoires sur le Directoire“ (1799—1804), die ohne f. Namen Paris 1827 erschienen. Seit 1828 bei Cotta von ihm: „Vie de Napoléon“, in 12 Bdn.

Thibaut (Anton Friedrich Justus), einer unserer genialsten Schriftsteller des Rechts, vorzüglich des römischen, jetzt großh. bairischer Geh. Hof- und erster Prof. des Rechts zu Heidelberg, ist geb. den 4. Jan. 1774 zu Hainhausen, studirte zu Göttingen, Königsberg und Kiel, wurde 1796 Doctor („Disp. de genuina juris personarum et rerum indole“), 1798 hatte er eine juristische Encyclopädie geschrieben) Adjunct der Juristenfacultät, 1799 Prof. ordinarius. 1802 folgte er einem Rufe nach Jena; 1805 ward er bei der damaligen Regeneration der Universität Heidelberg dahin berufen. f. J. ward er zum Correspondenten der kais. Gesetzkommision in Petersburg ernannt. Außer mehreren Schriften über einzelne Rechtsmaterien („Verhandlung“, 1798, 2 Bde., 2. Aufl., 1806; „Theorie der logischen Auslegung“, 1799, 1806; „Über Besitz und Verjährung“, 1802; „Kritik der Feuerbach'schen Revision der Grundbegriffe des Strafrechts“, 1802; „Civilistische Abhandlungen“, 1814) und Recensionen in der „Jenaischen allg. Lit.-Zeitung“ und den „Berliner Jahrbüchern“ ist f. Hauptwerk das „System des Pandektenrechts“, zuerst 1803 in 2 Bdn., in der 7. Aufl. aber 1827 in 3 Bdn. erschienen. Eine neue und vollständige Zusammenstellung der Bestimmungen des römischen und seiner Modificationen durch die neuere Zeit (die sogen. Praxis, canonische, deutsche Rechtsgrundsätze) zeichnet dieses Lehrbuch vortheilhaft aus, man die Anordnung desselben häufig getabelt hat. Als der Umsturz der römischen Herrschaft manchen frommen Wunsch erweckte, war Th. unter den ersten, welche Einheit des Rechts in Deutschland, und zwar eines der Zeit angemessenen klaren, bestimmten Rechts, für eine der ersten Bedingungen eines wohlgeordneten Staatenbundes erkannten, und er war der Meinung, daß ein Collegium der Rechtsgelehrten ein solches Werk wol zu Stande bringen werde. Er zu diesem Ende: „Über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland“ (1814). Dagegen erhob sich Savigny („Vom Beruf der Zeit für Gesetzgebung“, 1815) und trug, indem er die Aufgabe so deutete, vom Schaffen oder vielmehr Aufbringen eines neuen Rechts die Rede sei, dieselben Gründe vor, welche schon Schlosser („Briefe über die Gesetzgebung“, 1789) gegen die neue preuß. Gesetzgebung geltendgemacht hatte, welche doch nicht gehindert haben, daß nicht das preuß. Landrecht, bei allen seinen Unvollkommenheiten, eine der größten Wohlthaten für das Volk geworden ist. Th. ist Freund und Kenner der Musik; er hat ihr im vertrauten Kreise ein

Heiligthum errichtet, wo die alten Meister der Kunst noch ihren Wohnsitz hatten. Dem Fürsten der Tonkunst (wie ihn die Grabchrift in der St.-A. nennt: Joannes Petrus Aloysius Palestrina, Musicae princeps) hat er eine geniale Schrift: „Über Reinheit der Tonkunst“, mit Palestrina (1825, gr. 12., 2. Aufl., 1826), worin er das Neueste mit Besonnenheit. Er ist darüber mit Nägeli in Zürich in einen heftigen Streit gerathen.

Thielmann (Freih. v.), geb. 1765, l. preuß. General der Inf. (1824), Befehlshaber des 8. Armeecorps und Militairgouverneur der preuß. Weser und dem Rhein gelegenen preuß. westfälischen Provinzen, stammt aus bürgerlichen Familie zu Münster. S. Vater hatte in Sachsen ein Amt. Talentvoll und wissenschaftlich gebildet, folgte er seiner Neigung zum Militairstande. Bei Errichtung des sächs. Fusarenregiments (1791) als Lieutenantstellvertreter, und der erste franz. Revolutionkrieg gab ihm Gelegenheit auszuzeichnen. In allen Vorfällen, an denen das Regiment Theil nahm, er mit Belobung genannt, und seine Geistesgegenwart und Unerschrockenheit Muster aufgestellt. Er wurde Rittmeister (1798) und erhielt den Heinrichsorden. Nach dem Frieden lebte Th. in Thüringen im Umgange mit gelehrten Männern und wendete sich wieder den Wissenschaften zu. Der 18. 1806, das Unglück bei Jena, die unfreiwillige Unthätigkeit des sächs. Königs, eine unerwartete Aulenz beim Kaiser Napoleon zu Merseburg, und die Hoffe aufgebundene Wendung seiner Politik bewirkten, was eine Fahrt nach Paris nicht vermocht hatte: sie öffneten ihm die Augen über die Verhältnisse Deutschlands, über den Charakter der leitenden Personen, über den militairischen Systems, dem auch er bis dahin angehangen hatte. Die neuen Herren zu bethätigen, gaben die J. 1807, 1809 und 1812 die besten Gelegenheiten; durch rühmlichen Theil an der Belagerung von Torgau, an der Schlacht von Friedland stieg er zum Range eines Obersten und zum Kommandanten des Königs. 1809 suchte er als Generalmajor mit einer Truppe von 2000 und weniger Cavalerie und Artillerie Dresden und Sachsen gegen die ruhmreichen Österreicher zu behaupten; dann führte er bei dem herbeileitenden französischen Hülfscorps die Vorhut. Sein Theil an allen Ereignissen des Kampfs gegen Rußland, wie er den schrecklichen Ausgang dieses Kriegs von der Seite der Czarin und Wilna in der nähern Umgebung des Kaisers zu durchkämpfen hatte, ist bekannt. Der König von Sachsen erhebt ihn zum Freiherrnstand. Als ihm jetzt die Vertheidigung Torgaus übergeben wurde, mehr aber in jenem hoffnungsreichen Zeitpunkt, wo sich der König von Preußen nach Prag wandte, mußte die Ahnung, daß der Gedanke seiner Befreiung Deutschlands befreit zu sehen, in Erfüllung ginge, sich wol seiner ganzem Kraft widmen. Er begab sich daher von Torgau zu einer Unterredung mit dem kaiserlichen Monarchen nach Dresden; als er aber späterhin erfuhr, welcher König nach der böhmischen Schlacht ergiffen, sah er keinen andern Ausweg als Torgau, das letzte Unterpfeiler, welches er von seinem Herrn empfangen wissenhaft zurückzustellen, seine Dienste niederzulegen, und in die Reihen der später in preussische zu treten. Was er auf der Seite der Verbündeten, in der Vorbereitung der Schlacht von Leipzig und für den Erfolg des ersten Feldzugs gegen Frankreich gethan, ist bekannt. Der Kaiser von Rußland gab ihm das Commandeurkreuz des Ordens vom heil. Georg. Am Tage von Waterloo befehligte General Th. bei Wavre (s. d.) eine preuß. Heeresabtheilung gegen ein franz. Corps unter Grouchy, und hatte das Glück, seine Stellung zu halten und hierdurch zu dem Erfolg der Hauptbegehrtheiten wesentlich mitzuwirken. Er starb zu Koblenz am Schlagflusse d. 10. Oct. 1824.

Thieme (Karl Traugott), ein verdienter Schriftmann und jener

mpfehlender Schriftsteller, war am 28. Jan. 1745 zu Ranz bei Dschab, ater Prediger war, geb., studirte zu Meissen und Leipzig, wo er auch Ma- id 1772 Katechet oder Nachmittagsprediger an der Peterkirche wurde. terriecht, welchen er in einigen angesehenen Familien dieser Stadt erteilte, te s. „Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand“, ein schätzbares arunterrichtsbuch, von welchem 1817 die 8. Aufl. (durchgesehen von Doltz) und welches schon bei seiner ersten Erschein. in dem Verf. den selbstdenk- agogen ahnen ließ. Von 1776—84 wirkte er als Rector an dem Lyceum zu in der Niederlausitz, das unter seiner und s. Nachfolgers Suttinger Leitung hende Lehranstalt war. Von der Stifterschule zu Merseburg, wohin er als erufen ward, kam er 1790 in gleichem Amtsverhältnisse nach Löbau. Gri- untwortung der 1785 in der Beckerschen „Deutschen Zeitung“ (Nr. 22) denen Preisfrage: „Welches sind die in dem gegenwärtigen bürgerlichen, Kirch- issenschaftlichen und geselligen Zustande der deutschen Nation wirklich vorhand- ndernisse des Selbstdenkens, und was für Irrthümer, Schwächen und Feh- Berstandes bringt jeder der hier anzugebenden Mängel und Mißbräuche ins- e hervor?“ ward von 4 sachkundigen Richtern, einem Eberhard, Engel, und Weishaupt, der Preis zuerkannt. Diese Schrift „über die Hinder- : Selbstdenkens in Deutschland“, welche 1788 gedruckt wurde, beweist re klare Darstellung und den philosophischen Scharfsinn, mit welchem sie t ist; daß dieser Gegenstand den selbstdenkenden Vf. schon lange beschäftigt Auch s. Schulprogramme: „über den herrschenden Ton der Schulen“; die Schädlichkeit unordentlicher Lecture junger Leute“ u. a. enthalten viel nige Bemerkungen. Veranlaßt durch einen leipziger Buchhändler, wel- zweckmäßiges Lesebuch für Schulen drucken zu lassen wünschte und sich des- : den Director der leipziger Freischule, Plato (s. d.), wandte, welcher : den dazu geeignetsten Schriftsteller vorschlug, machte dieser den Inhalt : Form eines solchen Buchs zum Gegenstande seines weitem Nachdenkens ste 1793 in dem „Ideal eines Lesebuchs für Bürger- und Landschulen“ die sätze eines solchen Buchs auf, nach welchen auch s. „Gutmann, oder der e Kinderfreund“ (2 Thle., 9. A., durchgesehen von Doltz, Leipz. bei Vogel, gearbeitet ist. Theils als Fortsetzung, theils als nähere Erläuterung dieser t erschien nach des Vfs. Tode „Die Gutmannsche Schule“, von Grube aus hinterlass. Papieren herausgegeben. Noch bei seinen Lebzeiten erschien: ann, eine Bildungsgeschichte“ (3 Bde., 1801). Außerdem besitzen wir n: „Grundlinien zu einer Geschichte aller positiven Religionen“ (1803), Predigten u. d. L.: „Reden vor der Gemeinde“ (1782), und „Aufmunte- zum vernünftigen Denken und Handeln“ (n. Ausg. 1801), welche die der gewöhnlichen Morgengebete in Schulen vertreten sollen, aber vielleicht Th.'s Schriften die am wenigsten gelungene sein dürfte. Ubrigens er- nan aus allen Schriften dieses Gelehrten den Selbstdenker, welcher auch a Styl, ja selbst auf die Handschrift, ungemein große Sorgfalt anwendete. : hallische „Allgem. Literaturzeitung“ arbeitete Th. in den 90er Jahren des : Jahrh. sehr viel. Um in den letzten Tagen seines Lebens seinem Arzte nä- sein, begab er sich nach Görlitz, wo er am 30. Mai 1802 starb. 11.

Thie mo (Thyemo), der hell., aus einem gräfl. Geschlecht im 11. Jahrh. ssen, ward in der damals berühmten Klosterschule zu Niederaltaich erzogen den freien und mechanischen Künsten geübt. Er wurde Abt zu St. Peter burg und im J. 1088 Erzbischof daselbst. Widrige Schicksale zwangen n von ihm ruhmvoll behaupteten erzbischöfl. Stuhl 1101 zu verlassen und mont in der Nähe von Radstadt Schutz zu suchen. Er starb in Palästina kretztod und ward kanonisiert. Th. war ein trefflicher Bildhauer und soll

die Kunst, Statuen aus Stein zu gießen, verstanden haben. Die Bischoffe's („Bairische Geschichte“, 1. Bd., S. 334), daß darunter wirklich Gypsgießerei zu verstehen sei, hat viele Wahrscheinlichkeit. Als sein Werk zeigt man noch: 1) Eine Marienstatue zu St.-Peter in Salzburg, *pide fusa, ex antiqua traditione beati Thiemonis opus etc.*“, sagt das *nicon noviss. ad S. Petrum Salisburgi*“ (Augob. und Innsbr. 1772, 2) Eine Statue gl. Alters zu Großmain bei Reichenhall, 4 Schuh 9 Nach Gaubenz Feuchtluer (Salzburg 1775, S. 95) ist die Materie von ge- Stein: eine Kunst, die seit mehreren Jahrhunderten in Vergessenheit ger- Der Autor glaubt, das Bildniß sei ein Geschenk der Grafen v. Plain, denn nur eine Viertelstunde von diesem Gotteshause entfernt lag. 3) Eine Ma- zu Radstadt. 4) Eine Marienstatue zu Altenmarkt bei Radstadt. Vgl. Willwein: „Die Festtage der Mutter Gottes Maria rc.“ (Salzb. 1816, Nach Franz Gilge's „Topograph.-histor. Beschreibung des Landes ob d- (Wels 1814, Art. Adelswang) befinden sich daselbst, in Admont und in d- zu Niederaltreich aus Stein gegossene Bilder von Th. Fiorillo sagt in „Geschichte der zeichnenden Künste“ (1. Th., S. 92), daß man bei Enns auf Höhe eine Maria mit dem Kinde von Th. zeige; und daß ein gleiches Ma- von Th.'s Hand auf dem Hochaltar am Weizberge in Steiermark sich befi- sichert Pater Learbi in s. „Reihe aller bisherigen Bischöfe von Salzburg 1818). Vermuthlich dasselbe, dessen Fiorillo erwähnt.

Thier. Thierreich. In den Zeiten des Verfalls der Naturwis- ten hatte man das Leben der Natur auf eine besondere Sphäre beschränkt. Thierreich fand man belebt, alles übrige gehörte zur todten Natur. Als ab- neuern Zeit die Naturwissenschaften wieder gepflegt wurden und durch d- chen der Naturphilosophie (s. d.) neue Bildung erhielten, erkannte m- das Willkürliche oder Irrige in dieser Beschränkung. Die Sphäre des L- Natur wurde einerseits dadurch sehr erweitert, das man das Leben auch Pflanzan anzuerkennen anfang, andererseits dadurch, daß man auch die T- tie man bisher von der Natur ganz getrennt hatte, als höhere Naturw- trachten begann. Nun war das Todte in der Natur bloß auf die Elemente Mineralreich beschränkt. Noch war aber der Gegensatz von Tod und Leben al- ter (wesentlicher), d. h. er wurde dafür gehalten, indem man sich das Todt- reine Gegentheil des Lebens, als die Negation (Verneinung), als gänzliche- gel des Lebens dachte. Indessen lernte man beim Fortschreiten der Ph- Chemie die magnetischen, elektrischen, chemischen und endlich galvanischen der sogen. todten Körper immer näher kennen, und man sah in den Ersche- des Magnetismus, Elektrismus, Chemismus und Galvanismus ein Wechsel- Kräfte, das dem Leben sehr verwandt zu sein schien. Indem nun in gleichem M- mit der Zunahme dieser Erfahrungen und Beobachtungen, in Beziehung lebendigen Äußerungen der bisher für todt gehaltenen Natur, auch die Nat- sophie (d. h. die vernünftige Ansicht und Betrachtung der Natur), in ihrer- vorschritt: so gewann man endlich die Überzeugung, daß der sogen. todte L- Natur gebundenes Leben sei, das durch Entwicklung entbunden oder frei- könne. Nach dieser vernünftigen Ansicht ist also das Leben keine zufällig- schaft der Dinge, sondern es gehört vielmehr wesentlich zum Begriff der D- ist das Wesentlichste in diesem Begriff, sodaß man sagen kann, die Dinge- ren Gesamtheit (die Welt) sei die Erscheinung des Lebens der Natur oder- fenbarung desselben in unendlich mannigfaltiger Abstufung. Die Mate- Masse, oder was wir körperlich nennen an den Dingen, ist selbst nur Er- des Lebens oder lebendiger (thätiger, mit einander wechselwirkender) Kräf- sogen. Reiche der Natur sind sonach als große oder Hauptstufen des gesamm-

is zu betrachten, auf welchen es sich in leiblicher Organisation offenbart. ad Organisation sind also Eins und nicht von einander zu trennen; wo das ch auf besondere Weise offenbaren will, da tritt es organisch hervor (s. Dr- rganisch etc.), und je vollkommener die Organisation, desto höher, freier r ist das Leben, und umgekehrt, je höher und freier das Leben, desto voll- er die Organisation. Das einfachste Leben der Natur offenbart sich in den nten (Feuer, Luft, Wasser und Erde s. d.), aber sie enthalten oder sind e die Grundansätze (Principien) alles andern Lebens und Seins. Das ele- ische Leben äußert sich in den oben genannten Processen des Magnetismus, mus u. s. w. Die verschiedenen Stufen des Lebens oder der lebenbigen können daher nur durch verschiedene Combination der Elemente oder ihres welche nach ewigen Gesetzen erfolgte, entstanden sein, und diese Gesetze hren Grund in dem übersinnlichen Wesen der Natur (s. d.), aus welchem den hervorquillt. Unter den Reichen der Natur ist die niederste Stufe des und Seins das Mineralreich. In ihm ist das Leben noch am meisten ge-, und diese Gebundenheit offenbart sich in der Starrheit der Körper, die lge oder vielmehr Eigenthümlichkeit des herrschenden Magnetismus (welcher element belebt) und der ihm verwandten Cohäsion (Kraft des Zusammen- der irdischen Materie) ist. Im Mineral ist Dasjenige herrschend, was m Leben entgegengesetzt, nämlich Ruhe, edumliches Bestehen, Beharrung in al erreichten Form, Gleichgewicht der Kräfte, das sich in der trägen Mass t. Dagegen offenbart sich das (freiere) Leben in eigenthümlicher Bewegung, währendem Wechsel der Form, und daher in zeitlicher Entwicklung der Dinge diesen Wechsel. Dieses freiere Leben, diesen Wechsel der Form, vermöge n sich schrankenlosen Triebes zur Entwicklung, den man Wachsthum nennt, en wir in der Pflanze, die sich daher durch einen großen Abschnitt von dem al unterscheidet, dessen Wachsthum sehr beschränkt ist auf die kurze Zeit der ig des Krystalls. Die Pflanze bezeichnet also sehr deutlich eine höhere Stufe ens, nämlich die erste des frei gewordenen, nicht mehr gebundenen, sondern denen Lebens. Aber die Pflanze ermangelt noch der eigenthümlichen Rich- hres Lebens, und sie empfängt diese Richtung von den Elementen, deren ie zu folgen genöthigt ist. Von der einen Seite an die Erde gebunden und e angezogen, wächst die Wurzel in die Tiefe, aus der sie ihre Nahrung zieht, e andern Seite, gereizt durch die Luft und das Licht, erhebt sich die Pflanze engel über die Erde, der sich, dem Himmel entgegen wachsend, in Äste ver- und im Blätterwuchs ausbreitet, in der Blüthe die höchste Stufe ihres Da- treicht, auf welcher sie sich auf kurze Zeit mit dem Lichte vermischt hat, f sie wieder dem Zuge der Erde folgt, in der Frucht irdischer wird und endlich ume in den Schoß der Erde zurückfällt, um einen neuen Lebenslauf zu begin- Tritt nun das Leben der Natur auf eine noch höhere Stufe, so wird es auch er Richtung frei, unabhängig von den Elementen, eigenthümliche (willkür- Bewegungen erzeugend. Diese Stufe des Lebens ist durch das Thier bezeich- Das Thier hat sich von der Erde losgerissen, hat das Erbelement wie das n sich aufgenommen und wurzelt nur noch in dem feelen Element der Luft, ndem das thierische Leben abhängig ist, durch das Athmen, wie die Pflanze oben durch das Einsaugen der Nahrung. Aber diese Abhängigkeit stört ie eigenthümliche Richtung des thierischen Lebens; denn das Thier folgt in Bewegungen nicht dem Zuge (dem Reize) der Luft, sondern seinem eignen Zuge (dem Willen). Die Pflanze dagegen ist ein willenloses Wesen, weil hrer Entwicklung, in ihrem Wachsthum einem fremden Willen — gleich- m Willen der Elemente — folgt. Daher geht die Richtung des Lebens der je nach Außen, die Richtung des thierischen Lebens ursprünglich nach Innen.

Diese letztere Richtung offenbart sich durch die Empfindung, welche daher der als solcher fehlt. Das Empfinden ist ein Innerlichwerden des Außern; die Empfindung nimmt das Thier das Äußere (die Außenwelt) in sich auf. Die Organe der Empfindung sind bekanntlich die Nerven, und wenn das Gesammpfindungsvermögen Sinnlichkeit heißt, so sind die äußern Sinne die Organen des Vermögens, und die Nerven spielen die Hauptrolle in diesen Organen. Dadurch ist nun das Thier von allen Naturdingen, die unter sich sehr deutlich unterschieden; die Hauptunterschiede, die aber innig mit einander zusammenhängen, sind: 1) eigenthümliche Richtung des Lebens (nach Innen oder nach Außen); 2) willkürliche (nicht von Außen sondern vom Innern ausgehende) Bewegung; daher 3) ein Nervensystem gegen ein Muskelssystem. Die Muskeln (deren Masse im gemeinen Fleisch genannt wird), sind nämlich die Organe der Bewegung (bei niederen, z. B. den Würmern, vertreten Hautfasern die Stelle der Muskeln), werden jederzeit durch Nerven zur Bewegung bestimmt, erregt, polarisirt. Nerven sind also einer doppelten Richtung der Thätigkeit fähig; einer nach Innen, nach einem Mittelpunkt des Nervensystems, wodurch die Empfindung bedingt ist, und einer Richtung nach Außen gegen den Muskel, wodurch die Bewegung oder Contraction (Zusammenziehung) bestimmt wird. Das Verhalten der Muskeln, durch Nerven zur Bewegung bestimmt oder gereizt zu werden, ist die Irritabilität oder Reizbarkeit (s. d.), dessen nothwendiger Gegenstand die Sensibilität ist, d. h. die Thätigkeit der Nerven in sich oder nach Innen, nach welcher die Empfindung gegeben ist. Irritabilität und Sensibilität (Reizbarkeit und Empfindungsvermögen) sind also die beiden wesentlichen Eigenschaften des Thierorganismus. Das Nerven- und Muskelssystem die beiden wesentlichsten Systeme, Nerven und Muskelthätigkeit die beiden eigenthümlichsten Functionen (organischen Bewegungen) des thierischen Organismus. Nun unterscheidet man in letzterem noch eine dritte Haupteigenschaft oder Function, nämlich die Reproduction (Wiederzeugung der organischen Masse). Aber die Reproduction (vergl. d.) ist keine wesentliche Eigenschaft der thierischen Organisation, sondern vielmehr der Pflanze. Die Pflanze ist in der Regel weder reizbar (irritabel) noch empfindbar (sensibel), sondern ihr ganzes Leben besteht im Erzeugen und Wiedererzeugen (produciren) der pflanzlich organischen Masse, oder in Dem, was wir Wachsthum nennen. Aber — werden manche Leser hier fragen — wie kommt denn die Pflanze ins Thier? Der fragende Leser wird sich erinnern, daß das Thier eine Hauptform des Naturlebens bezeichnet, und zwar die nächst höhere nach der Pflanze. Die Pflanze aber die Natur, oder ihr Sein und Leben, auf eine höhere Stufe steigt, nimmt die niedere mit herauf in eine höhere Sphäre und gibt ihr eine dieser Sphären entsprechende Form und ein freieres Leben. Daher lebt in der Pflanze das Mineral, die Thiere die Pflanze noch fort, aber beide sind freier, lebendiger geworden durch die Erhebung auf eine höhere Stufe. Daher kann man sagen: das Thier ist die Pflanze in sich aufgenommen, oder: das Thier ist die reizbar gewordene und empfindung begabte Pflanze; das Thier hat also noch Eigenschaften der Pflanze, und diese offenbaren sich vorzüglich in der Reproduction, d. h. in der Nahrung, zu welcher die Verdauung den Stoff vorbereitet. Daher unterscheidet man im thierischen Körper 2 Gattungen von Organen, nämlich pflanzliche und thierische; jene sind aus Haut gebildet, welche, wie die Grundmasse der Pflanze, aus einem zelligen Gewebe besteht. Dahin gehört also nicht nur die äußere Haut, sondern auch die innere, woraus die Gefäße (Adern, Saug-, Lymphgefäße) entstehen, und die aus Gefäßen gebildeten Eingeweide des Unterleibes. In diesen Organen ist die Pflanzennatur vorherrschend, denn ihre Verrichtungen bestehen im Verbauen, Ernähren, Absondern und Ausscheiden. Nerven und Muskeln

vorzugsweise thierische Organe, denn ihre Functionen sind die dem Thiere wesentlichen: Empfindung und selbständige Bewegung. In allen wesentlichen Theilen des thierischen Organismus ist das Pflanzliche und Thierische untrennbar verbunden, aber das Vorherrschende (Überwiegen) des Einen oder des Andern bestimmt (bestimmt) die verschiedenen Stufen der Thiere, den größern oder geringern Grad ihrer organischen Vollkommenheit. In den niedersten Thieren ist noch die Pflanznatur vorherrschend, und bekanntlich hat man lange die auffallende Reproduktion dieser Thiere, kraft welcher abgeschnittene Glieder wieder ersetzt werden, nicht bemerkt, bevor man das erwähnte Verhältniß erkannt hatte. Bei den mittleren Stufen oder Classen, z. B. bei den Insekten und Amphibien, ist die Instabilität herrschend, während die Sensibilität zurückgedrängt ist, denn die vorwiegende Muskelthätigkeit ist die Nerventhätigkeit vorzugsweise nach Außen gerichtet, welches der Richtung nach Innen, mithin der Empfindung, nothwendig entgegen thut. Bei den höhern und höchsten Thieren endlich (den Vögeln und Säugethieren) hat die Sensibilität das Übergewicht erlangt, welche die höchste Function ist. Die Vollkommenheit der Thiere beruht daher vorzüglich auf der Vollkommenheit des Nervensystems, denn mit der Ausbildung dieses höchsten Systems ist zugleich die harmonische Ausbildung des ganzen Organismus gegeben, in die Nerven das belebende und ordnende Princip des Ganzen sind. Die geringere Vollkommenheit des Nervensystems offenbart sich vorzüglich in der Beschaffenheit der Sinne, welche unter sich wieder ein System, d. h. ein System der verschiedenen Stufen bilden. Die Sinne, von organischer Seite betrachtet (Sinnorgane), sind nämlich nichts Andres als Verbindungen des Nervensystems mit andern, pflanzlichen und thierischen Theilen oder Systemen des thierischen Organismus, und zwar so, daß diese Theile oder Systeme in dem Sinnorgan des Nervensystems untergeordnet und ihm dienstbar sind. Je edler nun die Verbindung, mit welcher sich das Nervensystem zu einem Sinnorgan verbunden hat, desto edler oder edler ist der Sinn und umgekehrt. In dem Gefühlsinn z. B. hat das Nervensystem die äußere Haut dienstbar gemacht, und die Haut ist dadurch zu einem Sinnorgan erhoben; aber die Haut ist die niederste Bildung im thierischen Körper, und darum ist auch der Gefühlsinn der niedrigste im ganzen System der Sinne. Ein höherer Sinn ist schon der Geschmack, den man mit Recht den Darmsinn (s. Sinne) genannt hat. Der Darm, besonders der Magen, besteht aus einer höhern, thierischen (muskulös) gewordenen Theilung. Der thierische Antheil des Darms hat sich im obern Ende desselben, d. h. in der Zunge vorzugsweise ausgebildet; die Zunge ist der zu Muskel und Nerv gehörige Theil des Darms, daher ein Sinnorgan, welches die für den Darm bestimmten Speisestoffe empfängt, indem es deren chemische Beschaffenheit wahrnimmt. In den höhern Thieren erscheint das Nervensystem in Verbindung mit noch edlern Theilen des Organismus, und das Auge ist vorzugsweise das Nervensinnorgan, weil das Sehen die höchste, eigenthümlichste Function der Nerven ist, weil das Sehen eine geistige Thätigkeit, das Licht ein Sehen und gleichsam die höchste Nervenfunction gemeinen Natur ist. — Im Thierreiche ist daher die Stufenverschiedenheit der Thiere vorzüglich auch durch die Sinne angedeutet. In den niedersten Thieren, z. B. den Polypen, bemerkt man noch keinen andern Sinn, als den niedrigen Gefühlsinn, in welchem alle andern Sinne noch gleichsam verschlossen sind, wenn im Gegentheil bei den Säugethieren, zugleich mit der höhern Entwicklung des thierischen Organismus, das ganze System der 5 Sinne vorhanden und thätig ist. — In chemischer Hinsicht unterscheidet man Thier und Pflanze durch das Vorkommen eines von den vier Elementarstoffen: Stickstoff, Kohlenstoff, Sauer- und Wasserstoff, die zwar alle in der thierischen Materie, wie in der pflanzlichen, bei der Zerlegung vorgefunden werden, aber, hinsichtlich des Kohlen-

und Stickstoffs in sehr verschiedenem Verhältniß, sodaß in der Pflanzenwelt Kohlenstoff, in der thierischen der Stickstoff eine Hauptrolle spielt. — In reiche, worunter man die Gesamtheit der Thiere versteht, herrscht, wie in der Natur, eine ins Unendliche gehende Mannigfaltigkeit, und die physischen Naturforscher erkennen das Wesen dieser Mannigfaltigkeit in einer Stufenverschiedenheit, wie sie in der Organisation der höhern Thiere bis in die verschiedenen Systeme und Organe bereits anerkannt ist. Sie betrachten das Thierreich als einen großen Organismus, der nach dem Vorbilde der Organisation der höhern Thiere geschaffen ist, und gründen darauf das natürliche oder philosophische System des Thierreichs (s. *Natursystem*), welches sich von den künstlichen Systemen wohl unterscheiden muß. Bei den künstlichen Systemen richtet sich die Classification nach einzelnen, willkürlich gewählten Theilen des Organismus, und nach deren Beschaffenheit, woraus man ersieht, daß Einheit solcher Thiersysteme möglich ist, welche auch wirklich existiren. Die einfachste unter den letztern, welches zugleich das einfachste und daher am leichtesten faßliche ist, stammt von dem berühmten Linné, der sich auch durch seine, durch eine lange Reihe von Jahren allgemein angenommene Classification der Pflanzen und Thiere, um die künstliche Systematik hochverdient gemacht hat. Linné verwarf die Aristotelische Eintheilung in blutbegabte und blutlose Thiere. Zum Behuf der Classenbestimmung verglich Linné die Thiere nach einigen Punkten der innern Einrichtung ihres Organismus und wählte zu Merkmalen Verwandtschaft und Unterscheidung 1) den Bau des Herzens (mit 1 oder 2 Kammern), 2) die Farbe und Temperatur des Bluts (rothes oder weißes, oder kaltes Blut); 3) die Art und die Organe des Athmens (durch Lungen oder Kiemen), 4) die Art der Fortpflanzungen oder Gebärens (lebendiger Junge oder Eier); wozu noch einige äußere Organe, z. B. die Fühlhörner, welche die Insekten von den Würmern unterscheiden, zu Hülfe genommen wurden. So entstanden die bekannten 6 Linné'schen Classen: Säugethiere, Vögel, Reptilien, Fische, Insekten und Würmer. In der letzten Classe hatte aber Linné auffallend von einander verschiedene Thierstufen zusammengefaßt, und vor dieser Hinsicht fanden in der Folge andre Naturforscher, mit Recht, sich von ihm abzuweichen, indem sie seine 6. Classe in mehrere Classen zerfallend und vorzüglich hat neuerlich Cuvier, indem er sowol die Classe der Würmer als die der Insekten vielmehr beschränkte, die Zahl der Classen des Thierreichs vermehrt, und deren also 12 bestimmt. Die Ordnungen der Säugethiere stimmte Linné vorzüglich nach der Zahl und Beschaffenheit der Vorderzähne, sah zugleich auf das Dasein oder den Mangel vollständiger Füße, und fand diesem Wege die bekannten 7 Ordnungen: 1) menschenähnliche Thiere, 2) ohne Vorderzähne, 3) Raubthiere, 4) Nagelthiere, 5) wiederkäuende Thiere, 6) Thiere mit Pferdegebiß, 7) säugende Serpenthier. — Blumenbach dagegen theilte die Ordnungen der Säugethiere nach der Beschaffenheit der Füße, und in 12 Ordnungen. Auch andre ausgezeichnete Naturforscher, namentlich Buffon, Wolf, Meyer, Schinz, Temminck, Latham, Pennant u. A. haben die künstliche Systematik des Thierreichs, besonders in Betreff der Vögel, durch eigenthümliche Classificationsversuche bereichert. Wenn aber bei der künstlichen Classification das Streben der Naturforscher, sich der Natur, bei der Anordnung ihrer Erzeugnisse möglichst anzunähern, unverkennbar ist, so hat darin unstreitig Cuvier die besten Erfahrungen, dessen System, welches für das vollkommenste unter den künstlichen Systemen bekannt werden muß, gleichsam den Übergang zum natürlichen macht. Wie das letztere, nämlich das natürliche System des Thierreichs, von den künstlichen Systemen unterscheidet, darüber können Viele nicht ins Klare kommen, weil sie nicht untersuchen, auf welchen Gründen oder Ideen dieser Unter-

der weil ein beschränkter Begriff von dem Zwecke der Systematik den Trieb Untersuchung nicht aufkommen läßt. Wer z. B. meint, die Systeme der Thiere seien menschliche Erfindungen, durch welche man bloß dem Gedächtnisse zu kommen wollte, um sich in der großen Mannigfaltigkeit eines Reichs zu können und eine Übersicht des Ganzen möglich zu machen, dem wird ein System das vollkommenste sein, welches diesem Zwecke am besten entspricht.

Wenn man diese Ansicht für die künstlichen Systeme gelten läßt, so unterscheidet sich das natürliche dadurch von ihnen, daß es einen höhern Zweck hat, eine höhere Erkenntniß der Natur in der Anschauung der Ordnung zu bezwecken, welche sie, oder vielmehr Gott durch sie, in einem, wie in jedem ihrer Offenbart, nicht derjenigen Ordnung also, die der Mensch durch seine Eingriffe in die Natur hineinträgt, sondern derjenigen, die aus ewigen Naturgesetzen hervorgeht. Die Idee, von welcher der wissenschaftliche Naturforscher bei der Ordnung des Thierreichs (für das Pflanzenreich gilt dieselbe Maßregel) ausgeht, ist die Voraussetzung, daß das Thierreich derselbe Organismus im Großen sei, ein vollkommenes Individuum dieses Reichs, ein einzelnes Thier auf der ersten Stufe des Thierreichs (z. B. der Affe), in sich darstellt. Das Thierreich besteht aus einzelnen vollkommenen Thieren, die Ebenbilder von einander, und dieselben Organe und Organe, die im kleinen Thiere vorkommen, müssen auch im großen Thiere (Thierreiche) vorgefunden werden, so daß ganze Thiere nur einzelne Organe vorstellen, welche bestimmten Organen im kleinen Thiere entsprechen. Diese Idee ist die Grundlage zur Grundlegung des natürlichen Systems der Thiere, wobei nicht die Theile des speciellen thierischen Organismus, sondern die ganze Organisation des Thiers zum Eintheilungsgrunde dient. Dieses mag nun durch Folgendes beipielsweise noch deutlicher werden. Aus Obigem wird man sich erinnern, daß das Thierreich aus 2 großen Abtheilungen von Systemen und Organen besteht, die sich wie Niederes zu Höherem, oder wie Pflanzliches zu Thierlichem verhalten. Die niedere Abtheilung besteht also aus lauter pflanzlichen Organen, Eingeweiden nämlich, wozu auch die Gefäße oder Adern gehören; die höhere Abtheilung begreift in sich die eigentlich thierischen Systeme oder Organe: Nerven, Muskeln und Knochen, welche zusammen Fleisch (im naturwissenschaftlichen Sinne) genannt werden. Wenn es nun wahr ist, daß das Thierreich nichts anderes als der thierische Organismus im Großen (das große Thier, Makrozoön) ist, so werden die erwähnten 2 Hauptabtheilungen der Organisation des kleinen Thiers in die entsprechenden 2 großen Abtheilungen (von Thieren) im Thierreiche entsprechen. Und so ist es wirklich. Die niedere Abtheilung des Thierreichs ist diejenige, deren Thiere Eingeweide in einer Haut sind, die aber noch kein Fleisch haben, nämlich keine Muskeln, kein eigentliches Nervensystem und daher auch kein Hirn (Hirnlückenmark (d. h. kein Centrum des Nervensystems)). Solche Thiere, bei denen die pflanzliche Natur noch vorherrschend ist, sind z. B. die Insekten, Würmer, Schnecken, Muscheln und Korallen. Die andre höhere Abtheilung hat Fleisch und Eingeweide, und daher auch die aus den Bestandtheilen des Fleisches gebildeten Organe, als Zunge, Nase, Ohren und Auge. Solche Thiere sind die Amphibien, Vögel und Säugethiere, bei welchen die pflanzliche Natur der thierischen untergeordnet ist. In den Thieren jener niedern Abtheilung steht man nicht frei in der Natur bewegen und für sich leben, während in der höhern Abtheilung diese Freiheit oder Selbstständigkeit der niedern Organe dem Thiere durch die höhern thierischen Systeme (dem Muskel- und Kopfnervensystem) geordnet wird. Da nun jede Hauptabtheilung von Organen im kleinen (oder einzelnen) Thiere aus einer bestimmten Zahl von Organen besteht, so muß dieser Zahl eine entsprechende Anzahl von Unterabtheilungen in jeder Hauptabtheilung des Thierreichs entsprechen. So viel wesentlich verschiedene Eingeweide z. B. im kleinen Thiere vor-

kommen, so viel Unterabtheilungen oder Classen muß die Abtheilung der Thiere haben. Eins der wesentlichen Eingeweide ist z. B. der Darm, der muß im Thierreiche eine ganze Classe von Thieren geben, deren einzelne den Darm entsprechen, und nach dieser Ähnlichkeit Darmthiere genannt werden. Solche Thiere sind die Würmer, die in der That Nichts weiter sind als selbst für sich lebende Därme, und die auch keine andern Organe haben als solche, die dem Darm in nächster Beziehung stehen, z. B. die Leber, die bei vielen Thieren aber in unvollkommenem Zustande, gefunden wird. Diese Thiere erscheinen alle geringelt, denn es sind durch die Ringe die Rippen angedeutet, welche den Thieren die Eingeweide umschließen. Durch diese wenigen Beispiele ist nur die Möglichkeit und der Begriff einer natürlichen Classification des Thierreichs angedeutet sein, und die Leser werden daraus erkennen, daß die Zahl der Thiere auf der Einrichtung der ganzen speciellen thierischen Organisation beruht, und daher nothwendig eine fest bestimmte werden muß, sobald nur die Parallelen zwischen dem einzelnen Thiere und dem Thierreiche (dem kleinen und großen Thiere) gezogen wird, da im Gegentheil bei den künstlichen Systemen die Zahl der Thiere und Ordnungen verschieden ausfallen muß, je nachdem von diesem oder jenem Theile der Organisation (z. B. von den Zähnen oder Füßen oder der Bedeckung) der Eintheilungsgrund genommen oder willkürlich gewählt wird. Der schätzbare Versuch zur Darstellung des natürlichen Systems, welche nicht nur das Thierreich, sondern alle 3 Naturreiche umfaßt, findet man in Oken's „Naturschichte für Schulen“ (m. K., Leipz. 1821). Das natürliche System, das eine wahre Natursystem, beruht hinsichtlich seiner empirischen Bedingungen nicht auf der vergleichenden Anatomie und Physiologie der Thiere und Pflanzen, je mehr diesen Wissenschaften, noch im Fortschreiten begriffen, an ihrer Vollständigkeit fehlt, desto weniger darf man erwarten, daß ein erster Versuch zur Darstellung des natürlichen Systems gleich vollkommen ausfallen sollte. Denn erst müssen die Naturforscher in der Kenntniß des Organismus der höchsten Thiere und Pflanzen Reine sein und hinsichtlich der richtigen Eintheilung der Systeme und Organe übereinstimmen, wenn eine durchgängig sichere Begründung für die natürliche Classification der Reiche zu Stande kommen kann. Gleichwol ist jener Versuch, ungeachtet seiner Unvollkommenheiten, sehr verdienstlich, weil dabei eine neue Bahn gebrochen und den Naturforschern die Richtung vorgezeichnet ist, in die sie zu einer immer vollkommenern Begründung und Darstellung des Natursystems gelangen können. Diese macht 4 Hauptabtheilungen: 1) Thiere (vertebrata), 2) Weichthiere (mollusca), 3) Gliederthiere (articulata) und 4) Strahlenthiere (radiata), und 19 Classen.

Sehr viel für die richtige Darstellung des gesammten Natursystems ist auch noch von den Fortschritten und der Vervollkommenung der Naturgeschichte der Menschen ab, welche Anthropologie heißt, für welche es bisher noch keine genügenden Idee und an einem der Idee entsprechenden Plane fehlte. Es steht der Mensch, hinsichtlich der Naturbeschreibung, im Thierreiche, und noch nicht allgemein entschieden, ja vielmehr in vieler Hinsicht zu bezweifeln ist, an der Spitze des Thierreichs, auf seiner rechten Stelle ist. Allgemein unterscheidet man den Menschen von den Thieren vorzüglich durch die psychischen Vermögen (Seelenvermögen): Verstand und Vernunft, welche den Thieren fehlen. Aber eben dadurch hat man, im Grund, das Urtheil ausgesprochen: daß der Mensch nicht zu den Thieren gehört und daher nicht in der Zoologie (Naturgeschichte der Thiere) beschrieben werden soll. Denn Verstand und Vernunft bilden auf eine Weise die Scheidewand zwischen dem Thierreiche und der Menschheit, über die das Thier nicht hinaus kann, wie willkürliche Bewegung und Empfindung die Scheidewand zwischen dem Pflanzen- und Thierreiche machen, über die

er nicht hinausklann. Will man die Definition des Menschen so stellen, daß er sagt: der Mensch ist ein verständiges und vernünftiges Thier, so ist Nichts einzuwenden, wol aber gegen die Folgerung, die man etwa daraus ziehen will, daß der Mensch gehöre deshalb ins Thierreich. Denn ebenso richtig ist die Definition des Thiers, wenn man sagt: das Thier ist eine mit freier Bewegung und Empfindung begabte Pflanze; aber wer dürfte daraus schließen, daß das Thier dem Pflanzenreich gehöre? Aus diesen Gründen darf man erwarten, daß in der Anthropologie, bei weiterer Ausbildung, ihren eigenthümlichen Rang die höchste Stufe im System der Naturwissenschaften über die Zoologie ebenso bekommen werde, wie die Zoologie schon lange ihren höhern Rang, als eigenthümlichste Stufe, über die Phytologie (Botanik) behauptete. Noch immer erweist dieses Gebiet der Naturkunde. Im J. 1766 beschrieb Linné 6137 Thiere; im J. 1788 registrierte Gmelin 19,125 Thierarten, als: 442 Säugethiere; 366 Amphibien oder Reptilien, darunter gegen 250 Schlangengattungen mit 38 giftigen; 836 Fische; 10,881 Insekten, darunter 700 schädliche Insekten; und 4032 Gewürme. Jetzt nimmt man an 30,000 Arten an. Jetzt kennt über 6000 Arten und Abarten von Conchylien. Und welche eine Menge von Abstufungen, von den Infusionsthierchen bis zu der 6 Centr. wiegenden Riesenschnecke! — Die deutsche Literatur über zoologische Gegenstände ist reich, sie besitzet über einzelne Abtheilungen dieser Wissenschaft treffliche Werke mit schönen, höchst naturgetreuen Abbildungen, z. B. Schreber's „Säugethiere“, die Fortsetzung von Goldfuß; die „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands“ Wolf und Meyer; die in Darmstadt herausgekommene (in ihrem Fortgange unterbrochene) „Deutsche Ornithologie“; Naumann's „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands“; Bloch's Werk über die Fische; die „Fauna insect. Europ.“ Linné und Germar; Dohrn's „Schmetterlinge“; Schrank's „Fauna insect. Europ.“ und Esper's „Pflanzeninsekten“ u. a. m. Für das Studium der allgemeinen Zoologie sind vorzüglich zu empfehlen: Spir's „Geschichte und Beurtheilung aller Theile der Zoologie nach ihrer Entwicklungsfolge, von Aristoteles bis auf geistige Zeit“ (Münch. 1811); Goldfuß's „Handbuch der Zoologie“ (Münch. 1817), 2 Bde., und „Über die Entwicklungsstufen des Thiers“ (Münch. 1817); Cuvier's „Zootomie“ (Leipz. 1818); Blumenbach's „Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie“ (Götting. 1804); Cuvier, „Das Thierreich, ein- und zweifach nach dem Bau der Thiere, als Grundlage ihrer Naturgeschichte und der vergleichenden Anatomie“ (a. d. Franz., m. Zusätzen von Schinz, Stuttg. 1821—2 Bde.); Blumenbach's „Abbildungen naturhistorischer Gegenstände“ (10 Bde., Götting. 1797—1810). Außerdem empfiehlt sich besonders für Forstner und Ökonomen Bechstein's „Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands“, in der sie die Zoologie abhandelt, und hinsichtlich des natürlichen Systems Denon's „Buch der Naturgeschichte“, 3. Theil, desgl. Ficin's „Übersicht des gesammten Thierreichs nach den neuesten Beobachtungen“ (Dresden 1820).

Thierarzneikunde, Thierarzneikunst, Thierheilkunde. Unter versteht man den Inbegriff aller der Lehren und Grundsätze, nach welchem mittel- oder unmittelbar die Gesunderhaltung der Thiere überhaupt und die Beseitigung ihrer Krankheiten erzwungen werden soll; besonders begreift die Thierheilkunde indeß nur die Gesunderhaltung der landwirthschaftlichen Hausthiere und die Beseitigung ihrer Krankheiten in sich. Die Thierheilkunde ist wichtig, weil der Wohlstand begründet den Wohlstand des Landmannes oder des Ackerbauers, insofern auch den Reichthum des Staates. Für den Menschenarzt würde die Thierheilkunde von größter Wichtigkeit sein, wenn er sich mehr mit ihr bekennt, weil er die Natur hier mehr in ihrer Reinheit beobachten und solche Beobachtungen für sein Fach geltend machen könnte, sowie auch durch Jenner's Erfors-

schungen der Kuhpocken und ihrer Eigenthümlichkeit vieler Menschen Gesu-
 Schönheit und Leben erhalten worden ist. Aber die Ärzte machen es umge-
 sie glauben durch Das, was sie zur Ausübung der Menschenheilkunde erler-
 oft mangelhaft erlernt haben, die Thierheilkunde modeln zu können. Es ist
 viele Krankheiten der Menschen und Thiere sind sich ihrem Wesen nach glei-
 lein deshalb kennt der Menschenarzt doch z. B. noch keine Lungenentzündung
 einem oder dem andern der Hausthiere, während er sie beim Menschen viel-
 ersten Augenblick erkennt. Ohne Selbstausbübung und eifriges Studium der
 heilkunde vom Ursprunge aus werden die Menschenärzte (mit wenig ehre-
 Ausnahmen) stets Stümper und Pfuscher in der Thierheilkunde bleiben u-
 ser Wissenschaft immer schaden. Die Beobachtung, daß einer Seuche um-
 Menschen sehr häufig eine ähnliche unter den Thieren voranging, daß sol-
 zootien mit den Epidemien ungemeln oft viel Ähnliches haben, darf hier
 übersehen werden. Schon Homer erzählt uns, wie die Pest zuerst im grie-
 Lager damit anfang: daß

Maulthiere und Hunde stürzten dahin,
 Und die rächenden Pfeile trafen zuletzt die Menschen.

II. IX, 5

Die Entzündungskrankheiten spielen bei Thieren und Menschen in ihrem U-
 ge, Fortgange, Ausgange, überhaupt ihrem Wesen nach, eine gleiche Rolle
 die Behandlung ist in der Hauptsache dort und hier gleich. — Die Thier-
 kunde ist, im strengen Sinne des Wortes, nicht Zweig der Menschenheil-
 sondern die Menschenheilkunde ist Zweig der gesammten Thierheilkunde; die
 kunde der Hausthiere kann indeß recht gut für sich bestehen, sie bedarf der
 schenheilkunde gar nicht. Die Thierheilkunde (Zooiatrik) umfaßt ni-
 lein jene Wissenschaften, die ihr unbedingt angehören, als: Zootomie, Physi-
 Pathologie, Therapie, Chirurgie u., sondern auch die Hülfswissenschaften
 Zoologie, Botanik, Chemie und Kenntniß der Arzneimittel, nur werden bei
 diese letztern Wissenschaften in den Thierarzneischulen größtentheils von M-
 gelehrt, die selbst nicht Thierärzte sind, d. h. welche selbst keine richtige Ansicht
 Kenntniß von der Thierheilkunde haben, und daher aus Liebhaberei für ih-
 zu weit darin gehen, so nicht genug der Thierheilkunde anpassend und für Th-
 bearbeitet, vortragen; deshalb haben auch diese Wissenschaften in den Thier-
 schulen bisher wenig Früchte getragen. Obgleich die Vergliederungen des m-
 llchen Körpers durch die Vergliederung der Thierkörper schon in sehr frühen
 außerordentlich vervollkommenet wurde: so ist doch die Thierheilkunde lange
 Händen der Hirten und Abdecker, die Rossarzneikunde aber in den Hän-
 Schmiede geblieben, welche die Thierheilkunde überhaupt hier und da, un-
 allenthalben, bis jetzt noch mit vieler Frechheit ausüben. — Die Griechen
 der Thierheilkunde, besonders der Pferdeheilkunde, zuerst Form, worüber H-
 Herobot u. A. zeugen. Xenophon führt ebenfalls griech. Thierärzte, z. B. C-
 von Athen u., an. Der Kaiser Konstantinus Porphyrogeneta veranstaltete
 Sammlung der Schriften der Vorzeit, welche Bruchstücke vom Apsestus, A-
 fles u. A. m. enthalten, und welche auf Befehl des Königs Franz I. durch den
 Ruellius unter dem Titel „Veterinariae medecinae lib. II“ (Paris 1530)
 Griech. ins Latein. übersetzt wurden. Hippokrates beschäftigte sich mit Verg-
 rungen der Thiere, und der Römer Galen machte von solchen Vergliederunge-
 en menschlichen Körper Anwendung. Aristoteles gibt in s. „Historia animal-
 via Licht über den damaligen Stand der Thierheilkunde, und unter den Rö-
 zeichneten sich übrigens besonders Columella, Varro, Palanus und Vegetius
 natud aus, welche Alle schon über Krankheiten der Thiere in dem Werke „I-
 rustien“ Bruchstücke lieferten; wo hingegen Vegetius zuerst ein Werk „De

ria s. *Mulomedicina lib. IV*“ schrieb, worin er nicht bloß von Maulthieren reden, sondern auch von Rindern handelte. Wissenschaftliche Form erhielt die Thierheilkunde jedoch erst, als Carlo Ruyni im 16. Jahrh. ein Werk über Zergung des Pferdes („*Anatomia del cavallo, infermità et subì remedi*“, Bologna 1598) herausgab, und späterhin beschäftigten sich besonders Stallmeister, Vollenpfel, mit der Belehrung über Pferdearzneikunde (Hippiatrik). Als im Jahre 18. Jahrh. Viehseuchen (die Rinderpest) sich fast über ganz Europa ausbreiteten und fürchterliche Verheerungen anrichteten, soborten die Regierungen die besten Ärzte jener Zeit zur Erforschung und Beseitigung der genannten Krankheiten auf. So beschäftigten sich 1710—14 Bernb. Ramazzini und Lancisi in Rom, so auch Sauvages in Frankreich, späterhin Camper in Holland u. d. a. beschrieb sie, ohne ihr sichern Einhalt thun zu können. Man wurde dann angerichtet Schaden auf die Thierheilkunde überhaupt aufmerksam, denn in Berlin war der Erste, welcher die Nothwendigkeit der Errichtung von Thierarzneischulen in Vorschlag und zur Öffentlichkeit brachte. 1747 trat der Stallmeister Bourgelat auf und schrieb ein Werk: „*Le nouveau Newcastle*“ welches keine Übersetzung des größern engl. Werkes gl. N. ist, aber Grundleitungen mit richtigerer Berücksichtigung des Pferdekörpers, als bisher gewar, enthält. Eben dieser Bourgelat errichtete 1762, nachdem er zuvor in Paris („*Elémens d'hippiatrique*“ geschrieben hatte, eine Thierarzneischule (véténaire) zu Lyon und 1765, unter der vorzüglichen Begünstigung des Königs, in Paris, eine zu Alford, 2 Prieurs von Paris. Er selbst wurde nicht nur Director dieser Anstalten, sondern er lehrte und beschrieb alle Gegenstände der Thierheilkunde wissenschaftlich und mit vielem Erfolg. Er besaß außerordentliche Talente und erhob die Thierheilkunde zu einer geachteten Wissenschaft. Zu seiner Zeit lebte Lavoisier, der Vater, der die Errichtung einer Thierarzneischule, bei oder in Paris, vorschlug, Lavoisier, der Sohn. Beide, besonders Lavoisier, waren indessen bessere und ausgereiftere Thierärzte als Bourgelat, und ihre Schriften sind sehr berühmt. Seit 1762 auch die übrigen Regierungen Europas auf solche Anstalten aufmerksam, so errichteten die ersten Schulen dieser Art in Deutschland zu Dresden, späterhin zu Wien und andern Ländern eingerichtet. Zu ihren künftigen Lehrern und Leitern wurden junge Ärzte, Chirurgen und Apotheker nach Frankreich geschickt, um sich unter Bourgelat, Vitet, Bredin und Chabert auszubilden, was leider nur höchst selten geschah, da sie dort entweder das Studium der Menschenheilkunde dem der Thierheilkunde vorzogen, oder diese aus andern Gründen vernachlässigten, und so errichteten die meisten Thierarzneischulen Lehrer, welche das Zutrauen des Publicums nicht erwerben konnten; weil sie nicht nur schlechte Thierärzte, sondern ihnen mehrentheils nur wenig Gelegenheit geboten ward und jetzt noch nicht gegeben wird, sondern auch schlechte Rossärzte waren. Daher auch der geringe Nutzen, den die Thierarzneischulen überhaupt geleistet haben, weil in ihnen am wenigsten Thierärzte für das Land, sondern nur Rossärzte und Gurschmiede für die großen Städte, oder für die Cavalerie gebildet werden konnten; und denjenigen es der ausgezeichneten Rossärzte nur selten, weil theoretisirende und die Thierheilkunde nach der Menschenheilkunde modelnde Ärzte praktische und zugleich tüchtige Rossärzte und Thierärzte zu bilden nicht vermochten. Dies wird man erst einsehen und erreichen, wenn man talentvolle junge Leute, die sich der Thierheilkunde mit besonderm Erfolge widmeten, zu Lehrern ausbilden läßt. — Nur höchst selten ein krankes Rindvieh oder einige kranke Schafe oder Schweine zu Thierarzneischulen zur ärztlichen Behandlung gebracht werden, so kann auch die Krankheiten dieser Thiergattungen hier nicht praktisch, und also nur mangelhaft gelehrt werden; der praktische Unterricht, für die Mehrheit der Zöglinge der

wesentlichste, beschränkt sich daselbst also auf die Behandlung der Krankh Pferde, theils auch der Hunde. — Wir besitzen gute Werke über die R Kunde, und einige Zweige derselben sind trefflich bearbeitet; dagegen ist da der Rind- und Schafviehkrankheiten eigentlich nur auf gute Bearbeitung d chen dieser Thiergattungen beschränkt, worin es die Deutschen am weitesten haben; auch ist nicht zu leugnen, daß hierzu einige Menschenärzte, deren punkt dies mit sich brachte, am meisten beitrugen. So finden sich a Schriften über Schweinezucht, Schweine- und Hundekrankheiten. Für dezucht ist seit Marx Fugger Manches geschehen, doch sind ihre Grundf nicht erschöpft; über Rindviehzucht findet noch kein Ganzes statt; die S wurde in den neuern Zeiten von den Franzosen, Deutschen und Englan gleichem Eifer betrieben und beschrieben; Letztere glänzen besonders in d unserer Hausthiere. Die deutschen Zuchtungsanstalten (z. B. Gestüte) fast alle nach falschen oder fehlerhaften Grundsätzen geleitet zu werden, d gelangt daselbst nicht zur Selbstständigkeit, Selbstzucht und Reinheit, R der darin gezüchteten Thiere. — Eine Übersicht verdienstvoller bereits ver Schriftsteller (außer den genannten) zu geben, deren Schriften aber imm reellen Werth behalten, ist hier nicht am rechten Orte. Adams, E Abildgaard, Seuchen und Thierheilkunde; Blaine, Thierheilkunde; B Pferddezucht: Erleben, Flandrin, Frenzel, Gibson, Havemann, Kersting, heilkunde; Gilbert, Schafkrankheiten; Gohier, Thierheilkunde, Seuchen urgie; Pessina, Zootomie und Seuchen; Rohlfes, Thierheilkunde — sei arzneibuch; Sander, gerichtliche Thierheilkunde; Tolnay, Thierheilkunde; sehr gute Compilation der Thierheilkunde (Zootatrik) überhaupt; E. Wiborg heilkunde, Seuchen, Zucht, Chirurgie; Waldbinger, Thierheilkunde, E Zucht; Will, Seuchen; Wolstein, Chirurgie, Seuchen, Thierheilkunde. Unter den lebenden Schriftstellern über Thierheilkunde zeichnen sich aus: Ammon, Thierheilkunde; G. G. Ammon, Gestütswissenschaft; v. Amp richtliche Veterinärkunde; Bojanus, Seuchen; Busch, Thierheilkunde; B und Coleman, Hufbeschlagskunde; Dieterichs, Seuchen, Chirurgie; K Rossseuche; Fehner, Thierheilkunde; Gasparin, Schafkrankheiten; Girc Vater), Zootomie; Gurlt, Zootomie; Huzard (der Vater), Pferddezucht Thierheilkunde; Justinus, Zuchtungsgrundsätze; Kausch, Seuchen; Lach er, Hufbeschlagskunde; Naumann, Pferdewissenschaft; Niemann, Vet polizei und Schafkrankheiten; Petri, Schafzucht; Raseburg, Zoopharmak Ryff, Thierheilkunde, Schafzucht; Schwab, Zootomie, Pferddezucht; Schafkrankheiten, Zucht; Tennecker, Toggia, Escheulin, Thierheilkunde Seuchen; Walz, Seuchen und besonders Schafräude; White, Thierarzne

Thierdienst, Verehrung der Thiere, beruht darauf, daß dem schen in der thierischen Natur etwas Übermenschliches, Wunderbares, eine rührende wohlthätige oder verderbende Kraft der Natur erscheint. Dies finl bestätigt durch den Thierdienst der Ägypter, welcher ganz local und der C stufe dieses Volks angemessen war. Viele Thierarten durften nicht getödt den, und einzelne wurden als Stellvertreter der Götter in Tempeln vereh einbalsamirt. Bei höherer Bildung wurden die Thiere als Symbole des chen und der Gottheiten angesehen; daher auch die Götter mit Thierköpfen, Anubis mit dem Hundekopfe. Endlich verbanden die Priester der Ägypte wol astronomische Vorstellungen mit diesen Symbolen. Der Thierdien herrscht, so lange der Mensch vornehmlich von der Natur und deren Kräfte noch abhängig fühlt und in den wunderbaren Wirkungen des Instinkts das der Naturnothwendigkeit walten sieht.

Thierisches Leben unterscheidet sich von dem Pflanzenleben d

inen höhern Grad von Freiheit, Selbstthätigkeit und Selbständigkeit erst. Die sichtbaren Bewegungen der Pflanzen hängen von dem Winde und Umständen ab, das Thier hingegen bewegt sich in größerer Freiheit, aus Erlebe; die Pflanze ist an den Boden gefesselt, das Thier verändert seinen Ort nach Belieben. Das Pflanzenleben wirkt nur auf Bildung von Stoff; diese Lebensrichtung findet sich in den Thieren zwar auch, aber auf die den sprossen neue und dem Thiere eigenthümliche Blüthen empor: das Thier in die äußere Welt, das mit Willkür geschieht, und das ideale Aufsteigen in die äußere Welt in das eigne Wesen, in den Sinnen, und das sich selbst Erheben der äußere Welt in den psychischen Thätigkeiten, die erst im Menschen sich entwickeln. So geschieht es, daß sowohl der Stoff als auch die Function sich anders gestalten als in der Pflanze.

Thierische Materie ist die Hülle, der Stoff und die äußere sichtbare Form des Thierlebens. Die einfachen Urstoffe werden durch das Leben und seinen Zwecken gemäß, zu mannigfaltigen thierischen Stoffen zusammengefaßt, welche verschiedene Reihen bilden, in denen sich immer die eine Bildung an die andere anschließt. Solcher Reihen stellen wir 4 auf: a) die Säfte sind farblos, und tragen doch die Möglichkeit und Fähigkeit aller Gestaltung in sich selbst sind nicht organisirt, und organisiren doch Alles, und könnten nur eine einseitigste Naturbetrachtung für etwas Lebloses, Äußeres gehalten werden. Wir sehen sie in folgender Reihe sich einander anschließen und in einander übergehen: Chymus, Chylus, Lymphe, venöses, arterielles Blut, abgesonderte und abgesonderte Flüssigkeiten. Die erste und letzte dieser Flüssigkeiten schließen die Außenwelt an, und so entspringt die Reihe von dort und kehrt wieder zurück. b) Das Zellgewebe (die organische Krystallisation) entspricht der Region, umgibt theils die Oberfläche der Organe, theils dringt es in ihr Inneren, oder ist vielmehr als die Grundlage anzusehen, auf der sich die Organe bilden, es vermittelt, aber bestimmt nicht das Leben und Wirken, das Sein der Organe.

Dem Zellgewebe schließen sich die serösen Häute an, diesen die Schleimhäute, aus welchen die Drüsenbildungen sich dadurch entwickeln, daß die Schleimhäute sich in die Tiefe oder den kubischen Inhalt umgestaltet. An die Schleimhäute reiht sich endlich die Haut, als Bedeckung und begrenzender Überzug der Organe, welche sich durch die Aufnahme des Capillarkörpers und des Capillarnetzes, die von der Epidermis überzogen werden, zu einem selbständigen Organ gestaltet, in welchem die Hautbildung, das Ergebniß und Eigenthum der Thierwelt, ihre höchste Stufe organisch-thierischer Bildung erreicht. c) Die Haut ist polar und reizbar gewordenen Zellgewebe, das sich aber der Polarität wegen die Länge ausdehnt. Angedeutet ist dieser Übergang in den Lungen. Bei der Steigerung der Faser entsteht das Gefäß, das eigentlich in seinem Ursprunge nichts Andres als eine hohl gewordene, sich auf die Reproduction beziehende Faser ist, und in welchem sich die Gegensätze zwischen 2 Häuten, die das Lumen enthalten, zwischen Lumen und Wandung, Ast und Stamm, Arterie und Venen, Gefäß und Flüssigkeiten, nach und nach entwickeln, und so die Bildung des Gefäßes und seine organische Dignität steigern, bis sich endlich in dem Herzen, im höchsten Gefäßbildung, alle diese Gegensätze vereinigen, und so ein Gefäßsystem bilden. Durch die Anhäufung mehrerer Fasern, die entweder parallel oder verzweigt verlaufen, nie sich in Bifurcation trennen, entstehen Bündel, durch die Verbindung mehrerer Bündel die Muskelbildung. Setzt sich diese in die Organe der Thierwelt, in die Häute, so erhalten wir die Fleischhäute, Muskelhäute, Gefäßhäute und des Darmcanals), welche im Vereinigungspunkte des Gefäßsystems im Herzen, und an den beiden Enden des Darmcanals in muskulöse Musculatur übergehen. In den Muskeln aber hat die Faserbildung ihren höchsten Punkt erreicht.

erreicht, in ihnen fängt der Rückschritt schon wieder an. Aus dem M springt die Sehne, aus den zellichten Scheiden desselben die fibrösen Häute schließt sich in ununterbrochener Reihenfolge das fibrös-cartilaginöse Ge Ohrsläppchen, in der Scheidewand und den Flügeln der Nase, in den Aug Zwischenknorpeln) an, das den Übergang zur Knorpel- und Knochenbildung d) Die Markbildung, als höchste organische Stoffbildung, ist der Grund der Entwicklung des Hirn- und Nervensystems. Die ihm eigenthümliche Form, Ausdruck der Dimension der Tiefe, des Cubus, wird durch die Irritabilität und des Gefäßsystems auf den Nerven in die der Länge verkehrt aber in den Ganglien, in den Sinnesorganen (besonders dem Auge) und erscheint im Hirne am vollkommensten ausgeprägt.

Die Mischung des thierischen Stoffes ist von den neuern Chemikern besonderer Aufmerksamkeit untersucht worden, doch auch diese vermochten nicht, das sich hier öffnet, noch nicht in allen Theilen gehörig zu bearbeiten. Jetzt hat sich denn aber ergeben, daß folgende Bestandtheile die Masse des Körpers ausmachen. 1) Eisen, das gewöhnlich oxydirt ist und sich in größerer Menge befindet; 2) Kalkerde wird beim Auslaugen jeder thierischen Substanz erhalten und ist in den Knochen sehr reichlich, überall jedoch mit Säuren verbunden; 3) Kieselerde soll sich in dem Email der Zähne in geringer Masse befinden; 4) Wasser in allen festen und flüssigen Theilen, aber nirgends rein; 5) die Höhlen mit dampfförmigen Flüssigkeiten gemischt, thierisches Gas, das sie entweicht bei der Öffnung der Höhlen und entbindet sich unter der Luftpumpe aus vielen Theilen, verhält sich nach eudiometrischen Versuchen wie atmosphärische Luft ähnlich, fault jedoch bald. Läßt man sie durch Wasser so setzt sie an dieses den eigenthümlichen Geruch ab; das Wasser bleibt ungetrübt und läßt einen Rückstand zurück; steht es einige Zeit, so wird weißlich, und Wolken schlagen sich nieder. 6) Natrum mit Phosphorsäure verbunden in vielen Flüssigkeiten, mit Kohlensäure verbunden in der mehrsten Theile; 7) das Ammonium im Harn und Schweiß; 8) Schwefel im Eiweißstoffe, in den Nägeln etc.; 9) Phosphor in der Gallerte, im Eiweißstoffe, in den Knochen, Knorpeln etc.; 10) Salzsäure; 11) Schwefelsäure; 12) Phosphorsäure; 13) Kohlensäure; 14) Flußspathsäure, in dem Email der Zähne (thierische Säuren, d. i. die dem Thierreiche eigenthümlich sind); 15) Salpetersäure, die im erkalteten Urin unter der Form von kleinen, krystallinischen Sandkugeln zu Boden fällt, im Wasser schwer, in kausischen Alkalien leicht auflöslich ist, in der Hitze flüchtig und leicht krystallisiert sich verhält und in faulem Urin sich nicht mehr vorfindet; die Grundlage ist sehr zusammengesetzt. 16) Blausäure, die sich dem Alkali verbindet, fest mit der Kohle von Knochen, Blut, Fleisch etc. im bedeckten Tiegel eine mäßig geglüht hat und alsdann ausgelaugt wird. Sie schlägt das Eisen bei der Auflösung in blauer Farbe nieder und bildet dann das berliner Blau. 17) Milchsüßsäure; 18) die Ameisensäure, und 19) die Raupensäure. Alle diese Stoffe, die den thierischen Körper bilden, bis jetzt zerlegt sind, lassen sich auf Sauer-, Stick-, Kohlen- und Wasserstoff zurückbringen, und was die noch nicht zerlegt sind, vermuthet man, daß sie aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt seien. Diese 4 Stoffe sind es nämlich, die in der neuern Chemie gewöhnlich als die wahren Elemente angenommen werden, aus denen alles besteht, und die dadurch, daß der eine oder der andere vorwaltet, ganz ihren eigenthümlichen Charakter geben. So meint man, entsprechen in der Natur das Metall dem Kohlenstoffe, die Erden dem Stickstoffe, die Säuren dem Sauerstoffe und das Brennbare dem Wasserstoffe, und in dem thierischen Organismus entspricht die Gallerte, wie es scheint, dem Kohlenstoffe, von dem

andern Elementarstoffen zu enthalten scheint. Sie ist dem Schleime der Pflanze nicht unähnlich, löst sich im Wasser auf und wird, wie bekannt ist, durch gar vieler Theile des thierischen Körpers erhalten. Der Faserstoff scheint eine gewisse Steigerung der Gallerte zu sein, in die er auch durch Säuren verwandelt werden kann; Stickstoff ist die Grundlage desselben, und er dient den Thieren zur Irretabilität zur Grundlage eigenthümlicher Art. Der Eiweißstoff hat einen hohen Gehalt an Wasserstoff, ist ursprünglich im Wasser auflöslich und verleiht die Eigenschaft durch Sauerstoff und Säuren, durch die Fäulnis, Metallsalze zu zersetzen. Die Säuren lösen ihn schwach, die kauftischen Laugensalze vollkommen. Er befindet sich vorzüglich im Mark der Nerven, in den Ganglien, den Ausbreitungen der Sinnesnerven, im Rückenmark und Hirn, und scheint mehr als die Grundlage der Sensibilitätsorgane anzusehen zu sein. So bildet auch in Hinsicht auf ihre Mischung die thierischen Organe Reihen unterliehen sich an einander an; etwas Ähnliches scheint in den thierischen Säuren zu finden. Ihre Grundlage ist natürlich, wie in der äußern Natur, das Wasser selbst, und den wässerigen Flüssigkeiten, die von den serösen Häuten abgetrennt werden, schließt sich der Speichel, der pankreatische Saft, die Thränen, seröse und gläserne Feuchtigkeit an. Die Aussonderungsflüssigkeiten, Hautabsonderung, Schweiß, Urin und Galle, bilden eine neue Reihe unter sich, jener anschließt. Endlich bilden die ernährenden Flüssigkeiten eine besondere Reihe und machen für sich wieder ein Theilganzes aus, dem sich die Milch anschließt.

B. P.

Thierische Verrichtungen sind diejenigen, die dem Thiere eigen sind, vor den Pflanzen zukommen, und als solche werden schon von Galen, der die Einteilung der physiologischen Gegenstände eine Classe von Verrichtungen Bezeichnung *functiones animales* auführt, die Bewegung und Empfindung festgestellt. Oder, wie sich die neuere physiologische Sprache ausdrückt, die Thätigkeiten (Functionen), die zur Irretabilität und Sensibilität gehören, sind dem Thiere eigenthümlich zukommen. Zwar besitzen noch die Pflanzen die Bewegung, ohne welche die Säfte von der Wurzel aus und das Luftprincip in den Blättern aus nicht in den Stamm gelangen könnten. Allein sie ist hier nur dem plastischen Prozesse untergeordnet. Die höhern Functionen der Irretabilität und Sensibilität, willkürliche Muskelbewegung, die mannigfaltig in der verschlungenen Functionen des Gefäßsystems und des Kreislaufs, sind ein wesentliches Eigenthum der Thiere. Sobald aber diese Functionen sich regen, werden sie auch Organe, durch die das geschieht kann, und wo sie einmal von dem Organismus Besitz genommen, und ihn durchdrungen haben, da wirken sie auf die übrigen Functionen und Organe desselben ein, und es gibt nicht eine Function, die nicht den Einfluß derselben erführe. Unter Form von Nerven mischen sich die thierischen Functionen und Organe in alle Reize und verändern die Form derselben, wenn sie auch, wie es nothwendig ist, Wesen derselben bestehen lassen. So geschieht es, daß auch die vegetabilischen reproductiven Functionen im Thiere unter einer andern Form, mit Bewegung und Empfindung verknüpft, vorstattengehen, daß jede unter den Nerven geräth und von der Nerventhätigkeit beherrscht wird. Und es muß eine gewisse Folge davon sein, daß auch das Product, das Organ, die Gestalt, und die Eigenschaft desselben anders sich gestaltet als da, wo jene Einflüsse in den Pflanzen.

B. P.

Thierische Wärme ist die Eigenschaft des thierischen Körpers, einen bestimmten Wärmegrad unabhängig von der Temperatur des denselben umgebenden Mediums zu behaupten. Sie erscheint offenbar als Werk des Nerveninflusses, der Herrschaft des Gehirns über den Körper, wodurch sich insbesondere die

vollendete er 1809 den ersten Versuch eines solchen Parabigma. Den-
 rundsfagen, aber mit erweitertem Plane und gelehrter Bestimmung, folgte
 hische Grammatik" (1812), von welcher 1826 eine 3. umgearbeitete Aufl.
 n ist. Formenlehre und Syntax sind von der einfachsten Bildung bis zum
 ersten Satz nach gleichmäßigen Gesetzen entwickelt, und das ganze Sprach-
 auf Homer gegründet. Die göttinger philos. Facultät ernannte ihn 1809
 doctor, und nachdem er sich durch eine Abhandlung über Plato's Gast-
 akademischen Vorträgen habilitirt hatte, zum Assessor in der Facultät.
 Zeit verließ Nießhammer, durch Jagen auf ihn aufmerksam gemacht, ihn
 professor des neuerrichteten Gymnasiums nach München. Er ging mit-
 h die franz. Heere im Frühling 1809 nach seiner neuen Heimath ab, wo
 eine fremde Welt umging. Die gehässigen, vorzüglich durch den Freih.
 n entflammten Streitigkeiten und Parteilungen der sogen. Süd- und Nord-
 a verbitterten ihm die ersten Jahre s. Aufenthalts in München. Seine
 über den angenommenen Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland
 erhitzte die Gegner noch mehr. Th., welcher jetzt nicht feige weichen
 folgte Jacobs in seinen Stellen am Lyceum und in der Akademie, nach-
 dort seine Abhandlung über Homer und Hesiodus eingegeben hatte. Ein
 mordetischer Versuch auf Th.'s Leben hatte Theilnahme für ihn und Ab-
 gen seine Verfolger erregt, und es begann für ihn eine bessere Zeit, in
 sein Umgang mit Jacobi, Schelling u. und seine Berufung zum Unter-
 : Königl. Prinzessinnen in der Geschichte und Literatur glänzende Punkte
 Er gründete jetzt das philologische Institut zur Bildung von Lehrern für die
 1 Schulen Baierns, ein Institut, welches 1812 vom Staate übernom-
 mit der Akademie in Verbindung gesetzt wurde. Die Zeitschrift desselben,
 besorgt: „Acta philolog. Monacens.“, ist bis auf 3 Bde. gebiehn. Zur
 ung des Pindar, welche 1820 in 2 Bdn. mit Urschrift und Erläuterungen
 n ist, gab ihm Jacobi den ersten Anstoß, welcher, des Griechischen nicht
 genug, um den König der Lyriker in der Urschrift zu lesen, ihn zu diesem
 gen Versuche in Anspruch nahm. Die dresdner Antiken hatten Th. zuerst
 und Geist für die alte Plastik erschlossen. Seit 1812 beschäftigten ihn
 gische Studien, veranlaßt durch innern Drang, wie durch die äußere Ver-
 ig von Vorlesungen, anhaltend. Er reiste 1813 nach Paris, damals
 n Museum der Welt, und fand an Visconti einen gefälligen Leiter. Die
 phen des Krieges trieben ihn aus Paris, aber ebendiesem führten ihn
 ahin zurück, bevollmächtigt zur Reclamation der aus Baiern geraubten
 Age. Napoleons Rückkehr von Elba brach dieses Geschäft ab, welches
 s. 3. Aufenthalte in der franz. Hauptst. so schnell beendigte, daß ihm noch
 einem Ausfluge nach England blieb, wo ihn in London das Museum und
 r'schen Marmors am meisten beschäftigten. Eine Reise durch Italien 1822
 : Erönte s. archäologischen Streifereien, deren Früchte er in den Abhandlun-
 e die Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen, unter den Schriften
 demie und in der Reisebeschreibung, die seit 1826 erschienen ist, niedergelegt
 Während des deutschen Befreiungskrieges war Th. bei den militairischen
 in der studirenden Jugend sehr thätig; nachdem man s. eigne Theilnahme
 Kampfe nicht angenommen hatte. Auch zur Wiedergeburt Griechenlands
 ifrig beigetragen. Er arbeitete schon seit 1812 an einer wissenschaftlichen
 pfung Griechenlands mit Deutschland, durch die münchener Akademie.
 elcher diese Angelegenheit leitete, knüpfte dadurch ein festes Band der Liebe
 nbarkeit an, welches allmählig das ganze griech. Volk umschlang, und ihn
 ersten Philhellenen Deutschlands erscheinen ließ. Noch nähere und innigere
 nisse mit den Griechen begründete und unterhielt sein Athendäum, eine Ergie-

hungsanstalt für junge Hellenen, als Vorbereitung zu akademischen Studien in Deutschland. Wie groß und allgemein die Achtung, Liebe und Dankbarkeit der Griechen für ihn war, erfuhr er am deutlichsten durch den Empfang, welchen er im Jahr 1814 in Wien während des Congresses von den bedeutendsten Männern zu Theil wurde. Dort bildete sich damals auch die Petairie der Griechen, besonders durch den Grafen Capodistrias, und München wurde in der That der Ort der Geschäftsführung und Cassenverwaltung dieser ursprünglich rein griechischen Verbindung. An den nachherigen politischen Entwürfen und Unternehmungen der Petairie hat Th. keinen Antheil gehabt; als aber der Aufstand in Griechenland und Balachei, vielleicht zu früh und gewiß zu einer ungünstigen Zeit, send in den langsamen, aber sichern Gang geistiger Entknechtung, die zur Befreiung Griechenlands gab, da wollte Th. durch Errichtung einer Anstalt in der Region der Bundesgenosse jenes großen Kampfes werden. Aber seine bürgerlichen Pflichten hinderten die Ausführung dieses Planes. Er lebt gegenwärtig zu München in glücklichen amelichen und häuslichen Verhältnissen, seit der Errichtung der dortigen Universität auch für diese Anstalt thätig. *Schlüsselsatz* aus seiner neuesten Schrift: „Über gelehrte Schulen“ (Stuttg. 1826 — 27), besonders auf Baiern bezüglich. Er ist verheirathet und Vater einer kleinen Familie.

Thierstücke sind malerische Darstellungen des Thiercharakters in verschiedenen Classen der Thiere, und zwar solche, in welchen das Thier als untergeordneter Gegenstand, sondern als Hauptgegenstand vorkommt, z. B. in den Heerden. Der Thiercharakter kann in Ruhe und Bewegung dargestellt werden, ja er kann in beiden Fällen selbst wiederum der Allegorie dienen, menschliche Handlungen, wie in der Asopischen Fabel, dadurch veranschaulicht. Bei der Thiermalerei überhaupt sind nicht nur Bildung, sondern auch die richtige Stellung, Bewegung und die in dem Thiere vorherrschenden Triebe, Sitten und Neigungen wichtig. Diese besonders an wilden Thieren beobachten können, hat der Maler selten Gelegenheit, daher muß auch in diesen die Einbildungskraft unterstützend wirken. Die größten Thierstücke sind die Darstellungen von Thierkämpfen und Jagden, welche aber, wenn sie den Wohlgefallen erregen sollen, nicht das gemaltete Thier, sondern nur die in seinen natürlichen Kraftäußerungen darstellen müssen. In solchen Stücken haben Rubens und Martin de Vos, und noch mehr Franz Sneyders ausgethelt. In Darstellung des Thiercharakters im ruhigen Zustande sind die Niederländer u. A. berühmt.

Thieß (Johann Otto), Dr. der Theol., war am 15. Aug. 1762 in Hamburg geb., wo er das Johanneum besuchte und als Schüler schon theologische Literatur und Kirchengeschichte für sich studirte. In Helmstedt, wo Henke, Jov, Welthausen, Widenburg und Bruns seine Lehrer waren, beschloß er seine akademische Laufbahn mit einer Abhandlung „De evangelii Matthaei interpolando non corrupta“, welche von Henke das Lob erhielt, daß sie für seine Belesenheit zeuge. Die Ruhe, welche ihm das 1783 angetretene Amt des Nachmittagspredigers an der Paulskirche auf dem hamburgischen Berge gab, benutzte er nicht nur zum Studium der Patristik, sondern auch zu schriftlichen Arbeiten. Von 1785 war er akademischer Lehrer zu Kiel, erhielt 1787 die theol. Doctorwürde, und verlebte s. letzten Jahre im Kathedra Vorbesholm bei Kiel, wo er am 7. Jan. 1810 starb. Er gehörte zu den tüchtigen Theologen, weshalb er manchen Kampf zu bestehen hatte. In seiner Schrift: „Der Sturz des Ansehens Moses zieht nicht nothwendig den Fall des Christenthums nach sich“ (1783), nahm er sich des von dem bekannten Melchior Gbke in Hamburg angefochtenen Döberlein (s. d.) an. Seine

ſen Schriften beziehen ſich auf mehrere Zweige der theol. Disciplinen, als Dogmatik: „*Fundamenta theologiae christ. critico-dogmat.*“ (Leipz. „Über die bibliſche und kirchliche Lehrmeinung von der Ewigkeit der Höl-
ren“ (1791) u. ſ. w.; auf die Moral: „*Vorlesungen über die Moral für
e Lefer in allen Ständen*“ (Gera 1810, 2 Thle.). Zu ſ. ins Fach der
einſchlagenden Arbeiten gehören: „*Das N. Teſt.*, neu überſetzt mit Er-
en“ (1794 — 1800, 4 Bde.); „*Neuer kritiſcher Commentar über das
(1804 — 5, 2 Bde.)*; „*Handbuch zum richtigen Verſtande und frucht-
Bebrauche der Sonn- und Feiertags-evangelien*“ (1796). Das homileti-
ch ward auch von ihm durch mehrere Predigten, Homilien und Predigenten-
forole durch ſ. „*Anleitung zur Amtsberechtfamkeit der öffentlichen Religion*“
des 19. Jahrh.“ (1801), zu deren Bildung er ebenfalls eine „*Anleitung*“
) herausgab, bereichert. Sein „*Handb. der neuesten theol. Literatur*“ (1792,
.), welches dieſelbe von 1741 an umfaßt, und ſeine „*Einleitung in die
Geſchichte der Religion, der Kirche und theologischen Wiſſenſchaften*“ (1797)
von ſeiner Bekanntschaft mit der Kirchengeschichte und Literatur, wenn auch
gentwärtige Brauchbarkeit durch neuere Schriften dieſer Art vermindert ſein

Als aſcetiſcher Schriftſteller gab er heraus: „*Andachtsbuch für aufgeklär-
iſten*“ (1797); „*Communionbuch*“ (1810, 4. Aufl.), und „*Chriſtliche
und Geſänge*“ (zuerſt 1784 — 85), aus welchen einige in neuere Geſang-
aufgenommen worden ſind. Außerdem haben wir noch von ihm: „*Versuch
Gelehrtengeſchichte von Hamburg*“ (1780, 2 Bde.); „*Gelehrtengeſch. der
ſ. zu Kiel*“ (2 Thle.); eine Abhandl. „*Über die Magier und ihren Stern*“
); „*Über Liebe und Ehe*“ (1801). Auch gab er der Beherzigung werthe
n aus Luther's Schriften: „*Dr. M. Luther's Lehren, Räte und Warnun-
e unſere Zeiten*“ (1792); und von 1795 — 98 eine „*Allgemeine Prediger-
z*“ heraus. In das „*Journal ſ. Pred.*“, in Schröter's „*Schriftforſcher*“ u. a.
r. lieferte er ebenfalls Beiträge, unt. And.: „*Über den Streit zwischen dem
Oberhofprediger Reinhard und dem Hrn. Kirchenrath Cannabich*“. Sein
ſ. in „*Geſchichte meines Lebens und meiner Schriften aus und mit Actenſtü-
ein Fragment aus der Sitten- und Gelehrtengeſchichte des 18. Jahrh.*“
b. 1801 — 2, 2 Thle.). Vor dem 1. Thle. ſteht auch ſein Bild. 11.

Thiſſe, eine ſchöne Babylonierin, deren Andenken ſich erhalten hat we-
rer unglücklichen Liebſchaft mit Pyramus. Da die Ältern den Wünſchen
enden entgegen waren, konnten dieſe lange keine weitere Gemeinſchaft mit
er haben, als daß ſie ſich durch die Lücke einer Mauer zwifchen den angrenz-
äufern ihrer Ältern unterredeten. Einſt aber beſchloſſen ſie, vor der Stadt
brabe des Ninus zuſammenzukommen. Th. kam zuerſt, aber die uner-
eſcheinung einer Löwin nöthigte ſie, ſich in einer nahest Höhle zu ver-
e. In der Eile verlor ſie ihren Schleier, welchen die Löwin zerriff. Jetzt
uch Pyramus; der Schleier brachte ihn auf die Vermuthung, Th. ſelbſt
ie Beute des Ungeheuers geworden, und er ſtürzte ſich verzweiflungsvoll in
Schwert. Th., die bei ihrer Rückkehr den Geliebten in ſeinem Blute fand,
ohrte ſich mit demſelben Schwerte. Welde deckte ein Grab, und der Maul-
um, unter dem ſie beſtattet wurden, verwandelte ſeine weißen Beeren in
— Verſchieden von dieſer iſt die Nymphe Thiſſe, von welcher die Stadt
e in Böotien den Namen hatte.

Thomas von Aquino, unter den ſcholäſtiſchen Philoſophen und Theo-
des 13. Jahrh. der einflußreichſte, war aus dem gräſſ. Geſchlechte von Aquino
Neapolitaner, auf dem Schloſſe Roccaſſeca 1224 geb. Nach damaliger
leiſe, die adeliche Jugend in Klöſtern erziehen zu laſſen, erhielt er ſ. erſte Bil-
unter den Benedictinern zu Montecassino und ſetzte dann ſ. Studien in Nea-

pel fort. Seine überwiegende Neigung zu den philosophischen Wissenschaften für die das Mönchsleben die beste Freistätte war, bestimmte ihn, dem Dominicanerorden zu treten. Es geschah wider den Willen s. Familiens, dem talentvollen Sohne eine seinem Stande angemessene Laufbahn zu zeigen. Da der Orden jeden Versuch, den jungen Novizen aus dem Kloster zu ziehen, die Welt zurückzuführen, vereitelte und ihn sogar durch Versetzung nach von seiner Familie entfernen wollte, benutzten seine Brüder diese Rücksicht Begleitern gewaltsam zu entführen und auf das väterliche Schloß zu bringen, er wie ein Gefangener bewacht wurde. Nach 2 Jahren dieses erzwungenen Aufenthalts bei den Seinigen entfloß er ihnen mit Hülfe der Dominicaner sich über Frankreich, wo er zu Paris nur kurze Zeit verweilte, in die Rhön, um daselbst den Unterricht des berühmten Scholastikers Albert d. Magni zu genießen. Weil er hier s. Studien meist schweigend und in stiller Zurückgezogenheit betrieb, nannten s. Mitschüler ihn einen stummen Ochs; Albert aber ihm gesagt haben: dieser Ochs werde einst mit seinem Gebrüll die Welt erschauern. Th. entsprach auch wirklich dieser Erwartung. Völlig eingeweiht in die griechische Dialektik und Aristotelische Philosophie, trat er nach wenigen Jahren derselben zu Paris auf. Seine sinnreiche Anwendung dieser Philosophie auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Theologie verschaffte ihm bald einen ausgezeichneten Ruhm, daß er sich um ein theologisches Lehramt zu verdienen dem Universitäts zu Paris war aber eben in jenem merkwürdigen Kampfe gegen die Bettelmönche begriffen, denen sie den Eintritt in das Collegium ihrer Lehrer zu verweigern streitig machte, welche der Dr. Wilhelm von St. Amour in s. *Scriptura periculis novissimorum temporum* überzeugend darlegte. Obwohl die Aufnahme der Bettelmönche in einer Bulle vom J. 1255 förmlich verboten hatte, mußte Th. doch bis zum Ausgange dieses Streits warten. Als dem Wilhelms Schrift zu Rom verurtheilt und der Widerspruch der päpstlichen Doctoren niedergeschlagen war, erhielt er 1257 die theol. Doctorwürde nicht nur die Ehre seines Ordens durch die Streitschrift: „*Contra iudaeos Dei cultum et religionem*“, sondern genoß auch seines Triumphes als gelehrter Lehrer in zahlreich besuchten Vorträgen, bis ihn Urban IV. nach Italien rief, wo er in Auftrag des Papstes zu Rom, Bologna und Philosophie lehrte, und von seinem Orden zum Definitor der römischen Provinz ernannt wurde. Zuletzt hielt er sich in dem Dominicanerkloster zu Neapel auf, wo die ihm daselbst angetragene erzbischöfliche Würde aus, um seinen theologischen Vorträgen ganz zu leben. Eben wollte er, mit seinem Werke der *Summa theologiae* der griech. Kirche, auf Befehl Gregors X. zur Kirchenversammlung zu Lyon reisen, als ihn 1274 unterwegs, noch im Neapolitanischen zu Neapel der Tod überraschte. Zufolge einer nicht unwahrscheinlichen Nachricht von Anstiften Karls I. von Sicilien vergiftet worden, da dieser König sich nicht von den Zeugnissen versprechen konnte, die Th. zu Lyon über ihn abgelegt würde. Noch während seines Lebens genoß Th. v. Aquino das größte Ansehen der Kirche, seine Stimme hatte entscheidendes Gewicht, und seine Schüler nannten ihn *doctor universalis*, auch *doctor angelicus* und *doctor Augustinus*. Sein Orden verbreitete die Nachricht, ein Crucifix habe ihm gerufen: „Du hast recht von mir geschrieben, Thomas!“ Ein Generalcapitel der Dominicaner zu Paris verpflichtete nach s. Tode die Glieder des Ordens zur Vertheidigung seiner Lehrsätze. Vorzüglich durch die Erzählungen der Wunder von Wundern, die er verrichtet haben sollte, wie durch die einflussreichen Visionen von der Heiligkeit seines Wandels bewogen, versetzte Papst Johannes XXII. ihn 1323 unter die Kirchenheiligen. Sein Leichnam wird zu Toulouse aufbewahrt. Unstreitig hatte Thomas die Ehre der Heiligsprechung vor vielen Anderen.

ein Leben nur in der beschaulichen Stille des Klosters, die er besonders eine große Unternehmungen und Einfluß auf politische Handel hinging, hatten bloß Lehrvorträge und bündereiche Schriften waren. Wie den meisten Scholastikern, fehlte ihm einerseits die Kenntniß der griech. und hebr. Sprachen, Mangel ihn auf den Gebrauch der Vulgata und der schlechten latein. Ausgaben der griech. Kirchenväter einschränkte und daher auch s. exegetischen Schatz, andererseits die nöthige historische Gelehrsamkeit, sodaß er der Ursprung und den Gründen der damals herrschenden Kirchenlehre nicht nachforschte, die er mit allen den willkürlichen und schriftwidrigen Satzungen, die die Kirche und Pfaffenenthum in sie hineingebracht hatte, annahm und mit philosophischer Scharfsinn durch neue Beweise zu unterstützen trachtete. Er hat dies in seinen Hauptwerken, dem Commentar über Peters des Lombarden 4 Bücher „Sententiarum“ und der „Summa theologiae“, denen sich f. „Quaestiones disputatae et quodlibetales“ und f. „Opuscula theologiae“ durch Ähnlichkeit des Inhalts anschließen, mit einem Aufwande von Fleiß und dialektischer Kunst gethan, wodurch die Festigkeit seines Eifers für den Kirchenglauben und sein großes Verdienst der Befestigung desselben außer Zweifel setzte. Ihm verdankten besonders die Anhänger der vor ihm erst aufgetretenen Lehren von dem Schutze der Kirche an moralischen Überverdienst mit dem ganzen Unwesen der Indulgenzen und Ablass, die aus der Entbehrlichkeit des Abendmahlskeiles für die Laien zur Anbetung der Hostie führenden Transsubstantiation eine neue, nach ihm gegründete Begründung. Die ermüdende Welterschweifigkeit des Vortrags nach der damals gangbaren dialektischen Methode in Tausende von spitzwinkligen und oft überflüssigen Fragen, Einwürfen, Gegenbeweisen und Conclusionen ist, hat er mit andern scholastischen Schriftstellern gemein, doch die Vorgänger, Anselm von Canterbury, Alexander von Hales und Albertus Magnus, nach denen er sich bildete, keineswegs slavisch nach, und behandelte die christliche Sittenlehre in einer ihm eigenthümlichen Anordnung und Einfassung, wodurch er sich den Ehrennamen des Vaters der Moral erwarb, auch die gesammte Kirchentheologie mit einer wissenschaftlichen Bestimmtheit und Vollständigkeit, die f. theologischen Werken den Vorzug vor Lehrbüchern früherer scholastischer Dogmatiker gibt. Dies geschah in f. „Summa theologiae“, dem ersten vollständigen Versuch eines theologischen Systems, welcher wurde er von Pius V., der 1570 die genaueste Sammlung f. in 18 Bdn. Fol. zu Rom (die neueste, jedoch unzuverlässigere Ausg. von Paris 1636—41 in 23 Bdn. Fol.) herausgeben ließ, den größten Lehrern der Kirche, einem Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregor d. Gr., als Zeugen an die Seite gesetzt, von den kathol. Theologen aber als ein Orakel der wahren Lehre verehrt und bis jetzt zum Unterricht der jungen Geistlichen benützt. Philosoph. Schriften, unter denen f. „Summa fidei cathol. contra gentiles“, die Verteidigung des kath. Glaubens gegen die Heiden, die geistreichste ist, zeigt ihn als einen Kopf von eigenthümlicher Kraft, der über die abstractesten Wahrheiten Licht zu verbreiten weiß. Glücklich hatte er den Geist der Aristotelischen Schriften, die er nur in einer dunkeln lat. Übersetzung und durch einige ihrer Erklärer kannte, aufgefaßt, wie f. gründlichen Commentare beweisen, und sich zu ihnen von der rationalen Theologie herangearbeitet, auf die sein Studium andrerer nicht ohne Einfluß geblieben war. Um so schmerzlicher ist es, ihn in seiner Anhänglichkeit an das Kirchensystem seiner Zeit zu einer Menge von Irrthümern verleitet zu sehen, die sein Verdienst um die Philosophie vermindern, wenn gleich sie das beste Mittel waren, ihn gegen Verfehrungen zu schützen. Doch blieb jedoch dieser große Kirchenlehrer nicht. Schon der Umstand, Dominicaner war und von seinen Ordensgenossen als ihre höchste Zierde ge-

feiert wurde, regte die Eifersucht der Franciscaner gegen ihn auf. Unter die aber auch im Anfange des 14. Jahrh. Dun s (s. d.) Scotus als erklärter der Lehrsäge des heil. Thomas hervor und gründete die philosophisch-theologische Schule der Scotisten, denen seitdem die Thomisten, meist Dominicaner Anhänger des h. Thomas gegenüberstehen. Diese beiden nie versöhnten Schulen unterscheiden sich nach den Verschiedenheiten der Lehren ihrer Stifter durch die Merkmale. Die Thomisten neigen sich in der Philosophie zu den Realisten (s. d.), obwohl sie die abstracte Form für das Wesen der Dinge halten, folgen der strengen Lehre Augustins von der Gnade und bestreiten die unempfangniß der Jungfrau Maria. Die Scotisten dagegen sind entschieden Realisten, neigen sich zu der mildern Ansicht des Semipelagianismus und behaupten das unbesleckte Empfangniß der Jungfrau Maria mit einem Eifer behauptet, Kirchenfest derselben und den überall, wo Franciscaner sind, bis zur Überherrschenden Mariendienst in Übung brachte. Obwohl der römische Stuhl jeder Zuwachs des Aberglaubens willkommen ist, den Scotisten in diesen Punkte nachgab, blieben doch die Thomisten, schon weil alle Dominicaner angehören, die mächtiger, bis der Kampf der Molinisten, meist Jesuiten Franciscaner, gegen die Jansenisten, welche die strenge Augustinische Ansicht den Thomisten gemein haben, und die Niederlage des Jansenismus den Punkt von der Gnadentwahl verfänglich machte. Gegenwärtig, wo die Philosophie des h. Thomas in denjenigen kathol. Ländern, deren Geistlichkeit bei der scholastischen Philosophie geblieben ist, noch jetzt als Thomisten betrachtet werden, zeichnen sich diese nur durch ihre philosophische Ansicht und einige Riten des Mariendienst aus.

Thomas a Kempis, d. i. von Kempen oder Kampen, einer Stadt im Erzstift Köln, wo er 1388 geb. war. (Nach A. war Kampen ein Dorf, dessen Ort sein Geburtsort.) Sein Geschlechtsname war Hamerken oder Hamer (Malleolus). Früh von seinen armen Eltern dem Kirchendienste bestimmt, kam er nach Deventer, wo sich besonders Florentius (Prior eines Klosters und Kanoniker) durch Unterricht, Unterstützung und Beispiel verdient um ihn. So zur Frömmigkeit geleitet, widmete der empfängliche Jüngling sich mit Strenge den klösterlichen Übungen. Dabei lag er mit unermüdblichem Fleiße an theologischen Studien, besonders aber dem Lesen der Bibel ob. Mit entschiedener Neigung zum Klosterleben begab er sich, 20 J. alt, in das Kloster der Augustiner Chorherren auf dem Berge der heil. Agnes, nahe bei Zwoll, wo er nach 5 J. Prüfungszeit das Gelübde leistete. Als ein Mann von apostolischem und reinchristlichem Wandel, der an die ehrwürdigen Altväter der frühesten christlichen Zeiten erinnerte, übte er auch jenes echte Christenthum, das sein Werk seine Werke verkündigten, und starb als Superior seines Klosters 1471 im Alter, dessen Schwächen er nicht empfunden hatte. Seine Werke, von denen einige ungedruckt sind, erschienen zuerst 1494 (Fol.). Die beste, aber nicht vollständige Ausg. besorgte der Jesuit Sommel (1600, 4.). Die gedruckten Werke, sämmtlich in lat. Sprache, bestehen in Predigten, Anreden, Ermahnungen und in andern ascetischen Abhandlungen, ferner in Liedern, Gebeten und Biographien. Seinen „Selbstgesprächen der Seele“ („Soliloquia animae“) nem „Rosengarten“ („Hortulus rosarum“), sowie seinen Predigten hat man in allen Zeiten neben den Werken Tauler's und anderer sogen. Mystiker einen vollen Platz eingeräumt. In der That gehört er zu denen, die ebenso tief Anschauung der göttlichen Dinge und in Selbstbeschauung sich zu versenken für das lebendige und thätige Christenthum, als Sache des ganzen Lebens, sich Andre zu begeistern vermögen. Vor allen ragen unter seinen Schriften die 4 Bücher von der Nachfolge Christi („De imitatione Christi libri IV“) hervor,

prachen übersezt worden, und in mehr als 1000 verschiedenen Ausg. vorfind. Den hohen Werth dieses Werks hat schon Luther gepriesen, und auch wie Leibniz und Haller haben ihn anerkannt. Es bringt so wahr und kräftig das rechte Christenthum, daß es auch jetzt von den Gliedern aller Kirchen mit gleichem Nutzen gelesen werden kann. Die neuesten deutschen Übersetzungen sind von Seiler und Köthe. Der zwischen den Benedictinern und Augustinern geführte Streit über den wahren Verf. dieses Werks bedarf hier keiner weitläufigen Erwähnung, wiewol zuzugeben ist, daß Thomas a Kempis wahrscheinlich ältere dabei benutzt hat. (Nach Gregory ist Gerson der Verf.)

Thomas (Antoine Leonard), ein geistreicher franz. Schriftsteller, geb. zu Mont in Auvergne 1732, ward in seinem 10. Jahre nach Paris auf das College Duplessis gegeben, wo er schon 1747 einen Preis erhielt, und nachher von 1750 an immer mehr davon trug. Obgleich zum Rechtsgelehrten bestimmt, er doch seiner Lieblingsneigung zu der schönen Literatur und ward bei dem Studium von Beauvais als Professor angestellt. 1776 arbeitete er als Secretair im Minister der auswärt. Angelegenh., dem Herzoge v. Praslin, war zuletzt als des Herzogs v. Orleans und starb zu Chateau d'Orléans 1785. Er war ein großmüthiger Mann und ein vortrefflicher Schriftsteller. Am bekanntesten sind seine Lobreden auf große Männer, wofür er zu mehreren Malen den Preis der Akademie zu Paris erhielt. Fast alle zeichnen sich aus durch kraftvolle Beredtheit, durch Fülle und Kühnheit der Gedanken und durch hohen Eifer für Wissenschaft und Menschheit; doch sind sie auch nicht rein von Schwulst und einem zu sichtbaren Haschen nach Effect. Als die vorzüglichsten betrachtet werden können seine Reden auf Descartes, Sully, den Marschall von Sachsen und den Dauphin. Auch sein „Essai sur les éloges“ (2 Bde., 1773; deutsch von R. W. Zoltmann 1774) ein Werk, das wegen der glänzenden Bilder, der starken und richtigen Gedanken und anziehenden Untersuchungen über alte und neue Redner dem Verf. Beizuwurde. Weniger wichtig ist sein „Essai sur le caractère, les mœurs et le climat des peuples“ (1772 und 1803; deutsch, Breslau 1772). Unter seinen besten verdienen seine „Épître au peuple“, seine „Ode sur le temps“, und „Poème de Jumièges“ das meiste Lob.

Thomaschriften nennt sich eine schismatische Christenpartei auf der Insel Malabar in Ostindien, weil der Apostel Thomas das Evangelium in diesen Inseln gebracht haben soll. Sie gehören zu der 499 geschlossenen Vereinigung der Christen im mittlern und östl. Asien zu einer syrischen oder chaldäischen Kirche, sind, wie diese, in ihrem Glauben Nestorianer (vgl. Syrische Christen), und haben sie noch mehr die Züge ihrer Abstammung von der ältesten Christenkirche beibehalten. Wie diese feiern sie noch die Agapen oder Liebesmahl, statt der Eucharistie vom Kirchenvermögen aus und versorgen ihre Armen. Ihre Vorstellungen vom Abendmahl nähern sich den protestantischen, nur brauchen sie dabei Wein mit Salz und Öl. Bei der Taufe salben sie den Leib der Kinder mit Öl. Außer dem Eucharistie und der Priesterweihe erkennen sie keine Sacramente an. Ihre Priester, welche die Tonsur haben, sind verheirathet und standen bis in das 16. Jahrh. dem nestorianischen Patriarchen zu Babylon, jetzt zu Mosul, von dem sie die Bischöfe erhielten und jetzt wieder durch die Weihe abhängen. In ihren Kirchen findet man außer dem Kreuze keine Symbole und Bilder, und eine der syrischen ähnliche Liturgie, bei der auch diese Sprache gebraucht wird. Als die Portugiesen Ostindien besetzt hatten, versuchte die kathol. Geistlichkeit, die Thomaschriften unter den päpstl. Stuhl zu bringen. Der Erzbischof von Goa brachte sie auch zur Synode zu Ublampor 1599 zur Unterwerfung und in seinen Sprengel mußten dem nestorianischen Glauben entsagen, einige kathol. Gebräuche annehmen und einem Jesuiten, der ihr Bischof ward, gehorchen. Nachdem aber die

Portugiesen auf der Küste Malabar von den Holländern verdrängt worden hörte auch diese Union der Thomasschriften mit den Katholischen auf, und kehrte zu den alten Formen zurück. Jetzt stehen sie ohne kirchlichen Zwang britischer Hoheit und bilden für sich unter einem eignen Bischöfe eine christliche Republik, in der Priester und Älteste die Justizpflege verwalten und dabei die Kommunikation als Strafmittel brauchen. In Rücksicht ihrer bürgerlichen Kenntnisse zu den Eingeborenen gehören sie in die Classe der Nairi oder des zweiten Ranges, dürfen auf Elefanten reiten, und statt der Handwerke, niedrigeren Classen treiben, sich vom Handel und Feldbau nähren. Reisen sie mit ihnen bekanntmachen, gedenken ihrer guten Sitten und ihrer grob wissenheit.

Thomasius (Christian), ein verdienstvoller Philosoph und Beförderer der Aufklärung, geb. 1655 zu Leipzig, wo sein Vater, Jakob, sich als Lehrender, Redekunst und Rector der Thomasschule mannigfaltige Verdienste erworben. In der Leitung desselben studirte Chr. Th. praktische Philosophie und von 1671 in Frankfurt a. d. O. die Rechte, kam 1679 nach Leipzig zurück und hielt juristische und philosophische Vorlesungen, zog sich aber durch seine Freimüthigkeit und sein Bestreben, den gelehrten Vortrag zu reformiren (er schrieb zum großen Staunen seiner Collegen 1688 ein deutsches Programm), so viele Feinde zu, sein Vaterland verlassen mußte, da schon in Dresden ein Verhaftsbefehl wirksam ausgeübt war. 1690 ging er nach Halle, setzte auf der dortigen Ritterakademie seine Vorlesungen fort, und der große Beifall, den er erhielt, war die nächste Veranlassung zur Errichtung einer Universität in Halle. Th. wurde auf derselben, in der Folge erster Rechtslehrer, k. preuß. Geheimrath, Director an der Universität, und setzte seine wissenschaftlichen Bemühungen mit großem Ruhme bis zu seinem Tode, 1728, fort. Er war einer der eifrigsten und glücklichsten Beförderer einer allgemeinen philosophischen Aufklärung seiner Zeit, ein Verächter spitziger Gräbelei, ein praktischer Denker und der erste deutsche Universitätsgelehrte, der seine Muttersprache zum gelehrten Vortrage gebrauchte und am meisten darauf trug, daß sich seine Zeitgenossen von dem Joche der Aristotelischen Scholastik befreiten. Da er mit Kühnheit alles Schädliche und Unnütze abzuschaffen und Nützliche einzuführen suchte, so drang er auf den Gebrauch des Naturrechts, die Abschaffung der Hexenprocesse, der Folter und der Beschränkung der Denkfreiheit durch die mißverständene kirchliche Orthodoxie. In seinen juristischen, philosophischen und andern Schriften, unter denen seine „müthigen Gedanken oder Monatsgespräche“, seine „Geschichte der Weisheit“, seine „Vernünftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Gedanken über allerhand vermischte philosophische und juristische Handelt“ besonders würdig sind, ward sein Ruhm allgemein verbreitet, ihm aber auch dadurch der Streit zugezogen, indem er mit seinem Verbesserungsgeiste überall fand. Sein Streben nach Verständlichkeit machte jedoch seine philos. Schriften für diejenigen Untersuchungen, in welchen philos. Tiefinn erfordert wird, oft sehr für wissenschaftliches Studium unbrauchbar. Am wenigsten hätte er sich gegen Ende seines Lebens Wissenschaften, wie Naturkunde und Mathematik, in denen er keine Kenntnisse hatte, zuwenden sollen, wodurch er seinem Ruhm sehr überhaupt verleitete sein Hang, immer originell sein zu wollen, ihn nicht zu vielen Übertreibungen, sondern war auch Ursache, daß er seine Zeitgenossen kannte und von ihnen Nichts lernen wollte. Von seinen vielen Schriften ist ein Catalog vorhanden, der zu Halle gedruckt und mehrmals wieder aufgelegt worden. Luden hat sein Leben beschrieben (Berl. 1805).

Thomisten, s. Thomas von Aquino und Scholastiker.

Thomson (James), einer der berühmtesten engl. Dichter, geb. 1700

in der schottischen Grafschaft Roxburgh, war der Sohn eines presbyterianischen Predigers, und zeigte schon auf der Schule zu Jedburgh eine große Liebe Dichtkunst. Zu Ebinburg, wo er Theologie studiren sollte, suchte er vor ein dichterisches Talent auszubilden, und kam 1725 nach London, wo er Schulfreund, David Mallet, fand, der ihm rieth, sein Gedicht: „Der“, drucken zu lassen, aber erst 1726 konnte er einen Verleger dazu finden, er gab ihm ein sehr unbedeutendes Honorar. Auch erregte das Gedicht Aufmerksamkeit, bis ein angesehener Mann, Namens Whateley, seine darauf aufmerksam machte. Dadurch gelangte Th. zur Bekanntschaft mit dem Lordkanzler Talbot und andern ausgezeichneten Personen, die sich seiner thätigste annahmen, und ihn aufforderten, auch die andern Jahreszeiten zu beschreiben. 1728 erschien sein „Frühling“, und 1730 der „Herbst“, dem „Winter“ in Hinsicht des poetischen Werths nachstehen. Nachdem er's ältesten Sohn auf Reisen begleitet hatte, erhielt er eine einträgliche und geschäftslose Stelle, als Secretair der Patente, und konnte sich jetzt seinen Beschäftigungen sorgenfrei widmen. Nach dem Tode Talbot's verlor Th. diese Stelle wieder, allein der Prinz von Wales, dem er persönlich bekannt entschädigte ihn durch eine jährliche Pension von 100 Pf. St. 1740 gab Mallet ihm die „Maske des Alfred“ heraus. In diesem Stücke ist das dramatische Festspiel: „Rule Britannia“; man weiß aber nicht, von beiden Dichtern der Verf. ist. Unter seinen dramatischen Hervorbringungen zeichnet sich das Trauersp. „Tancred and Sigismunda“, welches 1745, am vorteilhaftesten aus. Überhaupt bemerkt man aber in seinen 5 Spielen einen großen Hang zum Dichtischen und Beschreibenden, es fehlt aber nicht an trefflichen Stellen dieser Art, die jedoch für den raschen Fortschritt der Handlung meist zu lang und declamatorisch sind. Sein allegorisches Spenser's Manier und Versart: „The castle of indolence“, welches erschien, zeichnet sich mehr durch einzelne glückliche Stellen als durch Vollständigkeit aus. In demselb. J. erhielt er den Posten eines Oberaufsehers über die Inseln, welcher ihm nach Abzug des Gehalts für seinen Stellvertreterlich 300 Pf. St. einbrachte. Doch genoß er dieses Glück nur bis zum J. 1748, wo er starb. Unter den engl. Dichtern behauptet Th. einen vorzüglichen Rang. Er besaß eine lebhaft und reiche Einbildungskraft, und bereicherte die Kunst mit einer Menge neuer Bilder, die er nach der Natur selbst und nach Wahrnehmungen entwarf. Seine „Jahreszeiten“ („The seasons“) sind eifriger, und vielleicht unter allen beschreibenden Gedichten der Engländer ungenügend. Die Schreibart ist übrigens zuweilen etwas hart und unharmonisch und da etwas schwülzig und dunkel. Auch als Epiker nimmt Th. einen hohen Platz unter den engl. Dichtern ein. Die schönste und vollständigste Ausg. seiner Werke ist: „The works of J. Thomson with his last corrections“ (2 Bde., 1778, 4.). Durch eine schätzbare kritische Einleitung empfiehlt sich unter denselben „Jahreszeiten“ besonders folgende: „The seasons by Aikin“ (Lond. 1778). Letztere sind übersetzt von L. Schubart (2. Aufl., Berl. 1796), von Hartmann (1806), von Neumeyer (Berl. 1816), und von Soltan (Braunschweig). Von Th.'s Trauersp. haben wir eine prosaische Übersetzung mit Lessing's, und eine poetische in reimlosen Jamben von J. H. Schlegel.

Thon, eine sehr verbreitete Erdbart, meist von grauer, aber auch anderer Farbe, und die sich mehr oder minder fettig anfühlt, das Wasser begierig einsaugt, das Brennen hart wird und bei starkem Kalk- und Eisengehalt in heftiger Schmelze. Die Bestandtheile sind Kiesel-erde, Thonerde, Wasser und in der Regel auch etwas Kalk, Eisenoxyd und Spuren salzsaurer Verbindung. (Vgl. Erbkunst)

Thor oder Tir, der Jupiter der Deutschen, der Donnergott, vorgestellt als ein Greis mit großem Barte, eine Krone mit Strahlen dem Haupte, in einem langen Talar, in der Rechten einen Scepter mit um das Haupt einen Kreis von Sternen. Ihm wurde unter Eichen u. her der Name Donnersche. Bonifacius hieß die Thorseiche bei G. Von ihm hat der Donnerstag den Namen, der noch jetzt in einigen Sprachen Thorsdag (engl. Thursday) heißt.

Thora, s. Tora.

Thorild (Thomas), geb. zu in Schweden, wurde als Legens auf der Universität Upsala 1792 wegen politischer Schriften des wiesen; dann privatisirte er zu Kopenhagen und war zuletzt Prof. und in Greifswald, wo er am 31. Oct. 1808 starb. Er ist nicht nur seiner sondern auch seines Schicksals wegen merkwürdig. König Gustav III. durch eine vom Revolutionstage datirte Verordnung, Schweden die Freiheit wiederzugeben. Allein dieses Edict wurde schon durch ein andres von 1774, noch mehr aber durch ein drittes von 1778 beschränkt, da der wegen des l. Branntweinmonopols (in einer öffentlichen Schrift) R. größten Branntweinbrenner in der Welt genannt hatte. 11 Jahre hieß Thorild (1789) in einer Schrift „Von der allgemeinen Freiheit des den Entwurf zu einer uneingeschränkten Druckfreiheit den versammelten den vorzulegen, und den König um die Erlaubniß zu bitten, Entwurf u. tion drucken zu lassen. Allein Verbot des Drucks und vollkommene Auf Pressfreiheit war die Antwort des Königs. Als der König in der Nacht 16. zum 17. März 1792 ermordet wurde, war Gustav IV. nicht vollj. Herzog von Südermannland übernahm daher die Regentschaft und gab am Jul. d. J. der Nation die Pressfreiheit wieder, aber unter Einschränkungen, jedem Verfälscher möglich machte, den unschuldigen Wahrheitsfreund in Freiheit und Strafe zu bringen. Th. verließ sich auf dieses erneuerte Edict Freiheit und gab seinen obigen Entwurf nebst der Zueignung in den Druck. eine Freiheit mißverstand, die keine Freiheit war, kostete ihm die seinige. Dec. ward er gefangen genommen und der Reichsfiscal erhielt den Befehl, Proceß zu machen. Tags zuvor erging eine Verordnung, vermöge deren von 1774 in volle Kraft gesetzt war. Das Hofgericht verurtheilte ihn, bei Wasser und Brod zu sitzen. Der Verurtheilte appellirte an den Regens veränderte die Strafe in eine Landesverweisung auf 4 Jahre, und ließ wiesenen eine Prämie von 400 Thlr. auszahlen. Er wandte sich zurück Kopenhagen. Hier ließ er seine Schrift „Über die natürliche Hoheit des Geschlechts“ drucken. Ein großer Theil der Nation nahm warmen und theil an Th.'s Gefangennahme und dem Verlust der schwedischen Freiheit bei dieser Gelegenheit vorgefallenen Unruhen sind bekannt. Die Studenten Upsala begruben die Pressfreiheit am hellen Tage mit Fackeln und senkten der Druckfreiheit in ein großes Grab mitten auf dem Markte unter einem lange nieder. Indessen versteht sich, daß die ruhigere Partei anders urtheilte die Schritte Th.'s sowol als der Studenten von Upsala als politische mißbilligte. Des nämlichen Ausdrucks bediente sich Dr. Dedmann zu Upsala die Ursache von Th.'s Landesverweisung in dem bekannten Schreiben an D. ter: „Über die schwedische Literatur und Sprache“ (in „Bragur“, 3. Bd.). 1795 ging Th. von Kopenhagen nach Altona; hier sah er als neuen An diesen 3. Bd., und entrüstete sich über den gedachten Ausdruck. Im er ließ er daher anonym eine lat. Epistel: „Ad F. D. Graeterum, clarum e Braguris“, drucken, unterschrieben: „Sviogothus“, datirt: „Altonae, dis Majis cslcccxcv in peregrinatione“. Diese, nunmehr sehr selten ge-

Schrift sandte er an alle literarische Behörden in Schweden und Deutschland nicht an Den, an welchen sie gerichtet war, und über den sie hauptsächlich ergoß. S. hierüber „Odina und Teutona“ (1. Bd.), woraus zu-
 erst, daß bei dem rechtlichen und friedfertigen Charakter der Angegriffenen
 die Fehde sich auf die discreteste Art endete, die der Verf. dieser Epistel im-
 meren konnte, aber auch verdiente. Er gehört unter Schwedens neuere
 geistvolle Männer nicht nur in politischer, sondern auch in poetischer und
 wissenschaftlicher Hinsicht. Höft, in seinem „Umriss des Schicksals der schönen Lite-
 ratoren Schweden“, schreibt ihm lebendige Einbildungskraft und einen Reichthum
 an hohen und kühnen Bildern zu. Ossian war der Dichter, auf dessen
 Wanderungen. Einer Sammlung seiner poetischen Schriften scheint man ent-
 zehnen. Seinen Charakter als philosophischen Schriftsteller hat Prof. Geijer
 darzustellen gesucht, in der Schrift: „Thorild, Tillika en filosof-
 öfversikt af hans filosofiska Bekännelse“ (Ups. 1820). (S. „Hermes“, Nr. XX.)
 In seiner letzten Schriften, eine philos. Abhandl.: „Maximum seu Archi-
 tectura“ (1799), zeugt von seiner Gelehrsamkeit und seinem Scharfsinn. Th.'s
 sind reich an genialen Paradoxen in Philosophie, Politik und Aesthetik, aus
 überhaupt ein ehrlich-tieffinniges und praktisch-kräftiges Leben in feuriger
 Thätigkeit, sind gesammelt erschienen zu Upsala 1819 fg. 87.

Thorkelin (Grim Johnsen), geb. auf Island den 8. Oct. 1752, der Be-
 rathgeber in der skandinavischen Literatur im Norden, gegenwärtig geheimer Archivar des
 Reichsraths und Ritter des Dannebrog. Zum Behuf des Alterthumsstu-
 diums machte er 1786 eine Reise nach England, Irland und Schottland, und
 1788 Doctor Juris auf der Universität in St. Andrews. Schon hatten
 er „Jus ecclesiasticum vetus et novum“, sowie seine „Kongraersda ok
 skiptið, Successio regia et regni administratio“, beide isländisch und
 (1777), dergleichen seine „Annaleta“ und seine „Statuta provincialia“
 , den Ruhm eines gründlichen Alterthumsforschers erworben. Allein durch
 die Bearbeitung des „Vafthrudnis mal“ (1779, gr. 4.), eines der ältesten eddi-
 sche Lieder, erschien er auch als Forscher und Commentator von Geschmack; denn
 die Bearbeitung war nicht nur gründlich, sondern auch ein classisches Muster für
 gelehrte Commentare der eddischen Lieder in der Arna-Magnani'schen Aus-
 gabe.

Unter seinen spätern Schriften verdienen außer seiner Bearbeitung des
 übrigen Gesetzbuchs: „Magnus Lagabaeters Gulathinga Laug“, und dem
 zur „Orkeeyinga-Saga“, sein „Diplomatarium Arna-Magnaeum“
 (Copenh. 1786, 4.), und seine Herausg. des angelsächsischen Gedichtes: „De Da-
 nica rebus gestis sec. III et IV, ex bibliotheca Cottoniana“ (1815, 4.),
 hervorzuhellen. 87.

Thorlacius (Skule und Birger, Vater und Sohn). Skule Thor-
 lacius, geb. auf Island 1741, starb als gewesener Rector der lat. Schule zu
 Hagen, mit dem Charakter und Range eines Justizrathes, 1815. Außer
 Theil an der Herausg. der „Heimskringla“, seiner Vorrede zum 1. Thl. der
 isländischen „Edda“ und einigen kleinen Aufsätzen über Thor, über ein paar Ru-
 nen u. s. w., bleibt er dem nordischen Philologen, Alterthumsforscher und
 vornehmlich durch seine musterhaften „Antiquitatum borealium obser-
 vationes miscellaneae, Spec. I—VII“ (Kopenh. 1778—99), wovon das 4.,
 „Observationes de matrimonii cum Romanorum institutis collata“, auch
 erschienen (Kopenh. 1785). Hauptsächlich wird ihm jeder kritische Forscher
 den poetischen und mythischen Denkmale für seine gründlichen Commen-
 tate die „Hakonar-Quida“, den „Grotta-Savng“, „Havstlavng“, die
 „Vadrápa“ u. s. w., für immer dankbar sein. — Birger (bän. Borge) Th.,
 zu Gelsing den 1. Mai 1775, Dr. und Prof. der Theologie zu Kopenhagen,

1. Etatsrath und Ritter des Dannebrog. Seine „*Libri Sibyllistarum*“, „Populaire Aufsätze, das griechische, römische und nordische Alterthum bet.“ und seine dän. Übers. der alten Saga von dem Normann Thorgils, sind in Deutschland rühmlich bekannt. Hohes Verdienst um die altnordische Litteratur hat er sich hauptsächlich dadurch erworben, daß durch s. Liberalität die Herausg. des 2. Thls. der samundinischen „*Edda*“ nach 30 Jahren endlich möglich gemacht wurde und daß man ihm auch die in gleichem Gehalte bearbeitete Fortsetzung der „*kringla*“, d. h. die Herausg. des 4. und 5. Thls. (1813 und 1818; der 3. schon 1783), ebenfalls nach einem Verlaufe von 30 und mehr Jahren danken hat.

Thorn, eine Stadt in dem marienwerderschen Regierungsbezirk der Provinz Westpreußen, an dem rechten Ufer der Weichsel, über welche ein Fuß lange hölzerne Brücke führt, ist jetzt befestigt, besteht aus der durch einen Graben getrennten Alt- und Neustadt, und hat 5 Kirchen, 3 Klöster, ein lutherisches Gymnasium, eine kathol. Schule, 1070 Häus., und mit dem 1. Jan. 1826 9000 Einw. In der Johanneskirche ist das Denkmal des 1473 hier geb. Astronomen *Kopernicus* (s. d.). Die Stadt treibt starken Getreide- und Holzhandel, und ihre Pfefferkuchen, sowie die Selse und Steckrüben, sind bekannt. 1724 erregte ein tragischer Vorfall zu Thorn großes Aufsehen. Streitigkeiten, welche die dasigen Jesuitenschüler mit Schülern des lutherischen Gymnasiums bei Gelegenheit einer Procession am 16. Jul. anfangen, vergrößerten sich zu Unruhen unter den Einw., wobei der lutherische Pöbel sich Ausfälle erlaubte, die von der polnischen Regierung nach einem ganz ungesetzlichen Verfahren, welches vorzüglich der Jesuit *Wolanski* als Kläger im Namen leitete, mit der größten Härte bestraft wurden. Der Präsident der Stadt *Joh. Gottfr. Möbner*, nebst 11 Bürgern wurden am 7. Dec. 1724 verurtheilt und ihre Güter eingezogen. S. D. Henke's „*Kirchengeschichte des 18. Jhdts.*“ (1. Th., 1802) und „*Das betrübte Thorn*“, Erzähl. v. *Ewald* (Leipz. 1826). Die Bürger des olivafchen Friedens, besonders der König von Preußen, beteten zwar ihre Vermittelung zum Besten der äußerst bedrückten Stadt, aber die eigentlichen Vorfälle, die zu eben der Zeit sich im Norden ereigneten, waren Ursache, daß Thorn seinem Schicksal überlassen blieb.

Thornwaldsen (*Albert*), Ritter, seit 1826 Präsident der röm. Akad. der schönen Künste *St. Lucas*, einer der berühmtesten Bildhauer unserer Zeit, geb. um 1772 in Kopenhagen, lebt seit 30 Jahren in Rom. Sein Vater war geborener Isländer, war ein armer Steinmetz und Bildschnitzer. Er dem Vater die Anlagen des Sohnes und schickte ihn in die Zeichenschule der Kunstakademie in Kopenhagen, wo der talentvolle junge Modelleur bald einige Preise, und bei der Aufgabe der Akademie der bildenden Künste den ersten Preis erhielt, welcher ihm eine jährliche Pension, auf 4 Jahre in Rom zu studiren, verbund. Da er ohne alles Vermögen war, so mußte er die Reise auf einer dänischen Galeere unternehmen. So kam er über Gibraltar, Algier, Malta und Neapel nach Rom. Er studirte unermüdet und machte große Fortschritte; da aber für einen Künstler in Rom die Ausgaben ziemlich bedeutend sind, so konnte er sein Talent nicht durch große Werke zeigen. Nach Ablauf der Pensionsjahre befand er sich in einer sehr kummervollen Lage. Aber *Boëga* ward ihm Rathgeber und Freund. Auf Vorgefühl seiner Kraft ermannte er sich und verfertigte das Modell eines Helden, wie er siegend das erkämpfte goldne Bliß emporhält. Der Held ist in ruhiger Haltung dargestellt, auf dem rechten Fuße ruhend, den Kopf nach der linken Seite wendend, nachlässig hängt das erbeutete Widderfell über dem linken Arm, während der aufgehobenen Rechten der Speer ruht; die ganze Gestalt ist unbekleidet, nur auf Helm, Wehrgehänge und Sandalen. Dies Modell fand so allgemeines

es für jeden Fremden ein Gegenstand der Bewunderung ward, und keiner verließ, ohne Th. besucht zu haben. Der reiche Holländer Hope besaß die Statue des Jason kolossal in Marmor bei Th. Hierdurch bekam der neue Ruch und erwarb sich Ehre und hohen Ruf. Sein daraus verfertigtes Basrelief: Achilles, welcher abgewendet sitzend mit unterdrücktem Zorn es ausruft, daß Agamemnon's Herolde die zögernde Briseis wegführen, welche er ihnen übergibt, kann neben den schönsten antiken Basreliefs stehen. kolossaler Mars, welcher stehend, auf der umgekehrten Lanze ruhend, den mit der Rechten ergreift, übertrifft noch den Jason, und wird für das Vorbild in diesem Stpl gehalten, was die neuere Kunst schuf. Th. vollendete ihn von Canova als Meisterwerk gepriesenen Adonis 1808. Seine zuvorigen Statuen, etwas unter Lebensgröße, als: Venus, Apollo, Bacchus, Psyche, Hebe, Ganymed, Mercur der Argusstöbter u. s. w., sind hinfällig, da er sie oft in Marmor wiederholen mußte. Auch sind sie, wie alle, von Klepenhausen und Mori in Umrissen gezeichnet und in Kpf. gestochen. Diese 30 Blätter Contorni kamen in Rom 1811 heraus. Seine Findung und Anordnung vor allen sich hervorhebenden 4 Reliefs zu dem in Würfel form, eine Laufe Christi, eine Madonna mit dem Jesuskind, kleinen Johannes, einen Christus, der die Kinder segnet, und eine Gruppe ein vorstellend, und seine 4 Medallons zu der öffentlichen Halle in Kopenhagen als Muster eines vollendeten Cyklus anzusehen. Für die neue Kathedrale in Kopenhagen arbeitet er für das Giebelfeld des Portals: Johannes in der Predigend, Basrelief; für die Nischen der Vorhallen: die großen Propheten; Fries: Christus als Kreuzträger; für das Innere der Kirche: die trefflichen Apostel; für den Hochaltar: den Erlöser selbst. Ein Theil ist schon im Ausgeführt. Zu den schönsten Arbeiten Th.'s gehören ferner seine 3 Grabdenkmäler: Allegorie des Tages und der Nacht, und der Fries in einem der Säle des Palastrs auf Monte Cavallo in Basrelief und s. wahrhaft poetische Figur, nung. Nach diesem verfertigte er 2 nicht minder schöne Karpatiden in Leinwand, in Basrelief das Grabmal des in Florenz verstorbenen jungen Bethers in Frankfurt a. M., und viele sinnig gedachte und herrlich ausgeführte Reliefs, unter denen sich Bacchus, der dem Amor aus seiner Schale zu schlürfen, Minerva, die den Schmetterling auf das vom Prometheus geformte Urgebilde setzt, Amor, der klagend sein von der Biene gestochenes Händchen zeigt, Hygea, welche Askulap's Schlange aus ihrer Schale zu trinken trinkt, der die ohnmächtige Psyche mit seinem Pfeil zu erwecken strebt, die welche zum Klang von Apollo's Lyra um die Grazien her tanzen, und andere aufs rühmlichste auszeichnen. Von dem König von Dänemark erhielt er in den Ritterstand erhoben und mit dem Orden des Danebrogkreuzes beschenkt, und von Murat, damaligem König von Neapel, erhielt er bei seiner Reise durch Rom den Orden beider Sicilien. Auch ward er als Prof. der Anatomie mit einem Jahresgehalt von 300 Species angestellt. Zu s. neuern gehört der von Napoleon bestellte Triumphzug Alexanders in Babylon, in welchem, welcher nebst 4 andern schönen Basreliefs für das Christiansburger gekauft worden ist; und ein Mercur, der den eingeschlaferten Argus tödtet, auch wird ihm die Restauration der auf der Insel Agina 1811 aufgegrabenen Reliefs, welche der König von Baiern gekauft hat, aufgetragen. Gegenwärtig fertigt er keine Bälten mehr, obgleich ihm das Stüd mit mehrern hundert Thalern bezahlt ward. Unter Andern hat er kürzlich die Candelabern des Tempels des Zeus zu Athen, nach Pausanias's Beschreibung, gearbeitet. Reliefs werden häufig von Künstlern in Rom in Kupfer gestochen und in Kupfer nachgebildet. M. vgl. J. B. Lahye 12 Statuen und Basreliefs nach der. Siebente Aufl. Bd. XI.

Th., mit Epigrammen nach Art der Griechen, von Dhlenschläger. In 1819 wurde ihm zu Ehren eine Münze mit seinem Bildniß geschlagen. 1819 verließ er sein Vaterland und 1820 zurück nach Rom über Dresden, Warschau und Überall ward er auf das ehrenvollste empfangen. Alexander und Franz I. und Schweizer trugen ihm die Entscheidung über öffentliche Denkmäler, Theil deren Ausführung auf. Für Warschau arbeitete er die Reiterstatue towski's. Auch hat er das Grabmonument Pius's VII. und die Büste gearbeitet. Th. ist schaffender Künstler. Er arbeitet jetzt meist nur in Thon s. Erfindungen ausführen. S. „Blätter f. lit. Unterhalt.“ (1827. Nr. 217)

Thot, Thouth, Taout oder Theuth, eine uralte, räthselhafte heit der Aegypter; zugleich eine Hieroglyphe, womit sie den Anfang des ägyptischen Jahrs bezeichneten. Nach ihnen war er der Urheber des astronomischen Kalküls, und der Ordner der Gestirne und ihres Laufes. Ihm schrieb man die Erfindung der Schrift und der ägyptischen Wissenschaft überhaupt zu. Seine Ähnlichkeit mit dem griech. Hermes und römischen Merkur, mit dem Cero („De nat. deorum“ III, 22) zusammenstellt. Man bildete ihn als einen Mantel und Heroldstab, an seiner Seite eine Ibis, auf der Hand das Ankh; oder auch als bärtigen Mann, mit Blumen u. Diadem das Haupt geschmückt.

Thou (Jacques Auguste de), lat. Thuanus, ein berühmter franz. Geschichtsschreiber und Staatsmann, wurde 1553 zu Paris, wo sein Vater Parlamentspräsident war, geb. In s. 10. J. kam er auf das Collège de Bourgogne und hin nach Orleans, um die Rechtswissenschaften zu studiren. Dieses Gesetzt er auch zu Valence unter dem berühmten Cujacius fort und schloß daselbst Jos. Scaliger eine Freundschaft, die sie ihr ganzes Leben hindurch erhielten. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er nach Paris zurück, war ein Zeuge der schrecklichen Bartholomäusnacht und ward dadurch mit unauslöschlichem Abscheu gegen die Bigotterie und Inquisition erfüllt. Anfangs hatte er die Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und sein Oheim, der Bischof von Chartres, trat ihm mehrer seiner Absichten ab; allein de Th. verzichtete darauf, und ging 1573 mit Paul de Foix, Gesandter an den Papst und die ital. Fürsten geschickt wurde, nach Italien. Wegen seiner frühen Einsicht ward er (1576) vom Hofe zu einer Unterhandlung mit dem Marschall Montmorency gebraucht, um einen bürgerlichen Krieg, der Frankreich bedrohte, abzuwenden. In eben d. J. besuchte er die Niederlande, und machte er eine Reise nach Deutschland mit seinem ältern Bruder, und wurde bald darauf erfolgtem Tode ganz zum juristischen Stande bestimmt. Ward er geistlicher Rath bei dem Parlamente zu Paris, und nicht lange nach Aufträgen nach Guienne geschickt, wo er die Bekanntschaft des berühmten Montaigne machte. 1584 erhielt er das Amt eines Requetenmeisters und verheirathete sich 1587 mit Maria Barbanson, aus einer adeligen Familie, die man wegen ihrer Anhänglichkeit an die reformirte Religion in Verdacht hatte, weshalb sie von den Geistlichen wieder zur kath. Kirche bekehrt werden mußte. Als durch die Plünderungen der Ligue 1586 zu Paris die Empörung veranlaßt wurde, ging de Th. aus Anhänglichkeit an die königl. Sache, nach Chartres zu Heinrich III., nach der Normandie schickte, um diese Provinz in ihrer Treue zu bestärken. Ermordung des Herzogs v. Guise (1589), an welcher de Th. nicht den geringsten Antheil hatte, veranlaßte Mißhandlungen gegen seine Familie zu Paris, seine Gattin nur in einer Verkleidung entgehen konnte. De Th. war es besonders, der Heinrich III. zu einem Bündnisse mit dem König Heinrich von Navarra betrug. Als er zu Venedig die Nachricht von des Erstern Ermordung erhielt, er sich sogleich nach Chateau-Dun zu dem Könige von Navarra, als dem rechtmäßigen Kronerben. Seine Offenheit, seine Kenntnisse und Rechtschaffenheit erwarben ihm das Vertrauen dieses Königs, der ihn über Staatsangelegenheiten

, und ihn zu einigen wichtigen Unterhandlungen gebraucht. Nach
 Impot's, des ersten k. Bibliothekars, ward de Th. zu diesem Posten er-
 94 folgte er seinem Oheim als Parlamentspräsident, nahm 1598 Theil
 fassung des Edicts von Nantes, und ward (1600) kath. Commissarius
 hnten Unterredung zu Fontainebleau zwischen du Perron und du Plessis
 Während der Regierung der Maria v. Medici war er einer der Gene-
 der Finanzen, Abgeordneter bei den Verhandlungen zu Loudun (1616)
 hren wichtigen Angelegenheiten gebraucht, wo er sich ebenso sehr durch
 'haffenheit als durch seine Geschicklichkeit auszeichnete. Ungeachtet die-
 id großen Geschäfte widmete de Th. sich doch mit Eifer den Wissenschaft-
 ders war die lat. Dichtkunst eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, und
 außer mehren Gedichten über biblische Gegenstände, ein größeres bibl.-
 eibendes Gedicht „De re accipitraria“ (über das Bezen oder die Fal-
 welches von den Gelehrten jener Zeit mit Beifall aufgenommen wurde.
 literarische Verdienst erwarb er sich aber durch s. großes, gleichfalls in
 e abgefaßtes Werk: „Die Geschichte seiner Zeit“ („Historia sui tem-
 te Ausg. London 1733, 7 Bde., Fol., d. J. 1545—1607 umfassend).
 liche Werk zog seinem Verf. gleich bei der Erscheinung des 1. Theils
 le Unannehmlichkeiten zu. Es ward vom römischen Hofe als legerisch
 und verboten, und Heinrich IV. war schwach genug, diese Beschimpfung,
 önlgl. Würde von einem auswärtigen Priester widerfuhr, zu dulden,
 Partei gegen de Th. zu nehmen. Mit seltener Freimüthigkeit und Un-
 urtheilt de Th. in der Geschichte seiner Zeit über die Päpste, die Geist-
 das Haus Guise, und sucht, obgleich er selbst Katholik war, die Ver-
 en gegen die Protestanten zu entkräften und ihre Tugenden ins Licht zu
 enig historische Schriftsteller haben etwas Ähnliches in Hinsicht auf Ge-
 Wahrheitsliebe, Würde und edle Haltung des Stils und Reichhaltig-
 halts geliefert. Außerdem hat de Th. noch seine Lebensgeschichte gescrie-
 Thuani in Senat. Paris. Praes. de vita sua commentariorum libr.
 ans 1620, Fol.; deutsch in Seybold's „Selbstbiographien berühmter
 1. Bd., Winterthur 1796). Sie ist in demselben männlichen und
 Geiste abgefaßt, wie das obige Werk. Nach dem Tode seiner ersten
 01), die ihm keine Kinder hinterließ, verheirathete sich de Thou (1603)
 nmale, und hatte mit dieser Frau 3 Söhne und 3 Töchter. Der Tod
 m Gattin, sowie früher die Ermordung Heinrichs IV., welche das Un-
 reichs zur Folge hatte, bekümmerten ihn so tief, daß er 1617 starb.
 824 von der franz. Akad. durch den halben Preis ausgezeichneten „Dis-
 la vie et les oeuvres de Jaq. Aug. de Thou“, von Ph. Charles (Pa-
 — Sein unglücklicher ältester Sohn, François Auguste de Thou,
 hatte die Talente und Tugenden seines Vaters geerbt. Er war Re-
 er, und nachmals Großmeister oder erster Bibliothekar der königl.
 , und besaß wegen seiner großen Kenntnisse und seines edlen Charakters
 id Hochachtung aller Rechtschaffenen. Da der Cardinal Richelieu ent-
 er einen geheimen Briefwechsel mit der Herzogin v. Chevreuse unterhielt,
 er ihn von allen wichtigen Geschäften, und dadurch ließ sich de Th. ver-
 inqmar's Partei übertreten. Dieser unvorsichtige junge Mann fing
 ie Unterhandlung mit Spanien an, die entdeckt wurde, und de Th. ward
 fenschaft und Verheimlichung schuldig befunden. Seine kraftvolle Ver-
 blieb fruchtlos, da der grausame Minister seiner Macht ein ausgezeichne-
 ringen wollte. Überdies hegte Richelieu Rachgier gegen de Th., dessen
 . Geschichte von einem Mitgliede der Familie du Plessis Richelieu in
 m Ausdrücken gesprochen hatte. Der Angeklagte ward also schuldig be-

funken und verurtheilt. Cinqmars, der die Ursache seines Unglücks sich vor ihm nieder, und zerfloß in Thränen. De Th. hob ihn auf und ihn. Wir müssen jetzt an nichts weiter denken, sagte er, als gut zu sterben ward er, 35 J. alt, zu Lyon enthauptet. Er starb mit großer Entschlossenheit ward ungemein bedauert.

Thouin (André), geb. 1747 zu Paris im Jardin de plantes. Vater die in der Familie erblich gewordene Stelle eines Obergärtners. Bald erregte der junge Th. die Aufmerksamkeit Buffon's und Jussieu's: ten in ihm ein großes Talent und vereinigten sich Beide zu seiner Auszubilden, 17 J. alt, seinen Vater verlor, trugen die Minister wegen seiner Verdienste, ihm den erledigten Posten anzuvertrauen; aber Buffon und Jussieu bürgten sich für ihn, und er ward Nachfolger seines Vaters. Sogleich ward Th. das Zutrauen seiner großen Lehrer. Er ließ den Garten durch eine Mauer schließen, führte Terrassen auf, legte eine große Samenschule an, pflanzte Bäume und gründete einen ökonomischen Pflanzengarten. Lamoignon herbes wurde sein Freund. Die königl. Societät des Ackerbaues ernannte ihn zum Mitgliede, und einige Jahre später berief ihn die Akademie der Wissenschaften in ihre Mitte. Die treffliche Anweisung zur Acclimatisirung der Pflanzen in verschiedenen Breiten, welche La Peyrouse mitgegeben wurde, war von ihm zusammengestellt. Zahlbar sind die nützlichen Gewächse, womit er ganz Europa bereicherte wurden von ihm gegen 80,000 Säcken mit Samenkörnern an franz. Landwirthe ausgetheilt, 20,000 an verschiedene europäische Regenten und nach den Colonien geschickt. Auch versendete er eine große Menge an Pflanzen, welche in den Wäldern Frankreichs die Bäume fremder Welttheile einheimisch machten. Dort findet man jetzt den Sophora aus Japan, den schwarzen Robinia, die amerikanische Robinia, die Datura, den Papier-Maulbeerebaum. Durch Th.'s Veranstaltung kam der Brotbaum nach Guyana. 1793 an das Museum der Naturgeschichte als Prof. der Pflanzencultur berufen, 1795 nach Holland, Flandern und Italien gesandt, um eine Auswahl von Denkmälern zu treffen, welche als Siegestrophäen nach Frankreich gebracht werden sollten; indeß beschäftigte ihn dieser seinem Beruf nicht zusagende Auftrag. Dagegen machte er sich mit dem Zustande der Agricultur in diesen Ländern bekannt, sammelte schätzbare Notizen, brachte eine reiche Auswahl neuer Pflanzen nach Frankreich zurück, und machte von den auf dieser Reise eingesammelten Pflanzen glückliche Anwendung. Mannigfaltige und vielseitige Arbeiten, verbunden mit einer ausgebreiteten Correspondenz, nahmen jeden seiner Augenblicke in Anspruch. Die den Gartenbau betreffenden Artikel in der Encyclopédie française sind sämmtlich von ihm. Außer einer trefflichen Monographie der Pflanzen und einer Anweisung zur Anlage von Baumschulen hat er noch eine große Anzahl von Abhandlungen über alle Zweige der Agricultur herausgegeben. Er erhielt das Kreuz der Ehrenlegion und wurde nach und nach zum Mitgliede fast aller gelehrten Gesellschaften Europas ernannt; er trug indeß jene Decoration nicht an, sondern jedem prunkenden Titel entsagend, nannte er sich auf dem Titelblatte („Professeur de culture“. — Bis zu seinem Ende (27. Oct. 1824) bewahrte jene Einfachheit und Unschuld der Sitten, welche schon sein Freund Rousseau bewunderte. Er floh die pariser Gesellschaften und lobte ganz seinen Garten und Blumen. Seine jüngeren Geschwister fanden in ihm den Erzieher und den Freund. Ein unermüdblicher Eifer für alles Gute und Schöne, die freundlichste Mitherglichkeit Wohlthun bezeichnen sein Leben und Wirken. Von dem Tode des Lasters, den die franz. Revolution aufwühlte, kam dieser reinen Natur nicht die leiseste Ahnung. Am Grabe des edeln Greises sprach Cuvier die allgemeine Trauer über seinen Verlust aus.

änen und Thränenorgane. Die Thränen sind eine serös-schleimige Flüssigkeit, die wenig schwerer als Wasser ist und viel Soda in reinem, kohlensaurem und phosphorsaurem Zustande, sowie phosphorsaure Kalk. Die Thränenorgane werden recht gut in 3 Partien getheilt, nämlich in Thränen bereitenden, zuführenden und abführenden Organe. Bereitet die Thränen in den sogenannten Thränenrüsen. Diese sind in jedem Auge, und man unterscheidet eine obere und eine untere. Die obere liegt an der innern und äußern Winkel der Augenhöhle; die untere auf dem Knorpel des Augensackes, zum Theil von der obern bedeckt. Sie gehören zu den conglomerirten (geballten) Drüsen, und ihre Ausführungsgänge vereinigen sich mit einander in 6—7 Stämmen an der hintern Oberfläche des obern Augensackes, jeder in einer eignen, kleinen, kaum sichtbaren Mündung. Aus diesen ergießen sich die Thränen ununterbrochen und verbreiten sich über den Augensack, der sich zwischen den Augenlidern und dem Augapfel befindet, unterstützt durch die Bewegung der Augenlider. Die Thränen schützen das Auge vor der Rauigkeit der Luft und erhalten die Oberfläche desselben feucht. Die Thränen von dem Auge abzuleiten, dient folgender Bau. In dem innern Winkel erblickt man an beiden Augenlidern die sogenannten Thränenpunkte, die rund und mit einem wulstigen, erhöhten Rande umgeben sind. Dies sind die Mündungen der Thränenröhrchen, welche kleine, enge Röhrchen darstellen und sich in den Augensack öffnen. Dies ist ein rundlicher, nach oben vollkommen geöffneter Behälter, welcher in der Thränenrinne der Augenhöhle von der äußern Seite liegt und sich nach unten in den Thränenkanal verlängert. Der Thränenkanal in dem knöchernen Thränenkanal, hat wie dieser eine gekrümmte Richtung an seinem Ausgange unter der untern Nasenmuschel in die Schleimhaut der Nase. Doch ist die Mündung mit einer halbmondförmigen Klappe bedeckt. — Die Nase zeigt den Weg sehr deutlich, den die Thränen nehmen; sie werden nämlich nicht in so großer Menge abgesondert, daß sie über die Augenlider sich ergießen und die Wangen herabrinnen, von den Thränenpunkten aufgesaugt, durch die sie in den Augensack geleitet, ergießen sich durch den Thränenkanal in die Nase, wo sie feucht erhalten, und werden dann endlich mit den übrigen Nasensecreten vermischt, theils verschluckt. Wird aber ihr Übergang aus dem Auge in die Nase gestört und verhindert (z. B. durch Verstopfung oder Verwachsung des Thränenkanals), so fließen sie zuerst anhaltend über die Wangen herab, sammeln sich im Augensack an und dehnen diesen aus, werden hier zugleich in ihrer Form verändert und verursachen dadurch eine Entzündung desselben, die gewöhnlich in eine Abscessbildung übergeht und wenn sie vernachlässigt wird, sogar die Knochen endlich zerstört. Dies ist die unter dem Namen der Thränenfistel bekannte Krankheit, wenn sie weit vorgeschritten ist, eine Operation nöthig macht, durch welche ein künstlicher Canal gebildet wird, damit die Thränen in die Nase gelangen können.

B. P.

Thrasylbulus, ein edler Athenienser, der sich um seine Vaterstadt bemühte, nicht allein als Selbstherr im peloponnesischen Kriege, wo er mehrmals Athen besiegte, sondern ganz vorzüglich auch als Befreier von der Gewalt der sogenannten 30 Tyrannen, die nach Beendigung des peloponnesischen Krieges unter spartanischer Hohenherrschaft über Athen gesetzt worden (404 v. Chr.). Er ließ mit noch 30 Bürgern, die, wie er, die Freiheit liebten, die unglückliche Stadt aber kein untätiger Zeuge des Unwesens, sondern entschlossen, wo es galt, der Retter Athens zu werden, besetzte er einen festen Platz an der Grenze des Attika, und sammelte ein kleines Heer, womit er den Angriffen der Tyrannen entgegenstand, und sogar den wichtigen Hafen Piräus eroberte. Dadurch ermutigt, endlich die Bürger Athens nach achtmonatlicher Sklaverei auf, verjagten

ihre Unterdrücker, und Th. stellte die alte demokratische Verfassung und Ruhe wieder her. Seinen Tod fand er unverdienterweise bei einem Feigen Rhodos, nachdem er Lesbos unterworfen und Byzanz und Chalkis obert hatte, durch die empörten Einw. von Aspendus. Er zeichnete sich seiner Mitbürger aus durch die glühendste Liebe für Freiheit und durch gegennützige Gesinnung, verbunden mit der edelsten Selbstbeherrschung.

Thrazien (Thrake). Dieser Name bezeichnet bald in den ältern das ganze Nordland, über Macedonien hinaus, dessen Grenzen man nicht und das man sich gewöhnlich als ein raues Bergland dachte, bald nannte man besonders in spätern Zeiten, in einer engeren Bedeutung, den Landstrich Macedonien, welcher östlich an das schwarze, südlich an das ägäische Meer Propontis grenzte und nordwärts bis an Mösien und das Gebirge Hämus. Das Land war allerdings ursprünglich, ehe es angebaut wurde, zum Theil und die ältesten Bewohner, die Thrazier oder Thraker (unter ihnen die wilden, kriegerischen Völker; daher versetzte man dorthin den Boreas, und für ein dem Mars oder Ares geweihtes Land. Indes siedelten sich schon zu Zeiten Griechen dort an, und es mangelte dem Lande nicht an fruchtbaren Fluren und fetten Weiden; es besaß reiche Metallgruben, auch Gold und die thrakischen Kasse und Reiter wetteiferten an Ruhm mit den Thraciern. Als thrakische Gebirge sind vor andern zu merken, außer dem Hämus an das rhodopeische und pangäische. Unter den Strömen ist der größte und tiefste der Hebrus, jetzt Mariza. Einige merkwürdige Orte dieses Landes sind Bera, berüchtigt wegen der albernsten Streiche seiner Einw., aber zugleich Stadt der berühmten Philosophen Demokritus und Protagoras; ferner Hellespont, berühmt durch Hero's und Leander's Liebe, und vorzüglich die Halbinsel am Meer, das jetzige Konstantinopel. Das ganze Land ist Theil des türkischen Reichs, heißt jetzt Rum = Eli oder Romanien; in ältern Zeiten war es theils mehreren Herrschern unterworfen, theils mit Macedonien verbunden, dann römische Provinz. Daß in Thrazien auch früh die Kunst des Krieges und des Gefanges geübt wurde, deutet uns die Sage von dem alten Barden Orpheus an; und wenn es wahr ist, was einige alte Schriftsteller behaupten, daß die Griechen manche ihrer religiösen Vorstellungen und Gebräuche von Thraziern bekommen hätten, so ließe sich daraus schließen, daß die alten Einwohner dieses Landes nicht durchaus so roh gewesen sind, als sie hier und da erscheinen.

Threnodie ist ein Trauer- oder Klaggesang, und daher nicht mit dem zu verwechseln, welche letztere eine poetische, meistens beschreibende Darstellung gemischter Empfindungen ist, die schon ihrer Natur nach sanft und gemäßigter. Threnodie kann der lyrische Ausdruck des heftigsten Schmerzes, des Jamers und der Verzweiflung ohne Beimischung irgend einer wohlthuenenden Empfindung sein.

Thucydides, der größte aller griechischen Geschichtschreiber, wurde um 470 v. Chr. zu Athen geb. Sein Vater hieß Olorus und seine Mutter Hegesippe. Von väterlicher Seite war er mit dem Miltiades verwandt, und von mütterlicher Seite aus königl. thrakischem Geblüte ab. Seine Jugend fiel in jene schöne Zeit Athens, in dem Frohgefühl, seine Feinde durch unselbische Heldenthaten zu haben, zugleich eine ausgezeichnete Macht besaß und mit ebenso viel Eifer als sich mit den wichtigsten Gegenständen menschlicher Bestrebungen beschäftigte. Philosoph Anaxagoras und der Redner Antiphon bildeten schon früh seinen Geist zu derjenigen männlichen Reife, welche ein eigenthümlicher Vorzug desselben ist und auch seinen histor. Werken einen so hohen Werth gibt. Zu den histor. Werken ward er durch den Beifall begeistert, den das griech. Volk dem Herodotus als derselbe seine anmuthigen Geschichten in Olympia vorlas. Als der pers.

Krieg ausbrach, ward er mit der Gewalt eines Strategen bekleidet, d. h. er die Vollmacht, Soldaten für den Dienst des Vaterlandes zu werben. Er trug auf seinen Gütern an der Grenze von Thrazien und hatte zugleich die Aufsicht über die Goldbergwerke der Insel Thasos. Die Flamme des Krieges wälzte sich in jene Gegenden, und der spartanische Feldherr Brasidas belagerte die Amphipolis, welche unter der Schutzherrschaft der Athener stand. Da der athen. Befehlshaber einsah, daß er bei geringen Vertheidigungsmitteln die Stadt ohne Hilfe nicht lange halten können, so forderte er den Strategen zum Entsatz auf. Leider kam Th. um eine Nacht zu spät, da die Stadt bereits übergeben war. Die Athener bestraften ihn für diesen unglücklichen Zufall mit Verweisung, und wir haben ihnen für diese unzeitige Strenge zu danken; durch sie erhielt der thätige Geist des Th. die nöthige Ruhe zu seinem histor. Werke, welches er zu Skaptefula in Thrazien, dem Geburtsorte seiner Gattin, schrieb. Als Verbannter durfte er mit den Spartanern in Verbindung treten, welche er jedoch nicht etwa zum Nachtheil seines ungerathenen Vaterlandes, sondern zum Vortheil seiner histor. Arbeiten benutzte, indem er in dem Heere derselben Personen unterhielt, welche ihm von allen Begebenheiten des peloponnesischen Krieges ausführliche und urkundliche Nachrichten geben mußten. So ward er in den Stand gesetzt, Berichte und Gegenberichte zu vergleichen und durch eine besondere Beurtheilung und Prüfung das Beste und Wahrscheinlichste zu gewinnen. Er ward zwar nach Athen zurückgerufen, kehrte aber nach Thrazien wieder zurück und daselbst im 70. oder 86. J. Nach Pausanias ward er zu Athen mörderisch ermordet. So viel scheint gewiß zu sein, daß ihm in Athen ein Cenotaph (Grabmal) errichtet wurde. Das treffliche Werk, welches seinen Namen unsterblich gemacht hat, führt den Titel: „Erzählung von dem Kriege der Peloponnesier und Athener“. Es besteht aus 8 Büchern, von welchen jedoch nur 7 vollendet sind. Im 8. überraschte der Tod den großen Mann. Es ist daher das 8. nur als Entwurf anzusehen, welchem die letzte Feile fehlt. Aber auch diese 8 Bücher umfassen 1 Jahre jenes merkwürdigen Krieges, die letzten 6 J. fehlen. Was nun den Charakter dieses Geschichtswerkes anbelangt, so ist es unleugbar das Erzeugniß eines tief eindringenden, hellsehenden und das Wesen der Geschichte vollkommen begreifenden Geistes. Als Kunstwerk steht es weit höher als des Herodotus anmutige Erzählungen. Während Herodotus mehr unterhaltend, obwohl zuweilen sehr belehrende Nachrichten gibt, aber weder in den Charakter der handelnden Personen eindringt, noch viel weniger die aus den gegebenen Verhältnissen der verschiedenen Staaten entspringenden Beweggründe aufsucht, faßt Th. die Geschichte in einem viel höhern Gesichtspunkte auf, betrachtet die einzelnen Begebenheiten als Folgen der Nothwendigkeit und Freiheit, und macht die Geschichte dadurch zu einer Lehrerin nicht nur dessen, was geschehen ist, sondern auch, was geschehen sollte. In der Politik vorzüglich anjog, so ist allerdings seine Geschichte einseitig und mehr Staatsgeschichte, aber von diesem Standpunkte aus betrachtet, ein nachahmenswürdiges Musterbild, und wie er es selbst nennt, ein Schatz für die Nachwelt. Er war der Erste, welcher Neben in die Erzählung einschoß und dadurch ein neues Mittel gewann, die Grundsätze und Beweggründe der handelnden Personen, welche in die Metaphysik der Geschichte gehören, darzustellen, ohne aus den Augen des Geschichtsschreibers herauszutreten. Ferner erhob er die Geschichtsbearbeitung zu einer Kunst, indem er nicht nur die verschiedenen Fäden in einen Mitzel vereinigte, sondern auch bei Erforschung des historisch Wahren die sorgfältigste Prüfung und Beurtheilung anwendete und eben dadurch der Urheber der kritischen, d. i. der wahren Geschichte wurde. Über alle kleinliche Rücksichten Selbstsucht und des Nationalvorurtheils erhaben, vertheilt er Lob und Tadel, tadelt das Laster und preist die Tugend. Und da er selbst einen großen Theil seines

Vermögens auf die Sammlung der Materialien dieser Geschichte verwendete, den seine Angaben auch von Seiten der Glaubwürdigkeit einen hohen Werth. die Darstellung betrifft, so verdient auch sie mit Recht das Lob, das ihr von einsichtsvollen Richtern und Kunstkennern aller Jahrhunderte in so reichem Maße gespendet worden ist. Sein Ausdruck hat die größte Würde, ist kräftig, sein Wort müßig steht, und besitzt alle Eigenschaften, auf welchen die Vollkommenheit der schriftlichen Darstellung beruht. Er drückt sich schön und gedrängt, elegant und anmuthig aus; und alle seine Gemälde ziehen ebenso sehr durch Mannigfaltigkeit der Farbengebung als durch Reichthum und Plastik der Figuren an. Allerdings ist er zuweilen dunkel. Aber der jetzige Text des Th. ist auch noch voll von Fehlern, mit welchen ihn unwissende Abschreiber entstellt haben. Unter den Ausg. ist die von Duker (Amsterd. 1731, Fol.) die reichhaltigste. Nächste dieser ist die von Pöppelmann (1788, 1789, in 6 Bdn.) vorzüglich auch wegen der lat. Übersetzung sehr brauchbar. Außerdem empfehlen sich die Abdrücke von Bredekamp (Bremen 1791, in 2 Thln., und von Beck (Leipz. 1804, 2 Bde.) durch die Wohlfeilheit des Preises. Im deutschen Gewande ist Th. erschienen durch Heilmann (Zemgo u. Leipz. 1803, 3. A., 1823, 2 Bde.), durch Mar. Jacobi (Hamb. 1804 u. 1808, 3 Bde.) und Oslander (Stuttg. 1827). Die Übersetzung Jacobi's ist zwar besser als die erstere; aber Th. in seiner großartigen Eigenthümlichkeit ist nicht zu erkennen. Ehe jedoch eine genügende Übersetzung erscheinen kann, mußte der Text des Th. genauer durchgesehen werden. Dies hat Poppo in s. Ausg. des Thugut (2 Bde., Leipz. 1823 fg., mit dem Commentar) gethan.

Thugut (Franz Maria, Freih. v.), östreich. Minister der auswärt. Angelegenheiten, geb. zu Linz 1734, war der Sohn eines armen Schiffmeisters. 1752 mit Bernard von Jenisch in die orientalische Akademie, die der berühmte Pater Franz, Begleiter des Ministers der auswärt. Angelegenheiten, Graf v. Ulfesfeldt, nach Konstantinopel, zur definitiven Berichtigung des belgrader Friedens neu gegründet hatte. 1754 kam Th. als Sprachknecht nach Konstantinopel, ward er dort Dolmetsch und besorgte, trotz seiner frühen Jugend, viele wichtige Geschäfte im Verlaufe des siebenjährigen Kriegs. Er wurde 1769 Geschäftsträger bei der Pforte, 1770 Resident, 1771 wirklicher Internuncius und bevollmächtigter Minister, auch k. k. Hofrath in der äußerst wichtigen Epoche des damaligen Krieges zwischen Rußland und den Türken und der mehr und mehr zunehmenden Unruhen in Polen. 1774 erhob ihn Theresia in den Freiherrnstand wegen seiner seitigen und großen Verdienste während des Krieges zwischen Rußland und der Pforte; 1775 erwarb seine Gewandtheit Östreich die Bukowina und dadurch eine militärische und administrative Hinsicht wichtige Verbindung zwischen Galizien und dem von Polen neu erworbenen Galizien. Th. erhielt dafür das Commandeurkreuz des Stephansordens. 1777 machte er diplomatische Reisen nach Italien und durch Frankreich, wo er an die Königinnen Antoinette und Caroline von Paris und Neapel wichtige Aufträge hatte. Beim Ausbruche des bairischen Erbfolgekriegs, 1778, wurde Th. von der Kaiserin, welche um jeden Preis Frieden wünschte, anfangs sogar ohne Josephs Vorwissen, abgesendet, um Friedrich II. von Preußen zu friedfertigen Gesinnungen zu bezeugen. In der Folge führte er die Verhandlungen von Braunau; war 1780 östr. Gesandter in Warschau, 1787 in Neapel, und beim Ausbruche des Türkenkriegs, wo man seiner tiefen Kenntniß aller Verhältnisse der Pforte, Polens und Rußlands zuviel zutrauen mochte, bevollmächtigter Hofcommissair zu Verwaltung der Moldau und Walachei, bei dem Heere des Kaisers gegen von Sachsen-Koburg und Sutaroff's; 1790, nach den Friedenspräliminarien von Reichenbach eine Zeitlang bevollmächtigter Minister zu den Friedensunterhandlungen zu Szyslowa mit der Pforte. 1790 und 1791 machte er eine interessante Reise nach Paris, mitten in der Revolution, und leitete die Unterhandlungen

mit verschiedenen Parteihäuptern, namentlich mit dem Grafen Mirabeau. erhielt Th. das Großkreuz des Stephansordens, und ward als A. meerninister Heere des Prinzen Koburg bestimmt, welches die verlorenen Niederlande robern sollte. Aber ihm war Höheres beschieden. Im April 1793 traten herige Staatsvicelanzler, Graf Phil. Cobenzl, und der Staatsreferendar, Spielmann, aus dem Ministerium der auswärt. Angelegenheiten. Th. ward unter dem Fürsten Kaunitz, Generaldirector der Staatskanzlei, und im Juni nach Kaunitz's Tode, wirklicher Minister der auswärtigen Geschäfte. Wenn t seinem scharfen Blick, eisernen Willen, seiner undurchbringlichen eiskalten riegenheit den Charakter der franz. Revolution, wie, außer Burke, wol ch irgend ein andrer europäischer Staatsmann, mit Abscheu und glühendem ifgefaßt hatte, so durchschaute er auch mit denselben Gesinnungen den Uni- chen der Revolution, Bonaparte, welcher 1796, während in Deutschland der jog Karl die frühern Vorfälle durch eine Reihe der glänzendsten Siege wider hte, ganz Italien vom Adna bis zu den tiroler Alpen durch übermächtigen ber ungetreuen Frieden dem Schrecken des franz. Namens unterwarf, end- t feste Bollwerk Mantua bezwang und ins Herz von Steiermark drang. Im 1797 kamen die Friedenspräliminarien von Leoben zu Stande, im Oct. der 1 von Campo-Formio. Um das nun friedliche und freundliche System gegen es verschlingende Republik anzudeuten, trat der Freih. v. Th. aus dem Mini- n und wurde bevollmächtigter Minister der neuerworbenen ital. und Küsten- zen. Der bisherige Votschafter in Rußland, Graf Ludw. Cobenzl, übernahm ortsewille der auswärt. Geschäfte, aber Th. trat bald zur Leitung desselben, als Cobenzl erst zum Frieden von Campo-Formio, dann wieder nach Ruß- ing, um die zweite Coalition gegen die Gewaltstreiche des Directoriums zu- anzubringen. Im April 1798 geschah der Aufstand zu Wien gegen den franz. yasser Bernabotte wegen der dreifarbigten Fahne; am 1. Aug. siegte Nelson ukir. Rußland, Osterreich, England, die Pforte, das deutsche Reich, die Fir- italiens hatte Th. wider Frankreich bewaffnet. Der Feldzug der Ostreicher 799 war einer der glorreichsten, deren die Geschichte gedenkt. Aber in der eiz lag der Wendepunkt des Kriegsglücks und der Einigkeit der Verbündeten. Russen verließen den Kriegsschauplatz. Mit des Erzherzogs Karl Abgang schien klück von den kais. Waffen in Deutschland zu weichen. Bonaparte's Rück- aus Aegypten, sein Marsch über die Alpen mit der Reservearmee, die Schlacht arengo, gaben auch in Italien der Sache eine andre Gestalt. Die Schlacht obenlinben (3. Dec. 1800) erzwang Separatunterhandlungen ohne England en Frieden von Luneville (9. Febr. 1801). Schon im Dec. 1800 war Th. us dem Ministerium getreten u. lebte, vom K. Franz mit Gütern in Ungarn nkt, in philos. Ruhe, theils in Pressburg, theils in Wien, den großen Rückernin- n der Vergangenheit, d. Wissenschaften, vorzüglich aber der orient. Literatur. arb im 84. J. f. Alters zu Wien, d. 29. Mai 1818. Dem Gerüchte, daß er ermögen von 3 Mill. Gulden hinterlassen habe, ward widersprochen. Seinen lensten, besonders dem, daß er den Staat vor dem Einflusse des Revolutions- s bewahrt hatte, ließ man volle Gerechtigkeit widerfahren.

Thuislon. So nannten, nach Tacitus, die Germanen in ihren Liedern hränder oder Stammvater ihres Volkes, und seinen Sohn Mann. Thuisco derschijnlijk das Adjectiv von Theut, oder Teut, daher theutisch, deutsch. t bedeutet etwas Ursprüngliches, Selbständiges, z. B. Erde, Volk, Vater und . So in dem Worte Teutonen, das Volk des Theut; daher auch lingua itica, Theodisca, Teutonica. Theutisch, d. i. Deutsch, heißt noch jezt in ei- großen Theile von Westfalen Düdöl, ausgespr. düßl. Hierin erkennt man Thuisco des Tacitus. Der Name deutsch kommt zuerst in einer Urkunde vom

T. 813 vor, und der erste König, welcher der König der Deutschen (*Reorum*) genannt wird, ist Otto der Große. (Vgl. Deutsche Sprach der nordischen Mythologie ist *Thuislon*, *Tuislon* (*Taut*, *Tot*, *Tot*, *Tot*), *Gott*, dem die Gallier und die Deutschen ihr Dasein zuschrieben. In der Erde (*Artha* oder *Hertha*) die Menschen gezeugt; daher sie sich *Teuts* Söhne, *Teutonen* nannten. Doch wurden eigentlich nur die Skandinavischen Inseln, zwischen den äußersten Rüssen des südl. Skand. dem cimbrischen *Ebertones* gelegen, so genannt. In Rücksicht dieser schreiben auch viele die Teutschen (*Teutischen*). — Die alten Deutschen den *Tuiscon* als einen Mann mit einem grauen Barte, in die rauhe wilde Thiere gehüllt, einen Scepter in der Rechten haltend, die Link spreizten Fingern vor sich hinstreckend. Nach Julius Cäsar sollen sie ihm Schenopfer gebracht haben. Die Benennung Dienstag (*Dienst*, *Thät*) ebenfalls von ihm ableiten wollen.

Thule. Unter diesem Namen kommt bei den Alten ein Land vor die äußerste Grenze der Erde nach Norden bezeichnen. Wahrscheinlich selbst nicht immer dasselbe Land, oder dieselbe Insel dafür an, ja Viele wol gar kein bestimmtes Land darunter. Daher die große Ungewißheit weichen den Meinungen der Gelehrten. Nach Pytheas sollte es eine Tagereisen nördlich von Britannien. Manche dachten sich darunter ein ländlichen Inseln, *Andre*, und zwar die meisten, die norwegische Küste, *Island*, und dieser Meinung ist auch *Mannert*.

Thümmel (Moriß August v.), ein berühmter deutscher Schriftsteller wurde 1738 auf dem Rittergute Schönefeld bei Leipzig geb. und empfangen den wissenschaftl. Unterricht seit 1754 in der Klosterschule zu Klostereichen Kreis. 1756 bezog er die Universität Leipzig, wo Gellert sein Lehrer, Weiße, Rabener und von Kleist seine Freunde wurden. Darauf trat als Kammerjunker in die Dienste des damaligen Erbprinzen, nachherigen Ernst Friedrich von Sachsen-Koburg, ward, als dieser Fürst die Regierung übernahm Hofrath und 1768 wirklicher Geheimrath und Minister. Dort verwaltete er mit wohlthätiger Wirksamkeit für das Land; u. A. legte er von kleinen steinernen Kugeln an, wodurch ein marmorartiger Stein, der die Felsen schädlich gewesen, zu einem Gegenstande nützlicher Industrie geworden. 1775 — 77 machte er in Gesellschaft seines ältern Bruders und dessen eine Reise durch Frankreich und einen Theil Italiens, und nach dem Bruders verheirathete er sich 1779 mit dessen Witwe, mit der er bis zu 1799 (1799) in der glücklichsten Ehe lebte. Nachdem er sich 1783 von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen hatte, lebte er theils auf dem Familiengute sein Sonnenborn, theils in Gotha, theils auf Reisen; und so wenig es ihm an der Ruhe des Kammers fehlte, bewahrte er doch als ein echter Weiser unter allen Umständen die Heiterkeit und den Frieden seines Gemüths. Er starb 1812 in Coburg. — Th. hat als Dichter und Schriftsteller eine lange und glückliche Laufbahn zurückgelegt. Das erste Werk, mit welchem er auftrat, war ein komisches Gedicht in Prosa: „Wilhelmine, oder der vermählte Pedant“ (Quers 1764) ihm zunächst Pope's „Lockenraub“ Veranlassung gab. Es fand und verdiente seiner anmuthigen Schreibart, seiner artigen Erfindung und seiner in dem Leben genommenen Schilderungen, denen es nicht an erfreulichem Inhalt fehlt, allgemeinen Beifall. Darauf folgte 1771 die „Inoculation der Pocken“ Erzählung in Versen, in Form eines Briefes an Weiße. Auch hier findet man den feinen und naiven Scherz mit einer glücklichen Versification vereinigt. Th's. hat aber ist f. „Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich“, ein Werk, das er mit Rück Erinnerungen aus seinen frühern Reisen durchwebte. Es enthält

nicht ohne jahrelange Unterbrechung, von 1791 bis 1805 nach und nach im Jdchn. und enthält eine Fülle der mannigfachsten Beobachtungen, Situationen, Anekd. und Schilderungen, bald mit gemüthvollem, bis zu inniger Nührung gerathem Ernst, bald anmüthig lächelnd, bald mit zügellosem Muthwillen. Deutscher Bemüthlichkeit und französl. Leichtigkeit finden sich vielleicht in keinem Werke der Literatur in höherem Grade gepaart als hier. Außerdem verdanken wir ihm eine kleinere, meist lyrische Gedichte, mit welchen ihn die Muse bis in sein späteres Alter beschenkte. Eine Sammlung s. Werke erschien zu Leipzig 1821. Sein Leben hat Bruner beschrieben (Leipz. 1819).

Thümmel (Hans Wilhelm, Freih. v.), herzogl. sachsen-gothaischer wickl. Kammerath, Kammerpräsident und Obersteuerdirector zu Altenburg, Bruder des Obigen, geb. zu Schneefeld bei Leipzig den 17. Febr. 1744, Sohn des kurl. sächs. Landkammerraths K. H. v. Th., erhielt seine erste Erziehung von einem Hauslehrer, der besonders in ihm die Neigung zur Baukunst weckte. In Leipzig konnte er nur kurze Zeit mit seinem Bruder studiren, weil sich sein Vater, nach Verlust seines ganzen Vermögens im siebenjähr. Kriege, ihn von der Universität abzurufen und 1760 eine Pagenstelle am gothaischen Hofe für ihn anzunehmen thigigt sah. Nur ungern trat der junge Th. in diese Verhältnisse, und nur das Wohlwollen der Herzogin und ihrer Oberhofmeisterin v. Buchwald vermochte ihn seiner Lage auszuföhnen. Durch eignen Fleiß erwarb er sich viele nützliche Kenntnisse, ward Kammerjunker, und gewann die Gunst der Prinzen Ernst und August. Von 1768—69 machte er die Bekanntschaft des Lord Willers, nachmaligen 1. v. G. von Grandison, den er im folg. J. auf einer Reise durch Deutschland, die nach Sizilien begleitete. Nach seiner Rückkehr (1772) kam er als Assessor des Kammercollegium, und bewies darin, besonders während der Theuerung von 1772 und 1773, lobenswerthen Eifer. Da er sich dadurch indessen die Unzufriedenheit seiner Collegen zuzog, war es ihm höchst angenehm, daß ihn der Prinz August Begleiter nach Italien wählte. Auf dieser Reise lernte er die Höfe von Paris, Florenz, Rom und Neapel kennen, und machte in Rom, wo er besonders der Kunst oblag, Rafael Menges, in Neapel des Malers Morghans Bekanntschaft, in herculanische Handzeichnungen der Prinz auf seinen Rath kaufte. Auf der Reise besuchten sie auch Spaa und fanden bei ihrer Ankunft in Gotha Ernst II. auf dem Throne. Th. nahm nun seine Stelle als Kammerath wieder ein und wurde in der Gunst seines Fürsten und in der Freundschaft des Ministers v. Franzberg, bei froher und nützlicher Thätigkeit, glückliche Tage. Mit Vergnügen und Eifer ergab er sich der Ausarbeitung des Risses zu einer ital. Villa und deren Erbauung unter seiner Oberaufsicht, für den Prinzen August; allein während seiner langen Anwesenheit in Dienstverhältnissen ward sein Plan aus Sparsamkeit nicht ausgeführt. Nach der erbetenen Entlassung des altenburger Kammerpräsidenten v. Einsiedel (1783) übertrug ihm der Herzog mit dem Titel eines Vicepräsidenten diese Stelle, welche ihn Gotha mit Altenburg zu vertauschen nöthigte. Sein erstes Geschäft war hier eine heilsame Reform der Kammer und glückliche Ausgleichung ihrer Prozesse. Hierauf verschaffte er den gedrückten Bauern Erleichterung der Frohnpflicht, sorgte für den Kunststraßenbau in Altenburg, wie früher in Gotha, brachte dem Nothheil des Landes die Kammerleihbank zu Stande, legte 1789 eine Pflanzschule der Sprossen und Pflaumen an, und begründete 1792—96 das ganz verfallene Armenwesen durch Errichtung von Armen-, Werk- und Krankenhäusern aufs neue. Th. machte er sich verdient. Nach dem Tode des Herzogs Ernst II. (1804) wurde er von dessen Nachfolger die früher ausgeschlagene Stelle eines Ministers wickl. Geheimenrathes an und brachte jedes Jahr einige Monate in Gotha zu, wo ihm seit 1805 seine Anlagen durch Abtragung der Wälle verbannt. Nicht

minder wichtig sind die diplomat. Leistungen des Herrn v. Th. während (1792 und 1795) in Militairangelegenheiten, 1803 in einem Austrag-nischen Hof, und nach seiner Rückkehr in den Koburg-saalfeldischen Unterf bis 1805. So ward er auch 1807 als Gesandter in Napoleons Hauptq schickt, wo er während seines Aufenthaltes in Berlin mit Joh. Müller Nicolai, Karsten, Willdenow und Denon umging, und in dems. J. an kll Hof nach Paris, wo er sich der Bekanntschaft eines Talleyrand, Clarke, Champagny, Maret, Denon, La Harpe u. s. w. erfreute. Talleyrand's warb er sich besonders durch eine Genealogie von dessen Familie, „Lettre betitelt. Außer dieser Denkschrift hatte er schon früher die Lebensbeschre Vicepräsidenten Klüpfel in Gotha geliefert. Als 73jähriger Greis legte er d Stelle nieder (1817) und lebte nun ganz mit seiner glücklichen Familie schaftlicher Erholung. Seine Gemahlin (seit 1785) war die älteste Kanzlers v. Rothkirch. Die letzten Früchte seiner Muße waren: „Statist graphische und topograph. Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Al (mit 39 Portr., 1818); „Aphorismen eines Siebenundsiebenzigjährigen 1821); beide Schriften auf eigene Kosten und für seine Freunde herausg Im 80. Jahre riß ihn ein schlagähnlicher Zufall aus den Armen seiner Familie (d. 1. März 1824). Gotha und Altenburg segnen sein wohlthätig len. Nach seinem Willen wurde er, ohne Sarg, unter dem Stamme sei lingseiche in einer sitzenden Stellung eingesenkt, auf seinem Landgute unweit Löbichau.

Thun (Franz Joseph, Graf v.), ein bekannter Schwärmer neu aus Wien geb., spielte eine Zeitlang die Rolle eines wunderthätigen Arztes. Kranke, die an Gichtschmerzen und Lähmungen der Glieder litten, durch blo rühren mit der Hand heilen wollte. Dadurch, daß er seit 1781 einige J Lavater in mystischen Verbindungen stand, war er schon als Schwärmer vo noch mehr ab: ward er es, als er 1793 Wien verließ, um auch in andern Deutschlands durch die wunderthätige Kraft seiner rechten Hand Kranken h. Zuerst besuchte er Karlsbad, nachher 1794 Leipzig in der Ostermess geblich kam er nur deswegen an den letztern Ort, um von der dasigen medicl Facultät die Kräfte seiner Hand untersuchen zu lassen; ohne aber deren Ver zuwarten, bewies er durch eine Menge Curen, daß er eigentlich dessen gar u dürfe, sondern daß seine heilende Kraft außer allem Zweifel sei. Eine Men tlienten füllten sein Haus und gingen fast alle gesund davon. Seine Metho stand darin, daß er die Hand auf den leidenden Theil legte und so lange liege bis der Kranke ein Brennen oder einen Rigel empfand, worauf er mit dem Finger zu streichen anfang und den Schmerz nach einem äußern Theile am des Krankn abzuleiten suchte. Anfänglich versicherten Alle, daß sie keine mehr von ihrem Übel empfänden; aber nach einigen Tagen änderte sich die Bei Manchen stellte sich der Schmerz wieder ein; bei Manchen wollte die Cu nicht anschlagen; Einige aber hatten einen so starken Glauben, daß sie sich gefühlten, nachdem sie mit verbundenen Augen in das Zimmer geführt worden und nicht Graf Thun, sondern eine andre Person die Hand auf sie gelegt Diese letzte Probe war dem Rufe des Grafen selbst sehr ungünstig; er verließ zig bald darauf und beklagte sich über kalte Aufnahme und Undank, der ihm d zu Theil geworden wäre. Aus seinem übrigen Benehmen konnte man schließen, er ein Mann von eingeschränkten Kenntnissen und mehr selbst Betrogener als trüger war. Er war mildthätig und verschaffte den Kranken dadurch wahre E lung; übrigens vermied er zusammenhängende wissenschaftliche Gespräche, klärte selbst, daß er von der Arzneikunst Nichts verstehe, ließ sich aber keines von der Zufälligkeit seiner Curmethode überzeugen, auf die ihn, seinem Vo

b, ein Ungefähr gefährt hatte. Wie lange er damit fortgefahren, ist un-

Thunberg (Karl Peter), Dr., Professor der Botanik an der k. Universität Uppsala, seit 1815 Commandeur des königl. Wasaordens, Mitglied von mehr als hundert Gesellschaften, geb. den 11. Nov. 1743 zu Jönköping, der Hauptst. von Smaland, der Sohn eines dafigen Bürgers, fing seine Studien in der Stadt und am Gymnasium zu Wexiö an, und setzte sie 1761 in Uppsala fort. Unter Leitung seines Landmannes, des großen Linné, befaß er sich der Naturkunde glücklichem Erfolge, daß ihm bald unter den berühmten Schülern des großen Linné einer der ersten Plätze zu Theil wurde. Die eignen Worte Linné's über ihn sind so: „Nie hat irgend ein anderer Botaniker mir größere Zufriedenheit und gewährt“. Nachdem er unter den Augen Linné's seine erste Dissertation vertheidigt, auch die übrigen bei dem medicin. Doctorgrad vorausgesetzten Leistungen bestanden hatte, ging er als Arzt im Dienst der holländisch-ostindischen Compagnie 1772 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo er während eines Aufenthalts von 3 Jahren Reisen ins Innere der von den Hottentotten und den benachbarten Länderreien anstellte. 1775 begab er sich nach Batavia, von wo Gesandtschaftsarzt die Ambassade der ostind. Compagnie an den Kaiser von Siam begleitete. Th. und Kämpfer sind die Einzigen, welche uns Nachrichten vom Umfang und gediegenem, vollständigerem Inhalt über Japan geliefert haben. Nach seiner Rückkunft aus Japan, 1777, besuchte er Ceylon, und begab sich wieder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, um von diesem Orte aus seine ins Vaterland anzutreten. Die mitgebrachten reichen Naturaliensammlungen hat er nachher mit seltener Freigebigkeit der Universität zu Uppsala verehrt, ist er bei seiner Rückkunft sogleich als außerordentl. Professor der Botanik angetreten wurde. 1784, nach dem Tode des jüngern v. Linné, wurde er ordentlicher Professor daselbst. Die k. Akademie der Wissenschaften berief ihn zu ihrem Präses. Er erhielt mehrere Anerbietungen, in ausländische Dienste zu treten, zurückgewiesen. Der König Gustav III. wünschte ihm seine Zufriedenheit ausgezeichnet zu beweisen, er sollte selbst irgend eine Gnade sich ausbitten; Th. wünschte Nichts für seine Person, sondern nur, daß Se. Majestät geruhen möge, der Universität den alten Botanischen Garten zu einem botan. Garten zu bewilligen. Der König genehmigte auf den Vorschlag und ließ darauf das prächtige Gebäude für die Drangerie und Lufteen aufschreiben, welches den 25. Mai 1807, am 100sten Geburtstage Linné's feierlich einzuweihen Th. die seltene Freude erlebte. Hier wird nun das reichhaltige Museum Thunbergianum verwahrt, die kostbarste Naturaliensammlung, einer europäischen Universität verehrt worden ist, die der edle Geber während mehr als 50jährigen Dienstzeit stets vermehrt und von neuem bereichert hat. Viele Landleute unter den Studirenden, die Mitglieder der sogenannten smalandischen Nation zu Uppsala, haben eine Schaumünze mit seinem Bilde schlagen lassen. Die wichtigsten Arbeiten dieses unermüdeten Gelehrten sind: 1) Seine „Reisebeschreibung“ in 4 Th., deutsch von Großkurd, franz. von Lamarck und Langlès, auch engl., holländ. u. s. w. übersetzt; 2) „Flora Japonica“; 3) „Flora Capensis“; 4) „Icones plantarum Japonicarum“; 5) „Beschreibung der schwedischen Inseln“; 6) „Museum naturalium academiae Upsaliensis“; 7) „Dissertationes academicae“, von welchen Dr. Persoon 3 Bde. von neuem zu Göttingen 1807 herausgegeben; endlich eine bedeutende Anzahl von Abhandlungen, erschienen in den Denkschriften der Akademien der Wissenschaften zu Stockholm und Göttingen, sowie auch in denen der wissenschaftl. Societät zu Uppsala aufgenommen. Besonders schätzbar sind „Kaempferus illustratus“, und die Anmerk., die japanische und Münzen betreffend. Er starb den 8. Aug. 1828 auf s. Landhause zu Wexiö bei Uppsala.

Thunfischerei, ein Hauptzweig des Gewerbes der Sicilianer, das überhaupt an allen Küsten des mittelländischen, auch an der Ostküste des adriatischen Meeres, reichen Ertrag darbietet. Der größte Fisch in dem Geschlecht der Scomber ist der *Scomber tynnus*, der Thunfisch, bisweilen über Mannslänge und bisweilen gegen 5 Ctr. schwer. Das Männchen ist der Milch (*sperma*) wegen vorzüglich geschätzt. Der Rogen des Weibchens wird eingesalzen und gepreßt; er ist schmackhafter als der Caviar. Das Fleisch wird frisch und eingesalzen genossen. Dieser Zugfisch, welchem die zumal aus den Südseereisen bekannte *Albicore* d. nelt, kommt aus dem atlantischen Meere und macht seine Wanderung von Ende Aprils bis Sept. Von Raubfischen an Italiens Küste verschreckt, zieht er in westlicher Richtung nach der Nordküste Siciliens, wo er in einem großen sinnlich aufgestellten Netzgehege, *Tunnara*, gefangen wird. Es sind gleichsam kleine Inselungen im Wasser, aus vielen starken Netzen bestehend, welche zwischen den Felsen und Inseln, die der Thunfisch am häufigsten besucht, mit Ankern und Bleigewichten auf dem Meeresgrunde befestigt werden. Die *Tunnaras* enthalten verschiedene, durch Netze von einander getrennte Gemächer, von welchen das hinterste die Todtenkammer heißt. Die Eingänge zwischen den Felsen werden mit Netzen verschlossen; nur einer, der zu dem sogen. Saale führt, bleibt offen. Die Fischer stehen in der Nähe auf einem Felsen oder in einem Rahne, um die Ankunft der Fische zu erwarten. Sobald der Fisch durch den offenen Eingang in den Saal gegangen ist, wird der Eingang mit einem herabgelassenen Netze verschlossen, die Thüre des ersten Gemachs, das an den Saal stößt, aufgezogen und der Fisch hereingetrieben. Hat man eine hinlängliche Anzahl von Fischen in jenes Zimmer eingesperrt, so treibt man sie in das letzte, die Todtenkammer, welche aus den stärksten Netzen besteht. Alsdann nähern sich die Fischer in Fahrzeugen und suchen die Gefangenen mit Speeren und Wurffpießen zu erlegen. Die Fische wehren sich wüthend gegen den Angriff, zerreißen nicht selten die Netze und zerschmettern sich oft den Kopf an Felsen und Fahrzeugen. Eine einzige *Tunnara* bringt an 20 — 50,000 Gldn. ein. Die *Tunnara* am Capo Passaro bei Marzamemi zählt jährlich 18,000 Unzen oder 90,000 Gldn. Conv.-Münze Pacht. M. s. über diese Fischerei Houel's „*Voyage pittoresque de Sicile*“, Bd. 1, S. 28 — 30, und Swinburn's „*Reisen durch beide Sicilien*“, übers. von J. R. Forster.

Thüringen, ein in Obersachsen gelegener Landstrich, der sich zwischen der Werra, Saale, dem Harz und dem Thüringerwalde ausbreitet. In den ältesten Zeiten mag Thüringen von den Ratten bewohnt gewesen sein, die sich mit den Hermunduren, in Meissen wohnhaft, stritten. Dann glaubte man, habe sich hier im 5. Jahrh. ein westgothischer Stamm niedergelassen: die Thüringer oder Toringer allein nach Abelson sind Hermundurer und Thüringer ein Volk. Jenes ist nach ihm der celtische Name des Volkes, dieses der deutsche. Die Grenzen des thüringischen Reiches waren die Donau, der Rhein, Böhmen und Sachsen. Der älteste König soll Meerwig (um 426) gewesen sein. Zu dem König Basinus flüchtete der Frankenkönig Chilperich 457. Nach dessen Tode theilten sich in das Reich seine Söhne Baderich oder Balderich, Hermannfried und Berthar. Hermannfried verband sich mit dem König der Ostgothen, Theodorich, und heirathete dessen Nichte Amalberg (500). Auf deren Anstiften tödtete Hermannfried erst f. Berthar, dann verband er sich mit dem austrasischen König Theodorich gegen f. Bruder Balderich und besiegte ihn 520, wollte aber mit f. Bundesgenossen nicht theilen. Daher überzog ihn der Frankenkönig mit Krieg 527 und besiegte ihn nach 2 großen Treffen an der Unstrut, in deren letztem die Sachsen mit den Franken verbunden waren. Beide belagerten hierauf den König Hermannfried in f. Residenz Scheidingen (jetzt Burgscheidungen) und die Sachsen eroberten den Ort mit Sturm. Darauf theilten die Sachsen und Franken Thüringen; jen-

Das Land nördlich von der Unstrut, diese das Land südlich von der Unstrut. Er ließ endlich den König Hermannfried nach Pölzig kommen und bei geblieben Unternehmung vom Walle stürzen (531). Amalberg floh mit dem Vornach nach Italien. Radegunde, die übriggebliebene Tochter Balderichs, verheiratete sich mit dem Kaiser; aber sie zog sich ins Kloster zurück und ward als Heilige verehrt. So ging das alte thüringische Reich zu Grunde. — Nachdem es von den Franken unterjocht worden, ließen diese es durch Gau- und Grafen und endlich durch Herzoge, deren erster Radulf gewesen zu sein scheint,

Im 8. Jahrh. kam durch Winfried zuerst die christliche Lehre nach Thüringen; damals gründete dieser (724—745) bei Altenberga im Thüringer Lande eine Kirche, an deren Stelle 1811 ein 30 Fuß hoher Gandelaber als Denkmal errichtet worden ist. Unter Otto II. findet man die ersten Spuren einer Herrschaft in Thüringen und die ersten Landgrafen erschienen zu Ende des 10. und zu Anfang des 12. Jahrh., seit welcher Zeit das Land den Titel einer Grafschaft führte. Nach dem Tode Heinrich Raspe's 1247 gelangte Thüringen an Heinrich den Erlauchten, Markgrafen von Meißen, seit welcher Zeit es an die Markgrafen blieb. In der neuesten Zeit ist der größte Theil an Preußen übergegangen. Über das alte Thüringen hat Sagittarius Mehreres geschrieben. Auch ist eine „Geschichte Thüringens“ geliefert (Gotha 1781—85, 6 Theile.). In der thüringischen Volkssagen findet man in R. Herzog's „Geschichte des thüringischen Volkes“ (Hamb. 1827). Vgl. D. Wachter's „Thüringische und thüringische Geschichte bis zum Anfall Thüringens an die Markgrafen von Meißen 1247“ (Lpz. 1826, 2 Theile.).

Das Land ist größtentheils von sanft gerundeten fruchtbaren Hügeln durchzogen, die sich gegen den Harz und das Eichsfeld, sowie nach dem Thüringer Wald (s. d.) hin zu Bergen erheben. Grenzflüsse sind: die Saale und Werra, welche sich alles Land abdacht. Außerdem sind die Unstrut, Ilm, Serr, und Wipper die stärksten Flüsse des Landes. Den größten Theil des Landes bedeckt der Flötkalkstein ein; nur im Thüringerwalde hebt sich überall das Urgestein aus. Der Boden ist in den meisten Gegenden äußerst fruchtbar. Man findet gewöhnliche Getreide- und Obstarten, Handelspflanzen in Menge, worin Wein u. Das Land hat Bergwerke auf Eisen, Kupfer, Braunkohle, Porzellanerde, Stein- und Braunkohle u. Es gibt hier Salzquellen und Salzwannen (Röben, Artern, Bibra, Langensalza u.) und eine Menge Fabriken (Manufacturen). Man hat Bleiweiß- und Porzellanfabriken, Eisen-, Kupfer-, Messing-, Pfeifen-, Kesselfabriken, Eisen- und Kupferhämmer-, Schmelzen, Röhren- und Gewerkschaften u. Die Hauptstadt Thüringens ist Eisenach. Außer ihr gibt es noch ziemlich bedeutende Städte, wie: Eisenach, Langensalza, Mühlhausen, Nordhausen, Frankenhäusen, Sondershausen, Weissenfels, Eisleben, Jena, Weimar, Rudolstadt, Arnstadt, Saalburg. Der König von Preußen, der Großherzog von Weimar, der Herzog von Sachsen und die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt sind Besitzer dieser Landschaft. — Thüringertor wird ein Engpaß am Ende der Unstrut bei dem vormaligen Kloster Marienthal genannt.

Thüringerwald (50° 58' — 51° 10' N. Br.). Dieses deutsche Waldgebiet ist eine Fortsetzung des Fichtelgebirges, hängt im Südosten mit diesem in der Gegend von Münchberg und Gera im Obermainkreise Baierns zusammen. Es erstreckt sich in der Nähe der Städte Eisenach, Mühlhausen und Salzungen aus dem Thüringertale und zieht sich südöstlich an der Grenze der vormaligen oberthüringischen Kreise fort, bis es in der Gegend von Lobenstein ins Saalthal (wo es den Namen Frankenwald erhält) und um Kronach ins Mainthal abfällt. Seine Länge beträgt 15 und die Breite 2 — 4 Meilen. Es ist ein langer Gebirgs-

zug mit einem schmalen Kamme, und wird nur in der Nähe des Schneekopfs der Straße zwischen Suhl und Ohrdruf, zu einer breiten Fläche von einer Meile im Durchmesser. Spitzen und Zacken wird man nirgends gewahrt. Das ganze Gebirgsrücken hat nur 3 kahle Felsengipfel: den Gerberstein, unweit Winterstein, den Tröbberg bei Winterstein und den Hermannsberg bei Oberschönbach. Die ausgezeichnetsten Punkte für dessen Ansicht der Inselfelsberg, der Schneekopf, der Rüsselheyer, gewöhnlich Ridelhahn genannt, bei Ilmenau der Wurzel bei Breitenbach. Der Inselfelsberg erhebt sich hoch über die ganze Kette, ist nach Einigen 2604, nach Andern 2791 oder 2832 Fuß hoch und seiner obern Fläche ganz frei von Wald. Hier stößt das gothaische und das hessische Gebiet zusammen. Der südliche Theil des Inselfelsberges heißt der Inselfelsstein eine steile nackte Felsenwand. Man sieht den Inselfelsberg fast in ganz Thüringen vom Brocken. Der Schneekopf gibt nebst dem durch eine tiefe finstere Schlucht zusammenhängenden ebenso hohen oder noch höhern Beerberge den Inselfelsberge an Höhe Nichts nach, oder übertrifft ihn wol gar, indem er nach Einigen 2760, nach Andern 2975 Fuß hoch ist, kann aber nicht überall gesehen werden. Er hat daher nicht das ausgezeichnete Ansehen des Inselfelsberges. Der Dollmann am äußersten Ende eines der südwestl. Gebirgsarme und seine große runde Kuppe wird auf der ganzen fränkischen Seite gesehen. Der höchste Rücken des Thüringerwaldes, sowie die höchsten Felsengipfel, besteht aus Granit, Thonschiefer und vorzüglich aus Porphyr, welcher hier am weitesten verbreitet ist. Das ganze Gebirge ist bis auf die äußersten Höhen meistens mit Buchen-, Fichten- und an einigen Gegenden mit Laubholzwald bewachsen. Von den Rücken des Thüringerwaldes fallen die Hauptthäler nach 2 Richtungen nord- und südwestlich ab. Von dem größten Theile seines nordöstl. Abhanges fallen die Gewässer der Elbe, von dem westlichen und $\frac{2}{3}$ des südlichen der Weser, und von dem kleinsten Theile im Süden dem Main zu. Eine besondere Merkwürdigkeit ist der Rennweg oder Rennsteig: ein Weg, der vom Anfange des Gebirges bei der Saale ununterbrochen auf der Höhe des Rückens fortläuft und nur wenig wohnnte Orte berührt. Von dem hessischen Antheile an bis zu dem reussischen Antheile ist er überall mit hohen Grenzsteinen besetzt. Dem Harze ist der Thüringerwald zwar in Ansehung seiner Höhe, Länge und Breite und seines Holzreichthums gleichzusetzen, aber nicht in Hinsicht des Metallreichthums und des Bergbau. Man findet nur Eisen in großer Menge, besonders in dem preuss. und hess. Antheile der vormaligen Grafschaft Henneberg, wo auch zahlreiche Hüttenwerke vorhanden sind. Einige aus dem Thüringerwalde kommende Flüsse führen Silber bei sich und bei Ilmenau wurde vormalig auch auf Silber gebaut. Der Großherzog von Weimar, die sämmtlichen Herzoge des sächsischen Hauses, der Kurfürst von Hessen, der König von Preußen, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, auch der König von Baiern besitzen Theile dieses Gebirges. Zum Behuf Derer, die das Thüringerwaldgebirge bereisen wollen, dient vorzüglich v. Hoff's und Jakob's „Thüringerwald“ (Gotha 1817, in 2 Bdn., mit Karten und K.). Zum Beschluß geben wir von einigen theils am Fuße, theils auf der Höhe des Gebirges liegenden Orten die Erhöhung über der Meeresfläche an: Oberhof 2256, Gehlberg 1890, Zella St.-Blasii 1266, Georgenthal 1166, Ruhla 966, Gotha 756 und Eisenach 546 Fuß.

Thurn und Taxis (de la Tour — della Torre), ein aus Mailand stammendes fürstl. und gräfl. Haus in Deutschland. Der erste dieses Geschlechtes soll von dem h. Ambrosius, Bischof zu Mailand (von 374 — 397), wegen seiner pfeifern Vertheidigung des ihm anvertrauten neuen Thors gegen Arianische Ketzer, den Namen della Torre und zugleich zur Belohnung die Souveränität über Balsassina (eine Herrschaft am Comersee im Herzogthum Mailand) er-

Einer seiner Abkömmlinge hieß Tadius, dessen Nachkommen eine Zeitlang Oberherrschaft über Mailand, Bergamo, Novara u. behaupteten, und von diesem Ahnherrn nahm 1313 Lamuralb de la Tour den Beinamen Taxis (jetzt Taxis) an. Der Urenkel des Lamuralb oder Lamoral, Roger I., Graf von Thurn, und Valsassina, begab sich nach Deutschland, ward hier 1450 von Kaiser Friedrich III. zum Ritter geschlagen und gründete den Ruhm seines Hauses durch Einführung des Postwesens (s. d.) in Tirol. Sein Sohn Franz ward später Maximilian zum Generalpostmeister der Niederlande und nachher auch in der Erblande ernannt. Durch Franzens Nachkommen wurde das Postwesen mehr vervollkommenet, und Leonhard v. Taxis, der sowol durch die 1543 erweiterte Post aus den Niederlanden durch Schwaben und Tirol nach Italien als durch mehre treffliche Anstalten in diesem Fache sich sehr ausgezeichnet hatte, wurde 1595 vom Kaiser Rudolf II. in den Reichsfreiherrnstand erhoben und Generaloberpostmeister im deutschen Reiche ernannt, sodas die Posten nunmehr die taxischen, sondern die Reichsposten hießen. Lamuralb von Taxis, dessen Sohn, erhielt 1615 die Reichsgrafenwürde und wurde vom Kaiser Maximilian II. sich und seine männlichen Nachkommen mit dem Generalpostamte belehnt, 1621 von Kaiser Ferdinand II. auch auf die weiblichen Nachkommen ausgedehnt wurde. Eugenius Alexander, Reichsgraf von Thurn und Taxis, wurde 1600 vom König Karl II. von Spanien in den spanischen und 1695 von Kaiser Leopold I. in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben. Auch machte der König von Spanien 1681, zum Besten des neuen Fürsten, aus der Herrschaft Braine le Comte im Hennegau ein Fürstenthum, dessen jährliche Einkünfte 40,000 Thlr. betragen. Endlich wurde das Generalpostmeisteramt dem Fürsten Alex. Ferdinand persönlich als kaiserl. Thronlehn gegeben und er selbst 1754 auf dem Reichstage der Widersprüche der meisten altfürstl. Häuser, in das reichsfürstl. Collegium eingeführt. So hatte sich dieses Haus, das auch noch die Erbmarschallswürde in der Pfalz besaß, durch Einführung des Postwesens emporgeschwungen. Durch Aufhebungen der souverainen Fürsten des ehemaligen Rheinbundes verlor der Fürst von Thurn und Taxis in den meisten Ländern sein ehemaliges Vorrecht, welches, als die Reichsverfassung noch bestand, 1 Mill. Gldn. jährlicher Einkünfte und eine Stimme im Reichsfürstentathe hatte. Durch Verträge erhielt er jedoch, nach dem 17. Art. der deutschen Bundesacte, das Erblandpostmeisteramt in Baiern, den Großherzogthümern Baden und Hessen-Darmstadt, den Fürstenthümern Sachsen-Koburg, Sachsen-Meiningen und Nassau, sowie er auch durch den wiener Congress die Erblandpostämter im Kurfürstenthume Hessen, dem Herzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach und der freien Stadt Frankfurt erhielt. 1819 hat der Fürst von Thurn und Taxis die staatsrechtlichen Verhältnisse seines Hauses im Königr. Württemberg durch eine merkwürdige Übereinkunft mit dem Könige so festgesetzt, daß die Vorrechte seines Standes nicht störend in die allgemeinen Einrichtungen des Staats einwirken, indem er gleich jedem privilegierten Staatsbürger zu den öffentlichen Lasten beiträgt. „Das Haus Thurn und Taxis behält übrigens die Ebenbürtigkeit und gehört zum hohen Adel. Der Fürst kann für seine Person und für seine Familie in jedem zum deutschen Bunde gehörigen, oder mit demselben im Friedensstande stehenden Staate seinen Aufenthalt wählen und ebenso in die Dienste desselben eintreten, vorbehaltlich der in letzterm Falle dem Könige zu machenden Anzeige. In allen die Mitglieder des fürstl. Hauses betreffenden Real- und Personalklagen haben sie einen privilegierten Gerichtsstand. In peinlichen Fällen (mit Ausnahme der Mord- und der im königl. Staatsdienste begangenen Verbrechen) wird dem Fürsten des fürstl. Hauses ein Gericht von Ebenbürtigen oder von Richtern seines Standes bewilligt. Das Haupt des Hauses bestellt die Vormundschaften der fürstl. Kinder.“

Famillenglieder. Der Fürst genießt für sich und seine Familie die Freiheit aller Militairpflichtigkeit. Die von demselben bewohnten Schlösser (außer die Fälle ausgenommen, von der Einquartierung l. Truppen befreit sein) darf eine Ehrenwache aus Eingeborenen in den Schlössern seines Wobens; er ist berechtigt, sich von seinen Beamten einen Dienstleid leisten. Hierauf wurde (9. Sept. 1819) dem Fürsten von Thurn und Taxis die das Amt eines königl. würtemb. Erblandpostmeisters mit dem nuzbaren Thum und der Verwaltung der Posten im Königreiche als Erb- und Thronlehn übertragen. — Als Entschädigung für das von ihm verlorne den König von Preußen gelangte Postregal in den neupreuß. Provinzen am Rheinufer hat ihm der König von Preußen 1819 3 im Großherzogthum gelegene Domainenämter verliehen und diese zu einem Fürstenthum zu erhöhen, welches der Fürst unter königl. Landeshoheit als ein Apanage besitzt; die Mitbelehnung ist auch seinem Oheim, dem Fürsten (öftr. Generalmajor) und dessen männlichen Nachkommen erteilt worden. Fürstl. Familie von Thurn und Taxis besitzt in Schwaben theils unter theils unter bairischer, theils unter hohenzollerscher Hoheit die gesürsteten Friedberg-Scheer und die ehemaligen freien Reichsherrschaften Dümbrunheim, Heubach, Göffingen, Bussen, Tüschingen und Eglingen. Er besitzt 12½ □ M., mit 30,746 E., und der Fürst hat zusammen über 1000 Gldn. Eink. Darunter sind die ihm 1802 als Entschädigung für den Verlust der Reichsposten auf dem linken Rheinufer gegebenen Güter mit als: die Stadt und das Stift Buchau (mit einer besondern Stimme in der Fürstenthat), die Abteien Marchthal und Mettesheim, die vormalig zu Ewiger gehörige Herrschaft Dürach nebst Sommerberg und mehrere eingetragene. Die neuen Erwerbungen stießen theils an die Grafschaft Friedberg-Scheer, an die Grafschaft Eglingen. Der Fürst von Thurn und Taxis bekleidet die Würde eines kaiserl. Principalcommissarius bei dem Reichstage zu Regensburg, wo er noch einen Palast besitzt. Zur Residenz in seinem schwäbischen Thume sind die ehemaligen Stiftsgebäude der Abtei Marchthal eingerichtet. 1806 ward das auf das ehemalige Fürstenthum Tour und Taxis im Regensburg gelegte Sequester zu Gunsten des Fürsten als Gutsbesizers wieder an den Fürst von Thurn und Taxis, Karl Alexander (geb. 1770, vom Kaiserl. Thron, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz), Fürst zu Buchau, Graf zu Friedberg-Scheer, Graf zu Balfassina, auch zu Marchthal, Dümbrunheim, Herr der freien Herrschaft Eglingen, Herr zu Dürach und Ewiger, Herr der freien Herrschaften Dünningen, Tüschingen, Balmershausen, Bussen, resid. zu Marchthal in Schwaben, auch zu Regensburg und Regensburg, l. l. wirkl. Geh.-Rath, Kronoberpostmeister im Königr. Bayern 1827. Ihm folgte sein Sohn Maximilian, geb. 1803. — Außer der Linie des Hauses Thurn und Taxis sind noch 4 gräf. Hauptlinien, welche sich wieder in mehrere Nebenäste theilen. Sie sind von 4 Edeln, nämlich a) Napoleon, b) Napoleon, c) Salvinus und d) Franz I. gestiftet. Der Letzte von Stammvater der erwähnten fürstl. Linie. Eine dieser gräf. Hauptlinien ist Thurn, Balfassina und Taxis nennt, stammt von Gabriel, dem jüngsten Rogers I., der, der das Postwesen in Tirol einrichtete.

Thurn und Balfassina (Joseph Benedict, Graf v.), auf dem Canton St. Gallen, dem Stammgute dieser alten, angesehenen Familie die gräf. Würde schon 1530 erhielt, geb. d. 5. Dec. 1744, ward als Hofe des künftigen Kaisers Clemens Wenceslaus von Tirol ausgezeichnete sich durch wissenschaftliche Bildung aus. Er wurde, 1832

titular zu Regensburg, 1779 daselbst Domdechant, später fürstbischöflichspräsident und Statthalter, dann fürstbischöflich-regensburgischer und freier Comitalgesandter, 1795 Dompropst zu Breslau und 1802 Dompropst Regensburg. Als Geschäftsmann erwarb er sich einen bedeutenden Ruf. Der kanganelli und der Cardinal Albani schenkten ihm ihre Achtung, wie er in der Beibehaltung mehrerer Bisthümer dem Kurfürsten von Trier erwirkte. Graf v. Görz in f. „Memoiren über die Verhandlungen bei Gelegenheit der Erbfolge“ rühmt sein diplomatisches Talent. Indes entzog sich Graf Th. Staatshandeln und bildete auf Reisen nach Italien, Wien, Dresden, Paris und in den Niederlanden f. weltbürgerlichen Sinn aus. So lange Regensburg den Fürsten Primas zum Regenten hatte, blieb Graf Th. Präsident der Regierung. Dann zog er sich von öffentlichen Geschäften ganz zurück, überließ während Vermögen und Einkommen im größten Theile den öffentlichen Anstalten. Als 1809 ein Sechsteil der Stadt Regensburg zerstört wurde, wodurch über 3000 wohlhabende Bürger verarmten, gelang es ihm, Abgeordneter des Fürsten Primas nach Wien eilte, von dem Kaiser Napoleon Fr. der Stadt zuzuwenden. Anspruchslos verbarg Graf Th. seine Schwäche und wirkte im Stillen viel Gutes. Von Allen verehrt und f. Mittheilung unvergesslich, starb der edle Mann, dessen schönes Greisenalter einem heilend gleich, den 6. Jan. 1825, 81 J. alt.

Thuscien, f. Toscana.

Thusnelde, f. Hermann.

Thyaden, so viel als Menaden.

Thyestes, ein Sohn des Pelops und der Hippodamia. Weil er seines Vaters (f. d.) Gemahlin, Atrepe, verführte, setzte dieser ihm seine eigene Tochter zur Speise vor. Er flüchtete nun mit f. Tochter Pelopia nach Sikyon, und mit ihr, ohne sich zu erkennen zu geben, einen Sohn (Agisth), weil ein Drachenvater hatte, daß sein Sohn und Enkel ihn rächen würde. Als derselbe in den Thron, von welchem er jedoch durch f. Brudersöhne, Agamemnon und Menelaos, wieder vertrieben ward. Er starb in der Verbannung auf der Insel Rhodus. Des Sophokles und Euripides Trauerspiele von ihm sind verloren gegangen, der „Thyestes“ des Seneca ist aber noch vorhanden.

Thyrus, der mit Epheu und Weinreben bekränzte Stab, den an den Hüften die Bacchanten trugen.

Tiara ist ursprünglich (und bei Herodot) die Haube oder Mütze des persischen Königs. Die Tiara des Papstes ist eine hohe Mütze, mit 3 übereinander liegenden goldenen Kronen umgeben. Diese Kronen sind ganz mit Edelsteinen besetzt und mit einer Kugel geziert, über welcher ein Kreuz steht, und auf beiden Seiten desselben ist ein Gehänge von Edelsteinen. Anfangs trugen die Päpste die gewöhnliche Bischofsmütze. (S. Inful.) Daß der fränkische König Otto III. im 10. J., oder gar Konstantin d. Gr. im Anfang des 11. Jahrh. dem Papste die päpstliche Krone geschenkt und dieser sie mit der Mütze vereinigt habe, ist nicht erwiesen; nach Henke („Kirchengesch.“, 2. Bd., S. 401) trugen die Päpste die einfache Krone zuerst im 9. Jahrh.; Nicognara („Storia della Chiesa etc.“) ist jedoch der Meinung, daß erst Alexander III. im 12. Jahrh. die Tiara, zum Zeichen der Souveränität, mit einer Krone umgeben habe. Bonifaz VIII. (st. 1303) soll die zweite, zum Zeichen der Macht über geistliche und weltliche Dinge, und Urban V. (st. 1370) endlich die dritte hinzugefügt haben, um zu zeigen, daß man glaubt, die Macht des Papstes in der leidenden, streitenden und sterbenden Kirche (oder auch im Himmel, auf Erden und in der Hölle) anzuknüpfen. Vielleicht sollten auch die 3 Kronen die damals bekannten 3 Theile der

Welt vorstellen. Bei der Weihe oder Krönung des Papstes werden die Worte gesagt: „Accipe tiaram tribus coronis ornata, et scias te esse Principem ac Regem, Rectorem orbis in terra, Vicarium Salvatoris Jesu Christi“.

Tiber, ein Fluß in Italien, der im apenninischen Gebirge entspringt. In seinem Laufe von 35 Meilen mehrere kleine Flüsse, als den Tevereone, die Chiana, die Nera etc. aufnimmt, durch Rom fließt und sich bei Ostia in das toscanische Meer ergießt. Seinen Ruhm hat er den römischen Dichtern zu danken; denn für sich ist er unbedeutend, immer schlammicht und die Fische darin sind ungesund und von schlechtem Geschmack, auch ist er nur für kleine Fahrzeuge schiffbar. Man hat immer geglaubt, daß der Fluß viele Alterthümer enthalte und diese Meinung auf seine ehemaligen häufigen Überschwemmungen begründet. Ja, man hat sogar gesagt, Gregor d. Gr. habe aus Religionseifer die Statuen und Denkmäler des Alterthums in die Tiber werfen lassen. Sogar in f. Schrift: „Nouvelle del Te“ (Rom 1819), widerlegt Dieses und meint, daß man bei neuen Nachgrabungen und Durchwühlungen des Schlammgrundes der Tiber nicht viel erwarten dürfe. In der Ansicht, die der Erfolg der bekannten neuesten Unternehmung dieser Art (s. „Morgenbl.“ 1821, Nr. 59, und Ausgrabungen) hinlänglich bestätigt hat.

Tiberius Claudius Nero, der zweite römische Kaiser, geb. 42 v. Chr. war der Sohn eines römischen Patriziers gl. N. und der Livia Drusilla, natürlichen Gemahlin des Kaisers August. Schon früh zeigte er große Fähigkeiten, eine finstere, zurückhaltende Gemüthsart. Zuerst diente er unter Augustus im cantabrischen Kriege, ward bald nachher als Oberfeldherr mit einem Heer abgesandt, um den Tigranes auf den armenischen Thron zu setzen, nachmals die Rhätier und Bindelicier (2 alpinische Völkerstämme) und dadurch die Gunst des Augustus so sehr, daß dieser ihn veranlaßte, sich von seiner Gemahlin Vipsania zu scheiden, um seine (des Kaisers) Tochter Julia, die zum zweiten Male Witwe war, zu heirathen. Nach einander erfocht Tiberius glänzende Siege über die Pannonier, die sich empört hatten, und die er wieder der Herrschaft der Römer unterwarf, über die Dacier und Dalmatier und über die Germanen, mit denen er einen glücklichen Frieden schloß. Aber die ausschweifende Lebensart seiner Gemahlin Julia, und Eifersucht auf die Cäsaren Cajus und Lucius, seine Stiefföhne, die der Kaiser adoptirt hatte, vermochten ihn, sich nach Britannien zu begeben, wo er in einer Art von Ungnade, ganz als Privatmann lebte, bis 5 Jahren Julias Ausschweifungen, die immer bekannter wurden, den Kaiser zwangen, sie von ihrem Gemahl förmlich zu scheiden, und T. nun nach Rom zurückkehren durfte. Indessen starben die beiden Cäsaren Cajus und Lucius bald. Augustus nahm jetzt, weniger aus Zuneigung als um einen Gehülfen in der Regierung zu haben, den T. zu seinem Sohn an (4 J. v. Chr.). T. zwang die Germanen, nach einem 3jährigen Kriege um Frieden zu bitten, stellte nach dem Unglücke des Varus das Vertrauen der römischen Legionen wieder her und wandte die Pannonier und Dalmatier, welche sich von neuem empört hatten, durch erwarb er sich nicht nur die Ehre des Triumphs, sondern auch die Gunst des Kaisers, der ihn nunmehr förmlich zu seinem Mitregenten, mit einer der gleichen Macht, ernannte. Im J. 14 nach Chr. folgte er dem Augustus, um sich völlig des Throns zu versichern, ließ er den Agrippa Posthumus, seinen Stieffohn (den einzigen Enkel des Augustus), hinarichten. Dem Senat übte er das Recht, die Prätores zu erwählen, welches vorher dem Volke gebührt hatte, vernichtete so die letzte Spur der alten Volksgewalt. Obgleich seine Regierung durch die Empörungen der Kriegsheere, welche unter Drusus und Germanicus in Pannonien und am Rhein standen, beunruhigt ward, so zeigte er sich doch

in Consula bezieht er große Achtung und verlangte, wenn sie beim Heere als sie nicht mit ihm, sondern bloß mit dem Senat verhandeln sollten. Darfachte er schlaue seine Absicht auf eine unbefchränkte Alleinhererschaft. Zute er großen Eifer für die Gerechtigkeitspflege, sorgte dafür, daß das Volk, en Provinzen, nicht durch Auflagen bedrückt wurde, suchte jedes öffentlück zu erleichtern und war überhaupt freigebig: eine Tugend, die er, nach behielt, selbst als er alle übrige verloren hatte. Daher gehört auch die poche seiner Regierung zu den glücklichsten Zeiten in der römischen Ge-
 Allein seine Gemüthsart zeigte sich bald von einer andern Seite (vergl. n i c u s), und eine gefühllose Tyrannei ward der Hauptcharakter seiner g. Er wurde im höchsten Grade eifersüchtig auf seine Gewalt; die heilmklagen vermehrten sich, und jegliches Jahr ward durch das unglückliche berühmter Personen bezeichnet, die, schuldig oder nicht schuldig, bestraft
 Das Unglück wurde noch größer, als T. sein ganzes Vertrauen dem vergewürdigen S e j a n u s schenkte. (Vgl. d. und D r u s u s.) Dagegen te er in einer sehr verständigen, von Tacitus aufbewahrten Rede seine ung, als eine Provinz von Spanien ihm und seiner Mutter Livia einen errichten wollte. 26 n. Chr. verließ er Rom, wohin er nie wieder zurückachte eine Reise durch Campanien, begleitet von wenigen vornehmen Pers-
 Gelehrten, besonders Griechen, und als er auf dem festen Lande keinen, der seiner finstern, menschenfeindlichen Gemüthsstimmung zusagte, bezh nach der Insel Caprea, die in der Bai von Neapel liegt, von rauhen aschossen wird, aber schön im Innern ist und ein herrliches Klima hat.
 ehte er seine übrigen Jahre in den schändlichsten Ausschweifungen, die i hassend und bloß durch seine Grausamkeiten bekannt. Indessen sank er : zur äußersten Gleichgültigkeit gegen guten Ruf und Rechtlichkeit herab, es bei einer Feuersbrunst, welche einen Theil Roms verzehrte, unaufgee lobenswerthe Freigebigkeit. Seine Mutter Livia starb (29 J. n. Chr.), Senat zu Rom wollte ihr die göttliche Ehre zuerkennen, welches T. aber Dies wurde ihm mit Unrecht als Undankbarkeit ausgelegt; es war bloß is seiner vernünftigen Ansicht. Jener Todesfall war übrigens für seine gswweise von den schlimmsten Folgen. Sejanus ward jetzt allmächtig. wirkte die Verbannung der Agrippina (der Witwe des Germanicus) nach Pandataria und ihres Sohnes Nero nach der Insel Pontia, wo der legdarauf starb. Agrippina's zweiter Sohn, Drusus, ward in ein enges Gedracht, worin er einige Jahre nachher Hungers starb, und die unglückter hatte ein ähnliches Schicksal. Der Überrest von T.'s Regierung zeigt s ein widerliches Gemälde schändlichen Sklavensinns auf Seiten des römirs, und der despotischen Grausamkeit dieses Tyrannen. Er ward von erndsten Gewissenbissen geplagt, aber unter tiefen schrecklichsten Gefüh-en größtlichen Handlungen gab er doch auch wieder Beweise von Einsicht merksamkeit auf das öffentliche Wohl. Rom war durch Schulden und eist in seinem Innern zerrüttet; T. hob dies Übel, indem er eine große zu einer Bank niederlegte, woraus Jeder gegen Sicherheit auf 3 Jahre n ohne Zinsen erhalten konnte. Bei einer zweiten großen Feuersbrunst sich gleichfalls sehr freigebig gegen die verunglückten Römer. Zuletzt verne Insel und bezog, nach öfterm Ortswechsel, ein Landgut, welches dem gehört hatte, nicht weit vom Vorgebirge von Misenum. Dort versank er, ie Ausschweifungen schon längst dem Grabe nahe gebracht, 37 J. n. Chr. odesähnlichen Zustand, und Macro, der prätorische Präfect, ließ ihn, als inmal erwachte, mit Betten erstickern, um sich auf diese Weise der Gunst nfolgers, Caius Caligula, zu versichern. T. starb im 78. J. seines Alters

und im 23. f. Regierung, allgemein verwünscht, ein wunderbares Gemisch herrlichsten Eigenschaften und der scheußlichsten Laster.

Tibet (Thibet) ist der Theil von Asien, und zwar der unabhängigen Tarei, der zwischen dem $100 - 120^{\circ}$ Ö. L. und $26 - 35^{\circ}$ N. B. liegt, und von den Quellen des Indus bis an Chinas Grenze und von Indostan bis Wüste Kobi hinzieht, sodaß er gegen 20,000 □ M. enthält. Die Eingebornen nennen das Land Pue oder Puekachim, das nördliche Schneeland, eine Benennung, die auf das kalte Klima desselben schließen läßt, und das wieder von hohen Lage bedingt wird, denn in der That ist Tibet wol das höchste Gebirge Asiens. Hier erhebt sich das Himalaya-Gebirge mit den höchsten Bergen der Welt, die man schon in einer Entfernung von 50 Meilen erblicken kann. Der Dhaulagiri (der weiße Berg) (vgl. Himalaya) liegt 26,862 Fuß über der Meeresfläche, und so finden sich mehre, die nicht nur dem Chimborazo, dem höchsten Berge, an Höhe gleich kommen, sondern ihn weit übertreffen. Von diesen gehen alle die Gebirgsketten aus, die sich in die Tatarei, nach China u. s. w. ziehen; hier entspringen die bedeutendsten Flüsse Asiens, als der Ganges, der Rempooter, der Menang-Kong, der Yang-tse-kiang u. s. w. Der Reisende, es zum ersten Male betritt, glaubt ein vom Himmel ganz vergessenes Land zu betreten. Große Felsen und Berge ohne Anschein von Vegetation wechseln mit Ebenen, die wenig Früchte gedulden lassen. Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, auf ihnen wachsen, werden an vielen Orten nie reif, sondern nur als Futter erbaut, um, wenn das Vieh keine Weide mehr findet, benutzt zu werden. Zu Zeit tritt regelmäßig Regen ein, und dann sprießt ein kleines Gras hervor, dessen Wachsthum aber mit dem Ende des Regens aufhört, da die trockene Luft soweit geht, daß es dann ganz weiß wird und zu Staub mit den Füßen zerrieben werden kann. Indessen nähert es doch große Heerden und ist so kräftig, die beste Weide ihm darin nachstehen muß. Bei Annäherung des Winters überläßt der Tibetaner die tiefen Wiesen mit großen Eisstücken, um die magere Erde nicht von den börenden Winden weggeführt zu sehen. Temperatur und Jahreszeiten sind in Tibet dem Grade und dem Eintritt nach ungemein regelmäßig. Von März bis Mai herrscht eine große Abwechselung von Regen, Donner und Sturm. Von Juni bis Sept. ist von heftigen Regengüssen heimgesucht. Alle Ströme füllen ihre Betten, drohen Bengalen zu überschwemmen. Vom Oct. bis März ist es fast immer klar und hell; selten verdunkelt eine Wolke den Himmel. 3 Monate lang ist dann ärgere Kälte als irgendwo in Europa, die besonders im nördlichen Theile längs der Bergkette vorwaltet, welche Tibet von Assam, Butan und Nepal trennt, und zwischen dem $26 - 27^{\circ}$ N. Br. liegt. Die Einwohner ziehen dann in die tiefen Thäler oder in die Höhlen der Felsen. Von Phari bis zum Ganges ein Strich von fast 10 Meilen, ist dann das ganze Land wenig mehr als eine große Kälte, und die Kälte so groß, daß das eingeschlachtete Fleisch bis März vollkommen gefroren bleibt. — Bei allen diesen Unbilden des Klimas ist doch ein Überfluß von Vieh und zahmen Thieren vorhanden. Es gibt große Heerden Rindvieh von einer sonderbaren Race, dessen Bulle unter dem Namen des Yak der Tatarei, die S. 100 ter dem von Dhe bekannt und durch eine haarige Haut und einen Muskel auf den Schultern ausgezeichnet ist, der einen Höcker bildet. Ein langes, dickes, schwarzes Haar bekleidet das Thier. Der Schweif ist ebenfalls mit dickem, langem, grauem Haare in der Art besetzt, daß man kein Gelenk wahrnimmt, und das Thier ein Büschel künstlich angefügten Haares zu sein scheint. Eine Art von dicker, schwarzer Wolle deckt die übrigen Theile, doch so, daß an den untern Theilen des Körpers u. s. f. ein langes festes Haar bis an das Knie herabreicht. Jene Scherwägen ungemein als Fliegenwedel im ganzen Orient geschätzt. Das Thier wild, brüllt selten und in einem kaum vernehmlichen Grade, lebt aber in

heilen des Landes, im Sommer auf den Bergen, im Winter in den Thälern macht den Reichtum der mit ihnen herumziehenden Tataren, die von Nahrung und Kleidung haben, und es als Lastthiere brauchen, wozu sich diese mehr als zum Ackerbau eignen. Aus ihrem Haare fertigt man Stricke und

Ihre Milch ist ungemein nahrhaft und wird in Menge erhalten. Auf den Bergen findet man das Moschusthier. Es hat die Größe eines mäßigen Schweines, dem es auch im Körper gleicht. Der Kopf ist klein, der hintere niedrig und rund. Die Glieder sind äußerst zart, und der Schwanz fehlt ganz. Gethümllichkeit zeigt indessen das Haar, womit es ungemein reichlich be-

Es hat wol 2 — 3 Zoll Länge und steht überall empor, mit Ausnahme der Beinen, Ohren, dem Kopfe, wo es kurz bleibt. Bei genauerer Untersuchung ist es mehr den Borsten, ist aber doch dünn, biegsam, nicht steif, sondern fadenförmig. An der Wurzel ist es weiß, in der Mitte schwarz, und braun an der Spitze. Der Moschus (s. d.) wird in einem kleinen Beutel oder Auswuchs am Nabel nur beim Männchen gefunden. Die Thiere dürfen nur für die Regierung gejagt werden und geben eine bedeutende Einnahme. Die (vgl. Caschemirzige und Ternaur), welche das Haar zu den besten Caschemirshawls gibt, ist ein nicht weniger kostbarer Gegenstand. Wilde

finden sich ebenfalls in Tibet. Sie sind zu flüchtig, um lebendig gefangen werden zu können. Die Schafe mit den breiten Fettschwänzen weiden in großen Heerden, und für sie hegt man besondere Sorgfalt. Eine Art mit dem Kopfe und dergleichen Beinen scheint ebenfalls nur hier einheimisch zu sein. Sie sind kleiner, haben weiche Wolle und das schwachste Fleisch. Häufig sieht man sie als Lastthiere. Man sieht oft ganze Heerden mit Salz und jedes trägt 12 — 20 Pfund. Selbst ihre Wolle transportiren sie so auf den nächsten Markt. Ihre Felle gewähren treffliche Winterpelze, und die der Lämmer kostbaren Handelsartikel, besonders die der ungeborenen, zu welchem die Mutter schafe oft vor dem Lamm getödtet werden. — So unfruchtbar der Boden ist, so schaffen doch theils diese Dinge, theils der Ueberschuß an Materialien den Bedarf reichlich herbei. Gold findet man in gebiegenem Zustand in den Flüssen als Körner in den Flüssen. Zinnober, Blei, Kupfer, ist in reichhaltigen

Eisen wird aus Mangel an Brennmaterialien wenig zu Tage gefördert. Kohlen fehlen so sehr, daß man nur mit Düngelein heizt. Vielleicht finden sich Kohlenminen, deren an China's Grenze bereits entdeckt wurden. Zinkasche, aus der Borax gezogen wird, findet sich in ungeheurer Menge vor, ebenso Eisen. Der Handel ist fast ganz Monopol des Herrschers, und der nach China vornehmlich über die östlich an der Grenze gelegene Stadt Silling oder Sining. Die Religion ist nach Turner's Vermuthungen eine ausgeartete Tochter des Buddhismus, die in den südlichen an Indien grenzenden Gegenden sich zuerst zeigte, und welche dadurch auch zuerst der Sitz des Dalai-Lama wurden. Vgl. Turner's „Krit. Versuch über die lamaische Religion“ (Berl. 1796). Von der Religion der Hindus sollen sich die Grundzüge dieser doch überall finden; die Orte, welche die Hindus für heilig halten, Allahabad, Benares, Calcutta, Gaya, Saugor, Dschaggernat, gelten auch den Tibetanern als solche, und von ihren Pilgrimen besucht. Inzwischen waltet doch eine Menge besonderer Gebräuche vor. In großen Capellen sammelt sich das Volk und stimmt in der Stimme der Instrumente von ungeheurer Größe, wie man sie in China findet — Trompeten, Trommeln, Becken, Pfeifen, Muschelhör-

Gefänge im Chor an. Das Ganze soll einer cathol. Messe ähneln und drückt nicht ohne erstaunliche Wirkung sein. Vom Kastengeiste findet sich keine Spur. Die Einwohner essen ohne Bedenken mit jedem Fremden. Das Haupt des Landes und der Religion ist der Dalai-Lama. (Vgl. Lama.) Er

gilt für den Statthalter Gottes, der alle Segnungen desselben vertheilen, und ihm unmittelbar von Gott ganz gegebene Macht wieder allen den zahlreichen Lamas, Mönchen u. s. f., nach Belieben mittheilen kann. Daß hier eine Theokratie mit der kathol. Klerisei vorwaltet, scheint nicht abzuleugnen zu sein; allein Ganzen sind alle Nachrichten darüber zu dunkel, zu sparsam, um auf den Glauben der Missionarien, von denen wir sie haben, angenommen werden zu können. Sitten und Lebensart sind in Tibet noch auf einer niedern Stufe. Die Häuser des Landmanns sind bloß zusammengehäufte Steinmassen, mit einigen schenräumen für Licht und Luft. Zu den dem Lande eigenthümlichen Krankheiten gehört der in vielen Gebirgsländern herrschende Kropf. Aus China ist eine Buchdruckerkunst mit unbeweglichen Lettern eingewandert, in welcher die Bücher gedruckt werden; die Charaktere stammen aus der Sanskritschrift her, hat auch 12 sogenannte hohe Schulen, die nicht nur von den Tibetanern, sondern auch von den angrenzenden tatarischen Völkerschaften besucht werden, und an denen man Philosophie, Astronomie, Medicin und Theologie lehrt; und bemerkt, als er 1783 hier war, daß die Trabanten des Jupiter und der des Saturnus den Gelehrten nicht unbekannt waren, und die Ärzte wußten Quecksilber in der syphilitischen Krankheit anzuwenden; jedoch gibt es auch solche Zauberschulen, wo Beschwörungen u. s. w. gelehrt werden. Tibet ist größer, China unterworfen, Vasallenstaat. Als 1720 innere Unruhen entstanden, wurden sie von den Chinesen benutzt, sich das Übergewicht zu verschaffen. 1793 drangen die Nepalesen ein. Sie wurden indessen von den Chinesen besiegt, und seitdem gewann ihre Macht noch mehr. Ein Chinese ist stets beim Dalai-Lama in Lassa, der Hauptst., und berichtet theils nach, theils empfängt er Weisungen aus Peking. Ob man bei den mangelhaften Nachrichten aus dem Lande es nun, wie sich auch vorfindet, annehmen darf, daß im südlichen Butan, ein anderer Lama herrsche, der, wie jener Dalai-Lama, Bogdo-Lama genannt werde, wagen wir nicht zu bestimmen. Eine chinesische Beschreib. v. Tibet nach s. jetzigen Zustande hat der russ. Archimandrit Hyazinth ins Russische, D. Schmidt a. d. Russ. ins Deutsche übers. (St.-Petersb. 1828).

Tibullus (Albius), einer der vorzüglichsten römischen Dichter aus der goldenen Zeit der römischen Literatur. Von seinem Leben weiß man nur so viel, daß er zu dem Ritterstande gehörte. Als s. Geburtsjahr wird gewöhnlich 67 v. Chr. nach Roms Erbauung angenommen. Voß setzt Tibull's Geburt um 69 v. Chr. Er starb, ohne ein öffentliches Amt bekleidet zu haben, im J. 26 v. Chr. 736 in der Blüthe seines Lebens. Noch haben wir von ihm eine Sammlung von Elegien in 4 Büchern (von denen jedoch das 4. mehrtheils zweifelhaften Ursprungs enthält), die zu den vorzüglichsten Gedichten gehören, die uns in dieser Gattung aus dem classischen Alterthum übriggeblieben sind. Tibull's Elegien übertreffen die Propertius, mit denen sie, sowie mit den Gedichten Catull's, vereint herausgegeben zu werden pflegen, durch liebliche Einfachheit, und ihre gefühlvolle Herzlichkeit nicht in leichtes Geschwätz aus, wie dies bei Ovid öfters der Fall ist. Daraus gebührt ihm billig der Kranz unter den römischen Elegiendichtern. Die besten Ausgaben des T. sind von Brouckhusius (Amsterd., 2 Bde., 4.), Heyne (neueste Ausgabe besorgt von Wunderlich, Leipz. 1816) und Hufschke (Leipz. 1819). Eichstädt, Golberg und Spohn haben sich um die Kritik des T. verdient gemacht. Die beste deutsche Übers. ist von J. H. Voß (Heidelberg 1810), der auch den Text kritisch berichtigt hat und das 3. Buch einem gewissen Lygdamus beilegt, was Eichstädt ebenfalls kritisch dargethan hat. Vgl. Passow's Beurtheil. der Spohn's, Golberg's und Eichstädt'schen Diff. über T., in der „Allg. Literaturzeit.“, 1825, 131 sq. Daneben ist die von Strombeck'sche Übers. (Götting. 1825) zu nennen.

Tidel (Thomas), ein englischer Dichter, Sohn eines Geistlichen in O

geb. zu Bridesfelde unweit Carlisle 1686. Er studirte 1701 zu Oxford, 1707 Magister wurde. Späterhin kam er nach London, lernte Addison kennen, ward Mitarbeiter an dem „Zuschauer“ und dem „Aufseher“. Als Abdiscretair wurde, erhielt L. die Stelle als Untersecretair, wurde 1725 der Oberrichter von Irland und behielt diesen einträglichen Posten bis in Bath 1750 erfolgten Tode. L. gehört zu den engl. Dichtern des 18. J.

Wenige seiner Zeitgenossen kommen ihm in Hinsicht der Schönheit der Sprache und des harmonischen Versbaues gleich; und wenn seine Gedichte auch eine erhabene Schwung haben, so zeichnen sie sich doch durch Würde und Fülle vorthellhaft aus. Wir verdanken ihm eine sehr gute Ausg. von Adversariis, welche er mit dem Leben dieses Schriftstellers und einer schönen Geschichte desselben begleitet hat. L.'s eigne Werke bestehen in lyrischen, eleganten satyrischen Stücken. Seine Ballade „Colin and Lucy“, eines der besten Gedichte dieser Gattung, ist auch in deutscher Sprache nachgebildet.

Die meisten Aufsätze über Poesie im „Spectator“ und „Guardian“ werthvoll, gleichfalls zugeschrieben. — Richard L., der den 4. Nov. 1793 starb, falls ein im komischen und satyrischen Fache bekannter Dichter.

L. (Ludwig), D. d. Philos. und k. sächs. Hofrath, geb. zu Berlin den 1773, gehört mit den beiden Schlegel zu den Haupturhebern jener Richtung im Gebiete der Kunst und Poesie, deren Spuren noch gegenwärtig in der Welt sichtbar sind. Wenn die beiden Brüder Schlegel besonders als siegreich auftraten, so wirkte hingegen L. in seiner früheren Periode oft polemischer Dichter. Schon auf der Schule entwickelte sich sein Talent. Hier fing er den „Abdallah“ (Berl. 1795) an. Später wollte er die Aufgabe nochmals in dem „William Lovell“ lösen, welcher 1796 zum ersten Mal erschien. Im 19. Jahre bezog er, dem schon Shakespeare und Goethe die Kunst geöffnet hatten, die Universität. Er ging nach Halle, dann Göttingen, und mit seinem zu früh verstorbenen Freund Wackenroder eine Zeit nach Erlangen. Hier und dann wieder in Göttingen studirte er mit dem Fleiß Geschichte und die poetische Literatur der Alten und Neuen. Zu ihm aber ist, daß sich L.'s darstellendes Talent auch in der technischen Form der Alterthume hingeneigt hat. Mit vorzüglicher Neigung überließ er sich der Darstellung. Im „Lovell“ zeigte sich noch ein düsterer Geist, welcher der Klarheit gekommen war. Die Scene spielt größtentheils in Italien, und endet tragisch. Aber 1796 erschien (zu Berlin) „Peter Leberecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten“, worin schon die heitere Stimmung siegte. Letztere Vorläufer von „Peter Leberecht's Volksmärchen“ (zuerst in 3 Bdn., Berl. 1801), welche zum Theil durch echt phantastische Darstellung und reine Malvetät, zeitlich durch festen Aristophanischen Witz ergötzen, und bald durch eine Recension A. W. Schlegel in der „Jenaischen Literaturzeitung“, sowie durch Ebendesselb's spätere Bemerkungen im 1. Stücke des „Athenäum“ gehörig gewürdigt wurden, so daß sich nun die öffentliche Aufmerksamkeit allgemeiner auf den Verf. richtete. In dieser Zeit lebte er wieder in Berlin in der regsten literarischen Thätigkeit.

Hier lernte er durch seine Verbindung mit dem jungen Nicolai auch dessen genauer kennen. Auf einer Reise nach Jena wurde er mit den Gebrüdern Schlegel, Novalis und andern befreundeten Geistern, und in Weimar mit Herder bekannt. Hierauf reiste er nach Hamburg, wo ihn Schröder's Darstellungen sehr anlockten, und verband sich dort mit einer Tochter des Pastor Alberti. Schon vorzüglich im „Blaubart“, noch mehr aber im „Gestiefelten Kater“, zeigte L.'s Talent zur poetischen Polemik. Er kämpfte muthwillig scherzend nicht bloß gegen die leichte Aufklärerei, gegen die gemeine prosaische Ansicht der Kunst und gelehrte Pedanterie. Ein merkwürdiges Buch, welches in der Kunst-

welt von Rom viel Aufsehen machte, waren die „Herzenbergiesum liebenden Klosterbruders“ (Berl. 1797), ursprünglich von Wacken auch L. einigen Antheil hatte. Dasselbe gilt von den „Ph Kunst“ (Hamb. 1799), in welchen L. den Nachlaß Wackenroder verwandten Aufsätzen vermehrt herausgab. In diesen Schriften drückt er, sowie in „Franz Sternbald's Wanderungen“ (Berl. 1798), sich eine andächtige Liebe zur Kunst aus, die sich aller selbstgefälligen Spielerei mit dem Schönen und Erhabenen widersetzt. Auch an dem Kunstroman hatte Wackenroder Antheil, namentlich am 1. Bde. den Inhalt des 2. aber ist vornehmlich aus der Absicht zu erklären, in südliche, italische Leben im Gegensatz des deutschen zu schildern; die Fiktion, aber noch nicht erschienene, sollte Schluß und Verbindung der jugendliche Liebe für die bildende Kunst, die sich in den zuletzt genannten poetisch ausdrückt, entfaltete sich späterhin durch L.'s Aufenthalt in München und Rom zur klaren Kunstseinsicht; hierauf wohnte er eifrig im vertraulichen Umgange mit den Gebr. Schlegel und Schelling. In diesen Dichtungen, sowie in den bereits angeführten, findet man auch manche Lieder und andre kleine Gedichte, in welchen sich ein warmes Gefühl in bald glänzenden, bald bescheidenen Farben offenbart. In der Übersetzung des „Don Quixote“ von Cervantes in 4 Th. (Berl. 1799) im Ganzen betrachtet eine wohlgelungene Unternehmung. Der Uebersetzer behandelt die poetischen Bestandtheile des unsterblichen Werks mit gewissenhaftem Tact. Die „Romantischen Dichtungen“ in 2 Th. erschienen Jena 1800. Der 1. Th. enthält den „Zerbino, oder die Reise zum guten Willen“ als Fortsetzung des „Geflügelten Ritters“. Die materielle antipositive wird hier mit Ironie und wahrhaft poetisch erhaben geschildert, während zugleich die Verehrung der romantischen Poesie in allen ihren Färbungen. In der „Genoveva“ (im 2. Th.) zeigt sich die Kindlichkeit des Dichters, die Poesie so gern zur ursprünglichen Quelle der alten Fabel zurückführt, mit jener höhern geistbezwingenden Kraft, welche auch musikalisch wirkt. Man darf man den Ton, welchen hier der Dichter anschlug, mit der Nachahmer nicht verwechseln. Übrigens war diese Blüthenperiode L.'s an dichterischen Hervorbringungen. Das 2. St. f. zu Jena 1800 herausgekommene „romantischen Journals“ beginnt mit Briefen über Shakespeare, welche nur zu brechen. Mit Shakespeare hatte sich L. schon früher beschäftigt; nach ihm hielten wir von ihm eine Bearbeitung des „Sturms“, nebst einer Uebersetzung Shakespeare's Behandlung des Wunderbaren (Berl. 1796), und Gräfenhagen vorbereitet. Auch dichtete er damals in Gozzi's Geiste ein musikalisches „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald“ (Bremen 1800). Es ist eine wahrhafte Oper daraus geworden; auch die Vorrede enthält viele geistreiche Bemerkungen über diese so oft verkannte Dichtungsart. 1801 und 1802 lebte L. in Dresden auf, wo eben auch sein Freund Friedr. Schlegel lebte, und die Kunstschätze, die Bibliothek, die schöne Natur mächtig anzogen. In gemeinschaftlich mit A. W. Schlegel, in Verbindung mit mehreren Dichtern, „Musenalmanach auf das J. 1802“ (Tübingen bei Cotta) heraus, welcher von unverständigen Beurtheiler, aber auch viele Freunde unter der empfindlichsten fand. Mehrere Gedichte von L., z. B. „Die Zeichen im Walde“, „Die Sanftmuth“ u. a., zeigten das frischeste Leben und eine Tiefe, die, wie man an das Mystische streift, doch die zartesten Geheimnisse der Poesie liebt. Hierauf lebte er theils in Berlin, theils in Verbindung mit Freunden, die seinen Geist zu würdigen wußten, zu Bleibingen, in der Nähe von Frankfurt am Main.

Muße. Die „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ in einer et-
 n Bearbeitung, erschienen in Berl. 1803 mit einer leſenwerthen Vorrede,
 andern auf die ältern Nationalgeſichte der Deutſchen zurückgeht, und das
 iß der ſchwäbiſchen Dichter zu den Provenzalen und zu Petrarca beſtimmt.
 m endlich der längſt erwartete „Kaiſer Octavianus“ in 2 Abth. heraus.
 log: „Aufzug der Romane“, bereitete zum Genuſſe dieſer Nachbildung
 r Märchens vor, in welcher ſich jedoch der Dichter frei bewegt, und den
 es Romantiſchen abgeſchloſſen hat. Mit F. Schlegel gab er die Schriften
 alſis in 2 Bdn. heraus (Berl. 1805, und öfter wiederholt). Die Vorrede
 Nachrede zum „Heinrich von Oſterdingen“ gehören ihm an. Hierauf zog
 i gelobte Land der Kunſt, Italien. In Rom beſonders beſchäftigte er ſich
 icanischen Bibliothek vornehmlich mit der altdeutſchen Literatur. Gegen
 e 1806 lehrte er von Rom nach Deutſchland zurück und wandte ſich nach
 n, wo er den erſten harten Anfall einer ſchmerzlichen Gicht erlitt, die ſeine
 he Thätigkeit in der letzten Zeit ſehr gehemmt hat. Es folgte daher, nach-
 wieder zum ländlichen Leben in der Gegend von Frankf. an d. D. zurückge-
 zt, eine ziemlich lange Pauſe, in welcher er ſich jedoch, bei allen Schmerzen
 Zeit und über die traurige Lage ſeines Vaterlandes, zu literariſchen Unter-
 igen vorbereitete. 1814 und 1816 erſchien das „Altenglische Theater“ in
 , in welchem unter andern Stücke, die dem Shakeſpeare gewöhnlich abge-
 r werden, ſowie frühere Bearbeitungen älterer Dramen von demſelben Mei-
 erſt ſind. Auf ſeine äſthetiſch-kritiſche Bildung hat die Freundschaft mit
 efflichen und zu früh verſtorbenen Solger, deſſen Nachlaß er auch mit Fr.
 mer herausgegeben hat (Leipz. 1826, 2 Bde.), großen Einfluß geäußert.
 r dieſes Einflusses findet man ſchon im „Phantaſus“, welcher zu Berl.
 g. erſchien. Er enthält frühere Erzählungen und dramatiſche Spiele in ver-
 r Geſtalt aus den „Volkmärchen“, nebst manchem Neuen. Das Ganze
 : mit Geſprächen geiſtreicher Freunde und Freundinnen durchflochten, deren
 tere kunſtreich gehalten, und deren Unterhandlungen über wichtige Gegen-
 des Lebens, der Kunſt und Poeſie ebenſo lehrreich als ergöglich ſind. Endlich
 in „Uleichs von Dichternſein Frauendienſte“ (Tübing. 1815) einen Minne-
 in alter Form aufgeſtellt, und ein „Altdeutſches Theater“ (bis jetzt 2 Bde.)
 zugeben begonnen. In London, wo er (1818) von engl. Dichtern und Ge-
 i mit großer Achtung aufgenommen wurde, hat er die koſtbarſten Samm-
 i zu ſ. größern Werke über Shakeſpeare angelegt. Als Einleitung dazu iſt
 kſpeare's Vorſchule“ (Leipz. 1823 fg.) zu betrachten. Seit 1819 lebt er mit
 Familie wieder in Dresden, wo er 1821 eine Sammlung ſ. Gedichte in 3
 und Heine. v. Kleiſt's nachgelaſſene Schriften herausgegeben hat. Mit ſ.
 icken Novellen, die er ſeit 1821 geſchrieben, eröffnet ſich eine neue Epoche
 dichteriſchen Thätigkeit. Die erſte derſelben, „Die Gemälde“, erſchien in
 on Wendt redigirten „Taſchenbuche zum geſelligen Vergnügen“ f. 1822, ihr
 in demſ. Taſchenb. (f. 1823) „Die Reiſenden“, eine Dichtung voll des ſch-
 humors; ferner „Der Geheimnißvolle“, eine minder ausgearbeitete Erzäh-
 die zuerſt in dem dresdner „Mercur“ abgedruckt erſchien. Die „Verlobung“
 m „Berliner Taſchenkalender“ f. 1823) erhielt durch das Intereſſe, welches
 ſtoff derſelben für die gegenwärtige Zeit hat, beſondern Beifall; ſo auch die
 le: „Muſikaliſche Leiden u. Freuden“, in den „Rheinblüthen“ f. 1824. „Die
 ſchaft auf dem Lande“ im „Berl. Taſchenkalender“ f. 1825, und das „Dich-
 en“ in der „Urania“ f. 1826. Seine „Märchen u. Zaubergeſchichten“ (Bres-
 824) haben mit dem „Pietro von Apone“ vielverheiſend begonnen. Be-
 nder iſt aber ſ. großartige Novelle: „Der Auſtrub in den Ervennen“, deren
 Äſte 1826 zu Berlin erſchienen iſt. Man möchte alle dieſe Novellen Ge-

sprachsnovellen nennen, weil unter geistreicher Unterhaltung über ein Thema Faden einer einfachen Erzählung abläuft. Die bunten phantastischen Farben der Jugend sind abgestreift, nur selten klingt ein sentimentaler Ton aus früherer Zeit herüber; dagegen herrscht der reife poetisch-kritische Geist mit aller Macht der Vernunft, der die höchsten und interessantesten Gegenstände in spielerischer Unterhaltung behandelt. Die Scenen sind fast immer die Cirkel der gebildeten Gesellschaft, in welcher T.'s geistreichen Abendcirkel in Dresden besuchen konnte, welcher alle Jünglinge von höherer Bildung anzieht, der hört in diesen Erzählungen oft den Meister sprechen, dessen wohl lautende Stimme bald Shakspeare's Meisterwerke, bald Goethe's Schwänke lebendig vor die Seele ruft. Die Freunde der deutschen Bühne hat es sehr erfreut, daß T. sich auch der Kritik derselben angenommen hat. Eine dieser, seiner Neigung entsprechende Anstellung in Dresden bekommen, die 1822 in der „Abendzeitung“ gegebenen Beurtheilungen sind mit einigen anderen verwandten Ansätzen in den „Dramaturgischen Blättern“ (Bresl. 1826, 2. Bd.) zusammengestellt. Jetzt erwarten wir von ihm die Vollendung der Schlegel'schen Übersetzung des Shakspeare und die Sammlung s. Werke.

Tieck (Christian Friedrich), Professor der Bildhauerkunst und Mitglied des Senats der Akad. der Künste zu Berlin, Bruder des Vor., ist am 14. Aug. 1768 zu Berlin geb. Die frühen Spuren einer Anlage zur bildenden Kunst fanden sich in der Jugend. Prof. Bittkober ward sein erster Lehrer und erwarb sich durch seinen Unterricht wenigstens das Verdict, T.'s technische Fertigkeiten zu entwickeln; doch fehlte es, daß dadurch seinem edlern Kunstsinne genügt worden wäre. Sein Talent suchte er sich selbst Bahn schaffen, und es wußte bald sie zu finden. Ein Basrelief, welches dem der basler Friede (1795) den Anlaß gab, eine Allegorie auf den Frieden im allgemeinen, ohne besondern Bezug auf den eben abgeschlossenen, gewann ihm den Preis der Bildhauerei. T. trat nun in Schadow's Werkstätte ein, wo er bis 1798 verblieb und einige kleine Figuren in Marmor für ihn ausführte. Die Freundschaft Wackenroder's, Wilh. v. Burgsdorf's u. A. erhob den aufstrebenden Künstler und manches einzelne Werk ist aus jener Zeit übriggeblieben, was für des Meisters ersten Ausflug schon jetzt als bedeutend erscheint. Diese Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit des Staatsmin. v. Heintz und verschafften T. eine Unterstützung zu einer 3jährigen Studienreise, die ihn in Begleitung seines Freundes v. Burgsdorf nach Dresden, Wien und dann (1798) nach Paris führte. Studium und Nachdenken war damals T. vorzüglichstes Bestreben und bestimmte ihn, David's Schüler zu werden, und selbst Versuche im Malen anzustellen, die mit Mißfall aufgenommen wurden. Für sein Fach, die Bildhauerei, beschränkte er sich auf die Studien, einige Büsten und Medaillons abgerechnet (des Grafen Reichardt, Albrecht v. Humboldt, Grafen Schlabendorff), und außer der Arbeit, die ihm 1800 den ersten großen Preis der Bildhauerei gewann (der erste wurde gar nicht zuerkannt, man einem Ausländer ihn nicht zugestehen wollte), möchte wenig Bedeutendes jener Periode zu erwähnen sein. T. kehrte 1801 aus Paris, wo der Umgang ausgezeichneten Menschen ihn förderte, über Weimar nach Berlin zurück, um bald darauf gegen Weimar zu vertauschen, wo die mannigfaltigsten Arbeiten zur Ausschmückung des neuen Schlosses ihm aufgetragen waren. Goethe, der den jungen Künstler aufmunternd ausgezeichnet hatte, ward dabei ein wohlwollender Rathgeber. Noch fand sich Muße zur Ausführung mancher Büste, von denen die des Kritikers F. A. Wolf, J. H. Voss, Goethe's Büste und mehrere der fürstl. Familien die selbst in Marmor ausgeführt wurden, zu den gelungensten gehören. Kaum hatte der Künstler, der als Professor mit Weimar enger verbunden stand, dort seine Aufträge vollendet, als er zur Reise nach Italien sich anschickte, die (1805) von München aus, in Gesellschaft seines Bruders Ludwig, des Baron v. Rumohr und der Gedeihender Klempnerhausen, antrat. Im Aug. 1805 trafen sie

1. Italien litt damals wie Deutschland an jenen Erschütterungen, die
 ere Ordnung auflösten. Zu großen Aufträgen fanden sich seltener die An-
 küßer den Studien waren es zunächst Büsten (des Card. Commaglia, der
 gin Maria Anna, und Göthe's Büste in kolossalen Verhältnissen), die un-
 stler beschäftigten; dann ein Relief, das er im Auftrag der ihm seit frü-
 t bekannt gewordenen Frau v. Staël, für die Familiengruft zu Coppet, aus-
 Um das darin angebrachte Bildniß Necker's unter Frau v. Staël's Augen
 hiren, folgte der Künstler einer Aufforderung nach Coppet, ungern Rom ver-
 wo das Zusammentreffen mit seinem Freunde Schick, mit Rauch und
 lben einen Freundeskreis gebildet hatte. Während der Monate, die L.
 et lebte, modellirte er die Bildnisse der Fr. v. Staël und A. W. v. Schle-
 is später in Marmor ausgeführt ward. Von dortaus folgte er der Einla-
 s damaligen Kronprinzen von Baiern (1809) nach München, wo eine
 von Aufträgen seiner harreten. Unter den Büsten, die in München ent-
 find die des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs, Schelling's, Friedr.
 und die seines Bruders, auch außer dem Kreise, für den sie zunächst be-
 waren, bekannt und anerkannt worden. 1812 kehrte unser Künstler von
 n über Zürich und Bern nach Italien zurück, absichtlich diesen Weg wäh-
 r die Urbilder zu jenen Bildnissen an den einzelnen Orten aufzusuchen, die
 herzogliche Kronprinz von Baiern zum Ruhme vaterländischen Verdienstes in
 Walhalla vereinigen wollte. Als er Mailand und Parma hinter sich hatte,
 er die neue Straße über den Apennin von Pontremoli einzuschlagen, zu-
 m die Marmorbrüche von Carrara kennen zu lernen. Das Zusammentref-
 Bartolini, einem Freunde aus der Zeit der pariser Studienjahre, der in Ca-
 s Prof. der dortigen Akademie angestellt ist, bestimmte den Aufenthalt zu
 ren, und als Rauch wenige Monate später auch in Carrara eintraf, um
 kmal der Königin auszuarbeiten, wurde der Plan einer Weiterreise aufge-
 Ein Atelier verband von nun an beide Künstler; die Gemeinschaft der Be-
 gen begründete die herzlichste Freundschaft, und als 1817 Rauch nach Ber-
 kehrte, um das Denkmal in der Todtenhalle zu Charlottenburg aufzustel-
 eben die nachgelassenen Arbeiten unter L. anordnender Aufsicht. Bemerket
 rden, daß jene herzliche Freundschaft selbst in ihren Leistungen sie vereinigte;
 Hand ist der eine der Candelaber am Denkmale der Königin. Außerdem
 en in Carrara, das unsern Künstler durch die Mitgliedschaft seiner Kunst-
 e ehrte, für die Sammlung des Kronprinzen von Baiern, die Büsten von
 Erasmus von Rotterdam, Hugo Grotius, Herder, Bürger, Wallenstein,
 ed von Weimar, Wilhelm und Moriz von Dranien, dem Marschall von
 u. von vielen A. Eine lebensgroße Statue Necker's, für Coppet bestimmt,
 e des H. v. Rocca und der Herz. v. Broglio, wurden außerdem für Frau
 el vollendet, die der Künstler bei ihrem zweiten Aufenthalte in Italien (1815)
 gefunden hatte. Die letzte Arbeit, die unser Künstler in Carrara begann,
 eine jener Candelaber, welchen die Officiere der preuß. Armee dem Anden-
 Marquis la Roche Jaquelin weihten; aber erst in Berlin, wohin L. 1819
 hrte, einen Theil der Marmorarbeiten leitend, die durch ihn und Rauch
 ara geschaffen worden waren, wurde dieser Candelaber vollendet. Ein
 verband L. nun mit Rauch zu Berlin (das Lagerhaus), wie ein Haus sie in
 a verbunden hatte. Der Bau des neuen Schauspielhauses in Berlin gab
 mehre Jahre durch plastische Arbeiten zu dessen Ausschmückung Beschäfti-
 Apollo, auf dem von Greifen gezogenen Wagen, und Pegasus, den Quell-
 n Felsen schlagend, aus Kupfer getrieben, wurden nach L.'s Modellen zum
 d der Akroterien ausgeführt. Ebenso war ihm die Ausschmückung der 3
 Tympane überlassen, auf denen er die kolossalen Statuen der 9 Musen

in Sandstein antrachte. In ihren Räumen stellte er, am vordern Eingange, Tragödie der Niobe auf, kolossal aus Sandstein gearbeitet; in den Nischen der Seiten Orpheus in der Unterwelt und einen Bacchuszug, und Amor und Psyche, sehr kolossal in Stucco. L.'s Talent fand außerdem bei dem Lernen, womit die Ereignisse der Zeit und Berlin verherrlicht wurden, vielfältige Anregung. Für das Portal der Domkirche arbeitete er die Modelle jener Engel aus Kupfer getrieben sie zieren; für das Monument zu Saalfeld zum Andenken des Pr. Louis Ferdinand den Genius, für das Denkmal auf dem Kreuzberge den Genius, welche die Siege von Großbeeren und Laon bezeichnen. Die Büsten neben diesen größern Arbeiten entstanden, z. B. die marmorne Schinkel's, nach ein Bronzeuß im Schauspielhause zu Berlin ausgeführt ist, die marmorne Königs im Saale der Stadtverordneten zu Berlin, wie alle seine Arbeiten von einer Eigenthümlichkeit und Charakteristik, die schon f. ersten Versuche bewundernswerth machte, beweisen für des Künstlers unermüdete Thätigkeit, der, seit Mitglied der Akademie zu Berlin, seit 1820 in ihrem Senate in dem regsten Schwung mit eingreift, der jetzt die berliner Kunstschule auszeichnet. Man darf seine Wirksamkeit für den Verein für technische Vorbilder, an dem Rauch, Schinkel und Rauch arbeitet, nicht übergangen werden. Seine ersten Arbeiten, von denen uns Nachricht zugekommen ist, sind eine sitzende S. Jffland's für einen der Säle des berliner Schauspielhauses, deren Modell schon vollendet war, eine Marmorbüste der Kronprinzessin für den neuen Trinkbrunnen zu Aachen, und eine Reihe kleiner Statuen für die Zimmer des Kronprinzen von Preußen, die nach und nach in Marmor ausgeführt werden sollen. Die Bibliothek zu Weimar besitzt ein Portrait unseres Künstlers, von ihm selbst in Rom gemalt; Frau v. Humboldt eine Zeichnung in schwarzer Kreide nach Raffael's *donna della seggiola*, und mehre f. Zeichnungen, die auf A. W. Schinkel's Wunsch entstanden, sind durch den Stich weiter verbreitet worden.

Liedge (Christoph August), der unter den lyrischen Dichtern Deutschlands einen ausgezeichneten Platz behauptet, ward d. 13. Dec. 1752 zu Gardelow in der Altmark geb. Sein Vater war hier Rector der Stadtschule, später aber Rector am Gymnasium zu Magdeburg, wo er 1772, gerade in dem Zeitpunkt jener sein ältester Sohn die Universität beziehen wollte, starb, und eine junge Familie in der größten Dürftigkeit hinterließ. L., der sich der Rechtswissenschaft widmete, entwickelte während seines 3jährigen Aufenthalts zu Halle ausgezeichnete Fähigkeiten. Nach vollendeten Studien ging er 1776, die juristische Laufbahn lassend, nach Elrich in der Grafschaft Hohenstein als Erzieher. Hier, in der herrlichen Gegend, trat er bald in nähere Bekanntschaft mit dem liebenden Dichter Gödingk, und lebte mehre Jahre seinem Berufe und den Mäcenaten ihn mit Gleim und Klamer Schmidt in Verbindung brachten. Auch machte hier schon die nähere Bekanntschaft der Frau v. d. Recke. Die ersten dichterischen Versuche L.'s stehen in der Zeitschrift „*Ulla Potrida*“; auch findet man, von den Jahren an, f. frühern Gedichte, die Beifall erhielten, in der *Bürger und Voss* herausgegeb. *Musenalmanachen*. Eins seiner frühesten Lieder, „Nicht bloß für diese Unterwelt schließt sich der Freundschaft Band“, wurde 1784. Nachdem L. 1784 einen Besuch bei Gleim gemacht hatte, folgte er einer Einladung, und zog nach Halberstadt, wo er in ununterbrochener Verbindung demselben und mit Klamer Schmidt lebte. 1792 zog er zu dem Domherren Stedern als Gesellschafter und Privatsecretair, und blieb auch nach dem im nächsten Jahre erfolgten Tode des Domherrn als Erzieher der beiden Töchter des Stedern bei dessen Familie, mit der er nach Reinstädt bei Queblinburg, und im Jahre 1797 nach Magdeburg zog, wo er mit Archenholz, Matthiessen und v. A. eine glückliche Tage verlebte. Fortdauernde körperliche Leiden der Frau v. Stedern

sie, das benachbarte Queblinburg zu ihrem Wohnorte zu wählen (1798).
 ete seine Freundin dorthin, wo sie 1799 starb. Zwar hatte sie durch
 arische Verfügungen für L.'s Unterhalt gesorgt; auch hatte er durch Gleim's
 ung am Domstifte zu Halberstadt eine kleine Vicariatspräbende (ein Dom-
 lat) erhalten; aber sein Gemüth war durch diesen Verlust zu tief erschüt-
 daß er in einer Gegend hätte länger verweilen können, wo Alles ihn mit
 en Erinnerungen erfüllte. Er überließ daher seine Präbende einem jün-
 der, machte mehre Reisen im nordöstlichen Deutschland und hielt sich ab-
 längere Zeit zu Halle und Berlin auf, in welcher letztern Stadt er wieder
 o. d. Recke zusammen traf. L. ward ihr Genosse und Gesellschafter, machte
 ehrlährige Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien (1805—8),
 ls treuer Lebensgefährte bei der würdigen Matrone gewöhnlich den Win-
 rlin, seit 1819 in Dresden, in den Sommermonaten in den böhmischen
 u Tepliz und Karlsbad. L. erwarb sich als Dichter zuerst einen Namen
 etischen Episteln, eine Dichtungsart, welche damals durch Gleim, Fa-
 er Schmidt und Göttingk mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. Wenn
 aten Dichter, jeder nach seiner Weise, dem Wege folgten, welchen die
 leichtesten franz. Episteldichter betreten hatten, so zeigte L. eine Eigenthüm-
 e sich zur didaktischen Poesie hinneigte, und bei der Ausbildung satyrischer
 wie bei der Verherrlichung großer Naturscenen, einen ernstern Charak-
 lt, dessen zarteste Töne rein elegisch sich aussprechen. Durch solche Ei-
 n empfohlen, trat er 1801 mit s. „Urania“, einem lyrisch = didaktischen Ge-
 vor, dessen in kurzer Jahresfrist auf einander folgende zahlreiche Aufl. die
 Aufnahme bezeugen, welche vorzüglich die einzelnen lyrischen Theile (spä-
 immel in Musik gesetzt), und die eingewebten trefflichen Episoden, Rha-
 ad Gnomem fanden. Der mit Einsicht dem Gedicht vorge setzte Plan ver-
), daß die bedeutendsten Theile des Ganzen selbständig gebildet und dann
 Plane zusammengestellt sind, weshalb denn auch die Verbindungen und
 der verschiedenen Theile, die viel rhetorische Gewandtheit offenbaren,
 etische als poetische Einheit haben. Auf die rhytmische Vollendung des-
 ndte der Dichter bei den neuern Überarbeitungen eine genaue Sorgfalt.
 s didaktisches Gedicht, „Der Frauenspiegel“ (1806), neigt sich nach sei-
 alte und seiner Anlage mehr zum epistolarischen Styl; der Dichter stellt
 Schwächen und die oft erhabenen Tugenden der Frauen von ihrem Früh-
 bis zum Matronenstande dar. Allgemeinen Beifall fanden s. Elegien
 ischten Gedichte (2 Thele.). Unter den Elegien sind Gedichte, die in der
 s Vortrags, in der Tiefe der Empfindungen und in der Hoheit der Gesin-
 nsthönsten Blüthen der deutschen Poesie beigezählt werden. Weniger glücklich
 Dichter im Fache der Romanzen zu sein, denn man wird hier oft eine malende
 und enggeschlossene Manier der Redesform gewahr, die das Element des
 en Lebens zerstören. 1812 erschien von L. ein idyllischer Liederroman:
 10, oder Alexis und Ida“, den der verst. Capellm. Himmel componirt
 ht minder zart gebichtet ist ein zweiter Liederroman: „Ännchen und Ro-
 15), aus welchem Neukomm mehre Lieder trefflich in Musik gesetzt hat.
 J. gab L. s. „Denkmale der Zeit“ heraus; eine Sammlung von Gedich-
 306—14, welche den Schmerz über das unterjochte Vaterland und das
 il der Freude über dessen Befreiung ausdrücken. Noch bemerken wir s.
 el in Musik gesetzte Cantate: „Die Wandrer, am Geburtstage der ver-
 dnigin Louise“, s. Beitr. z. d. „Jahrb. d. häuslichen Andacht“, s. Briefe
 der „Reise der Frau v. d. Recke“, s. „Ostermorgen“, und s. Gesänge
 iache des griechischen Volks. Auch vollendete L. ein größeres Gedicht,
 rkt des Lebens“, wovon Proben in dem Taschenbuch „Urania“ s. 1829

erschienen sind. 1822 ward ein lange gehegter Wunsch des Publicums erfüllt dem s. gesammelten Werke, von seinem Freunde Eberhard geordnet, in 7 B. im Druck erschienen. 1823 kam von ihm eine höchst anziehende Lebensbeschreibung der verstorbenen Herzogin von Kurland (Leipz.) heraus. Sie befindet sich in Nr. XIII und XIV der Neuen Reihe der „Zeitgenossen“ abgedruckt. Beschäftigt ihn die Biographie seines Freundes Gödtingk.

Tiefe, in der Geometrie die Ausdehnung eines körperlichen Raums obern Fläche (nicht Oberfläche) abwärts gerechnet, im Gegensatz der Höhe der Entfernung von der Unterfläche (Basis) nach der Spitze oder obern Fläche der Astronomie nennt man Höhe oder Tiefe eines Gestirns den zwischen dem Aufgangspunkte desselben und dem Horizonte enthaltenen Bogen des Verticals.

Tieffinn. Hierunter versteht man 1) die fortdauernde und natürliche Schwermuth (s. Melancholie); 2) in einem andern Sinn aber in der Psychologie den Tieffinn dem Witz und dem Scharfsinn entgegen. Sie bedeutet dann darunter eine Beschaffenheit des philosophischen Geistes, oder den in der Betrachtung der Gegenstände (der Natur und des Geistes) eindringenden Sinn, welcher ursprüngliche Einheit und das Wesen der Dinge gerichtet ist.

Tiefe (Johann Gottlieb), militärischer Schriftsteller, geb. 1731 zu Schleife Lautenburg in Thüringen, gest. als kurf. sächs. Capitain der Artillerie 1787. Nach seines Vaters Tode, der Justizamtmann gewesen war, wandte er sich auf die Erziehung seiner Kinder, lebte T. in der äußersten Armut, suchte Hülfe und geltende Freunde. Seine Neigung bestimmte ihn für den Soldat, obschon seine kleine Gestalt hierbei ein Anstoß schien; doch ward er (1751) in seiner Heimat bei dem damaligen Infanterieregimente, Prinz Clemens angenommen. 1753 zur Artillerie nach Dresden versetzt, da er sich durch Fleiß und Talent auszeichnete. Hier lernte er, als Untercanonier, die damals übliche Artilleriepraxis auf Kosten des Königs, und durfte die Lehrstunden beim Ingenieurcorps besuchen. Seine Bekanntschaft mit dem gräf. Brühl'schen Bibliothekar Heintze hatte sehr guten Einfluß auf seine geistige Bildung. Als der siebenjährige Krieg ausgebrochen gerieth er auf der lilliensteiner Ebene bei Königstein in preuss. Gefangenschaft. Dieser für ihn unerträglichen Lage entschloß er sich nach Dresden, und bald nach Warschau, fest hängend an seinem Könige, dem er Treue geschworen. Hier er bald durch s. Arbeiten dem Könige vortheilhaft bekannt und zum Feuerwerker ernannt. 1758 begleitete er den sächsischen Prinzen Karl im Feldzuge des Königs Heers als Feldingenieur, war bei der Belagerung von Küstrin und der Schlacht bei Bornsdorf, sowie später beim Belagerungskorps vor Kolberg besonders thätig. Obschon der König ihn zum Officier machen wollte, zog T., aus Begierde, Neues zu sehen und zu lernen, doch vor, mit dem Grafen Zamoycki zur österr. Armee zu gehen, wo er den Feldzug von 1759 als Feuerwerker mitmachte. Hier ward er geschätzt, daß selbst der Feldmarschall Daun ihn ehrenvoll auszeichnete. Im März 1760 Stadjunker ernannt, kam er 1760 in das Gefolge der Prinzen Albrecht und August von Sachsen bei der österr. Armee, wo er alle vorfallende Gefechte mitmachte. Bei der Schlacht von Torgau erhielt er einige leichte Quetschungen, und zum Souslieutenant ernannt. Sein bisheriges Benehmen bei allen Gelegenheiten und Gefechten verschafften ihm ein überaus ehrenvolles Zeugniß des Herzogs von Sachsen-Teschen. 1769 schrieb er den „Unterricht für Feldingenieure“, für ihn der Beifall Friedrichs II. zu Theil ward, der ihm seine Dienste anerkannte. Aber T., der indessen Stabscapitain geworden, lehnte das Anerbieten ab, wie alle glänzende Anerbietungen, die Friedrich ihm in der Folge machen ließ. erschien das 1. Stück s. „Beiträge zur Kriegskunst“. Im bairischen Erbfolgekriege 1778 befehligte er eine Batterie und erhielt zugleich eine Artilleriecompagnie. Er gewann ihn der Herzog von Braunschweig so lieb, daß er ihn nach Braun-

wohin auch L. 1781 auf einige Wochen ging. Auch vom Herzoge von und dem Kaiser Joseph erhielt er Beweise persönlicher Achtung. Er starb. Wir verdanken ihm folg. Schriften: „Eigenschaften und Pflichten eines , zur Prüfung Derer, die es sind, und Derer, die in diesen Stand wollen u. s. w.“ (Dresd. 1779); „Unterricht für die Officiere, die sich zu nieuren bilden, oder doch den Feldzügen mit Nutzen beizuwohnen wollen, Beispiele aus dem letzten Kriege erläutert, und mit den nöthigen Planen ver-“ (Dresd. und Leipz. 1769; 5. Aufl., 1795); „Beiträge zur Kriegskunst Geschichte des Kriegs von 1756 — 63“ (mit Planen und Charten, Freiberg - 86).

erney (Georg), Mitglied der Gemeinen im Parlament und als Oppor-
 oner vorzugsweise bekannt, ward zunächst für die juristische Laufbahn be-
 Bald aber trat er zu der ihn mehr fesselnden Politik und zu finanziellen
 tionen über. Es kostete ihm anfangs Mühe, im Parlamente eine Stelle
 a, bis es ihm 1786 gelang, als Abgeordneter des Fleckens Southwark ein-
 Sogleich begab er sich auf die Seite der Opposition und begann mit ei-
 igen Rede über mehrer der Berathung des Parlaments anheimgestellte Ge-
 e. 1796 brachte er bereits mit vieler Heftigkeit die seitdem so oft bespro-
 parlamentsverbesserung zur Sprache und zeigte, welche Bestechungen bei
 hten stattfinden. Als Pitt im folg. Frühjahr die Bank ermächtigt wisse,
 te, Noten von 20 Schilling in Umlauf zu setzen, und sie ihre Zahlungen
 e, drang L. mit For lebhaft darauf, daß die Bank ihren Zustand offen dar-
 Immer einer der eifrigsten Sprecher der Oppositionspartei, vergaß er doch
 daß das wahrhafte Nützliche nie Gegenstand des Streites sein dürfe, und im-
 1798 eine die Sicherheit des Staates bezweckende Bill ebenso lebhaft,
 nige Zeit darauf eine andre bekämpfte, welche die Herausgabe aller Tage-
 von anonymen und unbekannten Männern untersagt wissen wollte. Er
 t's stärkster Gegner, und einige Bitterkeiten, die Letzterer in der Parlaments-
 äußerte, hatten zwischen Beiden ein indeffen unblutig ablaufendes Duell zur
 Aber in der That bekämpfte er auch fast jede damals gegen Frankreich ver-
 te Expedition und beschuldigte die Regierung geradezu, sie beabsichtige nur
 herherstellung des bourbonischen Hauses, die er für gefährlich hielt. Erst gegen
 als Abbdington Kanzler wurde, änderte er allmählig diese Weise sich auszuzeich-
 s dessen Freund ward er bald zum Schatzmeister der Marine, einem der ansehn-
 und einträglichsten Posten, ernannt. Da aber 1805 Pitt wieder das Ruder be-
 ar er auch sogleich wieder in der alten Laufbahn. Durch mancherlei Veränd-
 n, die im Ministerium durch den Tod von Pitt und von For vorfielen, ver-
 anfangs mehrer Stellen und selbst Southwark's Einwohner ernannten einen
 Stellvertreter im Hause der Gemeinen. Indessen trat er als Abgeordneter
 andern Flecken auf und war nun ebenso heftiger Gegner von Castlereagh,
 her von Pitt. Keine Maßregeln desselben, namentlich der Angriff von Ro-
 m, die Expedition nach Walchern, die Verhältnisse der Prinzessin von Wa-
 s Verfahren gegen Nordamerika, der starke, nach dem Kriege 1815 fort-
 de Militäretat, entgingen seinen bittersten Angriffen. 1817 drohte seinem
 ine gefährliche Krankheit, allein er genas, und obschon er seitdem seltener als
 auftrat, so verfehlte er doch nie, bei jeder wichtigen Gelegenheit seine
 ie abzugeben und nach Ponsonbey's Lob als Haupt der Opposition zu er-
 t. Inzwischen hat sein früheres Benehmen, wo er diese verließ, ihm doch
 gewaltigen frühern Credit entzogen. Es gab eine Zeit, wo man die Kinder
 ihn zu ehren, mit seinem Namen taufen ließ. Doch genießt er noch immer
 tung, welche einem ausgezeichneten Kopfe, einem trefflichen Redner, einem
 icken Kenner der innern und äußern Verhältnisse seines Vaterlandes nicht
 .-Ver. Siebzente Aufl. Bd. XI.

entgehen kann. L. hat von 1791—97 Mehres geschrieben, namentlich über Lage der ostindischen Compagnie, was noch jetzt nicht ganz ohne Werth ist.

Tiers état, dritter Stand. Es gab allerdings eine Zeit, wo die Benennung in Frankreich nicht unpassend war, wo die Geistlichkeit und der Adel das ganze Land besaßen, die Städte unbedeutend waren, und daher auch Geistlichkeit und Adel allein auf den Reichs- und Landtagen erscheinen konnten. Nach und nach erhoben sich die Städte zu Vermögen und Ansehen; sie wurden Grundherrlichkeit der größern und kleinern Vasallen frei; sie mußten also Steuern zu verwilligen waren, auch gefragt werden. Auch der Bauernastand Eigentumsrechten an seinen Grundstücken wurde ansehnlicher, und schon Ludwig IX. zog 1252 Städte und Ämter zu den Reichstagen. Vorzüglich aber das Philipp IV. (der Schöne) 1303, als er sich in seinen Handeln mit Papst Bonifaz VIII. des Volksgeistes versichern mußte. Davon kam die Benennung dritter Stand. Sie mußten sich aber große Demüthigungen gefallen lassen; wo die Geistlichen rechts, der Adel links vom Könige saß, mußten die Deputirten der Städte und Ämter vor den Schranken stehen, und die königl. Propositionen knieend anhören und beantworten. Der Bürgerstand war aber endlich zur Macht geworden, und die Regierung selbst, welcher Adel und Geistlichkeit überall den nützlichen Widerstand entgegensetzten, richtete ihre Blicke von 1788 an nach dem dritten Stande. Sieyès's berühmte Schrift: „Qu'est ce que le tiers état?“ gab dem Gefühle der Nation Worte. Jetzt ist die Benennung dritter Stand üblich, ja verfassungswidrig geworden.

Tiflis, ehemalige Hauptstadt von Georgien in Asien, am Flusse Kur, Residenz des Fürsten Heraklius, jetzt die Hauptst. der russischen Statthalter Grusien, hat 4000 H., und ungefähr 20,000 E., von denen die Hälfte armenische, die übrigen georgische und grusinische, d. h. altgriechische Christen, Saken, und ungefähr 100 Familien von der mohammedanischen Religion sind. Stadt besteht aus 3 Haupttheilen, dem eigentlichen Tiflis und Kala auf der rechten Seite, und der Vorstadt Işni auf der Ostseite des Flusses, über welchen eine Brücke führt. Auf einem Berge bei der Stadt erhebt sich die Festung Heraklius. Die Häuser sind schlecht gebaut und die Straßen so enge, daß in den breitesten ein Wagen bequem fahren kann, hingegen in den kleinen Nebenstraßen kaum für einen Reiter ist. Es sind hier 15 griechische, 20 armenische und 2 katholische, 2 Basars mit 704 Buden, in denen vorzüglich armenische, tatarische, georgische Kaufleute handeln; auch gibt es einige Wollen-, Baumwollen-, Halbsidenwebereien und eine Salzsiederei. Die berühmten warmen Bäder sind jetzt verfallen, doch findet man in mehreren noch Boden und Bekleidung von Thierhaaren. Das Wasser ist wenig schwefelhaltig, aber beim Gebrauche sehr heilsam. Die Stadt hat den Namen gegeben, die eigentlich Tbilisi, d. i. Warmstadt.

Tigranes, ein berühmter König von Großarmenien, welcher in dem 3ten Jahrh. v. Chr. regierte. Von seinem Vater, Artaxias, als Geisel an die Römer überliefert, setzten ihn diese nach Jenes Tode wieder auf den Thron, wogegen er ein Stück von seinem Lande abtreten mußte. Mit Mithridates (s. d.) seinen Tochter Kleopatra er zur Gemahlin nahm, schloß er ein Bündniß gegen die Römer, und das Glück seiner Waffen, mit welchen er Kappadocien eroberte, und die Syrer, welche der unaufhörlichen Familienstreitigkeiten ihrer Regenten auf dem Hause der Seleuciden überdrüssig waren, ihn zur Besignahme ihrer Länder zu laden. Er that dies und eroberte einen großen Theil von Cilicien und Syrien. Doch ließ er sich vom Mithridates nicht wieder zu einem neuen Bündniß gegen die Römer bewegen; er griff vielmehr die Parther an, eroberte das abgetretene Land, und auch noch Mesopotamien und Mygdonien; nahm dann das von den Seleuciden noch besessene Stück von Syrien und einen großen Theil von Phönicien.

nahm sich den stolzen Titel eines Königs der Könige an. Bald aber verlangte römische Consul Lucullus die Auslieferung des aus seinem Lande vertriebenen Tigranes, welchen T. bei sich aufgenommen hatte; dieser verweigerte es, und kam zum Kriege, in welchem T. geschlagen wurde, der nun dem Mithridates die Führung des Krieges überließ. Sie wurden Beide nochmals in einer Hauptschlacht besiegt; allein im folg. J., wo die unter den Römern ausgebrochenen Zwistigkeiten den beiden Königen zustattenkamen, brachten diese Armenien, Kappadokien u. s. w. wieder unter ihre Waffen. Doch des T. Sohn empörte sich wider den Vater; dieser mußte seine Heere theilen, er schlug den Sohn und nöthigte ihn nach Syrien zu fliehen. Aber eben dieses nahm nun Partei für den Sohn und fiel auf Armenien ein; zu gleicher Zeit wurde Mithridates von den Römern geschlagen, worauf auch endlich T.'s Sohn überging. Jetzt faßte T. im Vertrauen auf die Hilfe des Pompejus den Entschluß, diesem sich selbst freiwillig zu ergeben, worauf Pompejus gab ihm einen Theil von Armenien und auch Mesopotamien zurück. Doch nach einiger Zeit d. T. Sohn auf's neue in Verschwörungen gegen seinen Vater, so wol als gegen die Römer sich einließ, so legte ihn Pompejus in Ketten und schickte ihn nach Rom; der Vater T. aber erhielt wegen seiner dankbaren Thätigkeit den Titel eines Freundes und Bundesgenossen des römischen Volks und lebte solcher im 85. J. seines Alters.

Tigris, einer der größten Ströme Asiens, der in Armenien entspringt, sich mit dem Arme theilt und mit dem Euphrat vereinigt. Er bildet die östliche Grenze des Persiens und führt noch jetzt den alten medischen Namen, der einen Pfeil bedeutet und die Schnelligkeit seines Laufes andeuten soll. Bei Bagdad, durch die Tigrisflüsse verstärkt, beträgt seine Breite, nach Niebuhr, 600 Fuß.

Tilgungsfonds, vgl. Amortisiren. Das in England durch Pitt eingeführte und von Grenville vertheidigte System des Tilgungsfonds wurde 1828 von Lord Grenville in einer Flugschrift so bündig als irrig dargestellt, worin die Abschaffung desselben erwartet kann. Nur die Abtragung der Schulden durch einen Überschuss der Einnahme über die Ausgabe bringt Vortheil, indem sie die Zinszahlung tilgt und dadurch die Bürden des Volks vermindert.

Tillotson (John), Erzbischof von Canterbury, 1630 zu Sowerby geb., studierte in Cambridge, ward Prediger an der Lorenzkirche zu London, erwarb sich durch seine großen Kanzelgaben, durch f. Redlichkeit, Mäßigung und Bescheidenheit Freunde und Verehrer, und ward vom König Wilhelm III. 1691 zum Erzbischof von Canterbury und zum Geheimenrath ernannt. Er war der letzte Geistliche, der ins Ministerium gezogen wurde. Bemüht, sowol in Hinsicht des Lehrbegriffs als der kirchlichen Ordnung Ruhe und Einigkeit zu erhalten, erreichte er jedoch nur zum Theil, und lange nach seinem Tode (1694) ward von den Eiferern seine Rechtgläubigkeit geleugnet, und selbst seine Ehrlichkeit verdächtig gemacht. Er war einer der achtungswürdigsten Gottesgelehrten und erwarb sich um die Verbesserung des Kanzelvortrages große Verdienste, denn vor seiner Zeit waren die Predigten der engl. Geistlichen voll scholastischer Spitzfindigkeit und Theologie. Zwar ist auch in f. eignen Predigten die Schreibart kraftlos; aber es herrscht in ihnen so viel Leichtigkeit und Faßlichkeit, und eine solche Ergießung gesunden Verstandes und aufrichtiger, mit inniger Wärme verbundener Frömmigkeit, daß sie Recht für einen der vorzüglichsten Kanzelredner Englands gehalten wird. *Discourses by Archbishop Tillotson* (London 1704, 14 Bde.; 1757, 13 Bde.; übersetzt von Mosheim). Seine sammtl. Werke, größtentheils dogmatisch und moralischen Inhalts, sind oft herausgeg. (auch Lond. 1728, 9 Bde., Fol.). **Tilly** (Johann Tzerklas, Graf v.), einer der berühmtesten Feldherrn d. 17. Jh., geb. 1559 auf dem Schlosse der Herrschaft Tilly im wallonischen Brabant, starb 1604 in der Schlacht von Gemblours, das Samson von Calain 1448 an Johann Tzerklas

verkaufte, der sich nun Tzerklas von Tilly nannte. Johann war in seiner Jesuit. Streng, hart und fanatisch erzogen, trat er in spanische, dann ferliche, und späterhin in bairische Kriegsdienste. Er hatte sich unter Alquesens, Don Juan und Alex. Farnese in den Niederlanden zum Feldherren, aber in dieser Schule prägte sich ihm stummer Gehorsam ein, kein sonderne Vertilgung der Reher. Er diente als Obristlieutenant unter dem Philipp Emanuel v. Lothringen-Mercœur in Ungarn gegen die Rebellen Türken; dann warb er als Oberster ein Regiment Wallonen. Geschwindig Nachdruck bezeichnen seine Strategie. Herzog Maximilian von Baiern ihn zu seinem Generalfeldmarschall, damit er das in Verfall gerathene Kriegswesen herstellte. 1609 führte er die Expedition gegen Donau. Darauf ward er Oberfeldherr des ligistischen Heeres im dreißigjährigen Krieg. zeichnete sich in der Schlacht von Prag (8. Nov. 1620) ruhmvoll aus. hatte er gerathen, als der kais. Feldherr die Winterquartiere zu beziehen. T. warnte hierauf mehrmals die sorglosen böhmischen Großen, welche nicht und auf ihre Schlösser zurückgekehrt waren, weil der Kaiser gegen sie kein des Hornes gab, und rieth ihnen, vor dem nahen bevorstehenden Eintreffen Strafbefehle zu fliehen. Allein sie blieben, und 3 Monate nach dem Prag wurden an einem Tage und in einer Stunde 28 der vornehmsten Paten gefangen und 27 dem Tode überliefert. Im Fortgange des Krieges durch künstliche Märsche die Heere Mansfeld's und des Markgrafen von schlug diesen bei Wimpfen am Neckar, vertrieb 1622 den Herzog Christian Braunschweig aus der Pfalz, schlug ihn (b. 2. Juli 1622) bei Höchst, und dreitägigen Gefecht (4. — 6. Aug. 1623) bei Stadtloos im Münsterischen, von dem Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. 1625 erhielt Oberbefehl gegen Christian IV. von Dänemark, der das Heer des nieder Rheines befehligte, und gewann (27. Juli 1625) einen vollständigen Sieg ter am Warendberge. Hierauf wußte Wallenstein, T.'s persönlicher Feind zu bestimmen, daß er gegen Holland zog und ihm die Verfolgung des Königs ließ. Endlich im Mai 1629 nöthigten beide Feldherren den König von Dänemark zu dem schwachvollen Frieden von Lübeck. (S. Dreißigjähriger Krieg) Nachdem aber Wallenstein 1630 den Oberbefehl über die kais. Armee abgeben mußten, ward T. zum Generalissimus ernannt. Seine bedeutendsternehmung war die Erstürmung Magdeburgs, b. 10. Mai 1631. Die Thaten, welche dort von Isolani's Kroaten und Pappenheim's Wallonen bleiben ein Flecken in seiner Lebensgeschichte. Einige ligistische Officiere sich von Tilly den Befehl, dem Plündern Einhalt zu thun. Kalt antwortete T.: „In einer Stunde kommt wieder, ich will dann sehen, was zu Der Soldat will für Mühe und Gefahr auch Etwas haben“. Am 14. Mai einen Triumpheinzug in die verbrannte Stadt. „Seit Trojas und Jerusalem's Störung“, schrieb er seinem Herrn, „ist keine solche Victoria mehr gewesen — Gustav Adolf von Schweden, der zum Entsatze Magdeburgs zu spät gekommen war, ging hierauf über die Elbe und drang in Sachsen vor, wo T. bei einem verschanzten Lager stand, Verstärkungen erwartend; allein Pappe Ungeßüm nöthigte ihn, die Schlacht bei Breitenfeld (b. 7. Sept.) anzufangen. Zwar trieb er die Sachsen auf dem linken Flügel des schwedischen Heeres in die Flucht, aber er selbst, bisher 36 Mal Sieger, ward gänzlich geschlagen, 3 Mal verwundet und konnte nur mit Mühe nach Halle entkommen. Darauf sammelte er ein Heer, trieb die Schweden aus Bamberg, und verschanzte sich bei Raim am dem Feinde das Eindringen in Baiern zu verwehren. Aber Gustav taufte den Strom, wobei ein mörderischer Kampf entstand, in welchem T. den Schenkel zerschmetterte. Er starb wenige Tage nachher zu Jena.

ril 1632. — L. war von mittler Statur und hatte eine höchst abschreckende Ausbildung. Auch als Soldat behielt er noch seine Mönchssitten bei, und nannte ihn wegen seiner Strenge, Rohheit und Pünktlichkeit den alten Al. Überaus nüchtern und enthaltsam, haßte er Aufwand und äußere Ehrgungen, nahm auch vom Kaiser kein baares Geld an, und hinterließ daher unbedeutendes Vermögen. Er war ein eifriger Verehrer und Vertheidiger d. Religion, und im Kriege ebenso gewandt und listig als grausam. Die ang mit dem Fürstenthume Kalemberg schlug er uneigennützig aus.

Tilsiter Frieden. Die Schlacht bei Friedland (14. Juni 1807), auf klichen Befehl Alexanders vom General Benningsen geliefert, endigte mit nglischen Niederlage, und mit ihr war Preußens letzte Hoffnung gescheitert, r nordöstliche Winkel des unglücklichen Landes dem siegenden Feinde einge-

Das russische Heer war zu sehr geschwächt, um noch eine Schlacht mit ng eines glücklichen Erfolges auf dem eignen Grund und Boden zu liefern.

standen die Franzosen am Niemen und rüsteten sich zum Übergange, als er d. 18. Juni an den Großherzog von Berg die Einladung zu einem Waf- ande machte. Napoleon nahm ihn willig an. Auch sein Heer war durch lachten von Eylau und Friedland, durch die steten Gefechte im Mai und urch die Belagerung von Danzig sehr geschwächt, und je weiter er vorrückte, ehr verlor er an innerer Kraft. Dazu kam, daß er auf Östreich ein wach- Auge werfen mußte, welches bei einer Niederlage von seiner Seite wol gern Waffnen gegriffen hätte, und ein Feldzug nach Rußland ihm damals minder scheinen mochte als 5 Jahre später, besonders da noch einige Festungen in en standen, Kolberg nicht erobert war, Schill und Blücher täglich drohendere ungen in Pommern machten. Da nun auch das russische Cabinet über Eng- thätigkeit klagte und keine Hülfsgelder erhielt, so kam eine Annäherung zwim franz. und russischen Monarchen um so schneller zu Stande, als Beide per- auf dem Niemen unter dem Zujuchzen beider an den Ufern aufmarschirten uf einem dazu vorgerichteten Floße (25. Juni) zusammenkamen. Die

Tilsit ward von Napoleon für neutral erklärt, und das Hauptquartier der yrenden Monarchen, namentlich auch des preuß. Königs, vom 28. an dahin um die Friedensunterhandlungen zu beschleunigen. Die Königin von n begab sich, von Napoleon eingeladen, ebenfalls nach Tilsit. Den 7. Juli r Friede mit Rußland von Talleyrand, Kurakin und Labanoff Kostoffs- kreuth und Holz zu Stande gebracht. Es handelte sich leider nur um die eines unglücklichen Monarchen, der allein keine Kräfte hatte, sie dem Sie- rentreißn und der die eine Hälfte davon hingeben mußte, um die andre unter den drückendsten, kaum erfüllbaren Bedingungen zurückzuerhalten; e Bemerkung war sehr hart, daß er diese Hälfte nur aus Achtung für den n Kaiser zurückhalten solle. Genug, der Friede zwischen Napoleon und er bestimmte: 1) daß die 1793 und 1795 von Polen abgerissenen, bisher Provinzen ein neues Herzogthum Warschau bilden sollten; daß 2) Danzig m Umkreise von 2 Stunden zu einem Freistaate unter Preußens und Sach- schuß gemacht würde; daß 3) der König von Sachsen, welcher Herzog von au wurde, eine Militärstraße durch Schlessien dahin bekäme; daß 4) die e von Mecklenburg, Oldenburg, Koburg wieder in den Besitz ihrer Länder anz. Kaiser gesetzt, dagegen die Brüder desselben, Hieronymus als König estfalen, Joseph als König von Neapel, Ludwig als König von Holland ssischen Kaiser anerkannt, und 5) das Königreich Westfalen aus den jetzt eußen abgetretenen Provinzen, am linken Elbufer gelegen, mit einigen an- berten Ländern: Braunschweig, Hessen, gebildet werden sollte. Zugleich Alexander die Herrschaft Jever an Holland ab und versprach 7) seine Trup-

pen aus der Moldau und Walachei zurückzuziehen und mit der Pforte unter Napoleons Vermittelung Frieden zu schließen. Dagegen erhielt Rußland vom Polen die Prov. Bialystok, 206 □ M. mit 184,000 Einw. Übrigens räumten noch die Russen in Folge des tilfiter Friedens Cattaro. In einem geheimen Artikel versprach Rußland, sich gegen England für die Behauptung der Unabhängigkeit der neutralen Flagge mit Frankreich zu verbinden, und die Höfe von Kopenhagen, Stockholm und Lissabon zu demselben System zu bewegen. Der Friede zwischen Friedrich Wilhelm III. und Napoleon war in der Hauptsache schon im vorigen gehalten. Der Erstere mußte nämlich die erwähnten polnischen Provinzen, alle sächsischen Elbe und Rhein gelegenen Provinzen an Napoleon, den kottbuser Kreis an Sachsen abtreten, und England seine Häfen schließen. Den 9. Juli wurde der unglückliche Friede mit Preußen abgeschlossen, und außerdem vereinigte sich noch der Graf v. Kalckreuth mit dem Fürsten von Neuchâtel: daß ganz Preußen bis zum 1. Oct. geräumt sein sollte, wenn bis dahin die großen Kriegssteuern nicht oder durch gehörige, vom franz. Generalintendanten anerkannte Sicherheit gemacht sein würden. Leider lag darin der Vorwand, dem unglücklichen Lande die Früchte dieses Friedens zu rauben. Preußen blieb nach wie vor den Willkürherrschaften der franz. Commissaire preisgegeben, bis es sich ein Jahr darauf mit einer willkürlich bestimmten runden Summe von 120 Mill. Franken loskaufte; ob dessenungeachtet blieb es durch 3 von den Franzosen besetzte Festungen an der Ober-: Glogau, Küstrin und Stettin, durch Warschau, Sachsens und Westfalens Stellung jeden Augenblick bedroht, einem schwankenden Schicksale preisgegeben, bis 1813 seine Lage sich änderte. Die geheimen Artikel des Friedens (oder die geheimen Verabredungen bei demselben) wurden in England nach Canning's Eintritt ins Ministerium (1822) in einer Schrift von Goldsmith bekanntgemacht. Nach denselben sollte Rußland die europäische Türkei in Besitz nehmen; ein Prinz aus Napoleons Dynastie die Krone Spaniens und Portugals erhalten; die weltliche Macht des Papstes aufhören; Frankreich die afrikanischen Staaten in Besitz nehmen; Malta und Aegypten an Frankreich zurückkommen; Frankreich bei der Eroberung Gibraltars von Rußland unterstützt werden; das Mittelmeer bloß den Schiffen Rußlands, Frankreichs, Spaniens und Italiens offenstehen, und Dänemark in Norddeutschland durch die Franzosen entschädigt werden, wenn es seine Flotte gegen England hergäbe! u. s. w.

Timaëus, von Lokri in Unteritalien (Großgriechenland), ein Philosoph, war Lehrer des Plato, der einen seiner Dialogen nach ihm benannt hat. Er beschäftigte sich vorzüglich mit der Erforschung der Natur; allein die Echtheit der unter seinem Namen vorhandenen Schrift wird von Meiners u. A. bezweifelt, gegen von Tiedemann und Barbili vertheidigt. Meiners hält sie für einen Auszug aus Plato's Timäus.

Timarioten, s. Zaims.

Timbuktu, s. Tombuktu.

Timokratie, nach Aristoteles diejenige Staats- oder Regierungsform, wo die Geseze ein gewisses Vermögen bestimmen, dessen Besitzer allein zu den höchsten Staatsämtern fähig sein sollen.

Timoleon, ein geborener Korinther, gleich groß als Feldherr, Gesetzgeber und Richter, war der warmste Freund der Freiheit und des Vaterlandes, streng gegen fremde Ungerechtigkeit als gegen sich selbst. Nur eine That war die ihm Viele nicht verzeihen konnten, und die allerdings einen Schatten auf ihn wirft, die Ermordung seines Bruders Timophanes, bei welcher er Zeuge und Theilnehmer war, wenngleich er nicht selbst Hand anlegte. Indes konnte Timoleon den Beweggrund einigermaßen entschuldigt werden. Timophanes ging nämlich mit um, sich widerrechtlich zum Beherrscher Korinths zu erheben, und fing be-

an Tyrannen zu spielen. Vergebens waren alle Vorstellungen T.'s, und er ließ endlich, die Freiheit seiner Mitbürger, wenn es sein mußte, selbst mit dem Tode eines Bruders zu erkaufen. Er ging mit einigen Bewaffneten zu ihm, und ließ jetzt Timophanes trotzig allen Bitten widerstand, tödteten ihn jene, währte abseits stand und das Haupt verhüllte. So froh man war, des Tyrannen los zu sein, so behielt doch bei den Meisten der Gedanke des Brudermordes etwas Fieses. T. selbst machte sich heftige Vorwürfe über das Geschehene und beschloß sich durch eine freiwillige Verbannung aus der Vaterstadt. 20 Jahre nachher, als die Syrakuser Korinth um Hülfe gegen den Tyrannen Dionysius d. Jüng. rief, lief man ihn zurück und stellte ihn an die Spitze der Hülfsarmee. T. warh, nöthigte den Dionysius, Syrakus zu verlassen, und zwang auch die Karthager, ihrer Herrschaft über Sicilien zu entsagen (ungefähr 340 vor Chr.). Nachdem er so die Freiheit wiederhergestellt, die Entflohenen und Vertriebenen zurufen und statt der von dem Zwingherrn angelegten festen Burgen öffentliche Gebäude hatte erbauen lassen, gab er auch den Bürgern eine neue, bessere und feste Verfassung; darauf legte er die ganze ihm anvertraute Gewalt, die er hätte behaupten können, freiwillig nieder und zog sich in das Privatleben zurück. Sein Lohn war die allgemeine Achtung der Sicilianer, unter denen er seine übrigen Tage anspruchlos verlebte. Sie nannten ihn laut ihren Wohlthäter, Vater, keine Sache von Wichtigkeit wurde beschossen, ohne ihn erst um seine Meinung befragt zu haben, und diese allgemeine kindliche Ehrfurcht blieb ihm bis zum Tode, der in einem sehr hohen Alter erfolgte. Ganz Sicilien beweinte ihn, die einfache Menge aus allen Städten folgte seiner Leiche, und jährlich ward ihm zu Ehren eine Todtenfeier veranstaltet. So lebte und starb T., gewiß einer der edelsten und edelsten Männer, nicht nur des griech. Volkes, sondern aller Völker aller Zeiten.

Timon, der Name zweier berühmten Griechen. Der erste, ein Atheniensier, lebte zur Zeit des peloponnesischen Krieges. Von seinem Menschenhass erzählt man viel. Sein Urtheil über ihn war höchst verschieden. Er lebte zu einer Zeit, wo das Sitzenverderbniß erst anfangte und noch mit den alten einfachen Sitten kämpfte. T., obwohl viel mehr Weisheit eine strenge Rechtschaffenheit verband, ward theils durch den Verfall der Sitten, theils durch die schnellen Fortschritte des Sitzenverderbens auf das äußerste erbittert, und zeigte in allen seinen Reden und Handlungen eine finstere Gemüthsart. Gleich dem Sokrates und dem Diogenes war er für die Tugend, aber mit dem Schwerte des beißendsten Spottes und der bitteren Laune, und schadete gerade dadurch der guten Sache. Der Titel eines Menschenfeindes, den er durch sein Betragen sich zuzog, brachte ihn um allen Einfluß. Aristophanes sagt von ihm: er sei mit einer Dornhecke umgeben, durch die man nicht zu ihm gelangen könne; Jedermann verabscheue ihn und halte ihn für einen Sproßling der Furien. In einer andern Stelle aber sagt er: „Dieser Timon der Furien stößt unaufhörlich Verwünschungen gegen Bösewichter aus“. Es erhellt zwar, gegen welche Menschen T.'s Haß gerichtet war; nur daß er die Menschen für Bösewichter hielt. Lucian's witziger Dialog: „Timon“, handelt von ihm. — Der Andre dieses Namens, der Philosoph und Arzt Timon von Ephesus geb., der berühmteste Schüler und Freund des Pyrrho, folglich ein Anhänger der skeptischen Philosophie, lebte zur Zeit des Königs Antigonos von Makedonien und des Ptolemäus Philadelphus um die 127. Olympiade. Er behauptete, daß die Dogmatiker beliebigen Voraussetzungen folgen, wie die, daß wir durch unsere Vorstellungen die Dinge erkennen, wie sie sind, und behauptet daher eine Unmöglichkeit des Urtheils, welche allein die Gemüthsruhe sichere. Man schreibt ihm 30 Lustspiele und 60 Trauerspiele zu. Indes hat sich von s. zahlreichen Werken Nichts erhalten: ein Verlust, der besonders in Hinsicht seiner Sitten zu

bedauern ist, von denen uns Diogenes Laërtius, Lucian u. s. w., nur Bruchstücke aufbewahrt haben. Sie bestanden aus 3 Büchern, von denen das 1. erzählt die andern dialogisch waren, und enthielten Spöttereien gegen die dogmatischen Philosophen. Die noch aus den Sillen und Schriften des Timon vorhandenen Stücke findet man in Langheinrich's Dissertationen „De Timone Sillogarum“ (Leipz. 1720 u. 1721) gesammelt. Die Alten rühmen seinen Fleiß, seine philosophischen Kenntnisse und die philosophische Gleichmüthigkeit, mit welcher Alles herabsah, was die Menge in Bewunderung, Unruhe, Betrübnis und Furcht setz.

Timur (d. i. Eisen), auch Timur-Beg oder Timur Leng, d. i. der Timur, weil er hinkte, gewöhnlich *Tamerlan* genannt, ein berühmter Herr Asiens, geb. um d. J. 1336. Er selbst leitete seine Abkunft von Dschingis Khan (s. d.) her; nach A. ist er der Sohn eines Hirten, nach U. ein mongolischer Emir gewesen. Als die mongolische Dynastie von Dschagatai in Verfall gekommen war, bemächtigte sich T. der obersten Gewalt, machte *Samar kand* (s. d.) zum Hauptsitz seines neuen Reiches, eroberte nach und nach Persien, das ganze Mittelland und 1398 Hindostan, von dem Indus bis zur Mündung des Ganges. Die Verwüstung bezeichneten s. Siege; indeß breitete sich sein Ruhm aus. Die Fürsten Kleinasiens, die der osmanische Sultan Bajazeth I., durch den Siege bei Nikopolis (1396) auch Europa in Schrecken setzte, unterjochte bei ihm Beistand und Schutz. Sofort überzog T. Bajazeth's Staaten in Asien mit einem mächtigen Heere, Bajazeth hob die Belagerung von Konstantinopel auf und ging ihm entgegen. Die Schlacht am 20. Juli 1402 in der Nähe von Ancyra, dem heutigen Angora, in Natolien, entschied. Bajazeth's Heer war gänzlich geschlagen, und er selbst auf der Flucht gefangen. T. ließ ihn in einer gitterten Sänfte (Kaske genannt) von 2 Pferden tragen; daher das Märchen vom eisernen Käfig. T. verwüstete hierauf die osmanischen Staaten. Dadurch beschleunigte der Untergang des schon sehr geschwächten griechischen Kaiserthums auf, denn auch T. starb, als er sich zu einem Zuge gegen China rüstete, 1405 im 69. seines Alters. Nach s. Tode ward s. Reich durch innere Unruhen erschüttert und zerfiel in mehre Theile. Einer seiner Nachkommen, *Babur* (Baber), eroberte 1498 — 1519 Hindostan und ward der Stifter des Reichs der Großmogulen. (Vgl. *Mongolen*.) T. war ein außerordentlicher Mann. Er schätzte die Wissenschaften und hatte selbst gelehrte Kenntnisse, wie dies auch s. *Institutiones Angles*, „*La vie de Timour*“) beweisen. Ein Deutscher aus München, *Heinrich Schiltberger*, war bei ihm Geheimschreiber. (S. s. Schrift: „*Schiltberger vil wunders erfahren hatt*“, Ulm 1473, Fol.) T.'s Eroberungsfucht und Grausamkeit kannten keine Grenzen. Ein besonderes Vergnügen gewährte ihm, große Haufen von abgehauenen Köpfen besiegtter Feinde vor sich aufschichten zu lassen.

Tinctur, eigentlich eine scharfe Flüssigkeit, welche aus einem Körper Kraft nebst der Farbe ausgezogen und selbst dadurch gefärbt worden ist. In der Medicin ein flüssiger, und zwar ganz dünner Extract (zum Unterschiede von Oel und Essenz u.), dessen Grundlage Wasser, Wein oder Spiritus ist. In der Farbenkunst nennt man die Farbe, womit das Feld eines Wappens oder auch die Färbung in demselben gefärbt werden, ebenfalls Tinctur.

Tindal (Matthews), ein scharfsinniger englischer Rechtsgelehrter und Schriftsteller, der im Anfange des 18. Jahrh. durch seine Angriffe gegen die dogmatische christliche Religion Aufsehen machte. Er war der Sohn eines Predigers, wurde zu Bear Ferrers in Devonshire geb., studierte in Oxford die Rechtswissenschaften und trat zur luth. Kirche über, um sich die Gnade Jakobs II. zu erwerben. Als großer Feind der engl. Geistlichkeit, griff er ihre Rechte und Freiheiten in Schril

in Hofe war er sehr beliebt und leistete der Krone überaus wichtige Dienste. Von derselben eine große Pension bekam, die er auch zeitlebens erhielt, so unter Wilhelms III. Regierung wieder in den Schoß der engl. Kirche zuener König sowol als Georg I. und II. bezeugten sich ungemein gnädig gegen ihn.

Später zeigte er sich als sogenannter Freidenker. Er wollte aus der Zusatzt der natürlichen Religion erst die Unnöthigkeit und dann den Ungrund der natürlichen Offenbarung beweisen. Dies that er in s. unvollendet gebliebenen Werke: „Das Christenthum, so alt wie die Welt“ („Christianity as old as creation; or the gospel a republication of the religion of nature“, 1730, nachher in sehr häufigen Aufl.; deutsch nebst Foster's Widerlegung C. Schmidt, dem wertheimischen Bibelübersetzer, Frankf. und Leipz.).

Doch muß man annehmen, daß L.'s Angriffe mehr gegen die außerwesentlichen Zusätze der christlichen Religion als gegen das Wesen derselben gerichtet waren. Er erkannte an, daß das Christenthum, befreit von den Zusätzen, durch Politik, Irrthum und Zeitverhältnisse hinzugekommen, die heiligste sei, deren wesentliche Lehren sich als den Willen eines unendlich weisen göttlichen Gottes ankündigten. Was 1750 als Fortsetzung des Werks erschien, t. Jenes Buch wurde von den Deisten begierig gelesen und steht bei den Deisten noch in solchem Ansehen, daß man es als ihre Bibel betrachten kann. zu Oxford, als Senior des Collegiums aller Seelen, 1733.

in o (die alte Lenos), eine von den Cycladen im griech. Archipel, 4 □ M., Einw., reich an Seide, Früchten, Getreide. Im Alterthum lag bei der Lenos ein Tempel des Neptun in einem uralten heil. Walde, eine der Freistätten Griechenlands. Hier haben die Primaten 1825 eine hellenische Schule gegründet. Auch werden hier griechische Trauerspiele aufgeführt, z. B. „Botfariis“ und „Megacles“.

Dinte, s. Dinte.

Intoretto. Unter diesem Beinamen ist der venetianische Maler Giambattista berühmt, ein fruchtbarer und feuriger Historienmaler, geb. zu Venedig, gest. 1594. Sein Vater war ein Färber, wovon er jenen Beinamen

erhien. Tizian wurde L.'s Lehrer, und als dieser ihn aus Eifersucht verabschiedete, er seines Lehrers Colorit mit M. Angelo's Manier im Zeichnen zu verbessern.

Seine Schnelligkeit im Arbeiten aber machte, daß er hinter Beiden zurückblieb. Ferner suchte er eifrig glänzende Licht- und Schattenfarbe auf, die ihn oft von den Wahrheiten abzogen. Er malte viel für seine Vaterstadt; unter Anderm auch das größte Gericht und die Anbetung des goldenen Kalbes, eine heil. Agnes, einen Hirschkäfig, eine Kreuzigung, welche Agostino Caracci gestochen hat. Sein Porträt in dem Museum des Louvre befindlich. Deutsche Galerien, z. B. Wien, Berlin, Pommersfelden, besitzen Vieles von ihm. Auch seine Schwester Maria Malerin; sein Sohn Domenico kam ihm nicht gleich.

Tippo Sahib (Tippo Saib), Sultan von Mysore, ein Sohn Hyder Ali (s. d.), geb. 1751, bestieg den Thron am 10. Dec. 1782. Nach dem Tode seines sterbenden Vaters hatte er den Briten unversöhnlichen Haß geschwohren. Daher setzte er den Krieg gegen sie fort, bis er ihn, weil der von den Franzosen unterstützte schwache Widerstand vermöge des pariser Friedens von 1783 aufgehört hatte, und die Maratten auf die Seite der Engländer getreten waren, durch den Frieden von Mangalore (11. März 1784) ohne Nachtheil endigte. Sein Reich hatte eine Fläche von 4600 □ M. und trug 20 Mill. Ehlr. jährl. Einkommen. Das Land war trefflich angebaut, gut bevölkert, und das Volk, obgleich hinduistisch, mit der mohammedanischen Regierung zufrieden. Allein bald zeigte sich L. fanatisch unduldsam. Er ließ Brahminen halb todt prügeln oder mit dem Schwerte beschneiden, wenn sie nicht gutwillig ihren Glauben verleugnen wollten;

er ließ den Christen in Kanara und Mysore die Kirchen einschnern und befiel sie mit solcher Härte, daß über 70,000 auswanderten. Darauf griff er, zu sein Versuch, durch eine glänzende Gesandtschaft (1787) Frankreich zum gegen England zu bewegen, mißlungen war, einen Verbündeten der Briten Rajah von Travankore, den einzigen noch unabhängigen Nairn-Fürsten an der Küste Malabar, unter einem nichtigen Vorwande an. Nun schlossen die Briten gegen T. einen Bund mit den Maratten und dem Subah von Dekan. 1790 und 1791 eroberten sie mehrere feste Plätze in Mysore. 1792 brang Heerführer, Lord Cornwallis und Abercrombie, bis gegen Seringapatam und stürmten das Lager des Sultans und belagerten ihn in seiner Hauptstadt. Am 24. Febr. 1792 zu Stande kam. Er zahlte den Briten als Kriegskosten 33 Mill. Rupien und trat ihnen die kleinere Hälfte seiner Staaten ab, nebst den Grenzfestungen und den Gebirgspässen; davon den Maratten 300, dem Nizam 612 und die Engländer 552 \square M., theils zu Madras, theils zu Bombay geschlagen wurden. T. konnte diesen nicht verschmerzen. Er suchte daher die indischen Mächte, namentlich den Sultan von Kandahar, Zeman Shah, die Maratten und den Nizam gegen England zu wiegeln, welches ihm jedoch nicht gelang. Auch schloß er mit dem franz. capitain Ripaud, der zufällig (1796) in seine Staaten gekommen war, einen heimlichen Bund mit Frankreich gegen England ab und schickte einen Gesandten, M. de France, um die Überschißung des franz. Hülfsheers zu betreiben. Der franz. Gouverneur wollte nun zwar den Vertrag, ohne erst die Vollmacht von Frankreich erhalten zu haben, nicht unterzeichnen; doch foderte er die Insel durch eine gedruckte Proclamation auf, in die Dienste des Sultans zu treten. Dadurch wurde T.'s Geheimniß den Engländern kund. Von Bonapartes Ankunft in Ägypten unterrichtet, dachten sie sich die Kriegsrüstungen des Sultans damit im Zusammenhange, sowie dessen geheime Unterhandlungen mit den indischen Fürsten. Da er nun auf ihre Anfragen nur ausweichende oder gar keine Antwort gab, und d. 7. Febr. 1799 seinen General Du Bac über Tranquebar das franz. Directorium abreisen ließ, auch die verlangte Einstellung der Rüstungen und die Wegschaffung der Franzosen aus seinen Staaten verweigerte, so beschloßen sie dem Angriffe ihres unversöhnlichen Feindes zuvorzukommen, und erkl. d. 22. Febr. nebst ihren Verbündeten, den Maratten und dem Nizam, dem Sultan den Krieg. Beide Bundesgenossen brauchten jedoch wegen innerer Unruhen ihre Truppen selbst; daher die Briten den Kampf allein bestanden. 2 Heere, das östliche von Bombay unter Stuart und das westliche unter Harris, rückten in die Länder ein, schlugen den Sultan in 2 Treffen, d. 4. und 6. März, worauf er in seine Festung Seringapatam flüchtete. Vor diesem Platze vereinigten sich am 14. April die beiden britischen Heere; am 22. fing die Belagerung an und am 4. Mai ward das für unüberwindlich gehaltene Seringapatam mit Sturm erobert. Der Sultan fiel auf dem Walle mitten im Kampfgewühl. Sir Arthur Wellesley (Wellington) wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt. Aus Politik theilte den Briten das Reich Mysore mit ihren Bundesgenossen, obgleich sie den Aufstand der Kriegskosten fast ganz allein bestritten hatten. Die Maratten erhielten von dem Subah von Dekan 480, die Engländer 764 \square M., wovon 324 \square M. der Hauptst. Seringapatam zu Bombay, 440 aber zu Madras geschlagen wurden. Den Rest von 1190 \square M. erhielt, als britischer Vasall, der in dem Seringapatam gefangene junge Rajah Krishna, der einzige 5jährige Sohn des in T.'s Gefangenschaft verstorbenen letzten Rajah, dem das alte Mysore als Eigenthum seiner Familie gehört hatte. Auf seine Kosten hält die Präsidentschaft von Madras in den mysorischen Festungen ein Corps Truppen als Garnison, und in eintretenden Kriegen der ostindischen Compagnie muß er einen Theil der Kriegskosten

jen. T.'s Nachkommenschaft, aus 13 Söhnen und vielen Töchtern besowie seiner Frauen und andern weiblichen Verwandten, ward die Festung im Carnatic zum Wohnorte, und eine jährliche, von den Engländern zu Pension von 720,000 Rupien angewiesen. Tippoo Sahib war an seinem selbst Schuld. Er hatte seine alten Minister und Officiere verstoßen und Schmeichlern umgeben; vorzüglich traute er seinen franz. Rathgebern. Leidenschaftliche Verblendung abgerechnet, war er einer von den großen und Köpfen, welche die Natur nur selten hervorbringt. Tief durchdachte Pläne Unternehmungen, kluge Ausführung, Mäßigung im Glücke zeichneten Er umfaßte mit einem Blicke die verschiedensten Gegenstände der Staatsung und des Kriegs, und bewies bei den erstern ebenso viel Politik, als letztern List und Verschlagenheit. Krieg und Schlachten waren die Lieblingsgegenstände seines Nachdenkens. Seine schätzbare Bibliothek, sowie sein T. einem britischen Officier zerreißt, ein Automat, an welchem sich T. oft Tafel belustigte, ist jetzt in dem Versammlungshause der ostindischen Gesellschaft zu London aufgestellt.

Tiraboschi (Girolamo), dieser gelehrte italienische Literator, geb. 1731 in Genua, besaß treffliche Gaben des Geistes und Herzens. Wißbegierde und besteter Fleiß zeichneten ihn schon in früher Jugend aus, als sein Vater ihn, noch sehr jung, in das Jesuitencollegium von Monza brachte, wo er zwar des Ungeschickter Lehrer genoß, zugleich aber auch eine solche Neigung für den gelehrten Stand gewann, daß er seinem Vater die Einwilligung abdrang, im 15. Jahre in Genua das Noviziat antreten zu dürfen. Nach den gewöhnlichen 2 Jahren erhielt er die Bestimmung, 5 Jahre in Mailand, dann in Novara, Unterbrüden niedern Schulen zu ertheilen. Späterhin besieg er, da ihn besonders die Künste anzogen, den Lehrstuhl der Rhetorik zu Mailand auf der Universität zu übernehmen. In diesem Amte that er sich nicht nur als Lehrer, sondern auch als Schriftsteller hervor. Mehrere Werke von tiefer Forschung und musterhafter Gediegenheit erwarben ihm den Ruf als Bibliothekar bei dem Herzoge Franz III. von Parma. T. benutzte die ansehnlichen literarischen Hülfsmittel, welche ihm jetzt zu Gebote standen, zur Ausarbeitung s. berühmten „Storia della letteratura italiana“, welche nach und nach in 14 Bdn. erschien. Dieses Werk, das an umfangreicher Belehrsamkeit, an Genauigkeit, an Vollständigkeit und zugleich an Sorgfalt nichts in keiner Literatur seines Gleichen hat, reicht von den Anfängen wissenschaftlicher Bildung in Italien bis 1700 und setzt durch die Masse und den Werth des Inhalts um so mehr in Erstaunen, als es in dem kurzen Zeitraume von 10 Jahren zu Stande gebracht wurde, während welcher der Verf. auch noch Zeit fand, um zur Erholung, verschiedene andre Werke auszuarbeiten, die in ihrer Art als höchst ausgezeichnet sind, z. B. die „Biblioteca Modenese“. T.'s Werke, literarischen, historischen und theologischen Inhalts, übergehen wir nicht. Er starb zu Modena 1794, ein zu frühes Opfer seines rastlosen Eifers.

Tiraden nennt man eine lange Reihe von Worten über einen und denselben Gegenstand, einen Wortschwall über Dinge, welche weit kürzer vorgetragen werden könnten, ausgeschmückte Gemeinplätze. Wahrscheinlich rührt die Benennung von ital. Kunstausdrücke in der Musik: Tirata, her, welcher sonst eine Reihe von einerlei Gattung, die, stufenweise hinauf- oder hinabgehend, auf einander folgen, bezeichnete. Auch ist dieser Ausdruck in der Tanzkunst üblich.

Tirailleurs nennt man seit dem franz. Revolutionskriege Infanteristen, welche bestimmt sind, weniger in geschlossenen Reihen als vielmehr zerstreut, je 2 oder 3 einander unterstützend, zu fechten und überhaupt nach der Fectart der Truppen den Colonnen und Linientruppen in ihren Bewegungen voranzugehen.

gehen. Das eigentliche Tirailleursgefecht ist gleichwol sehr systematisch geordnet, unterscheidet sich hierdurch von dem ehemaligen Plänkern. Die Tirailleurs ihre eigne Taktik und bewegen sich, wo sie nicht in dichten Massen gleich den Truppen stehen, nach besondern Signalen. Die möglichste Beweglichkeit und Wendigkeit, gesunder, scharfer Blick, um alle Umstände, besonders das Ungünstigste Moment zu benutzen, sich, wenn es nöthig ist, schnell in geschlossenen Trupps zu sammeln und wieder in die zerstreute Fechtart überzugehen und in diesem Zusammenhange mit dem Ganzen zu wirken, das sind Haupterfordernisse der Tirailleurs. Daß sie geübt sein müssen, richtig und zweckmäßig zu feuern, darum eigentliche Scharfschützen oder Jäger zu sein, versteht sich von selbst. Im Revolutionskriege ward das Tirailleursystem von den Franzosen eingeführt; leicht brachte man die Ideen dazu aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege. Auch machten es die Umstände nöthig, denn die neuen franz. Krieger konnten in kurzer Übungszeit nicht die Manövrierfähigkeit erhalten, um der damaligen Taktik ihrer Gegner — den langen zusammenhängenden Linien — das Gleichgewicht zu halten; sie kamen also auf die Colonnen, wodurch jene Mängel größtentheils beseitigt wurden, und schickten diesen, theils um die Gewalt des ersten feindlichen Anfalls zu brechen (vielleicht auch um einen den Linien der Gegner angemessenen Raum einzunehmen), theils um jenen ihre eigentlichen Bewegungen, sowie etwa entstehenden Unordnungen zu verbergen, große Schwärme zerstreuter Tirailleurs voran, welche plänkelten. Eine lange Kriegspraxis bildete diesen einfachen Gebrauch immer mehr aus, und jetzt sind die Tirailleurs ganz unentbehrlich. Sie leisten beim Angriffe wie bei der Vertheidigung die wesentlichsten Dienste, und gewöhnlich besteht ein beträchtlicher Theil unserer Schlachten aus Tirailleursgefechten, besonders da, wo der Feind von der eigentlichen Stellung der Colonnen und überhaupt hingehalten und Terrainabschnitte vertheidigt werden sollen, wo man keine geschlossene Massen aufstellen kann. Daß übrigens der Gebrauch der Tirailleurs, in Verbindung mit den Colonnen, die ganze Taktik geändert hat, damit den entscheidendsten Einfluß auf die Kriegsführung im Allgemeinen gehabt habe, liegt zu Tage.

Tiresias (mythol.), ein Sohn des Eueros und der Nymphe Chariklo, ein vornehmer Thebaner und berühmter Wahrsager. Er wurde blind, und führt die Fabel mehrere Ursachen an. Nach Hesiodus traf er einst unter andern Schlangen, die sich begatteten. Er schlug mit seinem Stabe dazwischen und so verwandelte er sich plötzlich in ein Weib. 7 Jahre später ward er jedoch auf die alte Weise wieder zum Manne. Da er folglich aus eigener Erfahrung die natürlichen Empfindungen beider Geschlechter kannte, so ward er nachmals bei einem Streite zwischen Jupiter's und der Juno über die Frage: ob die Begattung dem Weibe oder dem Manne höhern Genuß gewähre, zum Schiedsrichter erwählt. Er entschied für die Meinung Jupiters, indem er behauptete, der Genuß des Weibes sei 10 Mal größer als der des Mannes, und ward dafür von der beleidigten Juno mit Blindheit bestraft; wogegen Jupiter ihm zum Ersatz die Kunst wahrzusagen schenkte. Andern ward er von den Göttern geblendet, weil er den Menschen das Verborgene enthüllte; nach Andern von der Pallas, weil er sie bei seiner Mutter, ihrer Schwester, im Bade überrascht hatte. Chariklo flehte zwar die Göttin an, ihr Gesicht wieder zu geben, da diese es aber nicht vermochte, so beschenkte sie ihn mit der Wahrsagerkunst und schärfte sein Gehör so, daß er die Stimmen der Götter verstehen konnte; auch gab sie ihm einen blauen Stab, der ihm statt der Augen dienen, und ihn immer auf dem rechten Wege erhalten sollte. Man rühmt sein Kenntniß der Sterne. Er erreichte ein sehr hohes Alter, das auf 9 Menschenalter angegeben wird. Bei dem Kriege der Epigonen gegen Theben wurde er als Gefangener weggeführt und starb auf dem Wege an der Quelle Illyphuse, wo man

vermal errichtete. Proserpina bewilligte auch noch seinem Schatten die Gabe
Tagung, und man weihte ihm ein Orakel zu Orhomenos.

Tirol, eine zu den deutschen Bundesstaaten des Kaisertums Östreich ge-
fürstete Grafschaft, ist eins der merkwürdigsten Länder Deutschlands, so-
ern seiner natürlichen Beschaffenheit (man könnte es die deutsche Schweiz
als auch wegen seiner Bewohner, die sich durch Redlichkeit und Offenher-
durch unerschütterliche Treue gegen ihren Landesfürsten und, wie alle Berg-
r, eine seltene Vaterlandsliebe auszeichnen. Tirol grenzt (mit Einschluß der
bergischen Herrschaften, s. d.) an Baiern, Östreich, Illyrien, das
isch-venetianische Königreich, Helvetien und den Bodensee. Nach diesem
hat es 516½ \square M. mit 762,050 Einw. in 22 Städten, 36 Marktflecken
50 Dörfern. Die Gebirge nehmen $\frac{2}{3}$ des Ganzen ein, und man kann das
eine Fortsetzung der Schweiz ansehen. Denn man findet hier ebenso
birge mit ewigem Schnee bedeckt, zwischen denselben die schrecklichsten Ab-
rit donnernden Wasserfällen, Eisfelder, Gletscher, hier Ferner genannt,
solche verwüstenden Schnee-, Stein- und Sandlawinen, hier Lähnen ge-
wie in der Schweiz. Die Gebirgsnatur ist in Tirol ebenso wild und ebenso
wie in der Schweiz, nur fehlen die großen Seen mit ihren herrlichen An-
Die tiroler Gebirge, welche größtentheils das Land von Westen gegen
urziehen, sind eine Fortsetzung der rhätischen Alpen und treten aus dem
rischen Canton Bündten mit dem Innflusse in das Land. Sie bestehen
us Granit, theils aus Urkalk. Wie der Gotthard in der Schweiz, so bil-
Tirol der Brenner die größte, aber nicht die höchste Gebirgsmasse, indem er
6360 Fuß erhebt. Die höchsten Berge befinden sich theils im Östthale,
n der westlichen Grenze des Landes. Der Ortels, oder die Ortelspizze,
ste Berg nicht nur Deutschlands, sondern auch einer der höchsten Europas,
r nur wenig dem Montblanc nachgibt, ist 14,416, nach Andern 14,814
Fuß hoch, und wurde 1804 zum ersten Mal, von dem passeyerer Genssenj-
seph Pichler, nach oft wiederholten verunglückten Versuchen erstiegen. Nur
aten konnte er sich mit seinen Begleitern dort erhalten. Die meisten Berge
r Gegend sind mit ewigem Eise und Schnee bedeckt. Dem Ortels fast an-
leich, aber noch ziemlich unbekannt, sind die Alpen und Gletscher im Öst-
Östgleich sich aus dem Östthale ungeheuerer Gebirge in die Wolken erheben,
och das Thal selbst über die Meeresfläche noch beträchtlich erhöht. Je wei-
in das Thal kommt, desto weniger zeigen sich Spuren von Vegetation. End-
eint alles Leben aufzuhören, und wenn man zu dem großen Ferner kommt,
sich den Inn und südlich die Etsch beherrscht, so erblickt man nichts als blen-
Schnee und ewiges Eis. Überhaupt laufen die Ferner vom Ursprunge der
uer durch das Land bis an das Zillerthal, beinahe in einem ununterbroche-
sammenhange. Wo die Alpen Tirol verlassen und sich nach Osten in das
Königreich Illyrien und in das vormalige Salzburgische hineinziehen, wo un-
erm als Grenzstein zwischen Tirol, Salzburg und Kärnthen sich der Große
bis zu 12,754 Fuß erhebt, erhalten sie andre Namen, und setzen als no-
und Karnische Alpen ihren Zug fort. Außer diesen hohen Alpengebirgen hat
auch niedrigere und fruchtbarere Berge, welche schöne Thäler einschließen,
berge heißen und die Alpenkette umgeben. Diese großen Gebirgsmassen ge-
hren Flüssen ihren Ursprung: dahin gehören der Lech (der im Vorarlberg
ngt), die Etsch, Eisak, Isar, Sill, Drave, Sarca und Brenta. Der
welcher gleichfalls Tirol durchfließt, hat seinen Ursprung nicht im Lande
sondern in der Schweiz. Der Rhein berührt nur die Grenzen des vorarl-
yen Kreises. Unter den Seen sind besonders der Boden- und der Gardasee
erken, die aber nur an den Grenzen Tirols sich befinden. Das Klima ist

sehr verschieden. In den obern, oder nördlichen Thälern ist die Luft stets sehr kalt. Im Pustertthale hält der Winter streng und lange an. Dagegen in den südlichen, vornehmlich in den trientischen Alpen thälern im Sommer Hitze oft so heftig, daß die Einwohner genöthigt sind, während dieser Monate Häuser zu verlassen, und im Gebirge kühle und frische Wohnungen zu suchen. Der Winden ist der Sirocco, auch Föhn genannt, seiner Wirkungen wegen würdig. Er ermattet den Körper, treibt das Blut nach dem Kopfe, und erzeugt ein heftiges Erbrechen. Dieser Wind pflegt gegen das Ende des Sommers, und zugleich im Herbst, oft mit ungemeiner Schnelligkeit den Schnee im Gebirge aufzuheben, daher gemeinlich in dieser Zeit die Wildbäche anschwellen und verheerenden Schwemmungen verursachen. — Da der größere Theil des Landes aus ungeschulten Bergen und Felsen besteht, die jedes Anbaues unfähig sind, und selbst die meistens Felsenboden haben, und mehr zu Weiden als zu Ackerfeldern tauglich ist, der eigentliche Ackerbau sehr eingeschränkt, und der Tiroler muß viel Mühe und Fleiß anwenden, um auch dies wenige Ackerland in gehörigem Stande zu erhalten. Der Hauptsitz des Getreidebaues ist im Vinschgau-, im Pustertthal und im Gailthale, und man baut außer dem gewöhnlichen Getreide auch Buchweizen (hier Plenten genannt) und Mais; indessen reicht der jährliche Fruchttertrag weitem nicht hin, das Bedürfnis des Landes zu befriedigen. Von größerer Wichtigkeit ist die Viehzucht, indem die Natur die besten Futterkräuter hervorbringt. Auch der Glas- und Hansbau wird stark betrieben, und in den wälschen (Gailthälern) wird viel Taback gezogen. Ein Hauptezeugnis ist der Wein, der hauptsächlich im Etschthale und in den wälschen Confinen gewonnen wird, und von jährlich 30,000 Eimer ausgeführt werden; nur hält er sich nicht lang, und muß bald vertrunken werden. Auch die Obstbaumzucht gibt dem Tiroler einen beträchtlichen Gewinn. Die Äpfel des Innthales werden weit versendet, und im Bogen geht ebenfalls eine Menge Obst, theils frisch, theils gedörrt, außer Landes. Die Äpfel aus der Gegend von Meran gehen selbst bis Petersburg. Das Bogen liefert jährlich 48,000, das Gericht Riva 30,000 Stück Citronen, theils in das nördliche Tirol, theils ins Ausland versührt werden. Überhaupt sind in den südlichen Gegenden die edelsten Früchte, mit welchen ein ansehnlicher Handel ins Ausland geführt wird. Es gibt hier treffliche Paradiesäpfel, Granäpfel, Feigen, Pignolen, Quitten, Pomeranzen, Mandeln und Kastanien im Überfluß. Auch fehlt es dem Lande nicht an Waldungen. Außer der bedeutenden Rindviehzucht, welche nach schweizer Art getrieben wird, der Schaf-, Ziegen- und Pferde- zucht, beschäftigt der Seidenbau viele tausend Menschen. An Wildpret und an wildem Geflügel ist kein Mangel; es gibt Gamsen, Murmeltiere, wenig Elche. Von Mineralien findet man etwas Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn, Quecksilber, Salz, Alaun, Salpeter, Galmey, der vorzüglich geschätzt wird, Marmor, Alabaster, Steinkohlen, Ocher, Farben, mineralische Bäder und Gesundbrunnen. Der Bergbau beschäftigt daher viele Menschen. — Unter den Fabrikanstalten stehen die Seidenfabriken oben an, oder sie sind vielmehr die wichtigsten dieses Landes. Der Hauptsitz der Seidenspinnerei und Weberei ist Roveredo und dessen Umgebung; hier findet man die meisten und größten Maschinen zur ersten Zubereitung der Seide; die weitere Verarbeitung derselben geschieht dann an verschiedenen Orten, zum Theil außer Landes, wohin die gewonnene Seide gebracht wird. Die zweite wichtigere Fabrication ist die Wollwaarenherzeugung, indessen ungleich mehr als die vorige beschränkt; dann an Wichtigkeit und Ausdehnung die Lederbereitung, dann die Leinweberei, vornehmlich im Pustertthale, im Vinschgau, im Etschthale u. Auch gibt es Moussin- und Battistfabriken, eine Cattunfabrik, eine Tuchfabrik, Darmsaiten-, Tabakfabriken. Ferner verdient die Verfertigung von allerlei Geschmeidewaren in E

der künstlichen Blumen, der Baumwollenspinnerei und Strickerei in Schwaz, Vorarlberg, das Spitzenklöppeln an mehreren Orten, die Tisch- und Fußdeckenerei im Pustertale, und die Verfertigung der Holzwaaren um Gröden hier anzu-
 sehen zu werden. Mit den meisten dieser Natur- und Kunstzeugnisse wird ein
 sehr lebhafter Handel ins Ausland getrieben, wodurch Tirol auch größtentheils
 Mittel erhält, seinen Bedarf an ausländischen Artikeln sich anzuschaffen. Der
 Export der größern Einfuhr als Ausfuhr wird durch den Gewinn des überaus wich-
 tigen Zwischenhandels und Waarendurchzuges ersetzt. Die Lage Tirols zwischen
 Deutschland und Italien und die Vortheile eines bequemen Straßenzuges über die
 Brenner, über welchen die 4 Stunden lange und 4376 Fuß hohe Haupt-
 strasse führt, ist der niedrigste Alpenpaß) nebst den gut unterhaltenen Kunststraßen
 machen dieses Land, wenigstens vor allen westlichen Ländern, in dieser Hinsicht.
 Es bringt der Tiroler anscheinende Kleinigkeiten zu Handelsgegenständen. So
 die Zucht und der Handel mit Kanarienvögeln, ferner der Handel mit Bil-
 den und Kupferstichen, der besonders zu La Pieve seinen Sitz hat, und von wo sich
 Buchhändler in die meisten Hauptstädte von Europa ausgebreitet haben, nicht
 zureichend. Jährlich wandern 30 — 40,000 Tiroler in andre Länder, wo sie
 mehr als Bilder-, Decken- und Holzwaarenhändler oder als mancherlei Hand-
 werker ein kleines Vermögen zu erwerben suchen, das sie jährlich in ihre Hei-
 mat zurückbringen oder zurückschicken. — Der größere Theil der Tiroler
 hat italienische Abstammung, nur in der südlichen Spitze, in den sogenannten wäl-
 den Thälern, leben Italiener, deren Zahl sich auf 150 — 160,000 Köpfe belau-
 fet. Die herrschende Religion ist die katholische. Der Tiroler ist fröhlich,
 muntern Sinnes. In seinem Gesichte ist Treue, Redlichkeit und
 Muth ausgedrückt. Der schönste und edelste Zug in dem Charakter des Tirol-
 ers ist seine unerschütterliche feste Anhänglichkeit an sein Vaterland und an seinen
 Fürsten. Der Charakter der südlichen ist verschieden von dem der nördlichen.
 Der südliche Tiroler ist nüchterner, weniger abergläubisch fromm, weniger
 feurig als der nördliche. Jagdlust ist unter allen Ständen die allgemein herr-
 schende Leidenschaft. Schon als Knabe weiß der Tiroler mit dem Stutzen (Jagd-
 hunde) umzugehen und mit bewundernswürdiger Genauigkeit das weit entfernte
 Wild zu treffen. — Tirol hat 1816 die Bestätigung seiner alten Rechte und Frei-
 heiten durch eine neue Verfassung erhalten, wo noch die Landstände aus 4 Classen,
 nämlich dem Prälaten-, dem Ritter-, dem Bürger- und dem Bauerstande, bestehen.
 Der Militairpflichtigkeit noch das Mauthsystem ist hier eingeführt. Vorarl-
 berg, obgleich in der Verwaltung mit Tirol verbunden, hat seine besondern Freihei-
 ten, Landstände und Landtage. Die Einkünfte schätzt man auf 2½ Mill. Gulden.
 Der österreichischen Staat wird übrigens Tirol wegen seiner Gebirgspässe und
 seiner Einw. als eine Vormauer angesehen. Die Hauptfestung des Landes
 ist Innsbruck, und zu Innsbruck hat das Gubernium des ganzen Landes, welches
 in 7 Kreise (mit Vorarlberg) eingetheilt ist, seinen Sitz. — Tirol wurde an-
 fangs von celtischen und gallischen Stämmen bewohnt, wovon die Rhätier die be-
 rühmtesten sind. Unter des ersten römischen Kaisers August Regierung wurde die
 Eroberung des Landes nach vielen Schwierigkeiten vollendet, und die Römer mach-
 ten zugleich um den ersten Anbau desselben verdient. Wie die römische Größe
 sank, so ging auch der Wohlstand des Landes unter, welches dann über ein Jahr-
 hundert hindurch der Tummelplatz der Völker war, die Roms Herrschaft verthei-
 digten und bekämpften. Marcomannen, Alemannen, Gothen, besonders die
 Hunnen unter Attila, verheerten es wechselweise. Nach dem gänzlichen Sturze
 des weströmischen Kaiserthums geriet es unter die Herrschaft der Gothen. Als
 das weströmische Reich unterging, kam der südliche Theil Tirols in die Gewalt der Longo-
 barden, der nördliche ward von den Bojen oder Bojoaren (Baiern) besetzt. Hier-

auf wurde Tirol den Franken unterworfen, welche es, gleich andern fremden Ländern, in Gauen theilten und von Grafen verwalten ließen. Nach dem Erlösche des carolingischen Hauses und nach der Wiedereinsetzung bairischer Herzoge wurde diese auch wieder den größten Theil von Tirol in Besitz, und unterwarfen sich die Grafen als Vasallen, welche sich unterdessen, während der Unordnungen im bairischen Reiche, und bei der Schwäche seiner Regenten, die ihnen Anfangs zur Verwaltung anvertrauten Gauen erblich zugeeignet hatten. Doch blieben noch mächtige Dynasten übrig, unter welchen sich besonders die Grafen von Aargau auszeichneten. Einem Grafen aus diesem Hause, Berthold IV., gab Kaiser Friedrich I., nach der Aichtserklärung des bairischen Herzogs, Heinrichs des Löwen, Tirol zu Lehen. Berthold war der erste tirolische Landesfürst, der seinen Sitz in Meran hatte, und sich einen Herzog von Meran nannte. Schon im 12. Jahrhunderte scheinen mächtige Grafen von Tirol in der Geschichte, deren Stammschloß die Bergfeste Terioli war. Einer derselben, Heinrich genannt, hinterließ eine Tochter in der bekannten Margaretha Maultasche, welche ihren Vetter, Herzogen von Österreich, 1359 ihre Besitzungen in Tirol verschrieb. So kam Tirol an das Haus Österreich, welches 1369 die bairischen Ansprüche mit Geld kaufte und 1803 die bis dahin reichsunmittelbar gewesenen Gebiete der Brixen, Trient und Bozen einzog. Durch den preßburger Frieden 1805 wurde nach diesem Umfange, an Baiern überlassen, welches aber davon einen kleinen Theil im Süden, und 1810 den ganzen südlichen Theil jenseits der Hauptkette der Alpen an das Königreich Italien, und den östlichen Theil des Pustertals an die neugeschaffene Provinz Illyrien abtreten mußte. Beide letztern Theile wurden 1814 wieder von Österreich erobert, und der bairische Antheil in eben diesem Jahre von Baiern wieder an Österreich abgetreten, welches hierauf auch die salzburgischen eingeschlossenen Landestheile, nämlich das Ziller- und Breintal und die Matten, damit vereinigt hat.

Tironianische Note (notae Tironianae) s. Abbreviaturen

Tischbein, eine berühmte deutsche Künstlerfamilie, von der wir nur die vorzüglichsten Mitglieder hier aufzählen. Johann Heinrich, der Erste genannt, geb. 1722 zu Heyna in Hessen, wo sein Vater Klosterbäcker war, lernte das Schlosserhandwerk. Wegen seines Hanges und seiner außerordentlichen Talente zu den bildenden Künsten entriß ihn jedoch sein älterer Bruder, Johann Valentin, welcher Cabinetsecretair des Herzogs von Hildburghausen, und ein Maler war, jenem Handwerke und gab ihn bei einem Tapetenmaler Zimmermann in Kassel in die Lehre. Zugleich benutzte der junge Künstler den Unterricht des Hofmalers v. Freese daselbst und ging, von dem kurmainzischen Großhofmeister Grafen v. Stadion, unterstützt, 1743 nach Paris, wo er bis 1748 bei Jean-Benoist Wauquere studirte. Hierauf begab er sich nach Venedig, fand in dem Maler Giovanni Battista Piazzetta einen Lehrer und Freund, dessen Unterricht er 8 Monate genoß, und seiner 2 Jahre später erfolgten Heimkehr von Rom aufs neue benutzte. Hier ward er Cabinetmaler des Landgrafen von Hessen-Kassel und lebte fortan in rastloser Thätigkeit in Kassel, als dirigirender Prof. der Kunstakademie mit dem Charakter eines Rathes, auch ward er Mitglied des Instituts zu Berlin. Er starb in Kassel 1789. Als Künstler zeichnete er sich besonders in der historischen und mythologischen Malerei aus, weniger im Bildniß. Mit Begeisterung verfolgte er jeden neuen Gedanken, den er einer malerischen Darstellung fähig hielt und sobald er nur konnte, das Bild seiner Seele mittelst einer flüchtigen Skizze auf Papier, mit Schwarzkreide oder Rothstein. Sodann ruhte er nicht eher, als seine Idee auf der Leinwand ausgeführt hatte. Er schloß sich zu dem Ende der Tage ein, war selbst seinen Hausgenossen unzugänglich und zeigte seinen Freunden, wenn es bis zu einem gewissen Grade fertig war. A

und mythologischer Maler haben ihm s. 4 Bilder aus den Begebenheiten Aias und der Amida, nach Tasso, auf dem Schlosse Weissenstein befind-
 licher Achill und die auf Agamemnon's Befehl hinweggebrachte Bri-
 Elektra, die den vermeinten Tod ihres Bruders an dessen Urne beweint, s.
 Alceste u. s. f., einen großen Ruhm erworben. Unter den Gesellschafts-
 und Bildnissen von ihm gehören zu den vorzüglichsten: s. eignes Bildniß,
 in Kunstakademie zu Kassel; ein Familiengemälde; die Bildnisse von Rein-
 hilder, Heyne, Gleim, Philippine Engelhard, geb. Gatterer u. v. A. Eine
 Sammlung von Frauenzimmerbildnissen befindet sich auf dem Schlosse
 Weissenstein bei Kassel. Es sind fürstliche und andre, vorzüglich ihrer Schönheit
 gewählte Personen, welche die Bewerthung ihrer Reize T.'s Pinsel verdan-
 ken. Hier theils in ganzer Gestalt, theils in Brustbildern die Wände zieren.
 T. kam ins Cabinet der Kaiserin s. Sophonisbe, im Begriff den Gift-
 zu trinken, lebensgroß, und Aeneas, der auf den Wolken vor den Thron der
 Juno tritt. Seine Scenen aus Klopstock's „Hermannschlacht“ sind ebenfalls vor-
 züglich T.'s Compositionen — mehr überdacht als durch den Schlag einer Zau-
 berkraft entstanden — zeigen durch ihre Rundung und Einheit, daß sie nie Zusam-
 menstellungen einzelner, in der Natur aufgefaßter Züge, sondern Schöpfungen
 einer reichen Einbildungskraft waren. Seine Zeichnung ist im Ganzen richtig
 und lebendig. Das Nackte seiner Figuren verräth Studium der Antike;
 die Gewänder sind in einem großen Geschmack entworfen und lassen die Bewegun-
 gen der Figuren ungezwungen durchscheinen. Die Kopfwendungen sind fast immer
 lebendig und lebhaft; allein in manchen Fällen geht auch dadurch die ruhige Gra-
 zia verloren, welche Kenner in den Werken der römischen Schule überhaupt bewun-
 dern. Durch stete Übung hatte T. eine sichere Hand erlangt; daher sind seine Um-
 risse bestimmt und durch kräftige Drucker belebt. Dies ist aber nur von s.
 und Entwürfen zu verstehen, denn in s. ausgeführten Malereien sind die
 Farben so wie die Tinten zum Bewundern fast verschmolzen. Nach T.'s Tode
 überließ der Kurfürst von den Erben s. hinterlassenen Arbeiten und räumte ihnen ei-
 nen Raum in dem Schlosse zu Wilhelmshöhe ein. Nach ihm gestochen haben be-
 sonders J. H. Tischbein II. oder Jüngere, sein Bruderssohn (geb. 1742 zu
 Kassel, als Inspector der Gallerie zu Kassel 1808 und bekannt als Schriftsteller
 „Kurzgefaßte Abhandl. über die Kunst“, Kassel 1790); ferner Rosaspina,
 B. E. Mayr u. A. — Der andre Künstler dieser Familie ist Johann
 Wilhelm T., gewöhnlich Heinrich Wilhelm genannt. Er ist
 eines Schreiners und Kirchendältesten zu Heyna (wo er 1751 geb. ward)
 ebenfalls ein Bruderssohn des Vorhergehenden. Sein Vater gab ihm eini-
 germaßen Unterricht im Zeichnen und Malen, mehr noch seine beiden Oheime, der vorge-
 zogen Joh. Heinr. und Joh. Jak. (geb. zu Heyna 1725, gest. zu Lübeck 1791),
 vorzüglich Bildniß-, Thier- und Landschaftsmaler. Joh. Heinr. unterrichtete ihn
 in der Geschichtsmalerei. Zu Hamburg copirte er darauf 3 Jahre lang eine Menge
 Gemälde, vorzüglich Bildnisse. 1770 besuchte er Amsterdam und andre Städte
 in den Niederlande und kehrte 1772 nach Kassel zurück, verfertigte dort Landschaften
 und Bildnisse, besuchte zuweilen Hanover und ging auf Empfehlung der Landgrä-
 vin von Berlin, wo er viele Personen des Hofes mit Beifall malte und endlich 1779
 auf gütlicher Unterstüßung durch die Schweiz nach Rom reiste. In Zürich,
 wo er noch mehrere von ihm gemalte, aber merklich nachgebunkelte Bildnisse findet,
 verlebte er geraume Zeit bei dem Diaconus Pfenninger auf. Schon in diesen frü-
 hen Jahren hatte er einen vorherrschenden Hang zu dem Höhern der Kunst, der Ge-
 schichtsmalerei, und eben in Zürich entwarf er s. nachher so berühmt gewordenes
 Gemälde, welches den unglücklichen Konradin von Schwaben darstellt, wie er nach
 dem unglücklichen Todesurtheile mit Friedrich von Österreich noch auf dem Brete-
 le steht. Siebente Aufl. Bd. XI.

spielt. Etwa um 1781 kam er nach Rom, wo er durch das Anschauen aller neuer Kunstwerke sein Talent selbstschaffend weiter bildete. Von dort schickte er mehrere Copien in Öl nach Rafael, Dominichino und da Vinci, und als er Gemälde Hercules, wählend zwischen Tugend und Laster, ferner eine ital. Landschaft u. s. f. nach Kassel. Sein Kontrabin erregte in Rom besonderes Aufsehen. Ein imposantes Werk, sagt ein Kunstkenner, von 8 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe, welches er seinem frühern Unterstüzer, dem Herzoge von Gotha, hat, und welches jetzt eine Zierde des Schlosses Friedenstein zu Gotha ist. In Rom sind mehrere kleine Copien davon vorhanden sein. Aus dieser Periode ist auch ein kleineres Gemälde, die Herrschaft des Menschen über die Thiere darstellend, das Bildniß von Gothe. Von Rom ging er 1787 nach Neapel, wurde Königin für das Portrait des Kronprinzen sehr reichlich beschenkt und Director der dortigen Malerakademie angestellt. Er verbesserte diese ungemein und bildete mehre geschickte Schüler. Sehr genügsam lebte bis auch hier die Revolution ausbrach und verwandte seinen Jahrgelohn von 1000 Ducati größtentheils für seine Zöglinge. Noch vor seinem Ausbruche, war er mit seiner Familie nach Sicilien einschiffte, hatte er einen Urlaub, nach Deutschland zu reisen, erhalten, um dort die Herausgabe s. erläuterten Kupfersammlung Homers zu besorgen. Indessen blieb er bis zur Revolution in Neapel, bis eine Lebensgefahr brachte, woraus ihn bloß seine Deutschtum und seine Arbeiten retteten. Mit einem kleinen ausgesuchten Theile s. Kunstschätze, worunter sammtl. Kupferplatten zu s. großen Werke über die zweite Hamilton'sche Sammlung in 4 Bdn. Fol. und zu s. erwähnten Homer in 4 Bildern bes. schiffte er sich 1799 auf einem neutralen Schiffe nach Livorno ein, ward aber von franz. Schiffen gecapert, aber mit seiner ganzen Habe wieder freigegeben und kam nach einer 4monatlichen Reise und vielen Mühseligkeiten zu Göttingen und Hanover, und von da an fast immer zu Göttingen und Göttingen, als Künstler und Mensch in gleich hohem Grade geachtet. Er arbeitete er mehre schöne Gemälde und Zeichnungen aus, unter andern (1800) Ajax, der die Kassandra von der Statue der Pallas wegreißt, und 3 Figuren übermenschlicher Größe, für die Galerie des Herzogs von Oldenburg zu Göttingen. Eine kleine, aber ausgewählte Sammlung von Gemälden (worunter ein Bild von höchster Schönheit) verkaufte er diesem vortrefflichen Fürsten. 1801 erhielt er von der Stadt Bremen den Auftrag, für die St.-Ansgarikirche daselbst eine Altartafel das „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ zu malen. Eine theilung dieses Bildes in der „Allg. Literatur-Zeitung“ (1810, Nr. 39) über dasselbe „eine Welt voll Schönheit, Andacht, Mutterliebe und kindlicher Liebe, die man Stunden lang betrachten muß, um jeden einzelnen Zug des Genies des Schöpfers aus ihm herauszufühlen. Über allen Ausdruck bezaubernd ist die ungeachtet der großen Mannigfaltigkeit der Gegenstände, kunstvollen Perspectiven und Verkürzungen, durchaus hell gehaltene Perspective desselben“. Er hat mehre artistische Werke herausgegeben und zum Theil mit Arbeiten ausgeführt. Unter den frühern ist die Sammlung s. Thierstudien u. d. L.: „Têtes de divers animaux, dessinées d'après nature pour donner une idée plus exacte de leurs caractères“ (Neapel 1796, 2 Bde., gr. Fol.). Ein besonderes Thierstudium war nämlich für ihn, die Physiognomien der Menschen mit denen der Thiere zu vergleichen, auf welche Idee er wahrscheinlich durch seinen Umgang mit Buffon gekommen war. In 1. Th. des angeführten Werkes sind 16, im andern Th. 16 enthalten. Mit bewundernswürdiger Kunst ist die Gemüthsart jedes Thieres in diesen Bildern dargestellt. Ferner: „Sir William Hamilton's collection of gravings from antique vases, the greater part of grecian fabric found in the Ercolano and Herculaneum tombs in two Sicilies in the years 1789 and 1790, with the remarks of the artist“ (London 1796, 2 Bde., gr. Fol.).

riector, published by W. Tischbein" (Neapel 1790 — 1809, 4 Bde. 8 sind darin zusammen 240 Umrisse wirklicher Vasenabbildungen von T., tafeln nicht mit gerechnet. Ein 5 Bd., wozu schon 60 Kupfertafeln fertig, sollte noch folgen. Deutsch u. d. T.: „Umrisse griechischer Gemälde in den J. 1789 und 90 in Campanien und Sicilien ausgegraben von W. Tischbein" (1. Bds. 1. Heft, mehr erschien nicht; Weimar 1801, 1. Fol.). Zum Werke über die Hamilton'schen Vasen, welches dadurch wichtiger geworden, daß die Sammlung selbst in einem Schiffbruche verloren, hat er den ersten Gedanken an, und von ihm sind auch die scharfsinnigsten und einfachsten Erläuterungen. Zu Ausschmückung von Zimmern ließ er seinen Kupfer auf starkes Papier abdrucken. Endlich: „Homer, nach Antiquarischen Kupfer von W. Tischbein, Director u.; mit Erläuterungen von Ch. Gottl. 1. — 6. Heft, Götting. 1801 — 4, Royalfol., und fortges. 7. — 11. Heft, 1803, Stuttg. bei Cotta, mit Erläut. von D. T. Schorn; jedes Heft 6 Thlr.). Sein ganzes Leben war vorzugsweise der Betrachtung der Homerischen Poesie gewidmet. Schon seit seinem Aufenthalte in Zürich beschäftigte ihn der Gedanke, Werke des Alterthums, denen irgend eine Homerische Dichtung eingewebt, in Beziehung darauf haben, aufzusuchen und sich eine möglichst vollständige Sammlung treuer davon genommener Abzeichnungen zu verschaffen, die dann gestochen werden sollten. Mit einem seltenen Eifer, unermüdblicher Geschäftigkeit und einem beträchtlichen Selbstaufwande benutzte T. in der Folge die besten Verhältnisse zur Ausführung dieses großen und schwierigen Plans. Er brachte eine überaus reiche und kostbare Folge antiker Zeichnungen zu den Homerischen Gedichten zusammen, die in dem genannten Werke mitgetheilt werden. Die Herausgabe unterbrochen worden. Jedes der erschienenen Hefte bezieht sich auf mannigfaltigen Verzierungen, in 6 Blättern, die abwechselnd zur „Ilias“ und zur „Odyssee“ gehören. Über J. H. T. lese man nach „J. H. Tischbein, als Mensch und Künstler dargestellt von J. F. Engelschall" (Nürnberg. 1797), über H. W. T. „Tischbein für die elegante Welt" (1808, Nr. 83), und über Beide: Füßli's „Allgemeines Künstlerlexikon", 2 Th., 9. Abschn. (Zürich 1816).

Iſſiphone, eine der Furien. (S. Eumeniden.)
Isot (Simon André), einer der berühmtesten Ärzte, geb. in dem Dorfe Nyon im Pays de Vaud, 1728. Er studirte zu Montpellier, practicirte dann in Lausanne, ging 1781 als Prof. der Medicin nach Pavia und von dort 1783 zurück, wo er 1797 starb. Die ausübende Arzneikunst trieb er mit großem Beifalle, und eine Menge von Fremden aus allen Nationen kamen nach Lausanne, um sich Rath bei ihm zu erholen. Seine Schriften vermehrten seinen Ruhm. Sie wurden fast in alle gebildete Sprachen übersetzt. Die wichtigsten sind: „L'onanisme, ou dissertations sur les maladies produites par la masturbation"; „Avis au peuple sur la santé" (1792, 2 Bde., 12.); „De l'épilepsie"; „Traité des nerfs et de leurs maladies" (1778, 12.) u. s. f. Gesammelt erschienen seine Schriften zu Lausanne 1783 in 15 Bdn., 12., und sind ins Deutsche von J. E. G. Adermann (Leipzig 1785, 3 Bde.), im Auszuge aber von Ch. F. Held (Gera 1785, 3 Bde.) übersetzt. Ein Verwandter von ihm, **Element Joseph T.**, geb. 1750, hat sich durch eine große Anzahl Schriften über Gegenstände der Arzneikunde und Naturgeschichte, welche er bei den franz. Heeren als einer der ersten Aerzte über das Gesundheitswesen bekleidete, in Frankreich und im Auslande bekanntgemacht. — **Pierre François T.**, geb. 1790, einer der Herausgeber „Minerve française", ist ein ausgezeichnete politischer Schriftsteller als Dichter vortheilhaft bekannt.

Titan, ein Sohn des Uranos und der Gaea. Als dem ältesten unter seinen

Brüder gebührte ihm das Reich; allein auf die Bitte s. Mutter und s. Schwager der Ceres und der Ops, überließ er es seinem jüngsten Bruder Saturn, unter Bedingung, daß der Letztere von seinen Söhnen keinen am Leben lassen sollte mit die Herrschaft an die Kinder des L. zurückfiel. Als er aber nachher erfuhr, daß dennoch einige Kinder des Saturn am Leben geblieben wären, griff er mit seinen Söhnen zu den Waffen, besiegte den Saturn und nahm ihn sammt s. Gemahlin gefangen. Aber Saturn's Sohn, Jupiter, der in Kreta weilte, überzog mit einem Heere Kretenser, überwand ihn und gab seinem Vater den Thron zurück. Den ältern Mythenschreibern ist dieser L. unbekannt. — Titanen hießen Söhne des Uranos und der Gaea oder Titaa (Erde) überhaupt. Hesiodus und die meisten Mythographen bestimmen ihre Anzahl auf 6: Koös, Krios, Hyperion, Iapetos, Kleanos, Kronos. In einem mythischen Bruchstücke wird noch Phoeos als der 7. hinzugefügt. Spätere zählen 18 Titanen, weil sie vielleicht auch die Cyclopen und Centimanen, die auch Söhne des Uranos waren, dazu rechnen. Die Kinder der Titanen, z. B. Atlas, belegte man ebenfalls mit diesem Namen. So ward auch Helios, der Sohn des Titanen Hyperion, gleichfalls vorzugsweise Titan genannt. Überhaupt ist die Fabel von den Titanen mit vielen Ithyphallischen Kosmogonie vermischt, wozu besonders die Angaben gehören, daß mehrere der Titanen nützliche Erfindungen machten, die ersten Künstler, Baumeister, Ackerbauer, Viehhirten und Jäger gewesen wären. Zu dem ältesten Mythos gehört, daß die ältesten Kinder des Uranos ihren Vater vom Throne stürzten und mit dem Jupiter um die Herrschaft kriegten. Nach Hesiod, B. 176, erhielten diese den Namen, weil sie die Hände nach dem Vater ausstreckten (von *titano* *ταῖν*). Sonst heißen sie auch Uraniden. Die Erde seufzte, so heißt es, über die Grausamkeiten ihres Gemahls, der die Kinder, welche sie ihm gebar, nicht das Tageslicht kommen ließ, und sie im Tartarus einschloß. Sie reizte die Titanen zur Empörung; Uranos wurde gefangen, vom Kronos entmannt, und dieser bestieg den Thron. Da aber auch er seine Brüder, die Cyclopen und Centimanen, in den Tartarus verschloß, so reizte die Erde den Jupiter und die Kinder des Kronos gegen ihn zum Aufstand, und nun begann der berühmte Krieg zwischen den Titaniden und Kroniden. 10 Jahre lang schon fochten die Titanen vom Othrys, die Letztern vom Olymp herab mit einander, ohne daß der Krieg entschieden wäre, bis Jupiter auf einen Drakelspruch der Erde die Centimanen (s. d.) entfesselte, durch deren Beistand die Titanen besiegt, gefesselt und in den Tartarus geworfen wurden. Die Scene des Kampfes wird nach Theophrastus, auf den Olymp und Othrys bei Hesiodus, auf den Olymp, Pelion und Ossa bei Homer. Übrigens scheint die Mythe das Erheben der sich ausbildenden Göttergestalten (die unter Einfluß des Himmels sich auf der Erde erzeugen und schließlich die Welt regieren) anzudeuten. Sie werden, wie überhaupt in alter Mythe geschlechtliche Riesen personificirt vorgestellt.

* **Titan**, ein Metall, welches bereits 1781 von dem Engländer Gregor v. Ermanouck entdeckt wurde, dessen Eigenschaften wir jedoch erst 1822 durch Wollaston kennen gelernt haben, welcher es in kleinen rothen, glänzenden, cubischen Krystallen in der Schlacke auf dem Boden eines Eisenhohofens in England fand. Titan ist im höchsten Grade schwerschmelzend, außerordentlich hart und widerstehet Säuren, mit Ausnahme eines Gemisches von Salpeter- und Fluorwasserstoffgas, in dem es unauflösbar ist. In der Natur findet es sich in den Rutil, Anatas, Titanit, Ilmenit, Sferin genannten, sowie in einigen andern Mineralien.

Titel (lat. *titulus*), bedeutet am häufigsten 1) im gewöhnlichen Leben ein gewisses Wort, einen Namen, wodurch in der bürgerlichen Gesellschaft eine Person in Rücksicht ihres Standes, Amtes, ihrer Würde etc., von der andern unterschieden werden soll. Man unterscheidet: Standestitel (z. B. bei Fürsten,

um Unterschiede von Bürgerlichen); Ehrentitel (als: Durchlaucht, Exzellenz) und Amtstitel (Rath, Professor, Superintendent etc.), diese aber wieder theils (von der eigentlichen Bedienung) oder in Titularen, die die bloße Ehrentitel, ohne das Amt, haben (z. B. wirkliche Räte — Titularräte etc.). In der bürgerlichen Gesellschaft, wo nun einmal eine allgemeine Gleichheit herrschen kann, auch Unterscheidungen der Art beobachtet werden müssen, Vernünftiger leugnen; daß aber die Titulomanie oder die Sucht, sich durch Ehrenbenennungen (Titeln) ansehen zu lassen, nach und nach *) ihren und lächerlichsten Grad erreicht hat, ist eine Wahrheit, von der man sich überzeugen muß, und es wäre wol überflüssig, noch etwas darüber hinzuzusetzen, da man in öffentlichen Blättern (namentlich den „Reichs-“, jetzt „Allgemeinen Anzeiger“) und auf dem Theater (z. B. Rosebue in den „Deutschen Helden“) die Lächerlichkeit einer solchen Titelwuth genug bloßgestellt hat. Uebrigens regierende Herren in ihrem Titel oft Länder mit aufführen lassen, welche ihre Besitzes haben, so rührt dies theils von ehemaligen Ansprüchen, die ihnen ihre Vorfahren zu haben vermeint oder wirklich gehabt haben, her, obgleich diese nie dieselben geltendgemacht werden, theils ist es bloß sogen. Styl und Gewohnheit, solche Titel beizubehalten. (S. übrigens Allerchristlichste, Apostolische und Katholische Majestät, Ceremoniel, Großbritannien etc.). 2) Die Aufschrift, Rubrik eines Buches, Bildes oder andern, wodurch man das man dadurch von andern unterscheiden will. 3) Ein geschlicher Ausdruck aus welchem Jemand ein Recht oder der Besitz einer Sache zusteht; im Recht die Einkünfte oder Güter, welche zum Unterhalte der Geistlichen (ursprünglich gewisse den Geistlichen angewiesene Sitze, wo sie ihr Amt ausübten) und in den mittlern Zeiten eine Würde, ein geistliches Amt, das Zeichnen bedete. Endlich 4) die Aufschrift der einzelnen Kapitel in dem Corpus eines Buchs, namentlich in den Institutionen, Pandekten und dem Codex.

Titian (Tiziano Vecelli), unter den großen Malern Italiens einer der besten. 1477 (nach A. 1480) zu Capo del Cadore in den Alpen von Friaul gebürtig, weil er früh Beweise von Talent zu den zeichnenden Künsten gegeben, Venedig gesandt, und Giovanni Bellini's Schüler. Er machte bewundernswürdige Fortschritte, und die Nachahmung des Styls seines Lehrers gelang ihm vollkommen, daß Beide Werke kaum unterschieden werden konnten. Diese war aber steif und trocken. Als der junge Künstler später die Werke Giorgiones gesehen hatte, in denen mehr Freiheit und Eleganz herrschte, nahm er sich ein Muster. Seine Fertigkeit ging so weit, daß er es bald dem Giorgione gleich that, und dieser aus Eifersucht darüber alle Verbindung mit ihm aufhob. Titian vernachlässigte auch andre Gegenstände des menschlichen Wissens, namentlich übte er in seiner Jugend die Dichtkunst mit so glücklichem Erfolge, daß er für einen der besten damals lebenden Dichter galt. Indessen widmete er sich ausschließlich der Malerkunst und brachte es in der Landschafts-, Portrait- und Geschichtsmalerei zu seltener Vollkommenheit. Mit einer genauen Beobachtung der Natur, einer fast nie erreichten Schattirung und Farbenverbindung er bei allen Veränderungen seiner Manier eine ausgezeichnete

in der lächerlichen Titelsucht aus dem 17. Jahrh. mag ein Beispiel zur Erinnerung der Leser genug sein. Ein gewisser M. Seeger zu Wittenberg ließ sich malen, unter einem Crucifix stehend, wo dann aus seinem Munde die Worte nach und hinaufgingen: „Domine Jesu Christe, amas me?“ („Herr Jesu, liebst du mich?“), und aus dem Munde Jesu kamen nun folgende Titulaturen herab: „Clarenissimus Nobilissime atque Doctissime Domine Mag. Seeger, Rector Scholae Wittenburgensis meritissime atque dignissime, omnino amo te!“ (zu Deutsch: „Hochedler, Hochachtbarer, Hochgelahrter Herr Mag. Seeger, Hochwürdiger, Verdienter Rector der Schule zu Wittenberg, ja, ich liebe dich!“)

Wahrheit und Kraft der Darstellung. Das erste große Ölgemälde, mit welchem er als Jüngling hervortrat, war die Himmelfahrt der Maria in der Minoritenkirche in Venedig, jetzt in der großen Akademie aufgestellt. Man hat viele sogenannte Venusbilder von ihm, die aber alle Portraits von Maitressen und Freudenweibern sind; die in Florenz ist eine der schönsten. T. gilt allgemein als einer der besten Meister im Colorit, und wird besonders im Portrait und in der Landmalerei als unerreicht bewundert. Er ist der Vater der Portraitmalerei in Südtirol, in Hinsicht auf Ähnlichkeit der Bildung, würdevollen Charakter, die Anmuth und geschmackvolles Costum. Dagegen ist geschmackvolle Zeichnung weniger scheinbarer Theil seines Verdienstes. T.'s vorzüglichster Aufenthalt war Venedig, und nur gelegentlich besuchte er, auf Einladungen, fürstliche Höfe. Als sein Ruf sich verbreitete, ward er zu dem Herzoge von Ferrara gerufen, in seinem Palaste einige von Bellini angefangene Werke zu vollenden. Er fügte er einige Stücke von seiner eignen Erfindung hinzu, und malte die Portraits des Herzogs, der Herzogin und Ariosto's, der damals sich am Hofe von Ferrara befand. In Rom, wohin ihn während Pauls III. Regierung der Cardinale Ippolito de' Medici berief, malte er jenen Papst in Lebensgröße. Als Kaiser Karl V. nach Italien kam, um sich krönen zu lassen, ließ er T. von Bologna zu sich berufen, um das Portrait, welches dieser von ihm malte, so erfreut, daß er ihn zum Ritter ernannte, und ihm einen Jahresgehalt aussetzte, der nachmals Philipp II. noch vermehrt wurde. Viele Fürsten und Große jener Zeit schätzten ihn sehr um die Ruhme, von T. gemalt zu werden, und seine Portraits sind nicht bloß Kunstwerke, sondern auch darum von hohem Werth, weil sie uns die Gesichter der ausgezeichnetsten Personen jenes Zeitalters treu überliefert haben. In seinem letzten Lebensjahre reiste T. nach Spanien und Deutschland, verweilte er in letzterm 5 Jahre. In Venedig blieb sein Wohnort, wo er auf einem glänzenden Fuß lebte. Zu dem übrigen Glück kam ein ungewöhnliches Lebensalter, in welchem er die Gesundheit und Körperkraft seiner Jugend behielt. Er starb 1576, 96 J. alt. In einem langen Zeitraume brachte er eine große Menge von Kunstwerken hervor, Kirchen, Paläste und Bildergalerien in allen Theilen Europas geschmückt. Von seinen histor. Gemälden werden besonders ein Abendmahl in dem Refektorium des Escorial, und ein Christus, der mit Dornen gekrönt ist, in einer Kapelle in Mailand befindlich, gerühmt. Gestalt und Haltung des Heilandes in dem letztern Stücke sind himmlisch. Der Kupferstiche nach T.'s Gemälden, mit Ausnahme der Landschaften und der Holzschnitte, sind mehr denn 600. Noch kürzlich hat ihm Andersoni Christus und die Ehebrecherin gestochen. Das Leben T.'s von Vasari beschrieben, ist sehr fehlerhaft. Empfehlenswerth ist Andr. Majer, *imitazione pittorica, dell' eccellenza e della opera di Tiziano* (Venedig 1770). Wogegen Caspari geschrieben hat: „*Del bello ideale e delle opere di Tiziano*“ (2. Aufl., Padua 1820).

Titurrell, ein altes ausländisches Rittergedicht in siebenzeiligen Strophen, welches wir in der Bearbeitung Wolframs von Eschenbach (f. d.) haben. Hammer glaubte, es sei eine Allegorie der Gesellschaft und Lehre der Templarier, stellt aber ein Ideal des Ritterthums dar.

Titus Vespasianus, ein berühmter römischer Kaiser, der älteste Sohn des Kaisers Vespasian, geb. 40. n. Chr. Er wurde am Hofe des Nero mit Britannicus erzogen, und schloß mit diesem unglücklichen Fürsten eine innige Freundschaft. Von früher Jugend an beschäftigte er sich mit der Rede- und Dichtkunst, und zeichnete sich in beiden vorzüglich aus. Zuerst diente er als Tribun bei den Kriegen in Germanien und nachher in Britannien, und erwarb sich durch sein ständiges und einnehmendes Betragen, durch seinen Muth, seine kriegerischen Thatigkeiten und durch seine persönliche Annehmlichkeit allgemeinen Beifall. Na-

Mehr beschäftigte er sich zu Rom mit gerichtlichen Gegenständen, und führte Streitsachen mit großer Geschicklichkeit. Noch sehr jung, heirathete er die eines römischen Ritters, nach deren Tode er sich zum zweiten Male mit einem Römern vermählte, von der er sich schied, nachdem sie ihm eine Tochter hatte. Mit Auszeichnung verwaltete er das Amt eines Quästors, und darauf als Befehlshaber einer Legion seinen Vater in den Krieg nach Judäa. Als Galba nach Nero's Tode den Thron bestiegen hatte, ward T. von Vater an den neuen Kaiser gesandt, um demselben seine Ergebenheit zu bezeugen. Als er aber unterwegs die Nachricht erhielt, daß Galba ermordet sei, und Otho und Vitellius sich um die Herrschaft stritten, kehrte er zu seinem Vater zum Zweck, keinem der Thronbewerber in die Hände zu fallen. Nach Otho's Tode bestieg Vespasian selbst das Reich, und Titus vermittelte ein Abkommen zwischen ihm und dem Mucianus, Statthalter von Syrien. Bei Mucian's Abgange nach Italien blieb er zurück, um den Krieg gegen die Juden zu führen. Den über die Ausschweifungen seines Bruders Domitian entrüsteten, schonte er edelmüthig aus. Als V. zur Kaiserwürde gelangt war, erklärte er (70 n. Chr.) zu seinem Mitgenossen im Consulat. Um diese Zeit nahm Jerusalem, nach den schrecklichsten Unglücksfällen und Leiden, die es erdulden mußte ein. Der Tempel, obgleich T. ihn zu retten suchte, ward zerstört, und Vespasian that während dieser denkwürdigen Belagerung, wo Juden im Innern abt gegen Juden fochten, sind in der Geschichte fast beispiellos. Obgleich Vespasian scheint, daß T. gesucht habe, hier so viel Menschlichkeit zu üben, als den Umständen nur möglich war, so dürfte doch die Kreuzigung von Hunderten Gefangenen schwer zu rechtfertigen sein. Nach der Zerstörung Jerusalems zog er nach Alexandrien, wo er der Einweihung des Apis be wohnte. Der Parther schickte hierher Gesandte zum T., welcher jedoch auf die Nachricht, daß sein längeres Wegbleiben widrige Gerüchte gegen ihn veranlasse, nach Rom zurückkehrte, wo er einen glänzenden Triumphzug hielt. V. nahm ihn zu seinem Mitkaiser an, und Beide lebten in vollkommenster Eintracht mit einander. Wenn man übrigens dem Suetonius glauben darf, so war dieser Zeitraum T.'s Leben keineswegs der ruhmvollste für ihn. Er überließ sich schändlichen Ausschweifungen, und dem Umgange mit den ausschweifendsten Jünglingen in Rom, wenn ihm Leute verdächtig waren, so ließ er sie im Theater oder im Lager der Praetorianischen Garde angeben, und verurtheilte sie ohne Verhör. In der Verwaltung der Gerechtigkeit ließ er sich leicht durch Geschenke bestimmen, und that ohne Wissen seines Vaters Ämter von großer Wichtigkeit. Während des jüdischen Kriegs hatte er sich in die Berenice (s. d.), die Tochter Agrippas, Königs der Juden, und Witve des Königs Herodes von Chalcis, verheiratet. Sie folgte ihm nach Rom, und das römische Volk war sehr unzufrieden über seine Anhänglichkeit an eine Fürstin von so zweideutigem Ruf. Überhaupt meinte man damals, nach Sueton's Bericht, daß T. ein zweiter Nero werden würde. V. starb im J. 79, und T. folgte ihm im ganzen Umfange seiner Gewohnheiten. Obgleich Domitian einen Antheil an der Regierung verlangte, und vorgab: das Testament seines Vaters sei verfälscht worden. Wirklich veranlaßte er einige Veränderungen in der Stadt, die aber beigelegt wurden, und die freundschaftliche und liebevolle Weise, womit T. ihn behandelte, waren ein Beweis von jener Herzensgüte, welche nach seiner Thronbesteigung einen Hauptzug in seinem Charakter bildete, und weshalb er mit Recht die Liebe und das Vergnügen des menschlichen Geschlechts (*amor et deliciae humani generis*) genannt wurde. Zum Pontifex maximus ernannt, erklärte er: daß er dies Amt als eine feierliche Verpflichtung ansehe, nie seine Hände in Bürgerblut zu tauchen. Als daher 2 Patrizier sich mit ihm verschworen hatten, ließ er sich soweit herab, ihnen das Thorrecht ihres

Vergehens vorzustellen, versprach ihnen, in jeder andern Hinsicht, wo sie es wünschen würden, ihnen sein Wohlwollen zu beweisen, und sie freundschaftlich zu befehlen, und ließ sie am folgenden Tage bei einem öffentlichen Schauspiel sitzen. Seine Güte ging noch weiter, indem er der Mutter des Einen der Schwörer, welche von Rom abwesend war, einen Boten schickte, um sie von dem Ereignisse zu beruhigen, und sie versichern zu lassen, daß das Leben ihres Sohnes in keiner Gefahr sei. Er hob die Gesetze auf, welche das Verbrechen und Schriften gegen die Person und die Würde des Kaisers begangene Verbrechen bestraften, und welche unter den vorigen Regierungen eine Ursache des Unglücks und Verderbens für viele der angesehensten Familien gewesen waren. „Wenn ich unverdienter Weise verunglimpft werde“, sagte er, „so kann die Beschimpfung mich nicht beleidigen. Ist aber der Tadel gegründet, so ist das eine große Tyrannei sein, Menschen für die Äußerung der Wahrheit zu strafen. In Bezug auf die Beleidigungen meiner Vorfahren betrifft, so mögen diese, wenn sie erwiesen worden sind, sich selbst rächen“. Die Angeber (delatores) der vorigen Kaiser strafte T. vielleicht zu prahlerisch. Er verbannte nicht nur einige, sondern ließ andre auch an öffentlichen Plätzen peitschen, und in den Amphitheatern auf eine schimpfliche Weise ausstellen. Sein Grundsatz war: „daß Niemand vergnügt von seinem Fürsten scheiden müsse“. Aber eben dieser Grundsatz, welchen er mit seinem bekannten Ausrufe nach einem Tage, an dem er für die That erzeigt hatte: „Meine Freunde, ich habe einen Tag verloren!“ erregt hatte, danken, daß seine guten Handlungen häufiger in Gunstbezeugungen gegen ihn und ungestüme Bittsteller, als in der Erfüllung der öffentlichen Pflichten bestanden. Seine Gefälligkeit gegen das römische Volk, dem er es überließ zu wählen, wie viele und was für Kampfspiele auf dem Amphitheater gegeben werden sollten, wird schwerlich von Denen gelobt werden, welche die blutdürstigen Neigungen des gemeinen Haufens in Erwägung ziehen. Seinem Streben nach Volksgunst war es gleichfalls zuzuschreiben, daß er dem niedrigsten Pöbel die Erlaubnis an den prachtvollen warmen Bädern, die er errichtet hatte, gestattete. Die Freude der Römer, die einen erblichen Haß gegen alle fremde Souveräne schickte er, obgleich ungern, die Königin Berenice zurück, und diese verdient um so mehr Lob, da sie seinem Herzen schmerzhaft war. Die wichtigsten öffentlichen Ereignisse während seiner Regierung waren der große Ausbruch des Vesuvius, wodurch Herculaneum, Pompeji, Stabia u. a. Städte begraben wurden und eine Feuerbrunst, welcher eine schreckliche Pest folgte. Mit der größten Güte suchte T. das öffentliche Elend zu lindern und den Leidenden auf alle Weise zu helfen. Aber die Wirksamkeit dieses trefflichen Kaisers sollte nur kurze Zeit dauern. Auf einer Reise nach der Landschaft der Sabiner ward er von einem tödtlichen Fieber ergriffen. Seinen frühen Tod beklagend, blickte er gen Himmel und sagte: „Ich habe mir aus meinem Leben Nichts vorzuwerfen, als eine einzige Handlung, welche es war, äußerte er nicht. Er starb im J. n. Chr. 81 auf eben dem Orte, wo sein Vater gestorben war, im 41. J. seines Alters, und nach einer Regierung von 1 Jahr und 9 Monaten, keine männliche Nachkommen hinterlassend. Sein Tod ward zu Rom als ein allgemeines Unglück beweint, und er wird von den Römern, welche Ehre ihren Kaisern gewöhnlich widerfuhr, unter die Götter gerechnet. Daß ein längeres Leben seinem Ruhm vielleicht nicht vortheilhaft gewesen wäre, darf man wegen der Lenksamkeit seines Gemüths und seines Hanges zur Bescheidenheit wol annehmen. Als Kaiser kann man ihn mit den Trajanen und Vespasianen freilich nicht in eine Reihe stellen; doch ist er immer unter den Beherztesten eine erfreuliche Erscheinung.

Tivoli, am Teverone, merkwürdig durch classische Erinnerungen und schöne Natur, ist der Hauptort eines Districts in der Campagna di Roma.

rate, mit 5500 Einw. Berühmt ist der 60 F. hohe Wasserfall des Tevere (Tiber). Hier sind die Trümmern des alten Tibur; in der Nähe die Lago di Bagni, ein Schwefelsumpf. Der Arzt Agostino Capello „*Topografia fisica del suolo di Tivoli*“ (Rom 1824) herausgegeben, welcher das Klima von Tivoli das gesündeste in der Gegend von Rom

ziano, s. Titian.

aldo (Giuseppe), ein berühmter italienischer Mathematiker, Astronom und Meteorolog, geb. 1719 auf einem Dorfe unweit Vicenza, widmete sich im Anfang zu Padua der Theologie, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit den mathematischen Wissenschaften, ward in der Folge Lehrer am Seminarium, und Professor der Astronomie und Meteorologie an der Universität zu Padua. Er betrieb die Erbauung einer Sternwarte daselbst; auch wurden auf seine Veranlassung an vielen Orten des damaligen venetianischen Staats Vligableiter errichtet und wirthschaftliche Akademien gestiftet. Seine mathematischen Lehrbücher sind durch Klarheit und Bestimmtheit aus und wurden in vielen Schulen eingeführt. Um die Meteorologie erwarb er sich ein vorzügliches Verdienst, durch einen meteorologischen Versuch, und dann seit 1773 ein astronomisch-meteorologisches Journal ununterbrochen bis zu seinem Tode heraus. 1774 gaben von der Societät der Wissenschaften zu Montpellier auf die Beantwortung der Fragen: „Welchen Einfluß hat die Witterung auf das Wachsthum der Pflanzen, und welche praktische Folgerungen lassen sich in dieser Rücksicht aus den gemachten Wetterbeobachtungen ziehen?“ gesetzten Preis, und seine Arbeit ward als ein classisches Werk in diesem Fache angesehen. (Deutsch: „*Lehrbuch der Meteorologie für den Feldbau*“, übersetzt von J. G. Steudel“, 3. Aufl., 1806.) E. war stets ein aufmerksamer Beobachter der Natur und ein fleißiger Schriftsteller. Er gab noch verschiedene andre astronomische und meteorologische Schriften heraus, machte 1783 eine gelehrte Reise durch einen großen Theil Italiens und starb 1797, geschätzt von den Gelehrten und betrauert von seinen Freunden und Bekannten.

toast (engl.) bedeutet, als Zeitwort, zuerst rösten, baken, z. B. Brot, oder eine Person, auf deren Gesundheit man trinken will, mit Namen nennen, oder Frauenzimmer. Das Substantiv Toast bedeutet daher geröstete Brotscheiben, welche in England zum Thee gegeben werden; dann nicht nur eine Gesundheit, die man ausbringt, sondern auch, im besondern Sinne, irgend eine besondern Person, auf deren Gesundheit in Gesellschaft öfters getrunken wird. Man trinkt jedoch unter Toasts nicht bloß die gewöhnlichen Gesundheit, sondern auch sogen. Sentiments, kurze Sätze, die auf irgend eine Person Bezug haben, oder weitläufige Trinksprüche, die bei feierlichen Gastmählern ausgebracht werden. — Bei keiner Nation ist der Gebrauch, bei jedem Gastmahle auf die Gesundheit der Anwesenden zu trinken, so allgemein und so unerläßlich als bei den Engländern. Kein Gast darf bei einem Mahle, so durstig er auch sein möge, das Glas an die Lippen bringen, als bis der Herr des Hauses auf die Gesundheit der Anwesenden Frauen getrunken, und diese solche erwidert hat; die übrigen Gäste folgen diesem Beispiele der Reihe nach. Später werden auch die Gesundheit der Abwesenden, vorzüglich der königl. Familie, getrunken, und Trinksprüche ausgebracht. Diese Gesundheit und Trinksprüche werden mit lauter Stimme beim Trinken wiederholt. Bei feierlichen Gastmählern, wo nur Männer anwesend sind, bringt der Wirth oder der Bornehmste der Gesellschaft den Toast aus, den **Toast from the chair**, und da an sehr zahlreich besetzten Tischen die Entferntern nicht alle Worte deutlich genug vernehmen würden, so wird einer der Aufwärter dazu bestellt, jeden Trinkspruch mit lauter Stimme

zu wiederholen. In Deutschland hat man auch seit einiger Zeit bei feierlichen Mählern die Trinksprüche eingeführt.

Tobler (Johannes), geb. am 8. April 1732 zu St. = Margarethen Rheinthal, wo sein Vater, der nachher. Pastor primarius an der Heil. Geistl. Zürich, Georg Christoph, Pfarrer war. Er studirte zu Zürich und wurde in das Ministerium aufgenommen. 1753 ward er Katechet der Gemeindestrass bei Zürich; von 1754 an verwaltete er das Pfarramt Ermatingen, E. Thurgau, 14 Jahre lang; von 1768 — 77 war er Diakon an der Fraumkirche zu Zürich, und starb als zweiter Archidiacon an der Grossmünsterkirche am 3. Febr. 1808. Er war ein achtbarer Erbauungsschriftsteller, von dessen Erbauungsschriften eine Sammlung in 3 Bdn. (Zürich 1776) erschien. In „Sammlung für theologische Schriften“ (1796) spricht für eine mit dem Geiste s. Zeitalters fortschreitende theologische Gelehrsamkeit. Seine „Kantträge“ (1769), f. „Predigten für die Familienandacht“ (Offenb. 1788), f. „Vorstehungslehre des Apostels Paulus, 1. Kor. 15, in 10 Predigten“ (1792) f. „Gelegenheitspredigten“ empfahlen sich durch eine edle und herzliche Sprache. In f. „Anmerkungen zur Ehre der Bibel“ (Halle 1771 — 75, 8 St.) u. „Widerlegung der wolfsenbüttelschen Fragmente“ (1788) legt sich ebenfalls große Hochachtung für biblisches Christenthum zu Tage. Seine Übersetzung Thomson's „Jahreszeiten“ (Zür. 1766 — 69) wird von spätern übertroffen. trat er noch als Dichter in der „Helvetischen Monatschrift“ auf und gab (Zür. 1805) heraus. Von „Parabomios, gelegentlichen meist praktischen W. und Urtheilen beim Bücherlesen“ erschienen 3 Hefte 1784 — 86, u. von f. artigen Hierarchy, Armenbesorgung u. c., 1800 eine 2. Aufl. über f. Th. und seine wissenschaftlichen Verdienste s. m. „Allgem. Zeitung“, 1803, I. Eine interessante Biographie T.'s hat Stolz (in den „Theolog. Annalen“, S. 233 fg.) verfaßt.

Tobolsk, Hauptstadt der russischen Statthalterschaft gl. N. in S am Einflusse des Tobol in den Irtysh. Man theilt sie ein in die obere und tere Stadt. Jene, auf dem östlichen Ufer des Irtysh, liegt auf einem Hügel untere ist größer als jene und leidet sehr von den Überschwemmungen des Irtysh. Die gesammte Stadt zählt 2120 größtentheils hölzerne Häuser, 13 Kirchen, darunter eine lutherisch = deutsche, 2 Klöster, 2 Moscheen, und, ohne die Vermehrung der Soldaten und Geistlichen, über 17,000 Einw., Russen, Tataren und Kasachen. Die Tataren machen über den 4. Theil aus. Auch haben sich viele Kasachene hier niedergelassen. Tobolsk ist der Sitz eines russisch = griechisch = katholischen Bischofs und hat ein theologisches Seminarium, ferner Buchhandlungen, Druck und Luxus aller Art. Auch ist sie die Hauptniederlage alles für Rechnung der Krone eingehenden Pelzwerks. Es ist eine Justenfabrik hier; auch werden verschiedene Instrumente für die Armeen, Flotten und Lazarethe verfertigt. Der Handel hier mit China ist sehr beträchtlich; desgleichen der mit den russischen Nordarchipel. Die Bulcharen und kalmückischen Kaufleute stehen in hiesigen zahlreichen Kaufmannschaft in ununterbrochenem Verkehr. Eine häufige Slobode, oder Vorstadt, wird von Bucharen bewohnt. — Das Gouvernement Tobolsk hat 16,813 □ M. und 453,000 Einw. (nach Söbbl. 550,300). Die vorzüglichsten Flüsse desselben sind der Ob, Tobol, Irtysh, Tura u. c. Die Beschaffenheit des Klimas und des Bodens ist sehr verschieden. In den südlichen und südwestlichen Gegenden ist es im Sommer warm und angenehm, selbst im mittlern Landstrich ist die Luft gemäßigt, obgleich im Winter mit vielem Schnee begleitet ist. Die ganze größere, nördliche Hälfte einer heftigen, furchtbaren Kälte unterworfen. Im kurzen Sommer hat man an manchem Tage einige warme Stunden, aber sobald der Wind von den

: wehet, welches oft geschieht, so wird die Kälte schneidend. Die südlichen westlichen Landstriche sind sehr fruchtbar und tragen Getreide und Flachs in Überflusse; ihre grasreichen Weiden begünstigen die Viehzucht, daher manliche Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht unterhält. Hin und wieder zieht, ar Kameele. Wild und Fische sind in Menge vorhanden. Auch der mitt- ich läßt den Fleiß des Landmanns nicht ganz unbelohnt. Der höhere Nor- ist des Anbaus ganz unfähig. Er ist mit dichten morastigen Waldungen und auch diese hören näher gegen das Eismeer hin gänzlich auf; kaum an noch Moose und einzelne Stauden; nie thauen diese eisigen Wildnisse hr Reichthum besteht in kostbaren Pelzthieren; in Wild und Fischen, auch thierherden; welche von den Ostiaken und Samojeden in der Wirthschaft n Fahren gebraucht werden. Außer den Russen wohnten in diesem Gou- ent Tataren unter mancherlei Benennungen, als Turalingen, tobolskische , Bucharen u. A., fernex Samojeden, Wogulen, Sirjänen und obische a.

obsucht, s. Tollheit.

ccato, Toccata nannte man sonst ein Clavier- oder Orgelstück, in beide Hände im Vortrag einer Notensfigur häufig abwechseln. Es bestand lich in freier Phantasie. Toccatina hieß es bei kleinerm Umfange und :Ausführung. Neuere, wie Clementi, Hummel, haben diese Form wieder esucht und besonders bei Etuden angewendet. — Toccato (touquet) nan in den Aufzügen der Trompeterchöre die 4. Stimme, welche in Erman- der Pauken die Grundstimme bildet.

Tod wird gewöhnlich dem Leben geradezu entgegengesetzt und als ein Auf- esselben angesehen, was, sobald vom organischen Leben des Individuums e ist, seine Richtigkeit hat. Es muß aber, wenn wir in höherer Ansicht ge Natur als belebt erkennen, der Begriff des Todes, wie er oben aufge- urde, aus derselben ganz verschwinden; dann aber ist der Zustand, der die- men trägt, nichts Andres als ein Zerfallen des organischen Einzelwesens, chseln der Form, wobei es in einen größern Lebenskreis oder Organismus aufgenommen wird, und nur als Individuum verschwindet. Es geht aber ht so gar schnell, sondern wird in den meisten Fällen durch Krankheiten oder chhältnisse des Alters vorbereitet; nur wo das Herz oder das Hirn (und dies r an einigen Stellen) verletzt wird, erfolgt ohne vorhergehende wahrnehm- rantheit plötzlich bisweilen der Zustand, welcher Tod genannt wird. Herz ien sind es wol auch eigentlich, von denen der Tod ausgeht; weil aber das e und vollkommene Aufhören ihrer Thätigkeit nicht so sehr in die Augen s das Athmen, welches von ihnen abhängt, so betrachtet man willkürlich den Athemzug als den Augenblick des Todes. In den Organen der Empfindung ewegung werden deshalb die Folgen des Todes zuerst sichtbar, die Muskeln i sich und werden steif, Kälte und Blässe verbreiten sich über den ganzen um, das Auge hat seinen Lebensglanz, das Fleisch des ganzen Körpers seine raft oder Schwellung verloren. Man kann jedoch aus diesen Veränderun- ht mit voller Sicherheit schließen, daß der Tod wirklich eingetreten sei. Denn t die Erfahrung, daß ein dem beschriebenen äußerlich ganz gleicher Zustand len nur vorübergehend ist (Scheintod, Asphyrie). Nur erst die nach ei- Tagen eintretende Fäulniß, als letzte Stoffverwandlung und Auflösung des schen Körpers, ist das sicherste Zeichen des wirklichen Todes. Dieselbe be- in dem Unterleibe und in den Geschlechtsheilen, indem beide aufgetrieben, and weich werden und sich entfärben; auch die Haut verändert sich, wird hier i roth, bekommt Blasen, das Blut wird wieder flüssiger und ergießt sich aus unde, der Nase, den Augen, den Ohren und dem After. Nach und nach

zerfallen und entmischen sich dann auch die übrigen Theile, am letzten die Knochen zc. Im Anfange dieses Herganges entbindet sich Stickgas und Ammoniak bei fortschreitender Fäulniß erhält das Wasserstoffgas im gekohlten, geschwefelgephosphorten Zustande die Oberhand und veranlaßt den heftigen Gestank, auch das Leuchten, das an faulenden Körpern bisweilen beobachtet wird. Endlich wird nur kohlen-saures Gas ausgeschieden, und es riecht dann der faule Körper wie frisch aufgegrabene Erde. So bleibt endlich eine fettige, talgige Erde, und ein schleimiges, seifenartiges Wesen zurück, das sich dem Humus mischt, und mit den übrigen Absonderungsstoffen zur Fruchtbarkeit desselben trägt, weil auch in diesen Rückständen des Organismus das Leben noch nicht erloschen ist, sondern vielmehr fortwirkt und neue, sowol thierische als vegetabilische Organismen mit sich entstehen läßt und sie erhält. Die Fäulniß steht unter dem Einflusse der Außenwelt; besonders sind Luft, Wärme und Wasser nöthig, wenn die beschriebenen Veränderungen erfolgen sollen; wo diese Bedingungen fehlen, da verwandelt sich der Körper in Adipocire, eine fettige, dem Wallrath ähnliche Wachsmasse, und dies geschieht in viel längerer Zeit, als die gewöhnliche Fäulniß braucht; wo die Feuchtigkeit fehlt, da trocknet zuvörderst der Körper mienartig ein; so werden die Leichname in den heißen und trocknen Steppen, besonders wenn der Sirocco den Tod herbeigeführt hatte, gefunden. Merkwürdig, obwol noch nicht gehörig erklärt, sind einige Begräbnißplätze, z. B. der Blic in Bremen, dadurch, daß in ihnen die Fäulniß entweder sehr langsam oder nicht vorstattengeht. Auch ist es bekannt, daß einige Substanzen, z. B. der Bernstein u. a., der Fäulniß entgegenwirken, und es gründet sich darauf theils die Haltbarkeit mancher thierischen Stoffe und die Zubereitung derselben, des Leders zc. theils auch die Aufbewahrung menschlicher Leichname durch Einbalsamiren.

Tod (Mythologie). Die Erscheinung des Aufhörens menschlicher Lebensthätigkeit konnte nicht anders als einen sehr tiefen Eindruck auf die Gemüther der Überlebenden machen. Ihre Ansicht von dieser Erscheinung richtete sich nach der Stufe und Beschaffenheit ihrer Bildung, und wie sich die Ansichten der Menschen über ihr Verhältniß zur Natur, und über die Bestimmung des menschlichen Geistes, der sie beseelte, änderten, änderte sich auch ihre Vorstellung von der Erscheinung, ihren Ursachen und Wirkungen. Die Griechen hatten für den Tod mehrere Gottheiten, die Keren und den Thanatos; jene waren Göttinnen des Unglücks und des Todes (wie die Valkyren in der nordischen Mythologie), oder die Nothwendigkeit zu sterben, insofern sie besonders den Menschen vor den Jahren trifft, oder der Zustand des Todes selbst, oder der natürliche Tod. Nach Homer Schlaf und Tod Zwilling Brüder (die Ähnlichkeit ihrer Erscheinung), und Hesiod Söhne der Nacht. Als solche sind sie auf Cameen u. dgl. oft der Gegenwart der bildenden Kunst. Namentlich wird der Tod zur Zeit der heitern Bildung der Kunst auf Grabmälern als freundlicher Genius mit der umgekehrten Fackel bildet und einen Kranz in der Hand; oder als ein geflügeltes schlafendes Kind mit einer gesenkten Fackel auf dem Kranze liegend. Ebenso bildeten sie den Schlaf, nur ohne Fackel und Kranz. Nach einer aus dem Orient entsprungenen Meinung war insbesondere der Tod in der Jugend als Entführung durch liebende Götter vorstellbar und abgebildet, und, nach Zeit und Art des Todes, oder nach dem Geschlechte des Verstorbenen, bestimmten Göttern zugeschrieben, z. B. dem Jupiter, oder dem Júpiter, wenn der Blitz, den Nymphen, wenn das Wasser getödtet hatte (Corymbes und Hylas), der Aurora, wenn es am Morgen, der Selene, wenn es in der Nacht geschehen war (Cephalus und Endymion), dem Apollo, wenn es ein junger Mann war zc. Und in der That waren solche Bilder geeigneter, die Hinterlassenen zu trösten, als die leidigen Trostgründe der Schulphilosophen, oder die Schrecken der späteren Dichter und Künstler. Siehe die classischen Abhandlungen

(„Sämmtl. Schriften“, 10. Bd.) und Herder u. d. L.: „Wie die Alten gebildet?“ Ferner über die Genien des Todes auf Kunstwerken in Weltschr., 1. Bd., 3. Heft. Euripides brachte in der Alkestis den Tod sogar Bühne, gehüllt in ein schwarzes Gewand, in der Hand einen Stahl, womit er den Sterbenden das Haar abschnitt, und ihn so den unterirdischen Göttern

Die spätern römischen Dichter schildern ihn mehr von seiner schrecklichen wie er die hungrigen Zähne fletschet, mit blutigen Nägeln seine Opfer be- ein Ungeheuer an Gestalt, ganze Schlachtfelder überschattend. Die He- eben ebenfalls einen furchtbaren Todesengel, Samael mit Namen, der Fürst der Welt genannt wird, und mit dem Teufel zusammenfällt; die benden Frommen aber entführt er mit einem sanften Kuß; Henoch wird gen Himmel geholt. — Unsere heiligen Bücher schildern den Tod der Su- ine Rückkehr in die Heimath, Eingehen zur himmlischen Seligkeit. Gleich- man ihn in der neuen Kunst, besonders seit dem 14. Jahrh., häufig als hes Todtengerippe mit der Sense, womit er die Sterblichen gleich Grd- zmächt, abgebildet; dagegen die Darstellung eines Scrippes, wie auf dem ient zu Eumä — das noch überdies mit Haut bekleidet ist — eine Aus- n spätern Zeiten des class. Alterthums gewesen sein mag. Die geschmack- kunst ist davon zurückgekommen, und schließt sich hierin mehr an jene Dar- der Alten an, nennt ihn Freund Hain, oder bedient sich der Allegorie vom terlinge.

o b, b ü r g e r l i c h e r. Der Verlust aller bürgerlichen Rechte, der Fami- te und Vermögensrechte aller Art. Die Ehe des bürgerlichen Todten wird gelöst angesehen; seine Verlassenschaft ist eröffnet und fällt an die gesegli- ben, er selbst hat nicht mehr die Macht, etwas darüber zu bestimmen. Er cht erwerben, nicht im Gericht erscheinen, keine Verpflichtung übernehmen, ich Niemand gegen ihn gültig verpflichten kann. Wenn er ja noch rechtliche ngen vornehmen soll, so muß er durch einen Vormund vertreten werden. nstitut lag ehemals in Deutschland in der A c h t s e r k l ä r u n g (s. d.), wo t mit dem Verlust des Rechts auf persönliche Sicherheit verbunden war, en Gedächtnen Jeder ungestraft töbten konnte. Allein sowie überhaupt theils ungewöhnlich geworden, theils zuletzt mit der Reichsverfassung ganz unden ist, so hat sich auch die Bogelfreiheit des Verurtheilten verloren, und igen ist der bürgerliche Tod in Deutschland nicht weiter ausgebildet worden. isten Gesetzgebungen verstatten selbst dem zum Tode Verurtheilten noch e s t a m e n t (s. d.) über sein Vermögen zu verfügen, insofern er nicht durch kftig erkannte Confiscation daran gehindert ist. Dagegen hat sich in Frank- s Institut des bürgerlichen Todes erhalten („Code civ.“, a. 22; „Code i. 18) und trifft Jeden, welcher zum Tode, zur lebenslänglichen Strafarbeit x forcés, Galeeren) oder zur Deportation verurtheilt wird, auch wenn er und wegen Richterscheitens verurtheilt ist. S. Schmid, „Einleitung in ig. bürgerl. Recht“.

37.

o d e s k a m p f (Agonie) wird der Zustand genannt, der unmittelbar dem bft vorhergeht, in welchem der Tod gleichsam mit dem Leben eingend und besiegend gedacht wird. Nach Maßgabe der Veranlassungen, die den Tod hren, ist dieser Zustand durch verschiedene Erscheinungen ausgezeichnet, bald in einer völligen Ermattung und Abspannung aller Lebensverrichtun- Id in einem furchtbaren Sturme und in einer höchst unregelmäßigen Thä- erselben bestehen, welche endlich nach sehr kurzer Rast den Tod herbeiführt. erwußtsein ist bald schon lange vor dem Tode erloschen, bald dehnt es sich n ganzen Todeskampf hindurch aus, und erlischt erst mit dem Ende dessel- as Ansehen Dessen, der mit dem Tode kämpft, ist schon leichenähnlich, das

Gesicht blaß, gelblich, schmutzig, die Augen hohl, die Haut der Stirn angespannt, die Nase spitzig und weiß, die Ohren und Schläfe zusammengefallen; ein kalter klebriger Schweiß bricht an der Stirn und den äußern Gliedmaßen aus, die Entleerungen des Stuhls und Urins geschehen unwillkürlich und bewußtlos, der Athem wird röchelnd, stockt und hört endlich ganz auf und auf diesen Augenblick setzt den Eintritt des Todes selbst. Die Dauer dieses Zustandes ist sehr verschieden, bald nur minutenlang, bald sich mehrere Tage hinausdehnend. Wo wirklich Todeskampf einmal eingetreten, da ist keine Rettung mehr, nur erleichtern sich dieser Zustand durch freundliche Zusprache, Tröstung, Gebet, Theilnahme, die auch bei Dem nicht fehlen soll, dessen Bewußtsein erloschen zu sein scheint; man kennt jetzt viele Zustände, in denen kein Bewußtsein vorhanden zu sein scheint und aus denen doch sogar Erinnerung übrig blieb; ja wer will sagen, ob auch dem letzten Athemzuge schon in jedem Falle das Bewußtsein aufhört? So laßt der Sterbende schlucken kann, mag man ihm ein wenig Wein von Zeit zu Zeit schmecken. Arzneimittel sind unnütz, dem Sterbenden unangenehm und nur in Fällen zulässig, von denen man es nicht mit Gewißheit erkennen kann, ob der Todeskampf zugegen sei, oder nur eine noch besiegbare Schwäche. Grausam ist die Gewohnheit, dem Sterbenden das Kopfkissen wegzuziehen. B. P.

Todesstrafe (poena capitalis). Die Strafe am Leben ist in allen alten und neuern Staaten angewendet und für nöthig geachtet worden. Nur ein mißverständenes Gefühl von Menschlichkeit konnte in den neuern Zeiten Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe erregen; und dies geschah, seit Bock f. Buch „Von den Verbrechen und Strafen“ herausgegeben hatte. Wenn von der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe überhaupt die Rede ist, so wird damit gefragt, ob die Strafe überhaupt bis zum Tode gehen könne, oder, was gleichviel ist, ob es Fälle gebe, in welchen die Staatsgewalt auch den Tod, als Folge der Übertretung eines Gesetzes, verfügen, und über Jemand verhängen könne, oder die Todesstrafe überhaupt ungerecht; nicht, ob sie nur in einzelnen Fällen, in welchen unzulässig sei, denn es wird Keinem einfallen zu behaupten, daß die Todesstrafe überall rechtmäßig und zweckmäßig zugefügt, oder im Gesetze für gewisse Verbrechen bestimmt worden sei. Was nun die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe überhaupt anlangt, so muß dieselbe in der Angemessenheit einer solchen Strafe bei gewissen Verbrechen bestehen; denn das rechtliche (juridische) Princip der Strafung ist ein Princip der Ausgleichung, und lautet: wie das Verbrechen, so die Strafe (vgl. d.). Hiernach also soll diese als Folge mit der Gesetzübertretung unzertrennlich verbunden, und durch Größe und Beschaffenheit derselben bestimmt sein. Gibt es nun Verbrechen, welche den Tod beabsichtigen, und zur Folge haben, Mord und Todtschlag, so ist auch der Tod ihre vollkommen angemessene Strafe. Denn gibt es einmal eine Strafgewalt, und kommt dieselbe dem Staat als Rechtsgesellschaft, um seines Zweckes willen, nothwendig zu, und ist die Anwendung derselben nur durch das Verbrechen bestimmt, so muß dieselbe sich auf das Leben der Bürger erstrecken, gegen welches von dem pflichtvergessenen Bürger gefrevelt werden kann; und das unmittelbare Verbrechen gegen das Leben der Bürger wird am natürlichsten mit dem Leben des Verbrechers gebüßt. Denn das Leben eines Bürgers willkürlich vernichtet, sei nun der Mord nur Mittel, oder Zweck, der hebt die Grundbedingung der bürgerlichen Gesellschaft und des Rechts auf; er macht sich also, weil das Recht gegenseitig ist, durch seine Handlung sich der Rechte, die er zerstört, des Lebens überhaupt verlustig. Daraus geht hervor, daß das Verbrechen gegen die Existenz des Staats, welches man im strengsten Sinne Hochverrath nennt, insofern dasselbe nämlich die Aufhebung der Staatlichkeit des Rechtsgesetzes in einer bestimmten bürgerlichen Gesellschaft, und damit aller Sicherheit bezweckt, ebenfalls mit dem Tode bestraft werden könne. Hier

inige auch das Verkaufen eines Menschen in die Sklaverei, welches jedoch für sich durch Beraubung der Freiheit, nach dem Gesetze der Ausgleichung, sener bestraft zu werden scheint. — Obige Verbrechen sind es also, für e Todesstrafe rechtmäßige Strafe ist. Die Gründe dagegen, welche man t hat, um die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe zu beweisen (die meisten findet man in Berg's Übersetzung des Beccaria, 2. Th.; dieselben hat gs auch Lucas, „Du syst. pénal etc.“, Genf 1827, im Wesentlichen vor-), sind größtentheils von einem ganz falschen und einseitigen Standpunkte nimen. Man behauptet z. B., man könne nicht am Leben strafen, denn n sei ein unveräußerliches Recht. Allein alle Rechte schlechthin sind nur unter der Bedingung der gegenseitigen Anerkennung der Persönlichkeit, alle Rechte abhängen, mithin auch das Recht auf Leben; wer daher am straft wird wegen eines begangenen Mordes, der veräußert sein Recht nicht, die Strafgewalt entzieht ihm das Recht, dessen er sich durch rechtswidrige ng verlustig gemacht hat, weil sie überhaupt die rechtmäßige Gewalt gegen rung der Rechtsgesellschaft ausübt. So kann man also auch nicht sagen, e Niemand am Leben bestraft werden, weil sich Niemand zur Todesstrafe g machen könne. Allerdings kann sich Niemand zur Todesstrafe anheischig insofern er sich nicht zum Verbrechen anheischig machen darf, sondern der t befugt, sie zuzufügen, insofern sie überhaupt das dem Verbrechen ange- übel ist, welches als Folge mit demselben verbunden werden muß; und der her ist ihr unterworfen, weil jeder Mensch den Gesetzen einer Rechtsgesell- als dem ausgesprochenen allgemeinen Willen ihrer Glieder und der zu ihrer machung wirksamen Gewalt des Staats unterworfen ist, und als Bürg- nes solchen Rechtsvereins Jeder sein Leben einsetzen soll. Die hier ange- einwendung ist vorzüglich die des Beccaria, welcher den Staat auf Ver- indet, und behauptet, man könne nicht durch Verträge einwilligen, sich im es Verbrechens das Leben nehmen zu lassen. Rousseau leitet dagegen in *„Le Contrat social“* die Todesstrafen aus eben diesen Verträgen her. Andre Ein- gen gegen die Todesstrafe sind hergenommen von der politischen und mora- lsicht der Strafe. Man sagt nämlich, die Todesstrafe schrecke nicht ab, ere auch nicht; dem Bösewicht werde durch die Todesstrafe vielmehr die keit entzogen, ein besserer Mensch zu werden, was allerdings nicht geleug- en kann — wenngleich die Möglichkeit nicht aufhört, in Erlebung der rafe mit reuiger Gesinnung zum Bessern zurückzukehren und das Gesetz n. Indessen ist nur die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen erwiesen, so würde rterrechung dieser mit der Strafe sich verbindenden Zwecke im Einzelnen nd gegen die Anwendbarkeit der Todesstrafe sein. Allein es läßt sich die tung, daß die Todesstrafe diese Zwecke nicht erfülle, gar nicht unbedingt im enen, sondern nur in Beziehung auf einzelne Fälle, mithin nur auf die- ise aufstellen, wie man dies auch von jeder andern Strafe behaupten kann, Mittel gewisse Zwecke überall erreicht; wiewol es gewiß ist, daß die To- für die Mehrheit der Verbrecher wirklich die abschreckendste ist. So we- nun aller andern Strafen entbehren kann, welche man abschaffen müßte, er Grund gültig wäre, so wenig kann derselbe die Todesstrafe für zweck- geschweige denn für unrechtmäßig erklären. Aber man hat ferner ge- an bedürfe der Todesstrafe nicht, da man sie durch andre Strafen ersetzen ohne die Handlung des Verbrechers in der Strafe nachzuahmen. Hierauf tworten, daß, da zwischen dem Verbrechen und der Strafe, vermöge des n Princip's derselben, ein nothwendiges Verhältniß stattfinden muß, die ng des Mörders und die Todesstrafe zwar in dem Erfolge gleich, aber als ng selbst, d. i. in Beziehung auf Bestimmung und Zweck derselben unver-

gleichbar ist. Diese Nothwendigkeit der Vergeltung, welche in dem Begriffe der rechtlichen Straf Gewalt liegt, hört auf, wenn man an die Stelle der Todesstrafe eine andre Strafe überhaupt setzen wollte. Man sagt, man könne sich die gefährlichsten Menschen sichern durch Landesverweisung oder lebenslängliches Gefängniß. Aber erstens setzt dies voraus die nicht zu erweisende Behauptung, die Strafe den Zweck habe, die bürgerliche Gesellschaft vor nachfolgenden ähnlichen Handlungen des Verbrechers zu sichern. Und dann können in der That angeführten Strafen die Todesstrafe nicht absolut ersetzen. Denn abgesehen davon, daß die Rückkehr des Verwiesenen nicht ganz verhindert, und die Landesverweisung eine Ungerechtigkeit gegen andre bürgerliche Gesellschaften werden in welche der gefährliche Verbrecher flüchtet, so behält der landesverwiesene der selbst alle Rechte, welche er frevelhaft verletzt hat, und verliert bloß die politischen Rechte hinsichtlich desjenigen Staats, in welchem er verbrochen hat. Der Verlust, der nur als zweckmäßige Strafe des Verbrechens gegen denselben Staat, und zwar nur so lange angesehen werden kann, als noch die Landessiebe in einem hohen Grade lebendig ist. — Die Todesstrafe wirkt daher stärker als Landesverweisung und lebenslängliches Gefängniß. Was das lebenslängliche Gefängniß anlangt, welches man statt der Todesstrafe vorgeschlagen hat, ist dieses die natürlichste Vergeltung der Verbrechen, welche an der Freiheit der Bürger begangen werden, und da es Fälle gibt, in welchen es das Schrecklichere der schnellen Todesstrafe noch übertreffen kann, so ist die Behauptung der Anthropisten, welche die Todesstrafe durch eine mildere, und, wie man sich aus dem weniger grausame Strafe ersetzen wollten, auch in Beziehung auf die leberliche Einsperrung unbegründet, die doch dem Staate noch die Last auflegt. Mörder, der das Leben vermöge seiner Handlung verwirkt hat, auf öffentlichen Plätzen zu erhalten. Wenn man endlich ganz auf gemeine Weise gesagt hat, der Gemordete durch die Hinrichtung des Mörders nicht wieder lebendig werde, man die Strafe, ganz materiell, als Ersatz und das Verbrechen gegen das Leben gleich einer Privatbeleidigung betrachtet, deren Bestrafung von dem Willen des Verletzten abhängig ist. Allein die Strafe ist rechtmäßig, abgesehen von materiellen Vortheil, welchen verletzte Personen dabei erhalten können, das Verbrechen aber bringt die Ungleichheit zwischen dem rechtlichen und unbeschränkten und zwischen dem gewisser Rechte unwürdigen Bürger zu Tage, und ruft die Strafgewalt des Staats auf, dem letztern diese Rechte zu entziehen; sowie das Verbrechen insbesondere, welchem die Todesstrafe als rechtmäßige Strafe entspricht. Verbrechen gegen die ganze Rechtsgesellschaft ist, die durch den Mord des Königs, oder durch den unmittelbaren Angriff auf ihr eignes Bestehen, in den Grundlagen ihrer Wirksamkeit angegriffen wird, und den höchsten Grad von Schrecklichkeit hat. — Wenn man nun im Staate die Todesstrafe für unvermeidlich sieht, so ist doch eigentlich auch dadurch Nichts weiter nothwendig als die Vermeidung des Lebens, und der Verlust desselben ist immer das Übel, welches den gewöhnlichen Menschen am meisten gefürchtet wird. Daher hat Frankreich nur die beiden einfachen Arten der Todesstrafe, das Erschießen bei dem Morte und das Enthaupten durch das Fallbeil, die Guillotine (s. d.), in seine Gesetzgebung aufgenommen, welche nur beim Mord dadurch geschärft, daß der Verbrecher mit bloßen Füßen und bedeckt mit einem schwarzen Umhang zum Richtplatz geführt, und ihm vor der Enthauptung die rechte Hand abgehauen wird. England hat nur das Hängen, wobei der Verbrecher auf einem Galgen an dem Galgen steht, und indem man eine Fallthür unter seinen Füßen wegzieht, durch sein Gewicht erdrückt wird. Nur für Hochverrath war bis in die neueste Zeit die grausame Strafe des lebendigen Viertheilens gesetzlich, wobei der Verbrecher an den Galgen geknüpft, aber lebend wieder abgenommen, an einen Pfahl ge-

in die Brust aufgeschnitten und das Herz herausgerissen, dann der Kopf abgetrennt, und der Körper in 4 Stücke geschnitten werden sollte. In der Zeit läßt man es bei dem Hängen und dem Abschneiden des Kopfes (dem Namen der Strafe nach den Ansichten des Gesetzes) bewenden, und auch dies immer großen Unwillen unter den Zuschauern. In rohern Zeiten glaubte man, daß die Gräßlichkeit der Hinrichtung auf das Volk wirken, und durch Steigerung körperlichen Schmerzens die schwerern Verbrecher erst recht strafen zu müssen, denn die grausamsten Strafen die Folgen waren. In Frankreich hatte man das Zerreißen mit Pferden, sodaß Arme und Beine dem Verbrecher durch hängende Pferde abgerissen wurden. Auf diese Weise wurde Damians hingeworfen, wobei man nach einer Marter von 8 Stunden den Pferden durch Zerschneiden der Sehnen an den Hüften und Achseln zu Hülfe kam. In Deutschland hatte man 1) das Lebendig Biertheilen, womit u. A. Wilhelm v. Grumbach und sein Bruder zu Gotha 1567 hingerichtet wurden; 2) das schon in der Halsordnung v. 1532 abgeschaffte Pfählen (der Verbrecher wurde in ein Grab und ihm ein spiziger Pfahl durch die Brust geschlagen), 3) das Rädern der Glieder, der Vorderarme und Unterschenkel, und dann der Ober- und Unterschenkel mit einem Rade; der sogenannte Gnadenstoß auf Brust und Rücken, eine Milderung der ordentlichen Strafe, so auch das Rädern von Oben, mit dem Stoße auf das Genick anfängt; 4) das Verbrennen, gemildert durch vorheriges Enthaupten oder Erdroffeln; 5) das Hängen; 6) das Ertränken, die Verbrecherin in einen Sack gesteckt wird, der aber so eingerichtet ist, daß der Zutritt des Wassers nicht hindert, und so lange bis sie todt ist, unter das Wasser gehalten wird; 7) das Enthaupten. In Oesterreich ist nur die Todesstrafe in einem Strang gesetzlich. Jene Strafen werden noch geschärft, wenn das Verbrechen besonders schwer ist, durch Schleifen des Verbrechers zur Richtstätte, durch Erhängen mit glühenden Zangen, was selten mehr vorkommt, durch Abhauen der Glieder durch Flechten des Körpers auf das Rad. Alles das findet ein gebildeteres Volk unnöthig, entehrend für die Menschheit und dem Zwecke der Strafe sogar nachtheilig, weil der Abscheu vor dem Verbrechen sich oft in Mitleid gegen den Verbrecher umwandelt. — Die Todesstrafe pflegt bald nach dem Erkenntnis, nach Bestätigung und Publication desselben vollzogen zu werden; in Ländern, wo Rechtsmittel stattfinden (wie in England) zuweilen am nächsten Tage. In Oesterreich findet auch keine Appellation, sondern nur eine Richtigkeitsbeschwerde (Revisionsgesuch), in Deutschland wird nicht nur landesherrliche Bestätigung, sondern man gestattet auch dem Verurtheilten eine eigene Vertheidigung, oder die Berufung an ein höheres Gericht, und in Oesterreich also die Prüfung des vorigen Erkenntnisses durch andere Richter, die nur mildern, aber nicht schärfen dürfen. Daher sind auch vom 16. Jahrh. an Fälle grober Mißgriffe der Gerichte, die Hinrichtungen unschuldiger Menschen in Deutschland, ungeachtet unserer sogen. Geheimjustiz, viel seltener gewesen als in England und Frankreich. Eine Hinrichtung kann nur an Menschen vollzogen werden, die ihres Verstandes mächtig sind, an Schwangern muß sie aufgeschoben werden, bis nach der Entbindung. Derselben ging sonst allenthalben, jetzt in mehreren Ländern, das eigentliche öffentliche Gericht, das hochnothpeinliche Gericht voran, welches freilich keine Entscheidung mehr zu fällen hatte, da die schon vorher durch die Vernehmungen des Verbrechers und Auffammeln der Beweise, und durch ein von Rechtskundigen gefälltes Urtheil entschieden war. In Oesterreich war das Mittel, wodurch Karl V. der frühern furchtbaren Willkür und Unbeständigkeit der Criminalrechtspflege wohlthätige Schranken setzte.) Allein als feierliche Handlung, wodurch die Criminalpflege ihr Verfahren öffentlich vorlegt, und

der Verbrecher seine Schuld vor den Augen seiner Mitbürger nochmals eingestehen kann sie wol ihren Nutzen haben. Es wird eine öffentliche Gerichtssetzung, in einem von Bewaffneten geschlossenen Kreise; der Ankläger tritt vor, ruft Zeter! über die geschehene That; der Gefangene wird vorgeführt, das Urtheil vorgelesen, und wenn er der That geständig bleibt, dem Scharfrichter gegeben. Der Richter zerbricht seinen Stab, und das Gericht wird aufgehoben, dem die Schöppen ihre Sitze umwerfen. Widerruft der Verbrecher sein Geständniß, so werden die Gründe des Widerrufs untersucht, und es erfolgt darauf ein neues Urtheil. Dem Scharfrichter muß das Urtheil in die Hand gegeben werden, um sich von Dem, was er zu thun hat, selbst zu überzeugen. Die Formeln des Halsgerichts sind nicht überall gleich, in Preußen, Baiern und Oesterreich ganz abgeschafft. Vor der Hinrichtung wird die Strenge des Gefängnisses den Verurtheilten gemildert; man gestattet den Seinigen den Zutritt; man währt ihm die Tröstungen und Belehrungen der Religion; man gestattet ihm eine bessere Nahrung. Den Leichnam überläßt man in der Regel entweder dem Vater oder den Verwandten; nur selten bleibt er am Galgen oder auf dem Rade zu einem schreckenden Schauspiel.

Todi (Maria Francesca), eine der berühmtesten Sängerinnen, geb. zu Lissabon um 1748, sang zu London, Paris, Potsdam (1780) und Petersburg mit außerordentlichem Beifall, nahm dann einen Ruf nach Berlin an, wo sie, wie Andromeda, Medea u. glänzte, erhielt aber ihren Abschied, als sie auf 6000 Gehalt bestand. Sie bereiste noch in ihren letzten Lebensjahren Italien, Frankreich und England, und starb 1793 in ihrem Vaterlande. Ihre Stimme, mehr als Discant, war schön, klar und hinreißend; ihr Gesang, der rein, kunstlos und im Adagio ganz vorzüglich war, machte sie eine Zeitlang zur Nebenbuhlerin Maras. Den Künstlerstolz trieb sie bis zur höchsten Ausschweifung.

Todsünden, nach 1. Joh. 5, 16, 17, Sünden, die den geistigen Tod herbeiführen. h. den Verlust des Gnadenstandes, nachsichziehen, unterscheidet die Theologie in minder schweren, oder zu erlassenden Sünden, welche diese Folge nicht haben. Die ersten Kirchenväter ließen noch unbestimmt, welche Handlungen den Tod- oder Hauptsünden verdienen; erst Augustinus bestimmte als solche die Verachtung, Unkeuschheit und Menschenmord. Dennoch stellte nach ihm auch Gregor d. Gr., Petrus Lombardus („Magist. Sentent.“, II, 41, 6) ein Verzeichniß fest: Superbia, Hochmuth, Avaritia, Geiz, Luxuria, Lust, Ira, Zorn, Gula, Völlerei, Invidia, Neid, Acedia, Trägheit, Desseins — behaltbar durch das aus den Anfangsbuchstaben gebildete Wort S. g. i. a. Dies sind die 7 Todsünden, welche seit dem 12. Jahrh. in der scholastischen und noch jetzt in der kathol. Dogmatik, besonders in den kathol. Katechismen, Volk, aufgeführt werden, obgleich schon der Zeitgenosse des Petrus Lombardus, Richard v. St.-Victor („De differentia peccati mortalis et venialis“, 1650, S. 176) richtiger die Größe der Unsittlichkeit des Sündigenden, die Verletzung des Nächsten und der Verachtung Gottes zum Kennzeichen der Todsünde gemacht hatte, und andre Scholastiker auch die sogenannten schreienden Sünden, Tödtung, Sodomiterei, Unterdrückung der Unschuld, und gewaltsame Unterhaltung des verdienten Lohnes, ja überhaupt, was Paulus, Gal. 5, 19, nennt, unter die Todsünden rechneten. Doch haben viele, besonders neuerer kathol. Theologen die Unzulänglichkeit jenes Verzeichnisses anerkannt und es den einzelnen Rubriken desselben künstlich untergeordnet gesucht, was darin nicht enthalten und auch Todsünde ist; z. B. Keßerei und Unglaube unter Superbia, Indifferentismus in Sachen der Religion unter Acedia, oder eigenthümliche jeßigen Standpunkte der Theologie angemessenere Verzeichnisse aufgestellt. Unterschied zwischen Tod- und zu erlassenden Sünden nehmen auch die Prot.

(nur die Reformirten, welche in der Prädestinationslehre Particularisten sind, an, sie finden ihn jedoch bloß in den Graden der sittlichen Zurechnungsfähigkeit und Strafwürdigkeit des sündigenden Subjects, so daß jede wissentliche und sätzliche Pflichtverletzung der Gnade Gottes verlustig macht, unwissentliche und unfällige Fehltritte diese Folge nicht haben, kanonische Büssungen für dieselben auf keine Weise zulässig sind; dagegen die römisch-kathol. und die griech. Kirche, welche die Nothwendigkeit kanonischer Abbüssung der verzeihlichen Sünden behauptet, im Unterschied zwischen denselben und den Tobtsünden in dem Wesen der sündigen Handlungen selbst und ihrem Verhältnisse zum Geseze suchen, um sie auf diese Weise zum Gegenstande ihres auf diesen juridischen Gesichtspunkt gebaueten Pönitenzverfahrens machen zu können, und vor dem Forum der priesterlichen Gerichtsbarkeit zu behalten, wie die peinliche Rechtspflege Verbrechen. 31.

Tobte Hand (nach dem Lat. des Mittelalters: *manus mortua*) heißen dantischen Privat- und Staatsrechte alle Stiftungen und Körperschaften, besonders geistliche (z. B. Klöster, Kirchen), in Beziehung auf die unbeweglichen Güter, welche sie besitzen. Denn insofern ihre von Zeit zu Zeit abgehenden Glieder immer wieder durch andre ersetzt werden, mithin sie selbst, ungeachtet des Abgangs einzelner Glieder, fortbauern, so bleiben jene Güter immerfort in ihrem Bestande und können nicht leicht wieder in Handel und Wandel kommen, wie das Vermögen einzelner wirklicher Personen, folglich sind sie für den Staat und für die Wohlthatigkeit tobt und ohne großen Nutzen, und die Anstalt, der sie angehört, ist im Gegensatz jener Personen, gleichsam eine tobt Hand, die sie unter sich selbst und dem lebendigen Verkehr entzieht. Es ist daher die Veräußerung der Güter an die tobt Hand oder zur tobt Hand, als dem gemeinen Wohle nachtheilig, in vielen Ländern eingeschränkt worden, und wird nicht ohne besondere Erlaubniß des Staats gestattet. — Im Lehnrechte ist tobt Hand die Unfähigkeit des Leibeignen, über seine Habe zu testiren, und das damit verwandte Recht des Leiherrn oder eines Dritten, einen Theil der Verlassenschaft (*mortuary*) des Leibeignen oder Gutsunterthanen zu fordern. Die Leibeignen haben also, d. i. keine freie Hände, über ihre Sachen zu verfügen und zu testiren. (S. Leibeigenschaft.)

Tobtenaustragung, **Tobtenfest**, **Tobaustreiben**, ein altslawisches Fest, das im März, oder zu Anfange des Frühlings, mit welchem Namen ihr Jahr anfangen, wie Einige glauben, zum Andenken der Verstorbengeseiert wurde. Noch jetzt wird in einigen ehemals slawischen Ländern (Lauenburg, Böhmen, Schlesien, Polen) am Sonntage Lätare, welcher daher der Tobtenfesttag genannt wird, das Tobtenfest mit der fast überall gebräuchlichen Ceremonie gefeiert, daß man einen Strohhmann, der den Tobd vorstellen soll, in Procession mit Gesang durch das Dorf trägt, und ihn endlich vor dem Dorfe ins Wasser wirft, oder verbrennt. Diese Feierlichkeit wird jetzt gewöhnlich nur von Kindern und Jungen Leuten begangen. Ehemals wurde auch in einigen deutschen Ländern, in Franken, eine ähnliche Ceremonie, jedoch nur von Kindern, gefeiert. Die Meinung, daß diese Feiert eigentlich das Frühlingsfest bedeutete, und daß man damit anzeigen wollte, der Winter sei nun mit Gewalt verdrängt, hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Auch die Lieder, die dabei gesungen werden, haben Beziehung auf das Ende des Winters und den Anfang des Frühlings. Daß dieser Gebrauch erst nach Einführung des Christenthums entstanden, und daß das zur Schau getragene Symbol des Tobdes die Abschaffung des Götzendienstes bedeute, dadurch widerlegt, daß diese Ceremonie überall an dem nämlichen Tage gefeiert wird, es aber nicht wahrscheinlich ist, daß der Götzdienst auch überall an dem nämlichen Tage abgeschafft worden sein möchte. (S. Anton's „Versuch über den slawischen Ursprung“, Leipzig 1783 und 1789, 2 Thle.)

Todtenbestattung. Alle Arten derselben beziehen sich entweder das Erhalten, oder das Zerstören des Körpers. Jenes geschieht durch das Mummificiren (s. Mumien), Einbalsamiren oder Austrocknen; dieses durch Begraben oder Verbrennen. Das Zerfleischen durch Raubthiere oder Raubvögel kommt vor; so wurden diese Thiere die lebendigen Gräber des Sophisten Gorgias. Naturreligionen, alle Stern- und Feueranbeter hielten es für Verunreinigung des göttlichen Feuerprincips, Leichname vom Feuer verzehren zu lassen. Sogar das Begraben allein für naturgemäß. Dieselbe patriarchalische Ursitte beobachteten die Juden und die aus dem Judenthum ausgegangenen Christen streng bei. Der älteste skandinavische Odin lehrte das Begraben. Erst der 3. Odin führte das Verbrennen ein. Bei den ursprünglichen Völkern Europas scheint erst das Begraben allgemein gewesen zu sein, sowie die Abstammlinge der kaukasischen Völkerschaften alle zum Sternendienste gehörten; später kam allgemein mit dem Einfluß des pelasgischen und hellenischen Kreises das Verbrennen auf; endlich siegte das Begraben. Die slawischen Völker, als grobe Fetischdiener, verbrannten ihre Todten von frühesten Zeiten an; aber die germanischen erst in späterer Zeit, gewiß zu Tacitus's Zeiten. Seit der Herrschaft der monotheistischen Religionen, Christenthums und des Islams, ist das Todtenverbrennen nur noch am Ostindien und in Indostan übriggeblieben. (Vgl. Beerdigung.) S. Meiners's "Gesch. der Religion" (2. Bd.).

Todtengericht war bei den alten Ägyptern eine merkwürdige, theilweise eigenthümliche Sitte, welche Diodor der Sicilier (Bd. 1, 92) beschreibt, die jedoch nicht allgemein üblich, sondern nur auf die Hauptstadt des Reichs, Memphis, beschränkt gewesen zu sein scheint. Ehe der Leichnam eines Verstorbenen beerdigt werden konnte, versammelten sich an einem bestimmten Orte, nahe bei der See Mæris, über welchen die Leichen in einem besondern Kahn an das jenseitige Ufer gebracht wurden, 40 Richter, und es stand Jedermann frei, vor ihnen den Verstorbenen anzuklagen. Symbolisch wird es gewöhnlich durch die große Waage dargestellt. Nach Einigen war die Idee des Todtengerichts in der Unterwelt Osiris Richter ist, früher als jenes irdische Todtengericht. Pappusrollen zeigen auch das Todtengericht in der Unterwelt bildlich dar. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Dichtungen der Griechen von der Unterwelt, von den Höllenrichtern, Charon u., von jener Sitte herrühren. — In England gibt es eine andre Art Todtengerichts. Es ist nämlich ein eigentl. königl. Beamter, Coroner, angeordnet, die Veranlassung eines jeden gewaltsamen Todes, er möge durch Selbstmord oder durch fremde Hand verursacht worden sein, zu untersuchen. Zu diesem Behuf beruft der Coroner jedesmal eine Jury von 12 Personen (Geschworene) versammelt, dann über den vorliegenden Fall entscheiden. Bei den in England so häufigen Selbstmorden ist diese Einrichtung sehr nothwendig.

Todtentanz nennt man ein allegorisches Gemälde, in welchem die verschiedenen Gestalten und Wirkungen des Todes in verschiedenen Lebensverhältnissen, besonders als Tanz, den der Tod anführt, dargestellt werden. Die Idee der Todtentänze scheint ursprünglich deutsch zu sein und der Poesie anzugehören, später auch in England und Frankreich von Dichtern und bildenden Künstlern behandelt worden zu sein. Die Franzosen haben einen solchen Tanz la Danse macabre genannt, man sagt von einem wenig bekannten deutschen Dichter Erasmus Macaber. Ein solcher war an den Wänden des Kirchhofes der unschuldigen Kinder zu Paris, um die Mitte des 15. Jahrh. gemalt, welchen das Capitel von St. Paul zu London copiren ließ, um seine Klostermauern damit zu schmücken. D. A. Briel Peignot in den „Recherches sur les danses des morts et sur l'origine des cartes à jouer“ (Dijon und Paris 1826) sucht den Ursprung der Todtentänze in Frankreich und erklärt die tanzenden Stellungen der Gerippe daher, daß nach

ing der alten Chroniken die von dem Pestfäbel Befallenen plötzlich aus den Tüfen und durch allerhand krankhafte Bewegungen und Zuckungen ihre Auferstehung freuten. Andre leiten die Entstehung dieser Darstellung von den Mäslern. Man findet dergleichen oft auch auf den kathol. Begräbnißplätzen. Der erste war der in Fresco gemalte Todtentanz auf einer Mauer des Predigers in der Vorstadt St.-Johann zu Basel, der schon früher durch Überstreichen verborben worden war, und nun ganz zerstört ist. Durch Mißverständnis man dieses Gemälde für ein Werk des berühmten Hans Holbein gehalten. Es ist schon längst bewiesen, daß dieser Todtentanz fast 60 Jahre vor Holbeins Geburt zum Andenken der Pest, welche 1431 zu Basel, während der Kirchsammlung daselbst, herrschte, und mehrere Mitglieder des Rathes hinraffte, von unbekannten Künstler gemalt worden ist, und zwar so, daß der Tod alle, vom Papst und Kaiser herab bis zum Bettler, zum Tanze auffodert, durch erbauliche Reime gedeutet wurde. Das Gemälde enthielt gegen 60 in Lebensgröße. Man hielt in der Folge einen Maler, Glauber, ebenfalls unbekannt, für den Verfertiger desselben. Dieser Joh. Glauber oder Klauber nämlich, nach andern Nachrichten, nur vollendet, ein Andre, Hans Bod, oder erneuert (er scheint späterhin mit Eisfarben übermalt worden zu sein), und ein Andre, Hans Hugo Klauber, 1520 (nach Andern 1568) die letzte Hand gelegt haben, dessen Name unter einer der Figuren zu lesen war. Er ist in der Ausgabe von Dencker (Augsb. 1544) und von Matth. Merian dem Ältern (1621) in 31. in Kupfer gestochen worden; die neueste Ausgabe von Merian's Werk erschien 1726. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Basel ist eine Copie des Gemäldes in Wasserfarben vorhanden. Holbein hat vielleicht von diesem die erste Idee zu seinem Todtentanze genommen, von welchem die Originale in das Cabinet der Kaiserin von Rußland, Katharina II., gekommen. Einige wollen behaupten, daß Holbein selbst die Zeichnungen in Holz geschnitten habe. Der neueste Stich dieses Holbein'schen Todtentanzes in 33 Bl. in „Oeuvres de Jean Holbein par Chr. de Mechel“ (1. Th., Basel 1764). Auch in andern Städten der Schweiz wurden im 15. Jahrh. ähnliche Abbildungen gemacht. (S. Müller's „Gesch. der Schweizer“, 4. Bd.). Der Todtentanz in der Marienkirche zu Lübeck wurde 1463 vollendet. Zu Dresden ist an der Mauer des neustädter Kirchhofs noch jetzt ein ähnlicher Todtentanz zu sehen. Er besteht aus 27 halberhabenen, aus Sandstein gearbeiteten Figuren, welche in beiderlei Geschlechts aus allen Ständen vorstellen. Die Arbeit des Bildhauers hat etwas mehr Verdienst, als die später hinzugefügten unpoetischen Reime. (Vergleiche Fiorillo's „Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und Niederlanden“, 4. Bd.).

Todes Meer ist ein großer Landsee in der zum türkischen Reiche in Asien gehörenden Provinz Syrien, der schon aus der biblischen Geschichte bekannt ist, in der das schöne Thal Siddim mit Sodom, Gomorra u. a. Städten durch einen vulcanischen Ausbruch in den Abgrund versenkt wurde, und hierauf dieser See, welcher von den Anwohnern Bahharet Luth, d. i. Loth's Meer, genannt wird. Er ist von Norden nach Süden 11 Meilen lang, in der Mitte 3 Meilen breit, nach Seegen's Angabe, 6 Tagereisen im Umfange, und liegt zwischen Bergen, deren Boden aus Sand und Salz besteht, unter welchem man tiefe Lager von jähem, stinkenden, schwarzen Pech findet; daher hier keine Pflanzen als Kali wachsen, und die ganze Gegend eine Wüstenei ist. Einige Meilen von dem Südenbe ist der See so seicht, daß man im Sommer hindurch gehen kann. Das Wasser ist überall klar und hell, aber äußerst salzig und von bitterem Geschmacke. Am Ostufer legt sich das Salz in fußhohen Schollen an, die Steine an den Ufern sind voll Incrustate, denen der Grabirhäuser ähn-

lich. Alles, was in die Nähe des Sees kommt, selbst die Kleidung der Reisenden pflegt mit einer Salzkruste überzogen zu werden, so stark ist die unsichtbare, ständige Ausdünstung des Wassers. Zuweilen steigen auch Dampfscäulen aus demselben auf. Es übertrifft an Salzgehalt alle bekannte Gewässer der Erde, und starke Anschwängerung mit bitteren Salzen ist die Ursache, daß es bei so vergrößertem Eigengewicht fähig ist, Lasten zu tragen, die auf dem Ocean untersinken würden. In 100 Theilen Wasser sind 42,80 Theile Salz, davon 24,40 satz Bittererde, 10,60 salzsaure Kalkerde und 7,80 salzsaures Natrum. Dies macht das beschwerliche Untertauchen im See, das neuere Reisende versichern; erklärt die merkwürdige Erscheinung, daß die schwerere Uferwelle des Sees so leicht als anderwärts spielt, plätschert und an dem Ufer emporschlägt, und Wind dieses Meer nicht so leicht wie andre Seen in Bewegung setzt. Aus dem See quillt Asphalt oder Judenpech in sehr großer Menge, durch die irdische Hitze geschmolzt, hervor, welches durch die Kälte des Wassers aber wieder verdichtet wird, und wovon Seegen erzählt, daß es zuweilen Stücke für Kameelladungen sind. Nach demselben Reisenden ist es porös, als ob es vorher flüssig gewesen, und wird vorzüglich nur in der kalten und stürmischen Jahreszeit ausgeworfen. Verschieden von diesem ist das Pech einer zweiten Art, welches nur aus der Erde gegraben wird, wenige Schritte vom todtten Meere, es in kleinen Stücken mit Salz, Kieseln und Erde vermischt liegt, nicht den Geruch und Naphthageruch von jenem hat, und erst beim Gebrauch zum Theriak gerührt wird. Mit dieser zweiten Art (man nennt es Anotonon) scheint die ganze Küste des Sees umgeben zu sein. Die vielartige Benützung des Asphalts im Alter und neuer Zeit zur Arznei, wie zur Bereitung des Theriak, der Mumiën (zum Balsamiren), zum Kalfatern der Schiffe, zur Skulpturarbeit, zur Färbung der Wolle, hat ihn bis heute zu einem wichtigen Handelsartikel gemacht. Der Kalkstein mit dem Bitumen durchdrungen (Stinkkalk), welcher die brennbare Erde so verbirgt, daß sie nur durch Reibung hervorgelockt werden kann, ja sich auch zündet und bis zur Kohle glüht, ohne zu verbrennen, dieser sogen. sodomitische Mosestein ist eben dieser geheimen Kräfte wegen im Orient überall zu finden seit den ältesten Zeiten verarbeitet worden. Aus ihm besteht ein großer Theil der Amulette, die man in den Katakomben zu Sakkarah gefunden hat, und noch gegenwärtig liefert er das meiste Material zu den Rosenkränzen, die jährlich zu Jerusalem für den Orient verfertigt und in ganzen Schiffsladungen auch nach Occident versendet werden. Das todtte Meer nimmt den Hauptfluß von Palästina, den Jordan, auf, und hat keinen Abfluß; das Wasser, das ihm zufließt, geht wieder durch die starken Ausdünstungen fort, welche durch die unterirdische Hitze des hier gewiß noch brennenden vulkanischen Herds erzeugt werden.

Toga (von tegere, bedecken), das weite mantelartige Obergewand aus Wolle, welches die römischen Bürger in Friedenszeiten öffentlich trugen, zwar in der spätern Zeit fast ausschließlich das männliche Geschlecht. Unter Kaiserern kam die Toga überhaupt in Abnahme. Da nur freigegeborene röm. Bürger die Toga tragen durften, so war es ein Ehrengewand, und zugleich ein Merkmal, das den Römer von andern Völkern unterschied; daher gens togata — das Volk in der Toga — so viel als das röm. Volk. Weil aber zugleich dieses Gewand vom Bürger im Frieden getragen wurde (der Krieger trug dafür das sagum) bezeichnet das Wort toga bisweilen auch den friedlichen Bürger und den Friedenszustand überhaupt, im Gegensatz des Krieges. Übri gens wurde die Toga über die linke Schulter geworfen, und ging unter dem rechten Arme weg, so daß dieser ganz frei blieb. Sie war von unten bis an die Brust zugenäht, und da die Römer keine Taschen trugen, so diente ihnen der Bausch (sinus genannt), welchen sie in der Gegend der Brust bildete, zum Aufbewahren und Verbergen kleinerer Dinge.

ittschführten. Die Verschiedenheit der Farbe, Feinheit der Wolle und
 ag bezeichnete Stand und Lage der Personen. Gewöhnlich trug man sie
 a t.). Reichere trugen sie weit, ärmere enger. Diejenigen, welche sich
 Staatsamt bewarben, pflegten eine glänzendweiße Toga (toga candida)
 ; daher nennt man noch Diejenigen, welche sich um ein öffentliches Amt
 , Candidaten. Trauernde trugen eine schwarze, gerichtlich Angeklagte
 urthige, abgetragene, graue, oder überhaupt unscheinbare Toga (toga sor-
 War sie mit einem Purpurstreif eingefasst und verziert, so hieß sie toga
 ; eine solche Toga trugen alle höhere obrigkeitliche Personen und Prie-
 h war sie eine Auszeichnung der Knaben und Mädchen, jener bis zum 17.,
 k zum 14. Jahr, wo dann erstere sie mit der sogen. toga virilis, der männ-
 h. der gewöhnlichen einfach weißen Toga, die auch pura und libera hieß,
 ten. Die Triumphatoren trugen eine mit Gold und Purpur verzierte
 oga picta, auch palmata). Unter den Ältern hat Ald. Mamutius über die
 neuerlich von Seckendorf über die Grundform der Toga geschrieben.

oggenburg (Töckenburg), in der Schweiz, war ehemals der Name
 ondern Grafschaft, die zwischen der Landschaft des ehemal. Stifts St.-Gall-
 m Thurgau und den Cantons Zürich und Appenzell lag. Die Länge ders.
 10 Stunden, die größte Breite 3 St.; die Bevölkerung bestand aus 900
 en. Die Grafen von Toggenburg gehörten im 15. Jahrh. unter die reich-
 nächtigsten Landeigentümer in der Schweiz. Nach ihrem Absterben (1436)
 Grafschaft an die Freiherren von Raron, die zwar den Einwohnern ihre
 von dem letzten Toggenburg ihnen ertheilten Freiheiten bestätigten, die
 Herrschaft aber schon 1469 an den Abt zu St.-Gallen verkauften. 2 Mal
 und 1734) gab die Grafschaft, oder gaben vielmehr die Bedrückungen,
 ie Äbte gegen die Bewohner des Landes ausübten, zu blutigen Fehden zwi-
 n verbündeten Kantons Veranlassung. Gegenwärtig macht das ehemalige
 burg den 4. und 5. Bezirk des Cantons St.-Gallen aus.

o i se (Klafter), ein franz. Längenmaß von 6 pariser Fuß oder 3 Ellen, an
 Stelle das Metre trat.

o k a i, ein Marktf. in der sempliner Gespanschaft in Oberungarn, am
 des Bodrog in die Theis, hat 2800 Einw. mehrer Confessionen, und war
 n wichtiger militairischer Punkt. Fürst Rakoczy hatte hier seinen reichsten
 daher haben die vortrefflichen tokaier Weine den Namen. Der eigentliche
 Berg heißt seit 1741 Theresienberg, und erzeugt ganz vorzüglich guten
 Den besten gibt der Szarwaschbezirk, der mit Säulen umgeben ist, welche
 pelte Adler ziert. Die meisten tokaier Weine erzeugen die Berge von Mada-
 l, Zombor u., welche zu der 4 Meilen sich fortziehenden Bergkette Hegy-
 dem letzten südlichen Abhange der Karpathen, gehören. Man schätzt das
 Erzeugniß des ganzen tokaier Weingebirges auf 110,000 Eimer. Der Aus-
 entsteht durch Aufguß des Mostes auf Trockenbeere. (Vgl. Ungarische

e.)
 Tököly (Emmerich, Graf v.), ein edler Ungar, berühmt durch seine An-
 ungen, sein Vaterland von östr. Herrschaft zu befreien, war der Sohn Ste-
 s, Grafen L, eines lutherischen Edelmanns, der sich nach der Hinrichtung
 rafen Trini und anderer ungarischer Edelleute, die einer Verschwörung gegen
 h sich schuldig gemacht hatten, an die Spitze der Mißvergnügten stellte. Der
 al Heister wurde gegen ihn geschickt, und L. zog sich in sein Schloß Kas zu-
 wo er belagert ward. Er starb während dieser Belagerung, nachdem er noch vor-
 glücklich gewesen war, seinem Sohne, damals 15 Jahre alt, zur Flucht aus
 Schlosse zu verhelfen. Emmerich L. ging nach Siebenbürgen, wo er sich bei
 ortigen Fürsten durch seinen Muth und sein Betragen so beliebt machte, daß

derselbe ihm den Oberbefehl über ein Corps Truppen, welches er den ungarischen Mißvergnügten zu Hülfe sandte, übertrug. Die Letztern wählten ihn 1678 zum Oberfeldherrn, und fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis er sein Vaterland von der deutschen Herrschaft befreit habe, brach er mit einem sich täglich vergrößernden Heere in Oberungarn ein, eroberte mehre Festungen und die Bagna ließ Mähren durch eine Abtheilung seiner Truppen verwüsten, und drang, Frankreich und der Pforte unterstützt, sogar bis in Oberösterreich vor. Der Kaiser half zwar einigen Beschwerden auf dem Reichstage zu Odenburg 1681 ab, setzte seinen Widerstand fort, begab sich in den Schutz Sultan Mohammeds IV. wurde von diesem 1682 zum Könige von Ungarn erklärt. Ein Krieg zwischen Kaiser und der Pforte war hiervon die Folge, worin die Türken sogar 1683 Wien vorbrangen und diese Kaiserstadt belagerten, aber bald gänzlich geschlagen wurden. Der Großvezier wollte die Schuld des ganzen Unglücks auf L. schieben; dieser reiste jedoch selbst nach Adrianopel und bewies dem Sultan seine Unschuld, daß man ihm allen Schutz verhiess und den Großvezier strangulirte. L. setzte den Krieg unglücklich gegen die Kaiserlichen fort, verlor mehre entscheidende Schlachten, ward deshalb 1685 von den Türken gefangen genommen, und das Land der Mißvergnügten zerstreute sich. Er erhielt, als unschuldig, seine Freiheit wieder, aber von seinen Anhängern verlassen, konnte er nichts Erhebliches ausrichten. Glück lächelte ihm aufs neue, da er von der Pforte zum Fürsten von Siebenbürgen bestimmt wurde. Er drang in dies Land ein, schlug den kaiserl. General Heister und ward von den Siebenbürgen wirklich zum Fürsten erwählt; allein der Kaiser Ludwig von Baden vertrieb ihn wieder. So war er unaufhörlich den Launen der Pforte, bald des Schicksals, preisgegeben, ward in Ketten nach Adrianopel geschickt, und nachher wieder zum Fürsten von Wibbin ernannt; begab sich endlich nach dem Frieden von Karlowitz, 1699 nach der Türkei, wo er auf einem Lande bei Nikomedien in Kleinasien wohnte und 1705 sein unruhiges Leben endete. — Er war ein Mann von hohem Muth, scharfer Beurtheilungskraft, gereifter Einsicht und einer Gegenwart des Geistes, die ihn nie verließ. Mit diesen Eigenschaften war ein schönes Äußere und sehr einnehmende Sitten verbunden, welches Alles wol zu einem glücklichem Erfolge seiner Bemühungen für sein Vaterland berechtigt hätte. Indessen muß Ungarn doch in ihm den Wiederhersteller seiner alten Verfassungsmässigen Freiheit verehren.

Toledo, die Hauptstadt der Provinz gl. N. im Königreiche Neucastilien, auf einem Felsen, am Tajo, der zwischen hohen und felsigen Ufern die Stadt von 3 Seiten umgibt. Die Stadt ist dieser Lage wegen sehr uneben; das nöthige Wasser wird aus dem Flusse durch Esel den Felsen hinaufgetragen. Sie hatte ehemals 200,000 Einw. und war der Sitz maurischer Könige, deren alte Residenz der Alkazar, in ein Hospital verwandelt worden ist. Jetzt ist die Stadt sehr verfallen, hat zwar viel Kirchen und Klöster, aber nur 25,000 Einw. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, der den Titel als Primas von Spanien führt, 8 Bischöfe unter sich hat und sonst 300,000 Dukaten jährliche Einkünfte bezog. Die Inquisition ist seit 1808 aufgehoben. Unter den Gebäuden zeichnet sich die in gothischem Geschmack erbaute, mit Gemälden deutscher Künstler geschmückte Domkirche aus, mit einer Bibliothek, worin 700 seltene Handschriften. In der Nähe der Stadt finden sich noch Überreste römischer Alterthümer. Es gibt hier Seidenfabriken und eine königl. Degentlingensfabrik.

Toleranz, Duldung, die Anerkennung des Rechts, welches jeder Mensch hat, seine Überzeugungen in Sachen der Vernunft und des Glaubens frei zu äußern und nach ihnen zu handeln. — Die Intoleranz, oder der Verfolgungssucht, der falsche Religionselster, erkennt nicht nur das natürliche und unveräußerliche Recht des Menschen auf Denkfreiheit nicht an, sondern verfährt auch bei der Verthei-

ffer Meinungen, Lehr- und Glaubenssätze, und bei Unterdrückung der festgesetzten Meinungen — die oft nur einseitig, aus blindem Eifer dafür geschrieben — auf eine Art, welche ebenso sehr der freien Natur des menschlichen Geistes als der öffentlichen Wohlfahrt zuwider ist. Der christliche Geist der Toleranz, der holländische der Intoleranz zeigt sich in der ganzen Kirchengeschichte, in der Bilderstürmerei, Ketzermacherei und in der Bekehrungssucht. (S. *Kirchliche Freiheit*.) — Auch in politischen Spaltungen ist Toleranz eine Pflicht, sobald die politische Meinung nicht in gesetzwidrige Handlungen übergeht, wohin selbst laute Äußerungen gehören können, inwiefern sie zum Uebel verführen wollen und können. Ohne jene Toleranz aber kann es keine öffentliche Meinung geben. — Bayle in. f. „*Traité de la tolérance universelle*“ — den Irrthum Derer, welche in einigen Stellen der heil. Schrift die Quelle der Intoleranz entdecken wollen. Stolz, Aberglaube und Herrschsucht sind die Ursachen der Intoleranz. Voltaire hat das Verdienst, zuerst die öffentliche Meinung in Europa für den Grundsatz der Toleranz gewonnen zu haben, nachdem Ludwig XIV. Dragonaden und die Hinrichtung des Jean Calas allgemeinen Abscheu erregten. Die Republik der vereinigten Niederlande, Großbritannien, Nordamerika, Friedrich II. und Joseph II. haben Toleranzgesetze gegeben; gleichwol sind in Frankreich die Verfolgungsgesetze gegen die Unitarier erst 1813, der Testgesetz 1817, und im Mai 1828 die Test- und Corporationsacte (f. *Parlamentsacten*) aufgehoben worden. Über das Toleranzedict Josephs II. vgl. Jahn's „*Denkwürdigk. f. Zeit.*“ 2. Bd. Der Geist der Duldsamkeit, der geht aber nicht aus Gesetzen, sondern aus dem Innern der Gesinnung, der gegenseitigen Achtung der menschlichen Natur, hervor; doch muß mit dieser Duldsamkeit der Eifer für Wahrheit und Recht, welcher den Irrthum durch Widerlegung und die Bosheit durch gesetzliche Mittel bekämpft, verbunden seyn, sonst artet sie in Gleichgültigkeit, Indifferentismus oder geistliche Apathie aus.

Tollens (H. van), einer der ausgezeichnetsten Dichter Hollands, ward 1773 zu Rotterdam geb., woselbst er Kaufmann ist. Er empfing keine eigentliche Bildung, doch erwarb er so viel Kenntniß der neuern Sprachen, daß er die besten Werke der deutschen, französischen, englischen, spanischen und italienischen Originalen lesen konnte. Sehr früh zeigte sich bei ihm Neigung und Beruf zum Dichtern. Seine ersten Versuche erschienen 1802 u. d. T.: „*Romanzen und Gedichte*“. Sie tragen nicht die Kennzeichen vollendeter Reife, doch kündigen Gebildeten wahren Dichter an. T. ward aufgemuntert, wie er es verdiente. Er schloß f. durch Kraft und Wohlklang ausgezeichnetes Gedicht: „*Der Tod Egmont's*“, den von der Gesellschaft für vaterländ. Sprache und Dichtkunst der höchste Preis. In der 1808 erschienenen Sammlung f. Gedichte beschloß die Ode „*An ein gefallenes Mädchen*“, die in ihrer Gattung für unübertrefflich gelten darf. T. ward jetzt der Lieblingsdichter der Nation. Die 3. Aufl. seiner Gedichte (1817) hatte mehr als 10,000 Pränumeranten gefunden: eine Erscheinung, die fast einzig in ihrer Art zu nennen ist, wenn man bedenkt, daß die holländische Sprache von noch nicht 2 Mill. Menschen gesprochen wird. Außer jener ersten Sammlung hat man noch von T. „*Erotische Gedichte*“ (Amst. 1809); „*Winterlagerung der Holländer auf Novaja-Semlja im J. 1596 und 1597*“, „*Romanzen, Balladen und Legenden*“ (Rott. 1818). Der Styl dieses Dichters ist rein und elegant, voll Kraft, Würde und Anmuth, f. Verse sind von hohem Werth. Dies, und die Lebenswärme und Wahrheit, welche seine Darstellungen durchdringt, sichern ihm eine Stelle unter den Dichtern, deren Gedächtniß auf ewig schwebt. In Anerkennung seiner großen Verdienste um die Nationaldichtung hat ihm der König den belgischen Löwenorden verliehen und seine Vaterstadt

die Errichtung eines Denkmals für ihn beschlossen, welches er selbst errichtet hat. Er und Feich sind Freunde der deutschen Literatur.

Tollheit (auch Tobsucht, Raserei, Wuth, mania, genannt, von Geisteserrüttung oder Seelenstörung, welche durch Wuth, Eitelkeit und durch die Neigung zu zerstören und Andre anzufallen, entsteht. Sie kommt gewöhnlich in einzelnen Anfällen vor, die bisweilen ganzen Tagen dauern, und zwischen denen der Kranke entweder an einer andern Geistesstörung leidet, oder auch ganz gesund zu sein scheint. Die Anfälle sind meist durch ein Gefühl von Zusammenschnüren in Brust und Herz, durch Schmerzen in den Eingeweiden, Gefäßigkeit oder Ekel vor Speisen, Gesprächigkeit, wilden Blick der Augen, Unruhe und Herumlaufen an. Im Anfalle, der plötzlich eintritt und schnell seine Höhe erreicht, spricht der Kranke große Dinge, schreit und heult, tobt wild herum, bricht in Geßän und Bitterkeit aus, zerreißt mit ungewöhnlicher Kraft seine Bande und zerstört, was er trifft. Auch Bekannte, Verwandte und Freunde werden von ihm angegriffen, mißhandelt, oft sogar getödtet. Oft wendet sich die Wuth gegen den Kranken selbst; der Kranke verwundet sich, rennt mit dem Kopfe gegen die Wand, in der Höhe des Anfalls wird das Gesicht blaß, gelblich, die Augen von Thränen überlaufen, die Zunge trocken, Schaum tritt vor den Mund, der Puls wird fieberhaft, der Schlaf von schrecklichen Träumen (von Feuer und Brand, von Tod und Zank) unterbrochen. Der Lauf der Vorstellungen hält gewöhnlich ganzen Tag hindurch an und ändert sich erst den folgenden. Die Dauer eines Anfalls ist sehr verschieden, bald nur eine oder einige Stunden, bald mehr. Die Anfälle endigen sich gewöhnlich mit Abspannung, oft mit einem langen und tiefen Schlaf. Die Veranlassungen, welche diese Krankheit herbeiführen, sind allzu vielfältig, die Curmethoden allzu ungewiß, als daß hierüber Etwas gesagt werden könnte. Daß aber Diejenigen, welche Anfällen von Tollheit ausgesetzt sind, ganz sorgfältig bewacht, und auch in den Zwischenzeiten in Aufsicht gehalten werden müssen, versteht sich von selbst. Während der Anfälle sind Zwangsmittel nöthig, um Unglück zu verhüten.

Tomasek (Wenzel Johann), ein hochschätzbarer noch lebender Componist und Tonkünstler, zu Stutsch in Böhmen 1774 geb. Der musikalische Talent, welchen ihm sein Vater in dem Städtchen Ehrudin auf der Violine und in der Orgel geben ließ, steigerte sein Verlangen, sich mit der Musik zu beschäftigen. In seiner Kameraden übte er sich daher im Geheimen auf dem Claviere. Darnach setzte er in dem Minoritenkloster in Iglau (seit 1787) fort, wo er aufgenommen wurde und in die lat. Schule ging. 1790 ging er nach Prag, um sein Studium fortzusetzen, und studirte im Stillen mit Eifer die besten Werke über Musik, während er noch literarischen Unterricht geben mußte. Durch die Gunst des Grafen Buquoy, welche ihm f. Composition von Bürger's vermittelte, erhielt ihn ganz der Musik. Seitdem hat er mehrere treffliche Compositionen für Pianoforte, Gesang und Orchester geliefert, wie er denn ein guter Pianofortespieler ist und ausgezeichnete Meisterschaft im Contrapunkt mit tiefer Einsicht für Musik verbindet. Unter f. Instrumentalcompositionen sind besonders die mit und ohne Begleitung, unter den Vocalcompositionen eine treffliche ausgezeichnet. Auch hat er gute Schüler gebildet, z. B. Worzezel.

Lombard ist eine Metallmischung von röthlichgelber Farbe. Die Erfinder werden für die ersten Erfinder desselben gehalten. Sie nehmen das beste Kupfer und Gold dazu und schätzen es auch höher als Gold. In Europa wurde erst im 17. Jahrh. durch eine Gesandtschaft, die von dort an Ludwig XIV. wurde, bekannt und nachgemacht. Zu dem europäischen nimmt man Kupfer, Zinn und etwas gutes Zinn oder Zink, welches zusammen verschmolzen wird.

mbuktu oder Tombuktu, ein berühmtes Negerreich in der afrikanischen Nigritien oder Sudan, zu beiden Seiten des Nigerstromes, wohin nordafrikanischen Küstenländern viele Handelskaravanen ziehen. Es ist den bis jetzt fast gar nicht bekannt. Mungo Park, der bis dahin vordrungen, erreichte dieses Ziel nicht. Seitdem haben sich mehrere britische Reisende nähern Untersuchung dieses den Geographen räthselhaften Landes beschaffen (Niger.) Die ersten Nachrichten über dasselbe und seine Hauptstadt verdankt den amerikanischen Schiffer Riley, der sie während seiner Sklaverei in Afrika von seinem Herrn, einem Araber, erhielt und sie mitgetheilt hat, und wir hier Tombuktu schildern wollen, in Verbindung mit dem Berichte des englischen Matrosen Adams, der einige Monate zu Tombuktu gewesen ist. — Von dem Reiche Tombuktu ist fruchtbar und wohl bewässert und wird mit Ackerbau bearbeitet. Guineakorn, Gerste, Reis, Datteln, Feigen, Cocosnüsse, Kartoffeln und Bohnen werden hier gezogen. Zahme Thiere sind Rindern, deren Fleisch die vorzüglichste Fleischspeise ist, Esel, Kameels, Dromedare und ein kleines Kameel, Heirie genannt, Hunde und Kaninchen. Von Wildthieren findet man Elefanten, Antilopen, Wölfe, Paviane, Füchse, Stacheltiere, Tiger, Löwen. Die Neger leben in kleinen Städten, die mit Rohr umgeben sind. Ihre Wohnungen, von Rohr erbaut, sind kleine runde, mit Roth erdte Hütten. Sie werden von einem schwarzen Könige beherrscht, der heißt, welches gleichbedeutend mit Sultan ist. Weder der König noch die Unterthanen sind Mohammedaner. Er hat eine Leibwache von 100 Mann Wildthieren beritten und mit guten Flinten bewaffnet und von 100 Mann zu Fuß mit Flinten und langen Messern versehen. — Die Hauptstadt und Residenz des Reiches Tombuktu, ist sehr groß, hat nach des Arabers Bericht 6 Mal so viel Einwohner als Souera im Reiche Marocco (also 216,000); Adams schätzte sie so viel als Fessalon. Nach Hiclarance („Journey 1817 fg.“, Lond. 1819) soll sie 60,000 Einw. haben. Sie ist auf einer ebenen Fläche erbaut, an allen Seiten von Hügeln umgeben, ausgenommen im Süden, wo die Ebene sich bis zum Fluß des Solibib (des großen Nigers) ausdehnt, von welchem Flusse die Stadt nur 2 Stunden entfernt liegt. Gegen Morgen befindet sich ein großer Wald, in dem viele Kameele sind. An der Westseite der Stadt fließt ein kleinerer Fluß. Die Stadt ist mit einer starken Mauer umgeben, deren Steine mit Thon zusammengeleimt sind. Das Haus des Königs ist sehr groß und hoch. Es gibt noch eine Anzahl anderer von Stein erbaute Häuser, der auf der einen Seite Kaufläden haben, in denen man Salz, Messer, blaues Tuch, Haile und viele andre Dinge verkauft. Der größte Theil der Häuser ist aus großem Rohr erbaut, das so dick wie eines Menschen Arm und mit Dattelbaumblättern gedeckt ist. Diese Häuser sind rund, deren oben in einer Spitze aus. Die Einw. der Stadt, meistens Neger, sind friedlich, gastwirthlich. Elefantenfleisch ist ihre gewöhnliche Nahrung. Die Moslems wohnen in einer durch eine starke Mauer von der übrigen Stadt getrennten Abtheilung. Alle Mauren und Araber, denen verstattet wird, nach Tombuktu kommen, müssen sich des Nachts entweder in diesem Stadtviertel aufhalten oder die Stadt ganz verlassen. Tombuktu hat 4 Thore, welche den ganzen Tag offen und sorgfältig bewacht, des Nachts aber verschlossen sind. Die Einw. treiben einen lebhaften Handel mit allen Karavanen, welche von Marocco und den umliegenden mittelländ. Meeres kommen. Von Marocco, Algier, Tunis, Tripolis werden alle Arten von Tuch, Eisen, Salz, Flinten, Schießpulver, Blei, Feuer oder Säbel, Taback, Opium, Gewürz, Räucherwerk, Umbraschnuren und andre Schmucksachen, nebst noch einigen andern Artikeln gebracht, und gegen einen hohen Preis, Goldstaub, verarbeitetes Gold, Senegalgummi, Straußfedern, türkisch verfertigte Turbane und Sklaven, welche sehr wohlfeil verkauft wer-

den, vertauscht. Diese Stadt hat auch mit Houssa und Wassanah (eine südöstlich, am Niger liegenden noch größern Stadt) einen lebhaften Handel in jenen Artikeln, die sie selbst erst durch die Caravanen erhalten hat, und sie dagegen Sklaven, Elefantenzähne, Gold &c. — Erst im J. 1827 gelang es endlich dem britischen Major Gordon Laing, Tombuktu zu erreichen. Am 17. Juli 1825 von Tripolis, wo er sich mit der L. des brit. Consuls verabschiedete, abgereist, um mit einer Caravane nach Tombuktu zu gehen und dem Niger bis zu seiner Mündung zu folgen. In Ghadamis (30° 7' N. e. Stadt von 7000 Einw., wo der Durchzug der Caravanen nach und von den Berber beehrt, hielt er sich vom 13. Sept. bis z. 27. Oct. auf; in der Stadt der Tuareks, Bewohner der Sahara, 35 Tagereisen von Tombuktu wurde er als Arzt mit der größten Gastlichkeit behandelt. Am 10. Jan. verließ er Enfala, zog durch die Sandebene Tenezarof, wo f. Caravane von Tuareks überfallen, und er selbst von den Räubern schwer verwundet wurde. Die Sorgfalt eines Marabut kaum hergestellt, lag er zu Agoad, von wo am 10. Jan. 1827 f. letzten Briefe an f. Frau nach Tripolis schickte, an einem tödlichen Fieber, das alle f. aus England mitgenommenen Begleiter dahintraff. Hieraus reiste er ohne hinreichenden Schutz nach Tombuktu. Bald zog der mächtige Stamm der Fulahs oder Fellatahs, 30,000 M. stark, nach Tombuktu und verlangte Laing's Auslieferung, weil er ein Spion sei, der den Engländern Nachrichten bringe, um das Innere von Afrika zu untersuchen. Damals herrschten 24 Häuptlinge in Tombuktu. Einer derselben, Namens D. Bould Quaid Abubekhr, hatte den Major Laing in f. Hause aufgenommen; die Drohungen der Fulahs erschreckt, veranlaßte er den Major, des Nachts heimlich abzureisen, und gab ihm mehrere treue Leute mit; allein einer von diesen, der von den Fulahs gewonnen, lieferte ihnen nicht nur den Major Laing aus, sondern gab ihm auch den ersten Dolchstoß. Dies geschah auf dem Wege von Tombuktu nach Bambara. Das Oberhaupt der Fulahs, Sultan Bello, hob jetzt die Herrschaft von Tombuktu auf und machte den Dethman zum Alleinherrn. Laing's Papiere scheinen verloren zu sein; nur die frühern Tagebücher von ihm, die bei Enfala reichten, sind in London angekommen. Ein anderer Brite, Capitain Cooper, ebenfalls durch Untersuchungsreisen bekannt, wollte auch Tombuktu suchen, als er zu Floccatoo (Soccatu), d. 13. April 1827, an der Ruhr, 38 J. starb. Sein Bedienter, Richard Lander, hat f. Papiere gerettet und ist über England zurückgekommen. Die vom Major Denham dem Scheik von Bornu als Geschenk überbrachte Kriegsmunition, u. A. Congreve'sche Raketen, hatten die Fellatahs den Sultan Bello gegen alle Engländer mißtrauisch gemacht. Im Herbst kam ein Franzose, Namens Caillé, nach 16 Monaten Reisen im Inneren von Afrika, wo er die Wüste zwischen Marocco und Tombuktu durchzogen und in der Stadt sich aufgehalten hat, über Tanger nach Toulon und Paris. Hier hat die Gesellschaft für Geographie, deren Vicepräsident Comar ist, seine Nachrichten gesammelt.

Ton im Gemälde, s. Farbengebung.

Ton, Tonart, Tonleiter, Tonsystem, in musikalischer Hinsicht (benn auch in malerischer, declamatorischer und prosodischer Hinsicht redet man von Ton, s. Accent) bedeutet den Klang oder Schall, in Rücksicht des Verhältnisses von Höhe und Tiefe im Allgemeinen, und jeden einzelnen Klang unserer Tonsprache insbesondere. Der Ton in dieser Bedeutung — und dies ist die musikalische Bedeutung — wird durch die größere oder geringere Schnelligkeit gleichmäßig verkehrender Schwingungen des elastischen Körpers, welche auf unser Ohr einwirken, bestimmt. Die musikalischen Töne aber unterscheiden sich von den Sprachlauten besonders dadurch, daß diese kurz herausgestoßen, jene aber mehr durch einen an-

den Druck herausgezogen werden, und daher dem Gehör eine bestimmtere Empfindung ihrer Höhe, Bildung und ihrer Verhältnisse einprägen. Von der Erzeugung und Fortpflanzung des Tons redet die Akustik (s. d.) oder physische Klanglehre. Wir bleiben hier bei dem Musikalischen stehen. Die Verschiedenheit des Tons von dem andern, in Hinsicht der Höhe und Tiefe, bildet das Intervall (s. d.). Da aber in der Tonkunst nicht alle Töne brauchbar sind, sondern nur diejenigen, durch welche eine Zusammenstimmung möglich ist, so hat man die musikalischen Töne in ein System (Tonsystem) gebracht, welches daher den ganzen Umfang der in der Musik brauchbaren, durch Höhe und Tiefe verschiedenen Klänge in abgemessener Ordnung aufgestellt bezeichnet. Der Umfang dieser Töne ist zwar unendlich, denn das Gehör vernimmt keine Töne, wo die Schwingungen zu schnell oder zu langsam sind, aber doch auch noch nicht in bestimmter Zahl begrenzt. Die abgemessene Ordnung aber, und mithin das Tonssystem selbst, ist erst eine Erfindung der Zeiten, wo über die Töne genauere Nachforschungen angestellt, und ihre Verhältnisse an musikalischen Instrumenten festgesetzt wurden; denn der Natur folgt nur seiner Empfindung, wenn er Töne hervorbringt, ohne von einer bestimmten Abmessung zu wissen; was auch daraus erhellt, daß die Lieder der Wilden in unser heutiges diatonisches Tonssystem so wenig passen wollen. Da nun das System nicht, wie die menschliche Stimme, alle verschiedenen Töne ohne besondere Berichtigung angibt, so mußten Diejenigen, welche durch Instrumente eine Melodie hervorbringen wollten, gewisse Töne denselben gleichsam auf gewisse Weise zutheilen, und in regelmäßiger Folge festsetzen; Saiten mußten zur Hervorbringung gewisser Töne auf bestimmte Weise gestimmt, ihnen eine bestimmte Länge gegeben, und Löcher auf Blasinstrumenten in abgemessenen Zwischenräumen ausgehöhlt werden. Unter allen zuerst wird man die einfachsten, von denen am leichtesten in die Ohren fallenden Tonverhältnisse auf diese Weise fixirt haben. So sagt die Fabel, Hermes habe die Lyra mit 4 Saiten bespannt, und sie in dem Verhältniß der Quarte, Quinte und Octave gestimmt; und wahrscheinlich waren diese Töne zur einfachsten Begleitung der Stimme hinreichend. Nach und nach fügte man die noch fehlenden Töne der Octave ein. In diesem ersten System, welches 4 Saiten oder Töne begriff, lagen 2 Quartan, welche die beiden äußeren Töne bildeten z. B. a d e a, den tiefsten Ton nämlich nannte man A. Da man nun dieses System, oder die Abtheilung der Töne nach Quartan, Le tr a schenkte. Die Vermehrung der Töne scheint ebenfalls durch Quartan fortgeschritten zu sein, so daß man z. B. der Saite d ihre noch fehlende Quarte g gab, und unterwärts dem Ton e die Quarte b, indem man immerfort nach Quartan stimmte. Die Saite g seine reine Quarte noch nicht; um aber nicht über die Octave hinauszugehen, nahm man dieselbe in der Octave von g unterwärts; diese bekam die Quarte f, und so hatte man die ganze Octave, oder eine stufenweise Folge von Tönen von einem Grundton bis zu seiner Octave, welche man die Tonleiter oder Scala nennt. Die hier gefundene Tonleiter aber bestand aus den Tönen

A B C D E F G a, welche in dem Verhältnisse von
 1 8 27 3 2 81 9 1 standen.
 —————
 9 32 4 3 128 16 2

Da man aber die Quartan auf verschiedene Arten in kleinere Intervallen theilte, entstanden daraus die Ton- oder Klanggeschlechter, nämlich 1) das enharmonische (s. d.), 2) das chromatische (s. d.), 3) das diatonische, in welchem nur ganze und halbe Stufen vorkommen. Das neuere diatonische System ist die zwölftönige Tonabtheilung, nach welcher die Octave in 7 Töne eingetheilt wird, welche aus 5 ganzen und 2 halben Stufen (Tönen — daher auch ein Ton oft so viel als das Intervall eines ganzen Tons heißt) besteht, und man in demselben nie

in kleinern als halben Tönen, auch nie durch 2 halbe Töne hinter einander schreitet. Da nun die Alten die Halbtöne (Semitonia) eis, dis, fis, gis System noch nicht aufgenommen hatten, und die Tonleiter oder die fortgesetzte Reihe der 8 Töne der Octave (welche man vom Grundton an aufwärts durch den bezeichnet und benennt, z. B. Secunde, Terz etc.) etwa folgende war:

C D E F G A b B c

indem die 7. Stufe einen doppelten Ton, klein und groß B, hatte, und wiewohl späterhin aus Irrthum H geworden ist, so erhielten sie dadurch 2 Arten oder modos des Klanggeschlechts, nämlich die harte und die weiche. (In andern Sinne reden wir von einer harten oder weichen Tonart. Siehe weiter.) Wurde nämlich an der Doppelsaite B der höhere Ton (jetzt h) genommen, so hieß der Gesang hart (cantus durus), wurde der tiefste genommen, so hieß der weiche Gesang (cantus mollis). Da man nun jeden der 7 Töne der Octave zum Grundton (tonica) — auch dieser wird oft der Ton schlechthin genannt, man sagt, ein Stück gehe aus dem oder jenem Ton — nehmen kann, und die halben Töne des diatonischen Systems immer eine verschiedene Lage erhalten, so entstehen daraus 7 verschiedene Tonarten. Die alten Kirchensänger, weil ihrer Melodie die Grenzen einer Octave nicht überschreiten durften, erhielten durch, daß sie bald von dem Grundton zur Quinte und Octave, bald von der Quinte des Grundtons (Dominante) zur Octave und Duodecime aufstiegen, eine Verdoppelung ihrer Tonarten, nämlich die authentische und plagalische. Da nun jeder Ton ihres Systems seine reine Quinte und Quarte gehabt, so gab es in Allem 14 Tonarten, nämlich 7 authentische und 7 plagalische gewesen, weil aber dem H die Quinte, dem F die Quarte fehlte, so konnte jener nur authentisch, dieser nur plagalisch sein, daher gab es überhaupt nur 12, nämlich 6 authentische und 6 plagalische Tonarten der alten Kirchenmusik, daher 12 Tonarten genannt, davon jede einen eigenthümlichen Charakter hatte. Jede dieser 12 Tonarten der Alten, oder sogenannten Kirchentöne, hatte ihren griech. Namen, und sie sind in folgender Übersicht enthalten:

| | | | | | | | | | |
|-------|---|---|----------|----------|----------|----------|----------|----------|------------------|
| Auth. | d | e | f | g | a | <u>h</u> | <u>c</u> | d | dorische |
| Plag. | A | H | c | d | e | <u>f</u> | <u>g</u> | a | hypodorische |
| Auth. | c | f | g | a | h | <u>c</u> | <u>d</u> | e | phrygische |
| Plag. | h | c | d | e | <u>f</u> | <u>g</u> | a | <u>h</u> | hypophrygische |
| Auth. | f | g | a | h | <u>c</u> | <u>d</u> | e | <u>f</u> | lydische |
| Plag. | e | d | e | <u>f</u> | <u>g</u> | a | <u>h</u> | <u>c</u> | hypolydische |
| Auth. | g | a | h | <u>c</u> | <u>d</u> | e | <u>f</u> | <u>g</u> | mixolydische |
| Plag. | d | e | <u>f</u> | <u>g</u> | a | <u>h</u> | <u>c</u> | d | hypomixolydische |
| Auth. | a | h | <u>c</u> | <u>d</u> | e | <u>f</u> | <u>g</u> | a | dolische |
| Plag. | e | f | g | a | h | <u>c</u> | <u>d</u> | e | hypodolische |
| Auth. | c | d | e | f | g | a | h | <u>c</u> | ionische |
| Plag. | G | A | H | c | d | e | f | g | hypionische |

Tonart.

Wir haben noch viele Choralmelodien in diesen Tonarten. (S. Prinz's „Musik-Kunstübung“.) Nach dem alten diatonischen System nur konnte kein Ton, genommen, vergrößert werden. Das Gefühl dieser Unvollkommenheit und der Bedürfnis der Transposition veranlaßte die Erfindung neuer halber Töne zwischen den ganzen Stufen. Man theilte daher die Octave in 12 Stufen, so daß die Wiederholung des Grundtons 13 Stufen und Saiten erhielt. Hätte man jeder Saite des Instruments auch seine reine, sowohl kleine als große, Terz,

und Quinte geben wollen, so würde man noch viel mehr Zwischensaiten brauchen, und durch den Gebrauch der Viertelstöne, durch welche z. B. es und sieben sein würden, die Ausübung der Tonkunst unendlich erschwert hätte. Man blieb also bei den 12 Tönen und Seiten stehen, so daß jeder der 12 Octave zum Grundton in der harten und weichen Tonart gemacht werden konnte, so, daß nicht alle Intervallen ihre vollkommene Reinheit erhalten, sondern dieser, bald jener Ton auf eine fast unbedeutende Weise höher oder tiefer wird. Dieses nennt man die Temperatur des Tonsystems. Sie wird definiert als eine wohlüberlegte kleine Abweichung von der höchsten Reinheit des Intervalls, um es dadurch in Verbindung mit andern desto brauchbarer zu machen, und insbesondere als die Einrichtung eines ganzen Tonsystems, nach der einige Töne etwas von ihrer genauen Reinheit, die sie in Abicht auf gewisse Tonarten haben sollten, benommen, damit sie auch in andern Tonarten brauchbar sind, und alle in möglichster Harmonie bleiben. Die Anforderungen an die Temperatur sind, daß jeder der 12 Töne des Systems als Grundton in der harten und weichen Tonart gebraucht werden könne, ohne die Anzahl der Saiten zu vermehren, daß die Octave völlig rein sei, und die Quinte nicht merklich von ihrer Reinheit abweiche. Gleichschwebend heißt die Temperatur, bei welcher alle 12 Töne des Systems gleich abgemessen werden, durch welche mithin allen Tönen etwas von ihrer ursprünglichen Reinheit entzogen, und den Quarten zugesetzt wird (hier sagt man, die Quinten schweben abwärts), auch eine Terz um so viel zu hoch gestimmt wird, als die andre; ungleichschwebend, wenn einige Quinten und Terzen von einander abweichen, so daß einige ein wenig höher als die andern tiefer sind. Nun kann aber die Harptharmonie oder der Hauptton eines Tons zweifach sein, indem sich in demselben entweder die große oder die kleine Terz befindet, und dies nennen wir bei uns im engeren Sinn Tonart (nämlich im ersten Falle die große, harte, oder Durtonart; im zweiten die weiche, oder Molltonart. Es gibt also hiernach in der neuern Musik zwei Tonleiter oder Tonarten im weitern Sinne (Gattungen der zu einem Ton verbindungs-fähigen Töne, in Beziehung auf den Grundton). — Die harte und Molltonart haben jede ihren eigenthümlichen Charakter; jene dient zum Ausdruck frohlicher und lebhafter, diese zum Ausdruck weicher und trauriger Empfindungen. Die ungebildeten Völker lieben die letztere. Nicht minder die Tonleiter, nach der Verschiedenheit ihres Grundtons und dessen Lage und Stellung im Tonsystem, ihren eignen Grad der Härte und Weichheit und ihren eignen, zum Ausdruck gewisser Empfindungen vorzüglich geeigneten Charakter. Es hängt damit zusammen, daß die harten und weichen Tonleiter nicht für sich völlig gleich sind, indem weder die Terzen, noch die Sexten in jedem Ton die gleichen Verhältnisse haben. Dieser Vortheil eines innern Unterschieds der Tonleiter findet aber nicht bei der gleichschwebenden Temperatur statt, bei welcher die Tonleiter C-dur und A-moll sich in den andern Tönen wiederholt. Folgt die Übersicht aller Tonleiter in beiden Tonarten, wobei zu bemerken ist: 1) in der Durtonart sowohl aufsteigend als absteigend dieselben Töne, nur in umgekehrter Folge, berührt werden, in der Molltonart aber beim Aufsteigen die vierte und Septime berührt wird; die letztere, um einen Leitton (Subsemitone) zu haben, die erstere, um die unharmonische Fortschreitung der übermäßigen Quinte zu vermeiden, daher bei der aufsteigenden Folge mehr Versetzungs-zeichen vorkommen; 2) beide Arten der Tonleiter eine Octave von 5 ganzen und 2 halben Tönen enthalten, und daß die verschiedene Lage der Leitern, welche bei uns nicht in alle Töne versetzt werden konnten, nebst den dadurch veränderten Verhältnissen der Reinheit, eine verschiedene Schattirung in den Tonleitern hervorzubringen.

Tabelle der Tonleiter in Hinsicht der Verhältnisse Töne und nach ihrer Bezeichnung.

Durtonarten:

| | | | | | | | |
|----------------------------------|---|---|---|---|---|---|---|
| C-dur ohne Bezeichnung | C | D | E | F | G | A | H |
| G " mit 1 Kreuz | G | A | H | C | D | E | F |
| D " " 2 " | D | E | F | G | A | H | C |
| A " " 3 " | A | H | C | D | E | F | G |
| E " " 4 " | E | F | G | A | H | C | D |
| H " " 5 " | H | C | D | E | F | G | A |
| Fis " " 6 **) | F | G | A | H | C | D | E |
| Cis " " 7 " | C | D | E | F | G | A | H |
| Gis ***) " 8 " | G | A | H | C | D | E | F |
| Dis " " 9 " | D | E | F | G | A | H | C |

Durtonarten mit Erniedrigungszeichen:

| | | | | | | | |
|-------------------------|----|----|----|----|----|----|---|
| F-dur mit 1 b | F | G | A | bH | C | D | E |
| B " " 2 " | bH | C | D | bE | F | G | A |
| Es-dur " 3 " | bE | F | G | bA | bH | C | D |
| As " " 4 " | bA | bH | C | bD | bE | F | G |
| Des " " 5 " | bD | bE | F | bG | bA | bH | C |
| Ges " " 6 " | bG | bA | bH | bC | bD | bE | F |

In dieser Tabelle sind 16 Durtonarten aufgeführt; da aber cis und es, as und gis, ges und fis auf den meisten Instrumenten (Clarineten) nur durch einen Ton dargestellt werden, und überdies wegen der Übersicht Tonstücke seltener aus cis, dis und gis geschrieben werden, als zu 7—9 steigen, geschweige denn noch weiter, so führt man oft nur 12

Tabelle der Molltonarten:

| | | | | | | | |
|---------------------------|------------------------|---|---|---|---|---|---|
| A-moll ohne Bezeichnung | In absteigender Folge. | A | G | F | E | D | C |
| E " mit 1 Kreuz | | E | D | C | H | A | G |
| H " " 2 " | | H | A | G | F | E | D |
| Fis " " 3 " | | F | E | D | C | H | A |
| Cis " " 4 " | | C | H | A | G | F | E |
| Gis " " 5 " | | G | F | E | D | C | H |
| Dis " " 6 " | | D | C | H | A | G | F |

*) Diese Scala oder Tonleiter wird gleichsam als die normale angesehen; merken ist hierbei, daß die Italiener und Franzosen die in derselben durch die Sylben ut (oder do), re, mi, fa, sol, la, si benennen. (C. C. ren, Tabulatur.) über die schriftliche Bezeichnung der Töne s. R. nien system, Schlüssel.

**) Grundton und Octave zählen nur ein Kreuz.

***) In Gis-dur findet man ein Doppelkreuz, welches 2 einfache gilt, auch bei den folgenden Tonleitern zu bemerken.

moll ohne Vorzeichnung

mit 1 Kreuz . . .

2 " . . .

3 " . . .

4 " . . .

5 " . . .

6 " . . .

In aufsteigender Folge.

| | | | | | | | |
|------------|------------|------------|------------|------------|------------|------------|------------|
| A | H | C | D | E | $\sharp F$ | $\sharp G$ | A |
| E | $\sharp F$ | G | A | H | $\sharp C$ | $\sharp D$ | E |
| H | $\sharp C$ | D | E | $\sharp F$ | $\sharp G$ | $\sharp A$ | H |
| $\sharp F$ | $\sharp G$ | A | H | $\sharp C$ | $\sharp D$ | $\sharp E$ | $\sharp F$ |
| $\sharp C$ | $\sharp D$ | E | $\sharp F$ | $\sharp G$ | $\sharp A$ | $\sharp H$ | $\sharp C$ |
| $\sharp G$ | $\sharp A$ | H | $\sharp C$ | $\sharp D$ | $\sharp E$ | $\sharp F$ | $\sharp G$ |
| $\sharp D$ | $\sharp E$ | $\sharp F$ | $\sharp G$ | $\sharp A$ | $\sharp H$ | $\sharp C$ | $\sharp D$ |

Molltonarten mit b:

moll mit 1 b . . .

2 " . . .

3 " . . .

4 " . . .

5 " . . .

6 " . . .

7 " . . .

8 " . . .

9 " . . .

In absteigender Folge.

| | | | | | | | |
|-----------|-----------|-----------------|-----------|-----------|-----------------|-----------|-----------|
| D | C | $\flat H$ | A | G | F | E | D |
| G | F | $\flat E$ | D | C | $\flat H$ | A | G |
| C | $\flat H$ | $\flat A$ | G | F | $\flat E$ | D | C |
| F | $\flat E$ | $\flat D$ | C | $\flat H$ | $\flat A$ | G | F |
| $\flat H$ | $\flat A$ | $\flat G$ | F | $\flat E$ | $\flat D$ | C | $\flat H$ |
| $\flat E$ | $\flat D$ | $\flat C$ | $\flat H$ | $\flat A$ | $\flat G$ | F | $\flat E$ |
| $\flat A$ | $\flat G$ | $\flat F$ | $\flat E$ | $\flat D$ | $\flat C$ | $\flat H$ | $\flat A$ |
| $\flat D$ | $\flat C$ | $\flat \flat H$ | $\flat A$ | $\flat G$ | $\flat F$ | $\flat E$ | $\flat D$ |
| $\flat G$ | $\flat F$ | $\flat \flat E$ | $\flat D$ | $\flat C$ | $\flat \flat H$ | $\flat A$ | $\flat G$ |

moll mit 1 b . . .

2 " . . .

3 " . . .

4 " . . .

5 " . . .

6 " . . .

7 " . . .

8 " . . .

9 " . . .

In aufsteigender Folge.

| | | | | | | | |
|-----------|-----------|-----------------|-----------|-----------|-----------------|------------|-----------|
| D | E | F | G | A | $\sharp H$ | $\sharp C$ | D |
| G | A | $\flat H$ | C | D | $\flat E$ | $\sharp F$ | G |
| C | D | $\flat E$ | F | G | $\flat A$ | $\sharp H$ | C |
| F | G | $\flat A$ | $\flat H$ | C | $\flat D$ | $\flat E$ | F |
| $\flat H$ | C | $\flat D$ | $\flat E$ | F | $\flat G$ | $\flat A$ | $\flat H$ |
| $\flat E$ | F | $\flat G$ | $\flat A$ | $\flat H$ | $\flat C$ | $\flat D$ | $\flat E$ |
| $\flat A$ | $\flat H$ | $\flat C$ | $\flat D$ | $\flat E$ | $\flat F$ | $\flat G$ | $\flat A$ |
| $\flat D$ | $\flat E$ | $\flat F$ | $\flat G$ | $\flat A$ | $\flat \flat H$ | $\flat C$ | $\flat D$ |
| $\flat G$ | $\flat A$ | $\flat \flat H$ | $\flat C$ | $\flat D$ | $\flat \flat E$ | $\flat F$ | $\flat G$ |

hier werden gewöhnlich Es- und Dis-, As- und Gis-, Des- und Cis-, Ges-
 Fis-moll als gleich angenommen, wie die Durtonarten dieser Töne, und dies
 Weber die Mehrdeutigkeit des Tons.

Bei Sulzer werden auch die Tonleiter in Hinsicht des ihnen eignen Gra-
 des Härte und Reinheit in folgende Übersicht gebracht, wobei zugleich die
 nächsten Ausweichungen aus einem Grundton in einen andern durch Zu-
 sammensetzung sich ergeben, welche der Tonsetzer kennen muß, um in jeden Fall
 den Ausdruck seiner musikalischen Empfindungen und Gedanken angemess-
 en Ton zu finden. Unter den Durtönen sind C G D F die reinsten, und
 C der reinste, G weniger ic., A E H Fis sind härter, B, Cis, Gis, Dis
 härtesten. — Unter den Molltönen sind A E H D die reinsten, und zwar im
 dem Grade A ic., Fis Cis Gis Dis weicher, G G F B die weichsten. Die

*) Das Doppel-b wird ebenfalls 2 gerechnet.

reinsten Töne, setzt er hinzu, sind zum pathetischen Ausdruck weniger geeignet, hingegen mit Rücksicht auf den besondern Ausdruck der Moll- und Durtonart lärmenden, kriegerischen, gefälligen und scherzhaften Ausdrücke brauchbar. Weniger reinen Töne sind nach den Graden ihrer geringern Reinheit oder der Härte und Weichheit zum Ausdruck stärkerer oder gemischter Empfindungen schickter, und die härtesten und weichsten sind von den gewaltsamsten Mäßen. — Was den Charakter der einzelnen Töne betrifft, so hat der geniale Schöpfer eine anziehende Charakteristik derselben (in f. „Ideen zu einer Ästhetik der Musik“ Wien 1806) geliefert, wobei er bemerkt, daß jeder Ton entweder gefürchtet ist, nicht; Unschuld und Einfalt drücke man mit den leßtern, sanfte melancholische Gefühle mit b-Tönen, wilde, lebhaft und starke Gefühle mit bekreuzten Tönen. Der Tonsetzer muß den verschiedenen Charakter der Tonarten hauptsächlich zu lernen; denn jede Empfindung hat ihre Tonart, die ihr am angemessensten ist, weshalb die Versetzung eines guten Tonstücks in einen andern Grundton (Transposition) nie ohne Nachtheil geschieht. Aber man muß den Geist der verschiedenen Tonarten, der sich nur empfinden läßt, und durch sich durch die Zusammenstellung wieder verändert, wie die Farbe, wenn sie mit einer andern zusammengebracht wird, nicht in beschränkte Begriffe einfangen wollen.

Um endlich eine noch bisher unberührte Bedeutung des Ausdrucks Ton zu führen, so bemerken wir, daß man in der Musik durch Ton auch die Art des Gesanges bezeichnet, welchen die Töne eines Instruments oder einer Stimme, was man jedoch richtiger mit Klangart oder, wie G. Weber sich ausdrückt, Farbe bezeichnen kann. Man sagt, ein Sänger, ein Instrumentalist hat einen reinen Ton, wenn der Ton, welchen er durch seine Stimme, durch ein Instrument hervorbringt, wohlklingend, mannigfaltig, voll, und dem Charakter seines Instruments, seiner Stimme, vollkommen angemessen ist; dagegen redet man von einem schlechten, dumpfen u. Ton, von einem Kehnton, M.-sonton u. s. g. Gleichet man die menschliche Stimme mit Instrumenten, so hat jene unstreitig schönern, das ist bedeutsamern, der größten Mannigfaltigkeit des Ausdrucks higen Ton; denn sie ist dem Gefühle in ihrer Entstehung unmittelbar verbunden. Der Ton der Instrumente ist um so vollkommener, je mehr er sich der menschlichen Stimme nähert. Blasinstrumente haben einen andern Ton als Saiteninstrumente, und unter diesen wieder einen andern Schlaginstrumente, einen andern Ton, deren Saiten gerissen oder gezupft werden. Der Tonsetzer muß die Verschiedenheit des Tons der Instrumente kennen, um sie, der Idee seines Stückes gemäß, zu benutzen.

Tonart, s. Ton.

Tonica. Durch dieses Wort wird in der Musik der erste oder Grundton der diatonischen Tonleiter und dann auch vorzugsweise der Grund- oder Hauptton jedes Stückes bezeichnet, von welchem Gesang und Harmonie ausgehen und sich bewegen. Der 5. Ton (aufwärts gerechnet) von der Tonica ist die Dominante, die sonst auch tonische Tonica genannt wurde. Beide Töne haben ihre eigene Corde. Der Accord, welcher auf der Tonica ruht, ist allezeit der vollkommene Dreiklang. — In der Arzneikunde nennt man Tonica (remedia), das ist Mittel, Arznen, durch welche die verloren gegangene Elasticität der Muskeln des Magens und der Eingeweide, sowie des ganzen Körpers, wiederhergestellt werden soll.

Tonkunst, s. Musik.

Tonleiter, s. Ton.

Tonne, ein großes Faß; ein Gefäß von bestimmtem Maße, meißt flüssige Dinge, das aber in verschiedenen Ländern sehr verschieden ist. In Preußen ist eine Tonne Bier der 4. Theil eines Fasses, und enthält 90 Kannen.

wein wird bisweilen nach Tonnen zu 100 — 108 Kannen berechnet. ter, Schmalz, Heringe werden auch nach Tonnen berechnet. In einem eberdeutschlands und in Dänemark ist Tonne ein Getreidemaß. In Dänemark die Abgaben von den Ländereien nach Tonnen Hartkorn (wie in Sachsen Hufen) festgesetzt; man versteht da unter einer Tonne Hartkorn so, als mit 3 Tonnen Korn, Gerste und Hafer besät werden kann, und enthält 112,000 Quadratfuß enthält, aber nach Beschaffenheit des Bodens hieben ist. — Eine Tonne Goldes sind 100,000 Thlr. oder Gulden, in einer oder der andern Münzsorte gerechnet wird. — In der Schifffahrt Tonne 1) das Maß des körperlichen Raumes eines Schiffes, nämlich um von 42 Quadratfuß; 2) das Maß der Last oder Schwere, welches f tragen kann. In dieser Bedeutung ist eine Tonne so viel als eine Last 1 Pfund. Wenn daher von einem Schiffe gesagt wird, daß es 200 Tonnen oder 200 Tonnen groß sei, so heißt dies so viel als: es kann eine Ladung 1 Etrn. à 100 Pf., oder 400,000 Pfund tragen. 2 Tonnen oder 4000 n eine Schiffslast. — Noch heißt Tonne (Schiffstonne, Baake, Boje) s, mit eisernen Reifen beschlagenes Gefäß, wie eine Tonne, nur mit schiede, daß es an einem Ende spitziger ist als an dem andern, welches n an einen Anker oder schweren Stein gehangen und in das Meer oder ndungen großer Ströme, wo Untiefen oder Felsen sind, gesenkt wird, die oben auf dem Wasser treibende oder schwimmende Tonne das Fahrbezeichnen, und die Schiffer zu warnen. Diese Tonnen haben, nach heit der Umstände und Jahreszeiten, verschiedene Farbe, und es gibt weisse und rothe Tonnen.

n n e n g e w ö l b e nennt man in der Baukunst eins der stärksten, und n sten Gewölber, das, einen halben Cirkel bildend, auf 2 mit einander fenden Wänden anschließt. Sehr oft findet man in gothischen Kirchen en dergleichen Gewölbe angebracht.

n n i e s (Paul David Wilhelm), ein durch gemeinnützige Thätigkeit s ch r e i f t s t e l l e r in der Handlungs Wissenschaft ausgezeichnete Mann, geb. Hamburg, der Sohn des 1805 verst. und wegen seines thätigen Patriot ge sch ä f t l i c h e n Oberalten Joh. Friedr. E. — E. widmete sich der Hand n A s s e c u r a n z s a c h e und den Wissenschaften seines Berufs. Um seine Ba id den Handelsstand überhaupt machte er sich vielfach verdient, besonders 1814 zu London und Bordeaux. In letzterer Stadt gelang es ihm, rd Dalhousie, dem Anführer der engl. Truppen, weggenommenen hami s s i f f e zurückzuerhalten. Seit 1823 erwarb er sich auch literar. Ruf durch i s t e n: „über Avarie-Grosse mit Nachträgen und Belegen“; durch f. des h a m b u r g e r S e e - A s s e c u r a n z g e s c h ä f t s im J. 1823, nebst Ansichten g e s c h i c h t l i c h e n Wahrnehmungen des Hrn. G. L. Wilh. Grassmeyer“ (er C h r o n i k auch von J. 1824, begleitet von mehreren Aufsätzen heraus); f. „M e r c a n t i l l i s c h - g e s c h i c h t l i c h e Darstellung der Barbarenstaaten und a t t n i s s e zu den europäischen und vereinigten nordamerikanischen Staaten, d e r e r H i n s i c h t auf die freie Hansestadt Hamburg, nebst Chronik des h a m - S e e a s s e c u r a n z g e s c h ä f t s für das Jahr 1825“. E. starb im J. 1827.

n s e h e r. Indem wir die berühmtesten Tonseher der neuesten Zeit in r s i c h t vorzuführen versuchen, wollen wir dabei die Eintheilung der ver - M u s i k s c h u l e n zu Grunde legen, und 1) mit den d e u t s c h e n Meistern , w e l c h e gegenwärtig am meisten genannt werden, ohne uns dabei jedoch t r e n g e O r d n u n g zu binden, welche auch die Sache schwerlich gestattet. r ö f t e n M e i s t e r, v o r n e h m l i c h in der I n s t r u m e n t a l m u s i k der D e u t - l i e n wir den kühnen und originalen B e e t h o v e n (er starb zu Wien den

26. März 1827) voran, dessen tiefenhafte Symphonien und humoresken Quartetten und Quintetten keine andre Nation etwas Gleiches an die Seite setzen hat. Ihm nähern sich als Instrumentalcomponisten am meisten: Joh. B. (jetzt auf e. Landgute bei Bonn) und Ludw. Spohr (Capellmeister in Cassel), durch ihre Concerte, Quartetten u. Symphonien rühmlich bekannt; Ersterer ein Virens und einer der besten Componisten für das Pianoforte, sowie Spohr für Violine, der auch dem Concert seine wahre Bedeutung gegeben hat; Jener mit eigenthümlicher Gewandtheit und Leichtigkeit dem heiter Glänzenden, Dieser dem Dästererhabenen und der entzückenden Schwärmerei elegischer Gefühle tiefen Ausdrucks zugewandt. Joh. Nep. Hummel (Capellmeister zu Weimar) einer der größten Pianofortespieler und Mozart's Schüler, namentlich durch seine schmackvollen und kunstreich gearbeiteten Claviercompositionen bekannt. Bernhard Romberg, vielleicht der größte jetzt lebende Violoncellspieler, als Componist melodiereich und vortrefflich gearbeiteter Quartetten und Quintetten, mehrerer Concertstücke für das Violoncell berühmt. Ein origineller Instrumentalcomponist war K. M. v. Weber; seine Instrumentalcompositionen sind kleine Clavierstücke und Concertstücke für verschiedene Instrumente, voll Feuer und eigenthümlicher Gedanken. P. Lindpaintner (Capellmeister in Stuttgart), ist durch Ouverturen und Concertstücke voll Glanz und Tonfülle rühmlich bekannt, F. C. (in Karlsruhe, gest.) als Verf. melodireicher Violinquartetten und Quintetten einiger Symphonien u. Ouverturen hier zu nennen. Franz Krommer (k. k. Kammercapellmeister in Wien, ein vorzüglicher Violinspieler), hat sich durch seine Kammercompositionen längst bekanntgemacht. J. Wilms (Musikdirector in Sterben), Verf. einiger Symphonien, Ouverturen und anderer gutgearbeiteter Kammercompositionen. Sigm. Neukomm (in Braßilien, jetzt in Paris), Schüler von Beethoven's Schüler, der sich in den neuesten Werken der Einfachheit der fast veralteten, Styls genähert hat; f. Orchestercompositionen zeugen von tiefem Kenntniß des Sages und Herrschaft über das Material. Friedr. Schneider (Capellmeister in Dessau), als Verf. mehrerer brillant gearbeiteten Ouverturen und Claviercompositionen bekannt. Max Eberwein (Musikdirector in Rudolstadt), dessen Compositionen nach tiefem Ausdruck hinstreben. Vorzüglich als Claviercomponisten sind geschätzt: J. Moscheles, der wegen seiner Bravour allgemein bewundert wird; Clavierspieler, dessen brillante Compositionen bei fertigen Spielern sehr beliebt sind; der zu den Franzosen übergegangene Manierist D. Steibelt; Freih. C. Lannoy (in Wien), voll Feuer und eigenthümlicher Ausdrucks; Jos. und Carl (in Wien), brillant und gesangvoll; Al. Schmitt (in Frankfurt), großartig; R. Kreuzer, gefällig und melodisch; diesen mögen sich die Namen A. Kengel (Musikdirector an der cathol. Hofkirche in Dresden und tüchtiger Clavierspieler), F. C. (in Hamburg), W. F. Riem (in Bremen), J. P. Piris (in Wien), W. F. Kom (Musikdirector in Prag), Rom. Berg, F. Lauska (st. in Berlin), der an Varian fruchtbare Abbé Cellinec, Leidesdorf (in Wien), Louis Berger (in Berlin) anschließen. Als Componisten vornehmlich für die Violine sind außer Spohr Fresca ausgezeichnet P. Rode (in Berlin), durch f. großartigen Violinspiel; in Frankreich einheimische R. Kreuzer, F. Fränzl (Capellmeister in München), J. F. C. (ebendaf.), der glänzende Violinspieler Louis Maurer (lebt in Prag als Musikdirector) sämmtlich als Concertcomponisten bekannt; ferner durch seine Clavierstücke Jos. Mayreder (Capellvirens in Wien) und F. W. Piris (Musikdirector in Prag), H. Präger (Musikdirector bei dem Stadttheater in Magdeburg), A. Matthäi (Concertmeister in Leipzig), P. J. Motte (Capellmeister in Wien). Für das Violoncell schrieb außer Romberg auch Dohauer (Capellmeister in Wien) und A. Krafft (in Stuttg.); für die Clarinette außer Spohr, K. M. v. Weber, Krommer und Eberwein, H. Bärmann (in München), J. W. Müller

U (in Kopenhagen); für die Flöte, außer Lindpaintner, Krommer und E. W. Westerhoff, liebliche kleinere Stücke, E. Keller, A. B. Fürkapellist in Dresden) und M. Dreßler (in Hanover); für die Oboe E. und E. A. P. Braun; für Horn, außer R. M. v. Weber und Lindpaintner, die Hornvirtuosen Gugel und Schunk; für Fagott, Ant. Romberg, Krummer (Capellist in Dresden) und E. Bärmann; für die Guitarre Hornhardt, v. Call; für die Harfe Backofen; für die Orgel E. G. J. G. Bierling und E. H. Rink (hat auch gute Clavierübungen geschrieben). Außer diesen nennen wir noch einige Conseger, welche durch vermischte Compositionen bekannt worden sind: J. A. André (in Offenbach), auch Symphonien und Concerte für verschiedene Instrumente geschrieben; ehemals durch seine Sonaten und Quartetten für Clavier und Violine Ignaz Pleyel (jetzt Musikverleger in Paris); Abr. Schneider (Musikdirector in Berlin), hat Concertstücke für mehre Instrumente geschrieben; Jos. besonders in Violinstücken; A. Grund (in Hamburg); E. Eberwein (in J. Blumenthal und E. A. Gabler. Unter den deutschen Gesängern sind ausgezeichnet: Peter v. Winter (gest.); der früher mit italienischer Leidenschaft und Lebendigkeit wetteifernd, späterhin einen eignen idyllisch-weichen schaffende Jos. Weigl, Beide vorzüglich als Operncomponisten berühmt; der sanfte lyrische Adalbert Gyrowetz; der verständige und melodische J. W. E. D. Stegmann etc. In dem volkmäßigen und charakteristischen Gesange als Lieder- und Operncomponist gefeierte R. M. v. Weber einzig; in der reinen und gefühlvoller Ausführung ist Spohr bedeutend. Diesen mögen anschließen der Freih. Joh. Nep. Volzel (in München), die schon oben an: Kuhlau, Lindpaintner, Fränzl, Fesca, Konr. Kreuzer, A. Grund, (in München), F. A. Kanne (in Wien); die zu den Italienern hinübergehenden Sim. Mayr und J. Meyerbeer, und der in Frankreich erzogene Herold. Theaterstücken leichtern Styls kennt man den fruchtbaren Wenzel Müller, u. A. In der Kirchenmusik sind vornehmlich zu nennen die zugleich als theoretiker bekannten Joh. Gottf. Schicht (Cantor zu Leipzig, gest.), Abbé (in Wien), Gottfr. Weber (in Darmstadt) und Aug. Bergt (Organist in J. ferner der durch s. Dratorium: „Das Weltgericht“, und mehre Messen für Orgelstimmen berühmt gewordene Friedr. Schneider, J. Ritter v. Seyfried, Director im Theater an der Wien), J. H. Stunz, Beide auch durch mehre Operncompositionen ausgezeichnet, J. Eybler (ebenfalls in Wien) und Beethoven, v. Weber, Fesca u. Tomascheff. Als Liedercomponisten heben: Beethoven, Spohr, Winter, R. M. v. Weber, ferner der Prof. F. Zelter, Konr. Kreuzer, F. A. Kanne, Gfr. Weber, Max Eberwein, G. W. Lehnen, Louise Reichardt, L. Maurer, E. Schulz (Musikdirector in Leipzig), Jos. Ant. Fischer (Bassist), A. Methfessel, E. L. Theus (in Weimar), Wollant, A. Mühlhling, E. L. Moritz u. A. hervor; mehre der zuletzt genannten haben auch mehrstimmige Gesänge geschrieben; v. Call, F. F. Eisenleithart, Blum, Grünbaum sind vorzüglich durch scherzhafte mehrstimmige Gesänge bekannt. — Wir gehen 2) zu den Italienern fort, bei welchen die Opernmusik, und vornehmlich die Opernmusik überwiegend ist. Unter den Operncomponisten, die sich an die Deutschen anschließen, ist Ant. Salieri (gest.), den, welche sich in Frankreich ihren eignen Styl geschaffen haben, Cherubini (fast nur Kirchencompositionen) am höchsten zu stellen; Spontini (in der Nähe sich Gluck in Hinsicht auf die Behandlung der dramatischen Musik. eigenthümlicher ital. Gesangsweise componirte Zingarelli, Nicolini und Rossini, der sich doch schon mehr den Deutschen nähert. Bis zur Übertreibung heint diese ital. Gesangsmanier ausgebildet in G. Rossini, der gegenwärtig

tig den Ohren des europäischen Musikpublicums schmeichelt. Neben ihm Generali, F. Morlacchi (Hofcapellmeister in Dresden), Fioravanti (vornehmlich in der Opera buffa ausgezeichnet), Portogallo, Pavesti, Pacini, Carafa, Soliva, Coccia, Puccini, Mosca, mit mehr oder weniger Eigenthümlichkeit. Als Kirchencomponisten wissen wir nur Singarelli, Tritto und den in Wien den Diabelli zu nennen. Der größte ihrer Instrumentalcomponisten und Virtuosen ist in der neuesten Zeit unstreitig der Veteran Clementi (in London), hauptsächlich durch seine Claviercompositionen weltbekannt. Für Violine hat Viol. Frankreich nationalisirt) schöne Concerte geschrieben; an ihn schließen sich die Campagnoli und Bruni, und die neuern Paganini und Vollebros (Concertist in Dresden). Für das Horn hat G. Punto geschrieben; für die Guitar Mandoline B. Bartolazzi, M. Giuliani, F. Carulli, Cateari, A. Di. Als Krien und Cavatinencomponisten sind außer diesen: G. Millico, F. B. (lebt in Paris), G. Bianchi, Piantanida und Morlacchi beliebt. Um die Vocalmusik hat B. Alfili auch als Componist großes Verdienst. — 3) Ungereborenen Franzosen nehmen in der Operncomposition der ebenfalle als nationale A. Boieldieu und H. Breton (Aline) vielleicht den ersten ein; mehr an Gluck, Spontini und Cherubini grenzen L. Persuis („Jerusalem delivree“), J. Catel („Semiramis“ und „Les bayaderes“), Lesueur („Les ides“ u. a.). Im leichten Styl ist beliebt Pierre Gaveaux, Plantade, L. Almon Devienne, Auber, Herold und Bochs, Zöglinge des Conservatoriums sowie Gasse, Batton. Als Kirchencomponisten wissen wir nur Franz Gosselt (einen der Directoren des Conservatoriums) zu nennen. Unter den Instrumentalisten sind die meisten Concertcomponisten. Für mehr Instrumente geschrieben F. Devienne und Dupuy, für die Violine besonders aber Baillot und Font; für Violoncell Duport, C. Dumoucheau, Hus-Desforges und Aubert; die Flöte L. Berbiguer und L. Drouet; für die Clarinette Lefebvre, Ch. Du und Bochs; für Hoboe Garnier, Lebrun und Salentin; für Horn F. Du und H. Domnich; für Fagott E. Dzi und del Cambre; für Pianoforte für die Harfe Marin, Bochs und die Deutschen Nadermann und Streibelt. Unter den in England lebenden Tonsagern bleiben, wenn wir die Fremden rechnen, welche sich in England niedergelassen haben, nur wenige zurück. Operncomponisten nennt man die Herren Bishop und Astwood; an Sänger Braham soll sich in der dramatischen Musik versucht haben. Als Kirchencomponist wird neulich Dr. Crotch ausgezeichnet durch s. Oratorium „Palestine“. In der Kammermusik nehmen die beiden Claviercomponisten und Virtuosen gründliche und durch seine Clavierübungen berühmte Joh. Bapt. Cramer (der Ursprung) und der effectvolle, glänzende Claviercomponist J. Field (in Hamburg lebend), Beide Clementi's Schüler, den ersten Platz ein; Griffis, Danby und Callcott werden mit vorzüglichem Lobe genannt. Für Kirche und mer componierte Dr. Whitefeld (sonst Clarke). — Hier schließen wir 5) noch berühmte Tonsager an, welche andern Nationen angehören. Als reicher und glänzender Violinquartett- und Sonatencomponist hat sich in der neuern Zeit Org Onslow, der nach Einigen ein Pole, nach Andern ein Engländer ist, in Paris privatisirt, eine ungemeine Aufmerksamkeit und verdienten Beifall erlangt. Mehrere kleine Concertstücke besonders für die Violine hat der durch ungemeine Vour bekannte Virtuos auf der Violine, Karl Lipinsky, erscheinen lassen. Von versprechendem Talent für Instrumentalmusik, besonders für Claviercomponist der Böhme J. H. Worzezel. Aus Ungarn gebürtig sind wahrscheinlich Componist Czerny und der Componist für das Violoncell Etiasny. Dän hat einen schätzbaren Piedercomponisten (auch im mehrstimmigen Gesange) an S.

Bgl. über viele der hier genannten Componisten die einzelnen Artikel und die deutsche Virtuosen.
nsehkunst ist der Inbegriff der Geschicklichkeiten, welche dazu gehören, ein musikalisches Werk zu componiren. Hierzu gehört außer dem natürlichen Kenntniß des Tonsaßes und seiner verschiedenen Formen, welche durch Rhythmik und Harmonik vorbereitet wird; ferner die Kenntniß und die Mittel der Tonbarstellung; endlich die Kenntniß des schönen Ausdrucks etc. Die Theorie der Tonsehkunst theilt daher diese Kenntnisse mit. Als sie eine doppelte Seite, nämlich die technische, gleichsam die Grammatik der Kunst; diese besteht namentlich in der Kunst des reinen und kunstgemäßen Tons, und wird vorzugsweise Sehkunst genannt; und die ästhetische Seite, welche sich mit der Wirkung des Tonstücks nach den Bedingungen der Schönheit befaßt. (S. Situation.)

nsehkunst. Seit den ältesten Zeiten gehörte ein kahlgeschorenes Vorderhaupt dem Ehrenzeichen des Priesterstandes, doch nicht der ersten christl. Lehrer, die, von heidnischen Priestern zu unterscheiden, die Haare nur nach Männerart schnitten trugen. Büßende ließen sich den Kopf kahl scheeren, und nach diesem Beispiel thaten dies auch die Mönche bis in das 6. Jahrh. Um diese Zeit nahmen mehrere andern Eigenheiten des Mönchslebens auch die Gewohnheit, sich kahl zu scheeren zu lassen, auf die christl. Geistlichkeit über. Man unterschied ein kahlgeschorenes Vorderhaupt, unter dem Namen der Tonsur des Apostels Paulus, von der kreisförmigen Platte auf dem Scheitel, die man Tonsur des Apostels Petrus nannte. Jene war in der griech. Kirche, bei den Briten und Irländern üblich, diese in der römischen und den von ihr abhängigen Kirchen. Auf einer Synode zu Toledo im J. 633 wurde letztere den Geistlichen gesetzlich vorgeschrieben, und die priesterliche Krone (corona clericalis) genannt. Die röm. Tonsur blieb in der abendländischen Kirche Priestern und Mönchen gemein, und ward bald zur Unterscheidung der höhern Würden des geistlichen Standes von den niederen. Diese tragen sie kleiner — die ersten Anfänger nur im Umfange eines halben Kopfs, die Priester im Umfange einer Hostie — die Bischöfe am größten. Bei dem Papste fast das ganze Vorderhaupt kahl ist, und nur ein schmaler Ring von Haaren über der Stirn stehen bleibt. Das Abscheren geht der Weihe voraus und wird wöchentlich oder doch vor jedem hohen Feste wiederholt, um den Kopf der Haare auszuröten. Die Geistlichkeit der griech. Kirche blieb bei dieser Sitte. E.

contine, eine Art von Leibrieten (s. d.).

continezeichen, s. Noten.

topas, ein Edelstein, welcher sich in rhombischen, meist vertical gestreiften Kristallen findet, muschligen und unebenen Bruch, Glasglanz, eine bedeutende Härte, welche über der des Quarzes und unter der des Sapphirs steht, und ein spec. Gewicht hat; farblos, grünlichweiß, meergrün, gelblichweiß, weiß, honiggelb und orangegelb ist und aus Thon- und Kiesel-erde und aus Kieselsäure besteht. Sehr schöne Varietäten liefern Brasilien, Sibirien und Sachalin. Topas ist kein sehr geschätzter und daher auch kein theurer Edelstein und wird meist pfundweise verkauft. Durch Brennen sucht man seine Farbe entweder zu mildern oder zu erhöhen.

Töpferkunst (Töpferhandwerk), lehrt aus Thon, der mit Wasser geknetet, in verschiedenen Geräthschaften formen, und im Feuer hart brennen. Das hohe Alter dieser Kunst ergibt sich aus verschiedenen Stellen der Mosaischen Geschichte. Zeitig erfertigten die Griechen zu Samos, Athen und Korinth Töpferwaare. Des Plinius Vater des Tarquinius Priscus, unterrichtete die Etrurier und Römer in dieser Kunst, deren damalige Vollkommenheit die etruskischen Vasen bezeugen.

Seit der Erfindung des Porzellans steht sie unleugbar auf einer noch höhern Stufe. Die verschiedenen Geräthe, welche sie liefert, theilt man: 1) in gemeine Töpferwaare, 2) Delft und Fayence, 3) Steingut, 4) Porzellan, 5) Pfeifen, Schmelzgefäße, 7) Ziegelsteine. — Gemeine Töpferwaare, bestehend in Schüsseln, Tellern, Töpfen, Kacheln etc., wird aus gemeinem eisenhaltigen Thon verfertigt, der im Feuer sich porös und nicht weiß brennt. Wegen dieser Poren erträgt das Geschirre die schnellen Abwechselungen der Kälte und Hitze, die man ihm zumuthet, ganz gut. Der Thon wird durch Einweichen, Kneten und Schneiden damit er eine gleichförmige Masse werde, durch Absonderung aller Steine gereinigt; einem sehr fetten, der sich nicht porös genug brennt, wird auch Lehm und Sand zugesetzt. Die runden Gefäße werden dann aus ihm auf der Scheibe gedreht. Diese ist eine perpendiculaire Drehbank, bestehend aus einem untern massiven Fuß, das der davor sitzende Töpfer mit seinen Füßen in Bewegung setzt, und welche ein kleineres, oberes (Wellbank) in Umbrehung bringt. Auf diese legt der Arbeiter die Tonklöße, drückt sie in ein Loch, dreht sie mit nassen Händen größer, kleiner, tet sie durch Holzschienen, bringt auch wol Biertrathen mit der Schablone an. Teller und Füße werden aus freier Hand angefertigt, Kasserollen und Schüsseln durch den Bechertraube geformt. Alle nicht runde Geräthe werden durch hölzerne oder eiserne Formen gestaltet. Diese fertige Waare wird an der Luft, so weit es möglich ist, getrocknet, dann in den Ofen gebracht und gebrannt. Anfangs wird nur mit Holz geheizt, später aber der Ofen bis zum Glühen erhitzt. Durch diesen einfachen Proceß werden alle unglasirte Geräthe gahr. Solche aber, die nicht porös bleiben sollen, bekommen einen glasartigen Überzug (Glasur, s. d.). — Fayence oder Delft ist unechtes Porzellan. Der Thon dazu muß sich weiß und nicht porös brennen als bei der gemeinen Töpferwaare, mit der in der Bereitung alles übereinkommt. Die Waare bekommt eine weiße Zinnglasur, auch wol eine Emaille darüber. Wird der Thon mit den verlangten Eigenschaften nicht natürlich gefunden, so setzt man ihn aus mehreren fein gemahlten Thonsorten, Gyps, Kalk, Sand etc., zusammen; nach der Zubereitung schlägt man ihn in Tücher, läßt ihn eine Zeitlang liegen. Das Drehen wird mit größerer Genauigkeit, wol mit Hülfe eiserner Instrumente, vorgenommen; das Brennen geschieht in Kapseln, damit die im Ofen herumfliegende Asche die Glasur nicht beschleudert. Der Ofen selbst hat 2 Stockwerke, die mit einander durch Röhren in Verbindung stehen; in dem unteren werden Kapseln, im obern aber die Fayence selbst gebrannt. Nach dem ersten Brande bekommt die Waare einen Anstrich von Glasurmasse. Dieser wird alsbald nach dem Eintrocknen derselben aufgetragen, und Beides mit einem zweiten Brande gebrannt. Einzubrennende Kupferstücke werden mit Hausenblase angelutet, das Feuer zerstört das Papier und läßt den Stuch zurück. — Steingut ist ein hartes und durch dicht, steinartig, und wird mit Kochsalz ohne Blei glasirt. Die Farbe ist verschieden. An mehreren Orten von Europa, z. B. in Lüneburg, Braunschweig, Hohenleipe, wird farbiges Steingut gemacht, auch gehören hierher die feinen Krüge, worin Selters-, Eger-, Bitterwasser verfahren wird. Der Thon dazu ist fetter als zur Fayence, von meistens weißer oder bläulichgelber Farbe, wird mit calcinirtem, feingestößenen Feuerstein oder dertem Quarz gemischt. Die übrige Bereitung ist, nebst dem Ofen, wie bei der Fayence. Nur das Material ist anders, oder weiße engl. Steingut, wird aus völlig eisenfreiem Thon gebrannt, und ist wol auch mit etwas Blei glasirt. Seine Erfindung geschah 1711 zufällig durch einen Töpfer in Staffordshire; diese ist auch so gut benützt worden, daß seitdem der nördliche Theil der Grafschaft über 9 Meilen weit mit einer Menge Flecken und Dörfern angefüllt ist, die fast Nichts als Töpfer und Steingutfabriken enthalten, und daher Pottery (s. d.) heißen. Diese verarbeiten jährlich 100,000 Ctnr. Kiesel von der Küste Hull. Wedgwood (s. d.) erfand eine

Steingut, die nach ihm benannt ist. Außer allen Arten von Geschirre, davon auch Cameen, Büsten etc. — Porzellan (s. d.) ist die feinste Hferarbeit. — Pfeisenbrennerei ist ebenfalls als ein Zweig der ist anzusehen. Roman Pano, ein span. Mönch, lieferte 1496 das erste irdenen Pfeisen aus Domingo nach Spanien. Später sahen die Eng- gleichen in Virginien. 1621 legte Jakob I. von England eine Fabrik, etwas später die Holländer eine zu Dergau. Pfeisenthon muß sich voll- weiß brennen, wird gut geschlämmt, und zu einem zähen Teig ausgekne- ter Teig wird in gleichgroße Stücke, jedes zu einer Pfeife, getheilt, solche in dem Roller in die Pfeisengestalt (Welger) gebracht, darauf durch den Raster mit Draht durchstoßen, und ihm in einer messingenen Form ge Figur gegeben. Hier wird der Kopf mit dem Stopfer ausgehöhlt, die Pfeife nochmals geebnet, geglättet, bezeichnet und mit Glasröhren po- set). Sind die Pfeisen an der Luft ausgetrocknet, so schichtet sie der Thonkasten zwischen Pfeisenbrocken, setzt solche in einen backofenähnli- nofen, und brennt sie hart. Nach dem Brennen erhalten sie wol noch gantschleim, Wachs oder Fett, eine vollkommene Politur. — Schm elz- sind von zweierlei Art. Hessische Ziegel bereitet man zu Almerode in Hes- glühetem, gemahlenen Sande mit $\frac{1}{4}$ Thon, und brennt sie 18 Stunden affauer Ziegel bestehen aus gleichen Theilen Graphit und Thon, und se- rzgrau aus. — Ziegelsteine oder Backsteine werden aus Lehm (S. Ziegel.)

piß. Der Ausdruck Topik hat eine doppelte wissenschaftliche Bedeutung, rhetorische und eine theologische. Was die erste betrifft, so pflegten griech. und röm. Lehrer der Redekunst unter dem Namen Topik eine sye Darstellung gewisser allgemeiner Begriffe und Sätze vorzutragen, von ie meinten, daß sie sowol bei der Ausarbeitung jeder öffentlichen Rede, sondern Gattungen rebnerischer Vorträge zu einem Leitfaden für die Wahl ndung zweckmäßiger überzeugender Gründe und Beweise benutzt werden

Sie unterschieden Beweisplätze (*locos argumentorum*, *τοπος*, der Beweise, *fontes argumentorum*) und Gemeinplätze (*locos commu- ter* den erstern verstanden sie allgemeine Begriffe, aus welchen der Red- hülfe seiner Urtheilskraft, welche den gegenwärtigen bestimmten Fall, den nd der Rede mit jenen allgemeinen Ansichten vergleicht, hinreichende Be- seine Behauptung zu entwickeln im Stande sei, z. B. das Ähnliche, das ie, das Entgegengesetzte, oder Ursache und Wirkung, oder Gattung und l. Gemeinplätze nannte man dagegen allgemeine Sätze, welche dadurch werden, daß man die vermittelst der Beweisquellen aufgefundenen Beweise, undächst auf bestimmte Personen und Thatfachen beziehen, auf die ganze überträgt. Ein solcher *locus communis* war z. B. bei den gerichtlichen r Alten, die sich mit einer Anklage oder einer Vertheidigung beschäftigten, alle Rechtsfachen sind insofern von gleicher Wichtigkeit, als sie die Frage was ist Rechtens? Man sammelte daher in der Topik theils die Be- en, theils die Gemeinplätze, von welchen der Redner sowol zur Belehr- Verstandes, als zur Nührung und Erschütterung der Gemüther Gebrauch onnte. Vgl. Aristoteles's „Rhetorik“, 1. Buch, vorzüglich Cap. 2, 3 Büchern, welche Topik überschrieben sind, behandelt er die Anwendung der zur Erfindung und Bestimmung der Wahrscheinlichkeit; den Verf. der en Bücher „Ad Herennium“ (1, 2, 3. Buch); Cicero „De inven- l. Buch, Cap. 6—15, Cap. 24—52, und 2. Buch); ebendess. „Topi- „Partitiones oratoriae“ (Cap. 1, 2, 3, 9—15); ferner die Bücher ore“ (2. B., Cap. 30 fg.); Quintilian's Werk: „Institutiones orato-

riac" (5. B.). Obgleich sich die Topik der Alten immer zunächst auf die und röm. Staatsberechtbarkeit, insbesondere die gerichtliche bezog; so sind doch in ihren Anweisungen auch manchen für unsere Redner, selbst für den brauchbaren Wink. Schätzbare Beiträge zu einer für unsere Rhetorik ganz besonders homiletischen Topik haben verschiedene neuere Schriftsteller geleistet. Mehrere sind bereits in Schott's „Kurzem Entwurf einer Theorie der Poesie" (2. Ausg., Leipzig 1815) angeführt worden. Außerdem müssen in dieser Hinsicht auch noch die neuern Schriften von Rästner: „Topik, oder Dichtungswissenschaft" (Leipz. 1816); Reinbeck, „Handb. der Sprachwissenschaft" (2. Bd., 1. Abth., Essen und Dulsburg 1816); Kaiser, „Entwurf eines Systems der geistl. Rhetorik" (Erlangen 1816) genannt und verglichen werden. Gesehen von der Redekunst erlangte der Ausdruck Topik dann die Bedeutung der Nachweisung der Gebiete der menschl. Erkenntnis, in welcher man Gegenstände der Untersuchung zu suchen habe. Eine solche Nachweisung, sich auf eine allgemeine Anordnung und Verzeichnung der menschl. Grundbegriffe, eine solche versuchte auch Raimund Lullus (starb 1314) in s. „Ars magna". Sammtl. Werke erschienen zu Mainz 1721—42 in 10 Bdn., Fol.)

Im theologisch-dogmatischen Sinne ist Topik insbesondere eine theologische Grundsatz, welche der Theolog bei der Wahl und Behandlung der bibl. Stellen zu beobachten hat. Denn, um die reine bibl. Glaubens- und Sittenlehre aufzustellen, in welche nichts Fremdartiges hineingetragen wird, muß der Theolog nothwendig bei jeder einzelnen Lehre, die für eine bibl. erklärt wird, vor allen Dingen über die Frage mit sich einig werden: ob es auch in der That Stellen in der Schrift gebe, in welchen diese Lehre ausdrücklich vorgetragen wird, oder ob sie nicht leicht und natürlich durch eine Schlussfolge abgeleitet werden kann. Da es nun hier nicht sowol auf die Menge der Stellen ankommt, die man zur Lehre anführt, als auf die Richtigkeit ihres Textes, ihre Deutlichkeit, ihren Zusammenhang mit der Lehre, welche als eine bibl. dargelegt werden soll, ihre sendende Kraft, so bedarf der Theolog auch bestimmter Grundsätze, nach welchen er entscheidet, ob eine Stelle für einen solchen Zweck angewendet werden kann oder nicht, und einer zweckmäßigen Methode in der Darlegung der Art und Weise aus der angeführten Stelle (wo dies nicht selbst einleuchtet) der zu beweisende Satz folgt. Man nennt diese Topik auch Topologie.

Topisch, örtlich, von *τοπος*, der Ort; daher topische Mittel in der Medicin; örtliche Mittel, solche, welche auf einen leidenden Theil des Körpers selbst angewandt, auch nur auf diese Stelle wirken sollen, und die von den allgemeinen Mitteln entgegengesetzt werden, deren Wirkungen sich auf den ganzen Körper, oder doch auf einen beträchtlichen Theil desselben beziehen. Dahin gehören z. B. Bähungen und Aufschläge, Einreibungen, Ätzmittel, Blasenmittel u.

Toplig, s. Teplig.

Topographie, Ortsbeschreibung, d. i. genauere Beschreibung eines Ortes, einer Stadt u. Gewässer, Berge, Wälder, besonders angebaute einzelne Wohnungen, Wege, Brücken, Gassen und ihre Verbindung untereinander, sind die wesentlichsten Gegenstände derselben. Unter einer topographischen Zeichnung oder Aufnahme denke man sich demnach eine solche, wo alle die Gegenstände im Grundrisse bestimmt und genau angegeben sind. Man unterscheidet sie von generellen Karten, wo diese Bezeichnungen fehlen, und dann wiederum in besondere Zweige, als Cameraaltische, militairische Karten, Wasserbau, wo jedesmal die darauf Bezug habenden Gegenstände besonders herausgehoben, bemerkt und ausführlich dargestellt sind.

Tora (Thora), Hathorah (hebr.), das Gesetz. Man versteht darun-

Mosis, weil in diesen das eigentl. geschriebene Gesetz der Juden enthalten
 ten Synagogen ist die Lora die pergamentene Rolle, auf welcher die 5
 Tofis geschrieben sind, und woraus am Sabbath gewisse Abtheilungen
 oder gesungen werden. Dieses geschriebene Gesetz ist von der Kabbala,
 mündlichen Überlieferungen unterschieden, die Gott dem Moses auf Sinai
 te haben soll, und die in der Folge im Talmud gesammelt worden sind.

reutik (τορευτική). Dieses Wort pflegt höchst verschieden, und bald
 n, bald im engern Sinne genommen zu werden. Ernesti in s. „Archaeo-
 rarum“ (5. Cap.) nimmt es in so weiter Bedeutung, daß es beinahe dem
 der Bildnerei gleichkommt, nur daß er als Nebenart ders. noch die Plastik
 icken Sinne anführt. Er rechnet zur Toreutik die Bildhauerkunst in Stein
 uaria), die Bildnerei in Edelfstein, Metallen und Elfenbein (caelatura)
 olz (sculptura), doch setzt er hinzu, daß man diese Namen nicht durch-
 gleich gebraucht habe. Er sagt, die Griechen nennen τορευτον und γλυ-
 das mit dem Meißel oder einem ähnlichen Instrumente gearbeitet wird.
 mann in seiner „Gesch. der Kunst“ sagt, Toreutik sei die erhabene Arbeit
 und Erz genannt worden, die erhabene Arbeit auf Edelsteine dagegen
 ov; Beides ohne hinlänglichen Grund. Eschenburg und Heyne verstehen
 die Bildgießerei. Letzterer führt in seinen „Antiquarischen Aufgaben“
 an: τορευειν, welchem das lat. caelare entspreche, wie es auch Plinius
 sei bei den Alten nur von erhabenen Gussarbeiten gebraucht worden. Nach
 r („Griech. Handwörterbuch“) ist es erwiesen, daß τορευω und τορευμα
 halb oder ganz erhabener Arbeit in Metall gebraucht werden, welche durch
 und Gießen, nicht durch Graben oder Graviren, gemacht wird. Von ein-
 iststellern wird es auch von erhabenen Figuren auf (irdenen und gläsernen)
 und geschnittenen Steinen gebraucht. Die spätern Griechen, wie Pau-
 brauchten es auch von ganz runden Figuren, Plinius aber hat unter το-
 überhaupt Bildnerei in Bronze verstanden. Endlich hat man angenom-
 es auch von dem Überarbeiten und Vollenden der gegossenen Bilder mit
 isel gebraucht worden sei; so z. B. Veltheim.

orf nennt man die aus innig durcheinander verwebten und zusammenge-
 eigens modificirten Pflanzentheilen bestehenden, erdig-compacten, oder
 m Substanzen, welche mit mehr oder weniger lebhafter Flamme brennen,
 längere Zeit glühen, und also auch verkohlt werden können. Man unter-
 1) **Morastorf**; er ist locker, filzartig, zähe und brennt leicht und ohne
 igsaure Dämpfe, jedoch mit bleiem stinkendem Rauche. Er findet sich in
 Menge unmittelbar unter der Dammerde oder dem Rasen, auch auf dem
 von Morästen. 2) **Landtorf** oder **Kiestorf** ist dicht und enthält
 kies und Muscheln, weshalb er sich nicht selten selbst entzündet und zur Bi-
 itung tauglich ist. Er findet sich unter Lagern von Sand, Thon und Kreide,
 eine weit ältere Bildung als Nr. 1. 3) **Meertorf** findet sich an den Kü-
 mal der Nordsee, und ist ganz aus Tongen gebildet. — Der Torf erfüllt
 e Strecken in den Ebenen und weiten Flächenrassins der Niederungen, auch
 Plattformen der Gebirge; seine Bildung ist noch ganz neu, und geht noch
 rochen fort. Man gewinnt ihn durch Stechen in parallelepipedischen
 n, und läßt ihn dann in freien Haufen, oder unter Schuppen wohl aus-
 z, wobei er sehr stark, und zwar um so mehr schwindet, je besser er ist.
 le lockere schlammige Masse vom Grunde der Moräste wird ausgefischt, und
 nen gepreßt. Man unterscheidet daher **Stich-** und **Streich-** oder **Press-**
 Der Torf ist ein sehr nützlichcs Brennmaterial, und z. B. für Holland
 selben Wichtigkeit als die Steinkohlen für England. Bei allen Sieb- und
 npfungsarbeiten, in Kalk- und Ziegelföfen ist er statt des Holzes zu gebrau-

chen. — Das Torfstechen geschieht nach gewissen Regeln. Zuerst macht man Abzugsgräben für das Wasser, welches am besten bei trockener Witterung geschieht. Dann ebnet man den Boden durch Abstechen der obersten ungleichen Schicht ab, ohnehin, wegen Einwirkung der atmosphärischen Luft, den schlechtesten Torf ab, dem die nöthige Menge verbrennlicher Theile fehlt. Die darauf nun geerbnete Schicht sichtet man in Parallelepipedern aus, und setzt sie zum Trocknen auf eine Anhöhe. So fährt man fort, eine Schicht nach der andern abzustechen, bis sich keine Reste von unverwesten Pflanzen mehr zeigen. Bei dieser Arbeit muß man dahin sehen, daß theils das Wasser nicht zu stark abfließe, und die Torfschichten also ganz trocken gelegt werde, theils aber, daß die stehenbleibenden Schichten nicht zu hoch unter Wasser liege, weil das gewöhnliche Wasser den Torf auflöst und verdirbt; sondern die Torfschichten müssen, ehe sie gestochen werden, mit einem eignen, vorher angeführten braunen und fettigen Wasser durchzogen werden, welches die Brennbarkeit des Torfes erhält. Man muß ferner den Torf auch nicht zu tief stechen, weil man sonst auf unfruchtbare Erde kommt. Gewöhnlich absteht man 2 bis 3 Fuß Sand, oft wahrer Flugsand unter dem Torfe. Sticht man zu tief, so ist außer dem Nachtheil, einen unbrauchbaren Torf zu bekommen, noch den, daß der neuer Torf nachwächst, da es dann an den nöthigen Wurzeln solcher Pflanzen fehlt, die durch Vermehrung Torf liefern. Man muß auch immer dahin sehen, daß der Torf wiedererzeuge, welches ungefähr in 5 — 10 Jahren geschieht, und diese Art kann unter günstigen Umständen eine Torfweide, wenn sie richtig bewirtschaftet wird, eine unerschöpfliche Quelle von Feuerungsmittel werden. Daß man eine Wiese, die bisher keinen Torf gegeben, zu einem Torfmoor machen kann, scheint uns nicht glaublich, weil die eigenthümlichen Pflanzen, sowie das eigenthümliche Wasser dieser Wiesen, schwer durch Kunst erzeugt werden können.

Torgau, eine an dem Elbströme, über welchen eine halb steinerne und halb hölzerne Brücke führt, gelegene stark besetzte Stadt, im merseburger Regierungsbezirk der preuß. Provinz Sachsen, war bis 1815 königl. sächsisch. Sie hatte 1 Kirche, e. Lyceum, 700 H. und 4000 E., ohne die Besatzung. Im dreißigjährigen, sowie im Befreiungskriege 1813, nachdem es vorher vom Königl. Sachsen zur Festung umgeschaffen war, litt Torgau viel. Innerhalb der Stadt liegt das Schloß Hartenfels und dabei das Fort Zinna. Hier versammelten sich Luther und seine Freunde 1530 die Torgauer Artikel, die Grundlage der evangelischen Confession, auch ward hier das Torgauische Buch, das gegen den Kryptocatholicismus gerichtet war, von mehr denn 8000 Geistlichen unterschrieben und publicirt. Die Stadt ist der Sitz eines Rent-, Justiz-, Forst- und Landamts. In alten Zeiten war die Tuchmanufactur und Brauerei sehr betriebl. und das torgauer Bier berühmt. Der Elbhandel ist bedeutend. Bei Torgau, gentlich bei den Dörfern Zinna, Siptitz, Üsnitz etc., fiel am 3. Nov. 1760 eine blutige Schlacht zwischen den Österreichern und Preußen, zum Nachtheil der erstern.

Tories und Whigs, Parteien in England, deren Ursprung unter König Jakob I. zu suchen ist, welcher von dem Erbrechte der Könige und ihrer Verhältnisse sehr überspannte Begriffe hatte, und dadurch mit einem großen Theil der Nation in Mißthelligkeit kam. Unter seinem Sohne, Karl I., ging das Übel weiter. In dem Kriege, der zwischen ihm und dem Parlament ausbrach, nannten die Anhänger des Letztern die königl. Gesinnten Tories, ein isländisches Wort, was so viel bedeutet als Räuber. Hiermit zielten sie besonders auf die Räuberbanden in Irland und auf die Beschuldigung, welche man dem Könige machte, daß er damals in Irland entstandene Empörung, mithin Rebellen und Räuber begünstige. Die von der Partei des Königs belegten dafür ihre Gegner mit dem Namen Whigs, und zielten damit auf ihre Verbindung mit dem Schottland, besonders auf die puritanische Partei in Schottland, zu deren Unterstützung er

des Bürgerkrieges (1648) Bauern aus Westschottland, die von dem Worte *Whig*, dessen sie sich beim Treiben ihrer Pferde bedienten, *Whigamores* hießen, die Waffen ergriffen hatten; nach Andern aber entstand der Parteiname aus dem schottischen Worte *Whig*, das Mollen (das Lieblingsgetränk jener Bauern) hieß. Inzwischen wurden diese Schimpfnamen, welche beide Theile einander gegenseitig bekannt. Erst unter Karl II., der den religiösen und politischen Geist der Nation nicht faßte, und durch seine Despotenlaune die alten Parteien wieder lebendig wurden, wurden *Tory* und *Whig* ansehnliche Namen, und zwar 1678 bei Gelegenheit der Verschwörung gegen den König, deren die Katholiken beschuldigt wurden, diejenigen, welche die Verschwörung für eine leere Erdichtung ansahen, wurden *Tories*, und die, welche sie für wahr hielten, *Whigs* genannt. Denn ihre Parteilichkeit in der Gesinnung wirkte auch auf die Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit der Sache. Die *Tories* waren nämlich Freunde des Königs, welche, ohne die höchst leichtsinniges Benehmen zu billigen, das Vorrecht der Krone vertheidigten, die *Whigs* hingegen wollten der königl. Macht das Ansehen der Gesetze antauchen; sie wollten diesen mehr Kraft und dem Parlamente mehr Unabhängigkeit geben. Der geistvolle, aber höchst unmoralische *Shaftesbury* war der Führer der *Whigs*. Um sich an dem Könige zu rächen, dessen Minister und Rathgeber er lange Zeit gewesen, bis er in Ungnade gefallen, und dem Herzog von York aufgeopfert worden war, trat er auf die Seite der *Tories*, nahm die Farbe der Freiheitliebe vor, und lenkte, ohne es zu scheuen, die Überlegenheit seines Verstandes, den größern Haufen, bald mit sich mit Kühnheit, und bediente sich jener angeblichen oder wirklichen Veranlassungen, um durch Furcht die Einbildungskraft des Volks zu beherrschen, und zu verbreiten, daß mit der Thronbesteigung des bigotten Herzogs von York die kathol. Religion und der Despotismus in England triumphiren würden. (Stuart.) Als nun Jakobs II. Regierung diese Furcht nur zu sehr bestätigte, verließen die *Whigs* endlich den niederländ. Erbstatthalter Wilhelm von Oranien (König von England III.) auf den Thron. — Seit dieser Zeit (1688) blieben die herrschende Partei; allein die Macht, welche sie besaßen, wurde endlich durch die Königin Anna lässig, und mehrere Umstände veranlaßten ihren Sturz 1710. Der Herzog, Namens *Sacheverell*, hatte nämlich in Gegenwart der Königin eine Predigt zu Gunsten der *Tories* gehalten, und sich darin gegen die letzte Revolution, gegen die Toleranz und gegen das Whigministerium heftig erklärt. Darüber kam es zu heftigen Debatten im Parlamente. Der Doctor ward auf 3 Jahre seines Amtes entsetzt, und seine Predigt öffentlich verbrannt; allein die Königin, welche bei dieser Gelegenheit bemerkt hatte, daß die Grundsätze der *Tories* der königl. Macht schädlicher wären als die der *Whigs*, neigte sich seitdem auf die Seite der *Whigs*, und vergaß aber ihre Gesinnung, bis ein heftiger Zwist mit der Herzogin v. Marlborough sie veranlaßte, auf die Vorschläge der Feinde des Herzogs v. Marlborough (s. d.), welcher das Haupt der Whigpartei war, zu hören. Nun verließen die *Whigs* ihre Stellen, die jetzt an *Tories* vergeben wurden. Auch berief die Königin ein neues Parlament, in welchem die Mehrheit aus *Tories* bestand, welche sich für den Frieden mit Frankreich erklärt und dadurch das Volk gewonnen hatten. (S. Ue rechter Friede.) Diese Veränderung hatte den Sturz des Whigministers Marlborough zur Folge. Allein die *Whigs* verdrängten aufs neue die *Tories* aus den Stellen des Ministeriums, als vermöge der von dem Whigparlamente verfaßten Successionsacte das Haus Hanover nach Annas Tode zum Besitz des engl. Throns gelangte. Doch dauerten die Parteien und ihre Benennungen immer fort bis in die Zeit Georgs II., da sie seltener gehört wurden, obgleich die Grundsätze beider Parteien sich entgegengesetzt blieben. Die Freunde der Stuarts wandelten sich allmählig in die Schutzredner der Krone und der Regierung (Mi-

nisterialpartei), und die Feinde der Stuarts, oder die ehemaligen Whigs, wieder, was sie ursprünglich gewesen waren, die Schutzbredner der Volks- die Gegner der Regierung. Sie bildeten seitdem fortdauernd die Oppo (s. d.). Indes wählte der König auch oft aus den Whigs seine Minister, die Häupter der Opposition für das System der Regierung gewinnen, oder der Stimmenmehrheit der Opposition nachgeben mußte. Übrigens hatten Parteien viel von ihrer gegenseitigen Erbitterung und Heftigkeit nachgelassen bei wichtigen Anlässen zeigte sich die letztere aufs neue; z. B. in der Op gegen North (s. d.), bei Gelegenheit des amerikanischen Krieges, und ne gegen Pitt (der indes seinen Grundsätzen nach selbst mehr Whig als Tory während des franz. Krieges). — Seit dieser Zeit hat sich in der Opposit doppelte Partei gebildet: die der alten Whigs, an deren Spitze Fox und a ner des Krieges mit Frankreich standen, und die der neuen Whigs, oder d Opposition, zu welcher Burke und die Feinde der franz. Revolution gehörten. Burke's Tode trat Lord Grenville an die Spitze dieser neuen Opposition, a sich mehre ausgezeichnete Männer anschlossen. Mit der alten, unter Fox nigten sich die Freunde des Marquis v. Landsdown und die des Prinzen v les. Sie hatten die Meinung des Volks für sich. Als nun der König na Tode den Lord Grenville über die Bildung eines neuen Ministeriums befra einigte sich derselbe mit Fox, und da Beide nur auf die Stimmen von 1 gliedern des Parlaments rechnen konnten, beriefen sie auch einige Tories neue Ministerium. So kam durch diese Art von Coalition der Parteien Co mouth in das Ministerium. — Ungeachtet dieser mehrmals versuchten A sierung der Parteien gibt es noch immer strenge Tories oder Verfechter der d der bischöfl. Kirche und der Krone; gemäßigte Whigs oder Freunde der best Volksvertretung; und strenge Whigs, oder Verfechter der Parlamentsrefe jährliche Parlamentswahl, allgemeines Stimmrecht u. s. w. vorschlagend; nennt letztere auch Reformer, wie z. B. Francis Burrett ist. Folglid scheiden sich die Tories und Whigs noch jetzt durch ihre Grundsätze in Ab Kirche und Staat. Die Tories behaupten die Nothwendigkeit des bischö chenregiments; die Whigs hingegen die Gleichheit aller und jeder Kirche und die Verwaltung der Kirchensachen durch Consistorien. Die Heftigkeit d rer unter den Erstern geht so weit, daß sie ihre engl. Kirche für die allein chende halten, von andern Protestanten sehr lieblos denken und reden, Katholiken vor ihnen den Vorzug geben; wogegen die Whigs einen übertr Abscheu gegen Alles was päpstlich ist haben und die andern Protestan Glaubensgenossen erkennen. In Ansehung des Staats legen die strengen dem Könige eine von Gott ursprünglich herrührende Gewalt und ein unwid liches Erbrecht bei, und verlangen von den Unterthanen unbegrenzten Ge Hingegen finden die Whigs die königl. Gewalt nur in der Bewilligung de gegründet und halten es für erlaubt, ihren König, wenn er solche mißbraut zusehen, und auch, wenn es die Umstände erfordern, seine Familie von der folge auszuschließen. So weit die Heftigen unter beiden Parteien sich von der entfernen, so sehr nähern sich Diejenigen, welche gemäßigt denken; gibt beträchtliche Stufen in ihren Gesinnungen, jedoch nur wenige, die h Tages in ihren Grundsätzen bis auf das Äußerste gehen. Durch Canning seit 1822 ein gemäßigtes Whigministerium gebildet, dessen Ansichten den der Aristokratie entgegenstanden. Nach Canning's Tode wurden die Whi und nach entfernt, und Tories bildeten das Wellington'sche Ministerium; sie konnten die bereits in das Cabinet eingebrungenen Ansichten, z. B. v Nothwendigkeit der Emancipation, nicht mehr aufgeben. Es ist übrige lich, daß eine und eben dieselbe Person in Kirchensachen Tory, und in E

Whig ist, und umgekehrt, obgleich die kirchlichen und politischen Grund-
r Partei in verschiedenen Punkten so genau mit einander verwandt sind,
solche Trennung in einerlei Person wenigstens unter die seltenen Fälle
K.

Torneå, eine kleine, aber in mehrern Betracht merkwürdige Stadt am
Winkel des bothnischen Meerbusens und Ausflusse der in Lappland ent-
den Torneaelv unterm $41^{\circ} 52''$ L. und $65^{\circ} 50''$ N. Br. in Finnland ge-
Die Torneaelv ist hier sehr breit, und die Stadt ward auf einer Insel darin
hl der Regierung 1620 erbaut. Sie ist daher sehr regelmäßig angelegt,
r nur etwa 700 Einw. Bis 1809 gehörte sie zu Schweden, seitdem, als
weg der Torneaelv die neue Grenze zwischen Rußland und Schweden bil-
Rußland. Sie ist die nördlichste von Schweden bewohnte Stadt und die
ederlage für die rauhen, nördlichen, menschenarmen Gegenden, daher
Fischen, Rennthieren, Pelzwaaren, Taback, geistigen Getränken u. dgl.
bedeutender Umsatz gemacht wird. Das Klima ist im Verhältniß der he-
minder rauh als zu erwarten wäre. Im Juni geht die Sonne nicht un-
36 und 1737 ward Torneå von mehreren franz. Gelehrten besucht, um mit
vedischen Astronomen Celsius mehre Beobachtungen über die Gestalt der
zustellen. So entfernt diese Stadt auch ist, den Stürmen des Krieges im
19. Jahrh. entging sie doch nicht. Sie ward 1715 und 1809 von den
erobert und, wie schon gesagt, mit dem ganzen östlichen Finnland an diese
en, sodas sie nun zur Grenzstadt geworden ist, statt, wie sonst, in der
on Finnland zu liegen.

Orquemada, s. Inquisition.

Torres Vedras (Flecken und Linien von). Torres Vedras war sonst
ung, jetzt ist es ein Flecken mit 600 Häusern, 6 Meilen von Lissabon an
ptstraße gelegen, die dahin von Coimbra herabführt, und dadurch wurde
so berühmt. Von hier aus erstreckt sich nämlich bis an den Tejo eine Linie
s künstlich angelegten, theils natürlich vorgefundenen festen Punkten, in
welchen Wellington das mit Übermacht auf ihn herabdrängende franz.
M. starke Heer unter Masséna erwartete, und die unter dem Namen der
on Torres Vedras so berühmt geworden sind. Die Böschungen der Berge,
hier mit dem Meere fast parallel bis Lissabon forlaufen, wurden senkrecht
, der Tizandra, der aus ihnen dem Ocean zufließt; ein andrer Fluß, der
r Alhandra in den Tejo einmündet, gedämmt, um das vorwärtsliegende
überschwemmen, und so hatte sich Wellington ein festes Lager gebildet,
genommen werden mußte, ehe der Weg nach Lissabon offen war, wo ihm
er und der Tejo stets die Zufuhr und den sichern Rückzug sicherten, indessen
is desselben stehende Feind mit dem größten Mangel kämpfte, der bei dem
en überall erregten Aufstande des Landvolks, der gänzlichen Vernichtung
ählen, aller Brunnen und Lebensmittel, alle Tage furchtbar zunahm und
enschen vernichtete als die blutigste Feldschlacht. Nicht weniger als 444
e drohten auf den Höhen dieser Werke Tod und Verderben. 107 Schan-
nten die einzelnen Terrainabschnitte, die von 28,000 M. besetzt waren. Die
g, die Masséna bei Santarém gegenüber genommen hatte, war nicht we-
t. Es wiederholte sich das Schauspiel von Wallenstein und Gustav Adolf
nberg 1632. Aber wie diesen der Hunger aufzubrechen nöthigte, so mußte
asséna seinen Plan aus diesem Grunde aufgeben, und nach einer Raft von
Monaten, wo manches blutige Vorpostengefecht stattgefunden hatte, trat
l. März 1811 in dem Augenblicke den Rückzug an, wo Wellington, mit
kräften aus England verstärkt, den entkräfteten Feind nun selbst angreifen
Die Linien von Torres Vedras hatten Lissabon gerettet, ein treffliches

Heer des Feindes vernichtet, der Offensive Wellington's, die nur einen Spielraum und Zeit zur Entwicklung gegeben.

Torricelli (Evangelista), ein berühmter Philosoph und Naturforscher, wurde 1608 zu Faenza, wo sein Vater Bürger war, geb. Er studirte Mathematik und kam in seinem 18. Jahre nach Rom, wo er unter Benedetto Castelli's, der dort Professor jener Wissenschaft war, fortwährende Lesung von Galilei's Werke über die Bewegung schrieb. In demselben, worin er seine Ansichten von diesem Gegenstande entwickelte, und in der Handlung dem Galilei mit, der voll Bewunderung den Verf. zu sich einlud, lange genoß T. den Umgang jenes großen Mannes, der schon 3 Jahre starb, und wollte deshalb nach Rom zurück; allein der Großherzog ernannte ihn zum Lehrer der Mathematik und Philosophie zu Florenz, wo er mathematischen und physikalischen Studien mit dem größten Eifer fortsetzte. Schon 1647 durch einen frühen Tod den Wissenschaften entzogen. Er hat er genug gethan, um seinen Namen unter den ausgezeichnetsten Gelehrten zu verewigen. 1644 gab er s. „Trattato del moto“ vermehrt, in welchem mathematischen und physikalischen Werken heraus („Opera geometrica“, 4.). In dieser Sammlung zeigt er sich nicht bloß als einen würdigen Schüler Galilei's, sondern er hat auch durch eigne Entdeckungen die Naturwissenschaft ungemein bereichert. Die Mikroskope, welche er machte, waren von unübertrefflicher Vollkommenheit, und auch in Verfertigung der Linsengläser für die Fernrohre, um deren Verbesserung er sich ungemeine Mühe gab, besaß er eine besondere Geschicklichkeit. Die genauere Darstellung dieser und anderer Erfindungen findet man in den „Lezione accademic“, welche Tomaso Bonaventuri herausgab, in Quart, nebst dem Leben T.'s, herausgegeben hat. Er schrieb in der lateinischen Sprache mit Reinheit und Eleganz, und erwarb sich übrigens auch die Achtung Aller, die ihn persönlich kannten.

Torricelli'sche Leere. Die wichtigste Entdeckung, mit welcher Torricelli (s. d.) die Naturwissenschaften bereichert hat, ist die wahre Barometerversuche (s. d. und Leere). — **Torricelli'sche Röhre** oder Barometer genannt.

Törring (kath. Religion), ein altes Geschlecht, das schon in Baiern geblüht haben soll. Es führt s. Stamm bis auf Alrich den Älteren hinauf, und theilt sich in 2 Linien, Seefeld und Jettenbach. Letzte in der Linie Seefeld und Stimmme im westfälischen Grafencollegium; sie erhielt 1803 als Erbprinzeßin (für die Grafsch. Gronsfeld) die Grafsch. Guttentzell, jetzt unter königl. Hoheit ($\frac{1}{4}$ QM., 4 Dörf., 15,000 Guld. Eink.). Die Linie Seefeld in Baiern 12 Herrschaften und residirt in München, wo der Majordomus Clemens zu Seefeld, Erblandjägermeister in Baiern u. Geh. Rath, Präsident des Staatsrathes war. Von der Linie Jettenbach ist der Älteste Guttentzell übrig, welcher noch einige Herrschaften in Baiern besitzt, und 30,000 Eink. hat. Der Standesherr, Graf Jos. Aug., kön. bairischer Staatsminister und Präsid. des Staatsrathes, bekannt als Verf. des „Agnes Bernauerin“ und des histor. Schauspiels „Kaspar der Dörmann“, den 9. April 1826, 73 Jahr alt zu München. Ihm folgte sein Sohn Maximilian.

Torso (ital.), eigentlich der Größte, das Kernhaus von einem Baustein u. dgl., dann der Rumpf oder Rest einer Statue, welcher Kopf, Hände und Füße fehlen. Der Torso des Hercules im Belvedere des Vaticans ist das berühmte Bruchstück einer Statue des Hercules, das von Kennern als das größte Meisterwerke des Alterthums gehalten wird. „Auf das Beste handelt und verstümmelt“, sagt Winckelmann in s. „Geschichte der Kunst“.

Arme und Beine, wie dieſe Statue iſt, zeigt ſie ſich noch jezt Denen, die Geheimniſſe der Kunſt hineinzuschauen vermögend ſind, in einem ihrer ehemaligen Schönheit. Der Künſtler hat ein hohes Ideal einer Natur erhabenen Körpers, und eine Natur männlich vollkommener Jahre Hercules gebildet. Er hat, wie die Stellung des übrigen Reſtes urtheilt mit geſtühtem und aufwärtsgerichtetem Haupte geſeſſen. Man könnte in dieſer Hercules einer höhern Zeit der Kunſt näher kommt als ſelbſt der Eine griech. Inſchrift nennt den Künſtler Apollonius als Verfertiger dieſes Werks, daß gegen Ende d. 15. Jahrh. zu Rom gefunden wurde.

Torſenſon (Leonhard), ſchwediſcher Feldherr und Reichsrath, Graf zu b. zu Torſena den 17. Aug. 1603, geſt. zu Stockholm d. 7. Apr. 1651, in dreißigjährigen Kriege, war einer der beſten Zöglinge aus der großen Volkskriegſchule. Seit 1618 befand er ſich als Kammerknappe (Page) bei des Königs Perſon. Als Capitain der Leibcompagnie kam er (1630) Könige nach Deutschland, machte unter ihm und nachher unter Baner ge mit, ſtieg immer höher und befehligte bißweilen abgeſonderte Corps. Sturm auf Wallenſtein's Lager bei Nürnberg (24. Aug. 1632) wurde n und von Maximilian v. Baiern 6 Monate lang in einem feuchten Kerkſtadt eingesperrt. Dadurch ward ſ. Geſundheit zerrüttet. Wallenſtein Auswechſelung. 1639 ging T. nach Schweden zurück, und wurde zum ernannt, nach Baner's Tode aber ward ihm 1641 von der ſchwediſchen der Oberbefehl des Heers in Deutschland übertragen. Er fand hier die n Angelegenheiten in einer ſchlimmen Lage, faſt alle Bundesgenoſſen ſich getreten. Aber er brachte neue Truppen und Geld mit, und ſah ſich tande, den Krieg in die Erblande des Kaiſers zu verſetzen. Er lieferte den n bei Schweidnitz (21. Mai 1642) ein glückliches Treffen, nach welchem Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg an ſ. Wunden im ſchwediſchen r 10. Juni ſtarb; doch mußte T. vor der Übermacht des Feindes ſich ſen ziehen. Hier belagerte er Leipzig, wurde (23. Oct. 1642 a. St. v. n. St.) bei Breitenfeld in eben der Gegend, wo Guſtav Adolf ſeinen en Sleg (1631) erſochten hatte, von den Kaiſerlichen unter dem Erzherz b Wilhelm angegriffen, ſchlug ſie mit einem Verluſte von 9000 M., durch faſt ganz Sachſen wieder in ſeine Gewalt und ging aufs neue nach rind Mähren vor. — Die dänische Regierung hatte ſchon ſeit einiger elige Gefinnungen gegen Schweden, und beſonders die Abſicht gezeigt, dhandlungen zu bewirken, daß Schweden keine Beſitzungen in Deutſch en möchte. Strenge Unterſuchungen der ſchwediſchen, den Sund paſſchiffe, welche die dänische Regierung befohlen hatte, gaben die Veran n völligen Bruch zwiſchen beiden Staaten. T. ging unerwartet und i Dec. 1643, aus Schleſien nach Holſtein, und bemächtigte ſich, da nienmark auf einen ſolchen Angriff nicht vorbereitet war, des ganzen ſe i, die Feſtungen Glückſtadt und Krempe ausgenommen. Doch wurde , etwas gegen die dänischen Inſeln ſelbſt zu unternehmen, durch einen en Winter vereitelt. Dieſer lange, gegen 100 Meilen betragende, und n Jahren Jahreszeit ausgeführte Marsch T.'s iſt immer bewundert worden. it des Feldherrn abgerechnet, läßt er ſich nur daraus erklären, daß die als verhältnißmäßig weit mehr Reiterei hatten als in den folgenden Krie- daß man keine Magazine mitſichführte, ſondern, wie in den neuſten f Requiſition lebte. Der kaiſerl. General Gallas rückte den Schweden , glaubte ſie in Jütland und Schleswig aushungern zu können; aber T. erwartet bei ihm vorbei nach Deutschland, wohin ihm zwar Gallas folg- on T. an verſchiedenen Orten ſo umſetzt wurde, daß er Menſchen und . Siebente Aufl. Bd. XI.

Pferde durch Hunger verlor, und zuletzt mit nur wenigen Truppen in Böhmen kam. X.'s kühner Zug hatte viel zu dem nachher (23. Aug. 1645) zu Bres mit Dänemark geschlossenen, für Schweden sehr vortheilhaften Frieden beigetragen. Bald nach Wallas's Niederlage drang X. in Böhmen ein, in der Absicht, dem Fürsten von Siebenbürgen, Rakocz, zu vereinigen, der kurz vorher dem Kaiser in Krieg gerathen war. Ein kais. Heer unter Hassfeld und Götz kam entgegen, aber X. schlug sie (24. Febr. 1645) bei Jankow (Jankowitz) mit Verluste von 9000 M., und kam Wien so nahe, daß er der Stadt gegenüber und die Schanze an der Donaubrücke eroberte. Die Schweden vereinigten Ostreich ungehindert mit Rakocz; aber dieser machte bald darauf Frieden mit Kaiser, und X. belagerte Brünn vergebens. Vom Podagra heftig geplagt, X. öfters genöthigt, sich während der Treffen in einer Sänfte tragen zu lassen. Eben diese Kränklichkeit nöthigte ihn auch, 1646 den Oberbefehl abzugeben nach Schweden zurückzugehen, wo ihn die Königin Christine in den Grafen erhob und ihn zum Statthalter verschiedener Provinzen ernannte. Er starb nicht völlig 48 J. alt, und hinterließ nicht nur den Ruhm eines großen und tüchtigen Feldherrn, sondern auch eines Kenners und Beförderers der Wissenschaften und Künste. Er war Strateg im eigentlichen Verstande; vorzüglich wußte Artillerie gut zu gebrauchen. Der Krieg nahm unter ihm eine mildere Gestalt an. S. v. Lundblad's „Schwed. Plutarch“ (Th. 1; deutsch, Straßf. 1826).

Tortur (quaestio, peinliche Frage, scharfe Frage, question), eine Art von Bestrafung, die durch heftige körperliche Schmerzen, um die Wahrheit zu erfahren. Wenn man sie als das Mittel, ein Geständniß zu erzwingen, so erscheint sie als Unfönn, und es ist nicht zu leugnen, daß sie sehr oft, ja in den meisten Fällen nichts Besseres gewesen ist. Allein es müssen hier die Fälle unterschieden werden, wo wirklich ein Zwang zu einem Geständnisse vernünftigerweise gedacht werden kann, wenn schon gewiß ist, daß etwas zu gestehen ist (z. B. wenn der Dieb angeben will, wo er das gestohlene Gut versteckt hat, wenn Mitschuldige erkannt werden) und der Fall, daß darüber, der Befragte habe etwas zu gestehen, keine Gewißheit vorhanden ist. Für den ersten Fall können körperliche Schmerzen wie andre Übel als Zwangsmittel wol gebraucht werden, aber für den letzteren sind sie nur als ein Mittel anzusehen, den Befragten in einen Zustand zu bringen, in welchem alle andre Empfindungen, selbst die Liebe zum Leben, die Furcht vor der Strafe, Freundschaft und Haß, Meinungen und Zwecke aller Art von den leidlichen Geföhle des gegenwärtigen Leidens überdäubt und die Seele mit Ungültigkeit gegen alles Andre außer dem augenblicklichen Schmerz erfüllt wird. Nöchstens psychologisch ist dies gewiß nicht unrichtig; man griff zur Folter, nicht um Geständnisse zu erpressen, sondern um den Aussagen das Gepräge zu geben, wie sie in einer Stimmung abgelegt seien, wo man kein Interesse und keine Furcht zum Lügen mehr hatte. Daher fing man mit der Folter an, und selbst das Verstehen, Alles zu gestehen, konnte nicht immer davon befreien. So wurden, wenn ein Hausherr ermordet gefunden wurde, sämmtliche Sklaven auf die Folter gebracht, um Spuren des Thäters zu entdecken. Die Barbarei aber wendete von jeher die abscheulichen Mittel an, um den Verdächtigen auf dem kürzesten Wege in Schuldigen zu verwandeln, und die Lust am Strafen, wol auch Feindschaft und Rachsucht befriedigen zu können. Der Glaube des Mittelalters an die allgreifende Hand Gottes zum Schutz der Unschuld und Entdeckung der Schuldigen, welcher den Gottesurtheilen und gerichtlichen Zweikämpfen ihr Dasein gab, trug wenig zur weitem Verbreitung der Folter bei; man hoffte, daß Gott den Unschuldigen stärken werde, Schmerzen auszuhalten, welchen der Schuldbewußte unterliegen müsse. Die Kirche, welche ohnehin das Untersuchungsverfahren in eine systematische Form brachte, ging hier mit dem Beispiele voran, und als die

chen Mittel nicht mehr ausreichten, die Verbrecher zu fassen, als Feuerprobe ihre Kraft verloren hatten, ward die Tortur allgemein in Europa. Island rühmt sich mit Unrecht, die eigentliche Folter (Rack) nie gekannt zu haben; es hatte nicht allein, wenn der Angeschuldigte gar nicht antworten wollte (mute) bis 1772 seine fürchterliche peine oder richtiger *prisonne forte et grâfliche* Vereinigung von Erdrücken, Hunger und Durst, sondern selbst die Tortur war den Zeiten Heinrichs VIII. und seiner Kinder nicht fremd. Wurde sie allerdings als dem gemeinen Recht Englands entgegen erkannt, so ward sie unter der Königin Anna förmlich abgeschafft. Frankreich hatte die *question préparatoire*, um den Verbrecher zum Geständniß zu bringen, während der Untersuchung angewandt wurde, und den Angeschuldigten auch, wenn er schweigte, nicht gegen Verurtheilung schützte, und die *question préalable* der zum Tod Verurtheilte noch vor der Hinrichtung ausstehen mußte, um die Entdeckung der Mitschuldigen oder anderer noch unbekannter Umstände zu geben. So mußte 1574 sogar der Graf v. Montgomery (s. d.) vor seiner Hinrichtung aushalten, obgleich er nur durch einen unglücklichen Unfall beim Turnier den Tod Heinrichs II. veranlaßt hatte. Ludwig XVI. erließ das Edict vom 24. Aug. 1780 die *question préparatoire*, nicht die *question préalable* ab, die erst in der Revolution aufgehoben wurde. In England wußte sich die Ungeschicklichkeit der Juristen (der rechtsunkundigen Hauptleute, Bürgermeister) trotz ihrer öffentlichen Rechtspflege nicht befürchten, aus der Sache zu ziehen, als daß man jede Untersuchung mit der Verurtheilung, und mit der Hinrichtung endigte, und es war ein unsterbliches Verbrechen der Criminalgesetzgebung von 1532 (der so oft verlästerten „Carolina“), daß man die großen criminalistischen Wahrheiten gesetzlich anerkannte: 1) ohne einen directen und vollen Beweis soll Niemand gestraft; und 2) ohne hinreichende Verdachtsgründe (Indicien) soll Keiner gefoltert werden; aber die Verdachtsgründe rechtlich hinreichend sind, soll nicht wie bisher der unwissender Vogt, Amtmann, Hauptmann, der wol ein ansehnlicher, aber dennoch ein unfähiger Richter sein mochte, mit seinen gleich ungeschickten Schöffen beurtheilen, sondern darüber sollen rechtsverständige Männer, Gelehrte, befragt werden. Auch die so beschränkte Tortur kann vor dem Tode der Vernunft nicht bestehen; wenn man aber in jenen Zeiten nur die Tortur, entweder auf der einen Seite der fürchterlichen Wildheit und Rohheit des Laufes zu lassen, wo noch Adelige sich nicht scheuten, das Räuberhandwerk offen zu treiben, oder auf der andern Seite willkürliche Verurtheilungen auf bloßen Verdacht gutzubeißen: so wird jene Gesetzgebung als in herrlicher Fortschritt zum Bessern anerkannt werden müssen. So erkannte man die Tortur auch in den deutschen Gerichten, bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts zum Theil noch länger, weil man in manchen Ländern wunderlicherweise, sie könne, obgleich sie nicht mehr angewendet werden solle, doch noch ein solches Schreckbild von Nutzen sein. Die Arten der Folter oder die Mittel aufzuzählen, welche in den verschiedenen Gerichten in Gebrauch waren, ist ein wenig erfreuliches und sehr weitläufiges Geschäft sein; kaum hat man in einer andern Angelegenheit der menschliche Witz sich so thätig und fruchtbar in der Erfindung unaussprechlicher Schmerzen, bei welchen man auf die Qualen des Verurtheilten weniger Rücksicht nahm als darauf, daß nur nicht gar zu tief unter den Analen selbst den Geist aufgaben. Man hatte mehrere Grade der Tortur. Der erste bestand in Deutschland in Peitschenhieben bei ausgespanntem Arme (beriberische Tortur), Zusammenquetschen der Daumen in eingekerbten Eisenstücken, in Spizen versehenen Schraubstöcken, der zweite im heftigen Zusammenpressen der Arme mit harten Schnüren, in Zusammenschrauben der Beine

mit ähnlichen, nur größern Instrumenten wie bei den Daumen (spanische) ein kreuzweises Zusammenpressen der Daumen und großen Zehen geschah das sogen. mecklenburgische Instrument; der dritte Grad bestand im Austreten des Körpers mit rückwärts aufgerichteten Armen auf einer Bank oder Leiter, wobei die eigne Schwere des Körpers, wobei wol Gewichte an die Füße gehängt, recht anschaulich werden diese Grade der Folter, welche noch durch Brennen, Seite, auf den Armen, an den Nägeln erhöht wurde, in der Criminalordnung Kaiserin Maria Theresia von 1769 in 45 großen Kupfertafeln gemacht. aber noch eine Menge andrer Peinigungsmittel unter allerlei Namen, der pischen Mühe, ein höchst gefährliches Zusammenpressen des Kopfes; des g Hasen, einer Rolle mit stumpfen Spizen, über welche der auf der Leiter gespannte Körper auf- und abgezogen wurde u. s. w. Wer könnte ein Interesse finden, diese traurigen Erfindungen genauer kennen zu lernen! Frankreich 2 Grade, die *question ordinaire* und *extraordinaire*, und jedes beinahe seine besondern Marterarten. Im pariser Sprengel bestand sie in einer großen Menge Wassers, während der Körper an Händen und Füßen bend ausgespannt war. Diese mußte auch die berühmteste Giftmischerin, die zart gebaute Marquise v. Brinvilliers vor der Hinrichtung ausstehen, wie Sevigné sagt, daß ihr die Folter erlassen worden sei. Die bloße Bedrohung der Tortur hieß *Territion*; sie durfte auch nur in Gemäßheit eines förmlichen Erkenntnisses geschehen, und war *Verbalterritio*n, wenn sie mit bloßen Worten geschah, indem sie dem Verdächtigen angekündigt, er in die Marterkammer und zum Schein dem Scharfrichter übergeben wurde, der ihm die Instrumente zeigte und die Schmerzen, welche er ihm sogleich machen werde, auf das deutlichste beschrieb, ihn aber nicht angreifen durfte, bei der *Realterritio*n wurde der Verdächtige entkleidet, ihm auch die Werkzeuge wirklich angelegt, kein Schmerz damit zugefügt. Gewöhnlich wurde die Folter des Morgens frühe in einem entlegenen Gemache vorgekommen und eine Stunde lang fortgesetzt. Bekannte der Inquisit, so wurde innegehalten, leugnete er wieder, von neuem mit fortgefahren. Das abgelegte Geständniß mußte am andern oder dritten Tage ungezwungen wiederholt werden. Christian Thomasius, Hommel, Baubach, Voltaire waren die Wortführer der bessern Einsichten, welche die Abschaffung beiführten, allein durch diese Abschaffung ist eine große Lücke in der Gesetzgebung entstanden, welche durch das System der sogenannten außerordentlichen (deren Hauptverfechter E. F. Klein war) nur unvollkommen ausgefüllt ist. Die Gerechtigkeit einer gelindern Strafe bei nicht ganz vollständigem Bekenntnis immer sehr zweifelhaft bleiben: die Tortur aber abschaffen, ohne zugleich zu ordnen, daß das Geständniß nicht unbedingt nothwendig ist, und ohne zu bestimmen, daß auch dringende und vielfach zusammentreffende Indicien zur Urtheilung hinreichen sollen, heißt für die gefährlichsten Verbrecher eine allgemeine Straßlosigkeit aussprechen. Darum muß aber nicht die Tortur beseitigt, sondern es muß die entstehende Lücke auf eine verständige und gerechte Weise ausgefüllt werden.

Toskana, ein Großherzogthum in Mittelitalien, hieß in den ältesten, nur in weiterer Ausdehnung, *Tyrrhenten* (vgl. d., *Etrurien* in *Sennia*) und *Thuscien*. Nach dem Falle des römischen Reichs im J. 476 n. Chr.) herrschten hier Ostgothen, dann Griechen, endlich Longobarden. Von dieser Zeit an erhielt es den Namen *Toskana*. Karl der Große machte es zu einer fränkischen Provinz. Die Grafen oder Statthalter des Landes nannten sich, nachdem Ludwig der Fromme Italien in verschiedene Marken eingetheilt hatte, bald Markgrafen, bald Herzoge, und mußten ihre Würde erblich zu

ngte es durch Kauf von den Welfen, die auch Herzoge in Baiern waren, Friedrich I.; aber die Städte suchten sich unabhängig zu machen. Florencia's Hauptstadt, welche keine der kleinsten Rollen spielte, verband sich mit andern Städten gegen das Reich; Pisa mit wenig andern Städten treu (1197). Nun ward Toscana 300 Jahre lang durch den Welfen und Gibellinen verheert. (Vgl. Italien.) Seit der Mitte d. h. bildete auch Siena einen blühenden Freistaat. Darauf befeindeten die Städte der Adel und die Bürger. Jener ward durch die Revolution von aller Theilnahme am Stadtreger in Florenz ausgeschlossen. Uebten sich die wohlhabenden und die armen Bürger. Endlich erwarb sich Florenz durch Großhandel reiche Familie der Mediceer (s. d.) die Zuneigung der Bürger und die Herrschaft von Florenz, von 1434—1737. In dieser Zeit (s. d.) seit 1509, und Siena seit 1557 von Florenz unterworfen worden, zu einer hohen Cultur gelangt, sah das Blüthenalter der schönen Priester und Jünger besonders in dem reichen Florenz unter dem mächtigen der Mediceer eine sichere Zuflucht fanden. 1737 gelangte, in Folge des Friedens von 1725, das Land, das 1569 durch Cosmus I. von Medici in ein Herzogthum erhoben worden, nach dem unbeerbten Tode des Großherzogs Gaston von Medici, an Herzog Franz von Lothringen, und als dieser den Kaiserthron bestieg, an das Haus Oesterreich, und ward von einem Kaiser regiert, bis Napoleon es an sich riß, und ihm den alten Namen Etrurien gab. (Vgl. Etrurien und Lucca.) Nach Napoleons Sturz nahm, 1814, der Erzherzog Ferdinand III., zeitlicher Großherzog von Würzburg den Besitz von Toscana. Hierauf vereinigte der Congreß zu Wien den Großherzogthum Piombino nebst Elba (s. d.) und die Inseln welche ehemals kais. Lehen waren, mit Toscana. Nach dem Tode der Kaiserin Maria Louise von Parma wird auch das Herzogthum Lucca damit verbunden. Der jetzt regierende Großherzog von Toscana, Leopold II. (Oct. 1797), Neffe des Kaisers Franz I. von Oesterreich, folgte seinem Onkel Ferdinand III., d. 17. Jun. 1824. Dieser hatte, in Folge des Luneviller (9. Febr. 1801), Toscana an den nachherigen König von Etrurien, d. h. den Erbprinzen von Parma, Ludwig, Infanten von Spanien, einzigen Sohn des Kaisers I. von Parma, abgetreten, dafür durch den Reichsdeputationsbeschluß vom 1. Febr. 1803 Salzburg nebst Zubehör als Kurfürstenthum erhalten, dieses wieder im preßburger Frieden, d. 26. Dec. 1805 abtreten und dafür, d. 1806, Würzburg annehmen müssen; endlich gab ihm der pariser Friede vom Mai 1814 Toscana zurück. Der Großherzog Leopold vermählte sich mit Anna, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen (der Schwester des Königs von Hannover). — Das Großherzogthum Toscana ist eine Secundogenitur des Oesterreichs (s. d.). Es enthält gegenwärtig auf 396 \square M. in 36 Städt. und 2517 Gemeinden, 1,300,000 E., darunter 10,000 Zugfähige in Livorno (s. d.). Der Regent ist unumschränkt. Das Land hat eine Verfassung, noch bevorrechtete Stände. Die Einkünfte belaufen sich auf 300,000 Guld. Zur Bezahlung der Landesschuld wurden unter der franz. Regierung die Domainen verwandt; doch ist sie noch immer bedeutend (10 Mill. Guld.). Die Truppenzahl ist 3000 M., ohne die Landwehr. Die Marine ist schwach, doch ist Toscana in dem Schutzbriefe, den Oesterreich von der Pforte erhalten hat, mit begriffen. Als Ritterorden sind vorhanden: 1) Der Orden des h. Stephan, gestiftet 1554, erneuert 1817; 2) Der Orden des h. Michael, gestiftet in Würzburg 1807, auf Toscana übertragen 1817, als Verleihung für alle Stände kath. Religion; 3) Der Orden des weißen Kreuzes, gestiftet für das Militair. — Toscana ist ein mit allen Reizen der Natur ausge-

stättetes Land, von einem milden Klima. Die Winter sind so wenig kalt, daß in wenigen Häusern Kamine gefunden werden. Die Luft ist größtentheils mit Ausnahme der Sumpfigenden (Maremmen), namentlich um Siena. Beschwerden verursachen die Winde Sirocco und Libeccio. Der Appennin verläuft seine Äste in verschiedenen Richtungen durch das Land. Die flachen Gegenden sind mit Oliven-, Citronen-, Pomeranzen-, Aprikosenbäumen und Weinbäumen u. s. w. bedeckt; die bergigern tragen Kastanienwälder. Kleine Vulkane sind auch hier. Besonders reich ist Toscana an Gewässern, von denen aber Arno schiffbar ist; unter den Seen ist der Lago di Castiglione della Pescaia bedeutendste, von ungefähr 20 Meilen Umfang; Caudle sind überall angelegt. Mineralquellen sind vorzüglich um Pisa und Siena, kalte und warme, auch heiße. Unter ihnen ist das sogenannte Bad des Königs Porrena. Mineralreiche finden sich Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber, Zinnober, Schwefel, Alaun, Kalk, Gyps, Jaspis, Lasurstein, Chalcodon, Carniol, Flußkalk, Steinsalz, Seesalz und nicht unbedeutende Steinkohlenlager. Die Gesteine bestehen aus Granit, Kalk, Gyps, Sandstein, Luffstein u. s. w. In ihnen finden sich bisweilen Höhlen und Stellen, welche mephitische und Schwefelgas ausstoßen. Das Pflanzenreich enthält alle Arten vortrefflichen Getreides, Obstbäume (bekannt ist der Wein von Monte Pulciano) und Obstbäume, deren Erzeugnisse stark ausgeführt werden, die meisten Obstsorten, Mandeln, Kastanien, die Frucht der Gebirgsleute, Maulbeerbäume, Feigen, Apfelsinen, Pomeranzen, Krapp, Safran, Flachs, Melonen u. s. w. An Holz hat das Land einen länglichen Vorrath. Der Wiesenwuchs ist vorzüglich gut in den Berggegenden. Der Berg Montenero bei Livorno ist besonders berühmt wegen des Schatzes an seltenen Pflanzen, den er enthält. Es gibt hier gute Pferde, vortreffliches Vieh. Büffel, gute Schafe, Schweine, aber wenig Wildpret; an Geflügel, Gänse, Schnepfen, Lerchen, Rebhühner u. s. w., und viele Arten Wasservögel. Merkwürdigkeiten erwähnen wir hier noch eines bei Pisa befindlichen, aus dem Alterthum der Kreuzzüge herrührenden, Kameelgestüts, ohne welches die Messen und Jahrmärkte der Länder Europas nicht so reichlich mit Thieren dieser Art versehen würden. Die Toscaner sind schön gebaute Menschen, von sehr angenehmer Gesichtsbildung, zu Künsten und Wissenschaften am meisten geneigt und sehr italisches Volk, nicht ohne Anlage zur Dichtkunst (s. „Über den Zustand der Künste in Toscana“, Wien 1815); dabei gutherzig, artig und wohlgesittet, fleißig und doch arbeitsam. Die Sprache der Toscaner wird für die schönste und reinste Mundart des Italienischen gehalten. In der Landwirtschaft zeichnen sie sich theilhaft aus, wozu die Gesellschaft des Ackerbaues viel beiträgt; die Colonie Val di Chiana bei Arezzo, welche der Großherzog Leopold angelegt oder erweitert hat, sind für jeden Ackerbaufundigen und Staatsmann anziehend; auch treibt man viel Seidenbau, aber der Bergbau ist in einem schlechten Zustande. Gewerbe und Handel blühen. Es gibt vorzüglich Fabriken in Seide; man zählt 8 Seidenmühlen; der florentinische Sammet, die künstlichen Blumen und die Hüte sind bekannt. Bedeutend ist der Producten-, Expeditions- und Transithandel, besonders mit der Levante. An die ehemalige Blüthe der Künste und Wissenschaften in Toscana erinnern die Namen Dante, Petrarca, Galilei, Machiavelli, Giotto, Cimabue, Leonardo da Vinci, Michel Angelo u. a. m., deren Vaterland Toscana war. Universitäten hat das Land zu Florenz, Pisa und Siena, mit wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Zu Pisa ist eine Sternwarte; zu Florenz die florentinische Akademie und die der schönen Künste. Es gibt mehrere Kunstschulen, auch Vorbereitungsschulen; aber für den Volksunterricht fehlt es an Lehrern. Denn man zählte 1818 in diesem gebildetsten Lande Italiens 750,000 Menschen (also fast 3 Viertel der ganzen Bevölkerung), die weder lesen, schreiben,

nen. Man will daher Volksschulen nach Lancaster's Lehrart anlegen. Herrschende Kirche ist die römisch-katholische. Über die Residenz- und Florenz (s. d.).

T a l e i n d r u c k (Gesamteindruck) ist der Eindruck, welchen ein Gegen- Ganzes und überhaupt hervorbringt. Insbesondere verlangt man von Kunstwerken einen Totaleindruck, und fordert damit, daß alle Theile derselben ihrer Mannigfaltigkeit, zur Hervorbringung eines solchen Eindrucks sollen. Dieser Totaleindruck aber soll ein ästhetischer sein, d. h. es Kunstwerk das Gemüth des Gebildeten in eine harmonische Stimmung bringen. Dies geschieht bei den sogenannten Künsten der Zeit (Dicht- Kunst) dadurch, daß eine Reihe von Gedanken und Empfindungen in uns erweckt wird, durch welche ein lebendiges Bild oder eine in sich selbst voll- Stimmung zu Stande kommt, und mit dem uns in jedem Augenblicke Ge- gleichsam wie aus einem Reime, sich immer entschiedener entwickelt; bei den des Raumes (Malerei, Bildhauerkunst) dagegen so, daß wir mit fort- Anschauen Dessen, was als Ganzes sogleich äußerlich vor uns steht, die in- der Idee ausgehende und durch wechselseitige Beziehung der einzelnen Theile auf dieselbe bewährte Einheit, anerkennen, und zu einer harmonischen Stimmung uns angeregt finden. Ein solcher Totaleindruck findet nicht statt, 1) in der überschaulichen Vielheit der Theile die Auffassung des Ganzen unmöglich macht z. B. ein Werk der bildenden Kunst von irgend einem Standpunkte, von einem bestimmten Augenpunkte, als ein Ganzes muß wahrgenommen werden können, wo der lebendige Zusammenhang der Theile (Organismus) mangelt, ver- fehlen eine das Ganze beherrschende Idee, gleichsam das Lebensprincip des Ganzen, alle Theile durchdringt, verbindet und gestaltet (s. O r g a n i s a t i o n), die Theile entweder nicht innig und kräftig verbunden, oder so verschiedenartig, daß eine Bedingung unmöglich ist, und einer die Wirkung des andern ver- über endlich das Einzelne in seiner Ausbildung und Wirkung aus seinem Zusammenhang Verhältnisse heraustritt, die Aufmerksamkeit von dem Ganzen abzieht, das Wesentliche in Schatten gestellt wird. (S. K u n s t III.) T.

T a l i t ä t (Gesamtheit) bezeichnet die Eigenschaft eines Dinges als eines Ganzen, welches in der Verbindung aller seiner Theile besteht, oder den Inbegriff aller Personen oder Sachen einer bestimmten Gattung; entgegengesetzt der S i n g u l a r i t ä t (Einzelheit) und P l u r a l i t ä t (Mehrheit). Sie ist insbesondere Eigenschaft des Kunstwerks, welches alle diejenigen Beziehungen und Gedanken enthält, durch welche sich eine ästhetische Idee klar und erschöpfend ausspricht — in dieser Hinsicht auch von einigen Vollständigkeit genannt wird, wiewol nicht völliger Bestimmtheit festsetzen läßt, wieviel zur Sphäre eines ästhetischen Kunstwerks, sowol den Theilen als ihrer Beziehung zum Ganzen nach, gehöre, darzustellenden Gegenstand oder die Idee desselben zu erschöpfen, oder welche ein Kunstwerk haben müsse, um vollständig zu sein. Denn die Wirkung des Künstlergeistes ist frei, und das Kunstwerk unendlich in seinen Beziehungen (S. B e g e i s t e r u n g.) In einem speciellern Sinn wird von der Totalität einer Kunstgattung, z. B. des Epos, gesprochen. T.

T o t i l a, König der Ostgothen in Italien, bestieg den Thron 544 n. Chr. gegen die römischen Heere, durchzog Italien als Sieger und unterwarf sich durch seine Tapferkeit, durch Edelmut und Milde ganz Italien, bis auf Rom und einige Städte, welche die byzantinischen Soldaten besetzt hielten. Er war mit der Eroberung Roms beschäftigt, als Belisarius erschien und die Gothen lebhaft, aber vergeblich, angriff. Die Stadt wurde durch Hunger auf das äußerste gebracht. Er öffnete einige Thore, welche die Wälle vertheidigten (17. Dec. 546), ließ die byzantinische Heere die Thore, und Totila zog mit seinen Truppen in die von der

römischen Besatzung verlassene Stadt ein. Auf des Pelagius Bitten schenkte Sieger das Leben der Einwohner und die Ehre der Frauen, allein er gestattete den Truppen eine freie Plünderung. Erzürnt, daß Justinian seine Forderungen an Belisar verwiesen hatte, fing L. an die Stadt zu zerstören. Im dritten Theil der Mälle hatte er schon abtragen lassen, und wollte sodann die vollsten und ehrwürdigsten Gebäude in Asche verwandeln, als er vom Kaiser eine Vorstellung gegen dieses barbarische Verfahren erhielt. Hierdurch zur Legung gebracht, verließ er die Stadt, und führte die Senatoren mit sich. Jetzt nahm Belisarius mit seinen wenigen Truppen die Stadt ein, stellte die Mälle wieder her und rief die zerstreuten Einwohner zurück. Auf die Kunde kam auch L. wieder, um die Stadt von neuem zu erobern. Aber seine Anstrengungen waren vergebens, und er mußte sich nach großem Verlust zurückziehen. Er schlug ein römisches Heer in Apullen, erschien mit Verstärkungen abermals vor Rom, und nahm es durch Verrätherei der isaurischen Wache ein. Jetzt verweigerte er vom Justinian die Abtretung von ganz Italien, allein der Kaiser ließ die Befehle nicht ordnen, nicht vor sich. L. rüstete also eine zahlreiche Flotte aus, nahm Reggio und Tarentum ein, und ging nach Sicilien über. Er unterwarf sich diese Insel, bemächtigte sich dort großer Schätze und einer außerordentlichen Menge von Pferden und Hornvieh, bemächtigte sich auch Sardinien und verheerte die Seelküsten von Griechenland. Zugleich belagerten seine Truppen Ancona, allein die gothische Flotte ward gänzlich von einer Flotte des Kaisers geschlagen, die Gothen mußten die Belagerung aufheben, und bald nachher wurden ihnen auch Sicilien wieder genommen. Justinian wollte jetzt ernstlich Italien von L.'s Gewalt befreien und ersetzte nach des Belisarius Zurückberufung dessen Stelle durch den Marses, einen tapfern und geschickten Feldherrn. Marses zog mit einem großen Heere (Lombarden, Heruler u. A.) über die julischen Alpen in Italien, und ging von Ravenna her auf Rom los. L. versammelte alle seine Kräfte in der Nähe dieser Stadt, und rückte dem Marses bis Vista Gallorum entgegen. Taginae, eine Ebene, wo einst der Sage nach, Camillus die Gallier besiegte, entgegenging. Marses ließ dem L. in Justinian's Namen Verzeihung anbieten. Der Gothenkönig antwortete auf die schimpfliche Botschaft, daß er siegen oder sterben wollte, und griff am nächsten Morgen (im Juni 552) an, allein seine Reiterei ward in die Flucht geschlagen, setzte auch das Fußvolk in Verwirrung, und die Gothen wurden gänzlich besiegte. L. entfloh mit 5 Begleitern. Er ward jedoch von einem Anführer der Gepiden, eingeholt, der ihn, ohne ihn zu erkennen, mit einer Lanze durchbohrte. Mit ihm sank auch der Ruhm der Gothen. Nach dem Tode L.'s gleichzeitiger Schriftsteller war L. ebenso heldenmüthig als mäßig, mäßig und gerecht. Die letzten Gothen wählten den tapfern Tejas zu ihrem Anführer. Dieser fiel in der Schlacht bei Nocera, 1. Oct. 553.

Lott (Franz, Baron v.), ein ungarischer Edelmann. Nachdem er im Gefolge des franz. Gesandten, Vergennes, Konstantinopel besucht und während eines 3jährigen Aufenthalts daselbst die türkische Sprache erlernt hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, war dann eine Zeitlang franz. Resident bei dem krimmischen Tataren, und begab sich nach dessen Tode wieder nach Konstantinopel, wo er, in dem Kriege mit Rußland, zur Verbesserung des Artilleriewesens, der Stückgießerei, sowie zur Befestigung und Vertheidigung der Dardanellen gebraucht wurde und wesentliche Dienste leistete. Nach erfolgtem Frieden (1792) ging er nach Frankreich, besuchte sodann in Auftrag der Regierung die levantischen Handelsplätze, zog sich darauf in die Einsamkeit zurück, und starb zu Tagmasdorf in Ungarn 1793. Wir verdanken L. sehr anziehende Nachrichten über die Tataren, die Archipelagus, Ägypten, Syrien u. s. w.

Toulon, Stadt in der ehemaligen Provence, jetzt der Hauptort eines

als im franz. Depart. des Var, mit einem vortrefflichen Hafen für
 se, wozu auch die Galeeren, die vormalig ihre Station zu Marseille
 kommen sind, liegt an einer Bucht des mittelländ. Meeres, und besteht
 ten und neuen Quartiere; in dem erstern ist die ehemals bischöfl. Haupt-
 das schöne Rathhaus, in dem neuen schöngebauten Quartiere ist der
 Bataille, eine herrliche Promenade. Der alte und neue Hafen haben
 eines Canals Verbindung mit einander, und sind mit einem schönen
 Dämmen (Molos) eingefast. In dem Hafen findet man das große
 l, große Magazine, die Schiffswerfte und die Werkstätte der Hand-
 ie für die Flotten arbeiten. Jedes Kriegsschiff hat hier ein besonderes
 die Kanonen und Segel sind aber an gewissen Orten beisammen. Das
 Magazin mit seiner bewundernswürdigen Ordnung und seinen großen
 , die geräumigen Werkstätten der zum Schiffsbau gehörigen Handwer-
 is 320 Klastern lange massive Gebäude zur Verfertiung der Tane und
 le haben wenig ihres Gleichen. Jeder von beiden Hafen hat einen engen
 and wird von starken Batterien beschützt. Vor dem Hafen liegt die vor-
 thebe, die in die alte und neue eingetheilt wird, zwischen welchen ein
 ler Thurm steht; auch dienen mehre Forts zur Vertheidigung derselben,
 haupt Toulon von der Seeseite unangreifbar ist. Es zählt jetzt 22,000 E.
 p. Die Fabriken sind von keiner Wichtigkeit. Die große Segeltuchfabrik
 reherei arbeiten bloß für die Marine. Wichtiger sind die Fischerei und der
 it der Levante und Amerika. In der Umgegend wachsen viele Capern.
 b dieser Platz von den Verbündeten unter dem Herzoge von Savoyen und
 l. General, Prinzen Eugen von Savoyen, zu Lande, und von der engl.
 ad. Flotte zu Wasser bombardirt, sodaß die Stadt meist zerstört wurde,
 : Schiffe im Hafen verbrannten. Die Belagerung mußte jedoch aufgeho-
 n. Nachher sind die zerstörten Werke wieder ausgebessert und noch viele
 den Anhöhen angelegt worden. 1744 fiel zwischen dieser Stadt und den
 Inseln eine Seeschlacht zwischen der engl. und der franz.-spanischen
 . 1793 übergaben die gegen die revolutionnaire Regierung aufgebrachten
 b Soldaten in Toulon die Stadt durch freiwillige Übereinkunft der engl.
 schen Flotte. Beide wurden zwar bald darauf durch eine Belagerung ver-
 über sie zerstörten vor ihrem Abzuge einen großen Theil der Arsene, ver-
 20 Kriegsschiffe und Fregatten, und führten die übrigen 3 Kriegsschiffe
 gatten mit hinweg. Hierdurch, und noch mehr durch die darauf erfolgte
 ztigung von Seiten der revolutionnairen Regierung verlor Toulon be-
 an Bevölkerung und Wohlstand. Die Arsene sind jetzt größtentheils
 gestellt, und 1810 ward eine Marineschule von 300 Zöglingen daselbst
 Der Bagno von Toulon (Verwahrungsort von mehr als 4000 Galeeren-
) erhielt 1817 eine menschlicher zweckmäßige Einrichtung.

Toulouse, die ehemalige Hauptstadt der franz. Prov. Languedoc, jetzt im
 haute-Garonne, ist alt, hat 8 Thore, wohlgebaute Kirchen und Häuser,
 krumme und enge Gassen, eine königl. Münze, eine Universitätsakade-
 4 Facultäten, ein königl. Collegium, eine Gesellschaft der Künste und
 asten, eine öffentliche Bibliothek, eine Sternwarte, einen botanischen
 8800 H. und 52,000 E. Über die Garonne, an welcher die Stadt liegt,
 der schönsten Brücken von 810 Fuß Länge und 72 Fuß Breite, mit einem
 bogen, und verbindet die Stadt mit der Vorstadt St.-Cyprien. Unter
 lichen Gebäuden zeichnen sich aus: der erzbischöfl. Palast, das Rathhaus
 tol, dessen Fagade kurz vor der Revolution prächtig neu erbaut worden
 der schönsten in ganz Frankreich, das große Schauspielhaus, die Satur-
 mit vielen Reliquien, die Capucinerkirche mit einer merkwürdigen Krypta,

die Dominicanerkirche mit Thomas von Aquinos Sarkophage etc. Auch gibt hier noch verschiedene Überreste von römischen Amphitheatern und Wasserleitungen. Sowol die Garonne als der unterhalb der Stadt hingehende Canal von Langon sind dem Handel sehr vortheilhaft. Die Handlung mit Getreide, Mehl und Holz der Landschaft, mit spanischer Wolle und den hiesigen Manufacten von Tüchern, Seiden- und Baumwollensstoffen ist freilich beträchtlich, entspricht nicht der zum Handel so sehr günstigen Lage der Stadt. Über die Verurtheilung des unglücklichen Calas durch das hiesige Parlament s. d. Wegen der Paris aus zu spät angelangten Nachricht von der Thronentsetzung Napoleons den bei Toulouse noch d. 10. April 1814 die Franzosen unter Soult, von den bündeten Engländern, Spaniern und Portugiesen unter Wellington, in Schlacht besiegt, und die Stadt von den Engländern am 11. April eingenommen. S. auch Lomenie de Brienne (Ergblsch. von Toulouse).

Tournesfort (Joseph Pitton de), ein berühmter Botaniker, geb. in der Provence 1656; fand schon in seiner Kindheit das größte Vergnügen Kräuter sammeln, so daß er ohne Anleitung sich mit allen in der Gegend wachsenden Kräutern in kurzer Zeit bekannt machte. In dem Jesuitencollegium daselbst erhielt er seine Schulergziehung und studirte nachher zu Montpellier Logie, Anatomie und Medicin, vorzüglich aber Botanik. Der Tod seines Vaters (1676) verschaffte ihm völlige Freiheit, seiner Lieblingsneigung zu folgen, jetzt unternahm er mehre Reisen durch Frankreich, die Pyrenäen, England, Irland und Spanien, auch eine auf Kosten des Königs nach der Levante. 1683 ward er als Prof. der Botanik bei dem königl. Pflanzengarten in Paris angestellt, dessen Bereicherung er viele Reisen machte, und 1692 zum Mitgliede der Academie der Wissenschaften ernannt. 1694 gab er s. erstes Werk: „*Eléments de botanique, ou méthode pour connoître les plantes*“ (3 Bde., 4., mit vielen Kupfern heraus, und erwarb sich dadurch einen unsterblichen Namen, da er eine neue Bestimmung der Pflanzengattungen einführte, deren Charaktere besonders der Gestalt der Blumen hergenommen sind. Bis zu Linné's Zeiten war L. s. System das beliebteste, und eine Menge von Pflanzen verdanken ihm ihre Benennung. 1700 erschien eine vermehrte Ausg. jener Elemente: „*Institutiones botanicae*“ (3 Bde., 4.), und 1719 eine von Anton Jussieu mit 489 Kpf. Das zweite Werk folgte s. „*Histoire des plantes qui naissent aux environs de Paris*“ (1698, 12., neu bearbeitet von B. Jussieu, 1725); ferner s. „*Relation d'un voyage du Levant*“ (Paris 1712, 2 Bde., 4.; deutsch, Nürnberg 1776, 3 Bde. u. s. w.). L. ging überall mit philosophischem Geiste zu Werke, wodurch s. Werke um so schätzbarer werden. Durch einen unglücklichen Zufall quetschte er in einer engen Straße zu Paris an einem schnell vorüberfahrenden Wagen die Hand und starb an den Folgen davon 1708.

Tournois (Livre), s. Livre.

Loussaint l'Duverture, ein Neger auf St. Domingo, der die Tugenden eines Feldherrn und Gesetzgebers mit Edelmuth, Rechtsinn und Menschlichkeit vereinigte. Als Sklave 1745 geb. (auf einer Pflanzung des Grafen de Cayenne unweit des Cap François) erlernte er, unter den niedrigsten Beschäftigungen ohne allen Unterricht, lesen, schreiben und rechnen. Sein Durst nach Kenntnissen erwarb ihm die Gunst seines Vorgesetzten, des Oberaufsehers der Plantagen, von de Libertas, der ihn zu seinem Kutscher machte, und die Achtung und Berücksichtigung seiner Mitklaven. Indessen blieb er nach seiner im 25. Jahre erfolgten Verheirathung Sklave seines Herrn, der ihm jedoch seinen Zustand zu erleichtern suchte. Dies benutzte er, und machte sich mit den in Libertas's Bibliothek befindlichen philosoph. Schriften (worunter ihn die von Raynal am meisten anzogen), den Werken über Staats- und Kriegswissenschaften bekannt. Als 1791, in

am 21. zum 22. Aug. die erste Negerempörung auf St.-Domingo ausbrach, ward auch er von seinen Landblenten zu Rathe gezogen, nahm aber erst, wenn er seinen Herrn nach dem festen Lande von Amerika in Sicherheit gebracht, bei dem unter Biassou's Befehlen stehenden Negerheere Dienste, und ward nach diesem im Commando. Als Biassou sich theils durch Grausamkeit, theils durch fehlgeschlagene Unternehmungen den Haß seines Heeres zugezogen, ward L. an seiner Stelle (1793) zum Divisionsgeneral ernannt. Hier zeigte er ebenso viel Genie als Kenntniß der Kriegskunst, und der zur Staatsverwaltung erforderlichen Fähigkeiten. Die Grausamkeiten wider die Weißen wurden mit Unrecht zur Last gelegt. Manche von den Barbareien, welche Dessalines übte (s. Haiti), fielen auf L. zurück, weil dieser, obgleich mit der obersten Gewalt in der Colonie bekleidet, nicht im Stande war, den wilden Dessalines zu zügeln. Menschlich in dem unmenschlichsten aller Kriege, suchte L., so viel an ihm war, jede Art von Barbarei zu verhindern, und übte nur dann Rache, wenn Nothwendigkeit sie gebot. Ein engl. Officier, Rainsford, in s. „Gesch. der St.-Domingo“, gibt ihm das Zeugniß, daß er sich, als Gouverneur und General, durch Gerechtigkeits- und Menschenliebe, durch gutes Benehmen ansehnliche Anstalten zum Besten des Landes mit Recht die Liebe der Neger erworben habe. 1796 hatte L. bei einem Volksaufstande in der Capstadt den franz. Gefangenen gemachten Gen. Laveaux befreit, als Gouverneur wieder eingesetzt, zur Belohnung dafür zum franz. Divisionsgeneral und Gouvernementsrath auf St.-Domingo ernannt, und befehligte hierauf unter Rochambeau den Theil des franz. Heers. Die bessere Ordnung, die er allenthalben einführte, gewann ihm viele Anhänger; auch machte er 1797 bedeutende Fortschritte gegen die Engländer, so daß ihm das franz. Directorium einen Ehrensäbel schenkte, und ihn Obergeneral aller Truppen auf St.-Domingo ernannte. Indessen widerstand L., nachdem er 1798 noch wichtigere Fortschritte gemacht hatte, der Anerkennung der franz. Abgeordneten, und suchte sich von ihnen unabhängig zu machen. Das Directorium stellte sich jedoch fortwährend gut gegen ihn, und auch er schien dem Verhältnisse bleiben zu wollen, weshalb er seine beiden Söhne nach Frankreich schickte, um sie dort erziehen zu lassen. Als aber der Divisionsgeneral Hedouville den General Rigaut befehl, L.'s Befehle nicht anzuerkennen, brach 1799 zwischen L. und Rigaut, dem Oberhaupte der Mulatten in den südlichen Departements, ein heftiger Bürgerkrieg aus; Ströme Blutes flossen; zuletzt war L. Herr der ganzen Colonie. Er stellte nun die Ordnung im Norden wieder her, gab eine Amnestie an, entwaffnete die rebellischen Schwarzen, und schickte die vollen franz. Abgeordneten, welche durch ihre Umtriebe alle Unordnungen verursacht hatten (den Gen. Hedouville, Santhonax u. a. m.), nach Frankreich zu, die ihn nachher aus Rache verleumdeten. Von 40 Gefangenen verurtheilte er 3, und unter diesen seinen eignen Neffen, Moysse, zum Tode. Die Einwohnerstadt wollten ihn auf das feierlichste empfangen, und überreichten ihm eine Kränze mit den Worten um sein Bildniß: „Après Dieu! c'est lui!“ Allein er nahm jede Auszeichnung ab. Seine Absicht war, durch die Rettung von Frankreichs wichtigster Colonie sich die Achtung der franz. Regierung zu erwerben. Als eine Maßregel erschien dem argwöhnischen Oberconsul immer verdächtiger. Deshalb 1801 eine Flotte unter dem General Leclerc und dem Admiral de Joyeuse nach St.-Domingo ab. L. ließ ihnen bei ihrer Ankunft zu erkennen, daß er auf keine Weise ihnen erlauben werde, in die Stadt zu kommen. Wenn die Übergabe der Stadt den franz. Befehlshabern verweigert wurde, begann sie einen heftigen Angriff. Die Schwarzen, unter dem Befehl des Generals Christoph, flüchteten und warfen, mit Fackeln bewaffnet, Feuer sowol in die Stadt als in die übrigen Besatzungen, durch welche sie sich zurückzogen, wodurch

die Colonie schrecklich verheert wurde. Vergebens schickte Leclerc dem L. seinen Sohn, welche er aus Frankreich mit zurückgebracht hatte, zu, um ihn gebender zu machen; daher erklärten die franz. Generale ihn und Christoph Mord; sie wurden geschlagen, mußten sich in die Wälder zurückziehen, und Unterhandlungen anfangen. Leclerc bewilligte einen Waffenstillstand und die Unterwerfung der Negergenerale unter der Bedingung an, daß L. und Christoph sich nach den ihnen angewiesenen Orten begeben mußten. Desshalb Christoph suchten jetzt, voll Haß und Reiz, L. ganz aufzuopfern. Ein Vorhaben, worin L. insgeheim einen Aufstand vorbereitet haben sollte, ward dem General in die Hände gespielt, worauf dieser den nicht besorgenden, im Schoß seiner Familie auf seinem Landgute lebenden L. und einige Andre, zu Anfang durch den General Brunnet verhaften und nach Frankreich einschiffen ließ. Ankunft in Nantes, im Aug. 1802, besuchten ihn im Gefängnisse der Präfect und andre Behörden, denen er in Beziehung auf sein Schicksal mit Nachdruck sagte: „Vous avez ma tête, mais vous n'avez pas ma queue, vous vous repentirez de vos inconvénients“. 24 Stunden darauf nach der Festung Joux bei Besançon gebracht, wo man ihn 1803 in seiner Zelle todt gefunden hat. Er war, 58 Jahr alt, an Gift gestorben und hinterließ 3 Söhne. — L. war ein seltener Mann; ebenso stark im Unglück als im Glück; er that er nichts der Tugend Unwürdiges. Die außerordentlichsten Opfer kostete nichts, wenn er dadurch seine Landsleute aus der Sklaverei reißen konnte; begreiflichem Scharfblick entdeckte er auch die verborgensten Fellen, die man dem Verderben ersann. Er war um so unerforschlicher in seinen Plänen, sie unter einer anscheinenden Offenheit verbarg. Der Leichtigkeit wegen, mit der in alle vertragsame Vorschläge einging, hatte man ihm den Beinamen l'Ouverture gegeben. Er baute die Grundlagen zu der bürgerl. Bildung eines neuen Staats; sein für den Krieg wie für den Frieden gleich fähiges Genie verband in sich jene Kaltblütigkeit der Anordnung mit dem Feuer der Ausführung, selbst Unfälle unschädlich macht. Nie konnte ihn ein noch so unerwartetes Uebel aus der Fassung bringen, er fand schnell den sichersten Ausweg. Mit dieser Festigkeit verband er die genaueste Kenntniß des Landes. Sein Körper war kräftig und nicht zu groß; sein Anstand war edel und kräftig; sein Gesicht Ausdruck, sein Blick rasch und durchdringend, seine ganze Haltung Aufmerkungsgebietend. In seinen Genüssen war er mäßig, in seiner äußern Erscheinung liebte er Pracht und Glanz. Er war misstrauisch, in Folge seiner Verhältnisse; auch war er religiös und bestieg wol selbst die Kanzel, wo er den Soldaten mit Kraft und Nachdruck Reden hielt. Ruhe bedurfte er nicht; immer beschäftigt, arbeitete er mit größter Leichtigkeit. Er hatte 5 Secretäre, täglich mehr als 100 Briefe beantworten mußten. Ubrigens besaß er ein lebhaftes Gedächtniß, war guter Vatte und Vater, sehr dankbar gegen seine Helfer und Freunde, im bürgerlichen Leben ebenso zuverlässig als schlaue Politiker. Seine Landsleute liebten und bewunderten ihn bis zur Schwärze und seine Feinde fürchteten ihn. „L.“, sagt Grégoire von ihm, „war der Hersteller des Gottesdienstes auf St.-Domingo, und sein Eifer hatte ihm den Namen des Capuciners von Leuten erworben, denen man einen ganz andern geben konnte. . . . Daß L. grausam, Heuchler gewesen sei, — ich habe keinen Grund, es zu leugnen; aber die Weißen —! Man muß in keiner Sache urtheilen, welcher man nur Eine Partei hörte. Vielleicht kommt die Zeit, wo auch die Schwarzen schreiben und drucken lassen, oder wo irgend ein Weißer mit unparteiischer Erzählung“. *)

*) Dies ist geschehen. M. f. „Hist. de l'insurrection des esclaves dans l'

Der, eine Art von Citadelle an der Dfseite, jedoch außerhalb des Besitz von London, nicht weit von der Themse, das engl. Staatsgefängniß, und theilweise in Verfall. Ihr Name kommt von dem Thurm, den der Helm aus Quadersteinen zur Erhaltung der Ruhe in der Hauptstadt erhielt. Dieses Gebäude ward nach und nach durch Zusätze vergrößert und bedeckte das Ganze umfaßt 12 Morgen Fläche und ist mit einem mit Steinen gemauerten Wall und tiefen Gräben umgeben. Die Merkwürdigkeiten des Tower den Fremden sind die wilden Thiere, als Löwen, Tiger etc. Ferner das Gefängniß, ein ungeheueres 2 Stock hohes Gebäude. Das Geschütz ist im Erdgeschoss ein herrlicher Waffensaal, 350 Fuß lang, 50 breit, voll Flinten, Pistolen, die sämmtlich so ordentlich als geschmackvoll aufgestellt sind, aus 200,000 M. bewaffnet werden können. Die Horsearmory oder die Kammer ist die Vorstellung der engl. Könige von Wilhelm dem Eroberer bis Georg II. in ihren Rüstungen zu Pferde, nach dem Leben. Die span. (spanische Rüstkammer) enthält die Waffen und Rüstungen, welche der unüberwindlichen Flotte 1588 abgenommen und nach London gebracht wurden. Auch König Heinrichs VIII. nächtlicher Spazierstock, worin sich 3 Personen befinden, und das Beil, womit Anna Boleyn enthauptet worden etc.,

Die hier befindlichen engl. Reichskleinodien werden nur hinter einem Schlüssel verwahrt, und wer sie sehen will, muß sich überdies so lange einschließen lassen, bis ein engl. Oberst Blood unter Karl II. wollte sie mit Gewalt wegnehmen, aber Zeit man sich dieser Vorsicht bedient. Diese Reichskleinodien bestehen in Kronen von großem Werthe, in gleichen Reichsapfel, Scepter, einem Scepter, worin die königl. Familie getauft wird, einem goldenen Adler, worin das Wapen der Könige und Königinnen enthalten ist u. s. f. Bis zur Errichtung eines neuen Münzgebäudes in einer andern Gegend der Stadt, ward alles noch im Tower geschlagen, und es war keine Münzstätte weiter im Königreich, außer der Münzmaschine eines Privatmannes in der Gegend von Birmingham, wo Scheidemünzen geprägt werden. Noch ist im Tower ein großes und sehr Pulvermagazin, und eine Kirche, worin viele vornehme Personen, die hingerichtet sind, begraben liegen, z. B. Anna Boleyn und Catharina Howard, Gemahlinnen Heinrichs VIII. u. a. m. Ferner ein Archiv, worin Nachrichten und Urkunden von den Zeiten König Johanns bis auf Richard III., in 56 Bänden aufbewahrt werden. Gegen Erlegung einer Kleinigkeit darf man davon alles haben, was man will. Die Stelle eines Governors oder Oberbefehlshabers des Tower ist sehr ansehnlich und einträglich. Unter ihm steht ein Lieutenant-General, ein Deputy-Lieutenant und ein Major. Hinter dem Tower an der Themse stehen 12 Kanonen, die bei Feierlichkeiten, und wenn der König ins Parlament gefeuert werden. S. J. Bayley, „History and antiquities of the Tower of London 1821, 2 Thle., 4.).

Toxikologie, die Lehre von den Giften und Gegengiften; von dem *toxikon*, welches eine besondere Art des stärksten Giftes, womit die Alten Pfeile und Wurfspeere vergifteten, nachher aber jede Art von Gift bedeutete.

Domingue“, von Ant. Metral (von 1789—1804; 3 Bde., Paris 1819), und von Ant. Regis „Mémoires sur Toussaint l'Ouverture, justifié par ses actions et ses intentions dirigées contre lui“ (Par. 1818). Beide Schriften sind zusammen neu in der Schrift: „Hist. de l'expédition des Français à Ste.-Domingue etc.“, von Ant. Metral (Paris 1825). Nur Lacroix (in f. „Mém. pour servir à l'hist. de Ste.-Domingue“, 2. Aufl., Paris 1820) urtheilt weniger günstig von L., ihm zwar kein Tyrann, aber auch kein Muster von Edelmuth war. Vereitelung, Verstellung und unersättlicher Ehrgeiz bildeten die Hauptzüge seines Cha-

In dieser Lehre sind die Werke von Frank und Orfila ausgezeichnet; sowie D. Buchner's (Prof. in München) „Toxikologie“ (2. Aufl., Nürnberg 1827), D. E. Witting's „Übers. der wichtigsten Entdeckungen im Felde der Toxikol. bes. der chemisch-gerichtl. Untersuchungen“ (1. Bd., Hanover 1827).

Trabanten. Hiermit bezeichnet man 1) diejenigen himmlischen Körper, die zwar ihr Licht und ihre Wärme von der Sonne ihres Systems erhalten, jedoch nur mittelbar sich um dieselbe bewegen, indem ihr unmittelbarer Lauf den ihnen zugehörigen Planeten geschieht. Man kennt sie auch u. d. N. M. oder Nebenplaneten. Unsere Erde hat 1, Jupiter 4, Saturn 7, Uranus 6, wenigstens sind noch nicht mehr entdeckt solcher Trabanten. (Vgl. Planeten.) 2) Versteht man unter Trabanten eine Leibwache des Fürsten, wozu gemeinlich ausgesucht große und wohlgewachsene Leute genommen werden.

Tractaten nennt man 1) Unterhandlungen, oder auch eine vorläufige Übereinkunft vertragsschließender Parteien im Privatrecht; 2) Verträge von sonderer Wichtigkeit, mit besondern Formalitäten verbunden; daher bes. Staats- und Völkerverträge.

Tradition, Überlieferung, kann jede Sage genannt werden, die sich durch mündliche Fortpflanzung von einem Geschlecht zum andern erhalten hat, diese mündliche Fortpflanzung selbst. Bekanntlich kam der histor. Stoff aus Zeiten vor Erfindung der Schreibkunst durch solche Tradition bis auf die Geschichtschreiber. Wie treu auch das Gedächtniß der Erzähler sie werden mochte, ihre Brauchbarkeit für spätere Historiker mußte schon darum zweifelhaft sein, weil die Nachwelt eine durch Jahrhunderte von ihr geschiedene Vorgeschichte zu verstehen unfähig ist. Jedes Volk bewahrt die Erinnerungen seines Ursprungs in den Anfängen seiner Literatur in Sagen, die, je später diese entstand, desto zurückweisen und sich in mythisches Dunkel verlieren. Unter den Quellen der Geschichte ist daher die Tradition eine der unzuverlässigsten; wiewol bei geringer Verschiedenheit der Bildung die Überlieferung für heilig gehalten und minder verachtet wird; dagegen hat sie der Poesie reichhaltigen Stoff und über die Bedeutung, Cultus, den die Religionen des Alterthums aus der vorgeschichtlichen Zeit in die geschichtl. mitbrachten, Aufschluß gegeben. Die kathol. Kirche versteht unter Tradition das ungeschriebene Wort Gottes, d. h. die Überlieferungen aus dem mündlichen Vortrage Jesu und der Apostel, welche nicht aufgeschrieben wurden, und mit Hülfe des heil. Geistes durch Mittheilung von einer Generation der Bischöfe zur andern in der Kirche erhielten. Als Hauptquelle derselben werden die Kirchenväter betrachtet, die allerdings Kirchengebräuche anführen, welche die heil. Schrift nicht vorgeschrieben hat. Mehrere solcher Gebräuche, z. B. die Kindertaufe, Beichte, die Feier der hohen Feste, haben die Protestanten beibehalten. Nur gern sie sich, was die kathol. Kirche für apostol. Überlieferung ausgibt, als einer der heil. Schrift ganz unabhängige Erkenntnisquelle des Christenthums geltend lassen. Die kathol. Kirche dagegen schreibt ihrer Tradition göttliches Ansehen und macht sie dadurch zu einem Princip ihres Lehrbegriffs. Nach ihrem Glauben, daß die Kirche (nämlich die Concilien, die übereinstimmenden Kirchenväter und die Päpste) in fortwährendem Besitze derselben Offenbarung des heil. Geistes, deren die Apostel genossen, thut sie es auch ganz folgerichtig. Denn damit folgt die vom tridentinischen Concilium bestätigte Lehre, daß nicht nur die Schrift, sondern auch alle die Lehren und Gebräuche, welche in den heil. Schriften, ohne Anweisung der heil. Schrift, ja, wie die Protestanten meinten, oft sogar im Widerspruch mit dem bibl. Christenthume, durch Concilien und Päpste in der Kirche aufgebracht worden sind, als göttliche Einsetzung zu achten seien. I.

e, bei den als rechtgläubig geltenden kathol. Kirchenlehrern nachzuweisen. Traditionsbegriff stützte die Lehre von der unumschränkten Gewalt der Kirche über den Cultus und Leben der Christen, und jene Menge kirchlicher Satzungen und Einrichtungen, die von den Protestanten als schriftwidrige des Aberglaubens, der Herrschsucht und der Geldgier angesehen werden. Histor. Kritik, wie sie von protestant. Theologen geliebt wird, darf daher die theol. Traditionenlehre nicht rühren, sie würde mit ihr das ganze System des Theismus umwerfen. Vielmehr muß ein unbedingter Glaube an das göttliche Wort der Kirche und an die ihr fortwährend beizuhabende Inspiration dieselbe heiligen, und die tridentinische Kirchenversammlung hat nicht ganz folgerichtig durchgethan, daß der Tradition nur gleiche Ehrfurcht wie der heil. Schrift zuerkennen. Erstere als kirchlich anerkannte alleinige Auslegerin der letztern eigentliches Ansehen hat. Hieraus ergibt sich die zur Beurtheilung der theol. Gegensätze unserer Tage dienende Bemerkung, daß die Tradition dem echten Katholiken ist, was die Vernunft dem Rationalisten und der wissenschaftlich ausgerichtete Buchstabe der heil. Schrift dem Supernaturalisten.

E.

Traditoren wurden diejenigen Christen genannt, die sich unter den Christen, besonders Diocletian's, des Vergehens der Auslieferung heiliger Bücher und Gefäße an die heidnische Obrigkeit schuldig machten. Meist waren es Geistliche, die die Kirche durch Entsetzung von ihren Ämtern bestraft. **Traditionisten** (s. d.) solche Auslieferer sogar den ärgsten Ketzern gleichstellte die orthodoxe Kirche ihr Urtheil über dieses Vergehen, zu dem es unentschieden blieb. Kaiser keine Gelegenheit mehr gab.

E.

Traditionssystem, die Seelenfortpflanzungslehre, das Glaubensübertragen der Seelen von Ältern auf die Kinder. Daher wurden sonst **Traditionisten** diejenigen genannt, welche in Hinsicht des Ursprungs der Seele lehrten, die Seele der Kinder läge dem Kinde nach in den Ältern und pflanze sich übertragung (per traducem) fort.

Trafalgar (Schlacht von). Im Sommer 1805 hatte sich die 24 Kriegsschiffe der franz. Flotte, welche zu Toulon ausgerüstet worden, unter dem Admiral Villeneuve mit der spanischen unter dem Admiral Gravina im Hafen zu Cadix, und war in die westindischen Gewässer gesegelt, wo sie Furcht und Verwirrung verbreitete, aber ohne irgend eine Insel zu nehmen; kaum einige engl. Kaufmannsschiffe waren ihr in die Hände gefallen. Unterdessen war ihr Nelson mit etwa halb so starken engl. Flotte nachgesandt; aber vergeblich suchte die engl. Flotte, in Barbados, in Martinique, in St. Lucie, und segelte nach Europa zu. Nelson hatte bei Coruña (22. Jul. 1805) bereits der Admiral Calder mit 12 Schiffen die feindliche Flotte angetroffen und ihr eine Schlacht geliefert, aber unentschieden blieb, da ein dicker Nebel im Augenblicke des Kampfes aufkam, und jeder Theil beträchtlichen Schaden litt; doch hatten sich die meisten spanischen Schiffe bemächtigt. Die span.-franz. Flotte lief in den Hafen von Coruña ein, wo sie sich verstärkte, so daß sie 34 Linienschiffe zählte. Nelson zog sich daher zurück. Während dies geschah, hatte Nelson sich in London verstärkt und segelte nun vor Cadix, wo die feindliche Flotte vor Anker lag. Es lag ihm nicht daran, was vorher schon Admiral Collingwood, vor Gibraltar stationirt war, versucht hatte, die Flotte zu blockiren, sondern sie zu schlagen. Er zog sich daher ganz von Cadix zurück, und in der Nacht er dadurch die Flotte heraus. Den 19. segelte sie aus dem Hafen, den Nelson beim Cap Trafalgar auf dem halben Wege nach Gibraltar erwartete. Er hatte den Plan zu einer Schlacht seinem Unterbefehlshabern schon mitgetheilt. Es bedurfte also dazu keines Augenblicks. In der Nacht segelte seine 27 Linienschiffe starke Flotte gegen die franz.-span. von 33

Schiffen, welche eine 3 Stunden lange Linie bildeten, und bei Annähern Engländer sich in einen Halbkreis ordneten. Allein Nelson wurde vom Wille von der Erfahrung und Kühnheit seiner Mannschaft besser unterstützt als sein Feind. Er durchbrach die feindliche Linie an 2 Punkten, auf Pistolenschiffen lagen die Schiffe aneinander; mehrere wurden geentert, andre in den Grund gebohrt. Nach 3 Stunden war der Kampf geendet; Gravina, der span. Admiral, starb an seinen Wunden, 19 Schiffe waren verloren, worunter eins von 120 Kanonen. Der franz. Admiral Villeneuve ward gefangen, Alava, der span. Viceadmiral, und der Contreadmiral Cisneros. Dies war Nelson's letzter und glorreichster Triumph. Ein feindl. Scharfschütze auf der Trinidad erkannte ihn an seinen Orden und schoss ihn mitten durch den Brust sein tapferes Herz schmückte. In wenig Minuten sank er, jedoch wie Epas das vom Siege bereits bekränzt. Collingwood übernahm statt seiner den Befehl. 4 franz. Schiffe retteten sich, und steuereten nach Ferrol, wo sie aber Nov. dem Admiral Strachan in die Hände fielen. Nur 10 Schiffe blieben der ganzen Flotte übrig, die Napoleon in 6 Jahren mit Mühe, durch die Verluste der ganzen franz. Nation geschaffen hatte. 15,000 M. betrug der Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen, indeß die Engländer kaum 1800 D. fähige und Todte zählten.

Trägheit, im physischen Sinne, ist das Bestreben der Körper, in demselben Zustande zu beharren, sei dieser ein ruhiger, oder finde dabei Bewegung. Man nennt dieses zu den physischen Eigenschaften der Körper gehörende Bestreben auch — und zwar richtiger bezeichnend — Beharrungsvermögen, Gleichgewicht gegen Bewegung und Ruhe. Es ist dieses aber keine Kraft, weil diese Gleichberuhigung des Zustandes bedingt, sondern ein inneres, jedem Körper eigenenthümliches Vermögen in dem Verhältnisse zu bleiben, in dem er sich eben befindet. Im gewöhnlichen Sinne wird Trägheit als geistige Beschaffenheit angesehen, und versteht darunter Hang zur Ruhe, oder Abneigung vor Bewegung und Thätigkeit. Von den Geisteskräften gebraucht, wosfern diese nicht durch physische Hindernisse an ihrer Thätigkeit verhindert werden, erscheint Trägheit selbst als Unvermögen, weil es Pflicht ist, seine Kräfte auszubilden.

Tragisch. Das ursprünglich griech. Wort soll nach der gewöhnlichen Meinung einen Bockgesang bedeuten. Entweder, weil dem Bacchus, an dessen Festen man ernsthafteste, lyrische und heroische Gesänge, von welchen die Tragödie, öffentlich ausführte, ein Bock geopfert zu werden pflegte, oder weil die Sänger (Declamator nach unserer Art zu reden) einen Bock zum Preis wurde jenen Gedichten der seltsame Name zu Theil. Allein Aelung in s. „Buch“ hat gezeigt, daß das griech. Wort τραγος auch traurig heißt. Man findet die Erfindung der Tragödie in ihrer ersten rohesten Gestalt dem Thespis zu, den Zeiten des Solon lebte. Nach Herodot haben die Sicyonier schon vor Zeiten des Thespis tragische Ehre erst zu Ehren des Dionysos, dann des Adraf geführt; ihnen schreibt man daher gewöhnlich die Erfindung der griech. Tragödie zu; ihre Ausbildung zum Drama hingegen dem Aeschylus. Sowie Ari- stoteles sie vorfand, beschrieb er sie als ein dramatisches Gedicht, welches zum Zweck hat, die Furcht und Mitleid, welche die dichterische Nachahmung einer Handlung hervorzubringen sucht, diese Leidenschaften zu reinigen. Wie oft diese Erklärung auch nachgebetet ist, sie gibt wenig Licht, wenn man nicht den Begriff einer Reinigung der Leidenschaften durch Leidenschaften ins Klare setzt. Die künstliche Erregung jener reinen Leidenschaften, die uns in einen unangenehmen Zustand versetzen, kann auf die Reinigung unsers Gemüths keinen andern Einfluß haben, als daß sie es stärkt und übt, die Leidenschaften überhaupt zu beherrschen. Zu einer solchen Übung scheint in der That Nichts geeigneter als ein Zustand, in welchem

Mensch zu gleicher Zeit die Wirkung mächtiger Leidenschaften, und auch die Kraft
 sich von ihr zu befreien, sobald er will. In diesen Zustand will uns die Tra-
 die versetzen. Sie will uns jene Leidenschaften, die auf der Sympathie beruhen,
 schon darum das Bewußtsein der innern Freiheit weniger als die rein egoisti-
 schen verdunkeln, durch einen künstlichen Schein, durch Wahrheit des Gedankens
 die Wirklichkeit der That und Begebenheit erregen, und indem sie den Mangel
 der Wirklichkeit nicht verhehlt,

Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
 Sie kündigt nichts als eine Fabel an —

Es ist uns das Gefühl des innern Vermögens lassen, uns davon nach Willkür
 zu befreien, wäre es auch nur die Selbstmahnung an die Wesenlosigkeit Des-
 ses, was uns bewegt. Wer hat wol nicht einmal in seinem Leben in demjenigen
 Schimmer schon geträumt, wo unser inneres Auge Schreckliches mit Ruhe
 dem Blick anschaut, weil noch das Gefühl in uns wach ist, — daß es unsere
 Phantasie ist, welche den Traum erschafft? Gleich einem solchen Traume
 der Dichter mit der Lebendigkeit seiner Gestaltungen auf uns wirken, und da-
 durch in uns die Kräfte aufwecken, die den Leidenschaften das Gegengewicht halten.
 Es ist auf eine Übung dieser Kräfte abgesehen ist, so muß er sich hüten, es mit
 der Übung der sympathetischen Gemüthsbewegungen so weit zu treiben, daß
 der Schmerz nur durch ein völliges Zerstören der traumartigen Täuschung
 zu beseitigen können. Denn sobald wir zu diesem Mittel greifen, fällt jene Übung des
 inneren Vermögens weg. Wir müssen die Vorstellung, in der Lage der Han-
 deln zu sein, aushalten können, selbst da, wo wir sie darin untergehen sehen,
 wo wir in uns noch das Dasein der Kräfte fühlen, deren sie für den Augenblick
 zu sein scheinen. Aus diesem Gesichtspunkte vielleicht ist die Aristotelische Er-
 klärung mit Demjenigen zu vereinbaren, was in neuern Zeiten über das Wesen der
 Tragödie philosophirt worden ist. Durch den Purismus, sie Trauerspiel zu nen-
 nen (vgl. Schicksalstragödie), hat die Klarheit des Begriffs eben nicht ge-
 wonnen. Selbst dramatische Schriftsteller haben das Traurige mit dem Tragischen ver-
 mischt; es läßt sich aber aus der obigen Erklärung entwickeln, daß das Wesen der Tra-
 gödie nicht auf dem traurigen, Mitleid erregenden, zu Thränen rührenden Ausgange,
 sondern auf der Größe und Erhabenheit der Hauptidee ruht, auf welche die Fabel hin-
 führt, und welche sie als ein lebendiges Beispiel belegt. Indem das Gemüth über die
 Handlung, muß der Geist an der Größe und Erhabenheit ihrer Ursache sich er-
 heben, weil sonst nichts als eine unvermischt schmerzliche Empfindung in
 der Handlung kann, welcher wir nur durch die Selbstmahnung an die Täuschung
 zu entkommen vermögen. Die meisten neuern Kunstphilosophen haben das weniger
 empfunden als gefühlt, und sich angestrengt, die Frage, was tragisch sei, a-
 priori aufzulösen, und den Begriff dieses Beiworts auf ein höchstes Princip zu
 reduzieren. Das kann schon darum nicht gelingen, weil der Sinn des gedachten
 Beiworts sich wesentlich ändert, je nachdem man es mit diesem oder jenem Haupt-
 begriff verbindet. Gebraucht man es von der Hauptidee, welcher der Stoff zum
 Drama, zur Anschaulichmachung dient, so fällt sein Sinn mit dem Begriffe des
 Erhabenen zusammen. Sagt man es von der Fabel, oder einem einzelnen Theile
 derselben, so bezieht es nur die Eigenschaft aus, vermöge deren die Begebenheiten
 zu einer erhabenen Hauptidee aufzuregen geschickt sind, woraus keineswegs
 folgt, daß jede derselben an sich und allenfalls mit ihren nächsten Ursachen betrach-
 tet ein erhabener Gegenstand für die Anschauung sei. Spricht man von dem tra-
 gischen Helden (des Stücks), von seinem tragischen Charakter, so weicht dessen
 Bedeutung noch weiter von dem Begriffe des Erhabenen ab. Aristoteles will den
 Helden tugendhaft, aber menschlich schwach. Das ist an sich nicht erhaben; aber
 er soll auch eben nicht durch seine moralische Größe auf uns wirken, sondern

hauptsächlich unsern Antheil, unser Mitgefühl erwecken und festhalten, damit was in dem Stücke mit ihm sich begibt, uns mit Geist und Gemüth auf die bene Hauptidee leite. Redet man endlich von tragischen Hebeln, so versteht darunter Mittel zur Aufregung unsers Geistes und Gemüthes, die oft den schein des Kleinen viel mehr als des Erhabenen ansichtragen, und bisweilen rade dadurch um so zweckdienlicher werden, weil die Anschauung einer großen uns um so mehr überrascht, wenn wir mittelst des gleichsam elektrischen Stoffs Ideenverbindung durch kleine Begegnisse daran gemahnt werden. So ist Lear mehr als einmal ein Einfall des Hofnarren, der wie ein Blitz das Reichthum der moralischen Weltordnung erleuchtet und unserm Geiste sichtbar macht. Schon um dieser Verschiedenheit willen ist es eine Abgeschmacktheit, den Begriff des Tragischen, als einen abstracten, in einer einzelnen Erklärung erschöpfen zu wollen, wenn man auch nicht gerade bis zu dem unverständlichen Gemüthsabstrahirt, daß das Tragische ein Mißverhältniß der menschlichen Willenskräfte den Lebensgöttern sei. Diejenigen fehlen nicht weniger, welche es einseitig einen Kampf der menschlichen Freiheit mit der Nothwendigkeit, des Willens der That mit dem Schicksal u. s. f. nennen. Das Römische menschlicher Handgen ist in vielen Fällen nichts Andres. Jener Kampf gehört zum Wesen des Drama überhaupt. Am sichersten bleiben wir bei der lexikographischen Erklärungen: Tragisch heißt, was zur Tragödie gehört, in ihr zweckmäßig ist (3. i. i. gischer Vers, worunter die Alten vorzugeweise den iambischen verstanden) oder von ihr herrührt, ja selbst, was ihr durch seine Wirkung verwandt ist. In dem letztbezeichneten Sinne ist Schiller's Gedicht: „Die Kraniche des Ibis“ und die berühmte Gruppe des Laokoon, obschon sie keine Tragödien genannt werden können. (S. übrigens Schauspiel.)

Trajanus (Marcus Ulpius), ein berühmter römischer Kaiser, der Sohn des Trajanus, eines ausgezeichneten Feldherren unter Vespasian. Der junge Trajan, in Spanien geb., begleitete seinen Vater in einem Feldzuge gegen die Parther am Euphrat, und diente auch am Rhein. Er zeichnete sich allen durch Muth aus, und suchte sich besonders durch große Fußmärsche auszuzeichnen. Zugleich machte er sich mit allen zum Kriege nöthigen Kenntnissen bekannt und durch s. einnehmendes Betragen bei den Soldaten beliebt, ohne seiner Untergebenen etwas zu vergeben. 86 n. Chr. ward er Prätor und im 91. Consul; nachher verbrachte er sich einige Zeit in Spanien auf, von wo er durch den Kaiser Domitian als Befehlshaber der Truppen nach Niederdeutschland berufen wurde. Als der vorübergehende, aber schon bejahrte Kaiser Nerva zur Regierung kam, fand derselbe in Trajan einen würdigeren zu seinem Mitregenten als den Trajan, den er deshalb adoptirte (97) zum Cäsar erhob. Trajan, damals 42, nach Andern 45 J. alt, besaß außer seinen übrigen Vorzügen, die ihm auf eine solche Würde Anspruch gaben, eine majestätische Gestalt, und eine sehr einnehmende geistvolle Gesichtsbildung. Nach seiner Erhebung beschränkte er die prätorianische Garde, welche den Kaiser gezwungen hatte, ihr die Mörder des Domitian zum Bestrafen abzuliefern, ließ die Urheber des Aufstandes bestrafen. Nerva starb bald darauf, und Trajan bestieg ohne Widerspruch (98 n. Chr.) den Thron. Nichts konnte die Gütlichkeit und Freundlichkeit, womit er allen Ständen und Personen begegnete, übertreffen. Zuerst machte er allen Einw. Roms, die Abwesenden und die Kinder (zu deren Erziehung er Verordnungen traf) mit eingeschlossen, ein Geschenk an Korn und Geld, auch gegen die Provinzen bewies er sich freigebig. Um die Stadt mit Getreide hinlänglich zu versehen, erlaubte er die ganz freie Einfuhr, und dieses Mittel war so zweckmäßig, daß bei einer Theuerung in Aegypten, der damaligen Kornkammer Roms, dieses Land von der Stadt aus mit Getreide versorgt werden konnte. Der verderbliche Rottweib von Angebern (Delatores), welche unter der Tyrannei des

auptſächlich entſtanden, und während Nerva's ſanftmüthiger Regierung beſtraft war, fand in Tr. einen unerbittlichen Feind. Er ließ ſie ein- und nach den unfruchtbaren Inſeln bringen, wohin die unglücklichen ihrer Bosheit verwieſen worden waren. Auch erließ er ein Edict, wor- künftige falſche Anklagen mit den ſchärſten Strafen bedroht wurden, die Abgabe des Zwanzigſten, welche Auguſtus auf die Collateralerb- elegt hatte, ab. Mäßigkeit und Sparsamkeit ſetzte ihn in den Stand, auszuführen, ohne daß die Staatseinkünfte dadurch verringert wurden. erwiffenhafteſten Redlichkeit zog er Männer von Verdienſt und Kenntniß: und vertraute ihnen die Staatsämter an. Als er dem Saburanus ianiſchen Präfecten das Amtſchwert überreichte, ſagte er zu ihm: „Dies gebe ich dir, damit du es zu meiner Vertheidigung führeſt, wenn ich gut ber gegen mich, wenn ich übel regiere“. Auch als er ſchon Kaiſer war, t den Senatoren und übrigen Perſonen von Stande auf demſelben freunds- i Gaſſe wie vorher, weßhalb Plinius von ihm ſagt: „er beſaß Freunde, bſt Freund war“. Sowie Auguſt, beſuchte auch er ſeine Freunde in fern, ganz als Privatperſon, und ſeine Freundschaft war um ſo uneigen- als es Dienen, welchen er ſie ſchenkte, freiblieb, in ſ. Dienſte zu treten, ich zu leben. Aber ſein Palaſt war nicht bloß ſ. Vertrauten, ſondern em offen, und allen Bürgern gab er zu jeder Zeit willig Gehör. Bei ſeiner en beſtändig elnige der geachtetſten und angeſehenſten Römer, die ſich mit ie freieſte, munterſte und ungezwungenſte Weiſe unterhielten. Seine n waren einfach und mäßig, und man ſah dabei nichts von der Üppigkeit n Kaiſer. Obgleich er in ſeinem frühern kriegeriſchen Leben keine gelehrte ig erhalten hatte, ſo kannte er doch den Werth der Wiſſenſchaften, und ie Gelehrten. Daher ſtiftete er auch Bibliotheken, und unter ſeinem ühten die Zweige der Literatur wieder auf, die unter Domitian gelitten Dieſe Beweiſe ſo vieler Tugenden eines vortrefflichen Regenten, deſſen Streben war, ſein Volk glücklich zu machen, veranlaßten den Senat, nmig den Beinamen Optimus (der Beſte) zu ertheilen, und obgleich ihm ion in den erſten Zeiten ſeiner Regierung beigelegt wurde, ſo hat er ſich ben als Regent nie unwürdig gemacht. Er band ſich ſelbſt durch einen Eid, die Geſetze zu beobachten, die er ebenſo verbindlich für einen guten is für einen guten Bürger erklärte. Im 4. J. ſeiner Regierung brach mit Decebalus, dem Könige der Dacier, aus, der den Kaiſer zu den Donau rief. Eine Schlacht wurde geliefert, in welcher die Römer ber nicht ohne bedeutenden Verluſt. Die Verwundeten waren ſo zahl- Tr. ſeine Kleidungsſtücke zum Verblinden hergab. Indeß gab Deceba- bſt den Tod, ſein Land ward dem römischen Reiche einverleibt, Tr. zog phator in Rom ein, und erhielt bei dieſer Gelegenheit ſ. zweiten Beina- cus, der Daciſche. Seine angeborene Liebe zum Kriege, der einzige Fehler, hm als Regenten mit Recht vorwerfen kann, ward durch das Glück noch ammt, und der übrige Theil ſeiner Regierung zeigt ihn uns hauptſächlich hen Feldherrn, deſſen Abſicht es war, die Grenzen des römischen Reichs m. Schon lange war das Verfügungsrecht über die Krone von Arme- Gegenſtand des Streits zwiſchen den Römern und Parthern geweſen. Thosroes, der König der Leſtern, einen König in Armenien eingefetzt ließ ſich Tr. dies um ſo mehr als Vorwand zum Kriege dienen, da auch r durch innere Streitigkeiten getheilt waren. Er ging (106) mit einem e nach Armenien, eroberte es (107) und machte es zur römischen Pro- chdem er ſeine Eroberungen geſichert, und die Huldigungen einiger be- Fürſten empfangen hatte, ging er nach Odeſſa, deſſen König Abgarus

in seinem Betragen zwischen den Römern und Parthern geschwankt hatte. Die Verwendung seines Sohnes, eines schönen jungen Prinzen, erhielt Abgar indessen vom Tr. eine günstige Behandlung, und der Letztere unterwarf sich niemals ganz Mesopotamien. Auch das peträische Arabien ward um diese Zeit Tr. als Provinz mit dem römischen Reiche verbunden. Desgleichen unterwarf alle die kleinen Könige im nördlichen Armenien zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. Im J. 114 baute er das prächtige Forum Trajanum; ward zu Rom die berühmte Trajanische Säule (Columna Trajani) errichtet, das Andenken seiner Siege verewigte, noch jetzt vorhanden ist, und nach seinem Tode auf seinem Grabe aufgerichtet ward. 115 ging er auf einer Schiffsreise über den Tigris, unterwarf sich Adiabene und ganz Assyrien, Ktesiphon und Persien, segelte sodann auf dem Tigris bis in den persischen Meerbusen hinab, war der erste und letzte römische Feldherr, der denselben beschiffte. Als er im indischen Ocean kam, verheerte er die Küste des glücklichen Arabiens, und belagerte, als er ein Schiff nach Indien fahren sah, Nichts mehr, als daß er nicht jung geblieben sei, um auch dies Land zu bekriegen. Der Ruhm Alexanders schwebte um Zeit seinem Geiste vor; aber ungeachtet des Glanzes, welchen s. Kriegsglück seinen Namen verbreitet, schmerzt es ein denkendes Gemüth, einen weisen, milden Fürsten in einen ehrgeizigen Eroberer verwandelt zu sehen, welcher Rechte der Nation nicht achtend, die theuersten Güter seines eignen Volkes seinem persönlichen Ruhme opfert. Er fand ein eignes Vergnügen daran, Briefe an den Senat mit barbarischen Namen barbarischer Völker zu füllen, die er dem großen Reiche einverleibt hatte; und die Erfindsamkeit der Senatoren beschäftigte sich mit neuen Ehrentiteln und den Zeichnungen neuer Triumphbögen zu seiner Rückkehr. Allein diese erfolgte nicht. Nachdem er einige Zeit mit der Berunterjochung mehrerer Völker verbracht, auch den Parthern, die jetzt gleich vom römischen Reiche abhängig gemacht waren, einen König gegeben hatte, 117 mit seinem Heere wieder nach Mesopotamien gehen wollte, ward er durch eine Krankheit aufgehalten, übergab dem Hadrian sein Kriegsheer und schiffte sich nach Italien ein, an welchem jedoch nur Selinus (Trajanopol) in Cilicien, wo er im Aug. 117 im 64. J. seines Alters und im 20. seiner Regierung starb. Sein Nachfolger war Hadrian, den er adoptirt hatte. — Außer der Kriegesliebe konnte dem Tr. als Regenten kein Vorwurf gemacht werden. Er wachte mit der größten Sorgsamkeit für die Rechthaltung der Geseze, war gerecht, herablassend, gütig und wohlthätig. Wohlstand seiner Unterthanen suchte er aus allen Kräften zu fördern, legte neue Städte an, baute neue Straßen, Brücken und Häfen (u. a. Centum Cellae, das jetzige Civitavecchia), ermunterte den Handel, die Wissenschaften und Künste, zierte Rom mit herrlichen Gebäuden, und sorgte väterlich für die Erziehung und Erziehung der Waisen. Daß er den Vorwurf der Christenverfolgung nicht verdient habe, bezeugt sein Briefwechsel mit dem jüngern Plinius, der später zum Consul und nachher zum Statthalter von Pontus und Bithynien ernannt und von dem wir eine treffliche Lobrede seines kaiserl. Gönners besitzen. Der Vorwurf ist es zu bedauern, daß einige Laster u. Ausschweifungen, wie die Liebe zum Weibe, seinen Charakter befleckten. Die Liebe und Verehrung der Römer für ihn war so groß, daß noch 250 Jahre nach seinem Tode die Senatoren bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers denselben wünschten: er möge glücklicher sein als Augustus und besser als Trajan!

Tramontana (la) bei den Italienern: 1) der Nordwind, weil er aus den Alpen zu ihnen kommt; 2) aus ähnlichem Grunde der Nord- oder Polarwind (stella tramontana). Diese zweite Bedeutung des Wortes hat im Italienischen eine sprichwörtliche, aus der Sprache der Schiffer (denen bekanntlich der Nordstern zum Richtpunkte dient) hergenommene Redensart (perdere la tramontana).

welche auch bei den Franzosen (*perdre la tramontane*), und selbst von
[chen (die *Tramontane* verlieren, d. h. aus dem Concept, aus der Fasi-
men) angenommen worden ist, obgleich für die Länder diesseits des Ge-
eigentliche ursprüngliche Sinn des Wortes gänzlich verloren geht.

Trankebar (*Trankenbar*), eine Stadt und Festung auf der Küste von
del im Staat von Tanjore in Ostindien, gehört den Dänen, und liegt
im Flusse Kolaru. 1612 ward zu Kopenhagen eine dänisch-ostindische
ie errichtet, und 1616 kam das erste dänische Schiff auf der Küste von
del an, wo der Rajah von Tanjore 1620 dem dänischen Befehlshaber,
obe, den Bezirk von Trankebar gegen eine jährl. Abgabe von 2000 Per-
1666½ Thlr. zur Ansiedelung für Dänen überließ. Die Giebbe legte
Stadt Trankebar und das Fort Dansburg an, und der Oberkaufmann
ieb als Gouverneur zurück. 1777 trat die Compagnie diese Colonie an
ab. Das dänische Gebiet begreift, außer der Stadt und Festung, den
Porejaru und 30 Dorfschaften, welche die Krone theils eigenthümlich,
abweise vom Rajah besaß, dem sie dafür 9650 Thlr. bezahlte, und ent-
M. mit 50,000 Einw. Die Stadt allein zählt 15,000 Einw., ist der
der dänischen Besitzungen in Ostindien, und der Sitz des Gouverneurs.
inen Hafen, Baumwollensfabriken und Seesalzsiedereien, und treibt einen
eträchtlichen Handel. König Friedrich IV. errichtete daselbst eine Anstalt zur
g der Heiden, und 1706 kamen die ersten Missionnaire von Kopenhagen
rbar an. Nun wendete man sich von Kopenhagen aus nach Berlin und
m sich Missionnaire vorschlagen zu lassen, und am letztern Orte, wo auch
die Berichte der Missionsanstalt herauskommen, ward eine malabarische
tlich tamulische Druckerei angelegt. Den Heidenbekehrern fehlte es übrigens
Fortgang als an Eifer in ihrem Geschäft. Ihre Arbeit war bis in die
Zeiten mit ansehnlichen Geldsummen aus Dänemark, Deutschland und
unterstützt, und seit geraumer Zeit haben sie auch eine eigne Druckerei
rbar. In dieser Stadt sind 5 heidnische Tempel, 1 mahomedanische
1 lutherische Hauptkirche mit 2 Predigern, 1 dänisch-malabarische
kirche, und 1 kath. Kirche. In Porejaru ist eine kath. Missionskirche,
rigen Dörfern und den angrenzenden Ländern waren stets königl. dani-
erische Missionarien mit der Heidenbekehrung beschäftigt. Man hat auch
der malabarischen Notion Landprediger, Katecheten und Schullehrer ge-
angestellt.

transfiguration, Umwandlung, wie in der römischen Kirchensprache
krung Christi auf dem Berge Tabor genannt, zu deren Gedächtniß die
6. Aug. ein besonderes Fest ersten Ranges feiert, welches aber erst im 12.
angeführt zu sein scheint. Papst Sixtus III. versah dasselbe 1456, zum An-
ies Siegs über die Türken, mit vielen Ablässen. — Unter dieser Benennung
ns der vorzüglichsten Gemälde Rafael's, von dem wir einen sehr guten Ku-
on Dorigny u. R. Morggen besitzen, bekannt, diesen Gegenstand darstellend.
transitohandel, s. **Durchfuhrhandel**.

transporteur ist ein mathematisches Instrument zum Auftragen ober
er Winkel. Er besteht gemeinlich aus Messing oder Holz und bildet
ben Cirkel, der nicht allein in seine 180 Grade, sondern jeder Grad noch
und Viertel-Grade, oder von 5 zu 5 Minuten durch gehörige Abtheilun-
hnet ist. Oft sind sehr sorgfältig gearbeitete Transporteurs mit einem
oder Vernier (s. d.) versehen, wodurch sich noch kleinere Abtheilungen
n lassen.

transcendent und **transcendental** sind Kunstausdrücke der Phi-
Der Ableitung nach (von *transseendens*) bedeuten sie: was über einen

Gegenstand, über eine gewisse Grenze hinausgeht; in der Philosophie die Bedeutung festgestellt, daß man darunter versteht, was den Kreis der Erfahrung oder des nicht durch den Sinn Wahrnehmbaren überschreitet. In dieser Hinsicht ist jede wahre Philosophie transcendental, weil alle philosophische Wissenschaft sich über den Kreis des Sinnlichen erheben müssen. Es kommt aber hinzu, ob man in diesen Untersuchungen von der Erfahrung, oder von reinen Begriffen und Ideen ausgeht. Letzteres wird im engeren Sinne transcendental genannt. Die Kant'sche Schule macht nachfolgenden, dem Worte nach keinen Unterschied. Transcendental nennt sie Dasjenige, was zwar nicht aus der Erfahrung entsprungen ist, aber doch mit der Erfahrung zusammenhängt, der Grund der Möglichkeit der Erfahrung enthalte oder (nach „Kritik der reinen Vernunft“) was über die Erfahrungsgrenze hinausreicht; transcendental, was sich mit der Erfahrung verbinden und auf sie anwenden lasse, was also — nach Kant — die Grenze möglicher Erfahrung und des Philosophierens übersteigt. Der transcendente Grundsatz ist nach Kant ein solcher, der die Schranke der Erfahrung aufhebt, ja sie zu überschreiten gebietet. Das Transcendentale ist eigentlich dem Immanenten entgegengesetzt; immanente Grundsätze finden ihre Anwendung sich ganz und gar in den Schranken möglicher Erfahrung. Kant nennt alle Kenntniß transcendental, sagt Kant („Krit. d. reinen Vernunft“) nicht sowohl mit Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnißart von ihnen (folglich mit formeller Erkenntniß), so fern diese a priori möglich sein kann; haupt beschäftigt; und ein System solcher Begriffe würde Transcendentalphilosophie heißen, das System aller Principien der reinen Vernunft, wie er sie an einem andern Orte nennt, „Weltweisheit der reinen Vernunft“, wovon das Praktische abgesondert wird“. Hiernach hat auch die Metaphysik den Namen Transcendentalphilosophie gegeben. In einem a. D. unterscheidet er das Metaphysische von dem Transcendentalen. In der Metaphysischen Erörterung, sagt er (ebendaf.) ist diejenige, welche den Begriff als a priori gegeben darstellt, aber transcendental die Erklärung eines Begriffs, als eines Princip, woraus die Möglichkeit synthetischer Erkenntniße a priori eingesehen werden kann, und den Schein beschreibt er als einen solchen, der, ob schon man ihn noch nicht aufhört, weil er in einer Verwechselung der subjectiven Natur unserer Begriffe und ihrer Verbindung mit der objectiven (vom uns selbst unabhängigen, auch außer unserer Erkenntniß bestehenden) unserer Erkenntniß beruhe. — Indem es nun unter den philosophischen Systemen einen Realismus und Idealismus gibt, denen sich der Synthetismus (Synthetismus), so gibt es auch einen transcendentalen und transcendenten Realismus und Idealismus. (S. d.) Die Kant'sche Philosophie nennt transcendentalen (kritischen, formalen) Idealismus. Kant selbst (ebendaf.) als den Lehrbegriff, welcher behauptet, daß Alles, was in der Zeit angeschaut wird, mithin alle Gegenstände einer uns möglichen Welt Nichts als Erscheinungen, d. i. bloße Vorstellungen sind, die, sowohl als Veränderungen, als ausgedehnte Wesen, oder Reihen von Veränderungen, Gedanken keine an sich gegründete Existenz haben. (S. Kant, Phil. d. Idealismus.) Der transcendente Idealismus behauptet die subjective oder subjective Realität der Dinge. Der transcendente Idealismus betrachtet die Erscheinungen als an sich bestehende Dinge. Schelling bezeichnet sein System diesen Gegensatz aufhebe und sich über ihn erhebe. — Die transcendente Linien heißen transcendente oder transcendente Linien, deren Natur durch keine algebraische Gleichung erklärt werden kann. Kant nannte sie mechanische Linien, und verwies sie aus der Geometrie.

wieder auf, indem er eine besondere Art von Gleichungen erfand, wodurch er ebensovöl erklärt wird als die der algebraischen Curven. A. Mnr.

ansubstantiation, s. Abendmahl.

apezium und Trapezoides, s. Vierecke.

apezunt (franz. Trebisonde, türkisch Tarabosan), eine Stadt in dem ehemaligen kappadokischen Pontus oder heutigen Natolien (Anaboly) türkischen Prov. Amasan, der Sitz eines Paschaliks, liegt am schwarzen Meere zwischen 2 hohen Felsen, hat einen großen Umfang, weil sie viel Gärten besitzt, aber nur 15,000 Einw. Der Hafen wird häufig besucht, weil er der besten in diesen Gegenden ist. Es gibt hier einen Schiffswerft, Gieß- und Kupferwerke. Ehemals hatte die Stadt ein größeres Ansehen, und war der Residenz eines kleinen Reiches, dem trapezuntischen Kaiserthums, den Namen. Als in der innern Streitigkeiten der griech. kaisertl. Familie zu Konstantinopel die Franzosen und Venetianer veranlaßt wurden, Konstantinopel zu besetzen, und nach Eroberung der Stadt (1204) die regierende Familie vertrieben, wurde ein Graf von Flandern, zum Kaiser ernannt wurde, errichtete, bei seiner Zerrüttung, ein Prinz aus dem vertriebenen kaisertl. Hause, Alexius, einen neuen kleinen Staat in Asien, und nahm seinen Sitz in Trapezunt, wo er nur Statthalter war. Seine Nachfolger legten sich den Kaisertitel bei, und trugen ihren Familiennamen der Komnenen fort. Über 2 Jahrh. behauptete dieser kleine Staat, mußte aber endlich der türkischen Übermacht unter David Komnen, der 12. und letzte Kaiser von Trapezunt, ward in seiner Stadt 1461 von Mohammed II. belagert und mußte, da früher schon das Land zu Konstantinopel gefallen war, und ihm alle auswärtige Hülfe fehlte, seinen Schätzen dem Sieger ergeben, der das Land dem türkischen Reich einverleibte. Wider das gegebene Versprechen führte Mohammed den unglücklichen David zuerst zu Konstantinopel im Triumph auf, und ließ ihn dann mit seiner Familie zu Adrianopel hinrichten. In einer trefflichen Monographie beschrieben von Jak. Ph. Fallmerayer („Gesch. des Kaiserthums von Trapezunt“ München 1827, 4.).

Trappe (La), Trappisten. In einem 34 Stunden nordwestlich von Caen in der Normandie (Depart. Orne) gelegenen, von Wald und Felsen umgebenen Thale hatte Rotrou, Graf v. Perche, schon 1140 unweit Montagne de Senneval eine Zisterzienserabtei gestiftet, und sie nach dem engen schwierigen Eingange in das Thal la Trappe (die Fallthüre) genannt. Es führt kein gebahnter Weg dahin, man muß sich nach dem Sonnenstande und nach den Kennzeichen der Bäume richten. Das tiefe Schweigen alles Lebens umher muß selbst den strengsten Forderungen der Entsagung genügen. Dennoch versielen im 16. Jahrh. die Mönche in Trägheit und Zuchtlosigkeit. Straßenraub, Mordthat und das Stehlen weiblicher Kleider machten sie zum Schrecken des Landes, darum sie auch nur die Banditen der Trappe genannt wurden. Diese im 17. Jahrh. kaum noch 7 Mönche zählende Abtei wurde dem 10jährigen de Rancé (s. d.) als eine geschäftslose Pfründe zugetheilt. Er wurde nach einer in Ausschweifungen vergebenden Jugend 1664 regulirter Abt von la Trappe und unternahm eine Reform seines Klosters, die, unter allen Reformen, die viel Bewunderung bei den Andächtigen, aber wenig Nachahmung fand. Die Trappisten beten täglich 11 Stunden, ihre übrige Zeit bringen sie bei der Arbeit und in schweigender Betrachtung zu. Außer den gottesdienstlichen Handlungen und Gesängen und dem Memento mori, womit sie einander begrüßen, hören sie kein Wort über ihre Zunge kommen, denn auch ihre Wünsche und Bedürfnisse nur durch Zeichen zu erkennen. Ihre kargliche Nahrung besteht in Früchten, Getreide, Fleischn, Wein und Butter ist ihnen gänzlich untersagt. Von allem, was in der Welt vorgeht, und von den Schicksalen ihrer Verwandten erfah-

ren sie Nichts; ihre Gedanken müssen stets auf Buße und Tod gerichtet sein, zu jedem Abend graben sie an ihren Gräbern. Die Princessin Louise v. Condé stiftete auch einen weiblichen Zweig dieses Ordens. Als die Revolution sie aus Frankreich vertrieb, fanden einzelne Colonien ihres Ordens Aufnahme in Deutschland (Hannover 1801), Rußland, England u. Nordamerika, und fuhrten fort, Novizen aufzunehmen. Der Abt de la Trappe ging mit dem Hauptstamme ins Paderbornische, wurde sich aber 1802 auf Befehl der preuß. Regierung von da entfernen, und auch Canton Freiburg, wohin er sich gewendet hatte, 1812 wieder verlassen. Seitdem hielten sich diese Trappisten zu Dorfeld im Münsterschen auf, und kehrten nachdem sie ihr Stammkloster la Trappe (im Oct. 1815) wieder ansichergelassen hatten, 1816 dahin zurück. Auch die Colonie, die sich einstweilen in England niedergelassen, ist im Sommer 1817 wieder von da zurückgekehrt. Ein Reisender, der 1818 la Trappe besuchte, fand daselbst schon 100 Trappisten, wovon nur kleinere Hälfte eigentliche Professoren oder Glieder des ersten Ordens sind, größere aber aus Laienbrüdern und Frères donnés besteht. Letztere halten nur einige Zeit zur Bußübung in la Trappe auf, um ernste Eindrücke zu empfangen. Die Professoren tragen dunkelbraune Kutten, Mantel und Kappen, welche ihr Gesicht fast ganz verhüllen. Die Novizen sind mitunter noch sehr jung und werden durch grausame Behandlung zum Gehorsam gegen die jetzt strenger abgehandelte Regel gewöhnt. Dieser Orden hat außerdem noch 3 Klöster in Frankreich: bei Amiens die Abtei Corb, seit 1817 im Depart. der untern Voire, Abtei Mellerau, und seit 1823 zu St. Aubin im Depart. der Gironde; er hat er auch wieder ein weibliches Kloster unweit la Trappe.

Traffiren (ziehen, tirer), einen an einem andern Orte Wohnen beauftragen oder ersuchen, eine Zahlung zu leisten. Die Schrift, wodurch geschieht, heißt, wenn sie einem Dritten zur Empfangnahme eingehändigt wird, **Tratte**, und wenn es in Wechselform geschieht, **traffirter Wechsel** (s. d.). Der **Aussteller** (**Traffant**) haftet dafür, daß die Zahlung geleistet wird, sowol dem Empfänger der **Tratte** (dem **Remittenten**), als dessen weiteren Abnehmern (**Cessionaren** und **Bevollmächtigten**); der **Bezogene** wird erst durch die **Acceptation** verpflichtet, dem **Remittenten** zu zahlen, obwol er bei grundloser Weigerung gegen den **Traffanten** verantwortlich sein kann.

Traube, s. **Kanon** und **Kartätsche**. — **Traubenbag**, **Traubenschuß**, s. **Kartätsche**.

Trauermonumente gehören zu den architektonischen und plastischen **Denkmälern** (s. d.) und erfodern ihrem Zwecke gemäß (den Verlust einer geliebten oder geachteten Person zu bezeichnen) ernste Formen oder Figuren, welche nicht nothwendig Tod und Grab in den schrecklichsten Bildern darstellen müssen. Die Griechen vorzüglich wußten diesen Zweck durch eine Menge freundlicher, gleich ernster Ideen zu bezeichnen (s. **Tod**, **mythol.**). Die **Neuern** sind auf **Sarkophag**, die **Ara**, das **Kreuz**, den sackelstehenden **Genius** u. größtenteils beschränkt, welche Gegenstände sie mit einigen Veränderungen bearbeiten. Uebrigens unterscheidet man **Grabmale**, als **Denkmale**, welche wirklich auf dem Grabe eines Verstorbenen stehen, von solchen **Trauermonumenten**, bei welchen dieses nicht der Fall ist, und die zur Verzierung eines andern Ortes, den man dem Verstorbenen weihet, aufgestellt werden. Zu den letztern gehören also die **Kenotaphen**.

Trauerspiel, s. **Tragisch** und **Schauspiel**.

Traum nennen wir die Thätigkeit der Seele im Schlafe, insofern wir dabei nach dem Erwachen noch bewußt sind. Die Thätigkeit der Seele bezeugt uns im Wachen in der klaren Wahrnehmung ihres Körpers und der Außenwelt, der Bildung von Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, endlich den Ideenschöpfungen und in dem Selbstbewußtsein. Diese Geistesthätigkeit ist

an Leben an das Physische, und zwar an bestimmte Organe des Körpers, weniger gebunden, indem die Seele selbst auf das innigste mit dem Körper jener Organe vereinigt ist. Diese Vermittlungsorgane nennen wir das Nervensystem. Die Seele wirkt in ihnen und durch sie auf den Körper, durch sie auf die Seele und deren Zustand Einfluß hat. Das Nervensystem bildet verschiedene Systeme in dem Körper; eins für die Bildung und des Körpers (das reproductive Nervensystem oder das Gangliensystem), hauptsächlich im Unterleibe befindlich ist; eins für die Verhältnisse des Körpers (das Cerebral- und das Vertebralesystem), dessen Mittelpunkt ist; endlich ein beide Systeme verbindendes, zwischen beiden sich ausbreitendes System, das sympathische Nervensystem (vgl. d.). Die abwechselnde Thätigkeit eines dieser beiden Hauptsysteme ist die Ursache der einander entgegengesetzten Zustände des thierischen Lebens, des Wachens und Schlafes; das vermittelnde oder leiternde System aber bedingt die Möglichkeit der Erscheinung des Traumzustandes. Im Wachen sind daher diejenigen Organe der Seele, welche an die Organe des Cerebralsystems, namentlich an das Gehirn, gebunden sind, vorzüglich in Thätigkeit. Dahin gehören die Aufnahme der Sinnesindrücke, die freie Willkür in den Bewegungen, das Selbstbewußtsein, die Beziehung der Sinnesindrücke auf die Gegenstände, von denen diese Eindrücke herrühren, in der richtigen Beurtheilung derselben, in der Zweckmäßigkeit der sich darauf beziehenden Handlungen als Besonnenheit darstellt, endlich die Willkür in der Erinnerung, die wir Gedächtniß nennen. Obgleich aber im Wachen der freie Wille der Seele vorherrscht, so wirken doch die Vermögen innerhalb der Grenzen, welche ihnen die Organisation der Theile, an welche sie gebunden sind, bestimmt, sodaß die Ausübung der Thätigkeiten selbst von der Organisation, in welchem sich diese Organe befinden, abhängig ist. Die Wahrnehmung der Außenwelt z. B. bleibt auf die Sinnesorgane und deren Fähigkeit bezogen; das Gedächtniß hängt von dem gesunden oder kranken Zustande des ihm zugehörigen Hirnorgans ab. Im Schlafe versinkt das Cerebralsystem (wenigstens das bewußte Bewußtsein nach) in Ruhe; die an die Hirnorgane gebundenen Vermögen der Seele sind ganz, oder doch größtentheils in ihrer Ausübung gehemmt. So gut wir aber zugeben müssen, daß gewisse Vermögen und Functionen der Seele an die Function bestimmter Hirnorgane gebunden sind, so ist nichts der Annahme entgegen, welche durch Thatfachen bestätigt ist, daß gewisse Vermögen der Seele an die Hauptpunkte des reproductiven Nervensystems, namentlich an die Nerven des Gangliensystems gewiesen sind. Darunter setzen wir dem körperlichen (reproductiven) Bildungssystem analoge Vermögen der Seele, wie die Phantasie und Imagination, welche letztere besonders als wahres Einbildungsvermögen betrachtet werden kann, h. das Vermögen, Gedanken in Bilder einzukleiden, sich darstellt; ferner das Erinnerungsvermögen, das von der Willkür unabhängig ist; endlich das Verstandesvermögen, unabhängig von den Sinnesorganen und von Combinationen des Verstandes, unbeschränkt von Raum und Zeit, ein Vermögen, von welchem wir etliches bei Thierclassen finden, welche kein ausgebildetes Cerebralsystem, sondern nur ein Gangliensystem haben, z. B. bei der Biene, Ameise u. m. a. Auch im menschlichen Schlafe die Thätigkeit des Gangliensystems erhöhter ist, so muß auch eine freiere Thätigkeit der mit ihm verbundenen Vermögen stattfinden. Während also im Schlafe die Seele keine Wahrnehmung von der Außenwelt durch die Sinne bekommt, keine Willkür über die Bewegung des Körpers, über die Richtung ihrer Geistes-thätigkeit im Innern, ausübt, so ist in ihr das Selbstgefühl ihres Körpers in dem Gemeingefühl, und im abhängigen Gewalt der Triebe und Instinkte, blüht ferner das Vermögen der Bildersprache lebendiger in ihr auf, wodurch sie alle Gefühle, Vorstellungen

gen und Gedanken in Bildern sich denkt, erwacht das tief verborgene Innere, wodurch sie im Stande ist, Blicke in das Leben entfernter Personen, selbst in die Zukunft hinaus, zu thun, regt sich das unbeschränkte Erinnerungsbewußtsein der Seele, welches ihr Alles wieder vorzuführen im Stande ist, was irgend einmal berührt hat. — Die Thätigkeit der Seele im Schlafe ist also wunderbar verschieden und weit verschieden von ihrer Thätigkeit im Wachen. Hier geht das Leben mehr nach Außen, mehr auf den Wechselverkehr mit der äußerlich unbekannten Welt und den Menschen, die Seele beherrscht ihre Thätigkeit nach den Gesetzen der Vernunft und den Vorschriften des Verstandes mit klarem Bewußtsein; dort wendet sie sich von der Außenwelt weg, und ganz nach ihrem Innern. Die Außenwelt ist jetzt nicht mehr für sie vorhanden, sie denkt und lebt ohne Rücksicht auf die Verhältnisse und Zwecke des äußern Lebens, ohne Beachtung der Vorschriften des Verstandes; alle ihre Thätigkeit geht in lebhaften Bildern vor, die unzählbar in stetem Wechsel entstehen und verschwinden, und unter den mannigfaltigsten Gestalten und Auftritten Alles darstellen, was in der Seele vorgeht. Beim Erwachen tritt jedoch der vorige Zustand der Seelenthätigkeit wieder ein, das Bewußtsein wendet sich wieder mehr nach Außen, und es würde keine Erinnerung der im Schlafe vorgegangenen Geistes-thätigkeit stattfinden, wir würden uns nicht an den Traumzustand erinnern können, wenn nicht durch das sympathische Nervensystem eine Verbindung zwischen beiden Regionen vermittelt würde, wodurch die Thätigkeit beider in gewissen Fällen mehr oder weniger aufgehoben werden kann. In der That nämlich zieht die Seele sich im Schlafe von der Außenwelt zurück, sie ganz in sich selbst versenkt, wird durch die erhöhte Thätigkeit des Gangliensystems mittelst der Verbindungsnerven die Thätigkeit derjenigen Hirnorgane, welche dem Bewußtsein der Seele dienen, in dem Grade von Erregung erhalten, daß dieses Bewußtsein obgleich ganz nach Innen gewendet, seine Thätigkeit zum Theil zu erhalten vermag, so daß folglich die Seele der besondern Thätigkeit im Schlafe sich nach dem Erwachen erinnern kann. Ist dies Letztere nicht der Fall, so haben wir auch keinen Traum, d. h. wir können uns der besondern Thätigkeit unserer Seele im Schlafe nach dem Erwachen nicht erinnern. Zuweilen ist auch die Erregung des Hirnorgans, welches dem Bewußtsein dient, leicht, so daß wir zwar noch einige Erinnerung an die gehaltenen Traumbilder haben, aber sie nicht mehr deutlich unterscheiden können. — Die Bedingungen, unter welchen der Traumzustand in dem Schlafenden entsteht, sind verschieden, nach der Erregbarkeit des Nervensystems, und nach dem in der Naturanlage des Menschen begründeten leichtern Übertritt des Nerven-Geistes aus dem Ganglien- in das Hirnsystem. Einige der veranlassenden Ursachen des Traumzustandes wollen wir noch kurzlich anführen. In der Zeit des Einschlafens und des Aufwachens ist der Mensch am meisten geneigt zum Traum, weil das Hirnorgan in dieser Periode weder von den Sinnes-eindrücken noch erregt wurde, oder nach der Erquickung der Ruhe durch den Schlaf schon wieder an sich selbst erregbarer wird. Die meisten Träume fallen vor Mitternacht und gegen Morgen. Im festen und, wie man sagt, gesunden Schlafe findet kein Traum statt. Daher halten Einige den Traum für die aus dem Schlafe oder dem materiellen Leben wieder zurückkehrende Geistes-thätigkeit. Ist der Schlaf nur leicht, mit öfterm Erwachen unterbrochen, so wird eher das Hirnorgan in Erregung, und die Eindrücke auf die Sinne erhalten, so daß das Bewußtsein in einem geringen Grade von Thätigkeit, mischen sich auch oft auf eine Weise in die Traumbilder selbst. Auch stärkere Reizungen der Hirnorgane von andern Organen, besonders aus dem Gangliensystem selbst, versetzen das Hirnorgan oft in den Grad von Erregung, wodurch der Traumzustand entsteht. Dagegen geben die Krankheiten, besonders Fieber und Nervenkrankheiten, so häufige Veranlassungen zu Träumen, die uns um so lebhafter vorkommen, d. h. deren wir uns um so deutlicher wieder erinnern, je mehr das Hirnorgan dadurch in Erregung

Auch manche innerlich genommene Stoffe, Getränke, Arzneimittel und dergleichen wirken auf eine besondere Weise bewirken, indem sie entweder mittelst Beschleunigung des Blutumlaufs und Richtung desselben nach dem Gesetze unmittelbar, durch heftige Erregung des Nervenorgans im Gangliensysteme stärkere Erregung des Hirnorgans bewirken. Allein es kann nicht werden, daß von der Seele selbst auch die Entstehung des Traumzustandes kann. Theils schon durch eine vor dem Schlafe noch im Wachen statt erhöhte Thätigkeit derselben, wodurch die Hirnorgane harmonisch in Erregung versetzt wurden; oder durch Aufnahme gewisser Einwirkungen, Interesse durch Liebe oder Haß besonders erregen; theils auch durch ihre im Schlafe selbst, vorausgefaßten festen Vorsatz (z. B. zu einer bestimmten Zeit zu wachen), im Schlafe vorkommende lebhaftere Erregung gewisser Ideen, welche durch ihre Einwirkung auf das Bewußtsein der Seele das Daseyn zugleich in dem Grade afficiren, daß der Traumzustand entstehen

Träume sind die Bilder und Begebenheiten selbst, welche uns vor sich vorführt, und welche sich so hervorheben, daß wir uns derselben nach dem Erwachen noch erinnern. Sie sind demnach die Folge der im Schlafe fortgesetzten Thätigkeit der Seele, und der charakteristischen Eigenthümlichkeit dieser selbst. Dieses Eigenthümliche der Seelenthätigkeit im Schlaf müssen wir erst noch etwas auseinanderlegen. Das Selbstbewußtsein der Seele wendet sich von der Außenwelt, von den Sinnesindrücken ab, und ganz nach Innen zu der inneren Thätigkeit, und auf die von ihrem Körper ihr zukommenden Empfindungen mittelst des sogenannten Gemeingefühls. Das Gemeingefühl, welches in dem gesammten, über den ganzen Organismus verbreiteten, reproduktiven System ausgeht, ist ebendeshalb im wachenden Zustande nur ein Gefühl von dem Wohl- oder Unwohlsein des Körpers, wird aber im Schlafe erhöht und gibt der Seele deswegen, und weil sie bei der Abwendung von den Sinneswirkungen sich mehr nach dem Innern zuwendet, deutlichere Wahrnehmungen und Gefühle von der Beschaffenheit und dem Zustande ihres Körpers. Sie nimmt, daß das in der Seele ursprünglich liegende Vermögen der Bilderbildung im erhöhten Zustande des Gangliensystems, welchen der Schlaf herbeiführt, wird und den reichlichen Stoff in den mannigfaltigsten und lebendigsten verarbeitet. Der Stoff zu den Träumen liegt theils schon in der Seele selbst, theils wird er ihr auf verschiedenen Wegen zugeführt. Schon die Sinne, welche durch die Bande des Schlafes größtentheils gefesselt, geben doch, zumal im tiefsten festem Schlafe, noch einigen Stoff durch leise Einwirkungen, welche als dunkle Gefühle aufnimmt und zu entsprechenden Bildern verarbeitet. Der eigentliche Stoff zu den Traumbildern erhält die Seele durch das erhöhte Gefühl, dessen Einwirkungen sie sich unter Bildern vorstellt. Die Wahrnehmung des gesunden Zustandes des Körpers im Allgemeinen stellt sie sich z. B. unter angenehmen Bildern vor, unter fröhlichen Begebenheiten, unter Bildern, welche besondere Leichtigkeit und Gewandtheit des Körpers anzeigen, z. B. unter Bildern, nach Willkür sich hoch in die Lüfte zu erheben. Die Wahrnehmung des krankhaften Zustandes ihres Körpers drückt sie durch unangenehme und schmerzliche Bilder aus, vorzüglich durch solche, die eine Schwere und Unbehülfslichkeit ausdrücken, z. B. das Versinken in tiefe endlose Gruben, die Unfähigkeit, die Verfolgungen sich durch die Flucht zu retten, u. s. w. Auch nach dem Charakter der Krankheiten bilden sich heftige und wilde, oder mehr ruhige und sanfte Träume aus. Selbst das Ausbilden einer Krankheit, die noch nicht bemerkt wird, erkennt die Seele nicht selten im Schlafe, und die Bemerkung in Traumbildern, z. B. von drohenden Gefahren, aus denen die Genesung, welche die Seele früher vorherseht, als sie durch ihre

Folgen und schon bewirkte Veränderungen dem Wachenden flüchtig wird, kündigt sie dagegen wieder in angenehmen und mildern Aufstellungen verfolgenden Schreckgestalten z. B. stellen sich schützende Genien entgegen, belnbe Tumult um den Kranken verliert sich allmählig, und an seiner Stelle muntere Gesellschaftsgruppen u. s. w. Die in dem Gemeingefühle, Instinkte, Triebe und Begierden geben auch der Seele reichlichen Stoff zu bilden, da diese bei der Erhöhung des Gemeingefühls sich auch zu äußern aussprechen. Der Durstige träumt sich an frische Quellen und an Flußes, leert die vollen Becher, ohne seinen Durst zu stillen; der im Traume reichlich besetzte Tafeln. Auch die Leidenschaften erlangen an den Zauberkünsten des Traums zu ergößen, und sich für das, was Wirklichkeit versagt, schadlos zu halten. Doch nicht bloß die Einwirkung Körperlichen gibt der Seele Stoff zur Thätigkeit im Schlafe und zu bilden; auch aus sich selbst vermag sie diese sehr oft darzustellen. So der Leidenschaft gebildeten Träume sind zum Theil ein Eigenthum der Seele, diese den vom Körperlichen zunächst ausgegangenen Begierden sich hinzusetzen allein auch die rein geistigen Thätigkeiten, die Bildung der Begriffe, die höhern Zwecke und Ideen der Vernunft, stellt sich die Seele in ihrer lebhaften Bildersprache vor. Selbst die im Wachen mehr gehemmte im Schlafe sich freier erhebenden Vermögen der Seele, die Erinnerung zu sehen, geben Stoff zur Thätigkeit im Schlafe. Daher sieht sich der oft in Ausstritte der fernsten Vergangenheit zurückgeführt, die ihm bei im wachenden Zustande nicht wieder vorgestellt hätte; dadurch entstehen Träume, welche zukünftige Begebenheiten enthalten, divinatorische Träume, es schwer sein mag, diese rein psychischen Träume von denen durch Körperlichen entstandenen zu unterscheiden. — Die Träume stellen meistens ein buntes Gemisch von wunderfeltsamen Gestalten, schnell wechselnd, dem Anscheine nach ohne Plan, ohne Zweck und Bedeutung zu sein, sind deswegen doch kein leeres Spiel der Einbildung; immer liegt ihnen eine Bedeutung zum Grunde, die sie in der Bildersprache der Seele, bald unter einem Bilde, bald allegorisch und symbolisch, bald ironisch, latent, solchen Angelegenheiten nach dem höhern Interesse der Seele beurtheilt ausdrücken, und deren Inhalt von dem Zustande des Körpers, der Leidenschaften und Wünschen, Vorstellungen und Ideen desselben, Begebenheiten der Vergangenheit und Zukunft, moralischen Principien, Aussprüchen des Geistes u. s. f., hergenommen ist. — Tiefer als der theils zu leichte, theils zu kritische Geist der neuern Zeit es vermochte, drang die ältere Zeit in die Bedeutung der Träume ein, suchte sie wenigstens darin, und fand sie mehr in der ältesten Zeit auf eine wunderbare Weise, wie uns z. B. die Traumdeutung in Canaan und Ägypten beweist, als in der nachfolgenden. In Griechenland die Träume auch die Bedeutung der Orakel, daher die Tempelträume dem Tempel des Askulap. (S. auch Incubation.) Vgl. auch Genat., I, 23. Die Versuche, in die Bedeutung der Traumbilder einzugehen, haben die Veranlassung zu den Traumbüchern, mit deren Abfassung, Fälschung und Verbreitung, sowie mit dem Gebrauche in der Folter, Schwärzung und Betrug, Aberglaube und Leichtsinne ihr verderbendes Spiel trieb, sie daher den Gebildeten und Aufgeklärten zum Spott machten, das wahrscheinlich eine fruchtbare Idee zum Grunde lag, und von dem die ältesten, noch in reiner Beobachtung, reifer Erfahrung und fromm verfassten, viel Weizenkörnchen unter der Spreu verbergen. Weiter findet man in Schubert's „Symbolik des Traums“. S. auch Trauer und das fieberhafte Irresein“ (Leipz. 1817).

urigkeit ist die Gemüthsstimmung, welche durch das Vorherrschende in Unlustgefühls bedingt ist. Wir setzen die Traurigkeit der Freude entgegen, beziehen sie wie diese gewöhnlich auf ein Gegenwärtiges, was diesen veranlaßt hat; doch wird sie dann auch Betrübniß genannt. Sie geht mittelbaren Empfindung oder Vorstellung eines Übels hervor, entweder aus dem, was wir erlitten, oder daraus, daß wir ein Ziel unsers Strebens vermissen. Wie die Freude zu den erhebenden, rüstigen, so gehört die Traurigkeit zu den niederschlagenden Gefühlen; sie hemmt nämlich die Thatkraft, macht sie träge. Sie ist aber entweder verschlossen in ihrer Äußerung, und dann leicht für die Gesundheit nachtheilig, oder sich äußernd in Klagen, Weinen, wie die Wehleidigkeit. Wird sie genährt durch die fortdauernde Empfindung des Übels, so ist sie hartnäckig; und erhält sie sich verschlossen fort, Gram; der zuletzt als Harm die Gesundheit selbst zerstört. Die fortdauernde Geneigtheit zur Traurigkeit ist Melancholie, sie geht in die melancholische Tieffinnigkeit über, welche dem Wahn besteht.

Trautmannsdorf (das gräf. Haus v., kath. Rel.), ein altes östr. Geschlecht. Dessen Namen mehrere Schlösser oder Flecken in Tirol, Steiermark und Oesterreich. 14 Trautmannsdorfe waren auf dem Schlachtfelde geblieben, wo Kaiser Rudolph II. 1576 über Ottokar v. Böhmen siegte, und 18 fielen bis auf die Schlacht bei Mühldorf 1322, ohne ihren Anführer, Friedrich den Schönen, vor der Gefangenschaft bewahren zu können. Dessen Mitgefangeener, der tapfere Hector v. Trautmannsdorf, erhielt vom Kaiser Rudolph II. einen Kampfbrief, der seinen von ihm durch einen Zweikampf erprobten Adel bestätigte. Maximilian v. Tr. (f. d.) wurde mit seinen Brüdern vom Kaiser Ferdinand II. 1628 in den Reichsgrafenstand erhoben. Er erhielt das Haus, nach dem Rechte der Erstgeburt, für die männlichenkommen die reichsfürstl. Würde; daher gibt es außer dem ältern Ästischen Hauptlinie, die fürstlich ist, noch mehrere gräf. Linien. Die Güter liegen in Oesterreich, Böhmen und im Großherzogthum Hessen; dahin gehören Weinsberg und Neustadt am Kocher, die Grafschaft Umpfenbach und die Herrschaften Rheinhild, Hofstau, Gitschin, Brandeis, Hirschstein u. a. m. Maximilian, Majoratsherr, Fürst Johann, geb. d. 18. März 1780, folgte seinem Vater, dem Staats- und Conferenzminister Ferdinand, d. 27. Aug. 1827. Er war k. k. Rath und Erb-Oberstallmeister zu Wien. K.

Trautmannsdorf (Maximilian, Graf v.), geb. zu Grätz 1584, gest. 1650, einer der ersten Staatsmänner und Diplomaten seiner Zeit, geschäftig in Studien, Reisen und Feldzüge, war in einem spätern Alter zur kathol. Kirche übergetreten. Er brachte das Friedenswerk zu Münster und Snabrück zu Stande. Früher hatte er sich standhaft gegen den kühnen Übermuth des Bischofs Melchior Clesel (Minister des Kaisers Matthias) erklärt und viel gethan, um den Erzherzog Ferdinand (nachmals Kaiser Ferdinand II.) die Rückkehr nach Matthias in Oesterreich, Ungarn und Böhmen zu verschaffen. 1619 zu München den wichtigen Bund Ferdinands II. mit Maximilian von Bayern (Dreißigjähriger Krieg) ab; darauf verabredete er, als kaiserl. Gesandter, in Rom, mit dem Papste und mit dem spanischen Gesandten die gemeinsamen Maßregeln zur Führung des Krieges. Auch übernahm er wichtige Aufträge von Wallenstein, der ihn sehr achtete. Er hatte durch vertrauten Umgang von Wallenstein auf den schwindelnden Ehrgeiz dieses Feldherren kennen gelernt und war der erste, welcher dem Kaiser über die gefährlichen Pläne Wallenstein's die Augen öffnete. Darum ward er mit dem Hofkriegsrathe v. Queßtenberg zur nähern Untersuchung Wallenstein's Lager abgesendet. Nach der nordlinger Schlacht (1634) that er, um den Kurfürsten von Sachsen, sich von Schweden zu trennen, und schloß

den pfäzger Frieden 1635 ab, durch den Sachsen die Lausitz erhielt. Sein größtes Werk und s. größtes Verdienst aber war der Abschluß des westfälischen Friedens (s. d.). Tr. hatte einen schnellen und durchbringenden Verstand; er sprach mit gewinnender Anmuth; sanft und freundlich, dabei voll Würde und Bescheidenheit, offen und redlich, diente er nur der Sache mit beharrlichem Eifer, eitle Sorge für seinen persönlichen Ruhm und Einfluß. Die Jesuiten haßten weil er duldsam war; Ferdinand II. war er treu ergeben, mit der Anhänglichkeit eines Jugendgespielen. Ferdinand III. ehrte ihn wie s. väterlichen Freund. dem Friedenswerke selbst war er die Seele des Ganzen. Vergebens reizten Ser und Drenstierna durch ihren Siegetroß s. persönliche Empfindlichkeit; er blieb stets gemäßigt und unerschütterlich. Sein fester Charakter und s. Ruhe hielten Gegner in Schranken. Dadurch rettete er Östreich und Deutschland aus dem heil jenes verderblichen Kriegs. Gleichwol schrieb er den Erfolg mit bescheidener Entschuldig seinen gelehrten Mitarbeitern zu. Über Wolmar hatte nur die Form des Instruments abgefaßt; Tr. hatte das Werk geschaffen und vollbracht. S. ihn v. Hormayr im „Östreichischen Plutarch“ und v. Woltmann in der „Geschichte des westfälischen Friedens“.

Trauung heißt diejenige Handlung, wodurch Verlobte feierlich verbunden und einander anvertraut werden, es geschehe dies nun bloß durch weltliche Bestätigung ihres Verlöbnißes und Ehevertrags (Civiltrauung) oder durch kirchliche Copulation und Einsegnung (priesterliche Trauung). Überall, wo die Ehe als ein bleibendes rechtliches Verhältniß geachtet wird, bezeichnet man den Anfang mit Einweihungsgebräuchen, die bei den meisten Völkern religiöse Bedeutung haben. Wie nach den Berichten der Seefahrer fast jedes der wilden Völker, die sie kennen lernten, eigenthümliche Hochzeitfeierlichkeiten beobachtet, lehrt die Geschichte, daß die Sitte der asiatischen und europäischen Vorwelt Ceremonien zur Weihe des Ehebundes mitschickte, eblere und bedeutungsvollere finden wir da, wo der Mann sich nur einem Weibe verbindet, als unter den der Vielweiberei ergebenen Nationen. — Bekannt sind die Gebete und Opfer, die die Verlobten bei den alten Griechen dem Hymen (s. d.) widmeten; bei den Römern, in ältern Zeiten der Republik, verbanden sich die Verlobten, während der Brautfeier ein Fuchstopfer darbrachte, durch gemeinschaftlichen Genuß von Schalen (confarreatio) und Zusammensitzen auf einer Schafshaut, um den Brautpaar zum häuslichen und ehelichen Leben anzudeuten; nach den punischen Kriegen traten sie jedoch auch Ehen, die nur durch Unterzeichnung des Contracts und durch die Heimführung geschlossen wurden, für gültig. Letztere war überall mit Feierlichkeiten begleitet: und auch die Mohammedaner, deren Religion die Vielweiberei verstatet, lassen ihr Gebet und Segen eines Imams über die Verlobten vorangehen. — Bei den Juden, denen Moses keine bestimmte Form der Trauung vorgeschrieben hatte, bestand sie in der vorchristlichen Zeit hauptsächlich in der feierlichen Heimführung, auf deren Prunk und Jubel viele biblische Stellen hinweisen. Erst nach der Zerstörung von Jerusalem wurde folgende, mit wenig Veränderungen auch von den heutigen Juden beibehaltene Ceremonie zur Einsegnung der Ehe gesetzlich. Die Verlobten treten mit ihren Führern und Führerinnen unter ein Gezelt (Chuppa), worin die Braut 3 Mal um den Bräutigam geführt, von diesem einmal umgangen, verschleiert, und wenn Beider Hände verbunden sind, von den Anwesenden unter dem Zuruf: „Seid fruchtbar!“ mit Getreide überschüttet wird. Reiche werfen über das Brautpaar Geldstücke, die die Gäste sammeln. Hierauf bedeckt der Rabbi den Kopf der Braut mit dem Tallis, dem Gebetsmantel und spricht eine Einsegnungsformel, indem er dem Paare einen Becher mit Wein oder Bier zum Trinken reicht. Nach diesem Trunk wies der Rabbi dem Bräutigam ein Goldstück mit den Worten angesetzt: „Siehe, du sollst“

in nach der Weise Moses“; dann der Heirathsvertrag verlesen und dem Rabbi unter Aussprechung von 7 Segensformeln wiederum ein Bechere, wenn Beide ihn ausgeleert haben, der Bräutigam an die Wand, eine Braut Witwe ist, an die Erde wirft. Diesem Trauungsact folgen Klage; zwischen denen der Bräutigam die Braut aussteuert. Achtung jüdische Sitte und Vertrauen zur Geistlichkeit bewog schon die ersten ihre Ehen unter Mitwirkung derselben zu schließen, obwohl der Stifter rathums keine Trauungsgebräuche angeordnet hat. — Seit dem Ende rth. war es unter den Christen Gewohnheit, jedes Verlöbniß dem Bischof oder Presbyter anzuzeigen, und keine Ehe ohne priesterlichen Segen (benedictio) einzugehen. Doch fand diese Anzeige (professio), welche 1218 zur Einführung der kirchlichen Aufgebote benutzt wurde, nur bei laß der Sponsalien (s. d.) statt, worauf sich auch ein auf der Synode 389 gegebenes Ehegesetz lediglich bezieht. Zum wirklichen Anfange wurden kirchliche Einsegnungen wol häufig begehrt und ertheilt, aber nicht wesentlich nothwendig gehalten. Im 6. Jahrh. kam eine besondere Liturgie in Gebrauch, und im 9. Jahrh. erklärten bürgerliche Gesetze im Abendland. Kaiserthume diesen religiösen Act für rathsam und nützlich für Ehen, die ohne ihn angefangen worden waren, die Gültigkeit zu haben. Selbst nachdem die Kirche die Ehesachen völlig unter ihre Gerichtsbarkeit brachte, und im 12. Jahrh. angefangen hatte, die Ehe unter die kirchliche zu rechnen, legte sie immer noch mehr Gewicht auf die Anzeige und Einsegnung der Sponsalien als auf die eigentliche Trauung, deren Ritual erst in der Messe nur Segenswünsche und Bekanntmachung der Ehe vor der Gemeinde erhielt. Erst in Trauungsliturgien aus den 15. Jahrh. findet man die Worte „Ego vos conjungo in matrimonium in nomine Dei etc.“ („Ich verbinde euch zur Ehe im Namen Gottes u. s. w.“), wodurch der Priester als Stellvertreter Gottes den Ehebund bekräftigte und das Paar förmlich copulirte. Doch blieb der Gebrauch bei der 2. Ehe nicht für nöthig gehalten, und selbst bei der 1. Ehe bis zu den Zeiten der Reformation bisweilen unterlassen, da nach dem Aufhören der Ehebund schon durch die vor dem Priester abgeschlossenen Sponsalien Rechtskraft erhielt. Die Reformatoren setzten aus moralischen Gründen, daß nach 3maligem Aufgebot die priesterliche Trauung zum Anfang der Ehe wesentlich sei, und daher kein ohne diese kirchliche Einsegnung geschlossener Ehebund irgend einige Gültigkeit habe. Nur in Holland, wo alle Ehen vor der Obrigkeit geschlossen, und dadurch schon rechtskräftig werden, bleibt es dem Gewissen der Verlobten überlassen, ob sie die religiöse Trauung zufügen lassen wollen; jedoch sind kirchliche Aufgebote und Copulationen besonders unter den Lutherischen, üblich. Die Form dieses Acts wurde bei den Protestanten durch Weglassung der Messe vereinfacht. Wesentlich ist dabei, daß der Pfarrer die Verlobten nach ihrer beiderseitigen Einwilligung fragt, und wenn diese gegeben haben, sie kraft seines Amtes für Eheleute erklärt, worauf Gebete und Segensprüche folgen. Das Trauungsformular der Lutheraner legt den Verlobten außer dem Jawort noch einige herzliche Erklärungen über die Liebe und Treue in den Mund. Für die kath. Kirche ließ das tridentinische Concilium es in Ansehung der kanonischen Gültigkeit der Ehen bei den kirchlichen Gesetzen über die Anzeige und Einsegnung der Verlöbniße beibehalten, aber auch, daß die Ehen erst durch die priesterliche Trauung nach dem Aufgebot sacramentalische Kraft erhalten sollten, daher sie nun bei den Protestanten auf die seit dem 15. Jahrh. übliche Art allgemeiner Gebrauch ist. Auch bei den Hochzeitfeierlichkeiten der alten Griechen, Römer und Germanen ähnliche Wechseln der Ringe gehört zu den nothwendigen Formalitäten.

kath. Trauungen; unter den Protestanten hat man es aber neuerdings an Orten weggelassen, da es schon bei der Verlobung erfolgt. Brautkränzen, die in der alten Kirche beiden Verlobten bei ihrer Einsegnung wurden, ist unter den abendländischen Christen nur noch der Braut der unverletzten Jungfrauschaft übrig geblieben, und die Verlobten für solche Bräute, die nicht mehr Jungfrauen sind, ein Mägdlein zucht. — In der griech. Kirche gehören die Verlobungen wie die Trauungen zu den religiösen Gebräuchen, die man mit Gebet und Segen in der Kirche vollzieht. Bei den Verlobungen ist das Wechseln der Ringe die Hauptsache, bei den Trauungen werden beiden Verlobten, falls sie zum ersten Male heirathen, Kränze aufgesetzt, dann trinken sie Wein aus einem Becher, den ihnen der Pfarrer reicht, u. müssen nach beendigter Einsegnung einander vor dem Altar die christliche Religionspartei halten die Gegenwart von Zeugen bei der Trauung ist nothwendig. Diese wird, einzelne Dispensationen ausgenommen, stets von dem Pfarrer verrichtet; in dessen Kirchspiel die Braut einheimisch ist, richtet er auch auf die Verschiedenheit der Confessionen; da keine christliche Kirche die von den Pfarrern andrer Confessionen verrichteten Trauungen anerkennen will. — Die kleinern Sekten und schismatischen Kirchen haben meist die Trauungsgebräuche derjenigen Kirchen, von denen sie ausgingen, unverändert beibehalten; nur die Quäker und einige Parteien der Methodisten schränken sie auf ein vor ihren Ältesten zu leistendes Eheversprechen ein. In Frankreich wurde während der Revolution die Civiltrauung oder die des Ehevertrags vor der bürgerlichen Obrigkeit für allein wesentlich zur Gültigkeit der Ehe erklärt, den bürgerlich Verpflichteten aber freigestellt, die priesterliche Copulation bedienen zu wollen. Das Concordat von 1801 bestätigte diese Einrichtung, und das Gesetzbuch Napoleons dehnte sie auf alle im franz. Reiche, die es unbedingt annahmen, aus; daher in dieser Zeit auch Ehen ohne priesterliche Trauung geschlossen worden sind. Seit 1816 doch auch in Hinsicht der Ehen die alte Ordnung der Dinge wiederhergestellt. Bei der sogen. Trauung zur linken Hand ist der Gebrauch der linken Hand keineswegs gesetzlich vorgeschrieben. (S. Morgens Ehen.)

Travestie, Travestirung (nach dem franz. travestir, verkleiden) bezeichnet eine scherzhafte Darstellung (besonders in der Poesie) deren ein bereits ernsthaft verhandelter Stoff seiner ursprünglichen Bedeutung entkleidet und als lächerlich dargestellt wird. Sie setzt voraus ein fallendes Gegenstandes, einen in demselben versteckten, nicht im Auge beilegenden Unsinn, den sie auf naive Weise enthüllt. Aber sie schließt sich an dem letztern, indem sie den zu beurtheilenden Stoff erst ins Lächerliche und auf niedrigere Verhältnisse überträgt, um ihn als klein darzustellen. Travestie macht ein Gedicht nicht klein, und verwandelt nicht das Ernsthafte in das Lächerliche, sondern sie stellt das als groß dargestellte Kleine scherzhaft als klein dar. Sie unterscheidet sich daher wesentlich von der Parodie, welche sich der dichterischen Einkleidung ernstern Gegenstandes zur Darstellung eines neuen Stoffes bedient. Beide wirken durch den Contrast und können, gleich der Ironie, ihres Zwecks, Lachen zu erregen, nicht verfehlen. Gleichwohl ist bei ihrer größern Abhängigkeit von andern vorhandenen Kunstwerken, die Travestie eine untergeordnete Stelle unter den Dichtarten ein. Es ist gefragt worden, ob sie überhaupt zulässig seien. Von der Parodie, die sich lediglich an das Lächerliche mit dem Wandelbaren der Form ein heiteres Spiel treibt, möchte dies nicht zu bezagen sein. Anders scheint es sich mit der Travestirung zu verhalten, die sich an das Ewige der Idee wagt und es mit keckem Übermuthe in

herüberträgt. Allein es scheint auch nur so; denn es liegt eben in dem Wesen des Scherzes, daß derselbe in freier Willkür auch das Edelste und Erhabenste in seinen Kreis herabzieht. Weiß nur der travestirende Dichter seinem Gegenstande mitten unter den Umgebungen von Größe, Ansehen und Würde die schwache Seite abzugewinnen, und für denselben eine Form zu wählen, die die komische Wirkung sichert, so wird er auch s. Zweck, Belustigung des Lesers, erreichen, es fällt ihm weder eine Entweihung des Heiligen, noch eine Verkümmern des Vergnügens an dem ernsthaften Kunstwerke zur Last, wie ihm seit La Mothe geworfen worden. Wie die herrlichsten komischen Schöpfungen der Griechen und dieser freien Herrschaft des Scherzes hervorgegangen, ist bekannt genug, obgleich der griech. Geist sich mehr zur Parodie hinneigte (man denke an die *Trachinypomachie*“, die Parodien des *Matron* und dessen Bruchstücke bei *Alibi* II, 5, und an unzählige Stellen des *Aristophanes*; vgl. *Buhle zu Aristophanes* „Poetik“, C. 1, §. 4), so war ihnen doch auch das Ergötzliche der *Travestierung* keineswegs ganz fremd, vielmehr scherzte diese in den Erzeugnissen bildender Kunst, wie in den komischen Dichtern, mit gleich kühner Ausgelassenheit und der oberste der Götter durfte sich nicht weigern, auf plastischen Werken Basangemälden ebensowol als auf der Bühne in der Schellenkappe als komische Maske zu erscheinen. — Die *Travestierung* ist entweder rein komisch, ein Erguß des Humors, oder sie verbindet mit dem Zwecke der Belustigung den Satyre. Diese richtet sich entweder gegen den Stoff, indem sie die lächerlichen Seiten desselben durch die Einkleidung hervorhebt, oder gegen die Form, indem sie die Anstaltshafte des Ernstes in Beziehung auf den dargestellten Gegenstand ins Lächerliche stellt. Beide Zwecke schließen den allgemeinen Zweck aller Satyre, Geißelung der Thorheit und des Lasters überhaupt, nicht aus. In Hinsicht der Form ist die *Travestierung* entweder lyrisch, episch oder dramatisch. Unter den Neuern ist die häufigste von den Franzosen bearbeitet worden, namentlich von *Marivaux*, *Monti* (travestirter *Virgil*) und *Morreau*; die Italiener besitzen eine travestirte *Aeneis* von *Lorebano*, welche dem Begriffe nicht entspricht; die Deutschen, in mehreren kleinern lyrischen Scherzen der Art, eine zwar oft in das Gemeine schlappende, aber doch nicht wicklose *Travestierung* der „*Aeneis*“ von *Blumauer*, dieses *Marschland* voll Schlamm, obwohl voll Salz“, wie *Jean Paul* sie

F.

Treffschuyten (b. h. Ziehschiffe), eine Art von bedeckten Schiffen (16 Schritte lang und 3 — 6 breit), die von Pferden gezogen (getreht) und in den Niederlanden auf den Canälen gebraucht werden. Sie gehen zu bestimmten Stunden von einer Stadt zur andern und haben gewöhnlich ein großes Zimmer für alle Reisende zusammen, nebst einem Cabinet (Koch, Ruhs) für Diejenigen, die für sich sein wollen.

Treffen, s. Schlacht.

Treibhäuser, auch **Gewächshäuser**, nennt man Gebäude, die durch künstliche Wärme nicht allein die Pflanzen warmer Klimate erhalten, sondern auch solche in ungewöhnlicher Jahreszeit zum Blühen und Fruchttragen nöthigen. Die Erfindung ist ziemlich neu. Das wesentlichste Erforderniß eines Treibhauses ist die Lage, da Alles darauf ankommt, daß auch im Winter die seltene und niederstehende Sonne gehörige Wirkung thue. Man braucht zu dem Ende nicht die Wände genau nach der Mittagelinie aufzuführen; es ist sogar gut, wenn das Haus ein wenig östlich gerichtet ist, damit die Morgensonne, die äußerst erquickend für die ganze Pflanzenwelt ist, ihre Wirkung nicht verfehle. Überhaupt muß bei der südlichen Richtung des Hauses auch der südliche Horizont möglichst frei sein. Dagegen muß das Treibhaus nach den übrigen Seiten hin, besonders nach Westen, geschützt sein, weil die westlichen Stürme außer andern Nach-

theilen auch den haben, daß sie den Rauch leicht in die Schornsteine zurückdrücken, weshalb man dabei besonders auch auf höhere Schornsteine hält. Die Wände Nord-, Ost- und Westseite werden entweder massiv gemauert oder von etwa eine Elle dick, aufgeführt. In England und Deutschland hat man auch Treibhäuser ganz aus Glaswänden aufzuführen, wo natürlich diese Glaswände erforderlich sind. Bedeutende Vortheile sehen wir davon nicht ein, gegen sind die Nachtheile der geringern Wärme und der leichtern Beschädigung dieser Wände überwiegend. Daß die vordere Wand ganz aus Glas bestehen müsse, versteht sich von selbst, und da senkrechte Fensterwände die Erwärmung und die Wirkung des Lichts nie so verstärken können, als wenn die Sonnenstrahlen, die doch selbst in den kürzesten Tagen unter einem Winkel von 28° anfallen, unter einem rechten Winkel die Fenster treffen, so gibt man allgemein der lichen Fensterwand eine gegen den Horizont geneigte Richtung, und diese hat selbst nach der Polhöhe verschieden einrichten wollen. Indessen lehrt im Allgemeinen die Erfahrung, daß in Deutschland und England, in Frankreich und Spanien, also etwa vom $45.$ bis etwa zum 65° N. Br., die Neigung der Treibhausfenster nicht unter 34 und nicht über 45° sein dürfe. Was das Holzwerk anbelangt, so muß dies natürlich die Fensterwand verbinden und stützen. Ein Träger ober der Länge des Daches und Säulen, die zwischen den Fenstern stehen, sind nöthig. Allein diese Pfeiler dürfen keinen zu starken Durchmesser haben, sonst zuviel Schatten geben. In England macht man jetzt die Fenster Säulen von Eisen, welches allerdings große Vortheile hat. Außer dem Sonnenlichtern die Gewächse, wenn sie gesund bleiben sollen, durchaus erneuerte Luft. Bei sehr kalter Luft darf man die äußere Atmosphäre nicht unmittelbar auf die Pflanzen treffen lassen. In diesem Falle pflegt man kleinere Klappfenster zu öffnen, besonders in der schrägen obern Glaswand keinem Fenster fehlen dürfen. Daß doch immer die äußere Luft im Winter auf die Pflanzen einen ungewohnten Druck macht, so sind die Engländer, als die größten Gartenkünstler neueren, darauf gefallen, die äußere Luft dergestalt in das Treibhaus zu leiten, daß sie erwärmt auf die Pflanzen treffen kann. Man führt zu diesem Ende Luft an der äußeren Seite der Heizröhren herum. Diese sind außer dem Hause und haben an einzelnen Stellen im Hause auch Öffnungen, die geschlossen werden können. Nimmt man diese Deckel ab, so zieht die äußere Luft dergestalt hinein, sie nur, durch die Heizcanäle erwärmt, die Pflanzen berührt. Nur Schade, die allemal verdorbene und wärmere Luft in den obern Schichten des Treibhauses dadurch entweder gar nicht, oder nur sehr spät und unvollkommen erneuert, die Gipfel der höhern Pflanzen also von schlechter und heißer Luft umgeben, wenn die untern Theile derselben, und die niedrigen Gewächse einer erneuerten Luft genießen; nicht gerechnet, daß die Luft, welche mit dem Licht und der Wärme der Sonne zugleich eintritt, immer viel wohlthätiger ist als die, welche nur von der beschatteten Erde herleitet. Die Fensterrahmen müssen ferner vorzüglich trockenem Holze, das keinen Splint enthält, so gefertigt werden, daß sie genau einpassen; denn die schrägen Fenster sind der Einwirkung des Regens stärker ausgesetzt, werfen sich dann und vermodern auch sehr leicht, wenn das Holz nicht die gehörige Härte und Güte hat. Die einzelnen Scheiben legt man in einander oder kittet sie, was noch besser ist, aufeinander. Im Hause selbst ist das nöthigste Stück der Heizcanal. Er wird aus einem starken eisernen Ofen, welcher mit dem Boden des Hauses ungefähr gleiche, und etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser hat. Aus ihm führt zuerst ein eiserner Canal, ungefähr 1 Elle lang, die eigentlichen, auf dem Boden hinlaufenden Heizcanäle. Diese werden aus Platten von stark gebranntem Thon dergestalt zusammengesetzt, daß Platten in einander mit Fugen versehen, gehörig aufeinander gepaßt werden. Die

igung wegen müssen hier und da die Platten herausgenommen werden. Die Länge der Canäle darf nicht über 60 Fuß sein, weil sonst die Wärme sehr vermindert, und am Ende sich nur Rauch niederschlägt. Der Canal wird senkrecht in der Wand hinaufgeleitet, und ebenfalls mit versehen, durch die man die Reinigung vornehmen kann. In Bezugung muß Alles angewandt werden, daß nicht der Dampf durch die Matten bringe, und sich im Hause verbreite. Es kommt ferner bei den Pflanzen im Treibhause darauf an, ihnen auch von unten eine Wärme mitzutheilen. Dies bewirkt man entweder durch einen Loh-, wo die Eichenrinde nicht zu haben ist, durch Pferdekrüger. Derselbe bergestalt gemauert werden, daß er die gehörige Tiefe, Breite und um die Wärme wenigstens auf 4 Monate zu halten. Die Länge wenigstens 20, die Breite wenigstens 8, die Tiefe 4 Fuß sein. Er wird, mit Loh oder mit Pferdemist gefüllt, und die Töpfe, damit die Hitze nicht auf die Pflanzen wirke, werden in eine Schicht von Sägespänen eingeschichtet, welche ungefähr 1 Fuß hoch den Mist bedeckt. — Die Hauptpflege für die in einem Treibhause besteht immer darin, daß man sie nicht bloß abern auch zur möglichsten Vollkommenheit bringe. Sie müssen Früchte tragen und sich vermehren. Diese Zwecke erreicht man, wenn man das Vaterland und Klima, den eigenthümlichen Boden, und die Eigenschaften eines jeden Gewächses studirt. Erfahrung ist hier die Meisterin. Wo uns die Kenntniß des natürlichen Standortes fehlt, die Gewächse zu behandeln haben, mischen wir eine Erde, die so viel als künstlich, d. h. reich an Extractivstoff, ist. Dies ist die Erde, welche aus dem besten Holz entsteht, und die man am leichtesten aus Sägespänen in hohlen Weiden findet. Diese macht man noch kräftiger, wenn man die Erde zusetzt, die aus Hornspänen oder aus Kuhfladen entstanden ist. Um sie zu machen, mischt man sie mit etwas Sand. Das Begießen der Pflanzen muß mit der größten Vorsicht, und nur dann unternommen werden, wenn die Erde wirklich trocken ist. Bei feinem Gewächsen muß man sich sorgfältig vergegenwärtigen, daß das Wasser nicht unmittelbar an den Stamm bringe. Sehr oft ist es nöthig, den Topf in einen Unterschnapf zu bringen, in den man das Wasser gießt, welches sich alsdann durch die Abzuglöcher der Erde mittheilt. Auf das Begießen, welches zum Begießen gebraucht wird, kommt viel an. Es darf nicht zu kalt, nicht zu heiß, nicht zu hart sein. Regenwasser und Fließwasser, welches man im Hause erwärmt hat, ist das beste. — Die Temperatur des Treibhauses richtet sich nach dem verschiedenen Klima und der verschiedenen Natur der Pflanzen. Die wärmsten, worin Pfirsich und Ananas getrieben werden, muß man auf 70° Fahrenheit bringen, dagegen die andern auf 65 oder auch niedriger gerichtet sind. Zu dem Ende darf keinem Treibhause ein Thermometer fehlen.

C. S-1.

Tremulant, tremolo, bezeichnet in der Musik das Beben oder die Oszillation der Stimme auf einem Tone, welches auch auf Instrumenten vorkommt (z. B. bei den Streichinstrumenten durch wiederholtes Auf- und Abwinken des Fingers auf der Saite und ebenso auf der Taste); daher auch ein Zug in der Orgel, wodurch ein bebender zitternder Effect gebracht wird, der Tremulant heißt, jetzt aber weniger gebraucht wird, dann werden auch andre Tonfiguren, welche ein Beben ausdrücken, Tremolanten genannt. (S. auch Triller.)

Trendl (Franz, Freiherr v. d.), k. k. Pandurenobersher, ein moralisches Genie seiner Zeit, auf Sicilien, wo f. Vater Oberstlieutenant war, 1714 geboren, bei den Jesuiten in Wien, nahm in seinem 17. J. österreichische

nachher russische Kriegsdienste, ward aber wegen seiner Zügellosigkeit des Landes verwiesen. 1740, beim Ausbruch des östr. Erbfolgekriegs ihm Maria Theresia, ein Regiment Panduren zu errichten, wozu er befehligte. Er bildete mit seiner wilden Schar immer die Vorhut, sich nieder und beging mit Brennen, Morden und Plündern die Unmenschlichkeiten. Besonders empfand Baiern die Rohheit die Kriegers, dessen Raubsucht und Selbstgeiz keine Grenzen kannten ein Vermögen von beinahe 2 Mill. erobert hatte. Wegen seiner Thaten ward ihm 1746 ein peinlicher Proceß gemacht, und er zu Lebenslängenschaft auf dem Spielberg zu Brünn in Mähren verurtheilt starb. Tr. war ein überaus schöner Mann, von unglaublicher Eignen alle Beschwerden abgehärtet. Er redete 7 Sprachen sehr fertig militairische Kenntnisse, aber in sittlicher Hinsicht war er so böse, daß für die Welt nur wenig Menschen gibt. Er selbst hat s. Leben u. Th.: „Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz v. (Wien 1807), geschrieben. Man s. auch „Franz von der Trenck einem Unparteiischen (E. F. Hübner), mit einer Vorrede von Bdchn., Stuttg. 1788).

Trenck (Friedrich, Freiherr v. d.), geb. zu Königsberg in Preußen schon im 13. Jahre daselbst akademische Vorlesungen, nach dienste, und ward beim Ausbruch des zweiten schlesischen Kriegs, 1740, als Lieutenant Friedrichs d. Gr. Weil er jedoch in Verdacht kam, mit dem renoberschen, Franz v. d. Trenck, seinem Verwandten, in einem Verstandnisse zu sein, so ließ ihn der König nach Glatz auf die Festung 1741 malige Versuche zur Flucht vermehrten den Verdacht und Unruhe allein endlich entkam Tr., ungeachtet des engen Verwahrs, und machte Polen und Preußen eine Fußreise von 169 Meil. zu s. Mutter. Er er sich an Franz v. d. Trenck nach Wien, der aber bereits im Gefängniß ihn sehr übel aufnahm. Deshalb ging er nach Moskau und von dort zurück, um mit seinen Geschwistern die Erbschaft seiner Mutter zu erhalten ward er, ungeachtet er Rittmeister in kaiserl. Diensten war, auf Abdrechts II. verhaftet und nach Magdeburg in ein für ihn eingerichtetes Gefängniß gebracht, das man noch jetzt zeigt. Er versuchte, sich zu befreien, dadurch ein noch härteres Gefängniß zu, indem er an Händen, Füßen mit eisernen, 68 Pfund schweren Fesseln angeschmiedet wurde, welche Ausbrüche des siebenjährigen Krieges noch vermehrte. Die mit großer angelegten Entwürfe sich zu befreien, mißglückten ihm, und erst im Jahr 1747 ward er aus s. Gefängnisse entlassen und nach Prag gebracht. Zu Wien, Aachen, Spaa, Mannheim, an welchen Orten er sich nach aufhielt, zog er sich durch seine theils freimüthigen, theils vorlauten Ueß er auch durch s. Schriften verbreitete, viele Verfolgungen zu, und verlor einen großen Theil seines Vermögens. Friedrich Wilhelm II. gab ihm nach Regierungsantritt seine in Preußen eingezogenen Güter wieder, und nun glücklich hätte leben können, so trieb ihn doch sein unruhiger Geist durch die Ausbrüche der Revolution nach Paris, wo ihn Robespierre im Juli 1794 angeblichen Geschäftstredger fremder Mächte guillotiniert ließ. Tr. besaß einen Grad von Eigenliebe und Prahlerei, verdient aber wegen s. Geisteskraft, s. und seiner Standhaftigkeit Achtung. Sein wenigstens zum Theil ungewisses Schicksal ist um so mehr zu bedauern, als er unter andern Verhältnissen wohl einen ehrenvollen Platz unter den preuß. Feldherren erworben hätte. Seine Schriften wurden zum Theil mit großem Beifall aufgenommen, besonders Lebensgeschichte, die übrigens wol nicht lauter Wahrheit enthält, mit der

n, worauf der Unglückliche immer rechnen kann. Sie erschien in 4 in und Wien 1786, und ward von ihm selbst ins Franz. übersetzt 3). Seine übrigen Schriften sind zum Theil in der Sammlung: „Gedichte und Schriften“ (8 Bde., Leipzig [Wien] 1786) ent-

aniren ist eine chirurgische Operation, welche in der Öffnung der ermittelst eines dazu bestimmten Instruments besteht. Es heißt der er die Trephine, und ist eigentlich eine Cirkelsäge oder ein hohler eiserner in dem Durchschnitte ungefähr eines Zolls, dessen unterer Rand, die int, mit sägeförmigen, sehr scharfen Zähnen versehen ist. In der repans geht ein sehr spiz zulaufender stählerner Stift herab, der Krone h, welcher die Pyramide genannt wird, und um welche herum die repans beweglich ist. Oben ist derselbe mit einem Knopf versehen, mit Pyramide in den Knochen festgedrückt, und an welchem die Krone im bewegt werden kann. Die Operation selbst wird im Wesentlichen auf bewerkstelligt. Zuerst wird die Stelle des Schädels von Haaren ganz nn wird ein Einschnitt durch die Haut bis auf den Knochen, am be- eines V oder T gemacht, und die Hautlappen werden abgelöst. Nun it einem Knochenbohrer eine kleine Öffnung in die Hirnschale, worein entrone gesetzt wird. Darauf setzt man den Trepan perpendiculaire auf r, durch das Herumbrehen desselben im Kreise um seine Ase den Kno- hren, womit man nach den Vorschriften und Regeln der Kunst fort- in rundes Knochenstück losgebohrt ist, welches alsdann weggenommen Trepanation ist vorzüglich dann nothwendig, wenn nach Verletzungen and Entzündung der Hirnhäute sich unter den Schädelknochen eine Er- Eiter, oder schon vor der Entzündung ein Extravasat von Blut gebil- dieses durch die vorher anzuwendenden Mittel nicht wegzuschaffen ist. Überdrückung eines Knochenstücks des Hirnschädels, die Entstehung von n oder Splintern an demselben macht oft die Trepanation nothwendig. peration wird die Wunde mit einem leichten Faserbäuschchen, das mit Salbe bestrichen wird, belegt, und sobald als es die Umstände gestat- ilt. Die Trepanöffnung schließt sich sehr langsam. Zuerst wird aus , welche aus den Knochenrändern, der Knochenhaut und den Muskeln Häutchen gebildet, dieses wird allmählig knorpelartig und endlich knö- dahin muß der Kranke, sobald die Narbe der Wunde sich gehörig ge- eine kleine, weich ausgefüllte Platte von Gold, Silber oder Blei auf agen, damit das Gehirn gegen allen äußern Druck geschützt werde. H. fan (Louis Elisabeth de la Bergne, Graf v.), Dichter und Schrift- 5 in einer aus Languedoc stammenden Familie zu Mans geb., kam Paris und ward mit Voltaire, Fontenelle u. a. großen und berühmten ekannt, von denen er in seiner Liebe zur schönen Literatur bestärkt wurde. assigte jedoch darüber den Kriegsdienst nicht, zu welchem jeder junge Stande damals in Frankreich bestimmt war. In dem Kriege von 1741. ten Feldzügen in Flandern bei, war in der Schlacht von Fontenoy Lub- Adjutant und schwang sich bis zum Generallieutenant empor. Nach r begab er sich an den Hof des Königs Stanislaus Leszcynski zu Lu- plänzte dort durch seinen Geist und seine Talente als eine der vorzüglich- des kleinen, aber außerlesenen Hofstaats. Der jesuitische Beichtvater welcher seinen Einfluß fürchtete, klagte ihn des Verbrechens der Phi- Als Stanislaus ihm Vorwürfe darüber machte, versetzte L.: „Ich zai. zu bedenken, daß in dem Gefolge der Ligue 3000 Mönche waren, iger Philosoph“. Nach Stanislaus's Tode lebte der Graf in der Ein-

samkeit und verwandte seine letzten Jahre auf die Abfassung einer großen Menge von Schriften verschiedener Art. Er hatte in seiner Jugend einige beifällige Epigramme geschrieben, die ihm viele Feinde zugezogen hatten, und war vielleicht die Ursache, daß er erst in seinem 75. Jahre in die franz. Akademie aufgenommen wurde. Das Podagra, woran er häufig litt, entsetzte 1783 seinen Bein. Seine Liebe und seine Talente zur Dichtkunst blieben ihm bis an seinen Tod. L. und Laharpe hat in s. „Correspondance littéraire“ von L. ein kurz vor seinem Tode gemachtes sehr reizendes Gedicht aufbewahrt, worin er seinen Aufbruch zu Franconville in dem Thale Montmorency besingt. Seine Werke sind sehr reich. Die Umarbeitung des „Amadis von Gallien“ und die Übersetzung des „Ziethen“ zeichnen sich darunter vorzüglich aus. L. trug, wie Boutemet richtig bemerkt, wenig bei, den Ritterroman im Andenken zu erhalten. Durch einen Versuch über das elektrische Fluidum in 2 Bdn. zeigte sich L. auch als einen sehr scharfsinnigen Physiker. Seine „Oeuvres complètes“ erschienen zu Paris 1787, 1797, 12 Bde.

Tretmühle, Trittmühle, stepping-mill (moulin à marches oder lin de discipline), ein neues in England erfundenes Strafmittel, das wenig in England und in den Vereinigten Staaten zuerst mit Erfolg angewendet worden ist. Diese Mühle besteht aus einem oder mehreren cylindrischen Rädern, von 5 Fuß im Durchmesser, mit hölzernen Tritten in der Breite des Rades, die 25 Fuß beträgt. Die Sträflinge werden neben einander in eine Reihe gestellt und steigen langsam die Tritte hinan; ihr Gewicht setzt die Räder in Umlauf, die mittelst der Zähne und des Kammrades die ganze Maschine in Bewegung setzen. Die Sträflinge halten sich fest an einer Lehne und bleiben dadurch immer in verticaler Stellung. In England braucht man das Mühlentreten zum Mahlen des Korns, zum Wasserziehen. In dem Strafhaufe zu Newyork sind die Räder so breit, daß 16 Personen auf einmal arbeiten können. Da diese Arbeit sehr anstrengend und ermüdend ist, so wechseln sie alle 8 Minuten mit 16 andern. Der Gehalt dieser Arbeit übertrifft den jeder andern, welche man bisher Sträflingen auftragen pflegte, um 20 Procent. Über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit dieser Arbeit für die damit Belegten sind die Ärzte getheilter Meinung. Verbesserung in Hinsicht auf die Gesundheit hat bei derselben Will. Hase in England eingeführt. Ein franz. Mathematiker Coulomb soll der ursprüngliche Erfinder der stepping-mill gewesen sein.

Treue ist in moralischer Bedeutung die unveränderliche Bewahrung der wohlwollenden Gesinnungen gegen Andre. Sie geht hervor aus einem Herzen voll Liebe und Pflichteifer, äußert sich vorzüglich gegen Höhere, oder Solche, die uns verpflichtet sind, und ist eine freie Handlungsweise, gesetzt auch, daß wir ihnen äußerlich nicht verpflichtet wären. So redet man in besondern Verhältnissen von Kindestreue, Nertreue, Unterthanentreue, aber auch von Treue in der Liebe und Freundschaft. In allen diesen Gestalten derselben ist ein Festhalten an der Erfüllung einer Pflicht, des Wohlwollens, der Achtung und Ehrfurcht, wozu man in seinen Verhältnissen gegen Andre eine Aufforderung findet, ein Anschließen an Andre, welches aus der Pflicht, und einen hohen Grad der Liebe, Freundschaft oder Ehrfurcht besteht. In der alten Zeit zeigte sie sich vorzüglich als Treue der Freundschaft schon im hebräischen Vorbildern; in der christl. Zeit besonders als Treue des Dienstmannes gegen den Lehnsherrn und Treue des Liebenden gegen die Geliebte, welche beiden ritterlichen Tugenden gehörten. — In den Künsten redet man von Treue besonders, wo vom Verhältnisse einer Copie zum Original die Rede ist. Eben so in der Geschichte bei Darstellungen und Schilderungen, die wir mit den vorhandenen Quellen und Überlieferungen gewisser Begebenheiten zusammenhalten. Die künstlerische Treue ist die Übereinstimmung einer Kunstdarstellung mit den Bedingungen

chen Eigenschaften, unter welchen ihr Gegenstand in Natur, Leben te erscheint. Sie grenzt daher an Haltung und Wahrheit, und ist, in Geseze der Schönheit unterworfen, daher sie nicht Veränderung überhaupt, sondern nur die willkürliche ausschließt. Es gibt erwisse Treue, welche peinlich werden kann, weil sie, indem sie die Eigigkeit der Darstellung von einem andern Gegenstande an den Tag abständigen Werth verliert, den ein Kunstzeugniß durch seinen freien Geiste haben soll. Die geographische und historische Treue ist daher erste Gesez einer Darstellung. (S. Nachahmung und Copie.) Ist die Treue in denjenigen niedern Gattungen der Kunst, wo die Darstellung bestimmten Individualität Aufgabe ist, mithin in den Portraits doch besteht sie auch hier mehr in der übereinstimmenden Auffassung als in der slavischen Nachahmung des Einzelnen und Veränderlichen. daher trefflich, der Künstler darf keineswegs streben, daß sein Werk ein Naturwerk erscheine. Es will durch einen Geist, der harmonisch entwickelt ist, aufgefaßt sein, und dieser Geist findet das Treffliche auch gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff. Er behandelt wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft; aber der Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern die Tugende des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung und die Harmonie der Kleinen Kunstwelt.

T.

Treviso (Herzog v.), s. Mortier.

Triangel, in der sogen. türkischen Musik das von 3 stählernen Stäben gebildet mit daranhängenden Ringen, welches nach dem Takte angeschlagen (übrigens Dreieck.)

Trigonalzahlen, eine Classe der figurirten Zahlen (s. d.).

Trianguliren. Wenn bei Messungen (vgl. d.) eine weit ausgedehnte Strecke aufzunehmen ist, so muß man damit anheben, eine Anzahl von Punkten auf dieser Strecke zu bestimmen, die als Winkelpunkte betrachtet werden, in welche also die Strecke zerlegt erscheint. Dieses heißt das Trianguliren. Man wählt Triangel, wegen der Leichtigkeit, welche sich bei denselben aus einigen gemessenen Bestimmungsstrecken die übrige bloße Rechnung finden lassen, (S. Trigonometrie.)

Trianon ist der Name von 2 kleinen Lustschlössern in der Nähe von Versailles und Kleintrianon (le grand, petit Trianon). Durch den Garten des führt ein angenehmer Spazierweg nach Großtrianon, welches von französischem orientalischem Geschmack nur ein Stockwerk hoch erbaut ist und durch häufig angebrachten bunten Marmor ein gefälliges Ansehen hat. Die Gärten, welche dieses Schloß umgeben, sind von dem berühmten LeNôtre angelegt. Am Ende des Parks liegt Kleintrianon, das bloß in einem Pavillon von französischer Bauart besteht, und einen Garten in engl. Geschmack hat. Es war der Aufenthalt der unglücklichen Marie Antoinette, litt, gerade aus diesem während der Revolution, vorzugsweise durch die Wuth des Pöbels, dem einem Speisewirthe überlassen, späterhin aber von Napoleon zurückgeführt, und seiner Schwester, der Prinzessin Borghese, eingeräumt.

Trias, s. Drei.

Tribonianus, ein berühmter Staatsmann unter der Regierung Kaiser Justinian's, war aus Side in Pamphilien gebürtig, erwarb sich durch seine ausserordentliche Gelehrsamkeit, besonders durch seine Kenntniß der Rechtswissenschaft, das Vertrauen jenes Kaisers und schwang sich zu den höchsten Staatsämtern empor. Praefectus officiorum, Quaestor sacri palatii und Consul, aber seine La-

sie machten ihn verhaft, und wegen eines Volksaufstandes ward er 532 n. entsetzt, doch gelangte er bald wieder zu seinen vorigen Würden. Er war aufrichtig geizig und bestechlich. Durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse aber gewann er Justinian's Vertrauen, der ihm und 9 andern Rechtsgelehrten die Aufarbeitung der verschiedenen Sammlungen der Gesetze, die den größten Theil des Justinian'schen Gesetzbuches (*Corpus juris civilis*) ausmachen, übertrug. Er soll ein bitterer Feind des Christenthums, und dem Atheismus und der heidnischen Religion ergeben gewesen sein, welches aber vielleicht bloß auf ungerechte Beschuldigungen seiner bigotten Zeitgenossen sich gründet. Er starb 545 n. Chr.

Tribrachys, s. **Rhythmus**.

Tribunal hieß bei den Römern ein erhabener Ort, eine Bühne, wo der Prätor (s. d.) auf seiner *sella curulis* saß, wenn er Gericht hielt; seine Richter oder Gerichtsbeisitzer saßen neben ihm. Auch in den römischen Lagern hatte der Feldherr ein solches, von Rasen gemachtes Tribunal, wo er Gericht hielt. — Franzosen haben daraus das Wort **Tribune** gemacht und verstehen darunter einen erhabenen Ort, von welchem man sich Andern zeigt, eine Bühne, eine Rednerbühne; auch eine gewisse Art Emporkirchen in großen Kirchen. Die Bedeutung Gerichtshof ist erst in den neuern Zeiten auf gekommen.

Tribunat, bei den Römern das Amt des Tribun und die polit. Stellung desselben (s. d. folg. Art.). Die franz. Republik hatte unter ihren organischen Gesetzen mehre mit dem Namen von Einrichtungen der alten Republiken Roms und Griechenlands bezeichnet, ohne diese selbst ihrem Wesen nach in sich aufzunehmen. Dahin gehört auch das Tribunat. Die Verfassung vom 15. Dec. 1799, welche Bonaparte und Sieyès entworfen hatten, übertrug nämlich die gesetzgebende Gewalt, mehr zum Schein als in der Wirklichkeit, einem gesetzgebenden Körper aus 300, und einem Tribunate von 100 Mitgliedern, welche vom Erhaltungssenat aus der dritten Candidatenliste der Departementswahlen, genannt *tribunale*, ausgewählt werden sollten. Der Regierung (den 3 Consuln) ward schließlich der Vorschlag zu den Gesetzen zugesprochen, dem Tribunate aber die Berathung über die vorgelegten Gesetzentwürfe und dem gesetzgebenden Körper nachdem diesem das Tribunat das Ergebniß seiner Berathung vorgelegt hatte, die Abstimmung über die Annahme oder Verwerfung derselben, ohne Berathung zugestanden; außerdem erhielten die Redner des Staatsraths, als Wortführer der Regierung, in beiden Versammlungen einen bedeutenden gesetzlichen Einfluß. Dem Tribunate ward jedoch das Recht, seine Vorstellungen und Wünsche der Regierung vorzutragen, gelassen, und bald war es kühn genug, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Jeder Tribun mußte wenigstens 25 J. alt sein; er erhielt 15,000 jährl. Gehalt. Jedes Jahr trat ein Fünftheil aus dem Tribunat heraus und wurde durch neue Mitglieder ersetzt; die Aus tretenden konnten, so lange sie auf der tribunalistischen Liste standen, wieder gewählt werden. Insofern nun im Tribunate alle Gesetzesvorschläge besprochen wurden, und die besten Köpfe hier einen weiten Spielraum hatten, ihre Talente glänzen zu lassen, so war dasselbe ein Schutzpfeiler der Freiheit und mußte seinem Zweck um so mehr genügen, je mehr die größten Redner, die talentvollsten und freisinnigsten Männer in demselben mit einander wetteiferten. Besonders zeichneten sich Lucian Bonaparte, Carnot, Benj. Constant aus. Allein die freimüthigen Erörterungen in demselben und ihre muthigen Erklärungen gegen die Schritte des consularischen Despotismus scheiterten gar bald an der Bestechlichkeit des gesetzgebenden Körpers und an den Untrieben Bonaparte's, die besten Köpfe zu entfernen, als 1803 in die Stellen des austretenden Fünftheils nachgiebigere Männer erwählt wurden. Daher finden wir die letzten Zeichen des republikanischen Charakters des Tribunats in Carnot's Rede gegen Bonaparte's Kaiserwahl, welche noch auf den Antrag des Tribunats, den der Tribun Curée den 30. Apr. 1804

ht hatte, den 4. Mai erfolgte. Sonderbar, daß der, den Cäsar ge- ihm die lebenslängliche Dictatur zu verschaffen, auch ein Tribun war hieß! Der einzige Carnot unterzeichnete das Wahlprotokoll des Tribu-

Hierauf ward das Tribunat durch das organische Senatusconsult vom 1804 fast ganz mit dem gesetzgebenden Körper verschmolzen, indem Na- Generalversammlungen desselben aufhob, und bloß den 3 Sectionen des- Gesetzgebung, des Innern und der Finanzen), unter von dem Kaiser Präsidenten und Quästoren, ihre Amtsverrichtungen ließ. Seitdem e das Tribunat ganz; es war gleichsam ein integrierender Theil des ge- n Körpers, vor welchem nur 2 Redner das Gutachten ihrer Tribunats- sprechen durften. Endlich hob der Kaiser durch das Senatusconsult vom 1807 das Tribunat ganz auf, indem er die vorläufige Erörterung der welche durch die Sectionen bisher bei verschlossenen Thüren geschehen ommissionen des gesetzgebenden Körpers übertrug, und die Mitglieder nats, dessen letzter Präsident Fabre (de l'Aude) war, in den gesetzge- rper versetzte; der Tribun Koch, der bekannte publicistische Schriftsteller von Strassburg, erhielt eine Pension von 4000 Fr. K.

b u n u s, bei den Römern ursprünglich der Vorsteher einer tribus (s. d. ; dann im Allgemeinen eine öffentliche Person, ein Vorsteher. So gab ribunen und Tribunen des öffentlichen Schatzes (tribuni militares und Jene waren Befehlshaber einer Abtheilung der Legion, gewöhnlich aus nn bestehend, diese waren Gehülfsen des Quästors, besonders bei Aus- es Solbes. Vorzüglich merkwürdig und wichtig aber sind die Volkstri- buni plebis), welche, um die Rechte des Volks gegen die Anmaßungen ier zu vertreten, aus den Plebejern gewählt wurden, und zwar nicht ei- die Reihe der obrigkeitlichen Personen gehörten, aber doch einen großen uf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten hatten. Die Veranlassung, Tribunen anzuordnen, gab, bald nach Einführung der freien Verfas- den Consuln, die Auswanderung der Plebejer, die sich von den Patri- ckt und ungerecht behandelt sahen, auf den heiligen Berg. Diese Tribu- n durch ihren Einspruch einer Senatsverordnung, wodurch sie das Wohl b gefährdet glaubten, die Bestätigung verweigern. Oft brachten sie auch ordnungen in Vorschlag, die den Patriciern entgegen zu sein schienen. s, daß diese ursprünglich wohlthätige und gut gemeinte Einrichtung die ung wurde zu heftigen Streitigkeiten und Unruhen, vorzüglich da nicht teilsucht und Leidenschaft dabei thätig waren. Die Zahl der Volkstri- späterhin auf 10 bestimmt, und sowie sie nicht den Obrigkeiten beigezählt genossen sie auch keine der äußern Auszeichnungen, die mit der obrigkeit- rde verbunden waren.

b u s. Romulus theilte die Einwohner Roms in 3 Abtheilungen, die r Zahl T r i b u s nannte. Jede hatte ihren Vorsteher, Tribunus, und Curien getheilt. Servius Tullius theilte die Stadtbewohner nach den i der Stadt in 4 Theile, welche den Namen Tribus behielten. Zu dies- as urbanae kamen noch die tribus rusticae, in welche die Landbewoh- t waren, und deren Zahl nach und nach auf 31 stieg, so daß die Gesamts- trug.

b u t. Das Wort Tribut kommt von dem lat. tribus her, womit die gen der röm. Bürger bezeichnet wurden. (S. T r i b u s.) Der Tribut) war in Rom nämlich eine Abgabe in Geld, welche nach den Tribus wurde, und die Jeder nach Verhältniß seines Vermögens an den Staat fte. Sie hing also von dem Censur oder der Schätzung ab. Es gab bei ern 3 Arten von Tribut. Die eine ward ohne Unterschied nach den Kö-

pfen auferlegt und fand unter den Königen statt. Die andre ward nach dem Vermögen angeschlagen, und kam nach dem unter Servius Tullius eingeführten Fuß auf. Die 3. fand nur in außerordentlichen und dringenden Fällen statt, und war an keine Regel gebunden, ward oft freiwillig gegeben, und manchmal wieder zurückbezahlt. — Jetzt gebraucht man das Wort Tribut hauptsächlich von solchen Abgaben, welche die bezwungenen Völker an den Sieger zahlen. Fugit nennt man auch Tribut, was Einer von dem Andern als Schuldigkeit fordert. z. B. Tribut der Ehre, Tribut der Dankbarkeit.

Tridentinisches Concilium. Was auf den Concilien zu Konstanz und Basel für die Kirchenverbesserung beabsichtigt worden war, hatte die Pöbel der Päpste nicht zur Ausführung kommen lassen. Pius II. verbot 1460 jede Session an ein allgemeines Concilium, und Julius II. erneuerte dieses Verbot 1512 auf einer Synode zu Rom. Gleichwol konnte die kath. Christenheit Befriedigung ihres lauten Verlangens nach gründlicher Reformation der Kirche von einem allgemeinen, freien, d. h. von Papst und Fürsten unabhängigen Concilium hoffen, und im Laufe der deutschen Reformation gaben selbst die protestant. Fürsten ihre Bereitwilligkeit zum Frieden der Kirche oft durch die Forderung eines solchen Conciliums zu erkennen. Am eifrigsten betrieb es Kaiser Karl V. Er hielt während seiner Regierung kein wirksameres Mittel, zugleich den Papst zu schonen und die Protestanten hinzuhalten, und so beider Parteien Meister zu bleiben, daß er ein Concilium auf deutschem Boden beharrlich von jenem forderte, und diesen verhiess; denn während der Papst die Untersuchungen, die dabei zur Sprache kommen konnten, mit Recht als die gefährlichste Klippe seines Ansehens fürchteten, durften die deutschen Protestanten, aus Rücksicht gegen ihre kath. Mitstände, wenigstens nicht weigern, eine Bertröstung anzunehmen, die eigentlich nur für Letztere Bedeutung hatte. Karl kündigte auf dem Reichstage zu Augsburg 1541 den Ständen das Concilium feierlich an, und um wenigstens zu verhüten, daß es nicht auch selbst ausschriebe, mußte man in Rom Anstalten dazu treffen. Hier setzte es Clemens VII. noch in demselben J. unbestimmt, und sein Nachfolger Paul III. zum 27. Mai 1537 nach Mantua an. Wegen der nicht zu bewilligenden Bedingungen des Herzogs von Mantua wurde daraus Vicenza, und d. 1. Nov. 1538, worauf, weil dahin keine Prälaten kamen, wieder Aufschub, erst bis Dec. 1539, und, da weder Frankreich noch Deutschland den Ort genehmigten, gar unbestimmte Zeit folgte. Vom regensburger Reichsabschiede 1541 gedrängt, setzte Paul es aufs neue zum 1. Nov. 1542, und um doch seine Bereitwilligkeit zur Wahl einer deutschen Stadt zu zeigen, nach Trient an. Seine Legaten kamen am 22. Nov. wirklich daselbst an, aber ein neuer Krieg des Kaisers mit Frankreich Veranlassung zu abermaliger Verschiebung auf gelegnere Zeit. Diese glaubte der Papst mitten unter Karls Rüstungen gegen die Protestanten gefunden zu haben, und schrieb das Concilium zum 15. März 1545 aus. Die Cardinäle Del Monte, Cervino della Croce und Polus langten zu rechter Zeit als präsidirende Legaten nach Trient an, weil aber zu wenige Bischöfe (20) und Gesandten nachkamen, verteilte man sich die Zeit mit Rangstreitigkeiten und Spazierfahrten; der Sommer verstrich, während die Prälaten ab- und zufuhren, bis endlich auf Befehl des Papstes am 13. Dec. 1545 die tridentinische allgemeine Kirchenversammlung (*Sacrosanctum oecumenicum et generale concilium Tridentinum*, praesidentibus legatis apostolicis, nannte er sie in seinem Breve) mit der ersten Sitzung von 25 Bischöfen und einigen andern Prälaten feierlich eröffnet wurde. In den darauf folgenden vertretlichen Besprechungen traf man die Einrichtung, daß Ausschüsse von Bischöfen und Doctoren der Theologie die zu verhandelnden Gegenstände bearbeiten und vorbereiteten, in Particular- und Generalzusammenkünften (nicht öffentlichen Sitzungen der Väter), dann die entworfenen Decrete und Kanones zur Berathschlagung

heit der Stimmen (nicht nach den Nationen, wie zu Konstanz, sondern Köpfen) zur Entscheidung kommen, die öffentlich in der Kathedral-ochant und Predigt zu haltenden Sitzungen selbst aber nur Ceremonien zur Bekanntmachung und Bestätigung der gefassten Beschlüsse sein. Schon diese Art der Abstimmung, nach den Köpfen, unter denen die uren aus Italien und die Titularbischöfe leicht die Mehrzahl ausmach- r Umstand, daß die Ausschüsse von den Legaten gewählt und instruiert te hingereicht, das Concilium nach dem Willen des Papstes, der eine ersammlung von Cardinälen zur Berathung über die Angelegenheiten nversammlung in Rom niedergesetzt hatte, zu lenken; dazu kam aber iftige, stolze Herrschergeist des seinem Herrn ganz ergebenen Cardinals dessen täglicher, ja stündlicher Briefwechsel durch eine ununterbrochene bis Rom, die ihm, nach den wechselnden Entschliessungen des Papstes, rzuzeigende und geheime Vorschriften für jede Wendung des Ganges der gen zuführte, und eine Menge andrer Umtriebe, wodurch die römische Befinden der Umstände auf die versammelten Prälaten zu wirken, und hen zu begegnen wußte, sodaß die Klage, das Concilium sei nicht frei, al. Bischöfen gehört wurde. Fürsten und Völker erwarteten von diesem Männer die Abstellung alter Mißbräuche und eine Verbesserung der Kirche and Gliedern, die die Vorwürfe der Protestanten widerlegen und sie zur den Schoß der kathol. Kirche einladen sollte; die kais. Gesandten bran- verhöhnten darauf, diesen Gegenstand zur Hauptaufgabe der Verhandlun- hen; in der 2. und 3. Sitzung, 7. Jan. und 4. Febr. 1546, geschah aber ts, als daß man Regeln für die Lebensordnung der Väter zu Trient, Er- zur Ausrottung der Kezer und das nichäische Glaubensbekenntniß vorlas. 4., am 8. April, wo schon 5 Erzbischöfe und 48 Bischöfe gegenwärtig m es zu 2 Decreten, worin die Aufnahme der Apokryphen in den Ka- il. Schrift vorausgesetzt, die Tradition (s. d.) ihr als Erkenntniß- Religion gleichgestellt, die unter dem Namen der Vulgata bekannte lat. zung für authentisch, und die Kirche für die einzige rechtmäßige Aus- selben erklärt wurde. Sowol aus diesen, als aus den Decreten der 5., Sitzung (17. Juni 1546, 13. Jan. und 3. März 1547) über die Leh- er Erbsünde, Rechtfertigung und den bisher noch durch kein Kirchengen- gen 7 Sacramenten war zu erkennen, daß der Papst und seine Legaten : hatten, den Katholicismus in möglichst scharfem Gegensatz gegen die Protestanten aufzustellen. Jedem dieser Decrete wurden mehre Kanones, nflüche gegen Andersdenkende, beigefügt. Um den vom Kaiser nachdrück- stügten Wünschen der Völker einige Beachtung zu gönnen, ließen die nit den Glaubensbestimmungen dieser 3 Sitzungen Reformatiionsdecrete , wodurch das Predigtwesen und die Verwaltung der geistl. Ämter, vom ibrwärts, zweckmäßiger geordnet wurden, ohne jedoch die eingerissenen he an der Wurzel anzugreifen. — Aber schon mit diesen halben Maß- richteten die Legaten zuviel nachgegeben zu haben, und da heftige Auf-) Streitigkeiten unter den Prälaten und verschiedenen Ordenstheologen, ehauptungen und Anträge der kais. Gesandten und deutschen Bischöfe z der Verhandlungen immer bedenklicher machten, auch eine baldige Er- des päpstl. Stuhles vorherzusehen war, benutzten die Legaten das unge- Gerücht einer Seuche in Trient, um unter diesem Vorwande, zufolge der n längst aus Rom gekommenen Vollmacht, in der 8. Sitzung am 11. 1547 die Versetzung des Conciliums nach Bologna zu beschließen, worauf Abreise der ital. Väter sogleich erfolgte. Der feierliche Widerspruch des egen diesen Schritt nöthigte 18 Bischöfe aus seinen Staaten bei dem Bi-

schof und Herrn von Trient, Cardinal Madrucci, in dieser Stadt zurückzubleibe während die Legaten mit 6 Erzbischöfen, 32 Bischöfen und 4 Ordensgeneralen der 9. und 10. Sitzung am 21. April und 2. Juni zu Bologna sich begnügten, wiederholte Vertagungsdecrete zu erlassen, ohne weiter etwas über die Gegenstände des Conciliums zu entscheiden. Die Scheinsynode zu Trient hielt inzwischen keine Sitzungen, und da der Kaiser sich standhaft weigerte, die Versammlung zu Bologna als ein Concilium anzuerkennen, auch die daselbst befindlichen Bischöfe nach und nach abreißen, sprach der Papst endlich in einer Bulle vom 17. Sept. 1550 die Aussetzung des Conciliums aus. Nach seinem Tode bestieg der bisherige Legat Del Monte (8. Febr. 1550) selbst den päpstl. Stuhl unter dem Namen Julius III. und kündigte, auf Betrieb des Kaisers, die Fortsetzung des Conciliums zu Trient noch in demselben J. förmlich an. Sein Legat, der Cardinal Marcellus Crescentius ein Mann von heftigem Charakter, kam nebst 2 Nuntien nach Trient und eröffnete das Concilium d. 1. Mai 1551 mit der 11. Sitzung. Diese 2. Periode desselben begann, wegen der geringen Anzahl von gegenwärtigen Prälaten, eben nicht glänzend, und auch nachdem, vom Kaiser bewogen, die deutschen Erzbischöfe nächst mehreren spanischen, italienischen und deutschen Bischöfen, im Ganzen 100 Prälaten, angelangt waren, konnte, weil es an Theologen fehlte, bei der 1. Sitzung (5. Sept. 1551) nur der Gegenstand künftiger Verhandlungen entschieden werden. Frankreich hielt seine Bischöfe, wie in der 1. Periode des Conciliums davon zurück, und legte in dieser Sitzung durch den Gesandten Jak. Amyot, wegen der zwischen dem König Heinrich und dem Papst damals obwaltenden politischen Spannung, einen feierlichen Widerspruch gegen die Fortsetzung desselben ein. Nichtsdestoweniger schritten die Väter wieder zum Werke. Die als päpstl. Theologen angelangten Jesuiten, Lainez und Salmeron, hatten entscheidenden Einfluß auf die Decrete, die nun, mit Beseitigung scholastischer Spitzfindigkeiten, einfach und bündig über das Abendmahl, die Buße und die letzte Dlung abgefaßt, und am 11. Dec. mit 11 Kanones in der 13. Sitzung (11. Dec.), letztere beide mit 19 Kanones in der 14. (am 15. Nov.) publicirt wurden. Man fügte ihnen 2 Reformationssdecrete über die Gerichtsbarkeit der Bischöfe hinzu, worin die Grenzen der bischöflichen Macht und die Fälle zulässiger Appellationen an den Papst bestimmt, Eingriffe in fremde Sprengel und Mißbräuche im Gebrauch des Patronatrechts verboten, in der Kleidung der Geistlichen untersagt, und die bevorrechteten geistl. Körperschaften, Universitäten, Klöster, Spitäler u. v. von der bischöflichen Gerichtsbarkeit ausgeschlossen wurden. Die mit den Glaubensdecreten verbundenen Kanones enthielten nur Verdammungsurtheile über die Meinungen Luther's und Zwingli's, und doch hatte der Papst die Protestanten durch mehre Nuntien zu diesem Act des Conciliums eingeladen, weil der Kaiser auf ihrer Zulassung bestand. Wirklich erschienen einige Gesandte derselben zu Trient, die brandenburgischen, um durch Schmalkelzien vom Papst die Bestätigung des Prinzen Friedrich im Erzbisthum Magdeburg zu erhalten, die württembergischen und Abgeordnete aus den oberländischen Städten dem Kaiser zu Gefallen, und wol auch getrieben vom Kurfürsten von Brandenburg eigne Gesandte noch am 7. Jan. 1552 eintrafen, und in einer Generalsammlenkunst am 24. Jan. Gehör erhielten. Zu seinem größten Verdruß mußte der Cardinallegat einwilligen, daß auch ihre Theologen gehört und mit sicherem Urtheil versehen werden sollten. Um jede Möglichkeit eines Vergleichs mit den Protestanten abzuschneiden, hatte er ein Decret über die Priesterweihe, ganz im Geiste des Hildebrandismus, entworfen; doch setzte der Kaiser es durch, daß bei der 15. Sitzung (25. Jan.) dieses Decret nicht publicirt, sondern nur ein Aufschub der Verhandlungen bis zur Ankunft der protestant. Theologen beschlossen wurde. Unter kaiserl. Schutze kamen nun auch die württembergischen und oberländischen (sächsischen) Theologen nach Trient, und die sächs. befanden sich unter Anführung

nachhon's schon auf dem Wege. Daß aber diese Maßregel von Seiten Sachsens nur eine Kriegslift war, um den Kaiser sicher zu machen, zeigte sehr bald der unerwartete Feldzug des Kurfürsten Moriz, der den Kaiser in die Flucht und das Concilium auseinanderjagte. Es beschloß daher in der 16. Sitzung (28. April) seine Aufsetzung auf 2 Jahre, ohne die Unterhandlungen mit den Protestanten auch nur aufzuheben zu haben. — Unter diesen für das Ansehen des Papstes höchst misslichen Umständen kam nicht nur der passauer Vertrag und der augsburger Religionsfriede (s. d.) zu Stande, sondern 2 kathol. Fürsten, der röm. König Ferdinand und der Herzog von Baiern, wagten es auch, die ihnen vom Concilio erlangte Erlaubniß des Reichs für ihre evangel. Unterthanen auf eigne Hand zu ertheilen. In Frankreich schien die wachsende Macht der Protestanten ähnliche und noch größere Begünstigungen erzwingen zu wollen, und weil der Papst Paul IV. (1555—59), der nur durch blutige Inquisitionsgesetze zu herrschen wußte, von Rom außerhalb der Stadt Rom zu haltenden Concilium durchaus nichts hören wollte, gingen die franz. Bischöfe schon damit um, eine Nationalsynode zur Stillung der Religionsunruhen zu veranstalten. Pauls Nachfolger, Pius IV., sah daher genöthigt, 1560 und 1561 neue Einladungen zur Fortsetzung der allgemeinen Kirchenversammlung ausgehen zu lassen. Obgleich die Protestanten sie nicht annahmen, und auch die Krone Frankreich mit Verwerfung der bisherigen tridentinischen Beschlüsse ein ganz neues freies Concilium forderte, ward es nun dennoch nach 10jährigem Stillstande, von 6 Legaten des Papstes, unter denen der Cardinal, Prinz Hercules Gonzaga von Mantua, der vorsitzende war, mit 112 Bischöfen, meist Italienern, 4 Äbten, und 4 Ordensgeneralen durch die 17. Sitzung (18. Jan. 1562) wieder eröffnet. Die Decrete dieser Sitzung betrafen die Lebensordnung der versammelten Väter und das Vorrecht der Legaten, alle Vorschläge zu machen. In der 18. Sitzung (26. Febr.) wurde bloß ein Decret wegen Abfassung eines Index der verbotenen Bücher publicirt, in der 19. (4. Mai) und der 20. (14. Jun.) aber wiederholter Aufschub der Publication neuer Decrete beschlossen. Diese Unthätigkeit war nur ein gewöhnliches Mittel der röm. Curie, Widersprüche durch Aufschub zu umgehen; denn Frankreich sowol als der Kaiser und Baiern erneuerten ihre Anträge auf Reformation der Kirche, und Verbotung des Laienkelches im Abendmahle, der Priesterehe und der verbotenen Speisen, und in der dem Papste höchst verhassten Behauptung, daß die bischöflichen Würden und Rechte nicht päpstl., sondern göttlichen Ursprungs seien, stimmten alle Bischöfe außer den italien. überein. Durch die Übergahl der Legaten wendeten sich aber die Beschlüsse dennoch bei der Abstimmung jedesmal nach den Absichten des röm. Hofes. So kamen die Decrete von der Abendmahlsfeier und vom Messopfer, wobei vorbereitende Erklärungen in den Landessprachen erlaubt, aber die Laien mit dem Verlangen nach dem Abendmahlskelch an den Papst verwiesen wurden, in der 21. und 22. Sitzung (16. Juli und 17. Sept. 1562) zu Stande. Zu den bei diesen Sitzungen außer den Gesandten der kathol. Höfe gegenwärtigen 230 Prälaten fand sich am 13. Nov. noch der Cardinal von Lothringen mit 14 Bischöfen, 3 Äbten und 18 Theologen aus Frankreich ein, und gab nicht nur der Opposition neues Gewicht, sondern trug auch 34 franz. Reformationsartikel vor, die der päpstl. Partei ungemein anstößig sein mußten. Diese suchte daher wieder einen Ausweg im Verschieben der nächsten Sitzung von einem Monat zum andern. — Der allgemein geachtete, redliche Gonzaga, der sich bei jedem Schritte durch die römischen Verwaltungsbefehle gebunden fühlte, starb darüber am 2. März 1563, und an s. Stelle präsidirten nun die neuen Legaten, Moroni und Stavageri, welche die Väter theils mit leeren Förmlichkeiten, theils durch die Zänkereien der Theologen hinhalten wußten, sodaß man am kaiserl. und franz. Hofe endlich einsah, von diesem Concilio sei keine Verbesserung der Kirche, noch weniger ein Friede mit den

Protestanten zu hoffen, die es auch völlig verwarfen. Überdies wurde der Cardinal von Lothringen durch geheime Versprechungen zu seinem persönlichen Vort für die päpstl. Partei gewonnen; und so heftig auch bisher die deutschen, span. und franz. Bischöfe auf der Verwahrung des göttlichen Ursprungs ihrer Rechte standen hatten, willigten sie doch endlich, durch die Länge der Zeit ermüdet durch Ränke ungestimmt, in das ganz aus päpstl. Ansicht abgefaßte Decret von Priesterweihe und Hierarchie ein, das bei der 23. Sitzung (15. Juli 1563) 8 Kanones öffentliche Bestätigung erhielt. Mit gleicher Nachgiebigkeit ließ bei der 24. Sitzung (11. Nov.) das Decret vom Sacrament der Ehe mit 12 nones, worin der Eölibat der Geistlichen geboten war, und bei der 25. und 26. (3. und 4. Dec.) die sehr eifertig abgefaßten Decrete vom Fegfeuer, Heilig Reliquien- und Bilderdienst, den Klostergelübden, Ablass, Fasten, Speisen und Verzeichniß der verbotenen Bücher, welches nebst der Abfassung eines Catechismus und Breviers dem Papst überlassen ward, durchgehen. In den bei den 5 letzten Sitzungen publicirten Reformatiönsdecreten, die meist unerhebliche, sich von selbst verstehende, oder auch nur mit andern Worten wiederholte Bestimmungen enthielten, war besonders für die Abstellung der bisherigen Mißbräuch Ertheilung und Verwaltung geistlicher Ämter und Pfründen gesorgt, und das wichtigste die Vorschrift, Seminarien zur Bildung der Geistlichkeit anzulegen, und die Candidaten zu prüfen. Am Schluß der letzten Sitzung schrieb der Cardinal Lothringen: „Verflucht seien alle Keger!“ und die Prälaten stimmten ein: „verflucht, verflucht!“ daß der Dom von ihren Verwünschungen wiederhallte. So endigte sich die tridentinische Kirchenversammlung, deren Beschlüsse, von 255 Vätern unterschrieben, die Trennung der Protestanten von der kathol. Kirche verteten, und für diese die Kraft eines symbolischen Buchs erhielten. Der Papst bestätigte sie d. 26. Jan. 1564 in ihrem ganzen Umfange. Der Hauptzweck dieses Conciliums, die Protestanten wiederzugewinnen, war freilich verfehlt, und den Gegensatz gegen sie und die griech. Kirche mit einer Schärfe aufgestellt, die keine Vermählung jemaliger Versöhnung erlaubt. Doch hatte es das Verdienst, daß die Beschlüsse der Lehrbegriff des Katholicismus fester bestimmt, und doch manchen Mißbräuchen, wenn auch gerade den ärgsten und verderblichsten nicht, abgeholfen worden war. Diese Beschlüsse fanden in Italien, Portugal und Polen unbedingte Zustimmung, in den span. Staaten durch die Observanz der Reichsgesetze bedingte Aufhebung, in Frankreich, Deutschland und Ungarn dagegen einen Widerspruch, der allein in stillschweigende Billigung der Glaubensdecrete von Seiten der Katholischen überging, aber der Annahme der mit manchen Landesgesetzen unvereinbaren Reformatiönsdecrete stets entgegenstanden hat, obwol die wahrhaften Verbesserungen, die sie anordneten, allenthalben dankbar benutzt und in Anwendung gebracht worden sind. Zur Erläuterung und Auslegung der Beschlüsse dieses Conciliums setzte Sixtus V. 1588 einen Rath von Cardinälen nieder, dessen Fortbauer auch seine Nachfolger nöthig gefunden haben.

Erieb wird gewöhnlich bestimmt als der innere Grund gewisser in sich selbst Wesen sich äußernder Wirkungen. Nach diesem Begriff unterscheidet man verschiedene Triebe, z. B. Bildungstrieb der Pflanze, und insbesondere animalische Triebe, die in dem Begriff des Instincts sich verbinden, welchen Kant best. als die innere Nöthigung des Begehrungsvermögens zur Besitznahme eines Gegenstandes, ehe man ihn noch kennt. Die natürlichen Wirkungen lebendiger Wesen werden nämlich nicht durch die Erkenntniß ihres Gegenstandes und Zweckes. Man hat nun auch den Menschen solche Triebe beigelegt, und die rein thierischen Unterschiede von denselben blinde Triebe genannt, weil selbst die Handlungen, welche der Mensch als animalisches Wesen verrichtet, durch Willkür bestimmt sind. Man nimmt auch beim Menschen solche Triebe in ihrer vollen Lebendigkeit

niedersten Stufe der Ausbildung, wahr. Hierher gehören: der Trieb nach Nahrungsmitteln, Trieb nach freier Körperbewegung, Athmen, thierischer Schauer, Ekel, Gesellschaftstrieb. Alle die hier Richtungen des Begehrens haben in der Einrichtung des Organismus. Dagegen hat man nun auch geistige Triebe im engeren Sinne an, wobei man die bürre Nöthigung, die das Wesentliche des Triebes aus, aus dem Gesichte verloren hat, und eigentlich nur die durch die Menschen gesetzten Zwecke des Begehrens als allgemeine Bestrebungen obgleich der Trieb etwas ganz Individuelles sein sollte. Hierher gehört ein Erweiterungstrieb, Vollendungstrieb, Glückseligkeitstrieb, Borahnungstrieb. Kann man aber ein Streben denrücken, oder hat es keinen concreten Gegenstand, so ist es kein Trieb. Die ursprünglichen Triebe der menschlichen Seele scheint daher chleichen Übertragung des Physischen auf das Geistige zu beruhen. Oft ch Trieb, das Treibende, oder Das, was uns von Innen antreibt, d. i. egt und zum Handeln bestimmt (besonders das dunkle Gefühl), genannt. nt (lat. Tridentum, ital. Trento), eine Stadt in der Grafschaft Triehemals nebst einem nicht unbedeutenden Gebiete, einem Bischofe geunmittelbarer Reichsfürst war. 1803 wurde die Stadt und das ganze on Östreich als ein weltliches Erbfürstenthum in Besitz genommen und ereinigt, mit welchem es nachher einerlei Schicksal gehabt hat und 1814 r östr. Herrschaft gekommen ist. Der Fürstbischof erhält eine jährl. n 40,000 Guld. — Die Stadt liegt in einem tiefen, von hohen, mit häusern und Weinstöcken besetzten Bergen umgebenen Thale, an der t welche eine 146 Schritte lange Brücke führt. Die Stadt ist unan, düster, ungleich und unreinlich; sie hat 760 H. und 9600 E. Das ischöfl. Schloß ist ein altes, unansehnliches Gebäude mit schönen Gar. Die Hauptkirche ist sehenswerth, und in der Kirche Santa-Maria würdiges Gemälde mit vielen Portraits der vorzüglichsten Mitglieder altenen Conciliums. An dem Lyceum wird von 13 Professoren Philo- Theologie gelehrt. Die Stadt treibt einen starken Handel, wozu die re Etzsch benutzt wird, und unterhält Seidenweberei und Seidenzwirn- Der gewesene Kanzler des Fürstenth. Trient, Franc. Vigil. Barbacovi, 6 J. und blind „Memorie storiche della città e del territorio di 821) heraus.

r (franz. Trèves, lat. Augusta Trevirorum, von einem gallischen ne, welcher in dieser Gegend wohnte), eine alte, zu den Zeiten der Rö: hier einen Waffenplatz gegen die Deutschen hatten, und deren Kaiser n residirten), und nachher unter den fränkischen Königen sehr angesehene inern reizenden Thale, das von 2 mit Wein bepflanzten Bergen gebildet er Mosel, über welche eine alte, auf 8 Bogen ruhende Quaderbrücke e Mosel trägt hier Lastschiffe von 2000 Etr. Sie war ehemals die s Kurfürstenthums Trier, kam durch den Frieden von Luneville (1801) öften Theile des Landes an Frankreich, gehört aber, seit dem pariser dem preuß. Großherzogthum Niederrhein und ist der Hauptort des 3. bezirks dieser Prov., der Sitz der Regierung und eines Bischofs; auch ischöfl. und ein Schullehrer-Seminarium. Die Stadt ist weltläufig, em Umfange verschiedene große Gärten sind, hat jedoch nur 1150 H. mit 9700 (nach Haupt), nach A. 15,300 E. Unter den Gebäuden sind): die alte kurfürstl. Residenz, jetzt eine Caserne; die schöne Liebfrauen- s der herrlichsten Werke deutscher Baukunst; die Hauptkirche von unte- Form, mit schönen Altären und einer Galerie von Marmor, und die

Kirche zum h. Simeon, ein uraltes Gebäude. Sie hat 2 Bögen, die man vormals in die Stadt ging, und weil sie als Pforte gebauet von schwarzer Farbe ist, so erhielt sie den Namen porta nigra, das wichtigste römische Gebäude, welches Deutschland besitzt. Man hat alle spätere Verunstaltung weggenommen und dem Gebäude die ursprüngliche Form wiedergegeben. Noch hat Trier verschiedene römische Alterthümer, das Amphitheater, jetzt fast ganz zerstört, die Bäder, in der Nähe des h. S. „Beschreibung der Alterthümer in Trier und dessen Umgebungen“ v. K. F. Quednow, Bonn 1820, 2 Thle.). Auch lebte in Trier daselbst begraben der Weibbisch. Joh. Nic. v. Hontheim († 1771) 10 Stunden von Trier, bei dem Dorfe Igel, ist der Igelstein, eine 72 Fuß hohe Säule, das Grabmal der Familie der Secundiner. Das hiesige Gymnasium hat eine Bibliothek von 70,000 Bdn. und 2000 Handschr. und eine Schullehrer hat einige wissenschaftliche und antiquarische Sammlungen. Das ehemalige Bisthum Trier, welches im J. 327 zu einem Erzbisthum erhoben sein soll, war das älteste in Deutschland. Der Kurfürst von Trier im Range, und führte den Titel eines Erzkanzlers des h. römischen Reichs von Gallien und Arelat; seine gewöhnliche Residenz war Koblenz. Der Kurfürst Clemens Wenceslaus, ein Prinz aus dem sächs. Hause, erhielt, nachdem er secularisirt worden war, von Frankreich und einigen deutschen Regenten eine Entschädigung von 300,000 Gulb. Er starb 1812 zu Angers. v. Haupt's hist. topogr. Gemälde: „Triers Vergangenheit und Gegenwart“ (Trier 1822, 2 Thle.).

Trier (ital. Trieste, lat. Tergestum), eine berühmte Seestadt in dem zum östr. Staate gehörigen 1815 neu gebildeten Königreich Italien, die Hauptst. des Gouvern. Triest, ist offen und liegt an dem triest. adriatischen Meeres. Sie besteht aus der auf dem Abhange des Monte J. stehenden verschlungenen Schloßberges liegenden Altstadt und aus der sich bis zum Meere erstreckenden Neustadt, wozu noch die neu angelegte Josephstadt kommen. Die Altstadt hat viele enge, krumme, unreinliche Gassen, die ehemalige Judenstadt, aber die Theresien- oder Neustadt bildet ein regelmäßiges Viereck mit schönen Häusern, großen Plätzen, breiten Straßen und Canälen, unter denen der große Canal einen vorzüglichen Anblick gewährt. Die Stadt hat 31 öffentliche Plätze, worunter der Theresien- und der Josephplatz in der Josephstadt, der große und kleine altstädter Platz u. sich auszeichnen, 214 Kirchen, darunter auch eine lutherische, eine reformirte und eine griech. kat. 1540 J. Außer mehren ansehnlichen öffentlichen Gebäuden, unter denen Kirchen, die Börse, der Palazzo, das Zollamt, das Schauspielhaus u. enthält die Stadt auch viele schöne und große Privathäuser. Die Bevölkerung (40,000) sind eine Mischung von Deutschen und Italienern, und die Sprache spricht sich in ihrem Charakter und Benehmen sehr deutlich aus. Im J. 1719 vom Kaiser Karl VI. zum Freihafen erklärt ward, betrug die Bevölkerung nicht ganz 6000 Menschen. Maria Theresia bestätigte und erweiterte die Freiheit. Alle Waaren, nur einige Artikel ausgenommen, können eingeführt werden. Der Handel ist bedeutend; daher Triest, wo fast alle europäischen Consulen unterhalten, als der erste und wichtigste Handelsplatz der östr. Monarchie angesehen werden muß. Es sind hier 17 Banken und 1000 Kaufleute aller Art und 1700 Mäkler. Die Schiffe gehen ins Große und werden von Jahre zu Jahre lebhafter. Schon vor 1815 man ihren Betrag auf 20 Mill. Gulb. 1815 liefen 7676 Schiffe mit 5,500,000 Ctnr. Waaren wurden ausgeladen und weiter verführt. Die Stadt ist durch eine starke Batterie auf dem neuen Damme vertheidigt und


Schiffe darin nicht völlig gegen Stürme gesichert. Auf den 4 Schiffsverfabrikanstän- dig Schiffe gebaut. Bei dem Hafen sind 2 Lazareth (lazarotto netto) zur Quarantaine für die aus ungesund oder verdächtigen Seemannenden Schiffe. Unter den Fabriken zeichnen sich vorzüglich die 13 aus; eine derselben verfertigt jährlich gegen 2000 Eimer dieses Li- Sonst gibt es hier noch eine Zuckersiederei, eine Bleiweiß-, eine Fayence-, Kartensfabrik, eine Rothgarnfärberei, eine Rumbrennerei, 3 Confituren- und überhaupt zahlreiches Gewerbe. In den Salinen bei S.:Servolo, de vom Triest, werden jährl. zwischen 20,000 und 30,000 Mehen Ses- t. In der Gegend der Stadt wachsen verschiedene leichte Dessertweine. ernehmen Anblick gewähren die Hügel, welche die Stadt umgeben, und die önen Landhäusern und Gärten, in denen sich der Luxus der Triester zeigt, . Vor ungefähr 70 Jahren waren diese Hügel noch öde und nackt. Mit Ten wurde aus Istrien Erde auf Schiffen herbeigeführt, und so die Ge- and nach zum Paradiese umgeschaffen. Nach dem Wiener Frieden (1809) est mit seinem Gebiete von Napoleon zu Ägypten geschlagen; seit 1814 r unter seinen vorigen Beherrscher gekommen.


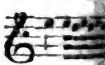
glyphen, s. Säulenordnung.

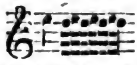
gonometrie oder Dreiecksmessung. Der Begriff ist aber viel weiter die Bestimmung der Lage und Entfernung aller Punkte eines Raums, s von einigen derselben bekannt ist. Der Landmesser, um uns deutlicher mist eine oder einige Standlinien, einige Winkel, und findet hieraus Bestimmungsstücke durch bloße Rechnung. Dies einzige Beispiel wird um auf die ganze praktische Wichtigkeit der Trigonometrie aufmerksam


Denkt man sich die verschiedenen Punkte des Raums durch gerade unden, so sind außer der Länge dieser Linien und den Winkeln, welche ich einschließen, noch diejenigen zu betrachten, welche die verschiedenen it einander machen, auf die sie sich beziehen. Wenn der Landmesser, Aufnahme eines Plans von einer Gegend, eine Anzahl Bergspitzen zu (s. Verlängern) gewählt hat, die er sich zu Dreiecken verbunden liegen diese Dreiecke in verschiedenen Ebenen, und müssen also in dieser auch noch besonders berücksichtigt (auf die Horizontalebene reducirt) apist die Entwerfung des Plans, auf welchem alle diese verschieden er- egenstände in einer Ebene erscheinen, ausführbar sei. Betrachtet man e scheinbare Himmelstugel, in deren Mittelpunkt der Beobachter zu int, so kann man sich die verschiedenen Punkte derselben durch Bogen rken, welche von diesem Mittelpunkt aus gezogen sind, und es entste- se Weise, statt der vorher erwähnten geradlinigen, sphärische oder Kugel- welche ihrerseits wiederum zur Bestimmung der Lage der verschiedenen mpunkte dienen. Somit ist die allgemeine Forderung ausgesprochen, an die Trigonometrie macht, die, nach dem Obligen, hinwiederum auch ne oder geradlinige und in die sphärische zerfällt und im Allgemei- aus 3 gegebenen Bestimmungsstücken eines Dreiecks (unter denen aber, n einem geradlinigen die Rede ist, eine Seite sein muß; einer in einem Falle eintretenden Ungewißheit nicht zu gedenken) die 3 übrigen durch zu finden. Wie sie dies in jedem besondern Falle anfangs, kann hier gt werden; der allgemeinste Begriff davon ist im Art. Sinus gegeben. 's „Lehrb. der ebenen und sphärischen Trigonometrie“ (Leipz. 1819, mit Klügel's „Analpt. Trigonometrie“ (Braunschw. 1770, und dann mehr- legt, m. Kpf.); in einem weitern Umfange aber Schulz: Montanus's der Land- und Erdmessung mit ebener und sphärischer Trigonometrie“ 19, 2 Bde., m. Kpf.); Pfeilberer's „Ebene Trigonometrie“ (Lüb. 1802, z. Siebente Aufh. Bd. XI.

m. Kpf.); Lacroix's „Traité élément. de trigonométrie rectiligne et sphérique" (6. A., Paris 1813, mit Kpf.). Classisch ist das große Werk von Lagrange, „Traité de trigonométrie rectiligne et sphérique" (ins Französ. übersetzt von Champé, Paris 1786, 4.). Wegen der trigonometr. Tafeln endlich vgl. Euler und Logarithmus.

Triller (ital. trillo), in der Musik, ist die schnelle, gleichförmige Abwechslung zweier stufenweise nebeneinanderliegenden Töne. Der Triller ist eine sehr angenehme Verzierungsmannier, welche eine biegsame und gewandte Kehle und eine schnelle Übung erfordert; er ist um so vollkommener, je reiner die 2 abwechselnden Töne an sich und in ihrem Verhältnisse zu einander sind, und je schneller und gleichförmiger diese Abwechslung ist, sodaß er, unbeschadet dieser Verhältnisse, nur eine einzige Bewegung erscheinen, und man keinen der beiden abwechselnden Töne vernahmen oder durch ein Übergewicht der Dauer von dem andern getrennt wahrnehmen muß. Die beiden Töne, aus welchen der Triller wesentlich besteht, sind ein oberer und ein unterer. Der untere ist der wesentliche oder Hauptton, welcher, wie man sagt, das Trillo trägt, weshalb er auch in der Notenschrift , der obere ist der Hülfston



nach der obigen Bestimmung um einen ganzen oder halben Ton von dem Hauptton entfernt. Ob man den ganzen oder halben Ton aufwärts zum Hülfston nehmen soll, hängt von der Tonart ab und von der Stellung der Hauptnote. Man nimmt den ganzen Ton, wenn der Hauptton in eine Durtonart gehört, den halben, wenn er in eine Molltonart gehört oder unterer Leitton ist. Die gewöhnliche Art für die Ausführung des Trillers ist, daß man mit dem Hülfstone anfangt, er dadurch reiner zu werden pflegt; mithin , ausgeführt 

Doch gibt es Andre, welche ihn so:  ausführen, mithin den Hauptton zuerst anschlagen. Den Schluß des Trillers betreffend, so unterscheidet sich 1) Den ganzen oder langen Triller. Er hat einen Nachschlag und findet gewöhnlich statt, wo derselbe auf der vorletzten Note eines Satzes steht, mithin gewöhnlich die Hauptnote wegen des Schlußfalls einen größern Zeitwerth hat; und der Nachschlag, welcher dem Triller angehängt wird und gewöhnlich die Form eines Doppelschlags hat, wird mit dem unterwärts liegenden ganzen oder halben

gemacht, also , ausgeführt: 

Diejenigen, welche den Triller von unten schlagen, führen ihn in dem angegebenen Beispiele etwa so aus: 





Der ganze Triller ist zusammengesetzt, wenn er auch noch einen Vorschlag hat, der gewöhnlich noch ein vorn angehängtes Häkchen bezeichnet wird. Hierzu gehört der Triller

unten, d. i. der einen Vorschlag von unten hat, bezeichnet:  oder 

der gewöhnlichste, und der Triller von oben, der einen Vorschlag von oben hat. Er wird durch ein Häkchen von oben oder durch 3 oder 4 kleine Noten ange

z. B.  oder  oder  Statt des Zeichens ... bedient

Ähnlich der Abbreviatur *tr*, wenn der Triller überhaupt angezeigt wird, immer geschieht. 2) Den halben oder einfachen Triller, welcher keinen hat. Er wird gewöhnlich gebraucht, wenn der Zeitwerth der Note zuläßt. Zu dem halben oder einfachen gehört der kurze oder Pralltriller nur bei einer niederwärts gehenden Secunde oder Vorschlag von oben

Bezeichnet durch - oder , z. B.  oder  wie .

ent (s. b.) kommt dagegen nach Vorhalten oder Vorschlägen von unten e fortschreitende Triller heißen eine Trillerkette (*catena di trilli*); von 2 Stimmen oder Partien ausgeführt, ein Doppeltriller. Nach en ist es ein Fehler, wenn beim Triller der 2. Ton wenig oder gar nicht ; und dies nennt man auch wol einen *Wackstriller* oder *Tremulante* hebung, wenn man auf demselben Tone statt des Trillers nur etwa tert, oder der Triller enger ist als das Intervall einer halben Note ver- den Instrumenten ist der Triller weit leichter als beim Gesang; daher große Sänger keinen vollkommenen Triller hatten. Doch hört man Instrumenten und bei sonst guten Spielern, besonders auf der Bio- zu engen oder zu weiten Triller. Auf den Saiteninstrumenten gibt es r u. s. w. Um sich den Triller zu erwerben, muß man erst, bald mit aldb mit starker Stimme, langsam anfangen, damit man das Tonver- vernehme, und die Kehle sich allmählig dazu einrichte, und dann immer de. Einige schicken zu diesem Behufe dem gewöhnlichen Triller einen t, der mit der unterliegenden Secunde gemacht wird, voraus, z. B.

 u. s. w.

ogie wurden vorzugsweise 3 ihrem Inhalte nach zusammenhängen- n bei den alten Griechen genannt, welche in Verbindung mit einem Stücke (*Satyrnspiele*) in einer Folge nach einander gegeben wurden. e in Verbindung mit diesem *Satyrnspiele* hieß nun *Tetralogie*. che Dichter, welcher sich in den bacchischen Festen in einen Wettkampf ste eine solche *Tetralogie* zur Aufführung bringen. Eine solche *Tri-* chylus war die „*Orestias*“ und die „*Lycurgia*“; Welcher in seiner be- ript nimmt auch eine *Trilogie* des *Äschylus*: „*Prometheus*“, an. Aber ilogie besitzen wir noch aus dem Alterthum sicher ganz, die „*Orestias*“, welche den „*Agamemnon*“, die „*Coephoren*“ und die „*Eumeniden*“

i d a b (franz. *la Trinité*), eine von den kleinen Antillen in Westindien, : allen Inseln, die zu dieser Gruppe gehören, am nächsten bei dem e, unweit der Mündung des *Dronoco* liegt, und vom festen Lande *Neerbusen* von *Paria*, auch der traurige *Neerbusen*, das Meer des ers genannt, geschieden wird. *Colombo* entdeckte sie 1498 und gab amen. Die *Spanier* legten auf ihr eine *Colonie* an, um eine Verbin- em festen Lande zu unterhalten; in der Folge wurde sie vernachlässigt, iter wieder angebaut. Ihre Länge beträgt 13 deutsche Meilen, ihre 9—10 Meilen, und der Flächeninhalt 78 □ *M*. Das Klima ist den chtheilig; die Eingeborenen hingegen genießen fast immer einer guten und werden alt. Keine Insel von so geringem Umfange ist mit einer sol- schiffbarer Flüsse versehen, wohin besonders der *Caroni* auf der buchtrei- te gehört. Gegen Norden enthält die Insel eine Kette von Bergen, südlich von Hügeln, und in der Mitte eine andre, deren höchster Punkt der Berg

Tamana ist, bei dessen Gipfel sich ein kleiner See befindet. Da das Land, wiewol man auch große Sümpfe antrifft, welche viele Mangroven bringen. In der trocknen Jahreszeit verwandeln sich diese Sümpfe in Wälder, wo das Vieh die üppigste Weide findet, und wo sich eine Menge verschiedener Erbschildkröten aufhalten. Die Insel bringt Zucker hervor, treffliche Indigo, Ingwer, indianisch Korn, viele Arten des besten Früchte, und schöne Baumwolle; auch war die Insel ehemals stark mit Holz besetzt, hatte schöne Mahagonybäume. Früherhin bauten die Einwohner viel Indigo, der von vorzüglicher Güte war. Aber 1727 gingen alle Cacaobäume verloren, dem hat man keine wieder angepflanzt, weil man glaubt, daß die Ameisen sehr schädlich sind. Eine vorzügliche Wichtigkeit erhielt die Insel durch die sie in gewisser Art zum Schlüssel des mexicanischen Meerbusens macht, sowohl den Schleichhandel mit Südamerika sehr begünstigt, als immer die Aufmerksamkeit der Seemächte auf sich zog. 1595 wurde die Insel den Engländern, unter dem bekannten Walter Raleigh, erobert, aber 1664 an Spanien zurückgegeben. 1676 wurde sie von den Franzosen geplündert. In dem für die Seemacht Spaniens so verderblichen Krieg (1796 fg.) nahmen die Briten, nachdem sie am 16. Febr. 1797 die Insel erobert hatten, in dem Meerbusen von Paria vernichtet hatten, die Insel durch Capitulation, mit einer Besatzung von ungefähr 600 M., mit Kriegs- und andern Vorräthen und 2 Mill. Piaßtern an baarem Geld, im Frieden zu Amiens (27. März 1802) überließ Spanien die Insel den Briten. Seitdem hat sich die Bildung und die Zahl der Einw. bis auf 38.000 M. erhöht. Die vorzüglichsten Häfen sind der von Charagamus, welcher die größten Schiffe aufnehmen kann, der Hafen von Carenage, für Fregatten und Korvetten. Den Hafen Puerto de Espanna haben Handel und Kunst zum höchsten Grad erhoben. Er liegt an der Westseite, ist eine der sichersten Baken der Erde, und hat einen, durch eine Batterie vertheidigten Hafen. Von ihm hat die Hauptst. den Namen. Die Berge, welche die Insel umgeben, sind besetzt. Der wichtigste Hafen nach diesem ist der von Arica, welcher seitdem entstanden ist, seitdem die Insel den Briten gehört. Im Süden der Insel liegt die vormalige Hauptstadt der Insel, St. Joseph d'Ormaiztegui, und 2000 E. Merkwürdig ist, daß man auf Trinidad alte Glasplatten findet, was jedoch an sich Sieber's Hypothese, daß alexandrinische mit carthagischen Schiffen auf Trinidad eine Colonie gegründet hätten (die alte Atlantis?) entdeckt hätten, nicht bestätigen kann.

Trinitarier heißen die Glieder des 1198 in Spanien gegründeten Ordens von der h. Dreieinigkeit, welcher neben den gewöhnlichen Mönchsregeln die Regel Augustin's auch die Verpflichtung übernahm, Armen und Kranken zu pflegen, gefangener Christenklaven zu sammeln. Schon 1201 entstanden in Spanien weibliche Klöster dieses Ordens, der weiße Kleidung mit roth und blau auf Scapulier und Mantel trägt. Sein milder Zweck verschaffte ihm einen raschen Anwach in Spanien, Frankreich, wo die Trinitarier wegen ihres Klosters zu Paris bei einer Capelle des h. Mathurin, Mathurin Portugal, Italien und Venedig, auch in Amerika und a. außeruropäischen Ländern. Er besaß im 18. Jahrh., mit Inbegriff der bei Gelegenheit seiner Gründung in Spanien gestifteten und seit 1636 unter einem eignen General Superior-Vater in Europa, 300 Klöster. Mit gleichem Geiste und Zweck, sowie zur Verpflegung der Armen und Gefangenen, wurde in Venedig der Orden U. L. Fr. von der Gnade (de mercede) zur Auslösung der Gefangenen zuerst der Ritterorden errichtet, verwandelte sich aber bald in einen weltlichen Orden, der auch in Frankreich und Italien, noch mehr aber in Amerika

atte. Er vermehrte sich ebenfalls seit 1568 durch weibliche Klöster in und durch eine Congregation von Barfüßern, welche, wie die Brüder in Observanz, weiße Kleidung und auf dem Scapulier unter einem goldenen Wappen von Aragonien tragen. Beide Orden wirkten anfangs mit großen Erfolgen für ihren Zweck, Tertiärer schlossen sich ihnen an, und sie mit reichen Mitteln aus. Doch allmählig gewöhnte sich der eine, den Ertrag seiner Sammlungen und Vermächtnisse größtentheils selbst zu, und die Sache, für die er gestiftet war, mit höchst geringfügigen jährlichen von jedem Kloster abzufinden. Auch die in beiden Orden vorgenommenen wirkten mehr für ihre Klosterzucht als für eine genüendere Erweiterung ursprünglichen Zwecks. Jetzt fangen sie an, sich wieder thätiger zu betheiligen, haben aber ihre meisten Klöster nur noch in Spanien, Portugal und Italien, weniger in Italien und auf den Inseln. Im Österreichischen gibt es Tertiärer-Barfüßer.

E.


Trinität, s. Dreieinigkeit.


Trinity-College. So heißt die Universität zu Dublin, welche vornehmlich aus Männern gebildet hat, da ihr System weniger pedantisch ist als das von Cambridge. Dem meisten Einfluß auf ihre Bildung hatte die History, welche die Mitglieder der Universität unter sich gestiftet hatten. Jetzt ist dieser Verein aufgehoben, weil er den Debattirgeist zu sehr erregte. Das College besteht aus einem Propst (Provost), der 3000 Pf. St. Eink. und eine Wohnung hat, 7 ältern Fellows (jeder hat einen Jahresgehalt von 2000 Pf. St.) jüngern Fellows, welche Lehrer und Führer (tutors) der Studenten sind, für bezahlt werden, 70 Scholars, die freie Wohnung und einen kleinen Gehalt, und etwa 1500 Studenten, die, um aufgenommen zu werden, ein Examen bestehen müssen. Die Summe für den Unterhalt betrug ungefähr 15,000 Pf. Noch gibt es auf der Universität 30 Stipendiaten (Sizaris). Auch nimmt diese Hochschule Dissenters auf, die von den englischen Universitäten ausgeschlossen sind.

Trifflied, s. Skolien.

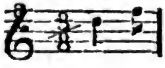
Trio, 1) ein Instrumentalstück von 3 wesentlichen (obligaten) Stimmen, z. B. im strengern Sinne, oder auch 2 Hauptstimmen und einem begleitenden, z. B. Flöte, Violine, Violoncello, oder Violine, Violine und Violoncello (Cramer und A.) oder endlich einer Hauptstimme und 2 begleitenden. Die erste Art steht in contrapunktischer Hinsicht am höchsten. Man kann auch ein Trio eine Sonata a tre, dreistimmige Sonate, und es gehört in die Gattung der Sonate (s. d.). Es ist aber nicht immer nothwendig dreistimmig (s. d.), wie z. B. wenn das Clavier oder Fortepiano ein mitwirkendes Instrument ist, welches bei der Benennung Trio gewöhnlich nur als eine Partitur wird, da es doch wenigstens 2 Stimmen spielt (wie bei so vielen Trios Flöte, Violine oder Flöte und Violoncello von Beethoven, Ries, Pringsheim). Das Trio nähert sich in seinem Ideenumsfange dem Quartett. Es sind sogenannte Kirchentrios, die im strengen und gebundenen Kirchenstyl geschrieben, und förmliche Fugen enthielten. Sie wurden gewöhnlich auf 2 Violinen und einem Bassinstrument ausgeführt. Die Kammertrios hatten sonst ihre eigene Gattung, gewöhnlich wurde ein melodischer Satz zum Thema genommen, in dem aber mit größerer Einheit abwechselnd ausgeführt. 2) Bei einer Sonate (s. d.) bedeutet das Trio den mit der eigentlichen oder ersten Menuet abwechselnden und ihr entsprechenden Satz, welchen man daher auch sonst Menuetto oder die zweite Menuet genannt hat; es wird gewöhnlich in der ersten Violonart geschrieben und wurde sonst dreistimmig gesetzt, daher der Name Trio (dreistimmige Menuet).


Triole ist in der Musik eine Verbindung (Notenfigur) von drei den Zeitwerth von zweien gleicher Bezeichnung haben. Sie wird

durch eine 3 über der Notenfigur angezeigt, z. B. 

 der Zeit nach. Man muß also die Triole immer so ein-
 erste Ton derselben mit der ersten von den 2 gleichgeltenden zusam-

zweite zwischen hineinfällt, die letztere wieder ein wenig nachkomm-
 ist es, die Triole zu 4 kürzern Noten, also z. B. die Achteltriolen zu
 theilnoten einzutheilen. Ferner ist zu bemerken, daß in der Triole be-
 mer nur auf den ersten Schlag fällt. Die Triolen sind verschieden na-
 noten, d. h. Noten des ungeraden Takts, z. B. die 3 Haupttheile des
 takts. Hier sind die 3 Theile, welche den Takt bilden, nicht gleich 2-
 cher Bezeichnung, sondern die 2 ersten fallen auf ein Viertel, die

 Die 3 Achtelnoten im Bass, z. B.

 sind daher keine Triolen. Auch kann sich wegen ihrer selbständigen
 jeder Trielpnote die Harmonie ändern, auf den Noten einer Triole,
 als Ausfüllung angesehen wird, nicht. Über den Vortrag der Triolen
 Mozart's „Violinschule“, 6. Abschn.

Triolett, eine Reimform von 8 Zeilen, wobei nach der 3. und nach der 6. die beiden ersten Zeilen wiederholt werden, so daß man 3 Mal hört, woher der Name. Diese Dichtungsart ist von den Franzosen
 denen sie auch wahrscheinlich herkommt, mehr als von den Deutschen
 worden und eignet sich für das Ländelnde, Leichte, Scherzhafte und Lustige.
 Auswahl deutscher Triolette hat Rafmann herausgegeben. Göthe
 A. W. Schlegel haben die besten geliefert.

Tripel, ein als Poliermittel angewandeter Thon, von gelblicher
 ber und weißer Farbe, matt, sehr weich, mager und leicht. Er findet sich
 Prag, bei Amberg in der Pfalz, in Derbyshire, Korfu u.

Triplinität, s. Schelling und Drei.

Tripoden, s. Dreifuß.

Tripolis. Dieser Barbarellen- (s. d.) Staat mit Baris
 schen der großen und kleinen Syrte (dem Busen von Rabes), enthält
 mit mehr als 2 Mill. Einw., von denen der größte Theil vom Handel
 Handel ist fast ganz in den Händen der Juden. Dem Bey von Tripolis
 ein Pascha an die Seite gesetzt, der dem Namen nach Unterthan der Pforte
 vom Großherrscher bestätigt wird. Die einzelnen Provinzen werden be-
 giert. Auch an Tripolis zahlen die christlichen Mächte jährliche Gesand-
 Dänemark seit 1806 6000 Piafter. Der Bey hält 3000 Mann Fuß-
 pen, ohne die Reiterei und die Miethtruppen; kann jedoch durch
 arabischen Stämme 50,000 Mann zusammenbringen. Die Capa-
 Eigenthum des Pascha. Neapel mußte 1816 für jeden gefangenen
 300 Piafter Lösegeld bezahlen, und bei der Anstellung eines neuen
 Piafter entrichten. — Die Hauptst. Tripolis hat 20,000 Einw.,
 für kranke Christensklaven und wichtige Fabriken. Am Eingange der Bucht
 ein Triumphbogen Marc Aurel's. Auch ostwärts an der Küste der

zu Lebida (Leptis Magna), gibt es prächtige Ruinen von Wasserleitungs-
 hitheatern und zerbrochenen Säulen von Porphyr, Granit und Verban-
 Bildhauerarbeit hat man nur unbedeutende Bruchstücke gefunden; doch
 te von Cap Bon bis Alexandria noch wenig erforscht. Die Landschaft
 t der Residenz des Königs, Muzuk, einer Stadt von 20,000 Einw.,
 t von Tripolis, hat wichtigen Handel. Der Sultan schickt dem Pascha
 lis jährliche Geschenke. Auch die Landschaft Barza (s. d.) steht größ-
 unter der Oberherrschaft des Dey von Tripolis. M. vgl. die Schriften
 i es (s. d.) über die Barbarecken.

polizza, eigentlich Tripolitea, bisher die Hauptst. von Morea, weil
 st bis zu dem Ausbruche der Insurrection der Griechen (1821) der Sitz
 Sandschaks der Halbinsel befand. Seitdem aber der Peloponnes das
 noch abgeschüttelt, hat dieser Ort mit den Städten Argos, Korinth, Na-
 ab Epidaurus die Ehre theilen müssen, wechselsweise und nachdem es die
 geboten, der neu errichteten provisorischen Regierung von Griechenland
 nthalst zu dienen. In der Geschichte des griech. Befreiungskrieges selbst
 ipolizza eine blutige und grauenvolle Stelle ein. Von dem griech. An-
 kolotronis im Aug. 1821 belagert, wehrte sich die aus Türken und Alba-
 nesischer Religion) bestehende Besatzung mit verzweiflungsvollem Muth
 det. dess. J. Krankheiten, Hunger und unablässige Stürme der Bela-
 gerten endlich die Noth in der Stadt aufs höchste, und die 3000 Mann Al-
 ben sich im geheim mit dem griech. Führer in Unterhandlungen ein. Am
 1. Styls) erbieten sie sich, gegen freien Abzug und Hinterlassung ihrer Ef-
 3 ihnen anvertraute Stadtviertel zu übergeben. Am Morgen dieses Ta-
 gen die Griechen einen Hauptsturm; den ganzen Tag dauerte der Kampf,
 Türken wehrten sich wie die Rasenden und selbst, als die Albaner schon
 an den griech. Unterfeldhauptmann Kephalos nach einigem Widerstande
 hatten, und Kolokotronis nun mit 2000 Mainotten mordend und Alles
 gend in die Stadt drang, da vertheidigten sie sich noch in den Gassen und
 usern so lange, bis die von allen Seiten angelegten Flammen sie vertrie-
 fielen sie unter den Schwertern der mitleidslosen Sieger, die Stadt
 be fast gänzlich eine rauchende Ruine. Mehr als 6000 Türken jedes Al-
 Geschlechts verloren an diesem Schreckenstage ihr Leben (auch die 3000
 wurden bald darauf unfern der Stadt, die sie verrathen hatten, weil sie
 mit den Griechen geschlossene Capitulationen brachen, von den Letztern
 Handgemenge niedergehauen); aber die reichen Vorräthe an Waffen,
 u. dgl., welche den bis dahin daran großen Mangel leidenden Griechen
 de fielen, verliehen diesen die Kraft, den Feldzug im Peloponnes fortzu-
 daß seitdem diese Halbinsel, einige Küstenfestungen abgerechnet und nach
 Zurückschlagung der 1822 durch Khurschid Pascha bewirkten kurzen In-
 Türken, von dem Joche der Asiaten frei war und als Mittelpunkt des sich
 tenden freien Hellas betrachtet werden konnte. Tripolitea, zu dem
 Landkanton gehört, liegt in einer weiten, wellenförmigen Ebene, und ist
 krummern der alten Städte Megalopolis, Tegea, Mantinea und Pallan-
 in einiger Entfernung davon standen, gebaut. Die Stadt hat Mauern
 ionen, gepflasterte Straßen, und zählte vor den erwähnten Kriegsvorfällen
 ,000 Einw., die einen ziemlich lebhaften Handel mit Landesproducten
 Die Gegend umher entspricht, trotz aller Verheerungen der Jahrhun-
 e Reisende versichern, durch ihre Schönheit und natürliche Fruchtbarkeit
 ter den Schilderungen, welche die Alten einst von den reichen und blühen-
 en Arkadiens (in dessen Mitte Tripolizza mit seinen Ländereien liegt) mach-
 Ibrahim Pascha mit f. Ägyptiern Navarin im J. 1825 genommen hatte,

berndachtigte er sich auch des wiederhergestellten Tripollizza und gab es erst bei Abzuge aus Morea 1828 als eine Ruine zurück.

Trippel (Alexander), einer der berühmtesten Bildhauer der neuern Zeit, geb. zu Schaffhausen 1747. Er war anfangs aus Noth Schreiner in England, wo sein Vater lebte, sollte dann Orgelbauer werden, bis sein Genie ihn zum Bildhauer machte. Er lebte hierauf in Kopenhagen, Dresden, Paris und in Rom (seit 1776) wo er im Sept. 1793 starb. Man bewundert in s. Arbeiten, die von einem tiefen Studium der Antike zeugen, schöpferische Einbildungskraft, die wirksamste Bestimmtheit des Ausdrucks, das genaueste Ebenmaß in den Umrissen und die zarte Behandlung des Marmors im Nacken.

Triptolemus (Mythol.), ein Sohn des Celeus, Königs von Eleus und der Metanira, welche auch Metra genannt wird. Nach Einigen hatte er von Vater den Trochillus oder Oceanus, oder Eleusinus u. s. w., zur Mutter aber die Erde, oder die Rethonea, oder Polymnia u. s. w. Ceres, die ihre verlorene Tochter Proserpina auf der ganzen Erde suchte, kam auch zu den Altern des Triptolemus, und ward von der eben mit einem Sohne, dem Triptolemus, nach Andromedon, entbundenen Mutter als Amme angenommen. Sie beschloß, den liebsten Säugling unssterblich zu machen, und legte ihn deswogen des Nachts Feuer, um alles Irdische an ihm zu zerstören. Allein seine Mutter überraschte dabei, und störte durch ihr Geschrei die Stille der geheimnißvollen Handlung, nun nicht zur Vollführung kam. Ceres beschenkte statt dessen dem Triptolemus mit ihr drachenbespannten Wagen, damit er als ihr Gesandter an die Sterblichen die Kunst der Erde durchziehe, ihnen den Anbau des Getreides lehre, und schützte zu verschiedenenmalen das Leben ihres Lieblings, wenn ihm auf seiner Reise Gefahr drohte. Bei seiner Heimkehr stellte dem Triptolemus (nach Einigen) sein eigener Vater nach dem Leben, aber Ceres rettete ihn wieder und bewog den Vater, ihm das Reich zu überlassen. Er war der Erfinder des Pfluges und des Wagens, der Erbauer der Eleusis (s. d.), und nach Einigen auch der Stifter der eleusinischen Mysterien. In Afrika besaßte er mit dem ersten Getreide das rharische Feld, und in Afrika lernte Atlas von ihm den Ackerbau, sowie auch Cumelus in Afrika, den er gleichfalls die Kunst, Städte zu bauen, lehrte. Triptolemus hatte zu Eleusis einen eignen Tempel, und auf dem rharischen Felde einen Altar. Man stellte ihn vor, bald mit Kornähren in der Hand, bald neben einem Pfluge stehend, bald auf dem mit Drachen bespannten Wagen sitzend. Sein Name soll den 3 Mal gepflügten Acker bezeichnen. Die Römer bildeten aus dem Triptolemus ihren Bonus Eventus.

Trismegistus, s. Hermes.

Trismus, Kinnbackenkrampf, eine unwillkürliche und so feste Zusammenziehung der Kinnladenmuskeln, daß die Zähne unbeweglich fest auf einander gedrückt werden, und, wenn sie noch im Anfang, oder bei geringerem Grade des Krampfes, oder bei Abwechselung desselben, sich an einander reiben, ein Geräusch entsteht, welches man Zahnradsgeräusch nennt.

Trissino (Giovanni Giorgio), Dichter und Gelehrter, war 1478 zu Lucca von adelichen Eltern geb. Erst spät widmete er sich den Wissenschaften. Er war Schüler des Petrus Chalkondylas, dessen Andenken er später durch ein Grabmal ehrte, und sein Lehrer in der griech. Sprache. Nach dem Tode seiner ersten Gattin verließ er seine Vaterstadt und begab sich nach Rom. Leo X. bezeugte ihm besonderes Wohlwollen und übertrug ihm ehrenvolle Gesandtschaften an den König von Dänemark, den Kaiser Maximilian und die Republik Venedig. Auch Clemens VII. sandte ihn an Kaiser Karl V., der ihn sehr wohl aufnahm und mit Auszeichnungen und Ehrentiteln überhäufte. Inzwischen hatte sich Triptolemus zum zweiten Mal verheirathet, dadurch zu seinem Sohn erster Ehe, Ottavio, zu einem Proceß gegen ihn veranlaßt, der zu seinem Nachtheil gegen den Vater entschieden wurde, und diesen um einen großen Theil seines

rachte. Darüber erzürnt, verließ er die venetianischen Staaten und m, wo er 1550 starb. Tr. erwarb sich den Ruhm, Italien in seiner "die erste nach den Regeln des Aristoteles abgefaßte Tragödie gegeben Sie wurde bei ihrer Erscheinung gleichsam als ein Werk, worin der echen sich erneut habe, mit unglaublichem Beifall aufgenommen, und e mit höchster Pracht aufführen. Dieser Enthusiasmus mußte jedoch n, da die „Sophonisbe“ als eine kalte Nachahmung des Alterthums er Nation fremd blieb. Doch sind einzelne Scenen nicht ohne Ber- dem Ganzen sowol als auch besonders der Schreibart fehlt es an Kraft, Schwung. Tr. soll auch in der „Sophonisbe“ der Schöpfer des reim- igen Verses (verso scioltto) gewesen sein. Wie wenig er aber verstand, tragische Würde zu geben, beweist die vollkommen gleiche Anwendung, in seinem dem Plautus nachgeahmten Lustspiel „I simillimi“ macht. en Wege wie zum Drama, wollte Tr. auch zum Epos gelangen, näm- ner und die Regeln des Aristoteles vor Augen. Da ihm aber Schö- und Originalität fehlten, so konnte es ihm auch in s. „Italia liberata icht gelingen, ein Nationalepos aufzustellen, so volksmäßig auch der a sein scheint. Glücklicher ist Tr. als lyrischer Dichter; einzelne Ge- gart und oft sinnreich auszudrücken. Außerdem verfaßte er eine Poe- jezt nicht ohne Werth ist, und von gründlichen Kenntnissen zeugt, wie upt sein Ruf als Gelehrter fester steht, als sein dichterischer. Die beste rkte besorgte Raffei in 2 Bdn. kl. Fol.

an, ein altes Dichterwerk von beinahe 24,000 Versen. Tristan soll neuer Mysterien, einer aus Deutschland gekommenen Sonnenlehre, die Druidenlehre veränderten. S. „Tristan von Meister Gottfrit von mit der Fortsetz. des Meisters Ulrich von Thurheim“, in 2 Abtheil., i E. v. Grote (Berlin 1821, 4.). Vgl. Mone in d. „Heidelb. Jahrb.“,

an d'Acunha, s. Erfrischungsfelsen.

heiten werden in der christlichen Kirche diejenigen Irlehrer genannt, verstand der Dreieinigkeitslehre bis zur Annahme von 3 Gottheiten

on, ein Sohn des Neptun und der Amphitrite. Er war einer der bes Meergötter, und man scheint durch ihn das Brausen des wogenden en andeuten wollen. Er blies auf einer Muschel, und besänftigte damit, in es ihm befahl, das aufgeschwollene Meer. Im Kriege der Götter ganten trieb er durch den Ton seines Instruments die Legtern in die tödtete des Aeneas Steuermann Misenus, weil dieser mit ihm im Blar- rn wollte. — In der ältesten Fabel war Tr. eigentlich der Gott des ees Triton. Homer erwähnt ihn nicht, aber Hesiodus besingt ihn als nlichen Wassergott.

eugeten Triton's Macht, des gewaltigen, der an des Meeres tiefem Grund, zur Mutter gesellt und dem herrschenden Vater, Bohnt in dem goldenen Haus ein fruchtbarer Gott.

machte man ihn zu einem der untern Meerdämonen, der nicht allein bei , sondern auch in andern Gegenden des Mittelmeers waltet. Endlich ar mehre Tritonen, die gleich den spätern Panen, Priapen und Silenen i ihres Vaters geerbt hatten, in halbthierischer Gestalt vorgestellt wur- en Nereiden zum Gespann und Reiten dienten. Auch wird Tr. als ein zwiendigem Fischschwanz und fischelförmigen Flossfittichen beschrieben. schildert die Tritonen noch vollständiger: das Haupthaar grünem ute gleich, den Leib von festschuppen umflart, Kiemen unter

den Ohren, menschliche Nasen, weite Mäuler und Thierzähne, blaue Augen, pigge Hände und Finger mit Klauen, an Brust und Bauch Flossen; dabei sie eine Menschenstimme und bliesen auf Schnecken. Andre lassen den Meer mit blaulichen Rössen durchjagen, und so ward er auch mit Krebsfüßern dem Oceanus und der Amphitrite gleichfalls eigen sind, abgebildet. Endlich belte man wirkliche Seethiere, die gefangen und getödtet wurden, in Tritonen. In der Musik bedeutet Triton auch die übermäßige Quarte.

Triumph. Eine der größten Feierlichkeiten des alten Roms, und die ste Belohnung siegreicher Feldherren, war der glänzende Triumphzug. unterscheidet den großen und den kleinen Triumph. Beide mußten vom Senatszustimmung des Volks bewilligt werden; und zwar wurde nach dem großen Triumph nur einem Dictator, Consul oder Prätor gestattet, der als Feldherr (*suis auspiciis*) in der Provinz im gerechten Kriege über auswärtige und zugleich frei Leute einen Sieg errufen hatte, in welchem wenigstens Feinde in offenem Kampfe umgekommen waren. Der Feldherr mußte nach dem *lex Porcia triumphalis* an der Spitze seines Heeres vor Rom (*ad urbem*) kommen, und dem im Tempel der Bellona versammelten Senate dieses vorzutragen. Wenn ihm nun der Triumph durch einen Senats- und Volksbeschluß bewilligt worden war, so ging die Feierlichkeit vor sich. Früherhin rief der Triumph seinem glänzenden Schmucke, den Lorbeerzweig in der Hand, das Volk zusammen und vertheilte unter seine Soldaten Geld, Ehrenzeichen, Armspangen, Längskränze. Dann ging der ganze Senat dem Sieger entgegen, der auf einem verguldeten Wagen, gewöhnlich von 4 weißen Rössen gezogen, mit einer purpurnen (*t. palmata*) und gestickten Toga (*toga picta*) bekleidet, geschmückt mit einer Lorbeerkränze, und einem elfenbeinernen Scepter mit dem Adler in der Hand durch den *campus Martius* aus, durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt zum *Capitolium* fuhr. Voraus gingen Sänger und Musikanten, darauf folgten die geschmückten, außerlesenen Opferthiere, hernach wurde die gemachte Beute getragen oder gefahren, und die eroberten Städte und Gegenden wurden im Aufzuge vorgeführt, dann kamen die gefangenen Fürsten oder Feldherren in Ketten. Zuletzt der Sieger. Dem Triumphator folgten seine Verwandten und Freunde in langer Zug anderer Bürger im Festgewande mit lautem Jubelruf, zuletzt das reiche Heer, zu Fuß und zu Roß, lorberbetränkt und mit den erhaltenen Ehrenzeichen geschmückt, *Io triumpho!* rufend, und mancherlei Jubel- und Spott singend. Einer alten Sitte gemäß, die etwas wahrhaft Rührendes hat, schritt dicht hinter dem gefeierten Feldherrn ein Sklav, der eine goldene mit Edelsteinen besetzte Krone in der Hand hielt und ihm wiederholt die ernstesten Worte zuflüsterte: „Sieh hinter dich, bedenke, daß du ein Mensch bist!“ — Auf dem *Capitolium* dankte der Triumphator öffentlich den Göttern für den verliehenen Sieg, ließ die Opferthiere schlachten, und weihte dem Jupiter die Krone und einen Theil der Siegesbeute. Dann gab er gewöhnlich ein großes Gastmahl, und Abends begleitete ihn das versammelte Volk mit Fackeln und freudigem Zuruf nach Hause. Kein Wunder, daß jeder Römer nach der Ehre des Triumphes strebte, und es für die höchste Auszeichnung hielt, dieser Ehre gewürdigt zu werden. Wenn der Sieger Feinde zur See überwunden hatte, hielt einen *triumphus navalis*, wie zuerst Scipio Africanus, als er über die Carthager gesiegt hatte. Diejenigen, welche triumphirten (*viri triumphales*), genossen auch noch besonderer Auszeichnungen, z. B. Ehrenplatz etc. — Bei dem kleinen Triumph, *ovatio* genannt (man glaubt, weil ein Schaf, weil ein solches dabei geopfert wurde), hielt der Feldherr seinen Einzug zu Fuß oder zu Pferde mit der *toga praetexta* und einem *strepente* geziert. Dieser weniger feierliche und glänzende Triumph wurde dann gehalten, wenn der errufene Sieg nicht so bedeutend war, daß von Rechtswegen jener

ung darauf erfolgen konnte. — Seit August wurden wenige Trium-
 , und nur von den Kaisern selbst; andern Feldherrn gab man Sie-

m p h b o g e n, eine Ehrenpforte, die den siegreichen Feldherrn bei ih-
 heinzuge in Rom errichtet wurde, anfangs einfach, dann nicht selten
 und mit Figuren und Inschriften prächtig verziert. So wurden sie be-
 Kaisern errichtet, und noch sind 6 zu Rom, zum Theil nur in Trüm-
 iden, z. B. die Triumphbogen des Constantin, des Gallienus, des
 Severus und des Titus, welcher letztere vorzüglich dadurch merkwür-
 die daran befindlichen vortrefflich gearbeiteten Basreliefs sich auf die
 der Juden und die Eroberung Jerusalems beziehen. Die 3 letztern
 en sind in der Form einander sehr ähnlich und bilden ein großes Portal,
 iden Seiten sich noch 2 kleinere befinden. Die andern und hintern
 sind mit Säulen verziert, die ein vollständiges Gebälke mit darüber ge-
 tragen. Über dem Bogen und an dem Fries des Gebälkes findet man
 g der Thaten in Stein ausgehauen, welche das Denkmal veranlaßten.
 umphbogen in Rom s. Bellori's „Arcus Augustorum triumphis in-
 ", herausgeg. von De Rubels (Rom 1590, Fol., m. 52 Kpfen. von
 Außerdem sieht man alte Triumphbogen zu Venevent, Fano, Ancona,
 ola, Verona, Suza und zu Aix in Savoyen.

m v i r a t. Die Römer hatten mehrere Ämter, deren gemeinschaftliche
 3 Personen übertragen wurde. Als Cäsar ermordet war, ließen sich
 Octavius und Lepidus von dem römischen Volke die Gewalt übertragen,
 wieder in Ordnung zu bringen, und sie wurden daher *Triumviri reipu-*
stituendae, ihre gemeinschaftliche Amtsführung aber das *Triumvirat*
 Octavius wußte sich indessen seine beiden Collegen vom Halse zu schaffen,
 die Monarchie ein. Man nannte auch die Verbindung zwischen Cäsar,
 and Crassus ein *Triumvirat*, aber mit Unrecht, indem dieselbe bloß ein
 chen Privatleuten ohne Bestätigung des Staats war.

aß, s. Troja.

ch ä u s, s. Rhythmus.

g l o b y t e n nannte man Menschen oder ganze Völkerschaften, die in
 hnten. In verschiedenen Ländern des alten Asiens, besonders in Äthio-
 in Ägypten sollen Troglodyten gewesen sein, aber die Nachrichten, wel-
 i Schriftsteller über sie hinterlassen haben, sind sehr schwankend. — In
 Kirchengeschichte werden gewisse Ketzer so genannt, die von allen Par-
 stoßen worden waren, und daher ihre religiösen Versammlungen in Höh-
 nußten. Auch Juden, denen man Schuld gab, daß sie in verborgenen
 götterei trieben, hat man diesen Namen beigelegt. — In der Natur-
 at man dem Chimpansen, von der Gattung ungeschwänzter Affen, die
 i Dutang ähnelt, die Benennung *Troglodytes* beigelegt.

j a. Keine Stadt des grauesten Alterthums ist öfter durch den Gesang
 : verherrlicht worden als Troja, obwol Neuere sogar den Zweifel erreg-
 jemals existirt habe. Der eigentliche alte Name der Stadt war *Ilios*
 , und Troja bezeichnet auch die Gegend um die Stadt; doch ist Troja
 der Stadt selbst, bei den Spätern wenigstens, ganz gewöhnlich. Sie
 ygien, in der Landschaft Troas, auf einer Anhöhe, zwischen den Flüssen
 nd Skamandros, oder Xanthos, nicht weit von der Meeresküste, am
 Berges Ida. Die Fabel erzählt, daß der Name Troja oder Troas von
 m Sohne des Erichthonius, herstamme, der sein Reich zuerst so genannt
 alirhoe, der Tochter des Skamandros, vermählt, den Ilios und andre
 eugt habe. Die Feindschaft mit Tantalos soll den ersten Grund zu dem

spättern unglücklichen Schicksale von Troja gelegt haben. Als der Sitz eines der Fürsten, des Königs Priamos, wäre sie vielleicht von den Griechen kaum genannt worden, hätte nicht die von Paris, dem trojanischen Königssohne, entführte Helena Veranlassung zu dem 10jährigen Kampfe des vereinigten Griechenthums gegen Troja gegeben, der sich mit der Eroberung und Zerstörung dieser Stadt endete und hätte nicht Homer durch s. „Ilias“ diesen Kampf verherrlicht. Doch zeigt die Wahl des Gegenstandes, daß dieser Krieg durch die Volksfage früher als eine allgemeinere und größere Theilnahme erregt hatte. Die Stadt war umgeben von so gewaltigen und festen Mauern, daß man ihre Erbauung dem Hektor zuschrieb. Ganz genau läßt sich die Zeit des Krieges nicht bestimmen, geben Neuere das J. 1184 vor Chr. als dasjenige an, wo Troja zerstört wurde. Früher sollte schon einmal Hercules diese Stadt erobert haben; doch wurde diese frühere Eroberung in Schatten gestellt durch die spätere des unter Agamemnon Königs von Mykene, Anführung vereinigten griech. Heeres, vorzüglich, weil der genannte berühmte Dichter sie durch seine Gesänge der Unsterblichkeit überlebte. Unter Trojas Heldensohnen erscheint in der „Ilias“ Hector, Priamos's Sohn, der edelste und tapferste. Er ist Hauptanführer, und sein Tod durch Achilles entscheidet über Iliums Fall. Unter den übrigen Trojanern ist Aeneas vorzüglich durch seine Auswanderung nach Italien, und als Held des Virgilschen Epos merkwürdig und berühmt geworden. Noch bemerken wir, daß die höher gelegene Burg Troja, die Akropolis, Pergamos hieß, und daß späterhin in der Gegend der zerstörten Stadt eine neue kleinere entstand, die den alten Namen führte und, wie sie, der Pallas geweiht war. Die Stadt Neu-Ilium, ebenfalls später zerstört, lag, wie schon der Name zeigt, nicht an der Stelle der alten Troja, obwohl dies eine gewöhnliche Meinung war und die Bewohner sich so haupteten. — In neuern Zeiten haben Reisende an Ort und Stelle sorgfältige Untersuchungen über die wahre Lage des alten Troja angestellt, besonders 21 Josephus, der Graf Choiseul-Gouffier und Lechevalier, auch zum Theil noch Übersetzer zu entdecken gemeint. Nach Lechevalier stand das alte Troja oder Ilium an der Stelle, wo sich jetzt das Dorf Bunarbashi befindet. M. vgl. „Reise nach Troja oder Gemälde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zustande vom Grafen Lechevalier“ (nach dem Franz. von Lenz, mit K. u. Charten, 1800), wo man eine Abbildung des Dorfes und der Umgegend findet. Ferner „Die Ebene von Troja nach dem Grafen Choiseul-Gouffier und andern neuern Reisenden“ (von Lenz, 1798), und Webb's „Untersuchungen über den ehemal. u. jetzigen Zustand der Ebene von Troja“ (aus d. Engl. von Hase, 1822). Vortreffliche Bemerkungen über diese altclassische Gegend finden sich auch in des Engländers Wood „Essays on the original genius and writings of Homer“.

Trokar (franz.), ein chirurgisches Instrument, das aus einer dreieckigen Spitze oder Nadel besteht, die in eine Röhre von verschiedener Länge ist. Man stößt die Spitze mit der Röhre zugleich an der bestimmten Stelle des Körpers bis zu der nöthigen Tiefe ein, zieht dann die Spitze heraus, läßt aber in der Röhre stecken, durch welche nun bei Wassersüchtigen das Wasser abfließt, bei dem durch zu vieles frisches Futter aufgeblähten Rindvieh die Luft aus der Bauchhöhle und aus den Gedärmen heraustreten kann.

Trolle (Herluf), aus einer der angesehensten dänischen Familien, ein Sohn des Admirals Jakob Trolle, geb. 1516, ward 1558 dänischer Reichsrath, 1561 Ritter; seit 1561 hatte er die Aufsicht über die Flotte; 1563 ward er, als der schwedische Krieg mit Eric XIV. ausbrach, Admiral, und ging 1564 mit 12 Schiffen in See, vereinigte sich zwischen Gothland und Dland mit einigen schwedischen Schiffen, commandirt von Friederich Knebel, und griff bei Dland die dänische Flotte an. Das schwedische Admiralschiff, welches die Namen *Magel*

en) und Mars Dänenhaffer führte, ein ungewöhnlich großes
 00 metallenen Kanonen, ward erobert, sprang aber in die Luft. Der
 Admiral Jakob Wagne und der Viceadmiral Arved Trolle wurden ge-
 übrige schwedische Flotte nahm die Flucht. 1565 griff Tr. in
 mit der Lübeckischen Flotte den schwed. Admiral Klaus Horn, welcher
 atte, zwischen Fehmarn und Wismar an und schlug ihn in die Flucht;
 arde tödtlich verwundet und starb 3 Wochen darauf in Kopenhagen. —
 var ein kluger, tapferer, frommer und mildthätiger Mann, liebte und
 e Wissenschaften, schenkte ansehnliche Summen an Schulen, Kirchen
 ler, und stiftete die Schule Herlufsholm bei Næstved in Seeland.
 h ä t t a, ein großer Wasserfall in dem schwedischen Flusse Gothebor,
 dem Wenersee kommt und bei Gothenburg ins Meer fällt. Nahe beim
 s Stroms aus dem See fällt das Wasser bis 12 Klafter hoch mit ei-
 Getöse herunter, daß man es auf 2 Meilen weit hören kann. 1793
 eine Gesellschaft von Privatpersonen die Ausführung eines Canals, um
 eine Fahrt neben den Wasserfällen hin zu eröffnen, und 1800 ward
 einem Kostenaufwande von 360,000 Thlrn. vollendet. Wie wichtig
 zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt von Schweden ist,
 araus, daß 1809 die Zahl der denselben passirenden Fahrzeuge 3080,
 hleusengeld 26,830 Thlr. betrug. Der ganze Canal, welcher $\frac{1}{4}$ schwe-
 lang, 22 Fuß breit, und an den niedrigsten Stellen über 7 Fuß tief
 Schleusen und 56 Ellen Fall. Wenn die Verbindung des Wenersees
 elmar- und Mälersee vollends hergestellt sein wird, so können Seefahr-
 Stockholm nach Gothenburg kommen, ohne den Sund zu passiren.
 m m e l, das bekannte kriegsliche Musikinstrument. Der starke rau-
 wird durch eine Darmsaite hervorgebracht, welche über das untere Fell
 Wird daher zwischen diese Saite ein weicher Körper gesteckt, so hört
 en auf, und der Klang der Trommel wird gedeckt oder gedämpft. Da
 el nur einen Ton hat, so erklärt sich daher der Name T r o m m e l b a ß,
 n gebraucht, wenn man einen einförmigen, aus einem immerfort ange-
 Tone bestehenden Baß (z. B. bei dem Clavier) bezeichnen will. Das
 des T r o m m e l s c h l ä g e r s (Lambours) besteht in der Mannigfaltigkeit
 nus, welchen er durch seine Schläge erzeugen kann. Der militairische Ge-
 Trommel besteht in den Schlagfiguren, durch welche sie den Soldaten
 ten und abgemessenen Gange erhält, und selbst das Marschiren mecha-
 er macht. Dann bedient man sich auch der verschiedenen Schläge als
 . B. als Zusammenruf (Appell), Schicht, Zapfenstreich, Reveille, Feuer-
 ich auch als Signale bei tactischen Bewegungen, wenn keine Signalthör-
 den sind. — Das L a m b u r i n (s. d.) ist einfacher als unsere jetzige
 und daher wol älter als diese. — Die P a u k e (s. d.) fällt in ihrer
 g mit letztem zusammen. — Die große Trommel, welche oben
 löppel, unten mit einer Ruthe geschlagen wird, gehört der türkischen
 ; sie fällt nur bei den Hauptaccorden, welche gleichsam den Grundrhyth-
 hnen, ein, während die kleine Trommel daneben größtentheils immer-
 lt und flutet. Die Italiener, welche sie *gran cassa* nennen, haben sie
 in den Opern eingeführt, wahrscheinlich zuerst um in den großen Räu-
 Theater und bei rauschender Musik den Tact zu markiren. Von ihr
 bet man auch noch das chinesische *tamtam*, franz. *beffroi*, ein Metall-
 t, welches geschlagen wird. — Daß übrigens mehr mechanische Fertigkeit
 r Kunstförmigkeit dazu gehöre, diese Instrumente zu spielen, bezeugt Baucan-
 hntes Automat, welches auf der Trommel wirbelte, während die andre
 i Slageslet spielte.

spättern unglücklichen Schicksale von Troja gelegt haben. Als Fürsten, des Königs Priamos, wäre sie vielleicht von den holländischen worden, hätte nicht die von Paris, dem trojanischen König, er von f. Helena Veranlassung zu dem 10jährigen Kampfe des sehr jungen Troja gegeben, der sich mit der Eroberung und Zerstörung, in Dienst und hätte nicht Homer durch f. „Ilias“ diesen Kampf kennen zu lernen. die Wahl des Gegenstandes, daß dieser Krieg durch die mittelländ. Meere eine allgemeinere und größere Theilnahme erregt. Späterhin trat von so gewaltigen und festen Mauern umgeben, berühmten Admiral Peter tern zuschrieb. Ganz genau läßt sich die Zeit, und foche an dessen geben Neuere das J. 1184 vor Chr. als der Admiral von Holland, und Früher sollte schon einmal Hercules diese Einleenschiffen, 4 Fregatten und frühere Eroberung in Schatten gestellt werden. Der König von Mycene, Anführung verei die Fregatten. Im Oct. dess. J. genannte berühmte Dichter sie durch von de Witte begleitet, die mächtigsten Unter Trojas Heldensohnen erscheinen, den Engländern unterstützt ward, der edelste und tapferste. Er ist f. eines Schiffes würdig, das untergegangen entscheidet über Iliums Fall. Und die Fregatte zu Hilfe geschickt. Dieser seine Auswanderung nach Italien, und der König von Frankreich, 1652 brachen Zwistigkeiten zwischen Troja, die Akropolis, Per die engl. Admiral Blake hatten ein Gefecht störten Stadt eine neue Flotte einigen Verlust erlitt, und sich zurück sie, der Pallas geweiht wurde, erhielt Tr. Befehl, ihn anzugreifen, alle geß, wie schon der Name, erhielt Tr. Befehl, ihn anzugreifen, alle Troja, obwohl dies ein, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß haupeten. — In, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß Untersuchungen über, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß fosen, der Graf Ehr, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß sel zu entdecken ger, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß Stelle, wo sich je, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß ober Gemälde de, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß Lechevalier“ (na, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß eine Abbildung, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß Troja nach de, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß Lenz, 1798), gerade als das Zeichen zum Angriffe geß Ebene von T, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß über diese al, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß the origina, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß Tro, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß gen Spitze, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß Man stöß, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß bis zu der, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß die Röhr, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß bei dem, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß Bauchbe, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß T, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß des Ab, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß Ritter, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß schwed, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß Schiff, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß fischer, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß dische, gerade als das Zeichen zum Angriffe geß

verzweifelt, um sich herauszuziehen, bis er „Fast Muth, meine Jungen“, rief vollendet!“ Jede Anstrengung

ab. Truppen zu erimuthigen, und eine unglückliche, aber

den Krieg. Tr. soll im Gan-

sal, für sein Vaterland sein Blut

prachtvoll wurde sein Leichnam in der

8 Grabmal seinem Andenken errichtet.

gen, und durch eine feierliche Deputation

6 versichern. — Cornelius Tromp,

29, befehligte schon in f. 19. Jahre ein Schiff

2 Jahre nachher ward er von der Admiralität

al ernannt. 1665 war er im Kriege zwischen Eng-

staaten bei dem Treffen von Solebay zugegen, wo die

, und der Admiral Opdam in die Luft gesprengt wurde.

Rückzug gelang es jedoch Tr., den Siegern ihre meisten

Durch Geschicklichkeit und Muth gelangte er zu dem Ruh-

and war gleich ihm der Dranischen Partei ergeben; deßhalb

gleich in politischer Hinsicht das Gegentheil, es rathsam, ihm

de Ruyter's, der abwesend war, den Oberbefehl über die Flotte

Obgleich Tr. nach de Ruyter's Ankunft sich weigerte, unter ihm

o mußte er endlich doch nachgeben. Bei der 4tägigen Schlacht in den

Juli 1666) zeigte er ebenso viel Muth als Geschicklichkeit, ohne jedoch so

zu sein als de Ruyter. Als er im Aug. dess. J. mit zu großer Hitze eine

Flotte, die er geschlagen hatte, verfolgte, ward er von der holländ. Haupt-

abgeschnitten und dadurch verhin- dert, dem Admiral de Ruyter zu Hülfe zu

ren, welcher sich zurückziehen mußte. Zwar gelang es Tr., mit geringem

auf seine Flotte in den Texel zu bringen; allein auf de Ruyter's Klagen ward

Stelle entsetzt. Als jedoch 1673 der Krieg zwischen Holland und den ver-

ten Königreichen England und Frankreich ausbrach, ward Tr. wieder in

genommen und mit seinem Nebenbuhler de Ruyter vollkommen ausgesöhnt.

dem Kriege zeichnete er sich durch mehre Siege, die er gegen die Engländer

ruhmwürdig aus, und als er (1675) nach dem Frieden England besuchte,

er auf das ehrenvollste empfangen, und von Karl II. zum Baronet ernannt.

den d. J. wurde er mit einer Flotte nach Kopenhagen zur Unterstützung Däne-

gegen Schweden geschickt, und von dem Könige von Dänemark mit dem

Antenorden beleidet. Nach de Ruyter's Tode folgte er demselben als Admi-

Generalleutnant der Verein. Staaten, blieb jedoch während des Krieges in

den Diensten, und hatte großen Antheil an den Eroberungen dieser Krone im

den. Als er 1691, nach der Erneuerung des Krieges zwischen Holland und

reich, zum Oberbefehlshaber der holländ. Flotte ernannt war, starb er zu

Amsterdam den 29. Mai, und ward in dem prächtigen Grabmale seines Vaters

N. P.

Trompete (ital. clarino). Dies bekannte Blasinstrument, aus einer

en und dünnen, dreifach zusammengelegten metallenen (messingenen, silbernen,

kupfernen) Röhre bestehend, oben mit einem Mundstücke versehen, unten in

weite Öffnung auslaufend, hat den Umfang von Tenor G bis Discant C. Es

ist an das Waldhorn, mit dem es nicht allein gleichen Umfang hat (nur eine

etwas höher), sondern auch gleiche Leiter; nämlich folgende:



Die Töne der obern Octave haben sie nämlich vollständig, doch ist sie schon mit Reinheit hervorzubringen, weshalb man im Orchester die Trompeten nicht über \overline{g} hinausgehen läßt. In der mittlern haben sie nur den harmonischen Klang, und in der Tiefe noch eine Quinte und Octave abwärts. Auch sind die Töne der obern Leiter nicht rein; nämlich f ist zu hoch, und h zu tief, da die Bläser durch den Anschlag nachhelfen muß. Ihre Noten werden, wie bei dem Horn, immer im Violinschlüssel und aus C gesetzt, durch Anschlagstücke wieder der Ton herabgestimmt. Auch gibt es A-, B-, C-, D-, Es-, E- und F-Trompeten. Die übrigens einen schlechten Ton erzeugenden Dämpfer, welche bei uns musiken ehemals gebraucht wurden, stimmen die Trompeten um einen Halbton herab. (S. Altenburg's „Anleitung zur Trompeten- und Pauerkunst“.) Auf treffende Weise spricht den Charakter der Trompete der persische und türkische Nakara aus, womit die höchste Scharlachfarbe bezeichnet wird, die nicht in die Augen fällt als der Trompetenton in die Ohren. Es ist in diesem Tone etwas Helleuchtendes, Durchdringendes, Fröhliches und Festliches, so daß die Trompete bei festlicher und glänzender Musik, sowie beim Militair, bei der Jagd, und jetzt auch beim Fußvolk, wo man sie, um Signale zu geben, gebraucht werden darf. Auch ist sie wegen ihres starken, durchdringenden Tons stets bei großen Paraden, Parlementsairs u. dergleichen und zu Zeichen in die Ferne gebraucht. Bei den Alten scheint das gleiche Instrument, welches $\sigma\alpha\lambda\pi\iota\gamma\epsilon\varsigma$ hieß, ihr angelehnt gekommen zu sein. Auch die alten Deutschen hatten ein ähnliches, wohl aus Holz Instrument. In der neuesten Zeit hat der Posttrompeter Wein in Wien eine Trompete mit Klappen erfunden, doch verliert das Instrument durch an Güte des Tons, was es an Umfang gewinnt. Wo die Trompete stimmig blasen, da figurirt die Secunde in Hinsicht des Tonumfangs der Zunge mehr als die Primo. In Deutschland gab es sonst gelehrte und ungelehrte Trompeten. Erstere hatten eine Art von Zunft, die sich Kameradschaft nannte, die sich errichtete, und erhielten darüber von Ferdinand II. und mehreren folgenden Kaisern bis auf Joseph II. mehrere Privilegien. Auch hatte nach der alten Reichsverfassung der Kurfürst von Sachsen als Erzmarschall über alle Trompeten und Pauken des h. römischen Reichs ein besonderes Schutzrecht.

Tropäen oder Trophäen ($\tau\rho\omicron\pi\alpha\iota\alpha$) sind Denkmäler zum Zeichen des erhaltenen Siegs, von eroberten Waffen zusammengesetzt, im weitern Sinne gezeichnet aller Art. Die alten Völker richteten dergleichen gewöhnlich an Orten auf, wo sie einen Sieg errungen hatten. Schon in den frühesten Zeiten sah man bei den Griechen die dem Feinde abgenommenen Waffen oder Beute an einem Baume oder einem Stämme auf, und zwar so, daß sie die Figur eines Bemaus vorstellten. Von dem nächsten Baume wurden Zweige heruntergehauen und einige wenige, an welche Schilder, Schwerter, Speise u. dergleichen an den obern Gipfel bedeckte man mit einem Helme, und an den Stamm wurde der Panzer oder Harnisch gestellt. Dann wurden auch von Holz Träger der Denkmäler errichtet, nicht aber von Stein, weil die Griechen Anfangs die Denkmäler der Feinde nicht fortbauern lassen wollten. Erst späterhin errichtete man auch Denkmäler aus Bronze und Marmor, selbst aus Gold, und sie waren ein Gegenstand, auf Münzen abgebildet wurde. Die Sinnbilder der besiegten Provinzen und Städte wurden zuweilen unten an dem Stamme in trauernder Stellung gebracht, dem Ganzen aber eine Inschrift, welche mit einigen Worten den Sieg

Sieg andeutete, beigelegt. Auch geschah dies auf Altären. Zuweilen ward aufhängten Schilde eine Inschrift gegeben, die den Sieg verewigte. Bei Triumphen (s. d.) pflegte man die Tropäen vor dem triumphirenden Feldherrn tragen. In der Baukunst hat man nachher, zur Nachahmung derselben, als Hierathen in Holz oder Stein bei Gebäuden, besonders an Triumphbogen gebracht.

Tropen (griech. τροπος, Umkehrung), diejenige Umänderung des gewöhnlichen Gebrauchs, vermittelt deren an die Stelle des eigentlichsten Ausdrucks, Förderung der Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, ein andern eigentlicher und bildlicher gesetzt wird. Die Tropen unterscheiden sich folgender bildlichen Redefiguren dadurch, daß sie die Bezeichnung der Hauptvorstellung der Rede selbst verändern und den Gegenstand mit seinem Gegenbilde vertauschen. Sie heben eine einzelne Idee aus einer Gedankenreihe hervor, während andere Figuren eine ganze Ideenreihe in ihren Theilvorstellungen beleuchten. Die tropische Ausdrucksweise ist so alt, als die Anwendung der Sprache auf unbestimmte Begriffe. Das Bedürfniß, Begriffe zu bezeichnen, für welche der unvollständige Sprachschatz nicht ausreicht, nöthigte, aus dem vorhandenen Vorrathe der Ausdrucksmitteln Benennungen sinnlicher Gegenstände, nach oft nur durch Ähnlichkeitsbeziehungen, auf unsinnliche Begriffe überzutragen. Es ist die Sprache, die nicht eine große Anzahl solcher tropischer Ausdrücke besäße, zum Theil, wie Geist, Tugend, Begriff, Urtheil, im Verlaufe der Zeit ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, zum Theil dieselbe neben der uneigentlichen behalten, wie Anschauung, erwägen u. a. Allein diese reichen für den Zweck der lebendiger Darstellung nicht hin, indem sie durch langen Gebrauch sich mit unbestimmten Begriffen, den sie ausdrücken, so innig vermählt haben, daß die eigentliche Bedeutung, wenn sie nicht durch die nächsten Umgebungen hervorgehoben wird, ohne Wirkung für Veranschaulichung und Belebung der Rede verlohren geht. „Mit jedem Jahrhundert“, sagt Jean Paul („Vorsch. z. Ästh.“, Abth. 1), „verliert eine Flur von Dichterblumen ihre lebendige Gestalt und vermodert zu Stroh“. So entsteht für die lebhaftere Darstellung das Bedürfniß neuer lebendiger Bezeichnungen, und diese sind es eigentlich, welche die Rhetorik zur Schönheit des Ausdrucks unter dem Namen von Tropen aufzählt. Sie beleben und beleben die Darstellung, indem sie das, was in seiner ursprünglichen Gestalt bloß Sache des Verstandes sein würde, dem Gefühl und der Einbildungskraft näher bringen. Zu dem Ende genügt es ihnen nicht, das Unbestimmte zu versinnlichen, sondern sie verstärken auch oft wohl einen sinnlichen Eindruck durch einen andern verwandten, aber anschaulichern, wie dies bei der personifizierten Metapher der Fall ist. — Was die verschiedenen Arten von Tropen betrifft, so hat man ihrer bald mehr, bald weniger gezählt. Quintilian klagt über die Unbestimmte und Streitende in den Meinungen der Grammatiker über diesen Gegenstand. Der Grund davon lag in der unkritischen Vermischung der Tropen und Figuren. Er versuchte daher eine genauere Scheidung und Begrenzung beider. Wie schwankend aber auch seine Ansicht hienach gewesen, würde sich aus dem bloßen Verzeichniß seiner Tropen ergeben, von denen die Mehrzahl augenscheinlich in die Reihe der bloßen Redefiguren gehört. Der Erste, der sich das Verdienst einer strengen Sichtung erwarb, war Erasmus. Wenn er aber zu den Tropen nur die Metonymie, die Synecdoche und die Metapher rechnet, so scheint er hiermit den Begriff nicht zu erschöpfen. Neuere fügen daher mit Recht die Allegorie und Personendichtung (Prosopopoeia, Personification und Sermocination) hinzu, deren tropische Natur allerdings nicht in Frage kommen kann.

F.

Tropenländer sind die Länder zwischen den Tropen oder Wendekreisen.

deren genauere Kenntniß wir hauptsächlich den großen Forscher Humboldt's verdanken. Alles, was Klima und Vegetation und überhaupt Schönes und Großes hat, vereinigt sich in diesen Gegenden. In der Höhe von 14,400 Fuß erscheinen, von den Palmen- und Meeresküfers bis zum ewigen Schnee, die verschiedenen Klimaten tenweise über einander gelagert. In jeder Höhe erleidet die Luft im Jahr ein, fast keine Veränderungen; Alles in der Atmosphäre geht nach festen Gesetzen. Daher hat jede Höhe unter den Tropen ganz bestimmte, die von so mannigfaltigen Formen sind, daß ein Gebirgsgeographischer Andesketten, welcher 500 Klaftern hoch ist, mehr Verschiedenheiten darstellt, als eine vierfach größere Fläche in der gemäßigten Welt ganz vorzüglich von dem Raume, welcher von 10° N. bis 10° S. näher nach den gemäßigten Zonen tritt schon mehr Unbestimmtheit und ähnlicher Charakter ein. In dieser Gegend finden wir die Kette der höchsten Gipfel, der Chimborasso, 3357 Klafter Höhe erreicht, der aller feuerpelenden Berge, den Koto paxi (s. d.) von 17,712 Fuß Höhe, dessen dick beiseiter Gipfel sich 2993 Klafter über die Meeresspiegel den heißesten Gegenden ist die mittlere Luftwärme 27°, wenn in Rom 11° und 15° ist, und die Abnahme der Wärme verhält sich zu der unter den Tropen 1281 Klafter an der Andesketten hinaufsteigt und von Berlin in das von Rom gelangt. Der Luftdruck muß natürlich Umständen höchst verschieden sein. Je höher man gelangt, desto Ermattung und Schwäche des ganzen Nervensystems zu; man fühlt Neigung zum Erbrechen; über 2975 Klafter fließt das Blut aus dem Zahnfleisch. So trocken auch die Luftschichten auf den Gebirgen sind, doch ein fast immerwährender Nebel über 1283 Klafter an derselben Pflanzenwuchs dieser hohen Wildnisse ein unmachbarlich prägnant. Die tiefern Tropengegenden enthalten in ihrer viele Monate hindurch Luft eine so große Menge Wasser, daß die Pflanzen sich bloß durch Regen selbst in der Trockenheit ganzer 5 — 6 Monate aufrechterhalten können. Blätterfülle ununterbrochen fortbauert in einem Lande wie Cammer 10 Monaten weder Regen noch Thau und Nebel gibt. Die dicke Wolkenschicht scheint 615 Klafter zu betragen, die des dicken Gewölks 1700 Klafter, und die der kleinen leichten obersten Wölkchen 4104. Die tiefen Luftschichten zeigen gewöhnlich eine nur geringe elektrische Ladung in den Wolken vereinigt zu sein scheint. Dieser Mangel an Feuchtigkeit regt heftige Gewitter, in der Ebene einige Stunden nach Mittag, und lernen stets bei Nacht; am stärksten sind diese in den Gebirgsgegenden, wo sie sind sie seltener, und noch höher zeigen sie sich höchstens nur in hohen Sternschnuppen sind in diesen wärmern Ländern außerordentlich häufig. Humboldt hat die Luftbläue unter den Tropen viel dunkler gefunden als in den gemäßigten Zonen. Von den Tropennächten sagt er: die indischen und ital. Sommernächte sind nicht mit der stillen Majestät zu vergleichen. Nahe am Äquator glänzen alle Gestirne mit reicherem Lichte. Funken ist kaum am Horizonte bemerkbar. Die Sterne, welche man aus Europa nach beiden Indien bringt, scheinen zu haben: so groß und beständig ist die Durchsichtigkeit der Luft. Wegen der Reinheit derselben ist das Licht der Sonne viel stärker als in Europa unter gleicher Höhe, sodaß man sich mehr vor der Helle derselben fürchtet. Die verfinsterte Mondscheibe wird bei uns in der Regel aber in den Tropenländern erscheint sie in einem rötlichen Licht. Der Mond, wenn er über die Erde heraufsteigt. Die Nerven werden

diebern Gegenden geschwächt ist, in den höhern so ge-
und Mexico außerordentlich über Schwäche klagen,
e den stehenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Von
Granit auch hier zu unterst. Auf ihm der Gneus, der
dieser in Urthonschiefer übergeht. Auf ihm erscheint so-
nabelstein, der Trapp und alle neuere Flözformationen.
Tropengegend liegen oft 1352 Klafter hoch; Versteine-
eher Gegend von 2205 Klafter Höhe. An brennenden
penländer vorzüglich reich. Nach glaubwürdigen Sagen
ist höher als der Chimborasso, stürzte aber nach langen, durch
Ausbrüchen seines Vulkans zusammen, so daß er jetzt Nichts
allen zeigt, die, wenn die sinkende Sonne sich an den beseiten
as herrlichste Farbenspiel geben. — In der Region der Palmen-
sche, vom Meere an bis 513 Klafter Höhe, gibt es Mais, Ca-
rangen, Caffee, Zuckerrohr und Indigo; ferner Riesenschlangen,
obisse, Flußschweine, Alouaten, Sapajouaffen, Faulthiere, Pa-
agraas, Hoccos, Löwen, Jaguar, Tiger, Hirsche, Ameisenbäre,
Brensen, Spinnen und Ameisen. In der Region der baumarti-
säuter, von 513 — 1026 Klafter, findet man alle Getreidearten,
den Tapir, das Nabelschwein; in der obern Region der Cinchona,
— 1539 Klafter, den stärksten Getreidebau, die Tigerkake, Bären und
m Hirsch. In den kalten Gebirgsstrecken von 1539 — 2052 Klafter, ist
die Puma Löwe, der kleine weißstirnige Bär und sogar manche Colibriart zu
Die Region der Grassuren, von 2052 — 2565 Klafter nährt Kameel-
Vianas, Alcapas etc. Der Condor allein schwebt in einer Höhe von 3334
m. Mehr hierüber s. in dem Werke: „Ideen einer Geographie der Pflan-
auf einem Naturgemälde der Tropenländer“, von A. v. Humboldt und A.
Land, und in den „Ansichten der Natur“ von A. v. Humboldt (2. Aufl.,
1826, 2 Theile, 12.).

Tropfbarkeit, s. Flüssigkeit.

Tropfen ist eine kleine Masse von Flüssigkeit, welche Kugelgestalt ange-
nommen hat. Wovon aber ist die Kugelgestalt abhängig, welche der Regentrop-
fend seines Falls durch die Luft annimmt? Von der nämlichen mächtigen
durch das ganze Weltall verbreiteten Kraft des Zusammenhanges, welcher die
Körper ihre Kugelgestalt verdanken, welche verhindert, daß ein Staübchen zer-
fallen gehe, und von deren Dasein uns die Erscheinungen überzeugen, ohne
im Stande wären, etwas Bestimmendes über ihre Natur anzugeben.

Tropfstein, s. Stalaktit.

Trophäen, s. Tropäen.

Trophonius, ein Sohn des Erginus, Königs von Orchomenos in Böo-
tien und sein Bruder Agamedes halfen dem Apollo den Tempel zu Chrysa-
ea. Der Gott legte den Grundbau, sie aber steinerne Schwellen darüber. Sie
baute auch den Tempel zu Delphi, und baten nachher den Gott um eine Be-
lohnung dafür. Diese ward ihnen auf den 7. Tag verheißen, und sie wurden er-
wartet, sich bis dahin durch Gastmähle zu ergötzen. Am 7. Tage wurden sie
im Schlafe todt gefunden. Andre erzählen: Beide errichteten dem Hyri-
us ein Gebäude zur Aufbewahrung seiner Schätze, setzten aber einen Stein so in
die Thür ein, daß sie ihn des Nachts herausnehmen, von dem Gelde nach Belie-
ben verwenden, und die Öffnung wieder verschließen konnten, ohne daß etwas zu-
fals war. Hyrieus sah seinen Schatz täglich abnehmen, aber Thüren und
Schloß unverfehrt. Er ließ also Schlingen legen, Agamedes hing sich daran;
Trophonius, um nicht verrathen zu werden, schnitt ihm den Kopf ab und

nahm ihn mit sich. Bald nachher verschlang ihn die Erde im Hain Lebadia. A. geschah diese Geschichte bei dem König Augias in Elis, und es wird den Brüdern dann noch ein dritter Mitgenosse ihrer Diebereien, Cercyon, zugefügt. Trophonius floh aus Elis nach Lebadia in Böotien, legte sich unter der Erde Wohnung an, spielte hier den Wahrsager, starb in derselben, und ward in Folge vergöttet. Diese Erzählung ist offenbar eine Erklärung von der, daß die Erde verschlungen habe. Er erhielt in der Folge einen Tempel, worin Jupiter Trophonius, eine vom Praxiteles gearbeitete Statue, verehrt wurde, theilte Orakel aus. Sein Orakel ward bei folgender Gelegenheit entdeckt. 2jährige Dürre bewog die Böotier, das delphische Orakel um Rath zu fragen. Es befahl ihnen, sich an den Trophonius in Lebadia zu wenden. Lange Zeit vergeblich suchten die Abgeordneten nach dem Orakel, welches Niemand kannte. Endlich sah der Älteste von ihnen einen Bienenschwarm, dem sie nach einer Höhle hin folgten. Sie gewahrten die Gegenwart eines Götterwesens, bezeugten dem Orakel die Ehrfurcht, erhielten eine befriedigende Antwort, und Unterricht, wie man künftig verehren und um Rath fragen solle. Wahrscheinlich war also die Bedeutung dieses Orakels eine Speculation der Priester zu Delphi. Von dem Trophonius werden in den griechischen Schriftstellern viele Fabeln erzählt, die hier ebenso wenig als die mancherlei dabei üblich gewesenen Gebräuche allernützlichsten können. Der Aufenthalt in der Höhle, in welche man auf einer Leiter mußte, nachdem man besonders vorbereitet worden war, dauerte bald längere, bald kürzere Zeit. Einige kamen erst nach einem Tage und 2 Nächten wieder heraus. Die Priester brachten den Herausgekommenen sogleich auf einen Stuhl, dessen Sitz genannt, und fragten ihn, was er gesehen und gehört habe. Hierin der Betäubung aussprach, galt als die Antwort des Orakels. Nun ward man ihn in die Capelle des guten Genius und der Glücksgöttin, wo er nachher wieder zusah. Von dem fürchterlichen Eindruck der verschiedenen Erscheinungen auf das Gemüth des Abergläubigen behielten meistens diejenigen, welche aus der Höhle zurückkehrten, ihr ganzes Leben hindurch einen Eindruck von Schwermuth und Traurigkeit, daher man von einem äußerst niedergedrückten Menschen sprichwörtlich zu sagen pflegte: Er kommt aus der Höhle des Trophonius. Die Priester hatten wahrscheinlich geheime Aus- und Eingänge zur unterirdischen Höhle, um darin ihr Gaukelspiel zu treiben. Kam ein Bösewicht hinein, dessen Rechtgläubigkeit man nicht traute, so mußte er auch wohl für seine Kühnheit mit dem Leben büßen. So ging es einem Begleiter des Königs Agrius, der in die Höhle hinabgestiegen war, um dort verborgene Schätze zu finden. Er kam nicht wieder lebendig zum Vorschein, sondern sein Leichnam ward an einem ganz andern Orte gefunden: — Trophonia waren feierliche Feste, die dem Jupiter Trophonius zu Ehren jährlich zu Lebadia gehalten wurden.

Tropici, Wendekreise. Wenn die Sonne in der nördlichen Halbkugel den größten Abstand von dem Äquator erreicht hat, so tritt sie in einen Parallelkreis etwa $23^{\circ} 30'$ vom Äquator ab, und der nördliche Wendecirkel oder Wendekreis des Krebses (*tropicus borealis*, *tropicus caneri*) genannt wird. Die nördliche Halbkugel der Erde hat alsdann den längsten, die südliche den kürzesten Tag. Die Sonne wendet sich dann, nähert sich wieder dem Äquator, und tritt zuletzt in der südlichen Halbkugel in einen Circel, der ebenfalls etwa $23^{\circ} 30'$ vom Äquator entfernt, und der südliche Wendecirkel oder der Wendecirkel des Steinbocks (*tropicus australis*, *tropicus capricorni*) genannt wird. Alsdann hat die südliche Halbkugel den längsten, und die nördliche den kürzesten Tag.

Tropisches Jahr, s. Jahr.

Troppau, ein seit 1614 dem fürstl. Hause Liechtenstein gehöriges Städtchen, liegt theils im troppauer Kreise des östreich. Schlesiens, theils im

bschützer Kreis, Regierungsbezirk Oppeln). Das preuß. Fürstenthum hat mit Jägerndorf und Hultschin über 17 □ M., 3 St., 5 Mfl., 54,500 Einw. und den Hauptort Leobschütz. Der östr. Antheil (mit 5 St., 1 Mfl., 160 D. und 76,000 Einw.) wird durch die eußisch-schlesien getrennt. Zu demselben gehört die Hauptst. Troppa, mit 843 H. und 8300 Einw., ohne das mit der Stadt zusam-Katharinenhof (3000 Einw.). Außer den Behörden, einer Johannitsritter-Ordenscommende, und dem ständischen Collegium, ist in östreichisch-schlesische Museum, das eine Bibliothek und wichtige Sammlungen besitzt, zu bemerken. Auch hat die Stadt mehre gute, einige Fabriken und besonders Tuch- und Leinwandhandel.

Arbe der durch die stehenden Heere in Spanien, Portugal und besonders bewirkten Staatsveränderungen wegen vom Oct. bis zum Dec. der europäischen Diplomatie merkwürdiger Monarchencongreß gehalten. Grundsatz der bewaffneten Intervention (s. d.) aufstellte. Der Östreich empfing in Troppau am 20. Oct. den Kaiser Alexander von am 7. Nov. erschien auch der König von Preußen, dem der Kronprinz an war. Später trafen daselbst ein der damalige Großfürst Nikolaus: Erzherz. Rudolf, Cardinal und Fürsterzbischof von Olmütz. Folgend Männer waren zugegen: von Seiten Östreichs der Staatsminister Metternich, nebst den Hofrathen v. Geng, Mercy (Beide mit Führung des beauftragt) und Wacker; von Seiten Rußlands die Staatssecreteire Krotow und Gr. Capodistrias; von Seiten Preußens der Staatskanzler Hardenberg und der Staatsminister Graf Bernstorff. Noch sah man franz. Minister de la Ferronaye und Caraman; den engl. Botschafter (Hof) Lord Stewart, den neapolitanischen Prinzen Ruffo, den Grafen den Fürsten Wolkonsky, den Fürsten Menzikoff, den Minister v. Alben General v. Krusemark, den Gr. v. Zichow, den Baron v. Lebzelttern und Diplomaten.

Die Verhandlungen, bei welchen Friedr. von Geng das führte, betrafen überhaupt eine Übereinkunft der großen Mächte, keine anerkennen zu wollen, die von dem legitimen, monarchischen Staatsopas sich entfernte. England und Frankreich schienen jedoch zur Ausstreitigen Verhältnisse zwischen Östreich und Neapel geneigt; beide ein Neutralitätssystem aufzustellen, dessen Gründe Lord Stewart in hlichen Note entwickelte. Großbritannien erklärte, an GewaltmaßNeapel nicht Theil nehmen zu wollen, und Frankreich machte seinen n Bunde gegen Neapel von gewissen Bedingungen abhängig, die aber h, Rußland und Preußen nicht angenommen wurden. Diese 3 Mächte sich, den zu Neapel durch Aufruhr und Gewalt bewirkten Umsturz nicht n und die Fortbauer des daraus hervorgegangenen Zustandes, wenn es mit vereinter Kraft zu hintertreiben, indem sie gegenseitig einander die Staaten versicherten. Der damalige Minister der auswärtigen Angel. suchte dagegen in einer officiellen Note vom 1. Oct. 1820 (s. „Polit. Dec. 1820 und Jan. 1821), welche im Namen des Königs beider Si- te europäische Höfe gesandt wurde, den neuen Zustand des Königreichs gen. Allein die Monarchen von Östreich, Rußland und Preußen er- 20. Nov. gleichförmig abgefaßte Schreiben an den König von Neapel, ihn einluden, sich nach Laibach zu begeben, um dort als Vermittler nem Volke und den Staaten, deren Ruhe durch die neapolitanische Refährdet sei, aufzutreten. Der König von Frankreich unterstützte die und mit Zustimmung des neapolitanischen Parlaments reiste König l. am 13. Dec. von Neapel ab, um sich zur See über Livorno nach Lai-

bach zu begeben, wo die beiden Kaiser ihn im Jan. 1821 empfangen. Der K. von Preußen hatte schon am 21. Nov. Troppau verlassen und war nach Berlin zurückgekehrt. Auch hatte man in Troppau beschlossen, daß Oesterreich, wenn ein Krieg mit Neapel käme, denselben allein führen, Rußland aber und Preußen Frieden in dem übrigen Europa bewachen und für die völlige Sicherheit der Erbstaaten Garantie leisten sollten. Das System der verbündeten Mächte ist u. A. in der von den 3 Monarchen zu Troppau an die andern Regierungen abgegebenen Erklärung, zielt jedoch weder auf Eroberung, noch solle der Unabhängigkeit anderer Mächte nahegetreten werden. Die Resultate des troppauer Congresses wurden erst zu Laibach (s. d.) festgestellt. Die erste Streitschrift gegen in Troppau aufgestellte Recht der Einmischung in die innern Angelegenheiten nachbarter Staaten war Bignon's Schrift: „Du congrès de Troppau“.

Trosky (August Wilhelm v.), k. sächs. wirkl. Geh.-Rath, Oberamtsrungspräsident und Cons.-Direct. des Markgrafenthums der Niederlausitz, auf Ulro, Paserin und Pickel, b. 27. Jul. 1746 zu Görlitz in der Niederlausitz, nachdem s. Vater, der Landesälteste des spremlberger Kreises, Iwan Fedorow Er., ein Riefländer aus Dorpat, der anfangs in der sächs. Armee diente, sich in der Niederlausitz niedergelassen und 1736 vermählt hatte. Mit seinem ältern Bruder dem ehem. kurf. sächs. Kreishauptmann in Wittenberg, ward er zugleich von guten Hauslehrern unterrichtet, und bezog auch mit demselben 1763 die Universität Leipzig, wo sie bis 1767 gemeinschaftlich mit Fleiß und Erfolg die Rechtswissenschaften betrieben. Noch in demselben J. erhielt er bei der Oberamtsregierung Stelle als Supernumerar-Oberath, und erwarb sich bald durch s. rastlosigkeit, strenge Rechtlichkeit und kenntnißreiche Einsicht allgemeine Achtung und Vertrauen. Nachdem er 22 Jahre als Oberamtsrath in s. ganzen Kreise gewirkt, erwählten ihn, nach dem Tode des Präsidenten v. Hartisch, die Landtage der Niederlausitz 1789 an dessen Stelle. In diesem erweiterten Wirkungskreise waren die Schulen, die Erziehung überhaupt, die Kirchen, das Armenwesen, die Beförderung der Landescultur, die vornehmsten Gegenstände s. Sorge. Pflanzschule zur Bildung guter Dorfschullehrer für die Niederlausitz gehört mit zu den schönsten Werken, die s. thätiges Leben und s. weises Wirken für sich schon wohl bezeichnen. Er stiftete zu Lübben eine Hebammenanstalt, zu L. eine Armenanstalt und half das Zucht- und Irrenhaus daselbst verbessern. Er gründete er während s. Vornamtschaft über die Herrschaft Lübbenu von 1794 eine treffliche Bürgerschule. Überhaupt hörte er nie auf, durch Lehre und Beispiel, durch Aufmunterung der Lehrer und Lernenden, durch weise Verbesserungen Kirchen- und Schulwesens, Unterricht und Erziehung, Religion und Sitten ebenso unermüdet als freigebig zu befördern. Er besuchte die Schulen und war fleißig, unterstützte die Lehrer mit Rath und That, ließ öffentliche Prüfungsstellen und s. eignen Kinder daran Theil nehmen, lud die benachbarten Geistlichen freundlich zu sich ein, speiste jedes Mal die Katechumenen in s. Hause, verbesserte nicht nur die Armenpflege, sondern half den Armen selbst durch zweckmäßige Unterstützung, kurz, er übte alle stille Tugenden des edelsten Menschen in allen s. Verhältnissen. Er gab er in den Kriegsjahren Beiträge, wo er keine zu geben hatte, und eilte jederzeit Bedürftigen in der Nähe und Ferne beizustehen. Leider kehrte er von s. Reise nach Berlin im Winter 1807 und 1808, zur Übernahme des kottbusser Kreises, zurück, und nachdem ihn der König für s. Verdienste durch die Ernennung zum wirkl. Geh.-Rath belohnt hatte, starb er d. 6. März 1809. Wie er im Leben einfach und offen war, so wollte er auch ohne Gepränge, aber öffentlich von den Lebenden scheidend, und nicht in der Morgen- oder Abenddämmerung begraben werden. Sein Andenken auf immer nach s. Sinne zu ehren, beschloß 1811 die Landstände der Niederlausitz, ein neues Landesstipendium für arme Studirende

N. des Trosky'schen, zu stiften. Vgl. üb. ihn Stiell's „Samml. biogen und Notizen a. d. Leben geborener Laufiger“ (Luckau 1811).

Trogendorf (Valentin Friedland), unstreitig der berühmteste Schul-, Rector zu Goldberg in Schlesien, von welchem Melanchthon nicht sagt, er sei ebenso zum Schuldirector, wie Scipio der A. zum Feldherrn, war am 14. Febr. 1490 zu Trogendorf in der Oberlausitz (nach, weniger wahrscheinlichen, Angabe zu Friedland in den Niederl.) geboren sein Vater, ein Landmann, den Mönchen die Gaben, welche sie Terminiren eingesammelt und bei ihm zur Aufbewahrung niederte, nach Görlitz brachte, begleitete ihn sein Vetter (Valentin), und als der Mönche kam der ungefähr 11jährige Knabe auf die Schule, kehrte aber zur größten Betrübnis s. Mutter bald wieder zurück und wollte kein Mönch, sondern ein Bauer werden wollte. Der Schulmeister des Orts unterrichtete ihn nun im Lesen, Schreiben und Rechnen bei der Armuth des Vaters Papier, Tinte und Feder nicht kaufen schrieb er auf die innere Birkenrinde mit einem zugespitzten Schilfrohr ein Gemisch aus Wasser und Aschenruß. In seinem 16. J. (1506) kam er auf die Schule nach Görlitz. Die Worte, welche ihm seine Mutter, „Bleibe bei der Schule!“ sah er als einen Wink zu s. künftigen Beruf mit ungemeinem Fleiße studirte, so gestattete ihm der Rector Eusebius Gebrauch s. Bibliothek. Nach dem Tode s. Vaters verkaufte er 1513 die Güter, ging nach Leipzig und benutzte in der griech. und lat. Unterricht des berühmten Peter Mosellan und Richard Crocus. Er wurde Magister und ging 1515 als unterster Lehrer nach Görlitz. Director und die übrigen Lehrer unterrichtete er in den Anfangsgründen der griech. und lat. Schriftsteller. Indes war Eusebius, der Vorsteher der Begierde, diesen großen Geist kennen zu lernen, zu sehen. Er legte s. Amt nieder, ging 1518 nach Wittenberg, schloß sich ihm und an Melanchthon an, lernte von einem getauften Juden, Havelshem er die Stelle eines Dieners versah, da er ihm kein Honorar gab. Hebräisch. In den letzten Jahren s. Aufenthalts in Wittenberg erwarb er viel durch Privatunterricht, und ward von s. Schülern, im eigentlichen Wort, oft auf den Händen getragen. 1523 folgte er dem Rufe an dem neuangelegten Gymnasium zu Goldberg. Da er aber viele Schwierigkeiten fand, ging er nach 4 Jahren als Lehrer nach Liegnitz, und von dort nach Wittenberg, aber 1531 zum zweiten Male nach Goldberg als weil man ihm alle mögliche Unterstützung bei s. Schulverbesserungen zu leisten musterschafter Treue stand er dieser Schule 33 Jahre vor und brachte seltenen Berühmtheit. Nicht nur aus Schlesien, sondern auch aus Preußen, Ostreich, Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen strömten Schüler nach Goldberg in so großer Zahl, daß Tr. einmal geäußert haben soll, daß, wenn alle ehemaligen Schüler beisammen wären, er aus ihnen eine kräftige Armee stellen könnte. Man erzählt auch, er habe zuweilen s. Schüler begrüßt: „Guten Morgen, ihr Herren von Adel, ihr Kaiserlichen, Eobfürstlichen Räte, ihr Bürgermeister und Rathsherren, ihr Handwerker, Künstler, Kaufleute und ihr Soldaten u. s. w., aber auch ihr Taugenichtse.“ Die große Menge der Schüler (oft waren über 1000 beisammen) wohnte in Schulgebäuden. Um allen nützlich zu werden und Ordnung unter ihnen zu bringen hatte Tr. sämmtliche Schüler in 6 Classen, und jede derselben wieder in Unterordnungen (tribus) getheilt. In den ersten Jahren mußte er nicht ad regendas scholas non minus natum, quam ad regenda castra olim Africanum puto“. („Decl.“, Bd. 5, S. 817.)

allein in den Oberclassen den Unterricht besorgen; in der Folge wählte er sich die Gehülfen; in den untern Classen unterrichteten auch Schüler der obern Classen. Außer dem Unterricht in der Religionslehre, welchen Tr. selbst in allen Classen lehrte, bezog sich der Unterricht auf die lat., griech. und hebr. Sprache, Rhetorik, Geschichte und Dialektik. Als Stoff zu schriftlichen Aufsätzen legt er Fragmente der Moral, Theologie, Geschichte und Philosophie vor. Auf Klarheit und Uebersichtlichkeit im Vortrage legte er einen so hohen Werth, daß er behauptete, wer schlecht spräche unverständlich, und ein dunkler und verwickelter Vortrag ein schlechtes Anzeichen, daß auch das Herz voll Lücke sei. Er bediente sich daher fleißig der krafftreichen Lehrart und schrieb selbst eine Abhandlung „*Methodus doctrinae rhetoricae*“, welche aber, sowie einige a. kleine Schriften, die Tr. bloß für s. E. aufsehte, erst nach s. Tode gedruckt wurden. Er war nicht nur Freund der Wissenschaft, sondern besaß auch viele Kenntnisse und Geschicklichkeit in dieser Kunst, und hat zu s. Schülern gesagt haben: „Lernt singen, lieben Söhne, wenn ihr mich den Himmel kommen, so werden euch die heil. Engel lassen zu ihrem Chore treten.“ Innere und äußere Organisation s. Schule, Methodik, Disciplin waren sorgfältig geregelt. Seine Schulanstalt hatte eine römisch-republikanische Verfassung, welche Tr., als das Haupt derselben, leitete. Ihm zur Seite standen ein Praetor und 2 Censoren und ein Senat aus 12 Senatoren. Von demselben wurden alle Schulsachen entschieden. Die Censoren beobachteten das Betragen der Schüler auf der Straße, in der Schule und bei den Spielen (denn auch für zweckmäßige Leibesübungen war gesorgt). Jede Classe hatte einen Quästor, und jeder Quästor mehrere Quästoren, welche über häuslichen Fleiß die Aufsicht führten. Ihre Berichte gaben sie an den Oberquästor ab, welcher an Tr. Bericht erstattete. Ordnung, Ruhe und Reinlichkeit wachten die Ökonomen. Die Ephoren beobachteten das Betragen bei Tische. Zu diesen Beamtenstellen wurden die fleißigsten und gefittetsten Schüler gewählt. Manche Ämter wurden einen Monat, andere nur eine Woche lang verwaltet, mit feierlichen Reden angetreten und niedergelegt. In den letzten Jahren des Lebens Tr.'s versiel diese Schulverfassung. Als er einen neuen Schulplan einführen wollte, zerstörte die Flamme das Schulgebäude. Tr. zog mit s. Schule nach Liegnitz. Alter, Arbeit und Kummer untergrub sein Leben; er starb am 26. April 1556 und ist in der basigen Johanniskirche begraben, wo auch s. Epitaphium zu sehen ist. Tr. war klein von Person, genoß aber allgemeine Verehrung, die er durch s. Gelehrsamkeit, s. Lehrgaben, durch s. Güte und Liebe, Entschlossenheit, Unparteilichkeit, Wahrheitsliebe, Uneigennützigkeit, Mäßigkeit, Wohlthätigkeit und Frömmigkeit zu erhalten wußte. Sein Genie war so glücklich, daß er längere Stücke aus Plutarch und Cicero, mehrere träge Melanchthon's, sowie die von ihm den Schülern zur Übersetzung dictirten Stücke in lateinischer Sprache frei hersagen konnte. Seine Lieblings-Schulsache war so groß, daß er ihm wiederholt angetragene Predigerstellen in Gießen und Nürnberg ausschlug. S. Melanchthon's „*Declam.*“ (Bd. 5, S. 817) Ludovici's „*Histor. scholar. celeberr.*“, Th. 3; Ruhkopf's „*Geschichte des Schullebens und Erziehungswesens*“ (S. 351 fg.); G. H. Rosenmüller's (Pred. in Dillenburg) „*Lebensbeschreib. berühmter Gelehrten des 16. Jahrh.*“ (1. Bd., S. 103) Spielker's „*V. J. Trogenborf*“ in d. Verhandlungsblättern zur „*Jugendzeit*“ (1808, St. 49 fg.) und „*V. Fr. Trogenborf, dargestellt von Dr. Gust. Hirschberg*“ (Hirschberg 1825).

Troubadour. Es war eine schöne, jugend- und lebensvolle Zeit, in welcher jene Dichtersänger angehörten, die ihren Namen von *trouver*, finden, charakteristisch genug und passend, um im Gegensatz des griech. ποιητης die Bräutigam dieser Poesie zu bezeichnen, ableiten. Troubadours, behaupten wir, gab es eigentlich nur in Frankreich; allenfalls ziehen wir noch einen Theil des obern

Reiche Catalonien und Aragon in Spanien aus dem 13. Jahrh. hieher Zeit geht vom 10. Jahrh. bis in die Mitte des 13. Es war die Zeit, die Frankreich auf dem Gebiet der Poesie hervorgebracht hat, zu der die franz. schöne Literatur es nicht bringen können als zu den Troubadours und Sirventen der Provenzalen; und wenn wir werden bewiesen haben, dass die Troubadours in die Kindheit der neuen romantischen Zeit gehört, so wird dies ein neues Zeugniß für die alte Behauptung sein, daß der Franzose die Kinderspiele und Kinderjahre hinauskommen kann. Der Gascon, der er aufgehört hat, provenzalisch zu singen, ist in seinem Mannsalter als der franz. Abderite anerkannt. Das Mittelalter steht an dem dunkelsten Punkt der neuern Geschichte, noch mit dem einen Fuß in das Dunkel des Ungewissen und historisch nicht Erweisbaren gehüllt. Ein jeder der ganzen in sich beschlossenen Stufe menschlicher Entwicklung hat eine Höhe. Bei den Griechen ist es die herrliche Heldenperiode, mit welcher die Geschichte dieses Volks anhebt und die gewisse anfängt, und welcher die Völkerbewegungen unter Pelasgus, Deukalion, Danaus u. A., in Vorbild der großen Völkerwanderung in der christlichen Zeit, voran. Unverkennbar ist auch das Mittelalter eine solche Heldenperiode für den Abend; der die einzelnen Strahlen des Heldenzeitalters vereinigende Punkt sind die Kreuzzüge. Das Ungewisse, Mythische aus dieser Zeit hinzunehmen und in gewisse Geschichte läutern wollen, heißt den Stein der Weisheit suchen. In dieser Periode glühte durch ganz Europa der rechte ritterliche Geist, Völkern und Völkern sich anders und anders gestaltend; und die wahre Größe des Ritterthums war doch nichts Andres, als schönes, frisches, jugendliches und unverdorbenes Sinnen und Kämpfen um die im heitern Licht der Poesie mehr geahnete als erkannte Liebes- und Lebensbraut; darum eigentlich ein dichterisches Spiel. Das Leben dieser Zeit war selbst Poesie und hauchte halb nothwendig in Poesie und Gedicht aus. Dies allein der Grund, aus dem wir über das ganze Europa des Mittelalters eine Poesie sich ergießen sehen, das natürliche Erzeugniß des Lebens dieser Zeit, der eigentliche Ausdruck und die Entwicklung desselben, mit dem ritterlichen Geiste gleichen Schritt haltend, nach dem die Völker verschiedener Art sich verschiedentlich gestaltete und entwickelte, contrastirend mit der Poesie der spätern Zeit (in Italien z. B. von Dante in Deutschland im 18. Jahrh.), zu dieser in demselben Verhältniß stehend, der Ernst zum Spiel, Wahrheit zur Dichtung, Spiel in der Kindheit zum Mannlichen Alter steht. So sehen wir die Minnesänger in Deutschland, die nordischen Dichtungen in ihrer cyclischen Gestalt, die Romanzendichtung in Spanien, und die Troubadours in Frankreich, von welchen die Trouvezans, Normannen und die Minstrels in England eine bloße Abart sind. — Um zu verstehen diesen Gegenstand, um ihn besser zu beleuchten, noch von einem andern Gesichtspunkt. Das schöne Mittelalter ist der liebliche Frühling, der sorglose, aber kampflustige und im Kampf fast unbewußt dem Ziel entgegen die Jugend der neuen Zeit. In der Jugend erstarkt der Mensch erst, um im spätern Leben in seiner Kraft ruhen zu können. Aber das Ziel ist es nicht, worauf die Arbeit und zum Kampfe angeregt wird. Er weiß am Ende in dieser Periode wenig von dem Zwecke, zu welchem er sich müht und anstrengt, und der Gewalt der Zeit führt ihn, nach einer innern Vorherbestimmung, dem Ziel entgegen. Das Gefühl der erwachenden, allmählig erstarkenden Kraft läßt ihn die Arbeit selbst, in dem Kampfe als solchem, schon seine Befriedigung finden, die Unsichtbare macht indeß diese Kämpfe selbst zum Weg zu einem höhern Ende. So ist die Arbeit des Jünglings für ihn nur Übung, heiteres Spiel der sich regenden Lebenskräfte, welche üppig anschwellend ausbrechen,

und ein Feld der Thätigkeit aufsuchen, um auf ihm gleichsam auszubrausen. Natürlich spricht sich dieses Streben zugleich durch eine heitere Form aus, und man sieht nicht nur, daß die Natur schon die Wange des Jünglings mit der Blüthe der Schönheit schmückt, und über die ganze Gestalt den Zauber der Anmuth und der Fröhlichkeit ausgegossen hat, sondern unverkennbar liegt auch dem jugendlichen Geiste Nichts näher als der Gang zum heitern Spiele der Dichtung und des Gesanges, zum romantischen Schmuck seiner Gewänder, zu allen fröhlichen Wissenschaften und Künsten des Lebens. Aus diesem Gesichtspunkt allein kann dem Mittelalter und seinen ritterlichen Kämpfen, sowie seiner Poesie, die rechte Bedeutung gegeben werden. Jene Kämpfe sind das an sich absichtslose, nur von dem unbewußten Erzieher des Menschengeschlechts zu großen Absichten hingeleitete Aufsteigen der jugendlichen Kräfte des neuen Geschlechts. Das Leben der Edlern in dieser Zeit unter allen Himmelsstrichen bestand in fröhlichen, raschen, neuen Äußerungen der frischen Lebenskraft, in gewagten romantischen Unternehmungen, in einer Thätigkeit, die für sich Nichts weiter war als ein unwillkürliches Streben und Ausströmen der jungen Kräfte, wie zum Spiele. Daher das Ritterwesen, die Turniere, die Künne mit heißer Begierde aufgesuchten Abenteuer. Einem solchen Leben, welche andre Formen, welcher andre Ausdruck konnte passen als äußere Pracht, mitunter phantastische Verzierung an Waffen und Kleidern, fröhliche Versammlungen zu zierlichen Gastmahlen, zu Spiel und zu romantischer Ausschmückung des ganzen häuslichen Lebens? Und hätte da nicht diese ursprüngliche Odysee des jugendlichen Lebensbaums, hätte diese Kunst fehlen können, zu welcher das jugendliche Geschlecht nach vollbrachtem Kampfe sich wendet, um sich zu erheben, wie das spätere Alter dann der beschwerlichen Ruhe sich so gern überläßt? — eine Dichtkunst, welche die natürliche, nie bleibende Begleiterin der jungen Lebensaccorde ist — eine Jünglingspoesie, die nie den Forderungen eines kunstgebildeten Zeitalters Genüge leisten kann, den schönen Vorzug hat, ein rechtes Naturgewächs und ein unmittelbares Genießendes des ewigen Weltgeistes selbst zu sein. Ein solches Gewächs ist die Poesie des Mittelalters, und hat auch andre Anlage, andre Natur der Länder und Völker, sie da und dort anders entwickelt und ausgebildet, das Wesen, der innere Gehalt überall ein und derselbe. Vielleicht gelingt es uns, manches Dunkle in diesen allgemeinen Reflexionen mehr aufzuklären, indem wir das Eigenthümliche der franz. Poesie im Mittelalter nun darzustellen unternehmen.

Frankreich theilt sich im Mittelalter, auch selbst in seiner politischen Gestalt, fast fortwährend in 2 Hälften, in die nördliche und in die südliche, in die der von der Sprache *oui* (*oil*) (*langue d'oui*, wallonisch-romanisch, die Poesie des jetzigen franz. Idioms) und die von der Sprache *oe* (*langue d'oe*, provenzalisch-romanisch) und so auch seine Poesie in die der Trouveres und die der Troubadours, jene dem nördlichen, diese dem südlichen Frankreich angehörig. Erst die Theilung, die Ludwig der Fromme mit seinem Reiche vornahm, schied Aquitanien, welches damals wahrscheinlich ganz Südfrankreich umfaßte, und erstreckte sich von Provence und die nahe liegenden Länder aus, von dem nördlichen Frankreich mit Lothringen und Oberburgund, welches Lothar zu Italien erhielt. Die ungefähre Grenze möchte die Loire sein, wie sie, etwa Burgund ausschließend, quer von Osten nach Westen mitten durch Frankreich fließt, und in der südlichen Spitze von Bretagne ins Meer fällt, und wie in der Verfassung und den politischen Schicksalen, so spiegelt sich in der Poesie der Charakter des verschiedenen Lebens und Klimas treulich ab. Die Trouveres, in England auch Minstrels (*ministeriales*, Hofleute) genannt, wiewol diese Letztern zum Theil auch nur gebraucht wurden, um, wie die Jongleurs der Troubadours, die Gedichte abzusingen, hatten das wallonisch-romanische Idiom, wie gesagt, die Wurzel des heutigen franz.

us, und waren da, wo sie nicht etwa die Dichtungsweise der Proven-
n der provenzalischen Mundart nachahmten, die epischen Dichter Frank-
hren Gesängen und Ritterromanen die Fabelkreise der Ritter von der
der Amadis, und von Karl d. Gr. und seinen Pairs beschreibend.
vornehmlich von dem durch Rollo, den Normann, gestifteten Her-
er Normandie aus, zwischen Frankreich und England sich theilend,
a von dem 12. Jahrh. bis zum Ursprunge der neuern franz. Literatur
u dem Charakter des nördlichen Frankreichs, beschränkte sich ihr Dich-
onnirendes Erzählen, noch jetzt das Herrschende in dem undichterischen
er von ihren wenig bedeutenden Werken haben wir unter d. Art. Ri-
weilläufiger gesprochen, und dürfen also hier nicht umständlicher von
, zumal ihr Name ohnehin nicht die universale Bedeutung erhalten hat,
ubadour noch jetzt auszeichnet. Handeln wir also bloß noch von der
s südlichen Frankreichs, den Troubadours. Die herrlichen Küsten-
Provence, Languedoc und Guienne mit Gascogne waren schon durch
Bekanntheit mit den Römern der Bildung fähiger geworden, und
schen Völkerstämme, die auch dahin drangen, fanden hier offenbar
Veranlassung, sich zu entwildern, als in den nördlichen Provinzen.
uchte damals schon als der bedeutendste Handelsplatz Frankreichs. Auf
ämlichkeit der südlichen provenzalischen Poesie hatten die physische Be-
des Landes und dann die politischen Schicksale desselben in dem Mit-
a bestimmten Einfluß. Nicht so in sich abgeschlossen wie Spanien, das
renzgebirgen eine stetige Anregung innerer Kraft und Selbständigkeit
te das südliche Frankreich mit jenem Lande die schöne Üppigkeit des Sü-
seine Kraft und adelige Männlichkeit zu besitzen. Reiche Fluren mit
n, feuerreichsten Erzeugnissen des südlichen Bodens, romantische Thä-
ge in dem fruchtbaren Sevensengebirge, eine freundliche, lang aus-
üste am mittelländ. Meere, in einem heißen, erschlaffenden Klima,
Landes den lieblichsten Anstrich des Idyllischen, und lassen das Leben
em Ernst der Arbeit, die hier gar nicht so mühsam gefodert wird, zu
ten wollüstigen Weichlichkeit hinneigen. Es verliert sich der Süden
ohne eine festere Grenze, als die eines leicht zu passirenden Flusses,
den Norden, und hat in sich selbst kein Element, das ihn bestimmte,
hlichkeit durch das Bestreben, selbständig zu sein, Grenzen zu setzen.
natürlich dem Charakter seiner Bewohner jene Hinneigung zu einem
öhlichen, fast nur spielenden Lebensgenuß, zu weiblicher und in ihrer
t lieblicher Länderei mit allen Gütern des Lebens, die wir aus Thüm-
ten ins südliche Frankreich" an ihnen kennen. Ihre Ritterlichkeit mußte
sein als die Spaniens oder des Nordens, galanter als diese, weicher
als jene, und ihr Heroismus mußte äußern spielenden Prunk als ein
Stück zu jedem ritterlichen Unternehmen mitbringen. Dazu nun aber
itischen Schicksale dieses Landes, die gewissermaßen selbst in dem Cha-
klimas geblieben sind, wenig durch große, erschütternde Umwälzungen,
Königsthronen, fast nur zum Spiel aufgerichtet, und Hofhaltungen,
Liebe und dem heitern, glänzenden Lebensgenuß als dem ernstern Re-
dmet, ausgezeichnet. Frankreichs Schicksale in dem Mittelalter bieten
es Gewirre dar, in welchem die entgegengesetzten Kräfte noch völlig ge-
b; und, sich bald anziehend, bald abstoßend, nur nach langem Streite
kommen können. Der karolingische Königsstamm mußte bald genug
er rächenden Nemesis erfahren, und die Blutrache, die er sich durch seine
keiten gegen die Merovinger zugezogen hatte, ward hart an ihm geübt.
Frankreich unter mehre Karolinger zersplittert, bald zum Scheine wie-

ber unter Einem vereinigt. Diese Wechselfieber des mächtigen Stammes nur dazu, s. Auflösung herbeizuführen, bis 987 Hugo Capet, Herzog de France, sich des Throns zu bemächtigen wußte. Alle diese Bewegungen jedoch mehr den Norden Frankreichs berührt. Der Süden war da hindurch beinahe bloß sich selbst überlassen geblieben, und nur Burgund gleichsam als Mittelglied, durch welches die Länder der Provence mit dem übrigen Frankreich in Beziehung kamen. Von Aquitanien, welches Charlemagne's Sohn, Pipin, zu Theil geworden war, trennte sich ein Theil nach dem andern (Languedoc, Provence u. s. w.) in Folge der Thaten der Karolinger, besonders Lothars in Italien mit seinem Halbbruder Arnulf, in Frankreich; und in Aquitanien (Guienne mit Gasconie und Grafschaft Poitou) bildete sich, wie in Languedoc, Provence, Burgund u. a., unter dem Hinschwinden der königl. Macht, die Gewalt der Herzöge und Grafen unvermerkt und ungehindert aus. Sie machten ihre Würde erblich, sondern entzogen den Königen einen Theil ihrer Macht nach dem andern. So hören wir schon am Ende des 9. Jahrh. von Herzögen von Guienne und Grafen v. Poitou, welcher sich Karl dem Einfachen über zum Könige von Frankreich aufwarf; von Rudolf von Burgund, der des oberburgundischen Königreichs; von den mächtigen Grafen von Provence, aus dem Hause St. Gilles; von Fürsten von Dauphin von Viennois. Aquitanien theilte sich in Guienne und wurde durch Wilhelm IV. Vermählung mit Brisse, Erbprinzeßin von Gasconie vereinigt, hatte ums Jahr 1071 den berühmten Troubadour, Wilhelm von Poitou und Herzog von Aquitanien, groß unter den Kreuzfahrern als solcher mit Raymond de St. Gilles verherrlicht von Italiens Beherrscher, kam 1151 durch die Vermählung der berühmten verstorbenen Königin von Frankreich an den ersten engl. Plantagenet, Heinrich II., und blieb bis 1453. In Languedoc herrschten im 9. Jahrh. die Grafen von Toulouse, Grafen von Provence, aber im 10. rissen sie auch die Herrschaft an sich, und im 11. herrschte der berühmte Sänger, Raymond von Toulouse, und Alfons II. von Aragon gewann durch seine Verheirathung mit der Tochter Bosos II., Grafen von Provence, einen Theil der Länder seiner Gervaters. Die Provence machte sich unter Ludwig dem Stammler. Der Herzog von Burgund (Niederburgund) Bosso ließ sich 879 zum König von Provence (ein Titel, welcher unter s. Nachkommen in den eines Grafen von Provence verwandelt wurde) krönen, und dies Königreich, das von seiner Art, das arletanische, sonst auch das niederburgundische heißt, für die Geschichte der Troubadours, blühte über 2 Jahrhunderte in den besten Frieden. Im 11. Jahrh. (1092), wo mit Bosso II. der männliche Stamm abging, fiel ein Theil der dazu gehörigen Länder an die Grafen von Anjou und der andre, durch Vermählung der zweiten Tochter Douce an die Grafen von Barcelona, Raymond Berengar (vorher IV., jetzt I.). Unter diesen politischen Sternen erster Größe, welche eine Menge kleinerer Grafen, Barone, dem Namen nach davon abhängig von den größern, der Macht völlig unabhängig und selbstherrschend! Wenig, wie gesagt, erfuhr Frankreich von den erschütternden Kriegen des übrigen Europa. In den Feste der Provence klang bisweilen das ernstere Waffengeräusch der Fehde zwischen mächtigen Baronen, oder auch der, hier jedoch schon mehr heftige noch häufige, Anfall eines normännischen oder maurischen. Außerdem rief höchstens der Wunsch nach Abenteuern, oder der Krieg der Länder, mitunter die provenzalische Ritterschaft auf die Schlachtfelder der Christenheit. So, um die wichtigsten Punkte anzuführen, einmal,

nigs Alfons VI. von Castilien, dem viele Ritter des südlichen Frankreichs, an der Seite des einzigen Spaniers, des Cid, Toledo 1085 von den Arabern halfen, und dadurch in die folgenreichste Verbindung mit Arabien kamen; und dann die Kreuzzüge, deren erste Anregung selbst im Frankreich, in Clermont, durch Papst Urban VII. (1095) geschah, eine Bewegung, die, wie für das ganze damalige Europa entscheidend, ihre Wirkung in der Provence nicht verfehlen konnte. Ein einziger Krieg ist in den Grenzen der Provence gekämpft worden, hat aber freilich auch die herrliche Provence begraben, und die zarte Pflanze ihrer Poesie so zertreten, daß sie nicht mehr aufblühen mochte, der unselige Kreuzzug wider die Albigenser im Anfang des 13. Jahrh., wo das alte Haus der Grafen von Toulouse zu Grunde ging, das ganze Land mit Gräuel und Morbssenen angefüllt ward. — So ist die Geschichte des südlichen Frankreichs vom 9. bis zum 13. Jahrh. das Bild eines unter den verheerenden Stürmen, die Europa zergeräthelten, zertrümmerten und liegenden Eilandes dar; einer Pflanze, die in üppigen Boden wunderbarlich von allen Seiten gehegt und geschirmt, üppig und lüsternd gewachsen ist, aber freilich darum auch dem ersten rauhen Nordsturme erliegt. Das Volk in diesem Himmelsstriche und Lande nichts Andres sein als das Kind, und als solches hat es der wunderbare Geist der Geschichte gepflegt und behandelt, bis er, des lieblichen Spielzeugs überdrüssig, im einzigen Zuge seiner allmächtigen Hand zerdrückte. — Wir sehen die Provence frühzeitig und früher als ihre Nachbarn ihre Eigenthümlichkeit, Reichthum und Fruchtbarkeit des Landes, äußere Ruhe, dies ist die Basis dieser Entwicklung, und befördernd schloß sich daran die Leichtigkeit, mit der sie nach Afrika und Italien auf dem mittell. Meere, von der Provence aus, Verbindung zu kommen. Ungemein bildend für die Provence besonders die Zeiten Raymond Berengars I., unter welchem ein Theil Frankreichs Arles mit Barcelona und Catalonien vereinigt wurde, und, die provenzalische Poesie verpflanzend, sie bereichert zurückerhielt. Der eigenartige Geist des Mittelalters, Ritterlichkeit, bildete sich wol in der Provence, aber zugleich auch in der weichsten Form aus, und was wir überall findendes, Ländelndes, Idyllisches dabei antreffen, das kann man südl. Provenzalen nachgeahmt angesehen, wenigstens war es hier nicht nur vorhanden, sondern auch offenbar Dasjenige, wodurch sich, als durch die entscheidende Eigenthümlichkeit, die provenzalische Ritterchaft auszeichnete. Ist Courtoisie und Galanterie, diese lieblichen Zierrathen der Chevalerie, die sich hier und ernsthaft aufgetreten als hier, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn Friedrich der Rothbart in Deutschland, Richard Löwenherz in England, Alfons II. in Aragon die provenzalischen Ritter an ihre Höfe zogen, um die rechten ritterlichen Ceremonienmeister zu haben. Die Provence ist das Reich der Höfe der Liebe (f. d.), und außer den Untergerichtshöfen, so zahlreich als die Burgen der Viskonten und Barone, gab es daselbst die Courts d'amour, zu Pierrefeu, zu Ramagny, zu Aix und zu Avignon. Der königl. Hof in der Provence, zu Arles, von Boson I. an, war 2 volle Jahrhunderte lang der Schauplatz der anmuthigsten Chevalerie, der Mittelpunkt der romantisch-spielenden Ritterlebens, und die Zusammenfügung der Provence aus Ritters, Troubadours, Jongleurs mit ihren maurischen Erzählungen, in Sachen der Courtoisie entscheidenden oder selbst mit weltlichen Damen gibt das bunteste Gemälde von spielender, weicher, üppiger Poesie und Lebenslust. Der provenzalische Ritter war es vornehmlich und durch das heitere Leben im Dienste des Heilandes und der Dame recht poetisch, der ausbildete, Tanz und Spiel im Turnier als wirkliches Ge-

schäft trieb, und in heitern Festen und ihrer bunten Ausschmückung seine Lebensweisheit fand. Jeder Baron in seinem Bezirk ein unumschränkter Herr, rief seine nachbarlichen Liebeshelden und Ritter auf seine Burg zu Turnier und Spiel und Wettgesängen, statt daß Deutschlands oder Nordfranklands Ritter einander zu blutiger Fehde zu rufen, Boten und Absagebriefe sandte. Da sah man die fröhlichen Züge buntgeschmückter Damen und Ritter unter tendenden Drangenwäldern, auf bunten Wiesenteppichen; das tiefblaue Zelt heitern provenzalischen Himmels über ihnen, wie frohe Kinder, von einem Festtage zum andern spielen; dort brach der Kampfesfreudige Ritter seine Lanze an dem Schild des männlichen Gegners; hier saß im Kreis der Damen die Sängerin und hörte ernsthaft dem Wettgesang in lieblichen Reimen über die Gesetze der streitenden Helden zu, um dann ein Urtheil (*arrêt d'amour*) auszusprechen. Und fröhlich floß das Leben dahin, und jeder Morgen warf vor Allem die Frage, welches Spiel an diesem Tage das bringendste sei. So war das Leben der Provenzalen selbst im höchsten Grad lyrisch, und wenn es in seinen Auswüchsen in Lust und Schamlosigkeit ausartete, so war dies die natürlichste Folge des mangelnden kräftigen Halts und innern Gleichgewichts. — Hier nun Troubadours — in diesem Kreise Poesie! was mußte sie werden? und was ist sie geworden? Sie konnte, das begreift Jeder, natürlich die heitere Gabe der Dichtkunst einem solchen Menschenkreise nicht. War sie irgend ritterlichem Wesen im Mittelalter angeeignet, unter welchem Himmelsstriche es sich entwickelt, so war sie dem heitern Provenzalen ganz unentbehrlich. Poesie ist ja an sich und überall das Organ, durch welches die Freude des Lebens und die Lust des Herzens so gut in Thränen und fröhlichen Lachen sich ausdrückt; wie vielmehr bei einem Volke, das unter dem Lichte gar nichts Andres versteht, als fröhlich von einer Blume des Genusses zu flattern. Aber die Eigenthümlichkeit des Provenzalen bestimmte auch die Eigenthümlichkeit seiner Poesie. Sie mußte durch und durch lyrisch sein. Nichts als Ausdruck des innern Zustandes, der Gefühle und Leidenschaften, die durch die Saiten der Seele bebten. Denn der heitere Vogel will ja in seinem Frühlingstriebe nicht fremde oder eigne Thaten erzählen — er hat keine — sondern nur die innere Behaglichkeit in bezeichnenden Tönen und Worten ausathmen, um sie dadurch zu fixiren, und mit einem Körper zu begreifen. Auch die That wurde dem Provenzalen am Ende bloß durch das Medium der Form der Empfindung offenbar. Eine solche Poesie konnte nie zur Kunst im eigentlichen Sinne erwachsen, denn sie war ein Theil des Lebens selbst, reine Volkspoesie, ein beständiges Improvisiren, das in seiner Idee schon zu Grunde lag, wenn es dem Ernst der Kunstfodernisse sich unterwerfen soll. Sie konnte über eine gewisse Oberflächlichkeit sich erheben, und mußte Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Gehalt als etwas ihr Fremdes verschmähen, denn wie hätte der kindliche Kindersinn des Provenzalen in die Tiefen der Wissenschaften sich versenken mögen — wie irgend Etwas, das mehr als spielende Anstrengung erforderte, seinen Lebenskreis aufnehmen können? Sie wurde von selbst am Ende Nichts anderes als eine der bunten, glänzenden Herrathen des fröhlichen Lebens, ein immer mehr an den glänzenden Festen der Provence; konnte nur Werth haben, unter den begleitenden Harmonien der Musik, im Kreis der Damen abgesungen, als Nationaleigenthum der erhaltenen Schrift anvertraut; und der Beifall, den ihnen der Troubadour eintrug, gleicht mehr dem Preise, den das Mimikunststück die übereilende Darstellung gewinnt, als dem unsterblichen Ruhme, der dem wahrhaftigen Dichter gewiß bleibt. Wie die lyrische Poesie fast nie über den Kreis des Subjektivtönen hinauskommt, so ist es die Person des Troubadours, mit welcher seine Poesie lebt und stirbt.

Die Provence hatte unter allen romanischen Ländern ihr Romanzo

ausgebildet. Die Ursachen davon, der frühere Anbau dieser Gegenden, theils durch die natürliche Beschaffenheit, theils durch die frühere nähere Verbindung mit den Römern, und die frühzeitige, freundschaftliche Berührung, schon im 7. und 8. Jahrh. so hoch gebildeten Arabern, und der friedliche in dem die südlichen Provinzen lebten, während die nördlichen die schrecklichen Kriegsscenen sehen mußten, haben wir oben ausführlicher erwähnt. Schon im 9. Jahrh., am Hofe zu Arles, gründete sich das Romanzo, provenzalisch genannt zum Unterschiede von der Sprache d'oui, dem wallonisch-romanischen. Im 11. und 12. Jahrh. war es in der höchsten Blüthe, indes das Nordfranzösische und Italienische sich zu bilden erst anfangte; nach Spanien (durch Catalonien nach Aragon) und in die Lombardie vertrieben selbst deutsche Kaiser (Friedrich der Rothbart) und engl. Könige (Richard Löwenherz) dichteten in der Mundart der Provence. Im 13. Jahrh. hatte sein Lauf vollendet, und sank mit der Provence selbst in den Zustand der Verfalligkeit herab, in welchem es sich noch befindet. Diese Sprache war eine, die es geben kann, und trug auch so das Gepräge ihres Landes an sich. Die Sprache hat, um nur Einiges anzuführen, so viele Onomatopöien, so eine Harmonie in dem Geschlecht der Wörter, so ausgebildete Diminutive, so viele Wendungen u. s.; alles Zeugnisse ihrer großen Weichheit und spielenden Zartheit, welcher Nichts vermisst wird als Kraft. Eine solche Sprache hätte sich die Troubadours schaffen müssen, wenn sie nicht schon das gemeinsame Band gewesen wäre, das die Großen der Provence zu einem Ganzen verknüpfte. Sie wurde also von den occitanischen Dichtern (Dichtern in der Sprache der Provence) mit Begierde ergriffen, und, wozu ohnehin die Elemente in ihr lagen, für die, die nun doch ohne Widerrede, historisch, als arabischen Ursprungs, betrachtet, als der neuen Poesie überhaupt nothwendig anerkannt ist, auch in der Metrik und der ihm sich anschließenden neuern Metrik haben die Troubadours gewiß nicht bloß das Verdienst, die Ersten gewesen zu sein, die davon Gebrauch machten, sondern auch überhaupt der bestimmten Form, in welcher fortan die Metrik in dem ganzen Umfange der Romantik auftrat, die Richtung zu geben: vielleicht der einzige bleibende Einfluß, den ihre Poesie sich aneignet. Aber wie so ganz ihrer Individualität gemäß haben sie nicht Reim und Strophen angewendet! Sie haben sich fast nie über den einfachen Jamben, den sie theils aus Bequemlichkeit an den ungleichen Stellen gar oft mit dem Trochäus und dem Spondeus vertauschten, erhoben, und wenn sie in ihren Versen, den gewöhnlichsten, nur die Cäsuren und die Schluss Sylbe gewahrt hatten, so kümmerten sie sich wenig um das Maß der übrigen Sylben. Die improvisirende, in ewiger Heiterkeit schwebende Dichter das Peinliche der geregelten Metrik sich aufbürden lassen? Aber desto geneigter gestimmt sich die lieblich Spielenden für das wechselvolle Spiel mit dem Reim in seinen Verschlingungen. Wir finden in ihren Stangen nicht nur denselben Reim durch eine lange Reihe von Versen sich wiederholen; nicht nur dasselbe Wort am Schlusse des 2. Verses gar künstlich wiederkehren; höchst mannigfaltige Verschlingungen der Reime in Terzinen und andern Reimarten spielen der Anordnung in Petrarca's Canzonnen und Sonetten deutlich vor, und in den Dichtungen der Troubadours den bunten Glanz, das klingende Töne. Kindern so sehr lieb, und Allen eine freundliche Zugabe des Heitern und Lustigen ist. Mit diesen Mitteln sehen wir den Troubadour, wie es nun gar nicht zu erwarten ist, auch wirklich kein andres Gebiet der Poesie betreten als das lyrische. Kaum eine Spur des Epischen, fast keine Ahnung von der Dramatik des Spaniers; überall ist der Dichter nur mit dem Zustande seiner Seele beschäftigt, und statt zu erzählen, gibt er seine gemüth- und gefühlvollen

dieser Schrift sprach L. als Naturphilosoph seine innigste Überzeugung von der Einheit der menschl. Natur und ihrer Entwicklung im Weltall aus, und trug sie auch als Lehrer der Philosophie zu Luzern in verschiedenen Wissenschaften vor. Die neue Umwälzung der Dinge in seinen wissenschaftl. Forschungen, indem er seine Ansichten über das Vaterland laut aussprach: „Ein Wort bei Umbildung eines jeden eines seiner Bürger“, und sich dadurch in Missethaten verwickelt, anlaßten wieder eine zweite Schrift: „Die Freiheiten und Rechte der bürgerlichen Luzerner, nebst einem Nachtrage“ (1815). Verdrüssig über eine Bittschrift wegen Zurückgabe entrissener Rechte verfaßt, wurde er in gefängliche Haft gebracht, und nur erst auf die Verwendung einer Person von Schuld und Strafe freigesprochen. Nach diesem Verurtheil wurde er polit. Sendung abermals nach Wien, und von da nach Preßburg. In der Congressstadt schrieb er f. interessanten Aufsatz: „Über die Natur der Freiheit“, 1816, hielt er sich über 1 Jahr in Aarau mit Beiträgen von Glug-Blogheim, Wode, Schöke, Barnhagen u. a. das „Neue schweizerische Museum“ heraus. Von seinen Aufsätzen ist eine besondere Erwähnung: „Über die Pressefreiheit“, und „Über die Kunst der Mänster“ begann er 1817 das „Archiv für Medicin und Chirurgie“. Mißgeschick blieb er seinem Vaterlande treu, schlug mehrmals das Land aus, und übernahm mit Vergnügen 1820 zu Luzern die Lehrstühle Philosophie und Geschichte. Er lehrte mit allgemeinem Beifall und wirkte auf die Verbesserung des Erziehungswesens. Nach 2 Jahren veröffentlichte er die „Philosophische Rechtslehre der Natur und des Gesetzes, mit Rücksicht auf die Liberalität und Legitimität“, gegen die Haller'sche Restauration gerichtet; hierauf: „Fürst und Volk nach Buchanan's und Milton's (1821). Diese Schrift benutzten seine Feinde, ihn von der Arbeit und seine trefflichen Einrichtungen zu vernichten. Da schrieb L.: „Institutionum und Lyceum, Beitrag zur Geschichte und Philosophie der Menschheit“, mit bitterer Freimüthigkeit eines tiefgekränkten Patrioten, zu halb angeklagt, aber freigesprochen. Noch gehört hierher seine „Abhandlung über Chorherr Gügler's öffentliches Schreiben an Dr. L.“. Anzuwerthe Leistungen sind: „Was verloren ist, und wie wieder zu gewinnen“, treffliche Rede von 1822; „Die Kirchenverbesserung im 19. Jahrh.“ in „christlichen Blättern“ die kleine polit. Spottschrift: „Hört, was Radenberger zu den „Europ. Blättern“ und zu den „Unterhaltungsblättern“ in „Menschenkunde“, mehrere Programme und Schulreden, seitdem als Lehrer am polytechnischen Institute zu Aarau ist, wo er auch die praktische Praxis fortsetzt und mit Ausarbeitung seiner philosoph. Hefen.

Troygewicht, das Markgewicht, dessen man sich in England beim Golde und Silber bedient.

Trübsinn, s. Melancholie.

Truche (geheime), nicht Truche, ist ein altberühmter Haupturkunden der würtemb. Landesgrundverfassung, gesammelt in Heidelberg 1815), schon durch den Ausschußstaat von 1608 begründet, und in der landschaftlichen Verfassung des ehemaligen Herzogth. Württemberg seit der königl. Publication einer neuen Staatsverfassung im März 1815 viel besprochen wurde. Der engere Ausschuß würtemb. Landschaft, welcher aus 2 Prälaten und 6 von der Landschaft bestanden, hat seit dem durch den so benannten Erbvergleich von 1770 bestehende Streit zwischen Herzog Karl und den Landständen, vermögten, stillen Einverständnisses zwischen dem zur Nachgiebigkeit genöthigten

wenigen herrschend gewordenen Familien, fast allein in ständischen Ansehen von Bedeutung war, hatte die Befugniß, jedes Jahr eine bestimmte kleinere Summe aus der allgemeinen Landessteuercasse, die er verwaltete, und darüber nach Gutdünken für ständische Zwecke zu verfügen, ungeachtet nicht ein Landtag, d. i. eine volle Ständeversammlung eintrat, und sich dadurch auflöste, jemand Andern als sich selbst Rechenschaft darüber zu geben, weil alle Ausgaben dieser Art im Namen des Landes allein, insofern der Regierung in einem Verfassungsvertrage stand, gemacht sein sollten, und nicht von der Regierung zu beurtheilen waren. Nur der Landtag, wie es auch 1797 noch geschah, berechtigt, über diese geheimen, d. h. nach nicht mit der Regierung zu verabredenden, Landesaussgaben Rechnungen zu legen. Es gab also 2 ständische Cassen: die größere, in welche der Landtag, und von welcher jährl. vor einer herrschaftl. Commission Rechnung abgelegt wurde, und eine kleinere, die ihre Zuflüsse aus der größern erhielt, — die geheime Truche. Die Entstehung dieser in ihrer Art einzigen Cassen ist historisch sicher nachzuweisen; wahrscheinlich aber ging es so. Schon im Augsburger Vertrag, welcher (1514) die Existenz der württemberg. Landstände und Rechte des dritten Standes nicht erst gründete, aber schriftlich befestigte, wurde eine Cassenordnung aufgestellt. Man hatte 1 Mill. Schulden, welche Herzog Ulrich auf die Rentkammereinkünfte gemacht hatte, übernommen, weil sonst ein großer Theil der Domänen, von denen die Regierungskosten zu bestreiten waren, in die Hände abgläubiger hätte abgegeben werden müssen. Statt daß manche andre, wie die Herzöge von Teck, die sich zu Tübingen, um der Schulden willen Domänen und Regierung veräußerten, das Land seine Regentenfamilie durch freiwilliges Eintreten in einen Kammerschulden, hatte aber auch natürlich den Knopf auf dem Beutel, die Schulden zu bezahlen. Die Schuldensumme sollte terminweise von einer jährl. dazu bewilligten Steuer abgetragen werden, und diese Steuer floß in eine eigne Cassen, deren Verwaltung von Herzog und Landschaft gemeinschaftlich ernannt wurden und beiden zu stehen hatten. Der Nachfolger Ulrichs, der gemäßigte Herzog Maximilian, ernannte im Anfange seiner Regierung nur noch einen Cassier, während Maximilian 2 ernannte, und die Aufsicht über die Schuldentilgungscassen dem hauptsächlich deshalb errichteten engern landschaftl. Ausschüsse vorübertragen. Gegen das Ende dieser Regierung ernannte der Ausschuß, und diese verwandelten sich ganz in Landesbeamte, aus dem natürlichen Grunde, weil der Regent Württembergs verpflichtet war, die Regierungskosten, daß alle Regierungsausgaben aus den beträchtlichen Einnahmen des Landes, als Staatsdomäne, die Erhaltung der fürstl. Familie aber aus den Patrimonialgütern der Familie selbst, Kammerschreiberei gezahlt werden konnten. Nur wenn die Rentkammer für Regierungszwecke nicht ausreichen sollte, mußte machen müssen und das Land durch die Ständeversammlung einen Theil der Schulden durch Beisteuern abzutragen übernommen hatte, wurden, in der Natur der Sache, diese Steuerbeiträge, als freiwillige Gabe des Landes durch Abgeordnete und Diener des gebenden Landes einzusammeln. Und weil die Schulden von der Regierungscasse übernommen werden mußten, so mußte diese Landessteuercasse immer weniger aufhören. Die Landtage oder Ausschüsse übernahmen vielmehr billigerweise auf das Land auch neue Steuern, vorher auf der Rentkammer nicht gelegenen Regierungsanstalten stehenden Militär u., aber nur durch vertragmäßige Landesbewilligung. Weder das Land, noch die Landtage, noch die Ausschüsse erschlichen in der Regierungscasse (Rentkammer) und der Kirchencasse (geistlichem Theile der Natur der Sache gesonderte Landessteuern. Was das Land nur be-

willigend der Regierung zuschoß, wenn diese mit den Rentkammererinkünften Jahre nicht ausgereicht hatte, und wenn die neue Zeit neue Einrichtungen, das Land für unvermeidlich erkannte, und also neue Kosten aufnöthigte, dieses begreiflicherweise vom Lande auch am liebsten den Bevollmächtigten des Landes anvertraut. Weil aber das Land mit seiner Regentenfamilie in einer eiblich kannten Vertragsverfassung lebte, so folgte von selbst, daß das Land, als Vertragstheil, im Nothfall auch Dasjenige, was zur Erhaltung seines Zustandes verwendet werden mußte, seinen Bevollmächtigten gab, und daß der andre Vertragstheil, dessen Überschreitungen dadurch gehindert werden ohne Inconsequenz keine Cognition verlangen durfte. Unter mehreren Regierungen konnte das Land manche Maßregeln der Macht nur durch nachgiebige Bewegungen, als durch ein minderes Übel, abwenden. Herzog Karl, jugendlich regierend, hatte sich sogar zu einem besondern Hülfskrieg für das Haus Oesterreich Friedrich d. Gr. und dadurch zu übergroßen Ausgaben, zu einseitiger Ausschüttung von Steuern und Militäraushebung und andern Gewaltthaten bewegen lassen. Friedrich verbürgte und schützte um so thätiger des Landes freiere, soldatenspannungen hemmende Vertragsverfassung. Zu Erhaltung dieser, die die Willkür wenigstens mäßigenden Vertragsrechte nahm ein förmlicher, bei der Haupt des Reichs rechtmäßig unter der Fürsprache dreier Regierungen und der Fürstentümer. Agnaten geführter Proceß zwischen der Landschaft und dem Herzog vor dem Reichshofrath den Anfang; jetzt galt es, wie bei jedem in Reichshofrathenen Vertrag, für den einen Vertragsheile, das Land, und denselben Bevollmächtigten des Landes eine von der Einwirkung der andern Vertragsheile unabhängige und insofern geheime Cassé oder Truche zu haben, weil ohne die Truche das Land Rechte nicht vertheidigt werden konnten. Aus ihr bildete sich eine in eben diesem Sinn geheime Negotiationscassé, hauptsächlich zu Behandlung des Proceßes, sowie hauptsächlich, als endlich der Erbvergleich, eine Revision der württemberg. Verfassung, von der württemberg. Familie und der Kaiser anerkannt, und vom Kaiser bestätigt, 1770 zu Stande kam, die Bürgschaft der Landschaftskosten erstattete und andre für die Vertragserhaltung nöthigen nach des Landes Vollmacht deckte. U. d. Z.: „Die Verwaltung der württemberg. Landes-cassé durch die vormaligen, nun (durch die Landesversammlungen) ausgeschütteten Ausschüsse der württemberg. Landständschaft. Aus landschaftl. Urkunden, Acten und Urkunden gezogen“ (1799), wie man behauptet, von den Repräsentanten von Balingen, wurden die zwischen 1758 und 1770 gemacht Ausgaben der geheimen Truche und der Negotiationscassé so gehässig wie möglich dargestellt. Dagegen führten die Tadeln niemals gern an, daß in einer sehr gründlichen und klaren Beleuchtung der 1815 halbamtlich erschienenen (Leypold'schen) „merk. über eine Wiederherstellung der landständischen Verfassung Württemberg und Einführung einer landständischen Cassé“, u. d. Z.: „Ausprüche der Landschaft und der Pflicht“, schon im Aug. 1815 Punkt für Punkt gezeigt wurde, wie jene in 12 Jahren für Erhaltung der Vertragsverfassung des Landes machten besondern Ausgaben nicht 8 Mill., sondern nur 4,238,000 Gldn. betrugen, unter welchen von 3,716,833 Gldn. nachgewiesen ist, daß sie dem vormaligen Herzog und seiner Rentkammer zu gut kamen, und durch Verrechnung desselben aufgewendet werden mußten. Neben den Ausgaben, welche für die Erhaltung des Rechtsstreits für die Verfassung, für die Gesandtschaften der verschiedenen Höfe und andre dem Lande, als Vertragsheile, nützliche Sendungen und Gesandtschaften vom Lande allein, ohne Zulassung einer Einwirkung der Regierung, nach Natur der Sache nöthig wurden, war aus gleicher Absicht eine der untadelhaftesten, daß man Staatsdiener, welche sich in landschaftlichen Dingen die U

zugezogen hatten, und um Brot und Dienst gekommen waren, mit entschädigte. So bestand diese geheime Truche 1797, als der verstorben von Württemberg, noch als Herzog, u. d. N. Friedrich II., die Regieret. 1804 griff er das landschaftliche Cassen- und Rechnungswesen über, nur in Verbindung mit der landschaftlichen Versammlung hätte revir sollen, einseitig an. Die Rechnungen sollten vorgelegt und abgehört ber kurz zuvor, ehe die Räte zur Untersuchung erschienen, hatte die landschaftssecretarius Stodmaier dieselbe, weil der Herzog einseitig kein ber hatte, weggeschafft. 1806 hob König Friedrich, nach angenommewürbe, die ganze Verfassung des Herzogth. auf, um unbedingten Gefzuführen. Die 1815 zusammenberufenen Stände des Königreichs erwillig, daß die für die Landesversammlung als Bevollmächtigte des eigtheils zu Erhaltung der Vertragsverfassung nöthigen, vom Lande gelder künftig unter einer öffentlichern Controle des Landes stehen, denwie die Sache selbst es mit sich bringt, von dem Regierungseinfluß unsein sollten. Von der andern Seite aber begriff man zu gut, daß ohne Neben in die Luft versliegt. Man bestand darauf, daß die Ständevernicht einmal ihre Verhandlungen drucken zu lassen oder ihre Corresponden Geld hatte. Das Äußerste war der Antrag, daß die Regierung (der tagstheil) mitbestimme, über wie viel die Stände (die Vertreter des antragstheils) jährlich zu verfügen haben sollten.

Truchmenen, s. Turkmenen.

Truchseß, Dapifer (nach der wahrscheinlichsten Ableitung die Übersetzung Triclinarius), im Mittelalter ein vornehmer Hofbeamter, Seneschall, der über Küche und Haushalt eines Hofes die Oberaufsicht führte, bei Gelegenheiten die erste Schüssel auf die Tafel seines Herrn trug und sie überreichte. Die heutigen Oberküchenmeister sind nur ehemal. Unterbeseneschalls. Nach der ehemal. deutschen Reichsverfass. hatte der Kurfürst fald das Erztruchseßenamt. (S. Erzämter und Erbämter.) — Das gräfl., jetzt in mehreren Ästen in Schwaben fürstl., in Preußen bloß als gräfl., de Haus der Truchseße von Waldburg, bisweilen auch bloß Truchseß gewatte schon in frühern Zeiten bei den schwäb. Kaisern die Truchseßenwürde und 25 von Karl V. das Vorrecht, sich Reichserbtruchseß zu nennen.

Truffalmino, s. Masken.

Trüffeln nennt man Schwämme von fast kugelter Form, die auswendig braun von Farbe und inwendig grauweiß, voll Abern und Zellen sind. en bekanntlich als Leckerei angesehen, und in manchen Waldungen neben geln der Bäume unter der Erde gefunden. Die unter Eichen gesammelten für die besten, und es ist merkwürdig, daß sie sich verlieren, wenn das etrieben wird. Man sucht die Trüffeln mit Hülfe von Hunden, die durch arfen Geruch das Dasein derselben wittern, welches man sonst nicht leicht würde. Es passen dazu besonders die Pudel. Um diese abzurichten, näht e Trüffel in Leinwand, damit der Hund sie nicht fressen lerne, läßt sie ihn en, versteckt sie nachher in die Erde, und befiehlt dem Hunde, sie zu suuf diese Art gewöhnt sich der Hund sehr leicht daran, Trüffeln zu suchen.uß man ihm, ehe er auf die Jagd genommen wird, nichts als einige Bissen fressen geben. In Frankreich läßt man die Trüffeln auch von Schweinen en, die man ausdrücklich dazu abrichtet, indem man sie gewöhnt, wenn eln gefunden, ihren Hund gegen Eichen oder noch angenehmeres Futter uschen. In Mecklenburg und Pommern werden die Trüffeln, ohne Hunde weine, von Menschen gesucht, die daran ein Kennzeichen der verborgenen haben, daß die Erde über denselben etwas aufgerissen ist. Auch sagt man,

daß ein eignes Insekt, eine Fliegenart, über der Stelle schwärme, wo Trüffeln liegen. Wenn es zu Ende Aug. und im Sept. anhaltend regnet, so vermehren sich die Trüffeln ungemein. Die vorzüglichsten kommen aus Italien, besonders aus Piemont; wo das Stück bisweilen mehre Pfund wiegen soll.

Trugschluß wird oft gleichbedeutend mit Fehlschluß (Paralogismus) gebraucht, insofern es ein in der Form oder dem Inhalt falscher Schluß ist. Nachdem man sich hierbei irrt, oder auch Andre täuschen will — ist der falsche Schluß Irrschluß, Fehlschluß, Paralogismus, oder Trugschluß, *Sophismata*, *captio*, *cavillatio* im engeren Sinne. Bei den formalen Trugschlüssen in welcher Bedeutung liegt das Falsche entweder mehr im Ausdruck (*sophisma dictionis*) oder in dem Gedanken selbst (*sophisma extra dictionem*). Das Erste kommt vor, wo ein Wort, welches unter den wesentlichen Bestimmungen des Schlusses vorkommt, doppelsinnig ist. Bei den materialfalschen Schlüssen sind diese Bestimmungen selbst falsch, indem z. B. etwas als Allgemeines oder als Ursache angegeben wird, was es nicht ist. — In der Musik ist Trugschluß ein täuschender Falschschluß. (S. Cadenz.)

Truhten, s. Druiden.

Trunkenheit, der Zustand, in welchen der Mensch nach dem verhältnißmäßig zu starken Genuße weingeisthaltiger Getränke verfällt. Sie tritt allmählig ein, und kann in verschiedenen Graden stattfinden. Im ersten Grade ist der Mensch, was man weinwarm nennt. Der Umlauf des Bluts ist zwar um etwas lebhafter, so daß die Erzeugung der Wärme wie überhaupt beinahe jede Function freier und leichter vonstattengeht, doch noch nicht bis zum Uebermaß, so daß sie noch nicht zu einer Anhäufung in den Lungen oder im Gehirn erregt. In diesem Grade sind einige Thätigkeiten freier, die Thätigkeit einiger erscheint erhöht, das Bewußtsein ist noch nicht angegriffen. Die Phantasie, das Vermögen der Bildersprache, das Gedächtniß, der eignen Kraft, der Muth des Menschen zeigen sich verstärkt. In dem zweiten Grade ist die Einwirkung auf das Gehirn stärker. Die Temperamentsstimme des Gemüths wird bedeutend erhöht, die Fehler des Temperaments, welche der nüchterne, besonnene Mensch zu beherrschen und zu verbergen weiß, offenbaren sich deutlich, die Thür zu den verborgensten Geheimnissen ist eröffnet, die unüberhörten Reden strömen zu dem berechneten Munde heraus, und schon fängt der Mensch an, die Forderungen des Wohlstandes und der Schicklichkeit außer Acht zu lassen. Im dritten Grade steigt dies Alles noch höher, das Bewußtsein wird noch mehr vermindert, das Gleichgewicht des Körpers geht verloren, indem ein Zustand von Schwindel in dem Gehirn erzeugt wird. Von diesem geht es dann schnell in den vierten Grad über, in welchem die Seele gänzlich von dem Tumulte der aufgeregten sinnlichen Kräfte überwältigt wird; alles Bewußtsein geht verloren, die Sprache wandelt sich in ein unverständliches Lallen, der Mensch besinnt sich nicht mehr auf, wo er ist; das Gesicht ist glühend roth, die Augen sind vorgetreten, Schweiß läuft ihm über den Körper, er verfällt in einen tiefen, dem Schlag ganz ähnlichen, betäubenden Schlaf, in welchem er auch sterben kann, wenn die Naturkräfte auf schon oben erwähnte Art sich helfen. — Die Trunkenheit zu verhüten, hat man sonst wol verschiedene Mittel empfohlen, z. B. einige Löffel Mandelöl vor dem Trinken zu nehmen, Mandeln, besonders bittere, zu kauen und zu genießen, im Anfange nicht zu schnell hinter einander, sondern nur allmählig in kleinen Massen, auch nicht bei nüchternem und leerem Magen zu trinken, die Getränke nicht zu wechseln. Alle diese Mittel sind wol gut, und können übrigens mäßigen Trinken die höhern Grade der Trunkenheit verhüten; indeß vermögen auch sie Nichts gegen einen zu großen Schwall von erhitzen Getränken. Der Choleriche kann am wenigsten vertragen, er wird bald vom Weine übermannt, fängt in der Trunkenheit Zank und Streit an und kommt schnell zu dem

den derselben. Der Sanguiniker kann ebenso wenig lange widerstehen. Nicht Phantast, verliebt, und dient den Andern zum Gespötte. Der Ker kann mehr vertragen, er wird etwas munterer, fröhlich, vergift aber endlich seine Würde, gibt sich in der Trunkenheit zu sehr preis, und kommt, sagt, aus dem Häuschen. Der Melancholiker widersteht am längsten. Ist etwas empfindsam, leichter gerührt, selten geht es bei ihm bis zu Lausheit über. Er versteht noch am meisten die Kunst, sich zu beherrschen, ter Zeit aufzuhören.

H.

Trübschler (Friedrich Karl Adolf v.), Präsident des Geh. Rathes für die Herzogthümer Gotha und Altenburg, Kanzler *), Obersteuerdirector und Stifts-Altenburg, ist zu Kulmitsch bei Weida im Voigtlande am 3. Juni 1751 ohne Vaterlos, ward seine Bildung durch Privatunterricht so sorgfältig gemacht, schon im 15. Jahre die Akademie Jena beziehen konnte, auf der er in Jena, wo Andre erst hinkommen, schon durch ruhmvoll vertheidigte Dissertationen von juristischer Gelehrsamkeit gab. „De jure creditoris, multipignorata“ (1769), und „De donatione inter virum et uxorem peracta, prohibita“ (1771). In demselben J. trat er in die Dienste des Herzogs Friedrich III. von Sachsen-Gotha, der ihn als Assessor bei der Landesregier-Altenburg anstellte. Sein Leben gehörte von nun an, ohne wichtige Änderungen darzubieten, diesem Fürstenhause und noch mehr dem gemeinen des Landes, dem er alle seine Einsicht und seine Thätigkeit widmete. Er diente den 3 letzten Fürsten des sachsen-gothaischen Hauses, die Hrn. v. Altenburg, die vorbereitenden Rangstufen 1786 zum Vicekanzler, 1794 zum wirklichen Kanzler und Geh.-Rath erhoben, endlich 1820 mit der höchsten Würde des Landes, mit der Präsidenz im Geh. Rathescollegium zu Gotha, betraut, wurde durch die Stimme Aller, die mit dem Hrn. v. T. sowohl im öffentlichen als im geselligen in Beziehungen kamen, durch die lebhafteste Anbetrachtung, und selten mag ein Staatsdiener sich so ungetheilter Huld und des ganzen Landes zu erfreuen gehabt haben, als der noch jugendlich thätige am 23. Oct. 1821, wo alle Stände des Fürstenthums Altenburg, dem Hrn. v. T. seinen Wohnort vorzugsweise angehört, und Gotha, den Tag als ein Fest feierten, an dem sie ihn seit 50 Jahren den Ihrigen nennen durften. Diese Erinnerung an alles das Gute, was der in seinem Berufe unermüdet dem Lande in ruhigen und in trüben Tagen geschafft hatte, gab den Hrn. v. T. die Verehrung, die von allen Seiten mit beeifernder Herzlichkeit dargebracht wurde, den Ausdruck der Innigkeit. Der König von Sachsen ehrte diesen Mann mit seinem Civilverdienstorden, der Großherzog von Weimar mit dem Ordre des weißen Falken. Die kurz nach jenem Feste in Altenburg gedruckte Festschrift der 50jährigen Dienstjubiläumfeier S. Exc. des Hrn. Friedrich Karl Adolf v. T. (1805 S.) gewährt durch die damals erschienenen Begrüßungen, mit dem bezeichneten Talent den Gefeierten gefeiert hatte, ein nicht bloß vorübergehendes Interesse. Trotz seiner durch Berufsgeschäfte so sehr in Anspruch genommene Thätigkeit, blieb Hr. v. T. dennoch fortwährend der gelehrten Forschung f. gewandt. Mehrere seiner Schriften haben entscheidendes Ansehen gewonnen. Seine „Lehre von der Præclusion bei einem Concurse der Gläubiger“ (Leipzig 1802 die 2. Aufl. Die „Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Auffassung rechtlicher Aufsätze, insonderheit über Handlungen der willkürlichen Verantwortlichkeit“ (Leipzig 1783), erlebte 1817 die 5., und die „Anweisung zu

v. Trübschler ist der 17. Kanzler des Fürstenth. Altenburg. S. des 1822 verst. Herzogs v. Weimar. S. 8. Gr. v. Beust dem Jubelgreise überreichte biographische Skizze des Altenburgs Kanzler“ (Dresden 1821, 27 S., 4.; auszugsweise in der alten-entwurf mitgetheilt).

Abfassung der Berichte über rechtliche Gegenstände" (Leipzig 1785), die 3. Auflage.

Tschaiten (oder **Sapken**, ein türkisches Wort, das so viel als bedeutet) heißen in Ungarn eine Art kleiner Galeeren, die auf der Donau werden, mit Segel und Ruder versehen sind, und sich sehr leicht auch wider Strom und Wind, bewegen. Sie sind von verschiedener Größe, 2 Kanonen und 10 Mann bis zu 12 Kanonen und 100 M. Die zum Dienst auf diesen Schiffen gebraucht werden, heißen **Tschaiten** zu den ungarischen Grenztruppen, sind in dem Winkel, den die Theis bei ihrer Vereinigung in der ungar. Gespanschaft **Bocsa** macht, und bilden ein Bataillon, das aus ungefähr 1100 Köpfen bestehen soll. In sind Flinten, Musketonen, Säbel und Lanzen; die Wunden, welche tern gemacht werden, sollen sehr gefährlich sein. Diese **Tschaiten** zur schützung der Donau, Save und Theis gegen die Unternehmungen der nen; Prinz Eugen machte in seinen Feldzügen einen vortheilhaften davon.

Tscherfassien, s. **Cirkassien**.

Tscherning (Andreas), ein deutscher Dichter des 17. Jahrh. zu Bunzlau, studierte zu Breslau und begab sich durch Kriegs- und Unruhen vertrieben, nach Rostock, wo er 1644 Professor der Dichtkunst lebte bis 1659. Er gehört in s. lyrischen und epigrammat. Gedichten zu den besten Nachahmern **Opiz's**, jedoch ohne eigne reiche poetische Anlagen, „Frühling“ (Breslau 1642 — 49, Rostock dass. J.) und „Vortragsmeyer deutscher Gedichte“ (Rostock 1655) geschrieben. Eine Auswahl 7. Bd. von **W. Müller's** „Bibl. deutscher Dichter des 17. Jahrh.“

Tschesme, oder **Dscheşme**, ein unbedeutender Ort an der Kleinasien, der Insel **Scios** gegenüber, und nur merkwürdig wegen der gefallenen großen Seeschlacht, in welcher die Russen unter **Orloff**, Ende den in der russ. Marine angestellten Engländern **Elphinstone** und **Gu** Nacht vom 5. auf dem 6. Jul. 1770 die ganze türkische Flotte verbrannten sich unvorsichtigerweise nach dem Tags zuvor stattgehabten Gefechte, dem die beiderseitigen Admiralschiffe in die Luft geflogen waren) in die feuchte Bucht nach **Tschesme** zurückgezogen hatte. Das Gelingen des Unternehmens verdankte man besonders der Kühnheit des russ. **Admirals Dugdale** (eines Engländer's), der seine Brander selbst zwischen die Feinde führte, einen derselben mit eigener Hand an einem türkischen Schiffe nach vollbrachter That, an den Händen und im Gesicht verbrannt, lebend rettete. Greigh befehligte damals das Schiff, welches **Alexis Dugdale** wurde russ. Contreadmiral; da er aber die russ. Sprache nicht konnte, so erhielt er 1790 seine Entlassung mit Pension. Er ist Contreadmiral zu **Reval**, wo ihm **Katharina** in der Domkirche ein **monumentales** Marmor errichten ließ. — Zum Gedächtniß der **Katharina II.** in **Petersburg** einen Palast und nannte ihn **Tschesme** **Stera's** „Hist. de Catherine II.“ (Paris An VIII), liv. VI.

Tschirnhausen (Ehrenfried Walter, Graf v.), Herr zu **Kislingenberg**, ein verdienter Mathematiker, Naturforscher und Philosoph zu **Kislingwalde** in der Oberlausitz. Seine Lieblingsbeschäftigung lag auf die Mathematik, die er auch zu **Leiden** mit großem Fleiß studierte; war er seit 1672 als Freiwilliger in holländ. Diensten, durchreiste er **Italien**, **Sicilien** und **Malta**, und hielt sich in Deutschland **Wien** auf. Überall beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Mathematik. 1682 zum dritten Male **Paris** besuchte, ward er daselbst in die **Académie**

aufgenommen. Von da begab er sich wieder nach Holland, und dann
 ter in Sachsen, wo er 1708 als kursächs. Rath starb. Während die-
 ser Abgezogenheit beschäftigte er sich besonders mit optischen Arbeiten;
 schätzten an, sammt einer eignen Mühle zum Schleifen der Brenn-
 er denen eins von außerordentlicher Größe und 160 Pfund schwer, sich
 i Cabinet der pariser Akademie der Wissenschaften befindet, welcher er
 Über die bewundernswürdigen Wirkungen desselben vgl. Brenn-
 h Brennspiegel (s. d.) von seltener Vollkommenheit brachte er zu
 Mehrere Abhandlungen von ihm über diese Gegenstände sind in den
 auditorum (s. d.) zerstreut. Tsch. erwarb sich außerdem als Phi-
 Namen; allein die Schrift, worauf sich dieser Ruf gründete: „Me-
 tis et corporis“ (Amsterdam 1687, 4., und seitdem noch mehrere Mal
 ist jetzt fast ganz vergessen. Man hat eine „Lebens- und Todesgeschichte“
 19, 12.) dieses merkwürdigen Mannes.

war bei den Römern ein Blasinstrument, das im Kriege gebraucht
 unsern Posaunen oder Trompeten zu vergleichen sein dürfte, obgleich es
 davon verschiedene Form hatte.

erkeln, im Allgemeinen, Knoten und kleine Verhärtungen, insbe-
 re Verhärtungen in der Lunge, von der Größe der Hirsenkörner bis zu
 erbsen und Haselnuß. Sie behalten immer die Neigung, sich wieder zu
 sich zu vergrößern und auszubreiten. Sie verrathen sich durch Beem-
 themens bei stärkerer Bewegung, besonders bei dem Bergsteigen, durch
 enen Husten, durch flüchtige Stiche in der Brust u. a. m. Wer Lu-
 ngen hat, muß alle heftige Erregung des Bluts, Laufen, Tanzen,
 nke u. s. w. vermeiden, und kann durch eine zweckmäßige Diät immer
 es Alter erreichen.

ingen, eine der ältern Städte Württembergs, wird als die zweite
 Königreichs angesehen, hat eine Universität und eine Bevölkerung von
 7100 Seelen. Es liegt 6 Stunden von Stuttgart, südöstlich, dicht am
 die Gegend von Tübingen gehört unter die schönsten und fruchtbarsten
 b. Oberlandes. Die Stadt hat beträchtlichen Getreide- und Weinbau
 unbedeutende Wollwebereien. Schon von Kaiser Heinrich IV. wurde
 ngen belagert. So ward es als feste Stadt der Sitz jener mächtigen
 von Tübingen, die aber 1631 ausstarben, nachdem längst das große
 nherren gänzlich zersplittert war, und das Familien- und Regierungs-
 m der Schulden willen meist an die mehr haushälterischen Grafen von
 g hatte verkauft werden müssen. Wo jetzt das Schloß ist, lag die alte
 tium, Regentenwohnung), das Schloß selbst hieß Hohentübingen und
 en Zeiten zum Theil merkwürdige Belagerungen ausgehalten. 1342 er-
 Ulrich von Württemberg Burg und Stadt von den Pfalzgrafen Böhm
 m für 20,000 Pfund Heller. Die Universität wurde 1477 von Graf
 n Bart, dem nachmaligen ersten Herzog von Württemberg, gestiftet.
 auch in den ersten 40 Jahren bis zur Reformation schnell und stattlich.
 S befand sich eine Druckerei in Tübingen; Reuchlin und Melancthon
 e den Lehrern. Die Reformation schadete weder ihrem innern Werth
 Ruf bei Auswärtigen. Es ist bekannt, in welchem Ansehen die tübin-
 ologen eine lange Reihe von Jahren hindurch bei allen Lutheranern stan-
 kümmerlich erhielt sich während des dreißigjährigen Krieges die Univer-
 Nach ihm lebten wieder in allen Wissenschaften von Zeit zu Zeit aus-
 Männer auf den Lehrstühlen. Eine Zeit erneuerter Blüthe schien für
 hule beginnen zu wollen in den siebziger Jahren des verfloffenen Jahrh.
 g Karl. Allein sie blieb dennoch für ihn, weil man in Abhaltung des

Einfluß der Regierung auf die Fonds und die Ersetzung der Lehrstellen lieber was zu viel als zu wenig that, bloß Stiefkind. Sein Herz hing an seiner Akademie zu Stuttgart, welche Tübingen zwar in der Rechts- und Arzneiwissenschaft einige Schüler entzog, hauptsächlich aber in Württemberg einen bis dahin unerhörten Anfang in ästhetischer, künstlerischer und cameralistischer Bildung machte, welcher indeß nach der eilfertigen Zerstörung des vielseitig nützlichen Instituts immer keine gleiche Fortsetzungsmittel erhalten hat. Unter König Friedrich begann zu Tübingen eine thätigere Periode für die Medicin und die der Naturforschung zugehörigen Anstalten. Auch in den andern Facultäten wurde das Lehrpersonal vermehrt. Wissenschaftliche Preise in allen Facultäten wurden jedes Jahr zur Aufmunterung der Studirenden vertheilt. Neu und nach liberalen Grundsätzen sind die Verhältnisse der Universität von der jetzigen Regierung in einem eignen Statute bestimmt worden, welches dem königl. Verfassungsentwurfe von 1817 angehängt ist. 1828 bewilligte die württemberg. Kammer der Abgeordneten die Fundirung der Universität Tübingen mit der Summe von jährl. 80,000 Gulb. Tübingen hat 7 theologische Professoren, 6 Juristen, 5 Mediciner, 11 Professoren, die sich zur philosophischen Facultät zählen, und 2 Cameralisten, im Ganzen 31 ordentliche und außerordentliche Professoren. Die ordentlichen bilden den akademischen Senat, an dessen Spitze der halbjährig gewählte Prorector steht. Das Amt und die Würde des Kanzlers ist mit der ersten theologischen Professur verbunden. Der Kanzler hat die Commissarius Principis zu betrachten. Das theologische Seminar, das Gymnasium, der botanische Garten sind Anstalten, welche jeder Universität zur Zierde und zum Nutzen reichern würden; die Bibliothek, deren Gebrauch den Studirenden offen ist, ist zwar nicht unter die größten, aber sie enthält manches Merkwürdige. Die Universität hat viele zum Theil sehr reiche Stipendien zur Unterstützung für Studirende. Sie ist in neuester Zeit größtentheils unverschuldet in den Ruf demagogischer Ueberspannung gekommen und daher mehreren Ausländern untertänig.

Tübinger Vertrag. Er wurde geschlossen d. 8. Juli 1514 zwischen Herzog Ulrich von Württemberg und seinem, damals ohne Adel, durch Geistes- und Städteabgeordnete vertretenen, und durch vertragmäßige Übernahme der Schulden ihn vom Verkauf der Domainen und vom Regierungsverlust, sich aber von Zerstückelung des Landes rettenden Volke. Dieser Vertrag ist die wirkliche Bestätigung der durchaus nicht unbedingten Verhältnisse des Landes zu dem Regentenstamm. In diesem Sinn ist er die vorzeigbare, rechtliche Grundlage der Freiheiten der Würtemberger. Ulrich war übel erzogen, feurig, prachtliebend. Auf Turniere und Hoffeste, auf Krieg, Ritterzüge und Lustigmacherei waren große Summen gegangen. Wie neben dergleichen Vergeubungen es gewöhnlich ist, walteten unredliche Männer die Rentkammereinkünfte, von denen die Regierungskosten, ohne andre Steuern als den Landschaben (die Vertheilung der von einzelnen Gegenden und Gemeinden für das ganze Land gemachten Ausgaben und Lasten) damals gedeckt werden mußten. — Schön als Ulrich die Regierung übernahm (1498), lasteten große Schulden auf der dem Herzoge als Haus- und Regierungsvermögen anvertrauten Kammereasse; was Wunder, wenn sie unter solchen Umständen 1514 über 1 Mill. gestiegen waren? Seine Gläubiger fingen an zu klagen. So manches Fürstenhaus mußte in jener Zeit, wo die Städte mächtiger und betriebamer waren, seine Schulden mit dem Verluste aller seiner Herrschaft bezahlen. Ulrich wünschte schnell aus der unangenehmen Lage zu kommen; aber nicht durch eine eigne Einschränkung, wodurch er sich wol hätte helfen mögen, sondern durch Abgaben und Steuern seiner Unterthanen, wozu sie, weil sie schon für die Regierungskosten an die Kammer zahlten, nicht verbunden waren. Seit 50 Jahren war es im Herzogthum Sitte, in Fällen, wo man des Landes freier Willigkeit bedurfte, einen Landtag der Prälaten, Ritterschaft und der Landschaft auszusprechen.

schlich mit letzterer, wegen Beihilfe durch bestimmte kurze Steuerbeiträge zu vergleichen, aber gerade eine solche Versammlung scheuten die den Herzog vermögenden Räte, auf welchen die Unzufriedenheit des Landes lastete. Von ihnen bewogen, ritt er lieber selbst in einzelnen Städten und suchte die Einw. und Ortsvorsteher durch gute Worte und Versprechungen Übernahme seiner Schulden zu bewegen. Sie hatten sich schon zu einer Abgabe auf 12 Jahre anheischig gemacht, nur bedungen sie, daß aus Steuererinnern, sie zu erheben, aufgestellt werden müßten, damit ihr Zweck nicht verloren wäre: ein Beispiel, warum nachher Abschaffung und deren Ausschuss eigne Steuererinnern und eine eigne Landsteuer, die vom Lande nur als Ergänzungsmittel der Regierungscasse frei belegen, der Natur der Sache gemäß, sich ausbedungen. — Aber sei es, Herzog, der schnell seine Kammereinkünfte wieder frei und nach seinem Belieben zu sehen wünschte, mit dieser Steuer überhaupt zu langsam ging, zu eigener Verwendung einen Theil derselben haben wollte; er ließ die Abgabe fahren und gab dem ihm gefällig dargestellten Plane Gehör, auf dem in Mühlen u. s. f. eine Abgabe zu legen, welche gleichsam ohne Geld, Verminderung des Genusses, also durch Verkleinerung an Gewicht und dauernd altem Kaufpreis bezahlt werden sollte. Ohne Rücksprache mit dem Rat war auch nicht einmal ein Versuch dieser Art zu wagen; die ganze Sache aber mochte man sich nicht durch eine allgemeine Versammlung auf den Kopf. Nach der Art, wie man die sogenannten Staatsdiener eher zu geizig, wurden also von einzelnen Städten nur die Beamten einberufen, um die Sache, wie im Namen des ganzen Landes, gutheissen zu lassen. — Der Regent solche Steuern auf solche Art einem Volke aufdringt, welches sich an Behandlung gewöhnt und auf diese eifersüchtig ist, so beleidigt er es an der natürlichsten Seite, und steigert die Unzufriedenheit über die Regierungseigenschaft und zum Haß gegen seine eigne Person. So geschah es jetzt in Schwaben. Das ganze Land ward über die neue unerhörte Last schwierig; und Wein- und Weingärtner brach eigentlicher Aufstand aus. Die erste Bewegung im Remsthal, im Schorndorfer Oberamt. Abgaben an den Fürsten und Bezahlungen an seine Beamten hinderten sie in ihrem guten Fortkommen, da eine Reihe von Mißjahren auf einander gefolgt war, das Land selber verwüstete, häufige Jagden und andre Frohndienste Fleiß und Arbeit der sogenannten „armen Leute“ lähmten. Die Flamme schien das ganze Schwaben ergreifen zu wollen. Dies geschah am Ende Aprils im Jahr 1514. Der Herzog befand sich gerade in Hessen, und eilte schnell zurück, um ein Verbot, welchen er in Person zur Beruhigung des Volks ausgeben sollte, bald blieb Nichts übrig als die Städte zu versammeln. Namentlich die wichtigsten Städte darauf, und er gab um so williger nach, weil er nur von Vertheilung seiner Schulden zu erwarten hatte, sie die nächste Hülfe zu Dämpfung des Aufstandes waren, auch weil sich hoffen ließ, die Mißvergnügten mögen sich selbst beruhigen, wenn sie einen Landtag zu Abstellung ihrer Beschwerden sehen. Er ward auf d. 25. Juni nach Stuttgart ausgeschrieben. Bauern und Weingärtner hatten zu den Landtagen, worauf bisher nur Beamte erschienen waren, kein Zutrauen mehr. Sie selbst wollten sein, wenn geholfen werden sollte. Ihr Begehren ward abgeschlagen, nur wenige Ämter ließen sich bewegen, den Abgeordneten der Städte ihre Beschwerden schriftlich mitzugeben. Diese versammelten sich jetzt zu Landtag, aber auch voll Mißtrauen gegen den Herzog. Er stand allgemein in Verdacht, daß er durch fremde Völker zwingen wolle. Vom Kaiser und anderen Fürsten waren indeß vornehme Räte zu Stiftung eines Ver-

gleichs angekommen. Der Landtag war ein Bild des ganzen Landes; Alles Sturm und Unordnung. Ungeachtet des Verbots war Alles voll Bauern als Oberher der Landämter, die mit größerer Dreistigkeit dem Herzoge am beschwerlichsten fielen. Darum verließ er schnell Stuttgart und begab sich nach Tübingen. Hier durften die Abgeordneten der Städte nachfolgen; hier kam es endlich zum Tübinger Vertrag, welcher ausdrücklich im Namen und nach gütlicher Handlung Gesandten des Kaisers und der andern Nachbarkürfürsten (Pfalzbaiern, Würzburg, Baden) abgefaßt, und unter kaiserl. Bestätigung gestellt ist. Weil er jedoch immer nicht genug gegen Willkürlichkeit der Nachhaber zu schützen schien, setzten einige Ämter, namentlich das erhaltene Volk im Remsthal, ihn nicht an, aber bald hatte sie der Herzog dazu genöthigt, vorzüglich mit Hülfe der Städte von Tübingen und Stuttgart. — Mit diesem Vertrag übernahm nun der Herzog die Bezahlung der vom Herzog auf die Regierungscasse der Kammer gemachten Schulden, über 1 Mill. Gulden, wofür ihm herrliche Rechte versichert wurden, jedoch nur solche, welche an sich, und nach der Natur der Sache, von den Leuten angesprochen werden dürfen, weil sie in den Pflichten der Regenten gegründet sind. Ohne Wissen und Rath der Landschaft solle der Herzog keinen Kriege, d. i. Vertheidigungskrieg, als Hauptkrieg führen; ohne ihr Wissen und ihren Rath aber in keinen andern für sich selbst sich einlassen, wenn er dazu des Landes bedürfte. Der Landschaft wurde nicht nur das Recht der unbeschränkten Steuererhebung, sondern ihr voriges Recht, außer den schon zur Rentkammer und zur Regierungskosten willen zu liefernden Gefällen und Nutzungen des Fürstenthums keine andre Schatzung oder Hülfe zu bezahlen, schriftlich bestätigt. Andre Steuern sollte das Land nicht zu übernehmen haben, Aussteuern für Prinzeßinnen sollten von Verwilligung abhängen; kein Stück Land darf künftig veräußert werden, ohne allen Einw. ist freier Abzug gestattet; kein Würtemberger wird künftig in andern Sachen über Urtheil und Recht gestraft; im Anhang zum Vertrag wurde der Landschaft ein Antheil an der Gesetzgebung gestattet; Stuttgart und Tübingen halten das Recht, den Herzog an Haltung eines Landtags, wenn sie es nöthig finden, mahnen zu dürfen. — 20 Tage ungefähr hatte die Versammlung gedauert, zum Beweis, daß auch in kurzer Zeit Wichtiges vollendet werden kann, wenn der Wille vorhanden, und nicht von einem ganzen Verfassungsvertrage, sondern zunächst von Hebung der gefühltesten Übel die Frage ist. Die Rechte des Tübinger Vertrags versicherte der Herzog seinen Unterthanen eidllich für sich und seine Vorfahren, der Kaiser bestätigte sie, und die Landschaft huldigte ihm vom neuem diesem Vertrag. Alle Regenten Würtembergs nach Ulrich haben, bis auf unsere Zeit, sogleich beim Antritt ihrer Regierung ihn bestätigt, und dann erst das Volk ihnen gehuldigt. Nur als man den Rechtsschutz der deutschen Reichsgüter nicht mehr zu achten hatte, und gebieterische Zeitumstände Alles möglich, mochte Gewaltsame auch zur augenblicklichen Hülfe gewissermaßen nöthig machten, wurde auch der Tübinger Vertrag und die bis auf den Erbvergleich von 1770 herab bestehende, bedingte und gemäßigte Regierungsregel oder Landesverfassung außer Übung; aber mit seiner Thronbesteigung erklärte König Wilhelm seinen Unterthanen, daß er mit ihnen über eine Verfassung sich vereinigen wolle, worin die Tübinger Rechte zur Grundlage dienen sollen. (S. Württembergische Verfassung.)

Tubus, s. Fernrohr.

Tudor (das Haus), s. Großbritannien.

Tuffstein nannte man sonst eine kalkartige Masse von gelblichgrauer Farbe, welche um Landschnecken, Knochen und Landthiere, sogar Elefantengerippe, Ueberbleibsel von Fischen, Vögeln, Schlangen und Eidechsen angesetzt gefunden wird. Jetzt ist der Ausdruck nicht mehr üblich, und Kalktuff gewöhnlicher. (S. Kalktuff.)

und ist die Art, wie das Gute sich durch den menschlichen Willen ver-
 über die Stärke des Willens im Guten. Die Pythagoräer, gewohnt, Al-
 lenverhältnisse zurückzuführen, faßten in derselben den Charakter der
 und bestimmte sie als Harmonie der Seele. Sokrates bestimmte sie
 ste sie darin, daß man das Gute, was man thun soll, erkenne, und da-
 n Handeln bewirke. Von der Erkenntniß oder der Weisheit (*σοφία*)
 so die Tugend ab, und daher nannte er auch die Tugend Wissenschaft.
 er betrachtet er als unzertrennlich von der Glückseligkeit und als das Me-
 es Gut. Plato bestimmte ihre Beziehung auf das Höhere und setzte
 nachahmung Gottes, indem durch Einheit und Übereinstimmung des In-
 tensch Gott ähnlich werde. Als ihre Beziehungen setzte er die 4 nach-
 unten Cardinaltugenden: Weisheit und Besonnenheit (*σοφία*), Tapfer-
 ännlichkeit (*ανδρεία*), Mäßigkeit und Selbstbeherrschung (*σωφροσύνη*)
 tigkeit oder Rechtschaffenheit (*δικαιοσύνη*), die auch auf den Staat
 Aristoteles, welcher die Tugend subjectiv in die vollkommene Thätig-
 ernunft setzt, unterscheidet die intellectuelle und die ethische Tugend;
 in die im Leben erworbene Vollkommenheit oder Fertigkeit des vernünftigen
 yrens, welche freien Ursprungs ist, und sich als das Mittlere unter
 en Neigungen (Extremen) in der Erscheinung darstelle. Unter den
 agenden aber hebt er ferner die Tapferkeit, Mäßigkeit, Freigebigkeit, ge-
 Prachtliebe, Großmuth, Sanftmuth, Wahrhaftigkeit, Artigkeit,
 llichkeit, Sitksamkeit, Gerechtigkeit, welche man oft die 11 Cardinaltu-
 Aristoteles genannt hat. Die Stoiker und Epikürer waren einander in
 Bestimmung der Tugend entgegengesetzt; die Letztern, den Cyrenaikern
 gen dieselbe vorherrschend in den Genuß, die Letztern in Entbeh-
 welcher sie ein naturgemäßes Leben fanden. Der Neuplatoniker Plotin
 die niedere oder politische Tugend, und die höhere, der sich reinigen-
 Gott sich vereinigenden Seelen. Die Scholastiker hielten in wissenschaft-
 an den Platonischen und Aristotelischen Bestimmungen; die christli-
 genben nannte man aber: Glaube, Liebe, Hoffnung. Um auch
 ptbestimmungen der neuern Philosophie anzuführen, so setzte Wolf die
 die Fertigkeit, seinen Zustand immer vollkommener zu machen. Kant
 die Tugend als moralische Stärke des Willens eines Menschen in Befol-
 Pflicht oder in der Unterordnung der Neigungen und Begierden unter
 ist. In demselben Sinne bestimmte Fichte die Tugend als Überein-
 mit sich selbst. Schleiermacher in seiner Abhandlung über die wiss-
 Behandlung des Tugendbegriffs unterscheidet 1) belebende und be-
 Tugend, 2) vorstellende und erkennende von darstellender oder wirk-
 belebende erkennende ist ihm Weisheit, die kämpfende Besonnenheit und
 leit; die belebend wirksame die Liebe. Die Lehre von der Tugend (Tu-
 e) ist ein Hauptabschnitt der Sittenlehre oder praktischen Philosophie.
 nennen so die Moral zum Unterschiede von der philos. Rechtslehre.
 endbund, Tugendverein. Der sogen. Tugendbund war ein
 Verein, welcher im Königreiche Preußen bald nach dem tiltsiter Frieden
 und zum Zweck hatte, theils das unsägliche Elend, welches der Krieg hin-
 zu mildern, theils die geistige und moralische Kraft des Volks zu beleben,
 den Verlust zu ersetzen, welchen der preuß. Staat in physischer und po-
 lisch erlitten. Deswegen hieß auch dieser Verein in dem Grundgesetz,
 den Zweck und innere Einrichtung aussprach, der sittlich-wissenschaftliche,
 diesem Namen ward er von der preuß. Regierung nicht bloß geduldet, son-
 förmlich anerkannt, und durch eine vom Könige selbst unterschriebene
 dre bestätigt. Auch ließ sich die Regierung von Zeit zu Zeit Bericht von

der Thätigkeit des Vereins erstatten und Verzeichnisse von den Mitgliedern beibringen. Der Verein war also schon darum keine geheime Gesellschaft; es war aber auch darum nicht, weil er weder Grade hatte, um nach und nach zu Zwecken und Beschäftigungen des Vereins bekannt zu werden, noch Zeichen, wodurch die Mitglieder sich außer der Gesellschaft erkennen möchten; es war mehr Jedem, der sich zum Beitritte meldete, wenn man ihn sonst für würdig sowie Jedem, den man dazu einlud, das Grundgesetz vor der Aufnahme zu sichten und Prüfung vorgelegt; und wenn er dann noch beitreten wollte, so schloß ein schriftliches Versprechen aus, die Zwecke des Vereins zu befördern dem in Preußen regierenden Hause Hohenzollern treulich anzuhängen. Es waren daher auch nur wirkliche Unterthanen des Königs von Preußen aufgenommen und die, welche es zu sein aufhörten, hörten eben dadurch auch auf, Mitglieder des Vereins zu sein. Auch stand Jedem, der aus irgend einem Grunde nicht Mitglied sein wollte, der Austritt frei, sowie andererseits der Verein sich das Recht vorbehielt, Denjenigen wieder auszuschließen, der sich als ein unwürdiges Mitglied zu erkennen gab. Aufgenommen konnte jeder gebildete und gestittete werden, ohne Unterschied des Standes und der Religion; selbst Juden waren unbedingt ausgeschlossen. Hingegen waren Weiber und Kinder, sowie solche, die aus irgend einem Grunde die öffentliche Achtung verloren hatten, der Aufnahme unfähig. — Da der Verein mit dem oben angedeuteten Zwecke nachzuweisen auch den Zweck verband, den preuß. Staat von dem franz. Joche, das die Bedingungen des tiltsiter Friedens fortwährend auf ihm lastete, zu befreien in Hoffnung günstiger Ereignisse die Wiedergewinnung des Verlorenen vorzuziehen, so durfte er ebenso natürlicherweise diesen letzten Zweck in seinem Gesetze nicht bestimmt aussprechen, auch überhaupt nicht in seiner Wirksamkeit laut und vorschnell hervortreten, indem die Franzosen nicht nur die vom Staate abgerissenen Provinzen, sondern auch den größten Theil der nach dem Frieden zurückzugehenden immerfort besetzt hielten, und auf Alles, was im Staate geschah, sehr aufmerksam waren. In dieser Hinsicht hatte der Verein allerdings etwas Geheimnes an sich; und dies war wol auch der Grund, warum Viele, besonders aber die Franzosen, als sie Kenntniß davon erhielten, für eine geheime politische Gesellschaft hielten. Da nun die Franzosen die feindselige Stimmung des ganzen preuß., von ihnen so hart bedrückten und so tief gebeugten Volks sehr wohl kannten; da ihnen ferner die feindselige Richtung, welche der Verein seiner Wirksamkeit gegen sie nehmen mußte, nicht entgehen konnte, so wirkte ihm natürlich entgegen und suchten ihn auf alle Weise zu unterdrücken. In Preußen konnten sie doch nicht verhindern, daß sich der Verein, von Königsberg aus, wo er entstanden war, und wo sich damals nicht nur der Hof und die Regierung, sondern auch die Vorsteher des Vereins befanden, in Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesien und der Mark (wiewol in der letzten Provinz am wenigsten), und unter allen Classen des Volks verbreitete. Als aber der Hof und die Regierung nach Berlin zurückgekehrt waren, wußte es die franz. Regierung dahin zu bringen, daß der König die augenblickliche Aufhebung des Vereins und die Einfuhr aller Acten und Arbeiten desselben befahl. Man war darüber einig, daß der König, dessen offener und fester Charakter bekannt war, diese Aufhebung nur auf Ansuchen Napoleons beschlossen habe. Obgleich nun Einige dafür stimmten, man durch eine Blattschrift die Fortdauer des Vereins zu bewirken suchen sollte, sah doch die Mehrheit das Zwecklose dieses Schrittes ein, der den Monarchen in Verlegenheit gesetzt haben würde, gegen seinen eignen Wunsch eine abschließende Antwort zu ertheilen. Man erklärte also in einer Sitzung, dem Willen des Königs gemäß, den Verein für aufgehoben. Bei Beendigung derselben trat einer der Vorsteher auf und sagte: „Meine Herren! nach dem Willen unsers Königs ist

Form nach aufgelöst; nie werden wir uns mehr versammeln; unsere Thätigkeit hat aufgehört. Ich hoffe, in unserm Herzen dauert unser und das nicht gegen den Willen unsers Monarchen. Arbeite Jeder für den Zweck; wir werden einst bessere Zeiten sehen". — Nur in dem hien Sinne dauerte der Verein noch fort. Es wurden keine Zusammenkünfte gehalten, keine gemeinschaftlichen Arbeiten mehr unternommen; es war auch jetzt nicht mehr nöthig. Der wahre Bürgersinn, der Sinn, die Empfänglichkeit für das Große und Edle war im Lande verbreitet von jedem einzelnen Mitgliede durch Wort und That unterhalten, und neuer gendhrt, das bald die Herzen mit dem Muth der Wiedererrettung entflammen sollte. Eine Mitursache der Aufhebung des Vereins: Umstand, daß derselbe seinen Protector im Ministerium, den Freih. verloren hatte. Dieser hatte zwar keineswegs den Verein gestiftet, durch freiwillige Vereinigung einiger Privatpersonen geschehen war, nie als Mitglied daran Theil genommen, weil er dies als damaliges der Regierung nicht konnte; aber der kraftvolle und großherzige Mann abtlich, als ihm die Idee dazu mitgetheilt wurde, die Größe und derselben, und unterstützte daher auch den Verein mit dem ganzen Ge- Ansehens, so lange er im preuß. Ministerium war. Nachdem aber ihn daraus entfernt hatte, fanden die Gegner des Vereins Mittel und ernen bei der Regierung verdächtig zu machen, als wenn er ihrem Ansehen werden, Maßregeln wider ihren Willen durchsetzen, sie bei der franz. Res- sionellen könnte. Diese Einflüsterungen fanden um so mehr Eingang, er von Schill, der ein Mitglied des Vereins war, obwol ohne Anlaß 1809 seinen abenteuerlichen Zug von Berlin aus gegen die Franzosen und Napoleon, der dadurch (sowie durch den ähnlichen, obwol gelun- zuzug des Herzogs von Braunschweig) nicht wenig erschreckt worden scheidung des Vereins nun um so dringender foderte. Diese Forderung dann jene Gegner, zu welchen nicht bloß die Wenigen gehörten, die ngosen befreundet waren, sondern auch die Vielen, die sich vor der franz. chteten, und denen Unterwerfung klüger und bequemer schien als Kraft- zur Rettung, und so mußte der König endlich nachgeben und den Ver- . — In sich selbst hatte der Verein, so lange er bestand, folgende Ein- in oberster oder hoher Rath, der seinen Sitz zu Königsberg hatte, lei- age. Er bestand aus 6 erwählten Mitgliedern, die im Vorstige wechsels- nem sogenannten Obergensor, der Sitz und Stimme in jenem Rathe, Vorsitz hatte, weil er bei dem ihm anvertrauten wichtigen Wirkungs- dem obersten Rathe in dessen Gesamtheit verantwortlich bleiben sollte, s. Gewalt keinen Mißbrauch mache, er selbst aber auch wieder den ober- reichsam bewachen sollte, damit auch dieser nicht s. Gewalt über die Ge- um Nachtheile der Regierung ausdehne. Diese Glieder des obersten den auf ein halbes Jahr gewählt, konnten aber wieder gewählt werden, mit ihnen zufrieden war, und sie selbst die Wahl annahmen. Dem the war ein Secretair zugegeben, welcher in den Sitzungen das Proto- und die gefaßten Beschlüsse ausfertigte, aber selbst keine Stimme da- Ein Schatzmeister oder Cassirer erhob die freiwilligen Geldbeiträge der ur Bestreitung der Ausgaben, und legte Rechnung darüber ab. Nie- ng irgend ein Honorar für seine Bemühung. Unter dem obersten Ra- die Provinzialräthe, die ebenso eingerichtet waren, und die unmittelbare eitung der einzelnen Vereine oder sogen. Kammern in den Provinzen ie Censoren überhaupt wachten über die Beobachtung des Grundgese- nach demselben die Wahlen der Vorsteher, urtheilten über die Wür-

bigkeit und Unwürdigkeit aufzunehmender oder auszuschließender Mitglieder, Streitigkeiten unter den Mitgliedern bei und vertreten das Interesse der Regierung beim Vereine, damit dieser auf keine Weise die ihm vorgezeichneten Grenzen seiner Wirksamkeit überschreite. Sie waren also, wie sich der Prof. Krug in Leipzig (der während s. Aufenthalts in Königsberg selbst ein halbes Jahr lang Censor war) in s. nachher anzuführenden Schrift ausdrückt, „nicht soviel Richter, wie die altrömischen, sondern vielmehr Gesellschaftswächter, gleich correctionalen Organe eines Vereins“. Außerdem theilten sich alle Mitglieder des Vereins, die eine bestimmte örtliche Kammer ausmachen, in gewisse Gesellschaften, welche sich mit Unterstützung der Nothleidenden und Hilfsbedürftigen Zahl sich durch den Krieg bis ins Ungeheure vermehrt hatte, sodas die Summe, die nicht einmal die an Frankreich zu zahlenden Summen aufbringen konnte, nicht Allen zu helfen vermochte), mit Ausmittelung neuer Nahrungsquellen, Erwerbszweige, mit Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung, und hauptsächlich mit allen auf die öffentliche Wohlfahrt sich beziehenden Gegenständen thätigten. Dahin gehörte auch das Kriegswesen, mit dessen Bearbeitung sich vornehmlich die Officiere, welche im Vereine waren, beschäftigten. Viele Ideen der Bekleidung und Bewaffnung des Kriegers, über Landwehr und Landsturm späterhin ins Leben eingeführt wurden, waren hier schon angeregt und mit dem General v. Scharnhorst hat mehrere hierauf abzweckende Arbeiten v. S. gesehen, gebilligt und benutzt, obgleich er für s. Person, als damaliger Vertreter des Kriegsministers, und mithin als Mitglied der preuß. Regierung den Verein unter ihrer Aufsicht hatte, kein Mitglied desselben sein konnte. Der Verein wurde daher auch der Haß beschwichtigt, welcher bis dahin im Staate zwischen dem Bürger und Krieger bestanden hatte und durch den Krieg mehr aufgeregt war, weil man den unglücklichen Erfolg desselben größtentheils der Heere, wo nicht dem Ganzen, doch dem größern Theile nach, Schuld gab. Ausöhnung und gegenseitige Annäherung dieser beiden Stände der Gesellschaft daher ebenfalls durch den Verein gefördert worden, und unstreitig hat er auch durch sehr viel zu dem glänzenden Erfolge beigetragen, welchen die preuß. Armee späterhin errungen haben. — Übrigens haben sich zwar auch in andern Theilen Deutschlands ähnliche Vereine gebildet, aber nicht als Theile oder Zweige des preuß. Vereins, der lediglich auf den noch übrigen Theil des preuß. Staats beschränkt war. Auch versichert der Prof. Krug in seiner Schrift ausdrücklich der oberste Rath, so lange er in demselben war, keinen Theil an der Bildung dieser Vereine hatte, und wahrscheinlich auch späterhin nicht gehabt habe. Diese Schrift führt den Titel: „Das Wesen und Wirken des sogenannten Tugendbundes und anderer angeblichen Bünde“ (Leipz. 1816) und ist mit einer andern, zwar neueren, aber doch das Gepräge historischer Treue an sich tragenden Schrift zu vergleichen, die den Titel führt: „Darstellung des unter dem Namen des Tugendbundes bekannten sittlich-wissenschaftlichen Vereins, nebst Abfertigung seiner Grundsätze“ (Berl. u. Leipz. 1816). Die Grundgesetze (Statuten) des Vereins sind im „Frieden- und Volksfreund“ abgedruckt, aber ohne Gewähr ihrer Echtheit. Doch können sie in der Hauptsache echt zu sein.

Tuilerien (von tuile, Ziegel, weil ehemals an diesem Orte eine Ziegelfabrik war), das berühmte Residenzschloß der franz. Monarchen an dem rechten Ufer der Seine, zu Paris. Katharina v. Medici, die Gemahlin Heinrichs II., ließ den Bau desselben nach den Zeichnungen von Philibert de l'Orme und Jean Bullant 1564 an. Heinrich IV. erweiterte es und ließ (1600) die Galerie anbauen, die es mit dem Louvre verbinden sollte, und die er zur Wohnung für 24 Kammern bestimmte. Ludwig XIV. vergrößerte es (1654) und vollendete die große Gallerie. Die Seite nach dem Louvre zu besteht aus 5 Pavillons und 4 Hauptgebäuden.

te Seite hat nur 3 Pavillons. In dem Pavillon der Flora wohnte Leon, später Ludwig XVIII. Das Äußere der Tuilerien ist ohne Gemäuer, weil zu verschiedenen Zeiten und nach sehr verschiedenen Rissen worden ist; aber das Innere ist prachtvoll. Die vorerwähnte Galerie der Tuilerien mit dem Louvre verbindet, ist an der Seite der Seine der untere Theil derselben besteht aus offenen Bogen, im obern Stockwerk die Gallerie. Die zweite Galerie, nach dem Platz Rivoli und der Honoré zu, wurde von Napoleon 1808 angefangen, ist aber nicht vollendet. Um Platz dazu zu gewinnen, wurden viele Häuser und ganze Straßen zerstört; jetzt liegt noch Vieles in Schutt, und Häuserruinen stehen neben Palästen. Dem Palast der Tuilerien schließt sich gegen Westen, der ein Viereck bildet, so breit als das Schloß selbst, und 1800 Fuß Seitenraum soll 67 Arpens betragen. Auf 2 Seiten wird er von Anlagen umgeben, unter welchen die nach der Seine zu gelegene eine besonders schön ist, und von eisernen Gittern eingeschlossen. Dieser Garten, den Louis XIV. durch den berühmten Lenotre anlegen ließ, ist in den neuern Zeiten verändert worden, in franz. Geschmacke, und enthält Drangen- und andre Baumpartien, Rasenstücke mit Blumen und blühenden Gesträuchen, Brunnen und Wasserbecken mit Schwänen und Goldfischen, eine Felsengruppe und mehr als 60 Statuen, größtentheils nach Antiken geformt. Den ganzen Tag über mit Spaziergängern aus allen Volksklassen besetzt, zur Bequemlichkeit sind Stühle, und zur Unterhaltung alle öffentlichen Spiele zu geringen Preis zu haben. Auch ein ansehnliches Caffeehaus ist auf der Terrasse Rivoli, ehemals der Feuillants (weil die gemäßigten republikanischen dieses Namens hier ihre Sitzungen hielt). An den Hof der Tuilerien, von der Stadt zu, und von demselben durch einen schönen Triumphbogen abge sondert, ist der Carrouselplatz. Er hat f. Namen von einem Könige Ludwig XIV. 1664 hier gab. Napoleon vergrößerte ihn, indem er nachbarten Häuser niederreißen ließ. Der Platz hat dadurch ein freies Aussehen, ist ungefähr 400 Schritte breit, und es ist öfters über 100 M. Revue daselbst gehalten worden. — Cabinet der Tuilerien. Dieser Ausdruck wird in eben dem Sinne von dem System und der Verfassung der franz. Regierung in Rücksicht der auswärtigen Mächte genommen z. B. die engl. Regierung das Cabinet von St. James nennt. Ludwig XIV. unter den 3 letzten Ludwigs zu Versailles residierte, brauchte den Ausdruck: Cabinet von Versailles. Als Napoleon, als erster Consul, nach Paris zu St. Cloud nahm, sagte man: das Cabinet von St. Cloud. Vorher war die gewöhnliche Residenz in den Tuilerien, und nun hieß es: das Cabinet der Tuilerien.

Die Tuls (Taut, Teut, Tot, Theot ic.), bei den nordischen Völkern, den Deutschen, die Gottheit, der sie ihr Dasein zuschrieben; nach Tacitus, der erdentsprossene Gott; Tise erklärt den Tulscon durch die Sonne, durch den Mond. Andre verstehen das Letztere von den Menschen. (n.)

Die Tula eine wichtige Handels- und Fabrikstadt in Rußland, ehemals zum Gouvernement gehörig, seit 1783 aber die Hauptst. eines besondern Gouvernements, am Flusse Upa, welcher hier die Tula aufnimmt, mit 35000 Einw. (Clarke gibt ihr 30,000). Die Stadt enthält 26 Kirchen, Armenhäuser, ein Seminar, ein Schauspiel-, ein Findel- und ein Irrenhaus. Die dortige Gewehrfabrik ist die wichtigste in ganz Rußland und beschäftigt 1500 Menschen; sie gehört der Krone eigenthümlich und versorgt die Armee mit Waffen. Sie liefert nicht bloß Flinten und andre Gewehre von Eisen, sondern auch lebende Aufhänger. Bd. XI.

großer Schönheit und Güte, sondern auch feine Eisen-, Stahl- und Galanterwaaren. Es sind hier überdies 2 Eisengießereien, 600 Schmieden, Gerberei, Lufstfabriken, Talgsmelzereien, welche jährlich an 50,000 Pud Talg versorgen. Die übrigen Fabriken liefern wollene Zeuche, Leinwand, Siegellack, Schokolade, Berlinerblau, und veranlassen einen beträchtlichen Handel.

Tulpe, eine bekannte Blumengattung. 1559 blühte die gewöhnliche Tentulpe zuerst in Augsburg, und der berühmte Botaniker, Konr. Gesner, von ihr die erste Nachricht. Sie war von dem östr. Gesandten zu Konstantin Busbeck, nach Deutschland geschickt worden. Der Name Tulpe ward ihr wegen Ähnlichkeit der Blumen mit dem Turban der Morgenländer (eigentlich Dülba) beigelegt. Sie stammt aus der Krim, wo Pallas und Marschall v. Bieberstein wildwachsend fanden. Über den zu einer gewissen Zeit bis ins Unsinnsige getriebenen Tulpenhandel s. Blumenhandel in Holland.

Tungusen sind ein zahlreiches Volk in Sibirien, von mandschurischer Abkunft, welches in den untern Gegenden des Jenisei, an dem Tunguscaflusse, der Lena, dem Amur bis zum pensinsklischen Meerbusen, ja bis an das Eismeer hin, zerstreut anzutreffen ist. Die jenseits des Amurflusses stehen unter chinesischem Schutze; die diesseits sich aufhaltenden unter russischem. Einige von Tungusen sind getauft und haben sich zum Ackerbau bequemt, die meisten aber schamanische Heiden, und ziehen stets mit Pferden, Rennthieren oder Hunden, ihre Schlitten ziehen und ihnen auch zur Speise dienen, umher, und zwar so, wie sie gewöhnlich nicht länger als eine, höchstens 2 Nächte an einem Orte verweilen. Jagd, Fischerei, und zum Theil auch Viehzucht, ist ihr Geschäft. Nach Gegenden ihres Aufenthalts werden sie in Wald- und Steppen-Tungusen eingetheilt. Die Ersteren unterscheiden sich nach ihrer Lebensart in Rennthier-, Jagd- und Fisch-Tungusen. Die Steppen-Tungusen sind Hirten, werden gewöhnlich Pferde-Tungusen genannt, und besitzen Pferde, die ihren vorzüglichsten Reichtum ausmachen (zuweilen 1000 Stück), Winder, Schafe, Ziegen und Kamelle. Sie sind ein munteres und starkes Volk; ihr Gesicht ist platt und die Augen klein, nicht so merklich wie bei den Kalmücken. Gold und den Gebrauch des Goldes und Silbers kennen sie nicht. Ihren Tribut entrichten sie in Zobelfellen und Pelzwaaren, nach der von der russischen Krone vorgeschriebenen Taxe. Einige wenige Stämme sind frei vom Tribut und dienen dafür als leichte Truppen an der mongolischen Grenze. Sämmtliche Tungusen haben eine gemeinschaftliche Sprache und sind daher, ungeachtet ihrer großen Zerstreung, als ein Volk anzusehen. Die Anzahl läßt sich nicht genau bestimmen. Nach Wichmann steuern sie für 26 Köpfe, wobei aber nur die erwachsenen Personen männlichen Geschlechts gemeint sind. Diejenigen in der jakutischen Provinz, in der Gegend von Dchozk am Meer heißen Lamuten, welches in ihrer Sprache (worin Lam soviel als Meer bedeutet) Leute, die am Meere wohnen, anzeigt. Diese bedienen sich besonders der Hunde zum Fahren und Essen.

Tunica, ein Untergewand, das bei den Römern von beiden Geschlechtern unter der Toga auf dem bloßen Leibe getragen wurde. Gewöhnlich war es aus Wolle und weiß, und reichte bis über das Knie. Man trug auch mehrere Tuniken übereinander. Öffentlich gingen in diesem Gewande nur die Sklaven und gemeine Leute; aber im Hause trugen die Römer meist nur die Tunica, und nicht gegürtet, welches jedesmal der Fall war, wenn man öffentlich erschien, auch bei der Arbeit; daher die Ausdrücke: sich gürtten zu etwas, gegürtet — heißen, als sich fertig machen, bereit, gerüstet. Die Senatoren trugen eine Tunica mit einem breiten Purpurstreif (clavus) besetzt, die Ritter eine ähnliche mit 2 schmälern Streifen. Daher die Benennungen latitlavii und angustitlavii von Personen beider Stände. Eine Gattung der Tunica, welche unter einer

uen getragen wurde, mit Ärmeln versehen und auch von Linnen war,
 m und kam fast mit unserm Hemd überein.

Es ist ein militairisch-republikanischer Staat (3400 □ M., mit 2—3
) in der Berberei, am mittelländ. Meere, östlich an Tripolis, westlich
 ngend. Im Süden ist dürres Steppenland und das Refusa- und Me-
 kste des Atlas, im Westen und an der Küste aber fruchtbarer Boden,
 Medscherda oder Bagrada, dem Nil des Landes, durchströmt wird.
 h an Getreide aller Art (Hafer ausgenommen), Gartengewächsen, köst-
 fruchten und Weintrauben. Die Viehzucht ist beträchtlich. Man hat
 besonders schöne Esel, Maulesel, Rindvieh, treffliche Fische. Jahr-
 0,000 Etnr. Wolle und an 100,000 Stück Häute ausgeführt. Mit
 ischerei beschäftigen sich etwa 160 Rähne, welche sämmtlich von Si-
 capel kommen. Nach der Zerstörung des benachbarten Carthago, wo
 Ruinen vorhanden sind, hatten die Römer in der Gegend des jetzigen
 ues Carthago erbaut und mit römischen Einwohnern bevölkert, welches
 wichtigsten Städte der alten Welt wurde. Sie ward aber nachmals
 ibern zerstört, und nun kam Tunis, vorhin ein unbedeutender Ort,
 sicilischen Normänner, welche sich der Stadt nachher bemächtigten,
 er von Abdalmamum aus Marocco vertrieben. 1530 entstanden in
 in diesem Staate, und da unternahm Kaiser Karl V. s. berühmten
 en Zug dahin. Er schlug die Türken unter Hariaden oder Hairabin
 welche sich unter dem Schein, dem Thronbewerber Alraschid beizustel-
 abt bemächtigt hatten, und drang in die Stadt ein, wo seine Soldaten
 verübten, und eine herrliche Sammlung arabischer Bücher verbrann-
 t, Alraschid's Gegner, wurde aber wieder als Vasall von Spanien auf-
 gesetzt. (Vgl. Barbareßen.) 1570 ward Amida, König von Tu-
 algierischen Türken verjagt, und Philipp II. von Spanien schickte,
 len zu schützen, den Don Juan d'Austria mit einer starken Flotte nach
 e Türken entflohen, allein statt des den Seinigen verhafteten Amida,
 med, ein Vetter von ihm, zum Könige gemacht. Don Juan ließ zum
 Stadt ein Fort anlegen, doch schon 1574 eroberten die Türken sowol
 neuem, als auch das Fort, wobei sie freilich viele Menschen verloren,
 spanischen Soldaten sämmtlich theils tödteten, theils zu Sklaven
 ches Schicksal selbst die spanischen Befehlshaber Serbelloni und Puer-
 . Hierauf ward eine türkische Regierung und Militärverfassung ein-
 der Divan, das vornehmste Collegium, erhielt einen Aga zum Vorste-
 mmer 6 Monate lang blieb, und ein Pascha übte Namens des Groß-
 chste Gewalt. Ungefähr 12 — 16 Jahre erhielten sich die Agas als
 s Divan, da ward durch die Empörung der Miliz eine Veränderung
 ein Dey für beständig als Staatsoberhaupt eingeführt. Doch zer-
 steht an innerliche Unruhen den Staat; 1686 bemächtigten sich sogar
 desselben und übten viele Grausamkeiten aus. Jetzt steht an der Spitze
 rischen Aristokratie ein Bey, Sidi Mahmud Hassan, der s. Würde
 ht hat, und kein Türke, sondern ein Maure ist. Ihm zur Seite steht
 n 37 Mitgliedern. Er erkennt zwar die Schutzherrlichkeit der Pforte,
 ylich ansehnliche Geschenke, nimmt aber keine Befehle von ihr an.
 hanen sind gebildeter, weniger bigott und weniger feindselig gegen die
 die von Algier. Seine jährl. Eink. schätzt man auf 600,000 Thlr.,
 auf 15,400 M. und s. Seemacht auf 20 Raubschiffe. Im Roth-
 r Bey 50,000 irreguläre Beduinen stellen. Die Einw. bestehen aus
 buinen, Berbern, Juden, Türken und Christensklaven. — Die Haupt-
 s liegt 12 Stunden vom Meere, an der Südseite der Meerenge oder

des Canals von Bouletta, welcher den jetzt stark verschlammten Teich oder See Tunis mit dem Meere verbindet, hat eine deutsche Meile im Umfange und ist Mauern und einer guten Festung versehen. Die Häuser sind niedrig, die Straßen eng, um gegen die Sonnenhitze zu schützen, und schmutzig. Die Zahl der Einwohner beträgt, seit der großen Pest von 1789, nur noch gegen 150,000, unter denen 30,000 Juden sind, die hier 8 Synagogen haben. Mehrere Fabriken liefern Seidenwand, einige Seiden- und Wollenzeuge, auch Cassian. Die wichtigsten sind die von den tuneser Mägen, welche in der ganzen Levante Absatz finden. Sie beschäftigen diese Fabriken 50,000 Menschen, und man verbrauchte 3000 Spanischer Wolle, jetzt sind sie auf den dritten Theil heruntergebracht. Tunis ist der Mittelpunkt des Handels vom ganzen Lande. Jährlich kommen 3 Caravans aus dem Innern Afrikas an, und andre aus Konstantinopel über Ägypten. Die Regierung hat viele Monopole, welche sie, wie die Zölle, Meistbietenden (gewöhnlich Juden) überläßt. Man führt aus: Getreide, Öl, Wolle, Häute, Wachs, Datteln, Sennesblätter, Krapp, Korallen, Roseneffenz, Straußfedern. Es halten sich hier auch Consuls von mehreren europäischen Handelsnationen auf. Der Hafen ist von der Stadt ziemlich entfernt, und hat durch den Canal von Goulet einen schmalen Eingang, der nur für kleine Fahrzeuge schiffbar ist. Nach Sousse ist Kairwan die volkreichste Handelsstadt, mit einer großen Moschee, die auf Granitsäulen ruht, der heiligsten in ganz Nordafrika. Bei Bersa (vielleicht Bessa, die feste Burg des alten Carthago) sieht man noch die hohen Bogen einer carthag. Wasserleitung. Aber verschwunden ist der dreifache Wall mit seinen Thürmen, mit den Ställen für 300 Elefanten und 4000 Pferde und den Kammern des carthag. Miethheeres, keine Spur mehr von dem alten Hafenbau, in dem 2000 Kriegs- und 3000 Transportschiffe lagen, auf denen Hamilcar seine Truppen nach Sicilien führte. Kaum einige Trümmer von Eisternen und Cloaken an dem Ort, wo Carthago stand. Noch immer hofft man vom Grafen von Capri, dem Neffen des Cardinals, eine Beschreibung von Tunis und den Ruinen von Carthago zu erhalten.

Tunkin (Tunquin, Tonquin), ein Königreich auf der jenseitigen Seite des Ostindiens. Der Name bedeutet in chinesischer Sprache so viel als der Hof, weil Tunkin sonst eine Provinz von China war, jetzt macht es mit Cochin China (s. d.) ein Kaiserthum, Anam genannt, aus, welches seinen Namen Nuoc-Anam hat, womit die Eingeborenen von Tunkin ihr Land benennen. Es breitet sich wie ein Dreieck mit der Spitze nach Süden zwischen dem Golf von Birma und Laos, und zwischen dem Golf von Tunkin aus, hat zur südlichen Grenze Cochinchina, und stößt gegen Norden an China. Es ist reichlich bewässert durch mehrere kleine Flüsse und die beiden Hauptströme Hoai-Kiang und Lef-Kiang, die von den großen Gebirgen herab. Der Boden ist äußerst fruchtbar. Die Ernte ist doppelte, bisweilen dreifache. Besonders gedeiht der Reis vorzüglich. Anekänisse, Zucker, Bismut-, Firnis- und Talgbaum, Baumwolle, Datteln, Bananen, Feigen, Ananas und Granatäpfel sind im Überflusse. In den Wäldern findet man das trefflichste Schiffbauholz, nämlich den Flekbaum, ferner Adelsholz, Rosenholz etc., und viele wilde Thiere, als das Nashorn, den Königstiger und andere, auch viele Affenarten. Büffel und Pferde sind die hier einheimischen Thiere. Von den hiesigen Schwalben kommen die berühmten indianischen Nester her. Die Gebirge sind zwar reich an edlen und unedlen Metallen, aber Bergbau ist wenig bekannt. Das übrige von diesem Lande, sowie auch von Cochin China. Die Hauptstadt Tunkins ist Tcho, von der auch Backing genannt.

Tunnel, s. London; vgl. die Schrift: „Die Brücke oder der Tunnel unter der Themse in London“ (Leipz. 1827, 4., m. Kpfen.). Im Oct. 1828

die Fortsetzung dieses Baues wegen Mangel an Fonds aufgeben. Auch das kaum kannte einen solchen Tunnel. Strabo erzählt, daß zu Babylon ein unterirdischer gewölbter Gang unter dem Euphrat vom königl. Palaste zum Tempel des Belus ging, der 15 Fuß weit und 12 Fuß hoch war; die Breite des Euphrats an dieser Stelle war ein Stadium (625 Fuß). Der Euphrat wurde aber, als man den Tunnel zu Babylon baute, abgeleitet, wie Herodot erzählt.

Turban (türkisch Dülbend, Tulbend) ist eine Kopfbedeckung, welche die Araber und die meisten morgenländischen Völker tragen. Er besteht aus einem Leinwand oder Taffet, welches 4 Mal um eine Art Mütze gewickelt ist (daher Bund genannt). Des Sultans Turban ist sehr dick, mit 3 Reihen Büscheln, vielen Diamanten und andern Edelsteinen geziert, und die Türken halten ihn in Ehren, daß sie kaum es wagen, ihn anzurühren. Ein besonderer Beamter, der Tulbend-Uga, verwahrt ihn. Der Großvezier hat auf seinem Turban 2 Reihen; geringere Befehlshaber führen deren einen oder auch gar keinen. Die Soldaten tragen grüne Turbane. Dieses Vorrecht haben sie als Anverwandte von Mahomed und Ali.

Turenne (Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de), ein berühmter Feldherr, geb. 1611 zu Sedan, der zweite Sohn Henris de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouillon, und der Elisabeth, L. Wilhelmus I., Fürsten von Nassau. Des jungen L. Lieblingsbuch war das Leben großer Feldherren, und er las die Geschichte Alexanders, von Curtius. Unter seinem Oheim, dem Moriz von Nassau, zum Krieger gebildet, erhielt er 1634 ein franz. Regiment, diente bei der Belagerung von Lamoignon in Lothringen, unter dem Marschall de Force, und nahm eine Bastion weg, deren Einnahme dem Sohne des Königs fehlgeschlagen war. Er ward dafür zum Maréchal de Camp ernannt, und er auch bei der Einnahme von Breisach wichtige Dienste geleistet hatte, so ward er von der Cardinal Richelieu eine seiner Nichten zur Gemahlin an, welche L. aus Anhänglichkeit an die reformirte Religion, worin er erzogen war, ablehnte. 1639 ward er nach Italien geschickt, wo er die Belagerung von Casale leitete und bei Montcalier die Feinde schlug, während der Marschall v. Harcourt belagerte. 1643 eroberte er Roussillon und erhielt dafür 1644 den Marschallstab und den Oberbefehl des Heers in Deutschland. Er ging über den Rhein, besiegte die Baiern unter Mercy und vereinigte sich mit dem Herz. v. Enghien, ward bei Mergentheim (Marienthal) geschlagen, gewann aber 3 Monate später die Schlacht bei Nördlingen. 1646 vereinigte er sich, nach einem Marsche von 100 Meilen, mit den Schweden unter Wrangel, schlug in Verbindung mit ihnen die Baiern bei Zusmarshausen, fiel in Baiern ein und zwang den Herzog, Frieden zu bitten. Als dieser Fürst nachher den Vertrag brach, ward sein Heer von L. geschlagen, und er selbst aus seinem Lande vertrieben. In dem folgenden Jahre (s. d.) (1649) ward L. zuerst von dem Herzoge v. Bouillon für die holländische Partei gewonnen. 1650 von dem Marschall de Turenne bei Rhetell geschlagen, gestand er freimüthig, diese Schlacht durch eigenes Versehen verloren zu haben: denn, setzte er hinzu, wenn Jemand Fehler im Kriege begeht, so ist es ein Beweis, daß er noch nicht lange dabei ist. Der spanische Hof sandte ihm, um ihn zur Fortsetzung des Krieges zu muntern, 100,000 Kronen, die L. aber, in der Erwartung einer Ausöhnung mit der Hofpartei, zurückschickte. Diese Ausöhnung erfolgte auch wirklich, und L. ward nunmehr zum General des königl. Heeres ernannt. Sein Gegner war der Herzog v. Enghien, nachmals Prinz v. Condé, der in span. Diensten war. Mit abwechselndem Glücke führten diese beiden Feldherren den Krieg, bis endlich L. durch die Einnahme Dünkirkens (Schlacht in den Dünen 1658) und des größten Theils von Flandern den Cardinal Mazarin in Stand

setzte den pyrenäischen Frieden zu schließen. 1653 vermählte sich T. mit der Tochter des Marschalls und Herzogs de la Force, einer Protestantin, blieb jedoch kinderlos. Bei Erneuerung des Kriegs mit Spanien (1667) wählte der hochmächtige Ludwig XIV. den Marschall T. zu seinem Lehrer in der Kriegeskunst, gab ihm den Titel eines Generalmarschalls der franz. Armeen und machte ihn zu seinem Vorfeldherrn, um durch T.'s kriegerische Talente sich selbst Lorbern zu erwerben. Die bern und Franche-Comté wurden erobert, und T. trat zur kath. Kirche (1668) über. Die Katholiken stellen diese Religionsveränderung als das Ergebniß wirklicher Umkehrung dar; die Protestanten hingegen schreiben sie ehrgeizigen Absichten zu. Voltaire, vielleicht unparteilicher als Beide, sagt: „Die Belehrung Turenne's ist vielleicht aufrichtig gewesen sein. Das menschliche Herz vereinigt häufig Ehrgeiz und die Schwachheiten der Liebe mit religiösen Gesinnungen“. Als Ludwig XIV. 1672 die Eroberung Hollands beschloß, ward T. wieder der Oberbefehl übertragen, und er nöthigte 1673 den Kurfürsten Friedr. Wilh. v. Brandenburg, welcher den Holländern beistand, den Frieden von Vossien zu unterzeichnen. T. wies sich allenthalben sehr ehrlich und uneigennützig. Als ein General ihm einen Vorschlag machte, durch dessen Annahme und Ausführung er 400,000 Livres zu gewinnen können, erwiderte T.: er habe oft Anerbietungen dieser Art ausgegangen und werde nie sein Betragen ändern. Eine Stadt bot ihm ein Geschenk von 100,000 Speciesthalern an, um ihn zu bewegen, nicht durch ihr Gebiet zu marschiren. „Da Ihre Stadt“, erwiderte T., „nicht auf meiner Marschroute liegt, so kann ich auch Ihr Anerbieten nicht annehmen“. Nach der Einnahme von Franche-Comté vertheidigte T. die Grenzen dieses Landes, ging 1674 bei Philippsburg über den Rhein, eroberte Singheim, und schlug das kais. Heer unter Saxe und dem Herzoge von Lothringen bis an den Main zurück. Darauf wandte er gegen den Prinzen v. Bournonville, der mit frischen Truppen angelangt war, siegte ihn gleichfalls, und verhinderte s. Vereinigung mit dem kais. Haupt. Die Kaiserlichen fielen mit 70,000 M. in das Elsaß ein und belagerten Bielefeld und Philippsburg. T. hatte nur 20,000 M., ward aber von Condé vertheidigt. So zog er über schneebedeckte Gebirge und war mitten unter den feindlichen Heeren im Oberelsaß, als diese ihn noch in Lothringen wähten. Er zerstreute die Heeresmacht, welche ihm gegenüberstand, ohne eine bedeutende Schlacht, besetzte das Elsaß, und zwang die Deutschen, über den Rhein zurückzugehen. Das Vertrauen seiner Soldaten zu ihm war fast grenzenlos, und gerade dies machte es ihm möglich, so große Dinge auszuführen. Der Ruhm, welchen T. sich in die Feldzüge erwarb, war um so glänzender, da er ganz seinen eignen Ansichten nicht den wiederholten Befehlen des Königs folgte. Allein durch die grausame Verwüstung der Pfalz besetzte er jenen Ruhm, und man muß vermuthen, daß er hinsichtlich dieser Maßregel, wider seinen Willen den Vorschriften des Ministeriums folgte. „Nach der Schlacht von Singheim“, erzählt Voltaire, „verheerte Turenne die Pfalz, ein ebenes und fruchtbares Land, mit Feuer und Schwert. Der Kurfürst von der Pfalz sah von seinem Schlosse zu Mannheim 2 Städte und 25 Dörfer in Feuer. In Verzweiflung darüber tobte er Turenne in einem Briefe mit Vorwürfen zum Zweikampfe heraus. Der Marschall sandte das Schreiben dem Könige zu, der die Annahme der Herausforderung verbot, und Turenne antwortete darauf durch ein unbestimmtes Compliment, welches Nichts bedeutete. Er pflegte sich gewöhnlich mit Mäßigung und Zweideutigkeit auszudrücken. Ebenso kühn ließ er einen Theil der Kornfelder des Elsasses verheeren, um dem Feinde Mittel zur Subsistenz abzuschneiden, und erlaubte seiner Reiterrei, auch Lothringen zu verwüsten. Er wollte lieber der Vater der ihm anvertrauten Soldaten als der Volks sein, welches nach den Gesetzen des Krieges immer das Opfer ist“. T. außerordentliches Glück veranlaßte den kais. Hof, seinen besten General ihm zu

genzustellen, und Montecuculi wurde (1673) an den Rhein gesandt. Nach einer Reihe der kunstreichsten Bewegungen sollte es zu einem Treffen bei Sasbach im Elsaß kommen, als L. beim Recognosciren, indem er einen Platz zur Anlegung einer Batterie suchte (27. Juli 1675), durch eine Kanonenkugel, die einen Heumast auf ihn niederschlug, getödtet ward. Dieselbe Kugel riß auch dem General v. St.-Hilaire den Arm weg, der seinem Sohn, welcher darüber in Thränen ausbrach, zurief: „Nicht mich, sondern diesen großen Mann mußt Du beweinen.“ L.'s Überresten wurde von dem Könige die höchste Ehre bewiesen. Sie wurden, gleich der Leiche des Connetable du Guesclin, zu St.-Denis beigesetzt. — L. besaß bei einem rohen und gemeinen Außern eine große Seele. Seine Gemüthsstimmung war kalt; s. Sitten waren anständig und einfach. Er war nicht immer glücklich im Kriege und beging Fehler; „aber“, sagt Voltaire; „er machte sie immer wieder gut und bewirkte mit geringen Hülfsmitteln viel“. Er galt für den geschicktesten Feldherrn in Europa, gerade zu einer Zeit, wo die Kriegskunst mehr als vorher studirt ward. Obgleich er wegen s. Abfalls im Frondekriege getadelt wurde, obgleich er in einem Alter von beinahe 60 Jahren sich durch die Liebe verleiten ließ, ein Staatsgeheimniß zu entdecken; obgleich er in der Pfalz unnöthig scheinen-der Grausamkeiten verübte: so behält er doch den Ruf eines Mannes von Wort, eines weisen und gemäßigten Mannes, da seine Tugenden und großen Talente die Schwächen und Fehler bedeckten, welche er mit so Vielen gemein hatte. (Vgl. Labé, Fronde, Montecuculi und Ludwig XIV.) N. P.

Turgot (Anne Robert Jacques), Baron von Aulne, ein patriotischer aufgeklärter franz. Staatsminister, Sohn des Präsidenten M. E. Turgot, in Paris geb., studirte in der Sorbonne Theologie. Im 24. Jahre übersetzte Virgil's Gedicht vom Landbau, und dies veranlaßte ihn wahrscheinlich, s. Studien zu ändern, sich den Staatswissenschaften zu widmen, und sich besonders der physiokratischen Schule anzuschließen. Er verließ also die Sorbonne, begleitete den Intendanten de Gournay auf s. Reisen und ward 1761 zum Intendanten von Limoges ernannt, welches Amt er 12 Jahre lang zur größten Zufriedenheit der Bewohner jener Provinz verwaltete. Er lebte überaus sparsam, war sehr wohlthätig und sorgte eifrigst für Beschäftigung und Nahrung seiner Untergebenen. Alte, Mißbrauch entstandene Auflagen schaffte er ab, und ihm verdankte man die Idee und die erste Errichtung wohlthätiger Arbeitsanstalten. 1774 ernannte Ludwig XVI. zum Seeminister, bald darauf aber zum Generalcontroleur der Finanzen, und hier bewies er in einem weitem Kreise s. edle, auf wirkliche Verbesserungen in der Verwaltung gerichtete Denkart. Er verringerte die Bölle auf Einkünfte, welche zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehörten; er befreite den Handel von s. Fesseln; er erweiterte die Rechte der Gewerbetreibenden, hob die ausschließlichen Vorrechte von Gesellschaften und Zünften auf, beförderte den Ackerbau durch Verringerung der Auflagen und machte einen Entwurf zur Veränderung der Lehnsrechte, welcher den Herren und Vasallen gleich heilsam gewesen wäre; er suchte auch das Salz in Frankreich zum freien Handelsartikel zu machen, und die Kosten der Hofhaltung zu beschränken, erfuhr aber, von Seiten der jungen lebhaften Königin, der verschwenderischen Prinzen und des großen Haufens der Bedienten, die dabei ihre Rechnung nicht fanden, einen unbefiegbaren Widerstand. Indessen brachte er doch mehrere seiner wohlthätigen Plane zur Ausführung. Die Krone und der Hafen von Marseille wurden für die Ausfuhr der inländischen Waare geöffnet; er stellte die Freiheit des Getreidehandels wieder her, welche der Abbe Terray 1772 zerstört hatte; er befreite das Ländchen Gex von allen unmittelbaren Steuern u. s. w. Niemand übertraf ihn an Thätigkeit. Er starb 1781 im 40. J. s. Alters. Schon lange vorher hatte er die Finanzverwaltung, welche er 20 Monate lang führte, niederlegen müssen. Die Zeit nachher bis zu seinem

Tode verwandte er auf literarische Beschäftigungen. Ludwig XVI. sagte von ihm: „Niemand liebt das Volk, außer Turgot und ich“. Laharpe schätzte T. so: „Er war ein Mann von einem starken Charakter, den Nichts, selbst Hofe und unter den größten Verhältnissen, von der Rechtlichkeit abwendig machen konnte; unter den Gegenparteien und den Unannehmlichkeiten seiner Vermögen von unerschütterlicher Gleichmüthigkeit; dabei von einer Thätigkeit, die in Krankheit schwächen konnte; er hatte nur 2 Leidenschaften: Gelehrsamkeit und Glück des Volks“. Man hat T. und fast allen franz. Philosophen und Gelehrten seiner Zeit Schuld geben wollen, daß sie die ersten Urheber der franz. Revolution waren, und daß besonders seine Neuerungen zu Gunsten des Volks das letztere größere und günstigere begierig gemacht hätten. Allein auf diese Weise könnten jede gerechte und menschliche Neuerung mit eben solcher Schuld belasten. T. übrigens ein überaus tugendhafter Mann und ein großer Freund der Wissenschaften, besonders der schönen Literatur. Er machte Frankreich zuerst mit Ossian's dichten bekannt, übersehte aus dem Italienischen den „Pastor fido“ von Gellert und aus dem Deutschen Klopstock's „Messias“ und Gessner's „Tod Abels“; er suchte er die Veröfentlichung der Aiten nachzubilden, s. metrischen Übersetzungen in Eklogen Virgil's beweisen aber nur die Vergeblichkeit solcher Bemühungen Französischen. Gedruckt sind von ihm einige Abhandlungen über das Finanzwesen etc. In seinem Äußern war er einfach und angenehm, in großen Gesellschaften etwas ängstlich; aber im Conseil desto muthvoller. Auffallend war es, daß trotz s. frühern Eifers für die christliche Religion und ungeachtet seiner sich bleibenden ungeheuchelten Frömmigkeit, bei reifern Jahren den christlichen Glauben als das Werk eines thörichten Überglaubens betrachtete.

Turin (ital. Torino), Hauptst. der kön. sardinischen Staaten auf dem flachen Lande, mit 117,900 Einw. (vor 10 J. etwa 80,000), Residenz des Königs von Sardinien und Hauptst. des Herzogth. Piemont, eine der schönsten und regelmäßigsten Städte Italiens, am linken Ufer des Po, hat eine überaus angenehme Lage in einem weiten Thale, das von der einen Seite mit Hügeln, mit Klöstern, Schlössern und Landhäusern bebauet sind, umgeben wird. Über das Thal führt eine schöne steinerne Brücke. Turin war ehemals eine starke Festung; wurde 1706 von den Franzosen vergebens belagert. Jetzt sind die Festungsanlagen in Spaziergänge verwandelt; auch hat die Stadt jetzt keine Mauern und nur ein Thor (porta nuova) an der Mittagsseite; doch wird sie durch eine starke Citadelle vertheidigt. Turin hat 32 Hauptstraßen, die sich alle in rechten Winkel durchschneiden. Unter den Häusern gibt es viele palastähnliche, die meistens 5 Stockwerke hoch und aus gebrannten Steinen gebaut. In mehreren Straßen, besonders in der Po-Strasse, welche die schönste ist, besteht das Parterre aus Häusern aus Bogengängen, in welchen sich Kaufläden befinden. Unter den öffentlichen Plätzen ist der viereckige Königs- oder Karlsplatz der größte, und mit schönen Gebäuden umgeben; die vorzüglichsten darunter sind: die Kirche San-Carlo, das königl. Schloß und das Operntheater. Bei dem Schlosse ist ein schöner Garten, der zum öffentlichen Spaziergange dient, und von welchem aus man die besten Ausichten hat. Das Universitätsgebäude ist ebenfalls sehr ansehnlich. Zur Universität gehören eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein Naturalienkabinet, ein botanischer Garten und ein reiches ägyptisches Museum mit vielen Seltenheiten, die der Ritter Drovetti gesammelt hat (Denkmäler, Bildsäulen etc., a. d. Zeit vor dem Sesostris). In der Nähe liegt das berühmte kön. Lustschloß La Veneria. Der Handel ist die Stadt eine Hauptstraße aus Frankreich nach Italien. Der Handel wird mit piemontesischer Seide getrieben; es gibt hier wichtige Seidenfabriken, auch Tapeten-, Tabaks-, Porzellan- und Gewerkefabriken. 1796 wurde Turin von den franz. Republikanern erobert, aber am 25. Mai 1799 von den Östreichern wieder eingenommen.

er Suvoroff wieder genommen. Nach der Schlacht bei Marengo (1800) wurde er in die Gewalt der Franzosen und blieb in derselben als Hauptort part., bis es 1814 dem Könige von Sardinien zurückgegeben ward.

lei und Griechenland. S. diesen Art. am Schlusse des 12. ohn wir ihn der Nachträge wegen verweisen müssen.

Le n p a ß, ein Schiffpaß im mittelländischen Meere, besteht in einer partita, auf welcher oben ein Schiff durchschnitten ist. Die Türken- und Barbaren-Corsaren haben die andre Hälfte des Passes: begegnen sie einem Schiffe, das eine solche Carta partita hat, so fügen sie beide Hälften um die Echtheit des Passes zu prüfen. Die Schiffe derjenigen Mächte, mit den Barbaren Friedens- oder Tributverträge geschlossen haben, führen die Pässe am Bord, sobald sie das Cap Finisterra (an der nordwestlichen Küste der spanischen Provinz Galizien) umschiffen wollen. Der Vertrag ist nichtig, wenn das Schiff diesen Paß auf Reisen, wo er nachher geführt werden muß, nicht führt. Er heißt auch Algierischer Paß. Lürkheim (Baron von), seit 1824 Mitglied der französischen Deputirtenkammer zu Strassburg, Präsident des Handelsgerichts daselbst, Kaiserlichen Consistoriums und der Commission für den protestantischen Ministerium des Innern u., ist geb. zu Strassburg und gehört zu einer Familie dieser Stadt. Er bekleidete während der Revolution, deren er mit großer Mäßigung annahm, mehrere Municipalstellen. Zur Zeit des Systems ward er als gemäßigt Denkender verdächtig; daher suchte er in Deutschland. Nach seiner Rückkehr sollte er in den Erhaltungsgesetzen, allein er nahm, mit Genehmigung des Kaisers Napoleon, die Finanzministerstelle bei dem Großherzog von Baden an, legte sie jedoch nach wenigen Monaten nieder, und kehrte, mit dem Barontitel und dem badischen Kreuze beschenkt, nach Frankreich zurück. Das Depart. des Niederrheins ernannte ihn 1815 als Mitglied zu der sogen. Chambre introuvable, in welcher er die Minorität stimmte; 1819 abermals gewählt, hielt er sich zur linken Seite gegen die Ausnahmegesetze, aber für die neue Wahlform. Auch als Mitglied der Acad. des sciences et belles-lettres sich Hr. von L. allgemeine Hochachtung erworben. So zahlte er ihm, die man ihm in Papiergeld anvertraut hatte, in Metall zurück, weil das Papiergeld in der Zwischenzeit sehr gefallen war, und er dadurch viel verlor.

Lürkheim (Johannes v.), Staatsmann und publicistischer Schriftsteller, Sohn einer der angesehensten protestant. Familien zu Strassburg, widmete sich den Wissenschaften, da ihm der Stand seines Vaters, eines der ersten in jener Stadt, nicht gefiel. Durch Reisen und lehrreiche Verbindungen weit ausgedehnt, bekleidete er mehrere wichtige Stellen in s. Vaterstadt. Er wurde 1813 in der ersten Nationalversammlung gewählt, zeichnete sich durch s. Eifer für das Gemeinwohl aus. Unter s. publicistischen Schriften, die er damals bekannt wurde, ist seine meisterhafte „Darstellung der Verhältnisse des Elsasses überhaupt und der Stadt Strassburg insbesondere“ historisch wichtig. Die Stürme der Revolution nöthigten ihn, s. Vaterstadt zu verlassen. Er lebte einige Jahre auf s. Besitzungen bei Ettenheim, wurde 1817 Mitglied der Ortenauischen Ritterschaft geworden war. Als Abgeordneter sächsischen Fürstenhauses erschien er auf der fränkischen Kreisversammlung zu Nürnberg. Später trat er in hessens-darmstädtische Dienste und wurde 1820 hessischer bevollmächt. Minister beim Reichstage von Regensburg u. bei der Wiener Congregation ernannt. Nach der Auflösung des deutschen Reichs beauftragte ihn die hessische Regierung mit einigen wichtigen Aufträgen, besonders zu Wien, wo er einige Zeit verweilte. Dann zog er sich auf seine Besitzungen in die Nähe

des Rheins zurück. Seine letzte diplomatische Sendung war die Reise, welche mit dem Freiherrn Schütz von Grolleburg, im Namen der protestantischen Süddeutschlands, nach Rom, zum Behuf der Unterhandlung wegen des Concordats mit dem päpstlichen Hofe, unternahm. Auch nennt man ihn in der „Hist. généalog. de la maison de Hesse“. Er starb d. 28. Jan. 1837 in seinem Gute im Badischen zu Altorff, unweit Ettenheim, im 78. J. seines Lebens.

Turkhestan (d. i. **Türkenland**), eine Landschaft in Mittelasien, zu der freien Tatarei rechnet, und welche am rechten Ufer des Sir Daria (es bei den Alten) liegt, ist das Stammland der Osmanen und wird jetzt dem kirgisischen Regenten beherrscht, der mit den Einw. sich zur mohammedanischen Religion bekennt. (S. **Turkmanien**.)

Türkisch. Unter d. N. circuliren im Handel 2 ganz verschiedene, von welchen die eine ein Mineral, die andre ein Fossil ist. Der türkische **Türkisch** oder **Kalait** findet sich eierförmig, derb und eingesprengt muschligen Bruch, himmelblaue, ins Spangrüne geneigte Farbe, glänzend, undurchsichtig, hart und das specif. Gewicht = 3. Er kommt in Rhorassan in Persien und auch an einigen a. D. vor. — Der andere **Türkisch** ist eine durch kohlen-saures Kupferoryd oder phosphor-saures spangrün gefärbte fossile Knochensubstanz, meist Reste von Zähnen und Knochen großer Thiere. Er findet sich in Sibirien, im Thurgau und doc. — Beide Türkisarten werden auch durch die Benennungen orientalischer Türkis, oder *turquoise de vieille et de nouvelle* unterschieden. Der erstere steht in weit höherm Werthe als der zweite.

Türkische Münzen finden sich insbesondere seit der Eroberung von Konstantinopel durch Mahommed II., 1453. Frühere Münzen sind persische mit türkischem Stempel, oder kufische mit altarabischer Schrift, die Khalifen zu Bagdad, Damask, Kufa (woher der Name kufische entstanden) und a. D. in Asien und Afrika, auch zu Corduba in Spanien. Unter den türkischen Münzstädten sind Konstantinopel, Alexandria, Kahira, Algier, Tunis und Tripolis u. d. i. die bekanntesten. Ein Fuß findet in diesem Reiche nicht statt, wo oft die Willkür als Gesetz, insbesondere die Statthalter in den entfernten Provinzen ihn nach Willkür. Der türkische Glaube verbietet Bildnisse von Personen überhaupt, daher auch ihre Münzen keine dergleichen, sondern auf einer Seite nur d. h. den Namen und die Insignien des Sultans in verschlungener Schrift, der andern einen Spruch aus den Koran. Die bekanntesten türkischen Münzen nach welchen auch gerechnet wird, sind die **Piafter**, welche ungefähr 1/40 des Paras, deren 40 auf einen Piafter und die **Asper**, deren 3 auf einen Piafter gehen.

Türkische Sprache und Literatur. Wie die Osmanen ein tatarischer Stamm sind, so ist auch ihre Sprache eine tatarische. Sie ist sowohl von der persischen als von der arabischen und den verwandten Sprachen durchaus verschieden. Die türkische Sprache hat etwas Volltönendes, aber zugleich Rauhes und Ernstes. Die Moslems haben verschiedene Sprichwörter, wodurch sie den Charakter der 3 jetzt herrschenden Theile Asiens herrschenden Hauptsprachen, der arabischen, persischen, zu bezeichnen pflegen; z. B. die arabische Sprache überredet, die türkische straft; arabisch habe im Paradiese die Stammmutter angeredet, persisch haben Adam und Eva sich von den Engeln unterhalten, türkisch habe der Engel gesprochen, als er das Paradies versagen mußte. Die türkische Sprache ist zwar in

sehr regelmäßig, aber an sich ist sie arm. Dieser Armuth ihrer Sprache jedoch dadurch abgeholfen, daß sie den ganzen arabischen und persischen Schatz sich angeeignet und mit ihrer Sprache so verschmolzen haben, daß ein Kenntniß des Arabischen und Persischen zu keiner gründlichen Kenntniß der türkischen Sprache gelangen kann. Durch Vermischung dreier so ganz verschiedener und so sehr verschiedener Sprachen wird aber auch die Erlernung des Türkischen sehr schwierig. Fast ausschließlich türkische, arabische und persische Wörter und ganze Redensarten sind in der Sprache des gemeinen Lebens als in Schriften ohne Unterschied. Die Türken bedienen sich der arabischen Buchstaben mit vielen Veränderungen, und schreiben auch, wie die Juden und Araber, von rechts nach links. Das Papier erhalten sie meistens aus Venedig, lassen es vor dem Gebrauche stark glätten. Ihre Federn werden von einem Feinschnitten, und ihre Tinte gleicht unserer Buchdruckerfarbe. Sie schreiben auf Kien, und höchstens dient ein Pappendeckel zur Unterlage. Die Vokale sind in kleinen geraden oder gekrümmten Strichen bestehen, und bald unter die Consonanten gesetzt werden, sind, den Koran ausgenommen, nicht geschrieben. Das Lesen wird überdies noch durch die vielen ungleichen Alphabete, deren man sich im Schreiben bedient, ungemein erschwert; jedes Alphabet wird in der Kanzlei, ein andres in Briefen, ein andres in wissenschaftlichen Aufsätzen, ein andres in Rechnungen gebraucht. Wer das eine recht fertig liest, kann darum noch nicht zum andern lesen. Gleich dem Französischen in Europa ist das Türkische in den großen Theile Asiens und auf der Nordküste Afrikas die allgemeine Sprache, obschon auf diesem weiten Umkreise verschiedene Dialekte vorkommen. Erst nachdem die Türken mit dem mahomedanischen Religionsbuche sich bekannt machten, und, zu Anfang des 14. Jahrh., unter einem ihrer Emire, in Kleinasien auf den Trümmern des griech. Kaiserreichs eine selbständige Herrschaft hatten, fingen sie allmählig an, das Bedürfniß wissenschaftlicher Kenntnisse zu fühlen. Schon Sultan Orkhan, Osman's Nachfolger, obgleich mit Eroberungen beschäftigt, stiftete 1336 zu Brussa in Asien eine wissenschaftliche Lehranstalt (Madrassa), welche durch die Gelehrsamkeit der dabei anwesenden so berühmt wurde, daß selbst Araber und Perser es nicht verschmähten, in der Osmanen zu werden. Ihre eignen Geschichtschreiber bemerken, daß in diesem Hause, bis auf Achmed I. (1603), obgleich sie ihre Thronbesteigung nicht alle in gleichem Maße durch rühmliche Unternehmungen und Kriege verherrlichten, sich doch alle durch ihre Liebe zu den Wissenschaften, durch ihre Aufmunterungen, die sie denselben zu Theil werden ließen, auszeichneten. Das goldene Zeitalter der türkischen Literatur war (in der zweiten Hälfte des 16. n. Chr.) die Regierung Suleiman's, mit dem Zunamen der Gesegneten, dessen Siege den römischen Reiche ein Ende machten. In den türkischen Schulen und höhern Lehranstalten, die gemeiniglich in Verbindung sind, und deren Zahl sich in Konstantinopel auf mehrere Hundert beläuft, wird hauptsächlich arabische Grammatik, Logik, Rhetorik, Dialektik, nach dem Vorbilde der im Mittelalter von Arabern in ihrer Sprache abgefaßt worden sind, gelehrt, die im Mittelalter von Arabern in ihrer Sprache abgefaßt worden sind, hauptsächlich die Araber des von uns sogen. Mittelalters in Philosophie, Mathematik, Heilkunde, Geschichtswissenschaft u. Theologie noch immer die Lehrer der Türken waren, die sie sich nie zu erheben vermochten. Schriften über Astrologie, Traumdeutung, alle Arten von Wahrsagungskünsten machen keinen unbeträchtlichen Theil der türkischen Literatur aus, und werden fortwährend studirt. Besonders die Astrologie bei den Türken den Rang einer Wissenschaft und ist auch auf den öffentlichen Einflusse auf alle Staats- und Privatangelegenheiten. Der Haseki (Ober- oder Hofastrolog) ist einer der wichtigsten Hofbeamten.

ten, indem die Zeit der bedeutendsten Geschäfte von ihm bestimmt wird. Auch Aufsicht werden auch die Kalender gefertigt. Allein die Werkzeuge, ohne die Untersuchungen des scharfsinnigsten Physikers unvollkommen bleiben, sind in der Türkei entweder ganz unbekannt, oder man kennt sie bloß als Spielzeug, das Anstaunen der Unwissenheit zu erregen. Das Teleskop, das Vergrößerungsglas, die Elektrisirmaschine und a. dergl. Hülfsmittel der Naturwissenschaften wissen die Türken nicht zweckmäßig zu gebrauchen. Selbst des Kompasses bedienen sie sich bei ihrer Schifffahrt nicht allgemein. Es ist daher nach der Nautik, Astronomie, Geographie, Ackerbau, Chemie und alle die Wissenschaften, die nach den großen Entdeckungen der Neuern fast ganz umgewandelt worden sind, bei den Türken in einem höchst unvollkommenen Zustande stehen. Geschichte lieben sie; aber ihre Geschichtswerke sind größtentheils in einem trockenen Chronikensstyl oder in einer schwülstigen, mit Bildern überladenen poetisch-prosaïschen Schreibart abgefaßt. Einer ihrer ältesten und geschätztesten Annalisten ist Saad-ed-din, der, nachdem er Lehrer und Erzieher zweier Sultane gewesen war, als Mufti zu Konstantinopel 1599 starb. Seine Chronik den Titel: „Tadsch-et-tawarich“, d. i. die Krone der Annalen, geht vom Urfange der Osmanen bis auf Selims I. Tod (1520) und wird von den Türken als classisches Werk betrachtet. Es ist von Launclavius in die lateinische, von tutti in die italienische, und von Podesta in die deutsche und latein. Sprache gesetzt worden. In den Werken Naima's, Raschid's und Tschelebisade's sind Jahrbücher des türkischen Reichs von 1592 — 1727 in ununterbrochener Fortgeführt. Ausgezeichnet durch seine unter türkischen Gelehrten ungenügende historischen und literarischen Kenntnisse war Hadshi Chalfa, mit dem Zitierten Tschelebisade, der als Beisitzer der Hauptrechnungskammer (Baski Muhasib) 1657 zu Konstantinopel starb. Unter dem Titel: „Aufgedeckte Bücher der Wissenschaftskunde“, verfaßte er ein encyclopädisches und bibliographisches Werk, worin die Namen aller von den Arabern, Persern und Türken gepflegten Wissenschaften, und die Titel aller in den Sprachen dieser 3 Völker geschriebenen Werke vom 1. bis zum J. 1050 der Hebschra (1640 n. Chr.) aufgeführt sind. Dieses Werk diente zur Grundlage der „Encyclopädischen Übersicht der Wissenschaften des Orients“ (von Jos. v. Hammer, Leipzig 1804), welcher Hadshi Chalfa's Beschreibung, von ihm selbst verfaßt, vorgelegt ist. Außer jenem biographischen Werke u. a. mehreren Schriften des Hadshi Ch. verdienen besonders folgende logischen Tafeln bemerkt zu werden, die von Adam beginnen, und auch bis zu ihm gehen. Die von Reiske verfertigte lat. Übersetzung derselben befindet sich noch gedruckt auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen. Auch in der Dichtkunst der Araber und Perser die Muster, die sie nachahmen. Der Inhalt ihrer Gedichte größtentheils auf Mystik, Moral und Liebe beschränkt. Wir erinnern an den Türken Molla Khosrew romant. Gedicht „Khosru und Schirin“. Türkische Dichtung enthält von Hammer's „Morgenländisches Kleeblatt“ (Wien 1819) Räthsel, Logogryphen, Chronogramme und andre dergl. poetische Kunststücke, bei ihnen sehr beliebt. Alle ihre dichterischen Erzeugnisse sind gereimt. Die Sodie und die poetische Technik ist ganz dieselbe wie die der Araber und Perser. Der nevi ist ein langes Gedicht, worin jedes Distichon s. besondern Reim hat; das und Kasside sind Oden oder Lieder mit einem Reim; das Rubaji (Tetrastich) ist meistens epigrammatisch; das Kitaa hat 4 — 8 Strophen mit verschiednen Reimen und ist auf alle Gegenstände anwendbar. Nachrichten von türk. Dichtern und Proben aus ihren Dichtungen enthält: „Latifi, oder biographische Nachrichten von vorzüglichsten türkischen Dichtern, nebst einer Blumenlese aus ihren Werken aus dem Türkischen des Monka Abdul Latifi und des Aschik Hassan Tschelabi, übersetzt von Thom. Chabert“ (Zürich 1808). Baki's (st. 1600), des größten türk. Epik.

hat Jos. v. Hammer zum ersten Male ganz verdeutscht (Wien 1825). 1727, in der Regierung Ahmed's III., ward von dem aus Ofen gebürtigen Renegaten Ibrahim, mit Beihülfe eines prager Juden, Chacham Jonas, und durch Unterstützung des Großvezirs, Ibrahim Pascha, zu Konstantinopel eine türkische Druckerei errichtet, in welcher bis 1742 17 Werke in 23 Bdn. und 13,000 Exemplaren gedruckt wurden. Nach einem langen Stillstande ward die Druckerei unter der Regierung des Sultans Abdolhamid wiederhergestellt. Doch arbeitete sie nur etwa 2 Jahre. 1793 ward sie von Abdorhaman Effendi, einem wohlwollen türkischen Geometer, welcher der Pforte als Abgrenzungskommissar am Frieden zu Sistow gute Dienste geleistet hatte, wieder in Thätigkeit gesetzt und mit der in Chafloj (einer Vorstadt Konstantinopels auf der Seite Peras) errichteten Ingenieurschule verbunden. Hier blieb sie jedoch nur einige Jahre, im Anfange des gegenwärtigen Jahrh. ward sie in die zu Skutari angelegte Druckerei der neuen Miliz verlegt. Bis 1806 wurden 26 in derselben Werke gedruckt. In den Unruhen von 1807 und 1809 litt sie zwar großen Schaden, ward aber von dem regierenden Sultan Mahmud II. noch 1809 wiederhergestellt. Ein vollständiges Verzeichniß der in Konstantinopel bis 1813 gedruckten Werke hat v. Hammer in der „Leipz. Literaturzeit.“, 1813, Nr. 42, 1814, Nr. 197 und 198, 1820, Nr. 107 fg., und in Hormayr's „Archiv“ gegeben. Vgl. auch Toderini's „Türkische Bibliothek“ (3. Bd.) und Lüdecke's „Beschreibung des türkischen Reichs“ (3. Th.). In die Theologie und in die Gesetzwissenschaften einschlagenden Bücher waren dem Druck ausgeschlossen. In der Buchdruckerei zu Konstantinopel sind seitdem erschienen: der „Kamus“, 3 Bde., Fol.; der „Mewahib“ (eine Metaphysik), und der arabische Commentar des „Scheichsade“ (verfaßt unter Mohammed IV.) in arab. „Mulleka“ des Scheichs Ibrahim von Haleb (verfaßt unter Suleiman dem Großen), dem berühmten Coder der muselmännischen religiösen Gesetzgehung. — Der kais. Historiograph, Hieronymus Meißner zu Wien, gab 1612 die türkische Sprachlehre heraus. Seitdem wurde das Studium der türkischen Sprache vorzüglich zu Wien betrieben, da Oesterreich und die Pforte in so häufiger Berührung mit einander kamen. Das größte Verdienst um das Studium der türkischen Sprache erwarb sich Franz v. Mesnien Meninski, kais. Rath und Hofdolmetscher, welchem man nicht nur die beste türkische Sprachlehre (in lat. Sprache, zuerst Wien 1680, Fol.) sondern auch das vollständige türkische Wörterbuch verdankt. Die erstere wurde, mit Übungen im Schreiben und Lesebüchern vermehrt, von Kollar (Wien 1756, 4.), das letztere, ebenfalls stark vermehrt, von Jenisch, auf kais. Kosten (Wien 1780 — 1803) neu herausgegeben. Türkische Sprachlehren in franz. Sprache, in welchen türkischen Worte mit lat. Lettern gedruckt sind, hat man von Preinbl (Wien 1790, 4.), neuerdings von Faubert, Lehrer der türkischen Sprache (Paris 1823), herausgegeben. Der von der Kaiserin Maria Theresia 1753 zur Bildung junger Diplomaten errichtete Hofschule mit der Pforte gestift. orientalischen Akademie zu Wien gingen mehrere ausgezeichnete Kenner des Türkischen hervor, namentlich v. Jenisch, v. Stürmer, v. Hammer und v. Hammer. Der Letztere hat in dem Anhang zu den „Codices Aegyptiacos, Persicos, Turcicos, Bibl. Vindob. recens. etc.“ (Wien 1820) eine Übersicht der osmanischen Literatur geliefert. Außerdem haben sich auch Toderini (durch s. in ital. Sprache verfaßtes Werk über die türkische Literatur, Venedig 1787, 3 Bde.), Muradgea d'Othson, Joh. Christ. Glodius, Goldermann, v. Hammer und v. Hammer um die Kenntniß der türkischen Sprache und Literatur verdient gemacht.

Türkische Musik. Die Musik steht zwar bei den Türken, welche die von den Persern erhalten haben, auf dem niedern Standpunkte ihrer allgemei-

nen Cultur; indessen wird sie doch gern geübt, und besonders als Ausdruck Liebe und kriegerischen Empfindungen angewendet. Nur sich öffentlich zu hören zu lassen, hält der Türke für entehrend. Ihre kriegerische Musik ist mehr Veranlassung unserer sogenannten türkischen Musik, als daß diese ist. Die Hauptinstrumente bei jener sind Hoboen, scharfe Trompeten, Becken, und Trommeln verschiedener Art, und die den Grundbaß führende große Trommel dagegen sind kleine Flöthen, Triangel, Schellen selten dabei; und die französischen Officiere führen jene als ihre Ehrenbegleitung mit sich. Ihre kriegerischen Stücke sind einförmig im Einklang, und mehr ein rhythmisches Geräusch, als den marschirenden Krieger in Feuer und Wuth versetzt. Überhaupt fehlt die Musik an Harmonie, und die meisten Stücke werden nicht auf Noten geschrieben, sondern nach Noten gespielt; übrigens haben sie dieselben Töne wie wir, aber sie haben weit mehr die Halböne. Ihre sanftere Musik hat etwas Melancholisches; sie bedienen sich dabei einer dreisaitigen Geige, der vom Auslande angenommenen *viola d'amour*, der Derwischflöte, des *Lambours*, einer Art *Viola* (Mander), der Schalmie und der Trommel mit Schellen. Wir verstehen wenig von der türkischen Musik, deren Anwendung in Opern und Concerten ja übertrieben wird, gewöhnlich die große Trommel, Becken und Triangel, man oft noch das Glöckchenspiel, und das *beckroi* oder *tamtam* (s. Trommel) nimmt. Diese Art von musikalischen Geräusch hat etwas Sinneverwirrendes, Betäubendes, was man dem orientalischen Despotismus überlassen oder wenigstens nur bei Schilderung desselben anwenden sollte.

Turkmenen- oder Truchmenenland, auch **Turkmanenland** mit **Khiwa**, ist ein Theil der freien Tatarei (Turkhestan oder Dschagatanien) liegt auf der Ostseite des kaspischen Meeres, zwischen diesem und dem Uralsee, nämlich meist sandige Steppe, die Mangel an Bewässerung leidet, jedoch auch einige fruchtbare Landstrecken einschließt; zum Theil ist das Land auch bergig, bringt etwas Getreide hervor, doch ist die Viehzucht wichtiger als der Ackerbau. Es gibt daselbst Kameele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Wildpret, Vögel und selbst Fische. Die Einwohner, Truchmenen, Turkmenen, Kirgizen und Karakalpakken, sind tatarische Stämme, sehr roh, unwissend, ungebildet, Freiheit liebend und mit Gesetzen unbekannt. Sie leben nomadisch, wenige treiben Ackerbau und Gewerbe. Die Turkmenen haben weder Fürsten, Adel, sondern stehen unter Stammältesten, die jedoch wenig Ansehen und Macht haben. Sie können über 40,000 Mann ins Feld stellen. Die herrschende Religion ist die mohammedanische. Dazu gehören die tulatischen Inseln im kaspischen Meere, wohin die Russen des Seehundsfanges wegen kommen, der zirk Mangischlak mit dem Hafen Katschal-Kultuk, welcher für einen der besten an den Küsten des kaspischen Meeres gehalten und des Handels häufig von russischen Schiffen besucht wird. Dieses Turkmenenland mit Khorasmen ist das alte **Rhohwaremien** (Rhórasm, dessen von Arabern gegründete Hauptstadt durch Dschingis-Khan's — um 1220 — und Timur's — um 1388 — mongolische Hordenüberschwemmung gänzlich zerstört ward). Es grenzt im Norden an das Gebiet der neuern Civilisation, welche von Rußland her nach Mittelasien hin sich auszubreiten strebt. Dieses Land hat man erst durch die merkwürdige Reise, welche der russische Capitain Nik. Murawjew 1819 und 1820 *) in Auftrag

*) Die Beschreibung dieser Reise erschien zu Moskau in russischer Sprache (1821 mit Kpf. u. Chart., 2 Theile., 4.), und ins Franz. übers. („Voyage en Turcomanie et à Khiwa, fait en 1819 et 1820 par M. N. Mouraview, capit. d'état, chef de la garde“, a. d. Russ. von Recointe-Delaveau, m. Anm. von Klaproth, 1823). Klaproth findet es wahrscheinlich, daß in Khiwa, dem alten Rhohwaremien, der Ursitz der Germanen zu suchen sei. Auch ins Deutsche ward M.'s Reise aus Russ. übers. vom Prof. Strahl (Berl. 1824, 2 Theile., m. Kpf. u. lehrreich. Anm.

Jermoloff (s. d.) als kais. russ. Unterhändler dahin gemacht hat, genauer zu lernen. Es ist für den russ. Handel mit Asien von großer Wichtigkeit. Schon d. Gr. wollte durch dasselbe einen Handelsweg nach Indien sich öffnen; allein Gesandter, Fürst Beketitsch, ward 1714 nebst seiner Begleitung (1500 M.) von Turkmenen oder Kihwingen überfallen und ermordet. Seitdem hat Rußland 1782 durch eine Flotte unter dem Grafen Woinowitsch die östliche Küste des kaspischen Meeres erforschen lassen; allein die 1813 versuchte Verbindung mit Persien kam nicht zu Stande. Die Turkmenen sind ein räuberisches Nomadenvolk ohne Gewerbe im rohesten Zustande lebt. Es haßt die Perser unveröhnlich und aus diesem Grunde hat sich ein Theil desselben 1813, als Rußland mit Persien Frieden schloß, in das Land Kihwa gezogen, wo der kriegerische Mahim Khan (aus dem Stamme der Usbecken) regiert, welcher nach einem blutigen Bürgerkriege und den unglaublichsten Grausamkeiten eine absolute Oberherrschaft über Kihwa und die benachbarten Länder seit 1802 innehat. Murawjeff, der sich in Baku eingeschifft hatte und seine Schiffe auf der Naphtainsel ankern ließ, wurde von den Einw. für einen Spion gehalten und mußte sich als Turkmene verkleiden, um durchzukommen. Seine Beobachtungen bestätigten die Sage, daß der Gihon, welcher sich in den Uralsee ausmündet, seinen Lauf ehemals durch die Sandsteppen zwischen diesem und dem kaspischen Meere genommen habe. Dieses Bette des Amu-Deerja (sonst Gihon) ist wahrscheinlich durch den häufigen Flugsand) ausgetrocknet. Als Murawjeff ankam, wollte ihn der Khan der Usbecken nicht vor sich lassen, und sein Vorgesetzter (Priester) rieth, denselben lebendig zu begraben; allein der Khan befürchtete, der russ. Czar (der russische Kaiser) möchte dann eine Armee nach Kihwa entsenden und ihm sein Harem entführen. So erhielt endlich Murawjeff nach 48 tägiger Gefangenenschaft Zutritt. Der Khan lehnte jedoch den vorgeschlagenen Handelsvertrag für sein Gebiet ab, und Murawjeff mußte Kihwa verlassen. Hierauf schickte der Khan Abgeordnete an den General Jermoloff; allein die auf's Neue vorgeschlagene Verbindung kam dennoch nicht zu Stande. Von dem Erfolge der Expedition des russ. Staatsraths Alex. Negriz im J. 1820, eines guten Dr. v. Drenburg und Hr. v. Wolkonsky sich befanden, Dr. Evermann und Dr. Panzer, Ärzte und Naturforscher begleiteten, und die sich an eine große Handelskaravane von 473 Kameelen und 30 Wagen angeschlossen, welche im Oct. 1820 von Drenburg nach der Bucharei abging, findet man Nachrichten in der „Voyage de la mer d'Aral et au delà de l'ancien Jaxartes, par le Baron G. de Sédouvi et revu par M. Améd. Jaubert“ (mit e. Carte, Paris 1826), und in Evermann's „Reise von Drenburg nach Buchara etc.“ (m. Kpf., Berlin 1824). Der Durchzug durch die Steppe dauerte 72 Tage. Diese Steppe war früher Meeresboden. In den Braunkohlen erkannte Evermann noch die Holztextur, und schloß daraus auf ehemals hier gestandene Wälder. Verschiedene Inseln bildeten das kaspische Meer und der Uralsee früher eine einzige Wasserfläche. Beide Seen vermindern sich nach und nach. Jetzt sucht Rußland vor Dingen mit dem Khan der Usbecken einen Schutzvertrag für den russischen Handel abzuschließen.

Die Turkmenen sprechen Türkisch. Ihr Land ist nach dem kaspischen Meere hin sumpfig; längs dem Flusse Gürgen sieht man überall Ruinen von Städten und Festungen. Auch soll sich die Lage der Inseln und Küsten am östlichen Ufer des kaspischen Meeres in Folge der dort häufigen Erdbeben und des Flugsandes, seit Rußland 1782 eine Karte von jenen Küsten aufgenommen, sehr verändert haben. Die turkmenischen Horden erkennen die Herrschaft des Khans der Usbe-

den nur so lange an, als sie müssen. Der Mittelpunkt dieses Khans ist Khiva (300 QM.), eine Oase vom Amu oder Gihon durchströmt. Die Macht ist in den Händen der Usbecken, welche die übrigen Volksstämme, Karakapaken, wandernde Turkmenen und Bucharen (Sartis oder Tadschiken kommen her für den Handel von Mittelasien und den Seidenbau einfi so wichtigen Seren) unterdrücken. Die Juden in Khiva bekennen sich zum mohammedanischen Landesreligion, vom jüdischen Ritus, ohne doch aufgehört zu haben, Juden wie überall zu sein. Außer der Hauptstadt, die 10,000 Einw. enthält, gibt es noch 4 Städte und einige kleine Festungen. Usbecken.)

Ein zweiter Haupttheil dieser bis jetzt der Civilisation noch unzugänglichen Tatarei ist Turkestan im engeren Sinne, d. i. Türkmenland, oder die Heimat der Türken und Uiguren, ein von Usbecken, Bucharen, Turkmenen, Kirgisen und Juden bewohntes, aber weniger als Khiva und Buchara reiches Land. Es ist gegenwärtig dem ehemals von Buchara abhängigen, souverainen, Khan von Kolan unterworfen, der dadurch die alte Handelsbindung Rußlands mit der Bucharei abgeschnitten hat. Dieser Khan ist neuerer Zeit von dem Großkhan der Usbecken in Khiva abhängig geworden. Er ist aus dem Stamme Dschingis. Kolan, das alte Fergana, ein bisher unbekanntes Land, das an Turkestan, an die Bucharei und an die chinesische Grenze grenzt, ist in Hinsicht auf Religion, Gesetze, Sitten, Gebräuche und viel dem von Buchara gleich. Die Turkestaner sprechen das reinste Türkische. Reisende schildern das Land als schön und reich angebaut. Die Regierung ist streng, aber barbarisch.

Ein dritter Haupttheil der freien Tatarei, und zwar der größte, ist Kaschan, oder der südliche Theil von Turkestan, auch Bulbata genannt, die große (die westliche) Bucharei. Die kleine (die östliche) Bucharei steht unter chinesischer Herrschaft. Über Usbekistan s. Tatarei, Samarkand, Usbecken.

Ein vierter Haupttheil der sogen. freien Tatarei ist das Land der Kirgisen (s. d.) oder Kirgis-Kaisaken, das ebenfalls im Bereiche der russischen Handels-Culturpolitik liegt, ohne dem russ. Scepter zu gehorchen. Die Kirgisen, ein reiches, tapferes Nomaden- und Steppenvolk, an Rußlands südöstlicher Grenze, ist wild wie die Natur, die dasselbe umgibt, und rauh wie das Klima. Sie wohnen unter Filzzelten (Kibitzen), in einem zum Ackerbau nicht geeigneten Lande, theilt sich in die große, mittlere und kleine Orda. Die große zählt 60,000 Krieger oder 360,000 Köpfe, darunter 30,000 Krieger, die ihrem eignen Khan unterworfen sind, auch die obere Ussur (Orda) der Karakapaken (d. i. Schwarzköpfe) unterworfen, die am Aralsee wohnen. Die untere Ussur begab sich 1741 unter russischen Schutz, ist aber von den unruhigen Kirgisen größtentheils aufgegeben worden. Die kleine und mittlere Orda der Kirgisen unterwarfen sich 1733 der russischen Botmäßigkeit, und die aus der Mitte des Volks gewählten und vom Kaiser bestätigten Khane, die jetzt den Titel Hochgeachtetheit führen, leisten der russ. Regierung den Eid der Treue. Jedes Hordenlager steht unter Ältesten oder Batern. Ihr Reichthum sind Pferde, Hornvich, Schafe, Kamelen; sie treiben einen lebhaften Tauschhandel; aber der Wohlstand der kleinen Orda ist durch die räuberischen Einfälle des Khans von Khiva, Mahmed Rahim, seit 1816 sehr gesunken, kommen ihre innern Zwiste und gegenseitigen Verwundungen. Die Kirgisen sind höchst abergläubisch und theilweise Mohammedaner, ohne sehr eifrig dem Koran zu hängen. Die Missionnaire in Orenburg haben wenig unter ihnen ausgemacht.

*) Turkestan im weitern Sinne begreift die ganze freie Tatarei (Dschagatai), Usbekistan (ober. Bucharei), Kolan und Khiva mit dem Turkmenenlande.

Nicht gelingt es später der russischen Politik durch die Unterwerfung dieser Völker, mittelst der Stationen Khiva und Buchara, dem ostindischen Handelswege die Hand zu bieten und einen Hauptzweig des großen Welthandels dem nordöstlichen Europa zu verknüpfen. 20.

Turkomanien, auch **türkisch Armenien** genannt, begreift den türkischen Theil an dem Lande Armenien (wovon der östliche Strich zu Iran gehört), liegt im östlichen Theile der asiatischen Türkei, zwischen Iran, den russischen Ländern, Anadol, Syrien und Kurdistan. Es ist ein ziemlich rauhes Gebirgsland, wo sich die Zweige der Gebirge Taurus und Kaukasus in einander verflechten, sich der sehr hohe Ararat erhebt, und wo die Flüsse Tigris, Euphrat und Kur entspringen. Der Boden ist im Ganzen nicht sehr fruchtbar, so daß Anbau einen anhaltenden Fleiß erfordert. Doch gibt es auch, besonders in dem östlichen Theile, schöne Gegenden, die einen ergiebigen Boden haben, und Feigen, Wein, Granatäpfel u. hervorbringen. Die hier wohnenden Turkomanen (auch Armenier gibt es) sind ein nomadisches Volk, das in Horden gelebt, deren jede ein Oberhaupt an der Spitze hat. Ihr Vermögen besteht meist in Vieh, in Büffeln, Kameelen, Ziegen und besonders Schafen. Die Weibinnen Wollen und weben Tapeten. Die Männer rauchen Tabak und hüten Pferde. Sie sind beständig zu Pferde, haben ihre Lanze auf der Achsel, den krummen Säbel an der Seite, die Pistole im Gürtel, und sind muthige Krieger, die von den Türken gefürchtet werden. Dieses türkische Armenien oder Turkomanien ist in 3 Paschaliks Arzerum oder Erzerum, Kars und Wan getheilt. Man findet in den ziemlich ansehnlichen Städten Arzerum oder Erzerum, Bajazid und Van. Von vielen, besonders neuern Schriftstellern, z. B. Zaubert, wird dieses Turkomanien oder türkische Armenien mit dem Namen Kurdistan bezeichnet, seine Bewohner heißen dann die Kurden (s. d.), die als kriegerische Horden zwischen dem türkischen und persischen Gebiete wechseln und keine feste Herrschaft anerkennen. 1828 ward der größte Theil dieses türkischen Armeniens von russ. General Paskewitsch erobert.

Turmalin findet sich meist in langen, 3—6seitigen, längsgestreiften Prismen, auch in Geschieben, derb u. hat kleinmuschligen Bruch und Glasglanz; ist violett, blau, grün, braun, schwarz, meist in trüben Nuancen, durchsichtig und undurchsichtig, so hart wie Quarz und von 3fachem specif. Gewicht. Bestandtheile sind Kiesel- und Thonerde, Eisenoxyd und Natron. Manche Varietäten werden durch Erwärmung polarisch elektrisch. Die unreinen Varietäten werden unter dem Namen Schörl getrennt. Er findet sich in Grönland, in Schwed., in Sachsen, Mähren, Sibirien, Schweden, Spanien, Brasilien, u. a. Die grünen Abänderungen aus Brasilien werden unter dem Namen Smeragd, die rothen und violetten aus Ceylon und Sibirien unter dem Namen Sibirit als Schmucksteine benutzt; die letztern haben oft hohen Werth.

Turniere (franz. tournois, lat. torneamenta, von den Schwentungen und Bindungen der Kämpfenden), ritterliche Lustkämpfe zu Roß oder zu Fuß, wo ein Mann gegen einen Mann in voller Rüstung mit Speer oder Schwert kämpfte. Der Ursprung der Turniere wie des Ritterthums ist ungewiß. Einige Neuere, Herder und v. Hammer, haben behauptet, daß er bei den Arabern zu suchen, das deutsche Ritterwesen bloß eine Nachbildung des arabischen sei. Allein alle ältesten Denkmale bezeugen, daß das Ritterthum rein germanischen Ursprungs ist und sich außer Deutschland nur noch in den Ländern entwickelt hat, wo germanische Völkerstämme sich niedergelassen hatten, wobei freilich nicht geleugnet werden kann, daß die Kämpfe und der Verkehr mit Normannen und Arabern viel zur romantischen Ausbildung desselben beigetragen haben. Im 9. oder 10. J. erhielt es seine völlige Ausbildung bei den Franzosen, denn bei dieser Na-

tion ist es unstreitig am ersten in seiner nachmaligen Gestalt bekannt gewesen. Franz. Edelmann, Gottfr. v. Preuilly, sammelte um 1066 die Gesetze und Wohnheiten der Turniere, die im 12. und 13. Jahrh. auch bei andern Nationen angenommen wurden. Daß der deutsche König Heinrich I. die Turniere nicht haben habe, ist ungegründet. Sebast. Münster, ein nicht ganz verwerflicher Historiker, meldet in s. Erdbeschreibung, daß das erste große deutsche Turnier schon 1024 in Magdeburg gehalten worden. — Die Gesetze bei den Turnieren waren in der That überall gleich, aber in Nebendingen, besonders was die polizeilichen Anordnungen dabei betraf, oft sehr verschieden. Eine Sammlung solcher Gesetze findet sich in Rüerner's „Turnierbuch“ (Felf. a. M. 1566, Fol.). Ritterliche Ehre (turniersfähige Geschlechter) und ein durchaus unbescholtener Wandel waren unläßliche Bedingungen, um bei Turnieren zugelassen zu werden. Es scheint, daß man nicht immer ganz streng die Gesetze beobachtet habe. Die ältern Turniere waren die, wo Haufen gegen Haufen, die spätern, wo Mann gegen Mann (Rennen). Zu den großen Turnieren, welche ein Fürst oder ein Hoher Herr anstellte, geschahen die Einladungen an benachbarte Fürsten und Ritter auf sehr feierliche Art; ebenso wurden auch die Kampfrichter oder Turnierskämpfer gewählt. Die Turniere wurden dann durch Herolde öffentlich ausgerufen. In Deutschland hielt man diese Spiele gewöhnlich auf dem Markte oder andern Plätzen der Städte, in Frankreich aber auf freiem Felde in der Nachbarschaft der Städte. Es wurden dazu eigne Schranken und Rennbahnen errichtet, wo das Volk strömte herzu. Vor dem Tage des Turniers selbst mußten die, welche daran theilnehmen wollten, wenn es nicht fürstl. Personen, oder sonst bekannte Ritter waren, ihre Ahnenprobe machen. Der, welcher das Turnier anstellte, setzte nicht nur den Preis (Dank) für die Sieger aus, welcher gewöhnlich aus schönen Waffenstücken oder kriegerischem Schmuck, von Darnenhand gefertigt und ausgetheilt, bestand, sondern trug auch alle übrige Kosten des Turniers und bewirthete die fremden Gäste bisweilen mit großem Aufwande. Die Waffen, deren man sich bei den Turnieren bediente, waren anfangs unbeschlagnene Rüstungen, stumpfe Schwerter, dann aber, und fast ausschließlich, Lanzen oder Sporen. Man nannte sie stumpfe Waffen (*armes courtoises*, *gracieuses*). Je größer der zerbrochene Lanze war, die ein Ritter bei einem Turnier aufzuweisen hatte, desto größer war sein Ruhm. In der Folge wurden auch scharfe Waffen zugelassen, und die Turniere wurden nun blutig und mörderisch. Aus diesem Grunde und wegen des ausschweifenden Luxus, der oft dabei statthatte, verboten Päpste und Kirchenversammlungen die Turniere bei schwerer Ahndung; doch geachtet aber dauerten sie noch lange Zeit fort. Die Einführung des Schießens, welches die bis dahin gewöhnliche Rüstung der Ritter unnütz machte, ganz veränderte Art Krieg zu führen, vielleicht auch Änderung des Geschmacks der Mode, trugen dazu bei, daß die Turniere im 16. Jahrh. nach und nach abfielen. In Frankreich hatte das unglückliche Ende Heinrichs II. (1559) sie ganz beseitigt gemacht. Man erneuerte sie zwar später hier und da wieder, aber mit wenig Lust. Die Carroubels (s. d.) traten an ihre Stelle. An einigen deutschen Orten wurden noch bis im 18. Jahrh. Fußturniere, ganz im Geschmack der frühern Zeiten, jedoch bloß als Lustbarkeit, angestellt. Ein Fest dieser Art war das Turnier, welches am Hofe des Königs August II. 1709 auf dem Markte zu Dresden gehalten wurde. Officiere von gleichem Range turnierten gegen einander mit Schwert und Lanze. Die Formalitäten dabei waren ganz nach alter Art eingerichtet. Eine anschauliche Vorstellung der Turniere erhält man durch das nach dem Mspt. der k. Bibliothek in München in Steinbrud von Gernfeldt herausgegebene „Turnierbuch Herzogs Wilhelm IV. von Baiern, mit Erklärungen von Fr. Schöngren“ (Münch. 1817, vollendet 1828, 8 Hefte, Querfol.). Es enthält

niers, von 1510—45, sowie die Geschichte der Turniere in Baiern und in der Pfalz überhaupt, nebst der Literatur des Turnierwesens, 11 Bog. Fol., von Hefhaber.

Turnkunst. Die alte Gymnastik (s. b.) lehrte in den neuern Zeiten, wie bei den Griechen, wenigstens an einigen Orten, in den Kreis des Unwissens zurück. Man sah ein, wie wahr es sei, daß nur im gesunden, kräftigen Körper eine gesunde, kräftige Seelenkraft vorwalten könne. Basedow gab dazu dem Dessauer Pöhlantropin, 1776 ungefähr, die erste Anregung, und mit ihm wanderte sie nach Schnepfenthal, wo sie, vornehmlich durch GutsMuths, systematisch, rein für körperliche Ausbildung bestimmt, und daher auf Laufen, Klettern, Schwimmen u. dgl. beschränkt war. Nach Schnepfenthals Beifall fand sie auch, in gleichem Sinne, in mehreren andern Privaterziehungsanstalten Eingang, ohne daß sie aber darum nur von weitem zu dem Rufe gekommen wäre, wie bei den Alten hatte. Dies sollte erst, jedoch unter einem andern Namen und in anderer Hinsicht, für eine kurze Zeit von 1810 an sein. Der D. Jahn (s. b.), welcher in Berlin für Belebung vaterländischen, deutschen Sinnes im Allgemeinen auf alle Art zu wirken und so den Augenblick zu beschleunigen suchte, wo durch das gestiegene Gefühl der Volkskraft die franz. Herrschaft gestürzt werden möchte, der aber auch überzeugt war, daß solch ein Nationalgefühl mehr in der anfänglichen Jugend als in dem abgestumpften, verwöhnten altern Geiste zu erzielen sei, legte, nachdem er sich über seinen Plan bei den Bürgern und den Behörden hinreichend ausgesprochen hatte, in der Hasenheide im Jahr 1810 einen Turnplatz an. Die gymnastischen Übungen sollten nun nämlich auf ihm zu Turnübungen werden, insofern das Wort Turn altdeutschen Ursprungs ist und sich drehen, wenden, schwenken, bewegen bedeutet. Auf diesem Turnplatz fanden eine Menge Vorrichtungen und Werkzeuge statt, Springel, Beuhen, Springstangen, Schwingel, Schwebbaum, Laue, Kletterstange, Schwimmgürtel u. s. f., und sie alle waren zu den mannigfachen Turnübungen benutzt, die hier getrieben wurden: Schwimmen, Gehen und Laufen, Klettern, Schwingen, Klimmen, Steigen u. v. A. Besonders fanden Menge Übungen statt, welche die Ausbildung tüchtiger Krieger zum Zweck hatten. Ueberdies unterließ Jahn nicht, durch seine Gesetze, seine mündlichen Bemerkungen, durch Witz und Scherz und Spott das Gefühl der Rache gegen den eingekerkerten Feind, die Liebe zum Vaterland, auf alle Art regezumachen. Als die große Katastrophe erfolgte, Napoleons Heer vernichtete, als 1813 ganz Preußen zu den Waffen gerufen wurde, da waren die Jünglinge, die unter seiner Leitung geturnt hatten, gerüstet nicht die schlechtesten Krieger. Nach Beendigung des Kriegs 1815 begannen die Turnübungen, von der Regierung unmittelbar befohlen, nicht allein in Berlin, wo Jahn als öffentlicher Lehrer mit 800 Thlr. angesetzt war, sondern selbst auf fast allen andern Universitäten und Schulen. Nicht lange dauerte es, und es ließen sich eine Menge feindseliger Stimmen hören. Man machte auf das Gefährliche vieler solcher Übungen aufmerksam, man wollte von Arms- und Beinbrüchen wissen, die auf den Turnplätzen vorkommen würden, besonders aber sprach man über die moralische Rohheit, Anmaßung, Verwilderung, welche die Turner bei jeder Gelegenheit zeigten. In Betreff dieser Vorwürfe wird Niemand in Abrede sein, daß ein Schaden zugefügt werden kann, obgleich das Turnen gewiß nicht so viel Schaden thut als das Tanzen, was das Zweite betrifft, so lag es mehr in der neuen Richtung des Zeitalters, die Jünglinge, um den Haß gegen die gebildeten Franzosen an den Tag zu legen, in Grobheit auszuzeichnen suchten. Jahn's Persönlichkeit selbst hatte, da er in der That war und in solchen Extremen sich auszeichnete, einen um so merkwürdigeren Einfluß mehr ihn bis jetzt die Regierung geehrt und ganz Preußen geachtet hatte.

Indessen die Stimmen eines Roebue, eines Bageet u. s. f. tönten immer lauter dagegen, und so ward in dem Augenblicke, wo Jahn 1817 200 Thlr. Besoldung erhielt, um den königl. Cadetten Unterricht im Turnen zu ertheilen, dem Obercainath Köhnen die Weisung gegeben, über das ganze Turnwesen ein allgemeines Gutachten zu erlassen, das u. d. T.: „Turnen und Leben“ erschien und im letzteren aus dem ersten die besten Früchte ableitete. Weil aber freilich die viel schwierigere Frage, inwiefern Sittlichkeit und Glückseligkeit dabei gewonnen, ihm nicht berücksichtigt war, so trug die Schrift zur Beschwichtigung der Gemüther um so weniger bei, je mehr auf mehreren Universitäten Erscheinungen obgewaltet hatten, z. B. die Wartburgfeier, welche mit dem Turnwesen selbst insofern in Verbindung zu stehen schienen, als Jahn's Feinde behaupteten, alle seine Turnvorträge, seine Bemerkungen, gingen darauf hinaus, die Ordnung des Staates zu stören, die Monarchie herabzusetzen, die Einheit des deutschen Vaterlandes zu befördern u. s. f. Bereits 1818 erließ daher das Ministerium des Cultus in Berlin an alle Unterbehörden im Lande ein Rescript, das ihnen die Pflicht auftrug, über die bei ihnen eingerichteten Turnanstalten, den Einfluß, den sie hätten, den Geist der Feste, die sie feierten, der Lieder, die dabei gesungen würden, zu untersuchen und ihre Gutachten beizufügen. Schon hieraus ließ sich ahnen, daß das Institut bald ein Ende finden würde, und in der That wurden 1819 alle Turnplätze in der preuß. Monarchie geschlossen, nachdem die demagogischen Umtriebe, welchen man auf die Spur gekommen sein wollte, mit diesem Unterrichte in genauesten Zusammenhange stehen sollten. D. Jahn selbst, ihr Gründer, wurde festgenommen und erst nach Spandau, dann nach Küstrin, und späterhin nach berliner Stadtvogtei gebracht. Nachdem eine besondere Commission in der Sache seine Unschuld anerkannte, wenigstens keine Ursache zur Festhaltung fand, wurde ihm Kehlberg als Aufenthaltsort angewiesen. So hat das Turnwesen noch nicht 10 Jahren gelebt, geblüht, Früchte getragen und ist wieder eingegangen. Zu wünschen aber wäre es, daß es nicht durch die rauhe Außenseite, die durch die zum Theil gaultermäßigen Kunststücke und das damit verbundene schamlose Wesen, ja selbst durch Gesetze, die böser zu deuten als gemeint waren, hätte sie ja Jahn nicht drucken lassen), in so übeln Ruf gekommen sein möchte. Das Turnziel, wovon so viel geschwätzt wurde, wäre ohne diese Auswüchse erreicht, der Körper ausgebildet, der Geist der alten Griechen, selbst der alten Römer, welche Letztere für körperliche Bewegungen ebenso vielen Sinn hatten, erweckt worden, während nun Jahre hingehen, bevor das Turnwesen wieder einen Aufschwung und Begünstigung von Seiten des Staates finden wird! Eine noch mehr vom Staate geförderte ist die von Amoros (D. Francisco, ein unter Ferdinand's VII. in Frankreich geflüchteter Spanier) in Paris geleitete Turnanstalt (nase civil et militaire normal in dem Park von Grenelle), welche wöchentlich Mal von der königl. Garde besucht wird. Sie hält zu Zeiten öffentliche Übungen und theilt Preise aus, darunter auch einen für die edelste Handlung, z. B. die Rettung Verunglückter durch körperliche Kraft, Geschicklichkeit und Edelthum. Außerdem hat man nach Jahn's und GutsMuths's System nicht bloß in Danzig und in der Schweiz, sondern auch in Portugal (1825) und in England die Turnkunst in die öffentliche Erziehung eingeführt. Der verst. Herzog von Cambridge ordnete gymnastische Übungen in der Kriegsschule zu Sandhurst und in Eton an, und der Herz. v. Wellington begünstigte Hrn. Elias aus Bern, der 1824 zu London „An elementary course of gymnastic exercises“ herausgab, wie die Eröffnung einer Normalschule daselbst. Auch ein engl. Officer, der in Deutschland die Turnplätze kennen gelernt hatte, schrieb „Instructions in all kinds of gymnastic exercises“ (m. Kpf.). Dann eröffnete im Apr. 1825 Karl B. (früher Lehrer der Gymnastik zu Hofwyl) ein Gymnasium in London. Er

auch den Britinnen ein, das Turnen u. d. M. kallisthenische Übung, welche eine Miß Maria Mahon leitet. Jetzt werden in Preußen Anstalten mit den meisten öffentlichen Schulen verbunden. — Emment die „Elementargymnastik u.“ nach Elias und GutsMuths, von Obersten und Commandanten des Militärsinstit. zu Mailand (Mail) sowie Ch. Londe's „Gymnastique médicale, ou l'exercice appliqué de l'homme, d'après les loix de l'hygiène, de la physiologie thérapeutique“.

in, f. Ritterwesen (Ritterromane).

Dieses bekannte Farbmateriale, in viereckigen Tafeln, mit chinesischen bedruckt, hat das Eigenthümliche, daß es sich mit Wasser auflöst, und alle Schattirungen von dem schwächsten Grau bis zur vollen Schwärze gibt, daher es von den Zeichnern so allgemein gebraucht. Ist der Zubereitung ist den Europäern lange unbekannt gewesen, ob dem übeln Geruch eines längere Zeit gestandenen Aufgusses auf Tücher Anlockung der Fliegen wol geschlossen, daß ein thierischer Leim den Stoff verbinde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Ruß von verschiedenen Pflanzenölen, besonders von dem Sesamöl, den Hauptbestandtheil ausmache. Welcher thierische Leim aber dazu genommen werde, ist unbekannt. Um den Geruch des Leisters zu unterdrücken, setzt man etwas Moschus und andre wohlriechende Sachen hinzu. Die eurasischen Mahnungen können nicht gelingen, weil es uns an den feinen Pflanzen Ruß der Grundstoff des Tusches ist, und weil wir die Natur des Leims, als des Verbindungsmittels, nicht kennen.

manier, beim Zeichnen (franz. dessin au lavis), bildet den Übergang zwischen trockenem Zeichnen mit Kreide oder Stiften in das Malen. Es ist die bei der Tuschanier, die Lichter von dem reinen weißen Papier, welches bildet, wohl auszusparen, Alles recht weich und duftig anzulegen, Schatten noch naß sind, sie zu verwaschen, um die Übergänge in das Licht verschmolzen herauszubringen, sie dann aber nicht eher wieder zu berühren, bis sie ganz trocken sind, und dann allmählig durch das stufenweise Aufhellen Schattentönen die dunkeln Massen herauszubringen und die Stellen hineinzuzichnen. Durch ein sanftes Schraffiren und ein weiteres Überarbeiten mit weichen Punkten werden die Schattentheile, die erst bloss angelegt wurden, ausgeführt und vollendet; sie bekommen dadurch die Aufmerksamkeit, die allein Rundung und Tiefe hervorbringen kann. Ein Umriß, weiche saftige Schatten, zuletzt recht markige Drucker in den Stellen und recht rein erhaltene Lichter in den hellsten machen eine schöne Zeichnung. Das Papier muß zum Tuschen auf ein Reißbrett gespannt zu sein. Die münchener Haarpinsel sind am besten zum Tuschen zu gebrauchen. Hier von dem Tuschen gesagt ist, gilt auch für die jetzt beliebte Sepia (auch Sepia und Aquatinta.)

Tusculanum, ein berühmtes Landhaus, welches Cicero in der Nähe der Stadt hatte. Cicero verweilte hier am liebsten und verschönerte es nicht mit seinen übrigen Landhäusern und Gütern, sondern gab hier auch Unterricht in Philosophie und unterredete sich mit seinen Freunden und Schülern über die in seinen nach diesem Orte benannten tusculanischen Quaestionen. — Tusculum (jetzt Frascati), eine von den Hauptstädten des alten Latium, von Rom gegen Norden in einer angenehmen Gegend, weshalb die Gegend hier bis Rom so mit Gärten und Villen angefüllt war, daß sie ein hängenden Garten glich. Nach der Fabel ist Tusculum von dem Typhoeus und der Circe erbaut worden. Auf dem classischen Boden des

Jahrest die Stimmen eines Ketzers, eines Wadjet u. s. f. tönen
 dagegen, und so ward in dem Augenblicke, wo Jahn 1817 200
 hielt, um den künftigen Unterricht im Turnen zu ertheilen,
 ebenfalls schon die Weisung gegeben, über das ganze Turnwe-
 sen zu reflektiren, das u. d. T.: „Turnen und Leben“ ersche-
 nte und dem ersten die besten Früchte ableitete. Weil aber
 viel Unverständiger Frage, inwiefern Sittlichkeit und Schicklichkeit
 ihm nicht benachtheiligt war, so trug die Schrift zur Beschwichtigung
 um so weniger bei, je mehr auf mehreren Universitäten Erscheinungen
 der, z. B. die Wartungsfeier, welche mit dem Turnwesen selbst
 Verbindung zu haben schien, als Jahn's Feinde behaupteten, alle
 seine Bemühungen, seine Bemerkungen, gingen darauf hinaus,
 Einheit zu stören, die Monarchie herabzusetzen, die Einheit des be-
 stehenden u. s. f. Bereits 1818 erließ daher das Ministerium be-
 züglich auf alle Unterebenen im Lande ein Rescript, das ihnen die
 über die bei ihnen eingerichteten Turnanstalten, den Einfluss, den
 Geist der Jäger, die sie feierten, der Lieder, die dabei gesungen wor-
 den und die Gesänge beizufügen. Schon hieraus ließ sich ab-
 nehmen, dass ein Ende finden würde, und in der That wurden
 alle in der pers. Monarchie geschlossen, nachdem die demag-
 gischen man auf die Spur gekommen sein wollte, mit diesem
 gemeinsamen Zusammenhang stehen sollten. D. Jahn selbst, ih-
 ren zusammen und erst nach Spandau, dann nach Rüstön, u.
 endlich nach Sondershausen gebracht. Nachdem eine besondere Commis-
 sion seine Unschuld anerkannte, wenigstens keine Ursache zur
 wurde ihm Rüstön als Aufenthaltsort angewiesen. So hat
 nach nicht 10 Jahren gekümmert, geblüht, Früchte getragen und
 gen. Inzwischen aber wäre es, daß es nicht durch die rauhe
 durch die zum Theil gauleremäßigen Kunststücke und das dam-
 sche Wesen, je selbst durch Gesetze, die böser zu deuten als ge-
 blieben für je Jahn nicht drücken lassen), in so übeln Ruf gekommen
 zu sein, wenn so viel geschwätzt wurde, wäre ohne diese U-
 nicht, der Körper ausgebildet, der Geist der alten Griechen, sel-
 ber, welche Exerzizien für körperliche Bewegungen ebenso vielen
 erweist werden, während nun Jahre hingehen, bevor das Turn-
 gang und Begünstigung von Seiten des Staates finden wir
 Staat gefördert ist die von Amoros (D. Francisco, ein unter
 gierung noch Frankreich geschickter Spanier) in Paris geleitete
 neue civil et militaire normal in dem Park von Grenelle), n-
 Mal von der künft. Garde besucht wird. Sie hält zu Zeiten
 und steht Porke aus, darunter auch einen für die edelste Hand-
 Richtung vorzuziehen durch körperliche Kraft, Geschicklichkeit
 Außerdem hat man noch Jahn's und GutsMuths's System nicht
 und in der Schweiz, sondern auch in Portugal (1825) und in
 einst in die öffentliche Erziehung eingeführt. Der verst.
 rechnen gymnastische Übungen in der Kriegsschule zu Sand-
 an, und der Herz. v. Wellington begünstigte Hrn. Elias aus
 zu London „An elementary course of gymnastic exercise“
 wie die Eröffnung einer Normalschule daselbst. Auch ein en-
 Deutschland die Turnplätze kennen gelernt hatte, schrieb „Instru-
 of gymnastic exercise“ (m. Kpf.). Dann eröffnete im Apr.
 (Folgt) der Gymnastik zu Hofwyl ein Gymnasium in

Turpin
Tusculanum, Tusculum

1827 auch den Britinnen ein, das Turnen u. d. N. kallisthenische Libun-
zu treiben, welche eine Miß Maria Mahon leitet. Jetzt werden in Preusse-
nastische Anstalten mit den meisten öffentlichen Schulen verbunden. — Em-
ung verdient die „Elementargymnasit u.“ nach Elias und GutsMuths, von
gung. Obersten und Commandanten des Militairinstit. zu Mailand (Mal-
1827), sowie Ch. Londe's „Gymnastique médicale, ou l'exercice appli-
organes de l'homme, d'après les loix de l'hygiène, de la physiolo-
de la thérapeutique“.
Turpin, f. Ritterwesen (Ritterromane).
Aufsch. Dieses bekannte Fiebermateriales.
wurden bedruckt, hat

[illegible]

alten Tusculum liegt die Rufinella, ein Landgut, welches Lucian Bonaparte dem verstorbenen Könige von Sardinien verkaufte. Die seitdem unterbrochenen Ausgrabungen ließ der jetzige Besitzer dieser Villa, der regierende König von Sardinien 1825 fortsetzen.

Tutel, s. Vormundschaft.

Tutti (ital.) bedeutet: Alle, und zeigt in der Musik an, daß alle Instrumente oder Stimmen einer Gattung eintreten sollen. Der Tutti-Gesang und Tutti-Spiel erfordert nicht die feinere Ausbildung, als das ihm entgegengesetzte Solo-Spiel. Hier kann sich der Spieler und Sänger auch mehr auf Andre stützen. In dessen wird jetzt doch mehr als früher von einem Ripienisten verlangt.

Twiste. Das berühmteste Baumwollengarn ist das engl. (twist), welches seit der Zeit, wo es auf Maschinen gesponnen wird und deshalb Maschinengarn heißt. Es zeichnet sich vor allem übrigen in Europa durch Feinheit und Gleichheit der Fäden aus. Das stärkste wird Wassergarn (water twist), andre weniger gebrehte Sorte Mulegarn (mule twist) genannt. Die Spulmaschinen, welche (nach geschehenem Verspinnen auf der Vorspinnmaschine) den Faden liefern, heißen Mulemaschinen (mules). Zum Einschlaggarn oder West hat man die Jenny-Maschine (s. d.). Das Garn oder der Twist wird auf der Haspelt. Die Haspeln haben 54 Zoll im Umfange. 54 engl. Zoll oder 14呎 machen einen Faden (thread); 80 Fäden machen ein Unterband (lea oder warp); 7 Unterbänder machen eine Haspel (hank) und 20 Haspel einen Strang (dowry). Zur Erleichterung solcher Berechnungen gibt es in Englands Fabriken eigens gedruckte Tafeln. Wassergarn hat einen festeren Faden und ist theurer als Mulegarn. Es wird daher meistens zur Kette gebraucht. Die geringste Baumwolle, die man zu Wassergarn spinnen kann, ist die westindische; die beste aber ist die ägyptische; Smyrnische und andre levantische sowol als auch Suratebaumwolle lassen sich gar nicht zu Twist spinnen. Wassergarn kann nicht höher als ungefähr bis Nr. 10 gesponnen werden. Die niedrigste Sorte ist Nr. 10. Mulegarn hat einen weichen, nicht so stark gebrehten Faden. Man gebraucht es daher am meisten zum Einschlage. Zu allen Moussellinen aber gebraucht man das Mulegarn nicht zum Einschlage, sondern auch zur Kette. Von Nr. 40 an bis zu Nr. 200, und auch wol 300 wird das Mulegarn gesponnen. Manche spinnen dieses Garn so fest, daß es dem Wassergarne nahe kommt und alle Operationen des Färbens halten kann. Daher findet man auch auf solche Garnpäckchen die Worte: Warped Turkey red geschrieben. Dies versteht sich indessen bloß von Nr. 40 — Mulegarn von Nr. 40 — 50 kann aus westindischer Baumwolle gesponnen werden; Nr. 70 — 120 aus Georgiabaumwolle. Um höhere Nummern zu spinnen muß man sogenannte ostindische Baumwolle nehmen. Diese kann man ungefähr Nr. 300 bringen. West dient bloß zum Einschlage. Der Faden ist ganz weich und läßt sich leicht in Fäserchen auseinanderreißen. Aus allen Sorten Baumwolle wird West gesponnen, je nachdem die Waare fein oder grob sein soll. Man darf aber ja keine Sorte Baumwolle mit einer andern vermischen, denn zweierlei Sorten nehmen nicht immer dieselbe Farbe an, daß also leicht eine unangenehme Ungleichheit der Farbe entstehen könnte. Indessen lassen sich 2 Arten levantischer Baumwolle zusammen färben und können mithin auch ohne Unterschied zusammen gesponnen werden. Wassergarn wird in Päckchen von 10 Pfd. Mulegarn zu 5 oder 6 Pfund eingepackt. Jenes wird mit grauem, und dieses mit weißem oder hellblauem und dann mit grauem Papier umwickelt. Die Päckchen werden mittelst einer besondern Packmaschine ganz fest zusammengepackt. Wenn West verschickt werden soll, so wird es gemeiniglich gehaspelt. Dies ist aber sehr unnöthig. Denn wenn Westgarn gewebt werden soll, muß man es bloß wieder auf Spulen bringen. Am besten geschieht daher die Versendung in Spulen.

das Garn von der Spule kommt. Der Unterschied der Benennung von West und Kop West bezieht sich auf das oben Gemeldete, und zeigt also edlere Güte an. Ein Päckchen West hält 12 Pfund.

e, s. Fortuna.

o (Tyge) Brahe, ein berühmter Astronom, aus einer altadeligen, den abstammenden Familie, ward auf dem Landgute seines Vaters, p in Schonen 1546 geb. Von früher Jugend an zeigte er Neigung für nat. Wissenschaften. Als er 14 J. alt war, machte eine zu dem von den angekündigten Zeitpunkte genau eintreffende Sonnenfinsterniß einen Eindruck auf ihn, daß er seitdem sich mit Eifer der Astronomie widmete. Als die Universität Leipzig geschickt, um die Rechte zu studiren, beschäftigte er aber fast ausschließlich mit astronom. Beobachtungen. Nach Dänemark gelehrt, heirathete er ein Landmädchen von dem Gute seines Vaters, ihm dann verschiedene Reisen nach Italien und Deutschland, lehnte aber einiger Fürsten, die ihn, unter vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste wollten, ab. Friedrich II., König von Dänemark, gab ihm einen jährlichen Gehalt, und räumte ihm die kleine (seit 1658 Schweden gehörige) Insel (Hven) im Sund auf Lebenszeit ein. Hier erbauete T. auf königl. Befehl das Schloß Uraniborg und eine unterirdische Sternwarte (Stjerneborg). In dieser Einsamkeit, wo er von verschiedenen Fürsten besucht wurde, arbeitete er fleißig aus, was noch unter seinem Namen bekannt ist. Er nahm an, daß die Erde im Mittelpunkte des Weltsystems unbeweglich fest stehe, die Sonne und alle übrigen Weltkörper, sich um dieselbe herumbewegten. Er wollte das Ptolemäische System verbessern; aber die nachfolgenden Astronomen haben sein System mit Recht verworfen, und das System des Copernicus angenommen. Man verdankt seinen Beobachtungen ein richtigeres Verzeichniß der Sterne, mehrere wichtige Entdeckungen über die Bewegungen des Mondes, über die Strahlenbrechung (s. d.), und bedeutende Verbesserungen der astronom. Instrumente, wie sie denn auch die Grundlage des von ihm erbauten astronom. Gebäudes wurden. T. war dabei ein geschickter Chemiker und fand in der Dichtkunst seine Erholung von ernstern Studien. Von der Philosophie des Mittelalters zur Astrologie und dem Hange zum Aberglauben war er frei. Sein heftiger Charakter, und seine Neigung zu Snottereien, brachte ihn zu, die es bei dem Nachfolger Friedrichs II., König Christian IV., nicht anders werden, daß dieser ihm den Jahresgehalt entzog. T. nahm daher 1597 bei dem Kaiser Rudolf II. an, der ein großer Freund der Astronomie war. An Rudolfs Hofe zu Prag erhielt T., außer einem guten Gehalt, mehrere Unterstüzungen, um seine Studien fortsetzen zu können. Er starb schon 1601. T. Brahe war bei allen Schwachheiten und Fehlern ein sehr fleißiger Mann seines Zeitalters. Seine Werke sind in lateinischer Sprache geschrieben; die von ihm noch vorhandenen lat. Gedichte sind ohne literarischen Werth. Seine kostbaren astronom. und andern Instrumente wurden Kaiser Rudolf II., aber sie wurden nach der Schlacht auf dem weißen Berge (1620) größtentheils vernichtet; nur ein großer Sextant soll davon noch befindlich sein. Die berühmte messingene Himmelskugel, die 6 Fuß Durchmesser hatte, und deren Verfertigung 5000 Thlr. gekostet haben soll, kam durch allerlei Schicksale wieder nach Kopenhagen, wo sie aber bei dem großen Brande 1728 mit verloren ging. Von dem Schlosse Uraniborg auf der Insel Hven ist jetzt nur noch einige Trümmer vorhanden, in welchen der Geistliche J. Nachgrabungen 1823 fg. T.'s Werkstätte entdeckte. Mehr über T.'s Leben und das Verzeichniß seiner Schriften enthält die Schrift: „Tycho Brahe 1546–1601 von Helfrecht“ (Hof 1798).

Lychsen (Dlaus Gerhard), einer der berühmtesten Orientalisten, war am 14. Dec. 1734 zu Londern in Schleswig geb., wo sein Vater, ein Schnäder, sehr bedrängten Umständen lebte. Bis zum 17. Jahre erhielt L. Unterricht an der lat. Schule seiner Vaterstadt; dann verschaffte man ihm ein Stipendium an dem altonaer Gymnasium, wo der berühmte Maternus de Cila 4 Jahre hindurch auf den Gang seiner orientalischen Studien den entschiedensten Einfluß übte. Der Prof. Sticht verdankte er gründliche Kenntniß des Rabbinischen und die Anfangsgründe des aramäischen Dialekts. Auch hörte er des gelehrten Oerrabbiners Nathan Eybenschütz Vorlesungen über den Talmud und nahm Theil an dessen Fertigkeiten mit den emdbner Rabbinern. Häufige Unterredungen mit gelehrten Juden hatten eine seltne Fertigkeit im Jüdischdeutschen zur Folge. Der Aufenthalt in Halle (von 1756—59) verschaffte seiner orientalischen Bildung keine bedeutende Erweiterung, doch verdankte er seiner ungewöhnlichen Kenntniß des Hebräischen ein Lehramt am Waisenhause, und D. Callenberg glaubte in ihm einen tüchtigen Mitarbeiter an seiner Missionsanstalt zur Bekehrung der Juden und Hammedaner zu finden. So sehen wir L. 1759 und 1760 auf mühseligen Reisen durch Deutschland und Dänemark, ohne daß es ihm gelingt, nur einen einzigen Juden zu bekehren. Indeß war er doch bei dieser Gelegenheit dem Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin bekannt geworden und erhielt 1760 den Ruf als Magister legens an die neu errichtete Universität Bützow. Nach 3 Jahren zum ordentl. Prof. der orientalischen Sprachen befördert, verbreitete er durch seine literarische Thätigkeit, die sich ebenso mannigfach als selten äußerte, seinen Namen ganz Europa. Als 1789 die Universität Bützow wieder aufgelöst ward, wurde er als Professor, Oberbibliothekar und Vorsteher des Museums nach Rostock. Als Schriftsteller trat er zuerst auf mit einem Dialog in engl. Sprache, zwischen einem gelehrten Juden und einem christlichen Bekehrer. Seine wichtigste Schrift ist „Bügowische Nebenstunden“ (1766—69, 6 Bde.): ein reichhaltiges Magazin für die Geschichte und Wissenschaft des Judenthums. Sehr interessant sind die aus umfassender Belesenheit in gedruckten Werken und handschriftlichen Urkunden hervorgegangenen, jetzt höchst selten gewordenen Abhandl.: „Abbreviaturarum hebraicarum supplementum primum et secundum“ (1768—69). Für die hebräische Literatur war er wirksam durch mühsames Sammeln von Varianten aus Handschriften, Vergleichen der alten Übersetzungen mit dem hebr. Grundtext, genaue Aufschreibungen der merkwürdigsten Bibelausgaben u. s. w. Seine Streitigkeiten gegen Kennicott haben zu haltbaren Grundsätzen in der biblischen Kritik geführt. Um sich den Fortschritt im Gebiete der asiatischen Paläographie zu erleichtern, ließ er bei einem geschickten jüdischen Petschierstecher und einem Hofmaler in Schwerin Unterricht im Radiren, und gab schon 1767 2 gelungene Blätter mit jüdischen Grabschriften. Einen Hauptvorthell gewährte auch L. seine vertraute Bekanntschaft mit den kufischen oder altarabischen Schriftzügen; ihm gebührt der Ruhm, die arabische Paläographie zuerst fest begründet zu haben. So gab er z. B. die Erklärung der kufischen Schrift auf dem Krönungsmantel der deutschen Kaiser, die Erläuterungen über kufisch-sicilische Denkmäler. Aus den entferntesten Theilen Europas erhielt er fortwährend Zusendungen arabischer Inschriften und Hammedanischer Münzen. In der richtigen Bezeichnung des Charakters der semitischen Sprache hat er alle s. Vorgänger übertroffen. Auch die persopolitanischen Inschriften waren viele Jahre hindurch Gegenstand seiner Forschung. Unter den deutschen Universitätslehrern war L. der erste, welcher über orientalische Paläographie Vorlesungen hielt. Auch stellte er über verschiedene religiöse Sekten Untersuchungen an und machte auf den Katechismus der Drusen aufmerksam. In letztes dieß vereinigte sich, um s. Namen weit über Deutschlands Grenzen zu tragen, Vorsteher wichtiger Sammlungen, deren Kleinode sie angustauen, aber nicht

vermochten, wandten sich durch Abgeordnete oder in den verbindlichsten Briefen, begleitet von kostbaren Geschenken, an das berühmte Drakel in Bürow-Rostock. Oft aber kam L. ihnen zuvor; denn hatte er in der weitesten Ferne einen Satz ausgespät, so ruhte er nicht, bis er den Anblick desselben in treuen Abbildungen sich verschafft hatte. In schriftlichem Verkehr stand L. mit einem Fürsten v. Torremuzza, einem Vizekönig von Sicilien und einem Erzherzog von Palermo; auch der Cardinal Borgia und sogar der Papst blieben ihm zugänglich. Die berühmtesten Gelehrten Spaniens waren f. eifrigen Correspondenten. Splo. de Saey, Langles, Thunberg, Pallas, Frähn und Norweger waren ihm befreundet; sogar aus Calcutta liefen Briefe bei ihm ein. Doch suchte dies Alles bei L. eine ganz unbegrenzte Eitelkeit und Ruhmsucht an, die manche Demüthigung bereiteten; besonders geschah dies in den Streitigkeiten mit Perez Bayer, Archidiaconus zu Valencia. L. ward zum Hofrath, dann zum Gelehrtenrath ernannt; am Tage s. 50jährigen Dienstjubiläum (14. No. 1813), erhielt er das Patent als Vicekanzler und eine goldne Denkmünze. Bei dieser Gelegenheit ertheilten ihm die theologische und juristische Facultät ihre höchste Würde. Geliebt und geliebt, im vollen Besitze aller Körper- und Geisteskräfte, schied L. vom Leben am 30. Dec. 1815. Zum Ankauf der sämmtlichen, von L. hinterlassenen literarischen Schätze für die Universitätsbibliothek zu Rostock bezahlte der Großherzog 5000 Thlr. Die Sammlung ist sehr reich an Manuscripten und Curiositäten aller Art; darunter allein gegen 4000 Briefe, die L. an christliche und heidnische Gelehrte schrieb. Dem Nachruhm L. verdankt auch Rostock das große persische Wörterbuches vom Sultan von Dube. L. war ein Muster der Treue und Uneigennützigkeit, rastlos thätig und unermüdet im Wohlthun. Zur Unterstützung der freiwilligen Jäger hat er 1813 größere Summen gegeben als irgend einer seiner Collegen. Zu bedauern ist es nur, daß die pietistische Richtung, welche er aus frühester Jugend in ein reiferes Alter hinübernahm, seinem Aufschwung seines Geistes hemmen mußte, und daß der eitle Wahn, alles wissen und erklären zu können, ihn oft zu den seltsamsten und abenteuerlichsten Behauptungen verleitet hat. So suchte er einst zu beweisen, daß die Zigeuner ursprünglich Juden gewesen, die aus den Einöden, wohin sie während der Verheerungen (1348—49) Zuflucht genommen, hervorgekommen seien und sich für die Welt ausgegeben hätten. Ausführlichere Nachrichten von seinem Leben und Wirken findet man in A. E. Hartmann's „Auf Gerhard Typhsen, oder Wanderungen durch die mannigfaltigsten Gebiete der biblisch-asiatischen Literatur“ (2 Bde., Rostock 1818—20).

Tympanum (griech.), ein Instrument bei den Griechen und Römern, das dem Tamburin ähnlich, das mit der Hand geschlagen, und vorzüglich bei den Ceremonien gebraucht wurde. In der Baukunst verstand man darunter auch ein Tretrad, auch ein Giebelfeld. In der Anatomie nennt man das Trommelfell im Ohr auch Tympanum; aber diese Bedeutung war den Römern unbekannt. — **Tympanitis** (tympanitis, die Trommelsucht), ein krankhafter Zustand des Menschen, wobei der Unterleib von Luft in den Gedärmen aufgetrieben und angespannt ist.

Tyndariden heißen von ihrem Vater Tyndarus, König von Lakonien, die Zwillinge Kastor (s. d.) und Pollux, auch ihre Schwester Helena (s. d.). **Typhon**, eine ägyptische Gottheit, ein Sohn des Kronos und der Rhea, Bruder des Osiris, Ateris, der Isis und Nephthys. Der Gemahl seiner Mutter (nach Plutarch) war Helios; sie liebte aber den Kronos, ward vom Helios mit einem unerwarteten Umgange überrascht und verurtheilt, weder in einem Jahre, noch in einem Monate zu gebären. Hermes, ein anderer Liebhaber der Rhea, half ihr bei der Noth. Er gewann dem Monde im Würfelspiel den 72. Theil jedes

Tages ab. Aus diesen 365 Tagen machte er 5 Tage, welche er der Aëra schenkte und welche von den Aegyptern als Schalttage zur Vollzähligmachung des Jahres gebraucht wurden. Aëra gebar die 3. Classe der ägyptischen Götter, von der E. am 3. der im Würfelspiel gewonnenen Tage geboren ward. E. strebte nach Herrschaft, welche sein Bruder Osiris, dessen Gemahlin Isis (s. d.) gewar, über Aegypten führte. Lange ward es von der Isis vereitelt, allein als E. von einer Reise durch die Welt zurückkam, ward er vom E. umgebracht, zerlegt und in einem Kasten in den Nil geworfen. Während nun E. regierte, legten Könige ihre Kronen ab, zum Zeichen, daß sie sich ihrer Herrschaft begeben. Als aber Horus, des Osiris jüngster Sohn, das Jünglingsalter erreicht, überwand er den E. nach einem harten Kampfe und überschickte ihn gefesselt seiner Mutter, welche ihn aber wieder frei ließ, sodaß der Krieg aufs neue begann. E. endlich im 2. Treffen vom Horus geschlagen wurde. Er setzte nun E. in Flucht auf einem Esel fort, und zeugte, als er sich in Sicherheit sah, den Solymus und Judäus, welche, wie Tacitus meint, die Juden aus Aegypten ten. Dem Horus entging er, indem er sich in ein Krokodill verwandelte. In einer andern Sage überwand ihn Hermes oder Mercur, der ihm die Erbschnur schnitt und aus ihnen Saiten machte. Nach Herobol verbarg er sich in der Serbonis (s. den folg. Art. Typhon), der deswegen von den Aegyptern Typhonische genannt wurde. Seine Gemahlin war seine Schwester Aëra. Den Aegyptern war er eine böse Gottheit, von der alles Schädliche und Verderbliche in der Natur herrührte. Sein Name soll den schädlichen Südwind bezeichnen, welcher die Erde austrocknete; nach A. den Monat der Dürre. Alle verheerenden und unreinen Thiere waren ihm heilig, z. B. der Esel, der Hippopotamus und Krokodill. Man schimpfte und schmähte auf ihn an gewissen Festtagen. Bei mäßiger Hitze, Seuchen und andern Landplagen sperrte man einige der heiligen Thiere an einem dunkeln Orte ein, erschreckte sie durch Drohungen, und dies dem Übel nicht abhalf, so wurden sie geschlachtet. Dies that man auch mit rothhaarigen Menschen, welche ihm heilig waren, weil er selbst rothes Haar hatte. Man bildete ihn gewöhnlich als Esel, Hippopotamus oder Krokodill in menschlicher Gestalt. Auch hält man ihn für das Symbol des Meeres, in den Nil verschlingt.

Typhon (Typhaon, Typhonus, Typhos), nach der griech. Mythologie ein Ungeheuer, von dem die Erzählungen der Dichter höchst verschieden sind. Hesiodus ward es von der Erde und dem Tartarus erzeugt, um sich an den olympischen Göttern zu rächen, welche die Titanen und Giganten besiegt hatten. Homer's Hymne auf den Apollo war Juno seine Mutter, welche, dem Zeus zum Trost, der die Athene aus sich selbst geboren hatte, auch den Typhon aus sich selbst gebar, und ihn von dem Drachen Delphine erziehen ließ. Eustathius, besser berichtet, erzählt: die Erde habe aus Verdruss über die Niederlage der Giganten Uneinigkeit zwischen Juno und Jupiter gestiftet. Jene beklagte sich beim Saturn, der ihr 2 Eier gab, welche sie auf die Erde legen sollte. Aus ihnen herauskommende Geschöpf würde mächtig genug sein, den Jupiter vom Throne zu stoßen. Juno legte diese Eier auf dem Gebirge Arima in Cilicien ab, versöhnte sich jedoch mit ihrem Gemahl und entdeckte ihm Alles, worin er sich mit seinen Blitzen gegen das Ungeheuer, dessen Geburtsort nach den Griechen Cilicien war, rüstete. Pindar läßt den Typhon dort in einer Höhle leben, die Typhoneum hieß, und mit giftigen Dämpfen angefüllt war. Das Ungeheuer war schrecklich, und größer und stärker als alle, welche die Erde geboren hatte. Es hatte den Hüften war es menschlich gestaltet. Sein Haupt berührte die Sterne. Seine Arme reichten vom Aufgang bis zum Niedergang. Statt der Finger stachen aus den Händen 100 Drachen hervor, und um die Hüften wanden sich Schlangen.

Kreisen, welche über sein Haupt emporragten, und ein schreckliches ten. Sein Körper war besiedert, den Kopf bedeckte borstiges Haar, fürchterlicher Bart. Seine Augen blühten Feuer. Hesiodus sagt: und Füße sind in steter Bewegung. Feurige Augen blühen aus 100 pfen, welche schwarze Zungen hervorschießen. Seine Stimme ist bis bötern verständlich, bisweilen brüllt er wie ein Löwe, heult wie ein scht so fürchterlich, daß die Berge erbeben. Diese Beschreibung paßt umwind, wofür Hesiodus den Typhon selbst erklärt. Einige Dicht- 100 Drachen gleich aus seinen Schultern wachsen und Feuer aus- dem Rücken gibt man ihm auch Flügel. Er stürmte den Olymp mit stücken und Feuerflammen, und bahnte sich unter fürchterlichem Zilangen den Eingang in denselben. Die Götter flohen nach Aegypten, Typhon sie verfolgte, sich in Thiere verwandelten. Jupiter ward ein ollo ein Rabe, Bacchus ein Ziegenbock, Diana eine Kage zc. Nach leuberte Jupiter auf den verfolgenden Typhon seine Blitze, und droß er ihm nahe kam, mit seiner diamantenen Sichel, sodaß das Unge- m Gebirge Kasius oder Kaukasus entfloh. Hier wagte Jupiter einen it ihm, weil Typhon verwundet war, allein dieser umstrickte ihn mit igen und warf ihn zu Boden. Darauf entriß er dem Gott die Sichel, um die Sehnen an Händen und Füßen und trug ihn nach Cilicien, wo orycische Höhle verschloß. Die abgeschnittenen in eine Bärenhaut ge- nen ließ er vom Drachen Delphine bewachen; Mercur aber und Ägi- die Sehnen und heilten den Jupiter. Dieser verfolgte jetzt auf seinem n Rossen bespannten Wagen den Typhon bis an den Berg Nysa bei e See Serbonis. Hier hielten die Nymphen den Fliehenden durch eine beredeten ihn, zu seiner Erfrischung einige Früchte zu essen. Jupiter zwar; allein Typhon floh aufs neue nach Thrazien, und am Berge es zu einem entsetzlichen Gefechte. Typhon schleuderte ganze Berge, Blut floß. Endlich floh er durchs Meer nach Sicilien, Jupiter n Ätna auf ihn, und besiegte ihn so völlig. Hesiodus läßt ihn zer- den Tartarus stürzen; nach Homer aber lag er unter den arimischen ben, wo der zürnende Gott noch immer seine Blitze um sein Grabmal indar erzählt: das besiegte Ungeheuer lag im Tartarus, und die phle- nd bei Cumä in Italien auf ihm, sodaß die haarige Brust unter dem s nach Sicilien zum Ätna reichte. Bei Tage spie das Ungeheuer , bei Nacht Flammen und Steine mit fürchterlichem Getöse ins angefesselt lag er zwischen dem Gipfel und der Wurzel des Ätna mit Rücken. Ovid läßt ganz Sicilien auf ihm liegen, den Ätna auf dem elorische Vorberge auf dem rechten, das pachynische auf dem linken as lilybäische auf den Weinen. Nach einigen erschoss ihn Apollo: Aus senen Blute entstand der Drache, welcher das goldene Vließ bewachte, langen. Mit der Echidna zeugte Typhon den Orthrus, Cerberus, Schlange und die Chimäre. Auch der nemdische Löwe, der hesperische kaukassische Heier und die Sphinx waren (und nach Hesiodus auch, i des Notus, Boreas und Zephyrus, alle verderblichen Winde) seine ganze Fabel vom Typhon ist nichts Andres als Verbilldigung unter- de, Erdbeben, Vulkane und der schädlichen Wirkungen derselben. isch bezeichnet Typhon oft wüste Landstriche.

on oder Typho (eenephus vibrans, vortex) wird vom Plinius Sturm oder Wirbelwind genannt, der noch jetzt, vorzüglich im gro- Weltmeere, bei China, Japan und auf der Halbinsel jenseits des end der wärmern Jahreszeit erscheint. Gewöhnlich bricht er mit Hef-

sigelt aus einer dichten und schwarzen Wolke hervor. Diese Art Wirbelwin mit jenen plötzlichen Stürmen im äthiopischen Meere vorzüglich auf dem Berge der guten Hoffnung, welche Travados genannt werden, große Ähnlichkeit. Diese letztern zeigen sich ebenfalls, wie der Typhon, bei stillem und heiterem Wetter, fangen mit einer kleinen schwarzen Wolke an, breiten sich nach einer Seite überall aus und zerstören mit größter Wuth die Schiffe, und auf dem Lande die Wohnungen. Es ist nichts Seltenes, daß in den Monaten April, Mai und an manchen Tagen 2 — 3 solcher verwüstenden Travaten, außer dem Cap der guten Hoffnung, auch auf der Küste von Guinea, in Loango und Guardafui vorkommen. Wenn ein solcher Typhon oder Wirbelwind eine Wolke faßt, so entsteht aus die sogen. Wasserhosen (s. d.). Die Blitze und der schwefelige Dampf, welche man bei diesen Lufterscheinungen wahrnimmt, zeigen wol deutlich, daß die Electricität eine mitwirkende Ursache ist.

Typhus (τῦφος, Betäubung) zeigt eigentlich eine Krankheit an, die Betäubung und Stumpfheit der Sinne ausgezeichnet ist, und kommt in dieser Bedeutung bei dem Hippokrates vor. Aber theils in den unechten Schriften des theils vom Galen, und ganz besonders in der Kunstsprache der andern Ärzte wird dieses Wort in sehr verschiedener Bedeutung gebraucht; mannigfaltige Fieber (bald mit diesem Namen belegt, bald wird auch eine ganze Classe von Fiebern (asthenischen oder die Nervenfieber) darunter verstanden. In den neuesten Zeiten endlich stellte besonders Hildenbrand („über den ansteckenden Typhus“, 1810), nach dem Vorgange von Sauvages die erste Bedeutung wieder her, man versteht jetzt darunter eine selbstständige Fieberkrankheit eigener Art, welche ansteckend ist, eigne und bestimmte Stadien durchläuft, und deren einziges wichtiges Zeichen in allen Stadien Betäubung mit Wahnsinn ist. Es ist dies die Krankheit, die in Spitälern und Lazarethen, in Gefängnissen, Feldlagern, auf Schiffen und in belagerten Städten so häufig entsteht, und dann bald endemisch, epidemisch herrscht und große Verwüstungen anrichtet. Dieselbe Krankheit, die gewöhnlich den Krieg begleitet und deshalb von Hufeland Kriegspfeife genannt wird, und welche besonders in dem denkwürdigen J. 1813 mit dem Kriege großen Theil von Europa durchzog, Millionen auf das Krankenlager, Tausende in das Grab warf. — Die Ursache dieses Typhus ist immer ein Ansteckungsstoff, der sich unter günstigen Bedingungen zu jeder Zeit und an jedem Orte nicht aufhält, sondern auch erzeugt. Diese Bedingungen beziehen sich ganz besonders auf die Luft, und bestehen in unreiner, zum Einathmen untauglicher (irrespirabler) jeder Art, sie mag herrühren von den Ausdünstungen stehender Wasser, oder bender organischer, besonders thierischer Wesen, oder von der Fäulnisstheorie oder vegetabilischer Körper. Sammeln sich Stoffe der Art an verschlossenen Orten, die mit Menschen überfüllt sind, in einer gewissen Menge an, so bildet sich aus, wenn die Umstände günstig sind, der Typhusstoff, ob unmittelbar in der Atmosphäre, oder in einem menschlichen Körper, in dem jene Ursachen zuerst die Typhuskrankheit erzeugt hatten, ist ungewiß; die erwähnten Stoffe aber tragen zur Erhaltung und Bekräftigung des Ansteckungsstoffes, der aus einem Körper ausgeschieden wurde, sehr Vieles bei, sei es, daß sie gute Leiter für denselben abgeben, oder daß sie sogar die Wiedererzeugung desselben unterhalten, und zur Vermehrung desselben in der Atmosphäre mitwirken. Dagegen gibt es auch Umstände, die feindlich auf den Ansteckungsstoff einwirken, indem sie ihn entweder zerstören oder nicht fortleiten. Dahin gehört eine reine Luft, besonders wenn sauerstoffreich, oder auch angeschwängert mit salzsaurer oder salpetersaurer Dampfen ist. Gewiß ist es, daß er nicht an einen sichtbaren thierischen Stoff (Schleim oder Eiter) gebunden ist, wie z. B. das Luftseuchen- und Pockengift, sondern daß er als diese beiden, und mit der Ausdünstungsmaterie der Luft sich mischt,

durch die unmittelbare Berührung des Kranken, sondern auch in einiger, wenn nicht sehr großen, Entfernung ansteckt. Jedoch hängt er sich auch an Stoffen an, die mit Typhuskranken in Berührung kommen; ganz vorzüglich kräftig entzündet und erhält er sich in getragener Wäsche, wenn sie nicht aufgehangen und getrocknet, sondern auf einen Haufen geworfen wird. Die Ansteckung selbst erfolgt endlich, wenn der erwähnte Stoff (am wahrscheinlichsten vermittelt der Luft und der Haut) in einen Körper aufgenommen wird, der Empfänglichkeit dafür als Anlage zur Krankheit besitzt. Worin diese Anlage bestehe, ist nicht bekannt; so viel wissen wir, daß Manche trotz der vielfältigsten Gelegenheit zur Ansteckung nie angesteckt wurden. Erhöht wird die Anlage jedoch durch mancherlei Umstände, z. B. Leidenschaften und Affecten, besonders durch Furcht, Kummer, Ärger, durch erhöhte Reizbarkeit aus irgend einer andern Ursache, sehr bedeutend; es soll entweder die Empfänglichkeit oder die Anlage durch manche Dinge, z. B. mit Öl, Fontanelle, Rauen gewürzhafter, Speichelfluß erregender Mittel verändert werden. Die geschehene Ansteckung gibt sich nicht jederzeit sogleich zu erkennen; Mancher empfindet davon gar nichts, fühlt sich auch einige Tage nachher noch vollkommen wohl, oder empfindet nur höchst unbedeutende Bewegungen, eine veränderte Gemüthsstimmung, verminderte Eßlust, leichten Schwindel, leichte Ermüdung etc. Die Dauer dieses Zustandes soll sich bis auf 7 Tage ausdehnen können. Die eigentliche Krankheit fängt mit Frost oder Frösteln an, ist in den ersten Tagen viel Ähnlichkeit mit einem katarrhalischen oder rheumatischen Fieber. Weiterhin nimmt die Schwere des Kopfes, der Schwindel mit zunehmender Betäubung, Ohrensausen, bisweilen auch Schwerhörigkeit zu, die katarrhalischen Zufälle gehen in Brustbeschwerden, die von Reizung des Magens und abhängenden in Schmerz und Spannung der Weichen über. Ganz vornehmlich merkwürdig und bezeichnend ist aber die große Abspannung, Trägheit und Apathie, die während der übrigen Zufälle von Reizung zugegen ist und den Typhus von andern Fieberarten unterscheidet. Den 4. Tag beobachtet man oft Abklingen, mit einiger vorübergehenden Erleichterung der Kopfszufälle, oft tritt in dieser Zeit der Ausschlag auf, der dem Typhus eigenthümlich ist und mit Scharlach einige Ähnlichkeit hat; oder es bilden sich kleine Blattern aus, und es ist auch eine leichte Ohrendrüsengeschwulst bisweilen schon bemerklich. Unter den erwähnten Anzeichen, besonders unter anhaltender Hitze, die sehr wenig nachläßt, verläuft die Krankheit bis gegen den 7. Tag, alsdann aber ändert sie eine ganz andre Gestalt an, indem sie das sogen. nervöse Stadium entwickelt. Es geschieht dies gewöhnlich dadurch, daß der Kranke nach einer kurzen Zeit in heftigeres Fieber verfällt, die Hitze bedeutender wird. Die Betäubung, in der der Kranke schon vorher lag, vermehrt sich bedeutend. Dabei verliert sich das Bewußtsein so vollkommen, daß der Kranke sich an gar Nichts aus dieser Zeit erinnern kann, wenn die Krankheit überstanden ist; dies gibt sich oft durch Irrenkund, die dann gewöhnlich murmelnd, selten heftig rasend sind, oft aber selbst der Kranke bei sich zu sein, urtheilt recht gut, spricht vernünftig, und doch nach dann nach überstandener Krankheit keine Erinnerung mehr da. Der Ausschlag verschwindet, mit Ausnahme der Blattern, die oft jetzt erst erscheinen. Wechselnde Verschlimmerungen sind besonders den 10. Tag zu bemerken, und dieser Zustand dauert bis zum 14. mit mehr oder weniger Heftigkeit. Es gibt Kranke, die ziemlich leicht davonkommen, mehre (und auch der Verf. dieses) konnten sogar die größte Zeit des Tages außerhalb des Bettes zubringen, einige Betäubung und geschwächtes Erinnerungsvermögen waren aber bei aller Gelindigkeit der Zufälle zu bemerken. Den 14. Tag endlich tritt gewöhnlich die wohlthätige Entzündung ein, die sich durch eine stärkere Exacerbation den 13. Tag ankündigte, und in der Folge die bisherigen Zufälle sich mildern, und heilsame Ausleerungen durch

Urin, Ausdünstung, Stuhlgang und Auswurf sich einstellen, wobei der Kranke sich oft schnell erleichtert fühlt; er erwacht, wie aus einem Traume, aus einem unbewußten Zustande; die Augen bekommen Leben, und die Theilnahme an angenehmen Gegenständen erwacht wieder. Verschiedene Beschwerden, Schmerzen, eine krankhafte Reizbarkeit, Schwäche des Kopfes, der Augen, Schläfrigkeit u. verschwinden indeß nur nach und nach, die dürrer und abgehärtete Oberhaut löst sich unter Kleienform los, die Haare fallen aus, und der Kranke kehrt nun nicht nur zu seiner frühern Gesundheit zurück, sondern befindet sich sogar viel wohler als lange Zeit vor der Krankheit. Indessen verläuft der Typhus weder immer so glücklich noch so regelmäßig. Die herrschende epidemische und individuelle Constitution, einzelne Schädlichkeiten, freilich bisweilen auch fehlerhafte Heilmethoden, bringen darin große Verschiedenheiten hervor; ja man kann wohl sagen, er, sowie jede andre Krankheit, verläuft bei jedem Individuum anders. Vorzüglich häufig beobachtet man in dem ersten Zeitraume, in dem entzündlichen Stadium, bisweilen wirkliche Entzündung, oder es entzündet sich schlagflußartiger Anfall, der sehr gefährlich ist; ferner wird nicht selten ein lebend gastrischer, besonders gallichter Zustand beobachtet; der nervöse Excitament tritt zu frühzeitig ein, oder es verlängert sich der entzündliche bis zum 9. Tage. Durch diese mannigfaltigen Verwickelungen, sowie durch manche andern Ursachen, werden dann auch die Entscheidungstage, aber freilich immer zum Theile, abgeändert, verhindert, verspätigt; und es bringen alle diese Abänderungen entweder den Tod, oder sie verzögern die Krankheit, oder veranlassen auch noch mancherlei Nachkrankheiten, die nicht selten noch Den hinwegraffen, die Typhus überstanden hat. Es ist daher der ansteckende Typhus immer als eine mancher Hinsicht Gefahr bringende Krankheit anzusehen; die edelsten Organe, Herz und Hirn, werden ja von ihm ergriffen, und das Letztere besonders. In gelindern Fällen des Typhus kommt man vielleicht meistens mit den bisherigen Maßregeln, und mit Entfernung alles Dessen, was irgend störend wirken könnte, allein aus. Ist aber einmal eine Störung eingetreten; eine Verwickelung der Krankheit entstanden, oder irgend ein besonderer, der entzündliche oder nervöse Zustand gar zu überwiegend geworden; dann muß die Kunst mit ihrer ganzen Kraft auftreten, dann muß die ganze Kraft auch mit der feinsten und umsichtigsten Wissenschaft verbunden werden, wenn die Kranken zweckmäßig behandelt werden sollen. Niemand wird daher vernünftigerweise von irgend einem einzelnen Mittel, oder von einer bestimmten Heilmethode, in dieser Krankheit Hülfe erwarten können. Hier aber in das Einzelne über die Anwendung der Heilmittel einzugehen, scheint nicht zweckmäßig; wir wollen daher bloß von den Vorkehrungen gegen diese Krankheit noch Einiges erwähnen. Diese sind ihrem Zweck gemäß zweier Art, entweder nämlich sollen sie den Typhus in seiner Entstehung überhaupt verhindern, oder nur einzelne Individuen schützen. Die Schutzweise der erstern ist Sache des Staats und der medicinischen Polizei, welche theils dahin zu sehen hat, daß der Typhus gar nicht entstehe, oder, wenn er irgendwo entstanden, nicht weiter sich ausbreiten könne. Jenes wird nur dadurch erreicht, daß die Ursachen der Krankheit, die wir oben angegeben, vermieden werden; insbesondere muß man dahin sehen, daß nicht zu viel Menschen in Spitälern, Gefängnissen, Schiffen u. angehäuft leben, und daß besonders hier immer gehörig reine Luft ist. Ist die Krankheit einmal entstanden, so wird ihre Ausbreitung theils durch Entfernung der Kranken von den Gesunden, theils durch Zerstörung des Ansteckungstoffes verhindert werden können. Um aber die Kranken so wenig als möglich Berührung mit Gesunden zu bringen, werden besondere Typhusspitäler oder wenigstens Zimmer in den Spitälern für Typhuskranke allein einzurichten sein. Ueber den Ansteckungstoff, der etwa in der Atmosphäre sich befindet, zu zerstören, ist

suchungen, und in den neuesten Zeiten mit dem größten Nutzen die weau'schen mit oxydirt salzsauren oder salpetersaurem Dämpfen angewendet. Klebt der Ansteckungsstoff an andern Dingen, z. B. Kleibern, so müssen diese entweder durch Verbrennen in freier Luft zerstört, heißem oder sehr kaltem Wasser gewaschen, und mit den erwähnten pfeifen durchdräuchert werden. — Der einzelne Mensch wird sich freilich vor Ansteckung schützen, wenn er die Gelegenheit dazu gänzlich verläßt einen Ort besucht, wo jene sich befindet; indessen ist dies nicht allemal der aber Typhusstranke besuchen muß, der verweile nicht zu lange bei der Berührung, gehe nicht nüchtern oder wenn er noch nicht ausget, oder wenn er sich in Gemüthsbeziehung irgend einer Art, besonders unruhig, befindet, zu ihnen, räuspere und schnäuze sich fleißig, reinige öfters Waschen und Ausspülen des Mundes und der Nase mit verdünnter durch Anlegen andrer Kleider. Auch künstliche Geschwüre, Fontanelles als Vorbeugungsmittel der Ansteckung empfohlen worden. Ist die schon geschehen, so läßt sich die Krankheit durch Brechmittel und durch Abführung der Kälte bisweilen noch unterdrücken. Jedoch muß dies vor der des Fieberfrosts geschehen; ist dieser einmal eingetreten, dann ist die Krankheit verläuft ihren Stadien gemäß, und andre Rücksichten nicht auf die Behandlung ein, die nur von einem verständigen und erfahrenen gehörig getroffen werden kann.

B. P.

Typographie (aus d. Griech.), im weitern Sinne die Buchdruckerkunst; im engeren und wörtlich die Handlung oder Verrichtung, die Typen oder Gießereyen, zu setzen und abzudrucken; sie unterscheidet sich in dieser Hinsicht von Lithographie und Stereographie, insofern diese es nicht mit beweglichen oder eigentlichen Typen zu thun haben. Die Bedeutung dieses zusammengesetzten Wortes ist neu, sowie die Sache selbst. (S. Buchdruckerkunst.) Typolithen, Spurensteine, sind diejenigen Versteinerungen, wo nur die Spuren des organischen Naturkörpers geblieben ist. Dieser letztere wurde in der Bildungsperiode der Erdrinde von noch flüssigen, später verhärteten, Stoffen umgeben, nicht aber durchdrungen, wie bei andern Versteinerungen, ging dann in Verwesung über und hinterließ keine andern Spuren als die Form, an dem umgebenden Mineral. Es wurde die leere Höhlung durch andre anorganische Körper ausgefüllt, welche dann Versteinerungen genannt werden. Die Typolithen finden sich nur von Conchylien, nicht von andern Naturkörpern.

Typus, Typik oder Typologie. Typus, ein griech. Wort, dessen Bedeutung (von τυπω, ich schlage, stoße) auf die Begriffe: Eindruck, Spur oder Stoß zurückgelassen, führt; und wie nahe liegt hier nicht die Bedeutung, dann Vorbild im eigentlichen Sinne des Wortes, durch welches eine Sache seine Form erst erhält, und das überhaupt nur als solches, und nicht als dem Abgebildeten Gestalt zu geben, mithin bloß in der Idee da ist. In der Philosophie vornehmlich ist dies Wort in der deutschen Sprache, in vielfacher Hinsicht für Theologie so gut wie für Pathologie und Physik, eingebürgert und unterscheidet sich von Symbol (Sinnbild), welches das Wesen so gut wie die Dinge angeht, hinlänglich, indem es ganz allein auf die Form abzielt. So bezeichnet es denn im Allgemeinen die Formen, die für die Erkenntnis in dem urbildlichen Verstande (mens archetypa nach dem scholastischen Ausdruck) angenommen werden müssen, und welche den Erscheinungen in der Welt Geburt aufgeprägt worden sind. Kant hat in einigen Stellen seinen Ausdruck: Schema, gebraucht, um etwas Ähnliches zu bezeichnen, als das Typus; allein mit Typus darf weder sein Begriff noch dies Wort verwechselt werden.

Tyrann (a. b. Griech., wo es ursprünglich und im bessern Sinne so viel als Herrscher, einen Souverain, bedeutete, und daher auch als ein Titel für gute Fürsten gebraucht wurde). In neuern Zeiten nennt man das Staatshaupt einen Tyrannen, welches die ihm zur Ausführung der Staatszwecke angewandte Obergewalt mißbraucht. Am Ende des peloponnesischen Krieges führten die Demokraten die Regierung der 30 Tyrannen in Athen ein, die jedoch nur 8 Monate dauerte. (S. Attika). In der römischen Geschichte bezeichnet man mit dem Namen der 30 Tyrannen die Feldherren, welche unter der schlechten Regierung des Kaisers Gallien (von 259 — 268 n. Chr.), der, gleichgültig gegen Ruhm und Ehre, nur für Vergnügen und Schwelgerei Sinn hatte, sich gegen denselben erhoben, und zu unabhängigen Beherrschern der von ihren Soldaten besetzten Provinzen, z. B. in Britannien, Gallien, Spanien, Rhätien, Illyrien, Asien, selbst in Italien, erklärten. Es entstand dadurch eine dem röm. Reich drohende Menge kleiner Staaten, die jedoch von keiner Dauer waren, indem die Gewaltthäter theils von ihren eignen Legionen gestürzt, theils von auf den Gallien folgenden Kaisern Claudius und Aurelian besetzt wurden. Die meisten jener Tyrannen waren Posthumus, Edrian, Lollian, Albian, Victorinus u. II., Marius, Tetricus I. und II., Regalian, Trebellian u. a. m. Die auf dem geschlagenen Münzen, die größtentheils sehr selten sind, nennt man vorzugsweise Tyrannenmünzen. Montesquieu hat u. d. N. Charles d'Outrepoint ein Gespräch zwischen Sulla und Euleates die Seele eines Tyrannen entworfen. Dasselbe hat ein Ungenannter gethan in „Aratus et Nicobolus aux enfers; ou par Charles d'Outrepoint“ (Paris 1821).

Tyrol, s. Tirol. **Tyrche**, s. Tyrche. **Tyrche**, ein alter Name für Etrurien (einen Theil Mittelitalien) und seine ältesten Bewohner, die nach Herodot (I, 94) aus Ägypten herüber sein sollten, und als geübte Seefahrer, Städtebauer und Handelsleute, sowie als Freireuter, erwähnt werden. Nach Niederuhr sind die Tyrcheer und die peloponnesischen Tyrcheer mit den Etruskern dasselbe Volk. **Tyrtäus**, ein griech. Dichter, blühte um die 24. Olymp. (etwa 684 v. Chr.). Die Spartaner hatten schon in 2 Schlachten unglücklich gegen die Messenier ihre Nachbarn gekämpft, die jetzt von dem kühnen und tapfern Aristomenes angeführt wurden. In dieser Noth wendeten sie sich an das delphische Orakel, das ihnen Fremden zum Vermittler eines ehrenvollen Friedens anzunehmen rath. Die Athener um einen solchen. Diese sandten ihnen ihren Mitbürger Kleon Einige zu einem geborenen Missethater machen, der sich eben nicht durch das Ansehen eines Kriegers empfahl, aber ein guter Dichter und Flötenspieler war. Kleon stimmte nicht nur durch s. Lieder die Herzen der Spartaner zur Eintracht an sich selbst, sondern entflammte auch ihren Muth durch s. Kriegergesänge dermaßen, daß sie durch ihn den Sieg erlangten. Er wurde zugleich der Stifter der krieglichen Chorgesänge, die man gewöhnlich dem Epyrurg beilegt, und s. Lieder (in der Folge zu solchen Ehren), daß sie zu bestimmten Zeiten gesungen werden mußten. Die 5 Lieder im elegischen Versmaß, die unter T.'s Namen vorhanden sind und des alten Sängers nicht unwürdig scheinen, stellen das Bild ungezügelter, trotziger Krieger, furchtloser Greise, welche des feigen Jünglings spotten, einer unbezwinglichen Begeisterung fürs Vaterland zur Nachahmung auf, und einen zu dem Schönsten, was uns aus dem Alterthume übriggeblieben ist, wenn man auch sollte annehmen müssen, daß wir diese zu den ältesten Überresten griech. Poesie zu zählenden Kriegerlieder nicht mehr völlig in der ursprünglichen Gestalt besitzen. Eine besondere Ausg. des griech. Textes, mit einem ausführlichen Commentar und Abhandlungen, besessen wir von Klotz (Altenb. 1767). Eine neuere in der „Callinus“ (Altenb. u. Lpz. 1816), die aber von Matthäi („De Tyr-“

taei earminibus", Altenb. 1821) stark getadelt worden ist. In deutsche gereimte Verse haben sie schon früher Zinkgräf, Weiße und Conz übersetzt. Eine metrische Verdeutschung findet sich als Anhang bei den „Liedern für Deutsche im Jahr der Freiheit 1813“, von E. M. Arndt, und in Weber's „Elegischen Dichtern der Hellenen“ (Frankf. a. M. 1826).

Tyrus, eine der berühmtesten Städte des Alterthums, war, nebst ihrer tern Schwester Sidon, der wichtigste und reichste Handelsplatz des ehemaligen Phöniziens (s. d.); jetzt ist sie u. d. N. Sur ein unbedeutender Ort in der türk. Provinz Syrien, im Paschalik Acre. Schon um 1300 v. Chr. eine ansehnliche und blühende Stadt, ward sie durch Handlung und Schiffahrt reich und mächtig, aber auch Künste und Wissenschaften blühten in ihr. Einer ihrer Könige, Hiram, war der Freund und Bundesgenosse des israelitischen Königs Salomo, und es ist bekannt, daß die Israeliten Baukunst und Schiffahrtskunde von den Tyriern lernten. Den Phöniziern, und besonders den Tyriern, gehören die verbesserte Bauart der Schiffe, das Segeln in der Nacht nach der Leitung der Gestirne u. a. wichtige Erfindungen in der Schiffahrt zu. Sie besuchten nicht nur alle Küsten des mittelländ. Meeres, sondern drangen auch in den atlantischen Ocean, holten Bernstein aus Britannien und vielleicht auch Bernstein aus der Ostsee. Gades, das heutige Cádiz in Spanien, und Carthago in Afrika waren tyrische Colonien. Die Stadt Tyrus, auf einem Felsen, der auf allen Seiten vom mittelländ. Meere umgeben war, erbaut, und durch diese Lage fest, hatte in ihren Mauern einige der berühmtesten Tempel des Alterthums: die des olympischen Jupiter, des Hercules und der Astarte. Vom Tyr, dem Buddha Herakles, hat auch wol die Stadt ihren Namen, der hier als Gott der aufsteigenden Frühlingssonne verehrt wurde. Nebuchodonosar eroberte es, wie ihm einige Propheten des jüdischen Volks prophezeit hatten, nach einer 13jährigen Belagerung. Nach seinem Tode erholte es sich zum großen Theile. Als Alexander das Heer des Darius bei Issus zerstreut und gleich darauf ganz Phönizien und Syrien mit der Küste des mittelländ. Meeres sich unterworfen hatte, widerstand dem kühnen und glücklichen Sieger Tyrus seine feste Lage trogend, ganz allein wieder, und weigerte sich, ihn als Oberherrn zu erkennen. Alexander unternahm die Belagerung von Tyrus, eine der merkwürdigsten in der ältern Kriegsgeschichte. Nach unglaublichen Anstrengungen von beiden Seiten — nach der Erzählung des Curtius (B. 4, Cap. 3) vernichteten die Belagerer die Werke der Belagerten durch Taucher und Brander — und nachdem die Belagerung bis in den 7. Monat gedauert hatte, fiel endlich Tyrus in die Hände des Siegers, der es glimpflicher behandelte als von ihm zu erwarten war. Unter der Herrschaft der Römer wurde Tyrus, seines noch immer ausgebreiteten Handels wegen, sehr begünstigt. Später kam es mit dem Lande selbst in die Gewalt der Saracenen, und galt in den Zeiten der Kreuzzüge für einen festen Platz, der von den Kreuzfahrern gegen die Saracenen standhaft behauptet wurde. Unter der türk. Regierung ist der Ort ganz gesunken; er ist, nach des Baron Tott Bericht, in die Hände der Oberhäupte der Mutualis, einer Völkerschaft des Libanons, unterworfen. Jetzt ist der Hafen von Tyrus noch immer der beste an der ganzen syrischen Küste, aber der Handel hat sich vorzüglich nach dem benachbarten Sidon (dem alten Sidon) gezogen, wohin Sur bloß etwas Tabak, Getreide und gespinnene Baumwolle verführt.

Tzschirner (Heinrich Gottlieb), Dr. der Theologie, Pastor an der Thomaskirche und Superintendent der Diocese Leipzig, zweiter Prof. der Theologie an der Universität, Beisitzer des Consistoriums und Capitular im Hochstifte Meißen, geb. den 14. Nov. 1778 zu Mitweida im Königreich Sachsen, wo sein Vater Pfarrer und letzter Oberpfarrer war, ward von diesem selbst und dem Rector der Stadtschule in Meißen das Gymnasium in dem benachbarten Chemnitz vorbereitet, welches er 1791 be-

Hier reifte, mehr noch als durch den Unterricht der damaligen Lehrer, im Um-
 ke mit einem ältern Mitschüler, dem gegenwärtigen Hofrath und Prof. der
 Wissenschaften zu Leipzig, Pölig, in seinem kräftigen Geiste der Entschluß,
 dem akademischen Berufe sich zu widmen. 1796 ging er nach Leipzig und
 mit glühendem Eifer das Studium der Theologie, unter den dortigen Pro-
 vorzüglich an den gründlichen und freidenkenden Theologen Reil empfoh-
 und sich anschließend, sowie zu unermüdeten Privatarbeiten mit seinem Schul-
 und Stubengenossen, dem jetzigen zweiten Prof. der Theol. zu Leipzig,
 Dr. Winger, innigst vereinigt. Bei seinem Examen pro eandem
 Oberconsistorium zu Dresden, 1799, gewann er den Beifall des berühmten
 Hofprediger Reinhard in hohem Grade, sodaß dieser ihn dringend aufboterte,
 in Wittenberg als akademischer Lehrer aufzutreten, wo er denn auch 1800
 einer Streitschrift: „Über den Charakter der Paulinischen Epistolographie“,
 Recht zu Vorlesungen sich erwarb. Allein schon 1801 nöthigte ihn die Sorge
 Mutter und Brüder, seinem kränkenden Vater als Amtsgehilfe sich zugesellen
 und nach dessen bald erfolgtem Tode das Diaconat in seiner Vaterstadt zu
 nehmen. Ununterbrochen jedoch setzte er dabei s. theologischen Studien fort
 gab 1805 „Geschichte der christl. Apologetik“, Th. 1, empfohlen durch eine
 Rede von Reinhard, voraus, welche er jedoch, weil sie ihm späterhin in ihrer
 Anlage als verfehlt erschien, nicht fortsetzte. In demselb. Jahre ward er als
 Prof. der Theol. nach Wittenberg zurückgerufen und begann aufs neue
 seinem Erfolge seine exegetischen und dogmatischen Vorlesungen, an welche,
 im 1808 erfolgten Tode von Schröckh, die kirchenhistorischen sich angeschlossen,
 denn auch desselben Gelehrten großes kirchenhistorisches Werk vollendete und
 letzten Band desselben mit einer gelungenen Biographie und Charakteristik des
 begleitete. Hier fand er auch seinen Jugendfreund Pölig wieder, und in dem
 Prof. der Philosophie, Krug zu Leipzig, einen gleichgesinnten neuen, bis zum
 ihm treu ergebenen Freund. 1809 ward er auf die Universität Leipzig, kurz
 vor 4. Secularfeier, berufen, welche er mit einer begeisterten Predigt eröff-
 nachdem er seinen Eintritt in die Reihe der akademischen Lehrer durch eine
 sinnige Kritik der hauptsächlichsten dogmatischen Systeme in der protest. Kir-
 nachgefertigt hatte. Schon bei dieser ging er von den Principien des rationalen
 Naturalismus aus, welche er späterhin in s. „Briefen über Reinhard's Ge-
 heisse“ (Lpz. 1811) sorgfältiger entwickelte, da Reinhard die völlige Trennung
 Rationalismus und Supernaturalismus von einander als unumgänglich noth-
 wendig behauptet hatte, wenn beide consequent durchgeführt werden sollten. Nicht
 geringsten entfremdete diese Polemik die geistreichen Männer einander, und
 so völlig als trefflich entledigte sich Tzsch. der an ihn ergangenen Aufforderungen,
 in Leipzig veranstalteten glänzenden Todtenfeier Reinhard's 1812 als dessen
 Leichenpredner aufzutreten, welche Lobrede in dem 3. Bde. der von ihm unter-
 nommenen theolog. Zeitschrift: „Memorabilien für Prediger“ (8 Bde., von 1811
 1), aufgenommen ist. Die allgemeine Begeisterung für Deutschlands Be-
 freiung vom Franzosenjoch im J. 1813 ergriff auch Tzsch., sodaß er den unter dem
 Befehl des Großherzogs von Weimar gestellten sächs. Truppen auf ihrem Zuge
 nach Frankreich im Jan. 1814 als Feldpropst folgte, während sein von der jetzt
 letzten Universität Wittenberg nach Leipzig geflüchteter Freund Winger seine
 Stelle bei der Universität vertrat. Nach der bald erfolgten Einnahme von Paris
 machte er selbst einen kurzen Ausflug dahin, lehrte schon im Anfange des
 Jahres zu seinem akademischen Berufe zurück und legte die Resultate seines
 Vortrags auf den Krieg gerichteten Nachdenkens in der gedankenreichen, bei wei-
 nicht nach Verdienst gewürdigten Schrift: „über den Krieg“ (Lpz. 1815),
 z. Um dem hochbejahrten Superint. Rosenmüller einen würdigen Beistand

und einstigen Nachfolger zu geben, berief ihn der Magistrat von Leipzig im Frühjahr 1815 zum Archidiaconat an der Thomaskirche, dessen wirklichem Antritte jedoch Rosenmüller's Tod zuvorkam, so daß er noch in demselben Jahre in das Ephorat einrückten mußte. In diesem Amte fand sich reichliche Gelegenheit, seine ausgezeichnete eigenthümliche Kanzelberedtsamkeit zu entwickeln. Dazu gab ihm die 1811 eintretende große Jubelfeier der Reformation eine der seltensten Veranlassungen; sie brachte ihm aber auch eine höchst schmerzliche Erfahrung, indem ihm am letzten Tage des Festes durch einen plötzlichen Tod seine jugendliche Gattin entrißen wurde, wodurch er unfähig ward, mit einer Predigt am dritten Festtage in der Universitätskirche das Fest zu beschließen. Den von dem Patrizier in Bern, Ludwig Haller, bei seinem Abfalle von der protest. Kirche (1820) erhobenen harten Angriffen derselben setzte Tzsch. zuerst eine „Beleuchtung des Haller'schen Übertritts“ (1821) entgegen, und sodann eine Schrift allgemeinen Inhalts: „Katholicismus und Protestantismus, aus dem Standpunkte der Politik betrachtet“ (1822), welche kurzer Zeit 3 Aufl. erlebte, in das Engl., Franz. und Holländ. überfetzt, in ganz Europa ging und dem Verf. von allen Seiten die erfreulichsten Beweise der Theilnahme erwarb. Zu gleicher Zeit nahm er sich auch der Sache der Griechen durch eine auch im Druck erschienene Predigt und durch die Flugschrift an: „Die Sache Griechenlands, die Sache Europas“ (Lpz. 1821). Die durch diese Reden und Schriften aufs neue erwachte Furcht vor revolutionnären Erschütterungen bestärkte er durch die Schrift (von welcher die fremden Gesandten zu Dresden eigene Übersetzungen für ihre Höfe veranstalteten): „Die Gefahr einer deutschen Revolution“ (2. Aufl., Lpz. 1823), stellte aber auch bald darauf die unermessliche Vergeblichkeit aller Versuche, das Fortschreiten der Idee in einer dazu unvorbereiteten Zeit zu hemmen, in der höchst lehrreichen Schrift dar: „Das Neuchâtel-System“ (Lpz. 1824). Dadurch war ein allgemeines Vertrauen zu seinem scharfsinnigen Freisinnigkeit entstanden, und so wurden ihm die Actenstücke eines Protestanten übergegangenen ganzen Gemeinde zu Mühlhausen in Böhmen zur Bekanntmachung anvertraut (1823), sowie f. Rath über das rechte Wesen eines Predigers gegen die in Preußen unter großem Widerspruche eingeführte Liturgie abgefordert (1824). Außerdem hatte er seit 1822 die Redaction der „Magazin für Politik“ dahin von Bahelt, Zeller, Köffler und Ammon besorgten „Magazin für Politik“ übernommen, mehrere einzelne Predigten drucken lassen und 3 sehr gründliche Grammatiken über die so gar seltene Erwähnung des Christenthums in den Zeiten vor Christus bei den Profanschriftstellern geschrieben, indem er die früher begonnene Reihe von Programmen zur Charakteristik der ausgezeichnetsten Redner unter den Kirchenvätern unterbrochen hatte. In der Schrift: „Zwei Briefe über die Religion“ zu Dresden erschienene Schrift: „Die reine katholische Lehre“ (Lpz. 1826), setzte seine Polemik gegen die Annahmen der römischen Kirche unermüdet, ob auch und da mißfällig werdend, fort, sowie er während derselben Zeit, was erst nach seinem Tode bekannt geworden ist: „Die Anklagen der Stunden der Andacht“, berühmteste aller Andachtsbücher dieser Zeit, dessen Vf. sich mit dem tiefsten Geheimnisse umgeben hat, gewürdigt von einem Freunde ihres Vfs.“ (Frankf. 1826), und die „Vorstellung eines Staatsmannes im Auslande an einen deutschen Fürsten, welcher jüngst zur kath. Kirche übertrat“ (Hanov. 1826), ausarbeitete und unter dieser Arbeit auf eine sehr ehrenvolle Weise von dem Könige in Preußen mit dem Dannebrogorden überrascht ward. Daneben beschäftigte ihn auch ein schon seit länger als 20 Jahren angefangenes Werk, welches die Quellen geschöpfte Entwicklung von dem allmählichen Untergange des Christenthums im Christenthume liefern sollte, zu dessen Behuf er alle gleichzeitigen deutschen und hebräischen Schriftsteller studiren mußte. Damit verband er zuletzt eine Reihe Briefe eines Deutschen an franz. Gelehrte (Chateaubriand, de la Mennais

Romkloster, Constant), in welchen er die wichtigsten religiösen, kirchlichen und antireligiösen Fragen unserer Zeit erörtern und die darüber in Deutschland ge- und gewordenen gedeuteten Grundsätze durch eine zugleich erscheinende franz. Uebersetzung in Frankreich einführen wollte, welche ihn aber der Tod nicht vollenden ließ. Seine letzte Arbeit war ein Aufsatz in die von Pölig herausgeg. „Jahrbücher Gesch. und Staatskunst“: „Wie geschah es, daß Frankreich katholisch blieb?“

Zu diesen mannigfaltigen literarischen Beschäftigungen ward ihm die Muße durch die monatlangen Unterbrechungen seiner Berufsarbeiten als Prediger und Professor aufgedrungen, zu denen er seit 1823 durch jene völlig räthselhafte Art Brustbeklemmungen sich genöthigt sah, welche ihm anhaltendes starkes Sprechen unmöglich machten. Der mehrjährige Besuch von Bädern, die strengste Diät, sorgfältige Vermeiden jedes längern Gespräches, selbst mit Freunden, konnte keine Linderung verschaffen. Daher war ihm der Huldigungstag des Königs von Sachsen, Anton, am 24. Oct. 1827 eine schwere Aufgabe, da er an Einem Tage erst predigen und dann vor dem Throne sprechen mußte; doch gelang ihm dies im ausgezeichneten Grade und erwarb ihm aufs neue die enthusiastische Anerkennung aller seiner Volksgenossen. Schon ging er mit dem Gedanken um, seinen öffentlichen Ämtern sich zurückzuziehen und nur als Schriftsteller zu wirken, zu welchem Zweck er schon mehrere Werke vorbereitete, unter denen eine „Geschichte der Kirche meiner Zeit“ ihm vor allen am Herzen lag), als er am 17. Febr. 1828 einem neuen heftigen Anfalle des alten Übels unterlag, nachdem er noch am Vortage (den 2. Febr.) mit sichtbarer Anstrengung und Bewegung höchst er- und gepredigt hatte über die Theilnahme an den menschlichen Dingen, welche, auch wenn die Lebenslust und die Weltliebe vergeht. Sein Tod erregte Theilnahme des ganzen protest. Deutschlands und selbst eines Theils von dem katholischen. Er war, wie die Section zeigte, die unvermeidliche Folge zweier Lungen gar nicht zu bemerkenden und zu erreichenden Balggeschwülste in der Höhle an beiden Seiten der Luftröhre, durch welche diese theils so aus ihrer normalen Richtung gedrängt, theils so zusammengedrückt worden war, daß der freie Durchgang zu den Lungen mehr übrig war. Bald nach seinem Tode erschienen kurze Darstellungen und Schilderungen seines Lebens und Wirkens von mehreren vieljährigen vertrauten Freunden Krug, Pölig, Goldhorn; der Letzte war Zeuge seines Todes, und zu Diesem sprach er die letzten zusammenhängenden Worte. Er besaß die allgemeine Liebe aller seiner Mitbürger; denn mit seinem ausgezeichneten Verdienste und mit s. großen Ruhme vereinigte sich die liebenswürdigste Einfachheit und Anspruchslosigkeit im Umgang mit Jedermann, und die schmucklose Einfachheit s. äußerlichen Ankündigung, in welcher nicht ganz ohne Recht Vielen eine große Ähnlichkeit mit Luther's Gesichtszügen und Gestalt bemerkt werden pflegte.

An Tzsch. besaß seine Zeit einen der freisinnigsten und wärmsten Sprecher für Sache der Menschheit, seine Wissenschaft einen der unbefangenen und scharfsten Forscher, seine Kirche den beredtesten und unerschrockensten Vertheidiger neuerdings angefochtenen Freiheit, seine Gemeinde einen der ausgezeichneten Kanzelredner im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, seine Universität einen der geliebtesten und bewundertesten akademischen Lehrer. — Seine schon erschienen herrlichen, ob auch unvollendet gebliebenen „Briefe“ (herausg. von Krug), bewundernswerthes, wenn auch gleicherweise nicht ganz vollendetes Werk über Fall des Heidenthums (herausg. von Niedner), und s. nachgelassenen „Predigten“ (3 Bde., herausg. von Goldhorn), werden seinem Namen ein langes, molles Andenken sichern.

II.

U, der 21. Buchstabe des deutschen Abc, und der 5. Selbstlauter.
 Übergangsgebirge, s. Geognosie.

Übergang über einen Fluß. Flußübergänge gehören mit zu wichtigsten Unternehmungen im Kriege. Ungeachtet der großen Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sich ihnen darbieten, vorzüglich wenn die Flüsse breit, schnell und von starken Truppenmassen vertheidigt sind, mißglücken sie doch sehr selten, sobald sie mit der erforderlichen Vorsicht unternommen werden, welches aus der Kriegsgeschichte als das Urtheil der größten Heerführer, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, bestätigt. (S. „Friedrichs II. Unterricht an seine Generale“ Art. 19 u. 20.) Die offene Gewalt ist hier nur bei großer Übermacht des Angreifenden und einem diesem günstigen Terrain anwendbar. Günstig ist es: 1) wenn das diesseitige Ufer das jenseitige überhöht oder beherrscht (dominiert), oder eine Krümmung bildet, so daß der Übergangspunkt jenseits umfaßt wird; 2) wenn das Ufer mit Gebüsch bewachsen ist, welches nicht allein die Anstalten zum Übergang auf dem diesseitigen verbirgt, sondern auch die Behauptung der zuerst in den Fluß übergeschifften Infanterie auf dem jenseitigen erleichtert (unter dem Schutze der Infanterie und dem Feuer der diesseitigen Batterien können dann die erforderlichen Brücken geschlagen werden); 3) wenn sich Inseln im Flusse befinden, die der Angreifende nehmen und zur Erleichterung und Beschützung seiner Arbeiten benutzen kann u. dgl. Doch alle diese günstigen Verhältnisse heben noch nicht die Vorsichts- und Vorsichtsmaßregeln auf, an denen die Geschichte so reich ist. Unter diesen die vorzüglichste, den Vertheidiger über den wahren Übergangspunkt dadurch zu täuschen, daß man an einer oder mehreren Stellen des Ufers Truppen und Materialien zusammenbringt, dadurch die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese Punkte hinleitet, unterdessen insgeheim die Hauptmacht in der Nähe des wirklichen Übergangspunktes vereinigt, und, wenn Alles vorbereitet ist, im Stillen und wo möglich in der Nacht, in Bötten und Rähnen Infanterie auf das jenseitige Ufer schickt, die Brücken schlägt und dann mit der Masse übergeht. Diese bei einem Vertheidigungslinie leicht zu bewirkende Täuschung ist eine der Hauptursachen, daß die Übergänge so selten mißglücken. Gleiche Vorsicht, nur mit einigen, durch verschiedene Verhältnisse erzeugten, Modificationen, ist erforderlich, wenn man sich dem Feinde über einen Fluß zurückzieht. Oft hat sich der Vertheidiger des Ufers auf dem jenseitigen Ufer verschauzt, und dann wird gewöhnlich, wenn man einen andern Punkt des Übergangs wählen kann, dieser durch ein anhaltendes Schußfeuer vorbereitet, dadurch das feindliche zum Schweigen gebracht und der Übergang bewerkstelligt. — Schwieriger als der Übergang selbst ist es, sich auf dem jenseitigen Ufer zu behaupten, und sich gegen die Angriffe des Feindes zu sichern, in den Fluß geworfen zu werden. Es ist oft eine List des Vertheidigenden, sich von dem Ufer entfernt aufzustellen, dem Übergang wenig zu beunruhigen und, sobald er mit einem Theile des Heeres bewerkstelligt ist, sich auf diesen mit überlegener Macht zu werfen und so in den Fluß zu gehen, wie es auch z. B. die Östreicher bei Aspern und Eslingern versucht haben. Zum Übergange selbst gehören eine große Menge von Materialien, die entweder den Flüssen vorgeschwemmte Bötten und Rähne, oder (gewöhnlicher) förmlich eingebaute Brückengeräthschaften (s. Pontons) sind, welche den Armeeen nachgeschoben werden. In Ermangelung derselben bedient man sich auch gewöhnlich der Felle (s. d.). — Die Kriegsgeschichte ist sehr reich an merkwürdigen Flußübergängen von Alexanders Übergang über den Hydaspes bis zu dem Napoleons über die D

ach Segovia verwiesen. Sobald der
 te, lehrte Hr. v. U. mit andern
 runde. Er unterbleibt je-
 Durch f. Vermittelung
 Hofe an den Kaiser
 Interesse seines
 ganisiren.
 allein kaum
 in der Hr. v.
 Pozzo di Borgo,
 rn. v. Tatitschew,
 Ergebenheit bezeugte,
 zu stürzen, welches in
 wollte. Seit dieser Zeit
 um Secretair des Minister-
 sehr wichtiges Amt ist, das
 g eines Ministers ertheilte. Er
 Ministeriums und bildete darin ge-
 dem Grafen Pozzo di Borgo, durch
 zu stürzen. Der neue Chef des Mi-
 nien in Verbindung mit Hrn. v. Heredia
 der Regierung einen gemäßigten Gang
 as = Trujo mit Hrn. v. U. in völliger Überein-
 Trujo's Tode der Graf v. Dsalia Präsident des
 Angeleg. wurde, so erhob sich gegen das neue,
 glaubte durch Frankreichs Einfluß gebildete, Mi-
 nisten und des Klerus. Graf Dsalia handelte jedoch
 gen der constitutionnellen Partei, daß er vielmehr das
 en Ministeriums noch verstärkte. Daher ward die Zusam-
 Ministeriums von dem gesammten diplomatischen Corps, den
 Gesandten, Herrn v. Dubril, mit eingeschlossen, nicht gebil-
 Gesandte, Graf v. Talaru, arbeitete in Verbindung mit dem
 habar, General Bourmont, an einem Ministerwechsel, dem selbst
 einen Einfluß nicht aufs Spiel zu setzen, keineswegs entgegen war.
 anz. Cabinet ging auf Talaru's Plan nicht ein, sondern bestand auf
 ung der Summe von 34 Mill. Fr., die Spanien an Frankreich schul-
 te. Hr. v. Dsalia bewirkte diese Anerkennung, und versprach sogar dem
 binet, eine Amnestie zu erlassen. Er ward nunmehr von dem franz. Ca-
 seinem Posten gehalten, aber nur eine Zeitlang, denn er hatte bei keiner
 Freunde. Vielmehr sank Dsalia's Credit, seitdem er sich mit dem franz.
 in Verbindung gesetzt hatte, täglich bei Hofe, und folglich auch bei Hrn.
 Dsalia konnte lange Zeit das Amnestiedecret nicht auswirken; der Rath von
 und einer seiner Collegen, den er ernannt hatte, Hr. v. Calomarde (noch
 wärtig Minister der Gnaden- und Justizsachen) arbeiteten demselben beim
 entgegen. Endlich erschien die Amnestieerklärung am 1. Mai 1824; allein
 so viele Ausnahmen zur Grundlage, daß sie nur neue Verfolgungen ver-
 te. Darüber entstand eine Trennung im Ministerium selbst. Dsalia hatte den
 den Kriegsminister, General Cruz, für sich; Calomarde stand an der Spitze
 Gegenpartei, zu welcher die einflußreichsten Mitglieder des Rathes von Casti-
 die General Aymerich, Oberinspector der royalistischen Freiwilligen und mehre
 stische Guerrillachefs gehörten. Hr. v. U. sprach sich nicht aus, neigte sich aber
 die Seite des Hrn. v. Calomarde hin: denn von dem Augenblicke an, wo Graf

keine ist wie sie im Stande, die Spielmanier der Alten sich anzueignen. keine bessere Übersetzungen der alten Dichter aufweisen kann. Von Voß, Tasso und Ariosto von Gries und Streckfuß, des Lessings von Schlegel und Gries, Shakspeare von Schlegel, sind für Den, dem der Genuß der Originalwerke versagt ist.

Ubiquität — ein nach Art des Lateins der scholastischen Theologie gebildeter Ausdruck zur Bezeichnung der Allgegenwart — wurde in jenige Eigenschaft des Leibes Christi genannt, vermöge deren am Abendmahl allenthalben gegenwärtig ist. Die Hitze des ersten Theologienstreits hatte diesen unbequemen Ausdruck schon verdrängt, ihn die steiflutherischen Prediger zu Bremen seit 1556 aufs neue wieder härtern, der gesunden Vernunft widersprechenden Sinne gegen sie zu wenden, und die würtemb. Theologen, in dem 1559 von Joh. Brenz ausgesprochenen Glaubensbekenntnisse, zu einem Hauptpunkte der lutherischen Lehre ihrer Landeskirche erhoben. Da indessen auch die Calvinisten nur dem Glauben erkennbare Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl standen, brachten die luth. Eiferer, um sich ja recht scharf von den Gegnern zu unterscheiden, den Satz von der wirklichen gegenwärtigen der Eigenschaften beider Naturen in Christo (*communicatio idiomatum*) zum Lehrbegriff, und suchten dadurch zu beweisen, daß der Leib Christi unter dem Brote im Abendmahl allenthalben, ohne Rücksicht auf den Communicanten, gegenwärtig sein müsse. Damit jedoch dieser, vielfach missverstandenen Vorstellung, die ihren Vertheidigern den Namen Ubiquitisten zuzog, die scheinbare Ähnlichkeit mit der kath. Eucharistielehre nicht mehr vorzuwerfen sei, erklärten die Verfasser der bergischen Formel (s. d.) ausdrücklich, die Ubiquität des Leibes Christi sei eine räumliche und irdische Welse statt. Das Interesse für die h. Schrift keineswegs beweiskräftige Ubiquitätslehre, über die sich neuer Streit zwischen den ihr eifrig ergebenden tübinger Theologen mächtigsten giesenschen erhob, haben die folg. Jahrhunderte auch nicht geschwächt, und die unbefangenen evangel. Theologen beider im 18. Jahrh. darüber einverstanden, daß Christus im h. Abendmahl es würdig genießen, allerdings gegenwärtig, die Bestimmung der dieser Gegenwart und der Vereinigung seines Leibes mit dem Wein (*unio sacramentalis*) aber kein Gegenstand menschlicher Theologie, sondern dem Glauben der Einzelnen zu überlassen sei.

Ugarte y Larrazabal (Don Antonio), aus einem alten Hause in Navarra, Grand von Spanien und Staatsrath, von 1825 – 1827 außerord. Gesandter und bevollmächt. Minister am Hofe zu Wien, einer der einflußreichsten Mitglieder der Camarilla, besaß mehrere Jahre Vertrauen und die Gunst des Königs, daher er, anfangs, noch ehe er das Staatsamt bekleidete, als bloßer Hofmann durch s. Verbindung mit dem Minister, später aber durch die Häupter der Absolutistenpartei eine wichtige Stellung in den Umgebungen des Königs Ferdinand bekleidete. russische Gesandte zu Madrid, Herr v. Tatitschew, hatte ihn 1817 empfohlen. Seitdem stieg Herr v. U. in der Gunst seines Monarchen. Er selbst aber ließ sich, vor der Revolution von 1820, in seinen politischen ganz von dem Herrn v. Tatitschew leiten. Dies war z. B. bei der Verhandlung wegen des Ankaufs von Schiffen, die Rußland dem Spanien verkaufte. Auch hatte Hr. v. U. einige besondere Angelegenheiten, die der König seinen Ministern nicht anvertrauen wollte. Dieses Vertrauen wurde er, kurz vor dem Ausbruche der Revolution von 1820,

Herzogs von San-Fernando, nach Segovia verwiesen. Sobald der
 stitution von Cadix angenommen hatte, kehrte Hr. v. U. mit andern
 nach Madrid zurück, blieb aber im Hintergrunde. Er unterhielt je-
 König sehr thätige geheime Verbindungen. Durch s. Vermittelung
 r Monarch eigenhändig von ihm geschriebene Briefe an den Kaiser
 r. an andre Fürsten. So arbeitete auch Hr. v. U. im Interesse seines
 eig, um 1822 die ersten royalistischen Insurrectionen zu organisiren.
 Regentschaft vom J. 1823 sprach man wenig von ihm; allein kaum
 nach Madrid zurückgekommen, so wurde die Gunst, in der Hr. v.
 sichtbar. Der russische Botschafter in Paris, Graf Pozzo di Borgo,
 einen Mann, der wegen seiner Verhältnisse mit Hrn. v. Tatitscheff,
 unterbrochen worden waren, für Rußland große Ergebenheit bezeugte,
 t war, das Ministerium des D. Victor Saez zu stürzen, welches in
 ihn eine beleidigende Unabhängigkeit zeigen wollte. Seit dieser Zeit
 's Einfluß stets zu. Er wurde 1824 zum Secretair des Minister-
 raths ernannt, was in Spanien ein sehr wichtiges Amt ist, das
 wieder schuf, und das ihm den Rang eines Ministers ertheilte. Er
 h s. Einfluß der geheime Chef des Ministeriums und bildete darin ge-
 ie russische Partei. So gelang es dem Grafen Pozzo di Borgo, durch
 s Ministerium von Victor Saez zu stürzen. Der neue Chef des Mi-
 narchis von Casa-Frujo, schien in Verbindung mit Hrn. v. Heredia
 Grafen v. Dfalia erhoben) der Regierung einen gemäßigten Gang
 deß handelte Hr. v. Casa-Frujo mit Hrn. v. U. in völliger Überein-
 is aber nach Casa-Frujo's Tode der Graf v. Dfalia Präsident des
 nisters der auswärt. Angeleg. wurde, so erhob sich gegen das neue,
 Madrid mit Unrecht glaubte durch Frankreichs Einfluß gebildete, Mi-
 Haß der Absolutisten und des Klerus. Graf Dfalia handelte jedoch
 den Hoffnungen der constitutionellen Partei, daß er vielmehr das
 n des vorigen Ministeriums noch verstärkte. Daher ward die Zusam-
 s neuen Ministeriums von dem gesammten diplomatischen Corps, den
 ischen Gesandten, Herrn v. Dubril, mit eingeschlossen, nicht gebil-
 franz. Gesandte, Graf v. Talaru, arbeitete in Verbindung mit dem
 schlichthaber, General Bourmont, an einem Ministerwechsel, dem selbst
 n seinen Einfluß nicht aufs Spiel zu setzen; keineswegs entgegen war.
 anz. Cabinet ging auf Talaru's Plan nicht ein, sondern bestand auf
 ang der Summe von 34 Mill. Fr., die Spanien an Frankreich schul-
 Hr. v. Dfalia bewirkte diese Anerkennung, und versprach sogar dem
 t, eine Amnestie zu erlassen. Er ward nunmehr von dem franz. Ca-
 m Posten gehalten, aber nur eine Zeitlang, denn er hatte bei keiner
 de. Vielmehr sank Dfalia's Credit, seitdem er sich mit dem franz.
 erblindung gesetzt hatte, täglich bei Hofe, und folglich auch bei Hrn.
 konnte lange Zeit das Amnestiedecret nicht auswirken; der Rath von
 einer seiner Collegen, den er ernannt hatte, Hr. v. Calomarde (noch
 Minister der Gnaden- und Justizsachen) arbeiteten demselben beim.
 n. Endlich erschien die Amnestieerklärung am 1. Mai 1824; allein
 lele Ausnahmen zur Grundlage, daß sie nur neue Verfolgungen ver-
 über entstand eine Trennung im Ministerium selbst. Dfalia hatte den
 sminister, General Cruz, für sich; Calomarde stand an der Spitze
 tei, zu welcher die einflussreichsten Mitglieder des Raths von Casti-
 eral Aymerich, Oberinspector der royalistischen Freiwilligen und mehre
 buerillachefs gehörten. Hr. v. U. sprach sich nicht aus, neigte sich aber
 des Hrn. v. Calomarde hin: denn von dem Augenblicke an, wo Graf

b'Dsalia eine andre Unterstützung, als die des Hrn. v. U. gesucht hatte, von dem das Zutrauen dieses Letztern. Übrigens soll sich Hr. v. U. selbst wenig darum kümmern, ob ein Minister in seinem Royalismus gemäßigt oder übertrieben ist; soll bei ihm darauf ankommen, daß der Minister in einer völligen Abhängigkeit ihm bleibe. Daher suchte U., indem er gemeinschaftlich mit Hrn. v. Calomarde den Hrn. b'Dsalia stürzte, dessen Nachfolger nicht in der Partei, zu der sich Calomarde geschlagen hatte, sondern wählte den Hrn. Zea-Bermudez, der ihm vollkommen ergeben gewesen war, wenn er schon nach seinem frühern politischen Verhalten der halbliberalen oder der gemäßigt denkenden Partei angehörte. Am 1. Juli 1824 wurde Graf Dsalia in Ungnade entlassen, und Herr Zea, damals in London, früher in Petersburg, zu dessen Nachfolger ernannt. Hr. v. U. sah bald, daß er eben durch diese Wahl in der Gunst der Absoluten sinken anfang. Da nun auch Hr. v. Zea, durch den russischen Minister, Dubril, und durch den franz. Minister nachdrücklich unterstützt, Hrn. v. U. zu vermindern schien, dieser aber wahrzunehmen glaubte, daß jener seinen vielen Feinden am Hofe und in der Geistlichkeit nicht lange mehr widerstehen können, so schloß er sich wieder an Zea's Hauptgegner, den Justizminister Calomarde, an, der von jeher die Stütze der Absolutisten und der Apostol des Ministerium gewesen war. Deshalb mußte Hr. v. Zea, um sich auf seinen Posten zu erhalten, den Hrn. v. U. zu entfernen suchen. Es gelang ihm. Am 17. März 1825 den bisherigen Günstling zu seinem Gesandten in Turiner Hofe. Die von ihm bekleidete Stelle des doppelten Secretariats des Antonio Fernandez de Urrutia, der erste Divisionschef im Ministerium der Finanzen. Man sah dieses Ereigniß, welches alle Parteien zu Madrid in Erstaunen setzte, als ein Werk des russischen Cabinets an, das die Klagen des russischen Gesandten, Hrn. v. Dubril, über die Unfähigkeit des Hrn. v. U. und über seine Meinungen, die er in den Gang der öffentlichen Geschäfte brachte, an den Hof von Madrid gelangen ließ. Indes ertheilte Ferdinand VII. dem Hrn. v. U. die Würde eines Staatsraths und gab ihm noch andre Beweise seiner Gunst. Hr. v. U. wollte Anfangs, unter Gesundheitsvorwänden, den Gesandtschaftsposten ablehnen; allein Hr. v. Zea machte ihm den Willen des Königs kund, daß er so bald als möglich Madrid verlassen und sich nach Toledo begeben müsse. So sehr es U.'s zahlreichen und mächtigen Freunden, ihm die Erlaubnis anzuwenden, noch einige Zeit in Madrid zu bleiben. Zu seinen Fürsprechern gehörten unter andere die Padres Martinez, Cirillo (General der Franciscaner) und Belschhof von San-Jago, sowie auch der dänische Gesandte, Graf Darnath. Die Abberufung in der Folge Hr. v. Zea durchsetzte. Allein die Entfernung des Hrn. v. U. ganz zu hintertreiben, war der Hofpartei nicht möglich. U. riß am 1. April von Madrid ab und nahm, in Gesellschaft eines seiner Vertrauten, den Weg vor langer Zeit nach der Schweiz bestimmten Gesandten, Hrn. Corpas, über Bayonne, wo er am 17. April ankam. Hier verweilte er mehrere Wochen, weder neue Verhaltensvorschriften oder s. Zurückberufung erwartend. So begab er sich auf seinen Posten in Turin, von wo er aber nach des Königs Entlassung (am 24. Oct. 1825) und nach des Herz. v. Infantado (Zea's Nachfolger) genommenen Abschiede, im J. 1827 abgerufen ward. Bis jetzt hat er jedoch das vorige Vertrauen seines Monarchen noch nicht wieder gewonnen.

Ugolino, s. Pisa.

Uhland (Johann Ludwig), geb. d. 26. April 1787 zu Tübingen, der Großvater ein rühmlich bekannter Theolog s. Zeit war und s. Vater als Professor der Universität lebt, empfing in der gelehrten Schule seiner Vaterstadt eine klassische Bildung und studirte ebendasselbst von 1805 — 8 die Rechtswissenschaften.

auf ward er unter die Zahl der königl. Advocaten aufgenommen und erwarb 1810 die Würde eines D. der Rechte. Im Frühling d. J. unternahm er eine literarische Reise nach Paris, wo er vorzüglich die Manuscripte des Mittelalters auf der königl. Bibliothek studirte: eine Beschäftigung, deren erste Früchte uns die Uebersetzungen der altfranz. Gedichte in der 2. Aufl. s. Sammlung liefern. Spätere wichtigeren erwarten wir in s. Darstellung der deutschen Poesie des hohenstaufischen Zeitalters, einem Werke, welches ihn schon länger in Anspruch nimmt, dessen erste Probe er in der Schrift über „Walther von der Vogelweide“ (Jahrg. 1822) gegeben hat. Seine frühesten bekannt gewordenen Gedichte fallen ins Jahr 1804. Öffentlich trat er zuerst als Dichter auf in den Musenalmanachen von Leo v. Seckendorf (1806, 1807), hernach in dem „Poetischen Almanach“ auf 1812, in dem „Deutschen Dichterwald“ (1813) und einigen andern gelehrten Sammlungen. Eine selbstständige Sammlung s. Gedichte erschien 1814, jetzt in einer 3. Ausg. 1826. Schon der zweite Druck ist bedeutend vermehrt, namentlich durch s. patriotischen Gedichte, über deren äußere Veranlassung wir Eizem mittheilen müssen. U. advocirte seit dem Spätjahre 1812 in Stuttgart, wo er eine Zeitlang im Bureau des Justizministeriums arbeitete. So gingen die Ereignisse 1813 — 15 an ihm vorüber, nicht ohne tiefen Eindruck und kräftige Anregung. Als nun 1815 der verst. König Friedrich von Württemberg die Stände einberief, um das Land mit einer neuen Constitution zu beschenken, und je nach dem Verlauf des Kampfs um die alten und neuen Rechte begann, da fühlte sich U. durch das begeisterte Wort als die ihm verliehene Waffe für seines Vaterlandes gerechtfertigte Ansprüche und Freiheiten schälen zu lassen. Mit Begeisterung, wie sie gewöhnlich waren, wurden s. Lieder damals in fliegenden Blättern aufgenommen, und patriotischen Bestrebungen blieben nicht ohne Erfolg und Lohn. König Wilhelm I. 1817 seinem Lande die entrissene Constitution wieder, und der Muse des Vaterlands war die Freude gegönnt, die öffentliche Verkünderin des Dankes zu sein, als er vom Volke zum Throne aufstieg. Seit der Zeit ist U.'s literarische Thätigkeit durch den Drang vaterländischer Pflichten vielfach gehemmt worden. 1819 ward er von dem Oberamt Tübingen, und im folg. J. von seiner Vaterstadt selbst als Mitglied der Ständeversammlung erwählt, und die Kammer machte ihn in Folge zum Beisitzer des weitem Ausschusses, nachdem er den ihm durch große Stimmenmehrheit zuerkannten Platz im engern Ausschusse abgelehnt hatte. Unter diesen Arbeiten und Kämpfen für das Vaterland hat er sich das Glück der Liebe und häuslichen Lebens begründet. — U. gehört unstreitig zu den ersten lyrischen Dichtern unserer Literatur. Gemüth, Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, poetische Naturanschauung und vielseitige objective Unterlage, zeichnen s. Lieder aus. s. lyrischen Balladen und Romanzen, einige spanische Nachbildungen ausgenommen, athmen aus stiller Tiefe den Geist der Sehnsucht nach altväterlicher Herrlichkeit und Echtheit in kräftiger Nahrung aus. Weniger bedeutend, obgleich nicht ohne mannigfache poetische Vorzüge, sind s. dramatischen Arbeiten: „Herzog Ernst von Schwaben“ (Heidelb. 1817), und „Ludwig der Baier“ (Berlin 1819). Vgl. Sav. Schwab's Aufsatz über Uhland in dem Taschenbuche „Moosrosen“, 1826, Württembergische Landstände.

Uhlefeld (Corfiz, Graf von), kön. dänischer Reichshofmeister seit 1643, fast kön. Gewalt, war geb. 1604, und vermählt mit der Gräfin zu Schleswig-Stein, Eleonore Christine (Königs Christian IV. natürl. L.). Stolz u. Herrschsucht machten ihn verhaßt. Er entfloh 1651 nach Schweden, reizte Karl X. mit seinen Kriegen gegen Dänemark, ward des Verraths verdächtig, entfloh nach Amsterdam, von wo er den Kurfürsten v. Brandenburg zur Unterstützung der dänischen Interessen anzureizen versuchte. Er ward deshalb abwesend in Kopenhagen als Verräther zum Tode verurtheilt. U. starb 1664 in einem Boote, worin er

über den Rhein setzen wollte. Seine Gemahlin, eine Frau von seltenem Gemüthe nach ihres Mannes Tode 23 J. in einem sehr harten Gefängnisse saßen. Sie starb 1698. Auf dem Platze des niedergerissenen Uhlfeld'schen Hauses in Kopenhagen steht eine Schandsäule. S. „Uhlfeld's Leben“, von Høst (Kopenhagen 1824).

Uhr. Viele Erfindungen, welche dem menschlichen Geiste Ehre zu verdanken wir den müßigen Mönchen des Mittelalters, die in ihrer Einsamkeit allen Nahrungsorgen befreit, die Nebenstunden, welche die Andachtsübungen übrigließen, mit Versuchen aller Art, in nützlichen und unnützen Künsten brachten. Dies ist auch der Fall mit den Uhren oder Zeitmessern, die durch Pendel und Stahlfedern in Bewegung gesetzt werden. Zwar das Wort *horologium* kommt schon bei einigen Alten vor, und man möchte aus manchen Umständen schließen, daß sie schon dergleichen Kunstwerke, wie unsere Taschenuhren sind, gekannt hätten. Allein, gewiß ist, daß die Uhren der Alten theils Sonnen-, theils Wasseruhren waren. Die letztern brachte namentlich Cäsar aus Britannien. Eine Wasseruhr war es, die Cassiodorus im 6. J. seinen Mönchen empfahl, wenn getrübler Himmel sie hindere, die Sonne zu beobachten. Eine Wasseruhr war es, die der Schwelger Trimalchio, Petronius, in seinem Speisezimmer stehen hatte, und bei der er einen Trompeter stellte, welcher die abgelaufenen Stunden ausrufen mußte. Im Vitruvius ist die Nachricht von einem alexandrinischen Künstler, Ktesibius, vor, der 140 J. unserer Zeitrechnung mit der Wasseruhr Triebäder verbunden habe. Aber die Nachricht ist zu dunkel und unvollständig, als daß man über die Einrichtung des Kunstwerks deutliche Begriffe haben könnte. In einer alten Chronik wird erzählt, daß Karl der Gr. von dem Beherrscher Persiens 809 eine Uhr zum Geschenke bekam, woran Goldschalen angebracht waren, und kleine Figuren von Reitern nach Ablauf der Stunden aus fensterähnlichen Löchern hervorkamen und wieder hineingingen. Allein eine genauere Beschreibung dieses Kunstwerks, welche wir in der Eginhard zugeschriebenen fränkischen Annalen lesen, gibt ausdrücklich an, daß es eine Wasseruhr gewesen, und daß nach Ablauf der Stunden kleine Kugeln aus Metall auf eine kleine Glocke herabgefallen, und den Ton hervorgebracht hätten. Ebenso wenig kann die Uhr, welche Pacificus, Geistlicher zu Verona, in der Mitte des 9. Jahrh. erfunden haben soll, mit Bestimmtheit für ein ähnliches Kunstwerk als unsere Uhren sind, angesehen werden; denn die Worte in seiner Beschreibung sind zu undeutlich, als daß man etwas Gewisses daraus herleiten könnte. Auch der berühmte Gerbert von Auxerre, der nachmals u. d. N. Sylvester II. Papst und 1003 starb, hat man die Erfindung der Uhren zugeschrieben. Allein der gewürdige Zeuge, Ditmar von Merseburg, sagt nichts weiter davon, als: „Ich habe in Magdeburg für den Kaiser Otto ein *Horologium* richtig aufgestellt, in welchem er durch eine Röhre den Stern, nach dem sich die Schiffe richten, beobachtet.“ Es kann unmöglich etwas Andres als eine Sonnenuhr gewesen sein, die nach der Polhöhe stellte. Im 12. Jahrh. fing man in Klöstern an, Uhren zu gebrauchen, welche die Stunden durch den Schall einer Glocke, welche durch ein Gewicht in Bewegung gesetzt wurde, anzeigten. Denn man findet von da an öfters den Ausdruck: die Uhr hat geschlagen; auch wird des Weisers an der Uhr schon erwähnt. Von einem Wilhelm, Abt von Hirschau, sagt sein Lebensbeschreiber, er habe ein *Horologium* erfunden nach dem Muster der himmlischen Sphäre. So kurz diese Angabe ist, so möchte man doch deswegen glauben, dieser Abt von Hirschau sei der Erfinder der Uhren, weil man findet, daß er einen eignen Meister angestellt, der dieses sein Kunstwerk in Ordnung erhalten und stellen mußte. Dieser Abt von Hirschau starb zu Ende des 11. Jahrh. Im 13. Jahrh. kommt die Nachricht von einem Kunstwerke vor, welches Sultan Saladin dem Kaiser

II. verehrte. Dies wurde offenbar durch Gewichte und Räder in Bewegung. Nicht allein zeigte es die Stunden an, sondern auch den Lauf der Sonne, Mondes und der Planeten im Thierkreise. Schwerlich haben die Saracenen Kunst von den Mönchen der europäischen Klöster gelernt, sondern vielleicht sind sie die eigentlichen Erfinder, und die Kreuzzüge das Mittel, wodurch die Europaer diese Erfindung kennen lernten. Im 14. Jahrh. findet man schon mehr von unserer heutigen Uhrwerke. Dante erwähnt ausdrücklich der Schlaguhren. Abt von St.-Albans in England, verfertigte 1326 eine Uhr, dergleichen bis dahin noch nicht gesehen hatte. Sie zeigte nicht allein den Lauf der Sonne und Mondes, sondern sogar die Ebbe und Flut an. Große Thurmuhren kamen zuerst im 14. Jahrh. auf. Vielleicht ist Jak. Dondi in Padua der Erste, der solche gebaut; wenigstens ward sein Geschlecht nach ihm *dell' orologio* genannt. Auch ein Deutscher, Heintr. de Wyck, ward in demselben Jahrh. berühmt durch die große Thurmuhr, die er auf Befehl des Königs von Frankreich, Karls V., baute. Diese Uhr war noch 1737 zu sehen. Die Taschenuhren, sonst Sackuhren, sind von weit späterer Erfindung sein, ungeachtet man auch sie schon im 14. Jahrh. hat finden wollen. Nach der gewöhnlichen Meinung hat sie der Uhrmacher Peter Henlein um 1510 erfunden. Sie hießen auch nürnbergische Eier. Nach A. gibt es zum Anfange d. 17. Jahrh. keine zuverlässigen Spuren davon. Die Anwendung des Pendels (s. d.) bei den Uhren machte Huygens (s. d.); auch scheint er der Erfinder der Unruhe in den Taschenuhren zu sein. Diese Erfindung fällt in d. 17. Jahrh. Um die Reibungen zu vermeiden, erfand ein Genfer, Jaclo, die Kunst, in Kupfer und Diamanten Löcher für die Stifte zu bohren und so die Taschenuhren noch leichter zu lassen. So entstand die Erfindung der Zeitmesser oder Chronometer, worin die Engländer es zu außerordentlicher Vollkommenheit gebracht haben. Auch sind sie schon früher die Erfinder der Repetiruhren gewesen. Ein gewisser Thomas machte 1676 eine solche Uhr für den König Karl II., und Graham war der Erfinder der Compensiv-Pendel. (Vgl. d.) Diese Erfindung ward von ihm dadurch noch vervollkommenet, daß er seinen Pendel aus 9 runden Stücken zusammensetzte, unter denen 5 stählerne und 4 kupferne waren. Mit diesen sind noch jetzt die astronomischen Wanduhren versehen, und man kann sich auf die Gleichmäßigkeit ihrer Schwingungen verlassen.

Unter die wichtigern Uhren des 18. Jahrh. gehören vorzüglich die astronomischen Uhren des verst. Pfarrers Hahn in Echterdingen im Würtembergischen. (S. Hahn.) Er faßte die Idee der Messung der Zeit in ihrem ganzen Umfange auf, der Hauptzeiger dieser Werke ist der Zeiger der Weltgeschichte, der sich auf einer Tafel dreht, welche die Weltgeschichte in ihren Hauptatomen nach der biblischen Zeitrechnung, und die Zukunft nach den auf die Apokalypse gegründenden Berechnungen des verst. Prälaten Bengel, zeigt, und in einem Zeitraum von beinahe 8000 Jahren seinen Umlauf vollendet. Ein weiterer Zeiger auf der Tafel zeigt die Jahrzahl des Seculum, und dreht sich in 100 Jahren einmal um. Merkwürdiger noch sind die planetarischen Darstellungen der Himmelskugeln mit den damals bekannten Planeten, sowie der Systeme von Ptolemäus und Copernicus, an welchen die Planeten — und um diese herum wieder ihre Trabanten — genau in derselben Zeit ihre Umdrehungen machen, wie solche in der Wirklichkeit am Himmel stattfinden, wozu noch kommt, daß diese Automate nicht etwa die mittlere Bewegung haben, sondern daß ihre Bahnen, wie am Himmel, excentrisch und elliptisch sind, und die Bewegung, wie es dort scheinbar ist, langsamer, bald schneller, bald sogar retrograd ist. Diese, in Absicht auf Zeit und Raum gleich getreue Darstellung konnte nur die Frucht tiefer Kenntnisse und langer, ins Unendliche gehender Berechnungen sein, und Hahn ist auch in noch nicht erreicht worden. Zu bedauern ist, daß diese Maschinen bei den

beschränkten Mitteln des Künstlers zur Ausführung, nicht besser gearbeitet und daß nicht die heutige Kunst der Uhrmacher mit ihren trefflichen Arbeiten Maschinen seinen großen und tiefen Ideen zu Gebote gestanden ist. — Die Pendeluhrn haben theils Gewichte, theils werden sie durch Federn gezogen. So die erstern als auch die letztern haben eine große Vollkommenheit erreicht. Auch Taschenuhren sind auf einen nie gekannten Grad von Geschmack und Eleganz, wie von Pünktlichkeit des Ganges gebracht worden. Zu letzterer haben hauptsächlich die vorzüglichsten, in neuerer Zeit erfundenen Hemmungen (*échappemens*) getragen, deren reibende Theile bei feinem Uhren auch mit Diamant oder Rubin belegt werden, wie z. B. bei den Cylinderhemmungen von Breguet in Paris. Älteste Art der Hemmungen bei Taschenuhren und wol auch bei Pendeluhrn ist die der Lappenspindel, welche aber wegen ihrer zu großen Empfindlichkeit für die Zunahme oder Abnahme des Zuges bei Taschenuhren auf die Erfindung der Hemmung des Zuges durch das Schneckenwinde des ersten Rades, auf welche Feder wirkt, geführt hat, und auch mit dieser Verbesserung, bei feinem Taschenuhren nicht mehr angewendet wird. Man gebraucht dafür die sogen. ruhende Hemmungen (*échappemens à repos*), unter welche hauptsächlich der Epitragang, der Gang mit dem Lepinischen Haken (*virgule*), dann der Untergang m. gehören. Auch bei Pendeluhrn werden ruhende Hemmungen vorgezogen, weil bei den andern immer nach jedem Abfall des Pendels oder Steigrades eine retrograde Bewegung stattfindet. Die Unruhe, ein durch das Steigrad Bewegung gesetztes, sich hin und her schwingendes Rad, hat auch bei stehenden oder hängenden Uhren vor Erfindung des Pendels die Stelle des Regulators vertreten müssen; sie wird jetzt nur noch bei Uhren angewendet, welche der Bewegung d. h. dem Tragen u. s. w., ausgesetzt sind, die unverträglich mit den Schwingungen des Pendels ist, weil sich diese unveränderlich nach dem Mittelpunkte der Erden. Dieser Naturkraft hat die Mechanik bei der Unruhe den *Spiral* substituiert, sowie die Schwingungen durch die Anziehung des Mittelpunkts der Erde oder den Druck der Atmosphäre ihren Ruhepunkt erhalten, und dadurch geregelt werden. Gibt auch der *Spiral* der Unruhe dieses Streben nach einem gewissen Punkte, welches die Kraft des Steigrades gerichtet ist, und, sowie beim Pendel, Schwingungen bewirkt, wodurch also, wenn die Zahl der Schwingungen im richtigen Verhältnisse mit der Zahl der Zähne und Triebe des Räderwerks steht, der richtige Gang der Zeiger entsteht. Da dieses für die Regelmäßigkeit der Schwingungen wichtige Streben nach einem Ruhepunkte bei der Unruhe nicht in gleichem Grade stattfinden kann, wie bei dem Pendel, so sind zum richtigen Gang der Uhr mit Unruhe große, lebhafte, und verhältnißmäßig sehr schnelle Schwingungen nothwendig, um die Störungen, welche diese durch die Bewegung, durch das Gehen u. d. der Uhr erleiden könnte, unwirksam zu machen. Sowie die Schwingungen des Pendels durch Verkürzung oder Verlängerung des Bogens, welchen die Schwingung beschreibt, schneller oder langsamer werden, so werden bei der Unruhe die Schwingungen durch die Correction, welche die Elasticität des Spirals vermindert oder vermehrt, schneller oder langsamer gemacht. Die zusammenziehende oder ausdehnende Wirkung der Lufttemperatur findet auch beim *Spiral* statt, wie beim Pendel, sowie man bei diesem durch eine compensative Einrichtung Gleichförmigkeit der Schwingungen herzustellen gesucht hat, so trifft man nun auch in feinem Taschenuhren compensative *Spiral*correctionen an, welche diesen die Gleichheit der Schwingungen störenden Einwirkungen der Luft entgegenarbeiten sollen. — Das Vaterland der Taschenuhren ist hauptsächlich die franz. Schweiz, namentlich Genf, La Chaux de Fonds, Yverdon u. s. w., wo diese zu vielen Tausenden verfertigt werden. Unter den franz. Uhrmachern haben sich unter andern Berthoud, Breguet, Lepaute, Courvoisier, Prevost u. A. berühmt gemacht, sowie in Frankreich u.

land überhaupt für die Ausbildung dieser Kunst Vieles geschehen ist. Die geschickten pariser Pendeluhrn, an welchen sich die bildende Kunst mit der Mechanik verbunden, sind bekannt. Freilich erscheint bei diesen die Eleganz als Hauptzweck. Leider vermißt man an den neuern Taschenuhren, selbst an feinen, die große Genauigkeit des Materials der ältern, besonders franz. Taschenuhren, die ihnen die große Ausdauer gegeben. Von den gemeinen Taschenuhren ist hier ohnedies keine Rede, die so schlecht sind, daß sie selbst nicht einmal die Spottpreise werth sind, zu welchen sie in Unzahl verbreitet und verkauft werden. — Zu dem Besten, was über Uhren je geschrieben worden ist, gehört ein Aufsatz über ihre Theorie im 1. von Schubert's „Vermischten Schriften“ (Stuttg. 1826). Ferner Klügel's „Anfangsgründe der praktischen Mechanik“ (Berl. 1807, mit Kpf.). Eine gute Belehrung erteilen Geisler's „Lehrbegriff der Uhrmacherkunst“ (Leipz. 2 Bde., 4.), Berthoud's trefflicher „Traité des horloges“ (neue Aufl., 1786, 4.), und Poppe's „Anleitung zur Kenntniß und Behandlung der Uhren“ (Gotha 1807), Desselben Buch: „Die Wand-, Stand- und Taschenuhren, die Erhaltung, Reparatur und Stellung derselben“ (Frank. a. M. 1807), und endlich auch sein „Wörterbuch der Uhrmacherkunst“ (Leipz. 1799).

Ufaß, der, jede von der Regierung im russischen Reiche erlassene Verordnung (S. Rußland.)

Ukraine (sprich aus Ukraine), das fruchtbare Land, welches sich auf beiden Seiten des Dnepr bis tief in Rußland erstreckt, die Wohnorte der Kosaken umfaßt und bis auf Peter d. Gr. der stete Zankapfel zwischen Rußland und Polen gewesen. Es war ein Theil von Kleinrußland, und wegen seiner herrlichen Weiden, seiner Pferde und Ochsen berühmt. Der Name ist jetzt nur historisch; doch heißt noch das Gouvernement die slobodische Ukraine (1118 □ M., mit 914,400 E.).

Ulanen (Uhlanen), eine Gattung leichter Reiterei, die eigentlich tatarischen Ursprungs ist, dann aber in Polen eingeführt und von den Königen zunächst zu besondern Diensten, z. B. Escortiren, nachher aber auch im Kriege gebraucht. Ihre Hauptwaffe ist die Lanze. Die oben an derselben befestigte Fahne durch ihr Flattern, die Pferde des Feindes scheu zu machen. Wenn die Lanze geführt wird, ist sie allerdings beim Angriff und der Verfolgung von großem Nutzen. In der Folge wurden die Ulanen bei dem österreichischen, und im folgenden Kriege auch bei dem preuß. Heere, in den neuesten Zeiten aber bei denselben Heeren errichtet. Doch sprechen alle Sachkundige den Polen den Preis der Ulanen zu.

Ulema heißt bei den Türken die Classe der Rechtsgelehrten, welche zugleich geistliche betrachtet werden, da das Recht oder bürgerliche Gesetz der Türken, so wie als ihre Religion von Mohammed herkommt, und in ihrem Religionsbuche, dem Koran, auf den sich auch alle spätere gesetzliche Vorschriften gründen, beruht. Das Oberhaupt der Ulema ist der **Mufti** (s. d.). Die oberste Stelle dieses nimmt der **Kabileskier** ein, deren es 3 gibt, einen in Europa, einen in Asien und den dritten in Ägypten. Sie haben Sitz und Stimme im Divan; alle Richter oder Unterlehrer in dem ihnen untergebenen Theile des Reichs stehen unter ihnen und werden von ihnen angestellt. Die Stelle des Kabileskiers bahnt dem Träger derselben die Würde eines Mufti; es kann Keiner die letztere erlangen, wenn er nicht jene mit Ehre und Beifall bekleidet hat. Die dritte Classe der Ulema machen die **Kollahs** (s. d.), die, nach der Größe des Gehalts, vom ersten oder zweiten Range sind, und die Oberlehrer in einzelnen Provinzen vorstellen. Nach ihnen kommen die **Kadis** (s. d.) oder Unterlehrer, welche überall in erster Instanz Recht sprechen.

Ufilaß (Ulphilas oder Wulfilas), in Kappadocien geb., war in dem Zeitalter von 360 — 380 Bischof der christl. Gothen in Dacien und Möisien, ober

der sogen. Mösogothern, und stand bei ihnen in großem Ansehen, durch welches auch zur Annahme der Arianischen Lehre, welcher er selbst beigetreten war, gen haben soll. Er war ein für sein Zeitalter gelehrter Mann, und ward Mäle als Gesandter an den kais. Hof nach Konstantinopel gesendet. Man ist ihm gewöhnlich die Erfindung der gothischen Buchstaben zu; wahrscheinlich ward durch ihn die gothische Schrift nur mehr verbreitet und bekannter. Er setzte die Bibel in die mösogothische Sprache. Von dieser merkwürdigen Sprache, dem ältesten Denkmale deutscher Sprache, haben sich bedeutende Stücke erhalten, namentlich die Evangelien. Der sogen. silberne Coder in I enthält die 4 Evangelisten, eine Handschrift zu Wolfenbüttel, Bruchstücke Briefes an die Römer“ (beste Ausg., von Zahn und Fulda, Weissenfels 180). Nach einer Entdeckung des verdienstvollen Majo besitzt die mailändische Bibl. von Ulfilas Handschriften, aus welchen die Übersetzung des Ulfilas ergänt w

Ulloa (Don Antonio di), geb. zu Sevilla 1716, widmete sich dem dienste, und ward, als der Sohn einer altadeligen Familie, schon 1733 zu einer königl. Fregatte. 1734 ging er mit der Commission, die zu der best. Gradmessung zur Bestimmung der Gestalt der Erdoberfläche nach dem südl. A. abgeschickt war, nach Luito, und blieb daselbst bis 1744. Nach seiner Rückkehr reiste er auf königl. Befehl, zur Vervollkommenung seiner staatswirthschaftl. Kenntnisse, einen großen Theil von Europa, und kehrte mit reichen Erfahrungen zurück, die er zum Besten seines Vaterlandes in Anwendung brachte. großen Candide u. von Ferrol und Carthagena wurden durch ihn vollendet, die berühmten Quecksilberminen von Almadá und Guanaxavelica in Peru durch ihn neues Leben. 1755 ging er zum zweiten Male nach Amerika, wo er zurückkam, 1767 zum Generaldirector des span. Seewesens ernannt, und in. hohem Alter 1795 auf seinem Landsitze unweit Cadix. U. gehört zu den besten und verdienstvollsten Männern, die Spanien im 18. Jahrh. aufzu hatte. Er war unermüdet mit der Verbesserung der Manufacturen und Verbreitung der Künste und Wissenschaften in seinem Vaterlande beschäftigt. Von gelehrten Kenntnissen und seinem Beobachtungsgeiste zeugen seine „Relacion historica del viage a la America meridional“ (Madr. 1744, Engl. und Franz. übers., und deutsch im IX. Bde. der „Allgemeinen Hist. Reisen“); „Noticias americanas sobre la America meridional y la septentrional-oriental“ (Madr. 1772; deutsch von J. A. Dieze, Leipz. 1781, 2 Bde.) Don Bernardo di Ulloa, ein Verwandter des Vorigen, ist Verf. eines wichtigen Werkes über den Handel und das Fabrikwesen Spaniens. — Don de Ulloa y Pereira, ein berühmter span. Dichter des 17. Jahrh., dessen nette vorzüglich geschätzt werden.

Ulm, an der Donau, an deren linkem Ufer eine Viertelstunde oberhalb Ringmauern die Iller, aus der Stadt selbst aber, an ihrer Südseite, in 2 die Blau ausfließt, war eine freie Reichsstadt des schwäbischen Kreises, auf Versammlungstagen sie den Vorsitz führte. Sie besaß ein Gebiet von 15 und hatte, die Bewohner desselben mit eingerechnet, eine Bevölkerung von 3 Einw. Durch den Reichsdeputationsrecess von 1803 kam sie an das bair. Kurfürstenthum Baiern, ward aber 1810 von Baiern an Württemberg abgetreten und ist gegenwärtig der Sitz einer der 4 Provinzialregierungen dieses Königreichs mit einem Gerichtshofe und einer beträchtlichen Garnison. Sie enthält in H. über 11,800 E. Bis 1803 hatte sie meist evangel., und nur wenige luth. Einw., die ihren Gottesdienst in dem ehemal. deutschen Hause und in dem Zerkloster zu den Wengen hielten. Dieses Kloster wurde, wie das luth. Leinlfist, die Sammlung genannt, unter der bairischen Regierung aufgelöst, jedoch die Kirche desselben zu einer kath. Pfarrkirche gemacht. Die Umgege

schiffbar an Obst und Getreide; der Weinbau hat schon seit 200 Jahren aufgeführt. Durch ihre Lage an der Donau, welche hier 200 F. breit und 10 — 12 F. tief, und durch das Einstürmen der Iller und Blau schiffbar wird, ist die Stadt zum Handel sehr geeignet; auch war derselbe in frühern Zeiten beträchtlich und bis auf die Mitte des 18. Jahrh. wenigstens nicht unbedeutend. Durch die Handelsverbote und Mauthsysteme der deutschen Regierungen sehr beschränkt, bezogen vorwiegend das Gewerbe hauptsächlich in Expedition auf der Donau nach Ost- und Rheinlandweberei, feiner Brodbäckerei, und in der Verfertigung von Maschinenschöpfen und Lunder. Die ulmer Graupen werden sehr geschätzt. Die Baumwollfabrication hat als Handlungsweig gänzlich aufgehört. Ulm hat ein berühmtes Gymnasium. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich der Dom aus, welcher, obgleich der Thurm nicht vollendet ist, zu den schönsten Werken gothischer Kunst gehört; die Vorderseite des Thurms ist von erhabener Schönheit, ebenso das Innere der Kirche mit ihren Pfeilern und Säulen und dem Sacramententisch; die Kirche ist eine der höchsten, weitesten und hellsten in Deutschland. Der Bau dieses Münsters soll von Ulrich v. Ensfingen im Uechtlande angefangen, dessen Söhnen Caspar und Matthias (st. 1463), hierauf von Matth. Boblin von Eßlingen 1474 fortgesetzt worden sein. Die Fundamente wurden schon 1474 gelegt, und die Kirche in 111 Jahren vollendet. Die Stadt hat durch ihre Lage an der Oberdonau auch in politischer Hinsicht eine bedeutende Wichtigkeit und ward in der neuesten Kriegsgeschichte dadurch merkwürdig, daß sie am 14. und 15. Oct. 1805 bei Elchingen siegenden Franzosen sie, unter Anführung Napoleons, den Kaiser, mit Capitulation einnahmen und den General Mack mit 24,000 M. dazu Kriegsgefangenen machten. Die Festungswerke, kurze Zeit vor diesem Ereignisse ihrem größten Theile nach niedergerissen, wurden nun vollends geëbnet. Haid, „Ulm mit seinem Gebiete“ (1786).

Ulrich, Herzog von Württemberg, geb. 1487, ein Sohn des wahnsinnigen Eberhards Grafen Heinrich, kam zur Regierung, weil von Eberhard im Jahre 1487 (f. d.), dem ersten Herzog, und dessen Nachfolger, Eberhard II., keine legitimen Nachfolger vorhanden waren. Die abscheuliche Vertreibung des Eberhards durch seine Räte, Diener und Amtleute 1498; setzte U. schon als 11jährigen Herzog in den Besitz des Herzogthums; aber diese Räte regierten in seinem Namen, und besorgten höchst nachlässig und zweckwidrig seine weitere Erziehung. Um kaiserl. Hülfe gegen den vertriebenen Eberhard desto gewisser zu sein, verlobten U. sogleich mit der Prinzessin Sabine von Baiern, einer Schwestertochter des Kaisers, veranlaßten aber dadurch, daß der Kaiser, welcher ein Regiment von 13 Bataillonen weder für das Land noch den jungen Herzog vortheilhaft finden mochte, schon in seinem 14. J. für volljährig erklärte. U. war kraftvoll, feurig, muthig, ein junger Mann von Kopf und Herz; aber so viel er lateinisch gelernt hatte, war denkwürdig, weder das Eine noch das Andre gebildet worden, und er eben durch diese Unwissenheit und sein ungestümes Feuer ungeheurer Handlungen fähig. Späterhin bewies ihm seine widrigen Schicksale hart, was er ursprünglich nicht war, und verwandelten seinen Charakter durch Argwohn und Mißtrauen gegen alle Welt. Die ersten Jahre seiner Selbstregierung zeichnen sich aus durch seine Theilnahme am schweizerisch-landeshutischen Erbfolgekriege, welcher Württemberg bedeutend vergrößerte; durch den glänzendsten Hof in Deutschland, welcher der Sammelplatz alles süddeutschen Adels war; durch seine prachtvolle Vermählung mit Sabine von Baiern, durch die er sie gegen seine Neigung geheirathet zu haben scheint; durch die Gnade Kaiser Maximilians I., der den Tochtermann seiner Schwester begünstigte. Aber folgte Unglück auf Unglück. Jener Krieg und andre Rittersüge, jener glänzende Hof und seine verschwenderischen Feste hatten die schon zuvor beträchtlichen Einkünfte der Familie bis zu 1 Mill. Gldn. erhöht; drückende Behandlung, über-

haupt schwere Abgaben und unfruchtbare Jahre dazu, machten die Unterthanen unzufrieden, und so erhob sich 1514 der gefährliche Aufstand des armen Konrad, den der Herzog kaum dadurch zu stillen vermochte, daß er den Württembergern im hinger Vertrag (s. d.) außerordentliche Rechte und Freiheiten einräumte. 1517 ermordete er eigenhändig seinen Liebling, Hans v. Hutten, den er im Verdacht zu großer Vertraulichkeit mit der Herzogin hatte. Da entfloß ihm diese; er verlor Ehre und guten Namen und die Gunst des Kaisers; der Adel von ganz Deutschland ward durch die Hutten gegen ihn aufgehetzt und drohte ihm; die Herzöge von Baiern, die Brüder seiner Gemahlin, wurden seine erbittertsten Gegner. Nur mit Mühe entging er der Reichsacht. Kaum hatte er sich aus dieser Verlegenheit herausgewunden, als er in noch größeres Unglück unrettbar gerieth. Einige Bürger von Reutlingen hatten ihm 1519 seinen Burgvogt auf Achalm erschlagen und er, in der ersten Wuth darüber, nahm plötzlich die Reichsstadt selbst weg, und vereinigte sie, als erobertes Gut, mit seinem Herzogthume. Nun erwachte die bisher verhaltene Groll seiner alten Gegner aufs neue; der ganze schwäbische Bund, dessen Mitglied die Reichsstadt war, den Herzog von Baiern an seiner Spitze, versammelte sich, und in wenig Wochen war U. von Land und Leuten vertrieben. Ohne weitere Rücksicht auf ihn oder seine Familie verkaufte der schwäbische Bund das geplünderte Herzogthum an die Östreich. Brüder Karl und Ferdinand, und 1534 bildete es einen Theil der vordern Lande des Hauses Östreich unter Kaiser Ferdinand. U. saß inzwischen auf der Bergfeste Hohentwiel und weilte in Mompelgardt, das ihm geblieben war, und suchte Brot und Hülfe in Frankreich bei Franz I., oder in Kassel bei Landgraf Philipp dem Großmüthigen. Mehrere Versuche, sein Land wieder zu erobern, waren mißlungen; sein wiederholtes Ansuchen um rechtliche Entscheidung seiner Sache war nicht geachtet worden; umsonst hatten sich die angesehensten deutschen Fürsten auf öffentlichen Reichstagen bei Karl und Ferdinand für ihn verwendet. Bereits standen damals die Parteien der Katholiken und Protestanten im Reich einander gegenüber, und zum Glauben überzutreten war auch U. übergetreten; insgesamt glaubten sich die deutschen Fürsten und Kaiser in ihrer Freiheit gefährdet, und gerade hatten er und sein Bruder die Freiheit voll zu thun mit anderweitigen Feinden; Frankreich gab Geld und hegte gegen ihn. Um so eher entschloß sich der kühne Landgraf von Hessen, eins der Häupter der Protestanten, zu einem Wagemuth für U., seinen Glaubensgenossen und Anverwandten. Er führte ihn an der Spitze seines Heeres 1534 nach Württemberg, und der Sieg bei Laufen am Neckar verschaffte dem lang Vertriebenen sein Herzogthum wieder. Zwar mußte er es, so ungern er auch einwilligte, als Östreich. Annehmen, weil Philipp und seine andern Freunde sich mit Kaiser Karl und König Ferdinand wieder ausöhnen wollten; aber auch so behielt er Macht genug, um sogleich das Lutherthum darin einzuführen, zu welchem sich sein Volk unsehnlichsvoller hinneigte, je strenger der neuen Lehre der Zugang unter Kaiser Ferdinand verschlossen worden war. Die große theologische Anstalt in Tübingen und das reiche Kirchengut der Würtemberger verdankten damals seinem guten Willen ihre ersten Anfänge. Doch auch jetzt sollte U. sich keiner dauernden Ruhe freuen. Sein neues Verhältniß zu Östreich, das den Verlust des wohlgeleiteten Herzogthums nicht so leicht vergaß, und ihn öfters neckte und ununterbrochen bedrängte, verursachte ihm manche Unannehmlichkeit in den nächsten 12 Jahren, und versetzte ihn gegen das Ende seines Lebens noch einmal in die peinlichste Verlegenheit. Als evangel. Fürst war er Mitglied des schmalkaldischen Bundes geworden. Er hatte 1546 ein beträchtliches Contingent zum Heer der Verbündeten an die Fronte rücken lassen, und Württemberg war, nach der unglücklichen Wendung des Krieges für die Verbündeten, eins der ersten Länder, das vom Heer des Kaisers besetzt wurde. Gegen Bezahlung einer beträchtlichen Summe und Einführung

Im Herzogthume war sein Friede mit dem Kaiser bald geschlossen; aber ließ König Ferdinand eine Felonieanfrage gegen ihn, seinen Ackerlehnmann, stellen, und bald war vorauszusehen, daß er diesmal das Herzogthum auf dem Wege Rechts verlieren dürfte. Schon hatte sich der alte Herzog entschlossen, seine Kräfte seinem Sohn Christoph abzutreten, der keinen Antheil am Kriege genommen hatte, als am 6. Nov. 1550 Kummer und Verdruß über diese letzte Widerwartigkeit seinem Leben schnell ein Ende machten.

Ultimatum, von ultimus, ist ein neueres, in der diplomatischen Sprache gebräuchliches Wort. Man versteht darunter die letzten Bedingungen, die man einem zu schließenden Vertrage oder bei irgend einer andern Verhandlung macht, bei denen man unwiderruflich festzustehen erklärt.

Ultra nennt man jetzt überhaupt Alle, die aus Vorurtheil und Leidenschaft dem, was sie wollen, weder Maß noch Ziel halten, und das Ziel verlieren, in- stes über dasselbe hinausstreben. Die Benennung ist aus dem Worte Ultrarévolutionnaires entstanden, womit man in Frankreich 1793 Diejenigen bezeichnete, die dem republikanischen Schwindel die Grenzen der angenommenen Verfassungsgrundsätze überschritten. Von vielen herrschsüchtigen Demagogen geschah dieß absichtlich, um ihre Gegner verdächtig zu machen und aus dem Wege zu räumen. Das wichtigste Revolutionstribunal (s. d.), Danton's Werk, war die Giftfrucht der Tollheit der schwarzen Jacobiner. Seit der Rückkehr der Bourbons auf den Thron von Frankreich bildeten sich die Parteien der Ultraroyalisten und der Ultraliberalen: Gegensätze, die sich aus dem Meinungskampfe der Revolutionnaires und Ultraroyalisten entwickelt, und sich mehr oder weniger über einen großen Theil von Europa verbreitet haben. Beide sind überspannte Wortkämpfer, jene für die alte, diese für die neue Zeit; dadurch haben sie eine wichtige Bedeutung in der Geschichte der öffentlichen Meinung und des Zeitgeistes erhalten. Die neuere Geschichte Frankreichs insbesondere läßt sich ohne die genaue Kenntniß beider Parteien nicht verstehen. Die zahlreichen Artikel in unserm Werke über Frankreich und die franz. Geschichte bieten dazu die besten Quellen. Insbesondere vergleiche man die sämtlichen Artikel über Frankreich, sowie Ludwig XVIII. K.

Ultramarin ist die schöne himmelblaue, aber auch sehr kostbare Farbe, die aus dem Lapislazuli (lapis lazuli) gemacht wird, der vornehmlich aus dem nördl. China, dem angrenzenden Tibet und aus Rußland zu uns kommt. Grundsätzlich gibt es 2 Arten von Lapislazuli, mit Goldflecken durchsetzten und völlig reinen. Aus diesem letztern wird die Ultramarinfarbe bereitet. Der Stein wird in feinsten Pulver zerrieben, mit verschiedenen harzigen Stoffen vermischt und zum Teig geknetet. Das Pulver wird dann von den harzigen Theilen wieder getrennt. Was sich zuerst absondert, gibt das schönste Ultramarin; nach und nach wird es immer blässer, und folglich auch schlechter. Dieses Ultramarin und die aus Kobalterzen bereitete blaue Farbe (Smalte), von denen besonders das sächsische Erzgebirge viel liefert, sind die einzigen blauen Farben, welche das Feuer aushalten, daher zu Email- und Porzellanmalereien gebraucht werden können. Da der Lapislazuli sich nur in kleinen Stücken findet, so ist das Ultramarin die kostbarste aller Malerfarben. Ehemals wurde sie häufiger gebraucht als jetzt, vorzüglich im Mittelalter zu den Malereien in den Handschriften, und nachher am meisten von Tizian. Jetzt ahmt man ihn meist aus Kobalt nach.

Ultramontan (ultra montes), was jenseits der Gebirge, d. h. der Alpen, aber nur in Beziehung auf die Person des Redenden. In Italien versteht man Rußland und Frankreich darunter, in Frankreich hingegen Italien. — **Ultramontane Grundsätze** werden häufig mit hierarchischen päpstl. gleichbedeutend genommen.

Ultramontanismus (weil Rom den westl., nördl. und östl. Völker

Europas jenseits der Berge — *ultra montes* — liegt), das Bestehen, die Nationalkirchen dem Papste und der römischen Curie mehr als die bestehenden Gesetze erfordern, bischöflich und landesherrlich. Rechte gestatten und die Wirtschaft der im Katholicismus enthaltenen christl. Elemente duldet, unterwürfig zu machen. Sein Princip ist das Papalsystem, nach welchem der Papst (seit Gregor VI überall Bischof zu sein behauptet, und als solcher den Bischöfen nur Befugnisse und Verrichtungen, die er sich nicht reservirt (*partem sollicitudinis*, einen Theil seines Gutbefindens verkürzten Theil des Kirchenregiments), übertragen haben lassen will; nach welchem er ferner über die allgemeinen Kirchenversammlungen, welche ohne seinen Befehl nicht zusammentreten und ohne seine Genehmigung nichts Gültiges beschließen können, gebieten und sich zum unumschränkten Oberhaupt der gesammten Kirche machen will, der den weltlichen Regenten nur so viel Einfluß auf die Kirche ihres Landes nachläßt, als er ihnen wegen temporärer politischer Verhältnisse nicht füglich verweigern kann. Dieses System ringt seit 1814 steigendem Erfolge nach der Oberhand, die ihm die kirchliche Praxis bis auf die nur factische oder vom Papst aus Klugheit bewilligte Ausnahmen überall einbringen muß, wo die von päpstl. Auslegung abhängigen Beschlüsse der tribenischen Kirchenversammlung uneingeschränkt angenommen sind, oder, wenn dies nur Modificationen geschehen war, unter günstigen Umständen doch gehandhabt werden. Dem Ultramontanismus gegenüber sind die 4 Artikel der gallicanischen Kirchenfreiheit eine Irrlehre, deren Vortrag in den franz. Priesterseminarien die Regierung nicht mehr durchsetzen kann; die von Febronius und dem emser Concil ausgesprochenen Grundsätze des Episcopalsystems, sowie die auf Herstellung des alten, vorseudisidorischen echten Katholicismus hindeutenden Auslassungen katholischer Katholiken, sind keckerische Einfälle und Träume, die zu wenig Nachdruck ihrer Seite haben, um auch nur die Ehre einer ernstlichen Verfolgung zu verdienen; nur die Landesherren nebst ihren Umgebungen sind eine Macht, die dem Ultramontanismus wirklich zu fürchten und um jeden Preis zu gewinnen hat. Weltherrschaft des römischen Bischofs der wenigstens ostensible Zweck ist, was der Ultramontanismus handelt, nennt man seine Beförderer und Werkzeuge *Curialisten*, oder, wenn sie als Schriftsteller das kanonische Recht nach den Vorschriften der päpstl. Curie gestalten, *Curialisten*. Sie sind entweder blinde Ultramontaner, welche in der Meinung, das Heil der Staaten, der Kirche und der Menschheit überhaupt hänge davon ab, daß der als Statthalter Christi geltende Bischof der kathol. Kirche in der Christenheit allein herrsche, dafür zu wirken oder sehende, die ihren persönlichen Nutzen und den Vortheil gewisser Stände, Corporationen, deren Uebermacht und Bereicherung das sicherste Mittel zu eignen ist, im Auge haben. Der christl. Religion selbst arbeiten sie durch Unterdrückung ihres Lichtes, durch Verdrehung ihrer Wahrheiten und Verkümmern ihres Einflusses auf die intellectuelle und sittliche Bildung der Völker entgegen und brauchen auch Das, was sie für Christenthum ausgeben, nur als Mittel, einen solchen Zustand der Dinge herzustellen, dem sie und ihre Genossen das Privilegium des Herrschens und Genießens, die Störung von Seiten der Regierungen, weltlicher Stände und Völker bedrohen können. Ihr darauf ausgehender, was die ihm unterzuordnenden Massen und ihm entgegenwirkenden geistigen Kräfte betrifft, allerdings großer Plan, verheißt sich hinter dem Namen der Theokratie, der daher im Munde dieser Partei eine archaische Universalherrschaft bezeichnet, die den Gang einschlägt, und die Welt braucht, wodurch die Jesuiten einst übermächtig wurden. Unvorsichtigkeiten der Congregation in Frankreich und der Consistorialen am Rhein und in der Schweiz haben von diesem Plane mehr verrathen, als zu seiner Ausführung dienlich. Zum Ziele kann er wegen des Gegengewichts helfender Monarchen und der

sich die Kathol. Weltgeistlichkeit in einem großen Theile Deutschlands vollständig kommen.“) 31.

U. (griech. Odysseus), der Sohn des Laërtes und der Antikleia, Kolonien Inseln Ithaka und Dulichium an der Küste Albanien, die publik der ionischen Inseln gehören. Auch wird er Fürst der Kephal-

Die Berichte über ihn fallen in das Gebiet der Sage. Seine Geklenope, einzige Tochter Ikarion's. Ihre Freier mußten um sie ehalten, in welchem Ulyßes den Preis davontrug. Als die griech.rieg gegen Troja beschlossen hatten, wollte er keinen Theil daran nehn geweissagt worden war, daß er erst nach 20 Jahren zurückkehren sollte sich daher wahnsinnig; allein Palamedes entdeckte die Versteles ward genöthigt, mitzuziehen. Er kam mit 12 Schiffen vor Troja d der Belagerung zeichnete er sich durch Gewandtheit, List und rtalent aus. Überall ward er als Kundschafter, Vermittler, Gescht. Ihm verdankten die Griechen die Entdeckung des jungen Achilnseel Scyros, ohne den die Stadt nicht erobert werden konnte. Er kleidet nach Troja und ins Lager der Trojaner, er übernahm das Brsöhnung des Agamemnon und Achill, und nach des Letztern Tode verine Beredtsamkeit desselben Waffen, weshalb Ajax sein Feind war. Palladium aus Troja entwenden, und war mit unter Denen, die sich in hölzerne Pferd verbargen, wodurch, wie eine spätere Sage berichverung Trojas bewirkt wurde. Nachdem diese Stadt eingenommen t worden war, mußte Ulyßes durch ein besonderes Schicksal 10 Jahre hiebenen Küsten herumirren. Er kam an die Küsten der Ekylophen, em (s. d.) 6 seiner Gefährten fraß. U. wurde ein gleiches Schicksal , wenn er nicht den Ekylophen berauscht, und ihn im Schlafe seines es beraubt hätte. Deshalb verfolgte ihn Neptun. Er besuchte hiezmmende Insel des Aolus, ward zu den Lästrygonen verschlagen, entd kam zu der Insel Aëa, wo die Zauberin Circe (s. d.) herrschte, bei n Jahr blieb, und stieg selbst in den Orkus hinab. Darauf kam er Sirenen, dann zur Scylla und Charibdis. Durch Zufall und durch : Götter hatte er nach und nach alle seine Schiffe und Gefährten verlo: Schiffbrüchiger kam er ganz allein auf der Insel Ogygia an, wo er von Kalypso gut aufgenommen wurde, und mit ihr fast 8 Jahre sehr ver: Darauf ward er nach Scheria, der Insel der Phäaken, verschlagen. Beistand der Minerva, deren Liebling er natürlich war, mußte ihn hier

eser Hinsicht verdient die gegen die Souverainetät der Priester gerichtete Grafen v. Montlosier: „Mémoire à consulter sur un système reliolitique, tendant à renverser la religion, la société et le trône“) die reiflichste Erwägung. Die 3 beredtesten Verfechter des Ultramon: d Graf de Maistre (s. d.), Herr v. Bonald und vorzüglich der Abbé is, dessen Schrift „De la religion considérée dans ses rapports avec tique et civil“, worin er die Suprematie der geistlichen Gewalt über in allen Staaten vertheidigt, worin er alle Protestanten, sogar die kath. für Atheisten erklärt, und weil die Charte die Freiheit des Cultus anerregierung selbst als atheistisch verdammt u. s. w., in Beschlag genommen, : zur Verantwortung gezogen wurde. Diesem Ultramontanismus haben anz. Bischöfe und Erzbischöfe, darunter 2 Cardinäle, mittelst einer Acte April 1826), die sie am 10. April in die Hände des Königs nieder: das bestimmteste widersprochen, und der Erzbischof Synazinth von Paris, ielen, und der Cardinal von Clermont-Tonnère, Erzbischof von Toulouse, urch besondere Schreiben beigetreten. Aus demselben Grunde hatte man tanische periodische Flugschrift, das „Giornale ecclesiastico di Roma“, ng aufgehört hat, in Frankreich verboten,

die schöne Königs-Tochter Naussikaa finden, die ihn zu ihrem Vater Alcinous brach. Von hier aus kam er, von Minerva in einen Greis verwandelt, endlich wieder sein Vaterland zurück, wo er Penelope (s. d.), die ihm beständig treu geblieben war, und s. Sohn Telemach wiederfand. Diejenigen, welche während seiner Abwesenheit sich um die Hand der Penelope beworben und s. Gut verzehrt hatten, tete er. Nach einer langen friedlichen Regierung ward er in einem Gefecht von einem seiner mit der Circe erzeugten Söhne durch einen Pfeil tödlich verwundet. Alle jene Abenteuer des U. und s. Reisen hat Homer in der „Odyssee“ beschrieben, der ihm einen ehrwürdigen Charakter gibt; anders viele spätere Dichter.

Umdrehung, Ummwälzung, Rotation. Wir wissen von unserer Erde, daß sie sich in 24 Stunden einmal umwälzt; auch an der Sonne und den übrigen Haupt- und Nebenplaneten ist eine Rotation (man verwechsle dies nicht mit Umlauf [s. d.]) beobachtet worden, und bei den übrigen folgern wir mit größter Wahrscheinlichkeit. Bei dieser Ummwälzung der Weltkörper beschreiben ihre Punkte, mit Ausnahme der in der Ase belegenen, größere oder kleinere Kreise um diese letztere, während sie selbst insofern ruht. — Daß die Umdrehung der Erdoberfläche mit vollkommener Gleichförmigkeit erfolge, lehrt uns die Beobachtung der Fixsterne. (S. Sternzeit.) Über ihren Einfluß auf die Kugelgestalt der Erde s. Abplattung.

Umgehungen oder Tournierungen nennt man in der Kriegskunst alle Unternehmungen auf die Flanken und den Rücken des Feindes, als die schwächste Theile, wodurch er entweder von seinen Rückzugs- und Subsistenzwegen abgedrängt, oder doch wenigstens auf einige Zeit bedroht und so in s. Bewegung gestört wird. Die moralische Wirkung ist dabei gewöhnlich noch wichtiger als taktische, denn der Umgegangene verliert dadurch leicht Muth und Selbstvertrauen, wie der Umgehende an beiden gewinnt; daher nicht selten schon die bloße Drohung des Umgangenwerdens hinreichend ist, Truppenabtheilungen, ja selbst ganze Heere zum Rückzuge zu nöthigen. Truppen und Anführer, denen ein hoher Geist, Muth und moralische Kraft innewohnt, verlieren indeß dadurch nicht sogleich Fassung und Haltung, ja sie imponiren nicht selten dem Feinde durch scheinbare Leichtsinns, wovon die Kriegsgeschichte viele Beispiele aufweist. Dessenungeachtet bleiben Umgehungen von großer Wichtigkeit, und es ist Pflicht der Anführer, im voraus möglichst dagegen zu sichern. Gewöhnlich ist eine Umgehung mit Angriffen auf die Front des Feindes verbunden, die entweder Scheinangriffe (faux attaques) oder wirkliche sind, wodurch die Aufmerksamkeit desselben von s. schwachen Seite abgezogen oder wenigstens getheilt wird. Man kann die Umgehungen in strategische und taktische eintheilen; erstere werden schon bei Anfang eines Feldzugs eingeleitet, da man seine Märsche so einrichtet, daß der Feind mehreren Corps von weitem umfaßt, entweder ohne Schlacht zum Rückzuge nöthigt wird, oder diese unter den nachtheiligsten Verhältnissen annehmen muß. Letztere sind solche, die erst kurz vor der Schlacht oder in derselben durch Entsenden einzelner Corps in den Rücken des Feindes bewirkt werden. Beide Arten der Umgehungen haben oft nicht bloß den Sieg, sondern selbst die Vernichtung des Feindes zum Zweck und lassen sich in der Ausführung nicht so scharf trennen als in Theorie. Oft aber genügen strategische Umgehungen oder die bloße Drohung mit, einen schüchternen Feind zur Räumung ganzer Provinzen zu veranlassen, ihn auf die Vertheidigung einzuschränken, sowie taktische ihn nicht selten unangenehme Stellungen aufzugeben veranlassen. Napoleon war ein großer Meister in strategischen Umgehungen, wie es fast alle s. Feldzüge beweisen, namentlich die von 1805, 1806 und 1809. Als er 1812 den Niemen passirt hatte, leitete er den Plan ein, die Armee des Fürsten Bagration zu umgehen, abzuschneiden und zu vernichten. Der erste Theil dieses Plans gelang vollkommen, der letztere schied

der an der Geschicklichkeit des russischen Anführers und dem Mangel an Einheit unter den franz. Generalen. Gewöhnlich waren die Gegner Napoleons schon vor der Schlacht von ihren Verbindungslinien abgeschnitten, durch Märsche, die dieser lange zuvor, ja schon bei Anfang des Krieges, meisterhaft berechnet hatte, und die in f. Generalen mit überraschender Schnelligkeit und bewundernswürdiger Pünktlichkeit ausgeführt wurden. Bei Friedrich d. Gr. findet man fast nur taktische Umgehungen; er führte sie entweder durch seine schräge Schlachtordnung (s. d. Angriff), also in zusammenhängender Linie, oder durch Entsendungen (Detachements) kurz vor der Schlacht aus. Vor der von Prag (6. Mai 1757) wurde Fürst Moriz von Anhalt befehligt, oberhalb dieser Stadt eine Brücke zu schlagen, mit dem rechten Flügel der Keith'schen Armee über die Moldau zu gehen und die Feinde in den Rücken zu fallen, während der König denselben von vorn angriffen würde. Dieser kühne Plan hatte die Vernichtung des Feindes zum Zwecke; er wurde erreicht und wahrscheinlich der Krieg damit beendet worden, wenn die Brücke zur rechten Zeit hätte geschlagen werden können. — Umgehungen sind aber oft thöricht, da sie zu Entsendungen von Truppen verführen, die man am Tage der Schlacht sehr vermißt. Friedrich und Napoleon eifern daher in ihren hinterlassenen Schriften sehr gegen diesen Fehler. Zuweilen werden aber die umgehenden Corps, wenn sie zu weit von der Hauptmacht entfernt sind, um von dieser unterstützt werden zu können, selbst umgangen, abgeschnitten und aufgerissen, wie z. B. die der Generale Fink bei Maxen und Vandamme bei Kulm (s. d. und Kleist v. Ellenendorf). Friedrich und Napoleon waren ebenso furchtbar bei ihren Umgehungen als furchtlos, wenn sie selbst umgangen wurden, und unterscheiden sich dadurch sehr von vielen andern Generalen. So z. B. hatte der Herzog von Cumberland das Treffen von Hastenbeck (26. Juli 1757) schon so gut als gewonnen, als eine Abtheilung des Feindes in seinem Rücken erblickte, und sich dadurch verleiß, alle errungene Vortheile aufzugeben und so seinem Gegner, dem Marschall Mörser, einen Sieg zu überlassen, den dieser weder erwartet noch durch seine Thaten verdient hatte. Wenn auch in fast allen neuern Schlachten das Umgehen des Feindes den wichtigsten Act ausmacht, so findet man doch schon in den ältern Kriegen Spuren davon. Vorzüglich benutzten barbarische Völker ihre große Fertigkeit an Reiterei zu Umgehungen; ihre angeordneten Angriffe scheiterten gewöhnlich an der festen Haltung der Phalangen und Legionen der Griechen und Römer, deren Heere auch so klein waren, daß sie ihre Subsistenzmittel entwehmen mußten oder leicht überall finden konnten, daher ihnen das Umgehen werden nicht so wichtig und furchtbar sein konnte, als es den heutigen großen Heeren ist.

23.

Umkehrung heißt in der Musik 1) diejenige Versetzung der Töne eines Intervalls, wo man den tiefern Ton um eine Octave erhöht, den höhern um eine Octave erniedrigt. Hierdurch wird die 2. zur 7., die 3. zur 6., die 4. zur 5., die 5. zur 4., die 6. zur 3., die 7. zur 2., die 8. zum Einklang. Die Umkehrung von Intervallen nennt man gewöhnlicher *Verwechselungen*. Auf die Umkehrung der Intervalle gründet sich nun die Umkehrung melodischer Sätze beim doppelten Contrapunkt, welche darin besteht, daß dieselbe Melodie in eine andre Stimme (eine Octave, Decime, Duodecime) erhöht oder vertieft, mithin bald als obere, bald als untere Stimme vorkommt. (S. *Contrapunkt*.) — In der Logik nennt man **Umkehrung** diejenige Veränderung, welche mit einem logischen Satze vor sich geht, wenn der Subjectbegriff zum Prädicatsbegriff und umgekehrt gemacht wird.

Umlauf, heißt die Bewegung eines um einen Mittelpunkt laufenden Körpers durch f. ganze Bahn. Die Zeit, in welcher dies einmal geschieht, heißt die *Umlaufzeit*. Das Verhältniß der dabei stattfindenden Geschwindigkeiten oder langsamen Bewegung zu der Entfernung vom Mittelpunkte und der vom Körper mitge-

theilten Kraft und andern Einwirkungen erläutert die Mechanik des
Über die Umlaufszeit der Planeten um die Sonne s. Sonnenst.

Umlaufendes Capital (Nationalökonomie) und Capital
nur sinnlich sein, nie geistig; denn nur sinnliche Güter können ihren
niemals geistige. Es sind dahin alle rohe Stoffe zu rechnen, aus welcher
fleiß der Menschen Waaren bereitet, die Münzstücke, womit die Arbeit
Nahrungsmittel, welche denselben während der Ausübung ihrer Arbeit
werden; denn von sämtlichen Gütervorräthen dieser Art muß man
geben, will man die Güter ins Dasein rufen, zu deren Hervorbringung
rätze bestimmt sind.

Umriss (Contour) nennt man in den zeichnenden Künsten die
nien, wodurch man die Grenzen — mithin die Form irgend eines Kunst-
tet. Daher man auch Bilder, wo bloß die Figur der Körper, ohne
oder Tiefe, ohne Schatten und Lichter, und ohne belebende Farben
Contoure oder Zeichnungen in Umrissen nennt. Solche Darstellungen
daher nur durch richtige und geistvolle Zeichnung und Anordnung
dies aber die Elemente der Malerei sind, so haben sie für den Kunst-
Werth. Man hat daher in unserer Zeit mit Recht angefangen, bei
solche Contoure zu legen, und nicht nur vorzügliche Bilder auf diese
gestochen, sondern auch eigne Erfindungen in Contouren dargestellt.
Kiepenhausen, Cornelius, Kesssch. Hier beruht Alles auf der Kunst-
nien. Contoure von Bildern aber, deren Vorzüge etwa in künstlicher
blühender Farbengebung u. dgl. beruhen, können natürlich von klein-
Werthe sein. — In Gemälden selbst können die Umriffe entweder
drückt, wie bei der altdeutschen, oder die Übergänge mehr verwaschen
der ital. Schule.

Umtriebe (demagogische) in Deutschland. Dies
bezeichnet ein bisher in der deutschen Nation unerhörtes, vor langen
Theile derselben Schuld gegebenes, strafbares Bestreben, durch ge-
gen den Wunsch nach dem Umsturze der bestehenden legitimen Ver-
mein zu verbreiten und dessen Ausführung vorzubereiten. Dies be-
traf theils den Zeitgeist überhaupt, inwiefern er auch in Deutschland
tionnaire Richtung genommen haben sollte, theils insbesondere die
einen Theil ihrer Lehrer und einzelne Schriftsteller, inwiefern sie durch
und Arbeiten die Erreichung gefährlicher politischer Zwecke auf ver-
beabsichtigt zu haben sich verdächtig gemacht hätten.

Noch liegen aus den Acten dieses großen, vielfach zergliederten
großen Theil von Deutschland verbreiteten Untersuchungsprocesses.
nen Anfang nahm, der Welt nur Bruchstücke vor Augen; denn
darüber zusammenzufassen, in Mainz niedergesetzte Central-Untersuchungs-
mission hat wol einen sehr ausführlichen Bericht vom 1. Mai 1822.
tenlage am 30. Nov. 1821, an die hohe Bundesversammlung in
stattet, der auch auszugsweise in öffentlichen Blättern erschienen ist
lieferungen", April 1823); allein der nachträgliche und der Schluß-
nicht eher folgen, als bis die Untersuchungen beendet waren, wor-
besversammlung beschloß, daß die Commission selbst aufzulösen sei.
her nur Das, was jenem Prozesse vorausgegangen ist, was zu
lassung gegeben hat, und was von dem Gange desselben bis jetzt
durch Amtsblätter selbst, bekanntgemacht worden ist, hier in
Überficht, so gut es unser Standpunkt und unsere Erfahrung gestat-
gestellt werden.

Die Theilnahme des Volks und der Jugend, besonders bei

egen Napoleon zur Wiederherstellung der deutschen Fürstenthrone
 in Wien betrogen, ihren Völkern neue, dem gegenwärtigen Zu-
 steigerten Cultus angemessene ständische Einrichtungen (vgl. die in
 iv" aufbewahrten diplomatischen Noten) zu versprechen. Dieses
 achte in den durch jene Theilnahme ohnehin schon exaltirten Köpfen
 Hinneigen zu einer neuen Ordnung hervor, indem man, weil die
 en deutschen Kaiserthron nicht wieder aufsehteten und sich selbst von
 Reichslehnwesens für immer losmachten, auch in Ansehung der
 n, auf die Reichslehnverfassung gegründeten Territorial-Feudal-
 gehoben ansah. Aber bald verrieth eine „heimliche Unruhe und eine
 ng" in Reden und Schrift die, wie uns dünkt, ungegründete und
 onstitutionnellen Staaten des deutschen Bundes bereits widerlegte
 an die Wiederherstellung der Feudalstände, bloß um den Staatscre-
 uern, beabsichtige. Zugleich erregten mehre öffentliche Angelegen-
 die Frage über die freie Stromschifffahrt und über das gegenseitige
 es Zollwesens in verschiedenen deutschen Staaten, den Antagonis-
 der alten und der neuen Zeit in dem uralten Streite der Praxis mit
 iss neue. Insbesondere reizten der dunkle Sinn des 13. Art. der
 id die Vollziehung desselben in einzelnen Staaten, wie Baiern, Ba-
 Württemberg, Nassau u., die Ungebuld der übrigen Völker Deutsch-
 manlasten eine lebhafteste Bewegung in der Meinungswelt einiger

dänger des Feudalsystems schienen nun in dem Wunsche des Volks
 gemäßen Feststellung der Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft ein
 s Bestreben zu sehen, dem sie sich entgegenstellen mußten. Es ent-
 h gegenseitig Mißtrauen und Erbitterung. Ein Unglück wurde es,
 in Schriftsteller des Tages leichtsinnig oder bitter für die Volksache
 n man hatte zwar den Censurzwang an einigen Orten aufgehoben,
 her durch ein Gesetz über Preßmißbrauch die Grenzen des Erlaubten
 b die Mittel, Strafbares zu hindern, sich gesichert. Daher beweg-
 m Gebrauche der neuen ungewohnten Redefreiheit höchst ungeschickt;
 wußte die Jugend, welche — anfangs von den Regierungen selbst —
 land begeistert, die Waffen ergriffen hatte, das rechte Maß zu halten,
 wieder in den aller Politik fremden Kreis ihres schönen Berufs zurück-
 lerzu kam, daß die alte fromme Zucht und Ordnung schon längst aus
 . Erziehung großentheils, und zum Theil auch aus den Schulsälen
 , daher die Jünglinge immer unreifer die Akademie bezogen, von
 und 1815 der Ruf ins Feld 2 Mal abrief. Zu dem erhöhten Vater-
 t ihrer Brust gefüllte sich nach der Rückkehr aus dem Felde, wie psy-
 t zu erklären, noch ein stolzes Selbstvertrauen in Ton und Haltung,
 n fortwährend Antheil an Vielem, was man in der aufgeregten Zeit
 sprach. Es fand in Deutschland etwas Ähnliches von Dem statt, was
 her sich in Frankreich nach der Rückkehr der franz. Hülfstruppen aus
 . Kriege begeben hatte. Vorzüglich ergriff manchen jugendlich über-
 f die vorherrschende Richtung unserer Zeit: jene einseitige Richtung
 und der Einbildungskraft auf unklare Ideen, womit sich der neumoz-
 sch-romantisch-ästhetische Mysticismus und der jeder Schwärmerei
 stolz verbanden.

eigten auch wol hier und da die Gleichgültigkeit gegen die Feier des 18.
 ähnliches Absprechen über das Dasein und die Bedeutung der ebenso
 glorreichen Volksbegeisterung 1813 fg. das Volk und ganz besonders
 : Jugend zum Unwillen. Endlich gab die Jubelfeier der Reformation

dem Nationalgeföhle einen erhöhten Schwung. In dieser — psychologisch sehr klaren — Stimmung feierte die akademische Jugend das von der weimarischen Regierung in gutem Glauben gestattete Wartburgsfest; zugleich suchte sie die der Teutonia und andern Vereinen längst gehegte Idee der Einheit der deutschen Nation in der sogenannten allgemeinen Burschenschaft darzustellen. Da man aber an sich unhaltbare Plan, dessen Mittel überdies noch weit ablagen von der Sphäre des akademischen Berufs, manchem ernstern Manne verdächtig erschien, wurde um so eher denjenigen Schriftstellern, welche durch den literarischen Eifer und Muthwillen einiger Studenten bei dem Octoberfeuer des Wartburgfestes bekannt worden waren, aufs Wort geglaubt, daß dieser strafbare Muthwille ein politischer Frevel sei, und daß die ganze akademische Freiheit eine revolutionnaire Richtung genommen habe. Diese wieder übertriebene Beschuldigung reizte die jungen Leute heftig auf; dazu kam der Vorfall in Göttingen. Doch erst als Stouthamer und Kogebue, die Jugend verhöhrend, in die Schranken traten, vergaßen die Studenten das würdige Benehmen, welches dem ruhigen Manne geziemt. Man nahm die Sache jetzt wol zu ernsthaft, und dadurch wurde sie es. geschah es, daß ein in der Gemüthschwärmerei längst befangener, übrigens bescholtener Jüngling sich bis zum Fanatismus exaltirte. Er griff zum Schwert und setzte Leben und Ehre an eine Idee, für welche er zu sterben entschlossen war. Natürlich bewunderte mehr als Einer den Muth, der für etwas edel Gefühls wegen nem Mord sich hingab; der durch das viel zu langmüthig geduldete Unwesen an Selbsthülfe gewöhnte jugendliche Dünkel übersah dabei, daß der Mord falsch durchdacht, und daß das Mittel ein Verbrechen war. Bei andern erwachten, jedoch bange Gemüthern kamen zu dem gerechten Abscheu noch Mitleid und Argwohn. Man fing an, an einen Assassinenbund zu glauben; denn da sprach ein Knabe wirklich wie ein Dolchritter.

Nun wurden politisch verdächtig die, oft doch nur scheinbare, Rührer Turner, deren Gesetze übrigens (wenigstens nach GutsMuth's Rathe) streng sittlich waren, der allerdings anmaßende Ton eines großen Theils der Welt und das mystisch-alterthümliche Deutschtum der Burschenschaft. In ärgerlichen Streite über Turnen und Turnziel übertrieben die Turnfreunde viel und verbarben durch ihr Zunftspiel Alles. Als das Gefährlichste erschien die geheime Verbindung. Hatten aber der Jugendbund und die deutsche schon früher den Trieb zu solchen Verbrüderungen selbst unter Männern gehabt und hatte späterhin die Kette des Adelsbundes ein Beispiel andrer Art gegeben, war es erklärlich, daß auch in der Studentenwelt das alte Spiel mit Orden und Landsmannschaften sich als Burschenschaft erneuerte.

Es hatte nämlich schon der edle Fichte durch seine Reden an die deutsche Nation Deutschlands Jugend begeistert, daß sie Deutschlands Ehre wiederherstellen wann sie einst zum Mannesalter und Geschäftsleben gereift sein würde. Das Ziel ward beabsichtigt und vorbereitet durch die Stiftung des Jugendbundes (s. d.) im Frühjahr 1808, der nicht ohne Vorwissen höherer Behörden entstanden war. Als er nach Schill's blutigem Rettungsversuche aufgehoben ward, da der Geist desselben im Charlottenburger Vereine fort, abermals nicht ohne Besessen und Theilnahme höherer Personen. Dann trat Jahn (s. d.) auf (1810) seinem Turnwesen (s. d.), und es ward in demselben J. zu Berlin der deutsche Burschenbund gestiftet, der sich 1811 schon ziemlich verbreitet hatte, aber in Kraftlosigkeit verfiel als der Staatsrath Justus Gruner (s. d.) ihn durch kein Geld mehr unterstützen konnte. Doch war er 1813 und 1814 sehr thätig. Im Mai 1814 ward er aufgelöst. Nach dem pariser Frieden d. J. aber vereinigten sich an verschiedenen Orten (zuerst zu Ulm) die sogenannten deutschen Gesellschaften, deren Ziel, wie man sagt, die staatsstümliche Einheit Deutschlands war. Nun machte der Sch.

ungsrath Schmalz (f. d.) auf das Dasein und die Gefährlichkeit der geheimen Gesellschaften aufmerksam. Die deutschen Gesellschaften wurden daher von den Regierungen aufgehoben, und der usinger Verein trat von selbst im Oct. 1815 zu Frankfurt auseinander. Es blieb jedoch der Wunsch nach festerer Verbindung der deutschen Völkerschaften, um in Krieg und Frieden Größeres zu leisten. Da selbst immer, die für Deutschlands Wiederherstellung bisher die regsamsten gewesen waren, denselben aussprachen, so erhob er noch mehr die jugendliche Einbildungskraft. In diesen Bezug nahmen auch die Studentenorden eine politische Färbung. So zu Tübingen (die Teutonia), zu Heidelberg und besonders zu Gießen. Ein neuer Verein in Darmstadt (seit Ende 1815) brachte sogar im Frühjahr 1817 eine Idee in Gang, die jedoch kalt aufgenommen wurde, durch Unterschriften eine Ausdruck des Volkswillens für Errichtung eines deutschen Nationalparlamentes Bundestage, zu sammeln!! Doch weder dies, noch die Sammlung von Unterschriften zu einer Adresse an den Bundestag wollte gelingen, 'worin um Einführung landständischer Verfassungen mit vertragmäßiger Beziehung des Volks gesprochen werden sollte. Nun suchte man die Jugend durch Reden und Lieder für Deutschlands Einheit und Stärke zu begeistern. Diese, leicht entzündbar, blieb unbewegt. Es entstanden auf mehreren Universitäten patriotische Vereine, die eben genannten Teutonia, die Arminia, der Ehrensiegel u. a. m. Den Beifall fand die Burschenschaft in Jena (12. Juni 1815), vorzüglich seit 1816, als in Folge der beim Wartburgsfeste (f. d.) 1817, von den Jünglingen beschlossenen Abreden, sämtliche Orden und Landsmannschaften in eine sogenannte „allgemeine deutsche Burschenschaft“ zusammenfließen sollten. Die Burschenschaft bezweckte in ihrer Form ursprünglich — es ist dies Thatsache — viel Gutes und Lobliches; die Jugend vergaß dabei aber freilich, daß es zum Guten einer solchen Verbindung bedarf, die ohnehin nur zu oft der eignen Selbständigkeit des Jünglings von Charakter nachtheilig werden kann. Indes machte selbst politische Anfeindung, welche, durch Sand's Mordthat noch mehr erregt, in den Papieren und sich widersprechenden Aussagen Stoff genug zu schwerem Verdacht gefunden hatte, jene Verbindung, welche übrigens, so viel bekannt geworden, ohne Theilnahme der akademischen Lehrer zu Stande gekommen war, wie in ähnlichen Fällen immer gewesen, nur noch enger und den Geist derselben nachtheiliger. So entstand eine Opposition der Gesinnung und Meinung, welche Farbe der Zeit an sich trug, auch in der Schul- und akademischen Jugend, wie schon im Volke durch die hingehaltenen oder bestrittenen politischen Erwartungen und Ansprüche sich gebildet hatte. Zwar blieb es beim Schreiben und Lesen; als aber endlich das politische Leben in den süddeutschen Landeskammern sich regte, und die Furcht immer mehr zunahm, daß auch in andern deutschen Staaten der Wunsch nach einem Repräsentativsystem laut werden und Unordnungen veranlassen könnte, beschloß man, die bedrohte bürgerliche Ruhe durch kräftige Maßregeln zu sichern und der gefährlichen Richtung des Zeitgeistes, welche in demagogischen Umtrieben offenbare, mit aller Macht Einhalt zu thun.

Wortläufig wurden in der preuß. Monarchie die Turnplätze geschlossen und in denselben fanden ministerielle Verabredungen statt; zugleich erfolgten in Berlin im März 1819 Verhaftungen von einigen Studenten und jungen Gelehrten. Zahn wurde in gefängliche Haft gebracht, und zuletzt vor eine Immediat-Untersuchungskommission gestellt, die ihn jedoch am Ende nicht criminell strafbar gefunden hat, weshalb er seine Pension erhielt und bloß nach Kolberg unter weite Aufsicht gesetzt wurde. In Bonn nahm ein Polizeibeamter aus Berlin die Papiere von 3 Professoren, Arndt und den beiden Welcker, in Beschlag, was (nach einem Schreiben des Staatskanzlers) „nicht sowol wegen eines persönlichen Verdachts gegen sie, vielmehr zur nähern Ermittlung der in Deutschland vorhandenen demagogi-

schen Umtriebe verfügt worden war". Denn als sich um dieselbe Zeit, im J. 1819, die Minister von Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover, Sachsen, Württemberg, Baden, Sachsen-Weimar, Mecklenburg und Nassau in Karlsbad versammelt hatten, war das Gerücht von einer entdeckten Verschwörung zum Umsturz des deutschen Throns allgemein, man sprach von einem in den Papieren eines Studenten gefundenen Plane zu einer deutschen Republik. Eine französische, mit recht Chateaubriand zugeschriebene Schrift: „Des sociétés secrètes en Allemagne etc.“, sah überall geheime Verbindungen zu Revolutionen, selbst in den Burschenschaften und in der Lancaster'schen Methode. Die Polizei war in voller Thätigkeit. Doch entdeckte die auf der kurhessischen Universität Marburg besetzte dazu niedergesetzte Commission so wenig einen Verschwörungsplan, als die in Heidelberg, Tübingen, Erlangen und die gleich anfangs in Jena mit größter Eile angestellte Untersuchung von Sand's Mitschuldigen, deren er, wie sich am Ende zeigte, keine hatte.

Deffenungeachtet glaubte man, daß unter der Burschenschaft und in Turngemeinden geheime Zwecke noch verborgen lägen, wozu die Form von Reden und die unreifen oder anmaßenden politischen Reden und Aufsätze mehrerer Mitglieder einen sehr triftigen Grund gezeigt hatten. Selbst in Wien verfolgte man Spuren und man verhaftete daselbst im Oct. und Nov. 1819 mehrere junge Männer (Geinow, Kolly, Grossard, Gottrau, Alb. v. Müller, Badoud, Baumgärtner u. A.), zum Theil Erzieher in dortigen Familien, von denen einer im Febr. 1817 eine literarische Gesellschaft unter sich gebildet hatten, die aber bereits im Aug. 1817 von ihnen freiwillig wieder aufgelöst worden war. 7 waren in Verhaft. Ihre Untersuchung wurde d. 24. Nov. 1819 geschlossen, und am 10 monatlichem Arrest d. 6. Aug. 1820 wurden sie aus der österr. Monarchie entlassen (s. „Überlieferungen“, Dec. 1820), ohne daß geheime Umtriebe entdeckt worden waren. Auch die Verhaftungen im Nassauischen führten zu keinem Resultat und in Mecklenburg-Schwerin wurden 2 als Staatsgefangene eingezogen, aber nach Urtheil und Recht als völlig strafflos freigesprochen. Dasselbe geschah im Dec. 1820 im Hessen-Darmstädtischen und im Badischen. Dort wurde der Advocat Schulz, der Verf. des 1819 erschienenen „Frag- und Antwortbüchleins“: „Allerlei, was im deutschen Vaterlande besonders Noth thut“, nach einjähriger Verhaftung durch ein Kriegsgericht in Darmstadt d. 18. Oct. 1820 völlig freigesprochen. In Heidelberg, ward der Buchhändler Winter ebenfalls aus der Haft entlassen für unschuldig erklärt. Zu Wiesbaden im Nassauischen wurde der aus gleichem Verdacht gefänglich eingezogene Jugendlehrer Sartorius d. 22. Nov. 1820 freien Fuß gesetzt; so auch um dieselbe Zeit der ehemalige Turnlehrer Baum und der Student Colonius. Letzterer setzte darauf, sowie ein anderer ebenfalls freigesprochener Student, Namens Sichel, seine Studien in Bonn fort. Er wenig bestränkt sich der gegen den Director des Gymnasiums zu Weimar, L. Snell, vorhandene Verdacht, und die gegen ihn eingeleitete Criminaluntersuchung fand ihn schuldlos. Auch in Berlin wurde der wegen Umtriebe verhaftete Sandt-Follenius aus dem Stadtvoigteigefängnisse im Dec. 1820 entlassen; doch blieb er in der Stadt unter polizeilicher Aufsicht. Der aus gleicher Ursache verhaftete Advocat terprocurator v. Mühlensfels, aus der Rheinprovinz, saß zwar länger im Gefängnis zu Berlin, weil er die richterliche Behörde nicht anerkennen wollte und zu antworten sich weigerte. Allein auch er ward nicht verurtheilt; vielmehr soll die berliner Mediatcommission schon am 22. Aug. 1820 auf seine Freilassung angetragen haben; zuletzt entkam er (6. Mai 1821) und flüchtete sich nach Schweden, von wo er in der Folge sich nach London als Lehrer der deutschen Sprache begab.

Während dieses Untersuchungsgeschäftes hob man die Turnausstellungen in Baden, Hessen, in Sachsen-Weimar und in a. Ländern auf. In Jena verlor der Hof-

fessur, weil er die „Fis“ nicht aufgeben wollte, und Prof. Fries
 ne daß jedoch Beiden eine Verführung der Jugend zu demagogischen
 ast gelegt wurde. Indes behielt der Letztere seinen Gehalt, und es
 Dec. 1823 die Professur der Physik und Mathematik, jedoch vor
 widerruflich und ohne Theilnahme an den Geschäften des Senats
 am, übertragen. Schon fing das Publicum an zu glauben, daß
 karm Deutschland geängstigt und die öffentliche Aufmerksamkeit von
 zogen habe; ja Benj. Constant behauptete („De l'état de l'Eu-
 rint de vue constitutionnel“) geradezu, daß die Voraussetzung die-
 on ténébreuse“ denjenigen Classen willkommen gewesen, die dabei
 , daß jede Constitution ausgesetzt und jede billige und zweckgemäße
 Aufruhr umgedeutet werde. „Arndt, Görres, Jahn (der erste
 13) hätten ja die deutsche Jugend vor kurzem noch zum Kampfe für
 fürsten aufgesodert, wie sei es denkbar, daß sie jetzt gegen dieselben
 en!“ Indes gab es freilich in Deutschland, was wir besser wußten,
 Phantasten, ungezogene Tadler und unberufene Staatsprojectschrei-
 was allerdings den Glauben an das Vorhandensein revolutionnairet
 zu rechtfertigen schien. Diese Überzeugung erklärte der Präsidialvor-
 Bundesstagegesandten in der Epoche machenden Sitzung des Bundes-
 Sept 1819. Osterreich foderte nämlich die Bundestagsversammlung
 ze Aufmerksamkeit auf die in einem großen Theile von Deutschland
 ruhige Bewegung und Gährung der Gemüther zu richten, welche sich
 predigenden Schriften, in weit verbreiteten sträflichen Verbindungen,
 nen Gräueltthaten (Sand und Löning) offenbart habe. Der Präsidial-
 zwar die Quellen des Übels zum Theil in Zeitumständen, und zeich-
 aus: 1) die Ungewißheit über den Sinn des 13. Art. der Bundes-
 nrichtigen Vorstellungen von den der Bundesversammlung zustehenden
 und der Unzulänglichkeit der Mittel; allein er klagte auch als Mit-
 die Gebrechen des Schul- und Universitätswesens, und den Miß-
 esse. Osterreichs Verlangen, daß, so lange die Bundesversammlung
 der Bundesacte nicht ausgelegt habe, die in mehreren Bundesstaaten
 Constitutionsarbeiten noch rühen möchten, wurde nebst allen von der
 ndtschaft vorgelegten, auf 5 Jahre gültigen, Entwürfen von der
 mmlung sofort genehmigt.
 ed nämlich die zur Vollziehung der für die innere Sicherheit im Bun-
 Beschlüsse der Bundesversammlung entworfene provisorische Execu-
 , als Bundesform anerkannt; es wurden auf allen deutschen Univer-
 soren angestellt, die darüber wachen sollten, daß die Professoren keine
 Lehren vorträgen und die Studirenden kein politisches Treiben mehr
 („Die Studenten sollen Nichts vorhaben, als sich zugleich für das
 für das thätige Leben vorbereiten.“) Kein deshalb abgesetzter Profes-
 der ein andres Lehramt in Deutschland erhalten; kein Student, der an
 aschaft oder ähnlichen Verbindungen ferner noch Theil nimmt, soll in
 lichen Amte angestellt, und kein relegirter Student soll auf irgend einer
 schen Universität zugelassen werden. Es ward ferner eine allgemeine
 alle Zeitblätter und Schriften, die nicht über 20 Bogen im Druck stark
 rdnet, und der Bundesversammlung eine unmittelbare Censurgewalt
 sfällige Schriften, in welchem deutschen Staate sie auch erscheinen mö-
 weitere Appellation eingeräumt. *) Endlich ward eine Centralunter-
 mmission —, eine, wie es der Ausschuß des Bundestages selbst erklärte,
 diesem Rechte hat sie nur ein Mal Gebrauch gemacht, als sie 1823 den
 3 in Stuttgart herausgegebenen „Deutschen Beobachter“ unterdrückte.

in der Geschichte politischer Maßregeln einzige Anstalt **) — von 7 Mitgliedern (ernannt von Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Baden, Darmstadt) Einschuß eines Vorsitzenden in Mainz niedergesetzt, welche ausschließlich befugt waren zur weiteren Untersuchung der in mehreren Bundesstaaten entdeckten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen, nöthigenfalls sogar verdächtige Individuen aus jedem deutschen Bundesstaate requiriren konnte, daß sie nach Mainz geführt würden.

Nach diesen gemeinschaftlichen Beschlüssen durfte man, obwohl einzelne alle deutsche Regierungen dem Dasein revolutionnairer Umtriebe in Ansehung ihrer Unterthanen widersprachen, an der Größe des vorhandenen Übels nicht zweifeln. Um diese Zeit erschien die Schrift von Görres: „Deutschland und Revolution“, welche vor jenen Beschlüssen geschrieben war, und scharfen Tadel über einige Regierungen aussprach, auch in erhabener Mystik viel Irriges behauptend, manches Ultramontane, Phantastische und selbst Ultraliberale vorschlug. Das Buch ward confiscirt, und der Verfasser entzog sich durch die Flucht nach Frankfurt über ihn, wie man sagt, schon verhängenen Festungsstrafe. Hierauf las man in dem „Journal général des Pays - bas“ einen aus Berlin datirten Artikel, wo aus angeblich 10,000 Actenstücken ungefähr 12 Fragmente mittheilte von revolutionnairen Äußerungen, ohne jedoch hinzuzufügen, wer sie gethan, wie verbreitet seien, wo und zu welchem Behufe sie so gesprochen oder geschrieben, und sie wirklich veranstaltet hätten. Doch schloß man wol nicht mit Unrecht auf Äußerungen wie z. B. „Alexanders, Friedrich Wilhelms Throne müssen fallen“, Leute, die so sprechen und schreiben konnten, sehr dumme, wo nicht halb oder verrückte Verschwörer sein mußten. Übrigens behauptete jener Artikel: Ich habe seit 1812 versucht, Verbindungen unter den studirenden Jünglingen an deutschen hohen Schulen, selbst in Berlin, zu Stande zu bringen. Der Versuch sei gescheitert: allein im Stillen gereift, habe er sich bei dem Wartburgfest betheiliget. Nun kenne man bereits 14 solcher Verbindungen, alle zu Einem Verein vereint; unabhängig von diesen, dem Anscheine nach noch ziemlich unabhängig von größern Vereinen, beständen besondere Ausschüsse von auserwählten, durch Thätigkeit und glühenden Eifer ausgezeichneten Mitgliedern. Wer noch nicht zum Fanatismus erhitzt sei, daß er als thätiges Werkzeug bei der gemachten Wiedergeburt des Vaterlandes — dem geheimen Zwecke aller dieser Verbindungen — sich hinzugeben verlange, bleibe in den Propyläen, und werde nicht in das Heiligthum zugelassen. Man habe bis jetzt 4 dieser Ausschüsse entdeckt, welche 14 größern Verbindungen leiteten: 3 auf Universitäten, den 4. in der Person eines deutschen Fürsten; sämmtlich über den Plan und über die Mittel einverstanden, die bestehenden Verfassungen umzustürzen; nur nicht darüber, ob das in dem Körper zusammengeschmolzene Vaterland eine Wahlmonarchie oder einen demokratischen Freistaat bilden solle. Die Mitglieder nannten sich selbst nach ihrer Kleidung die Schwarzen, und zählten nicht bloß Studenten, sondern Männer aus allen Ständen, während die eigentlichen Häupter sich noch zu verbergen wußten. Und den Eingeweihten gebe es den höhern Grad der Unbedingten, welche Das, was ihnen als das Eine, was noth thue, erscheine, durch jedes Mittel zu vollbringen entschlossen seien. Sand sei ohne Zweifel Einer aus dieser Classe“. (Was sich trotz aller Nachforschungen und nach allen gemachten so wichtigen Entdeckungen noch nicht erwiesen hat!) — Wenn man die Behauptungen dieses Artikels mit den bis 1823 bekannt gewordenen Resultaten der Untersuchung vergleicht, so ge-

*) Wenigstens hatte Deutschland bisher eine solche Anstalt nie gekannt. Ein vollständiger Bericht des Bundestagsausschusses in Betreff der Centraluntersuchungskommission, vom 3. Juli 1822, enthält die „Constitutionnelle Zeitschrift“ (Stuttg. 1823, 2. Heft).

in Versuchung zu glauben, daß hierunter großer Irrthum mit obgewaltet habe. erinnert sich dabei unwillkürlich an die von einem gewissen Dates erfundene Schwärzung, an welche England, nach Hume's Bericht, 10 Jahre lang glaubte, die mehrern Menschen das Leben kostete!

Bald nach der Erscheinung dieses Artikels las man in mehrern öffentlichen Journ. (s. „Polit. Journ.“, Nov. 1819) ein merkwürdiges, angebliches Citat eines großen deutschen Cabinets an die Gesandten und diplomatischen Agenten den fremden Höfen, welches noch mehr Furcht vor dem geheimen Übel „einstänkesten Mißvergnügens verbreitete, das neben dem natürlichen (in den Wissenschaften der Zeit gegründeten) herrsche, und das aus irrigen Grundsätzen, verderblichen und chimärischen Theorien, aus geheimen und strafbaren Absichten, heftigen und eigennützigen Leidenschaften entstanden, und durch die Schriften revolutionnairer Partei verbreitet worden sei“. — „Diese aus Wahlverwandtschaften von Meinungen und Gesinnungen hervorgegangene Partei habe sich durch geheime Gesellschaften verstärkt, welche den Umsturz von Deutschland zur Abzweckung, um eine einzige und untheilbare Republik oder sonst eine Chimäre gemein zu realisiren. Sand's und Löning's Attentate seien, wenn sie auch keine andern sogen. Mitschuldigen hätten, nichtsdestoweniger die Folge der allgem. Denkungsart einer gewissen Classe, das Zeichen einer ernsthaften, tiefen, verbreiteten Krankheit! Man habe die Nothwendigkeit eingesehen, durch außerordentliche Mittel die Finsternisse aufzudecken, unter welchen die furchtbare Verwandschaft falscher Lehren und der Bedürfnisse mit den persönlichen Leidenschaften bestanden. Allenenthalben hätten Thatsachen die Muthmaßungen bestätigt und Thätigkeit einer Partei bewiesen, die für eine mehr oder weniger entfernte Zukunft den Samen der Empörung im Finstern ausstreue. Die geheimen Anführer seien durch Gleichheit der Grundsätze und Gesinnungen mit einander verbunden, seien durch eine natürliche Anziehung mit einander verknüpft. Sie wollten politische Unterschiede unter den Völkern Deutschlands aufheben; zu diesem Zwecke hätten sie sich der aufwachsenden Generation bemächtigt, der sie den Geist der Unabhängigkeit und des Stolzes einhauchten: Vernichtungsgrundsätze, welche in abstruse Metaphysik und in eine mystische Theologie, um den politischen Fanatismus durch religiösen Fanatismus zu verstärken u. s. w.“. — Indes der Verf. dieses Rundschreibens selbst ein, daß hier nicht von einer Vorbereitung die Rede ist, sondern von einer Vorbereitung einer Revolution in ganz und ganz Deutschland, nicht im jetzigen Augenblicke, sondern in der Zukunft. Er bemerkt ferner: „Gegen Individuen allein mit Strenge verfahren, welche mit den Absichten und Umtrieben der Partei am meisten vertraut und nicht strafbarsten verhaftet worden, wäre eine partielle Maßregel gewesen; in solchen (d. i. in den beiden großen Behältern der öffentlichen Meinung, nämlich in der Presse und des öffentlichen Unterrichts) müßte man den Wirkungen vorzugen“. Hierauf wird der Wunsch nach einer Nationalrepräsentation als „bedeutend“ gerügt und als die aus dem Mißbrauche der Presse und aus dem Ehrgeiste entstandene politische Krankheit eines Theiles in Deutschland bezeichnet. Darum seien gemeinschaftliche Maßregeln nöthig gewesen. Am Schlusse des Schreibens noch, daß die Gewebe der revolutionnairer Umtriebe sich in alle Länder erstrecken, wo sie durch besondere Untersuchungen entdeckt worden, daß man sie verfolgen könnte; daher werde ein allgemeiner, bloß temporärer Untersuchungsausschuß alle Thatsachen am besten auffinden und zusammenstellen. Und hätten die Mächte Europas, die ihre Anstrengungen gegen die Umwälzungen, sowie gegen die Grundsätze der franz. Revolution vereinigten, Legitimation und Eigenthum auf ihre alten Grundlagen wieder eingesetzt, und diesen Zweck der Dinge sich gegenseitig garantirt. Je größer die Macht Deutschlands sei,

besto leichter werde sie alle Entwürfe hemmen, die dem Bande der Bruderkiebe der heiligen Allianz zuwider wären". — Dieses Umlaufschreiben befestigte wankenden Glauben an die drohende Gefahr aufs neue, obwohl manchem die Beschuldigungen des Geistes des Lehrsystems in Deutschland ungegründet oder übertrieben zu sein schienen.

Unterdessen gingen die Untersuchungen fort und die Beschlüsse vom 20. wurden vollzogen. Mehrere Regierungen fanden sogar nothwendig, die Beceuten des Bundestages in Ansehung der Censur für ihre Unterthanen noch zu abzufassen. Doch war die Vollziehung hier und da auch äußerst mäßig. Die versität Göttingen behielt auf erhobene Beschwerde ihre Censurfreiheit; in und in Sachsen überhaupt blieb es bei den bisherigen Censurverordnungen für hinreichend angesehen wurden, um so mehr, „da die Unterthanen durch Betragen gar keine Ursache zu Nachforschungen wegen demagogischer Umtriebe geben hätten". Anderwärts war die Censur strenger. In Heidelberg und burg erhielt der Commissar das Recht, die Hefte der Studenten zu untersuchen und die von der Dogmatik und dem öffentlichen politischen System in ihnen trügen sich entfernenden Professoren zurechtzuweisen u. s. w. Der akademische Senat zu Freiburg sandte daher eine Protestation gegen solche die Lehreffschränkende Maßregeln an den Hof ein. In Berlin protestirte die Universität, die von der Bundesversammlung den Universitäten gemachten Anschuldigungen. Endlich behaupteten Baiern, Würtemberg, Baden u. s. w. ihr Repressionsystem; und erstereß soll, wie man sagt, auch in Wien, wo einer der maßgebendsten Bertheidiger der bairischen Constitution, Herr v. Zentner, an dem Ministerium (am Ende 1819) Theil nahm, nebst der würtemb. Gesandtschaft (H. Mandelslohe und Herr v. Trott), die Öffentlichkeit der ständischen Versammlungen gerettet haben.

Unterdessen hatte die Centraluntersuchungscommission ihre Arbeiten am 8. Nov. 1819 begonnen, um allen „einzelnen oder vereinten Bestrebungen, wie sie sich ausdrückt, auf die Spur zu kommen, welche zur Absicht hätten, den Willen, oder doch ohne Mitwirkung der Regierungen Deutschlands, wesentlichen Veränderungen in der bestehenden Verfassung auf einem durch die Gesetzgebilligten Wege herbeizuführen". — Sie ging dabei in ihren Nachforschungen bis 1806 zurück. (Vgl. Beilage 191 und 193, Nov. 1822, der „Allg. Ztg.") Sogar hat sie nach mehrjährigen Untersuchungen, nachdem sie beinahe 300 einzelne Aufsätze und Actenstücke gesammelt und geprüft hatte — außer Sandt-Löhning's Verbrechen, die einzeln dastanden und schon von den besondern Regierungen gerichtet worden waren — „keine Ausbeute für die strafende Gerechtigkeit" gemacht; allein desto genauer hat sie die Irrwege kennen lehren, auf welche die deutsche Jugend und viele politische Nebler und Schwebler gerathen waren, durch aber der aufstehenden Gewalt im Staate einen wesentlichen Dienst geleistet. Darum wurden ihr auch, wie ein Schreiben aus Mainz im „Moniteur" vom Dec. 1822 erzählt, von Wien und Berlin aus eine Menge Fragen vorgelegt, deren Beantwortung für die Minister von Oesterreich und Preußen bei dem Congresse in Verona bestimmt gewesen sein soll. Durch dies Alles überzeugten sich die kaiserlichen deutschen Höfe von der Nützlichkeit des Fortbestehens der mainzer Commission, deren Auflösung einige Höfe vom zweiten und dritten Range vorgeschlagen hatten.

Was aber die entdeckten geheimen Verbindungen betraf, so bezogen sie sich meistens auf Burschenschaft, Turnfassen und a. offenkundige Gegenstände, wozu zwar viele unbesonnene Meinungen, Ansichten und Schriften, aber keine verwerflichen Handlungen an das Licht kamen; daher wurden, wie wir oben gesehen haben, fast alle verhaftete Studenten, Turnlehrer und a. junge Männer

nach losgesprochen und ihrer Haft entlassen. Am gespanntesten war die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Sand'schen Proceß, dessen Resultate aber, wie der Schrift: „Actenauszüge aus dem Untersuchungsprocesse über C. L. Sand“; jetzt klar ergibt, den Glauben an das Dasein eines geheimen revolutionnären Bundes keineswegs bestätigten. Denn auch die bereits am 8. Juli 1819 in Bezug genommenen Papiere der berliner Burschenschaft hatten auf keine andre Art geführt, als auf die, daß der Prof. Dr. de Wette in Berlin ein Trostschreiben an Sand's Mutter erlassen habe. Die preuß. Regierung trug daher bei der öffentlichen auf die Vernehmung der Sand'schen Familie über ihre Verhältnisse zu Prof. de Wette und auf die Mittheilung jenes Schreibens an. Bei der nähern Untersuchung ergab sich zwar in Ansehung jener Verhältnisse nichts Verdächtiges; die von Sand's Ältern dem Landgerichte zu Wunsiedel (b. 5. Aug.) ausgegebene Abschrift des de Wette'schen Schreibens an die Justizräthin Sand vom 31. Jan. veranlaßte die Vernehmung des Dr. de Wette, und da er sich zu dem Inhalt der Abschrift seines Privatbriefes bekannte, die sofortige Entlassung desselben von seinem Lehramte durch eine Cabinetsordre. (Vgl. Sand.) Ebenso entsprach die gegen Jahn und A. (s. oben) geführte Untersuchung *) den Erwartungen von der Wichtigkeit der gemachten Entdeckungen und schon las in öffentlichen Blättern die einlenkende Bemerkung, „die außerordentlichen Vorgänge im Preussischen wegen demagogischer Umtriebe und geheimer Verbindungen seien vielleicht nicht genug in der eigenthümlichen Farbe, die sie in Preußen hervorgebracht, nothwendig besäßen, allgemein erblickt und gefaßt worden“. — Vorkehrungen hätten fast nur die Zukunft zum Gegenstande gehabt, und in der möglichen Gefahr entgegengetreten. Es sei der Regierung um Enthüllung, um Einsicht und Kenntniß zu thun gewesen, um Abschreckung und Warnung, damit im Dunkeln kein Übel sich gestalte und vermehre; das späterhin nur geringer bestritten würde“.

Endlich ward das Publicum durch die in der „Preuß. Staatszeitung“ (Febr. 1819) enthaltenen „actenmäßigen Nachrichten über die revolutionnären Umtriebe in Deutschland“ aufgeklärt, und nun sah man allerdings, daß ein gefährlicher politischer Schwindelgeist die Köpfe vieler jungen Leute eingenommen hatte. Gewiss an der Spitze derselben zeigte sich ein ehemaliger jenaischer Student, Joh. Wit, der Sohn eines holsteinischen Pferdehändlers, welcher erst in Kiel, in Jena bis Ende 1818 studirt und zuletzt in Altona unter Polizeiaufsicht gewesen, dann aber, im Oct. 1819, sich nach England eingeschifft, und in London auffallenden, aber läppischen Artikel über Deutschland im „Morning chronicle“ geschrieben hatte. Dieser Enthusiast, der nach dem Protokolle des jenaer Justizgerichts vom 21. Dec. 1818 schon in Jena für einen überspannten Menschen galt, sollte daselbst nebst Sand und a. in Arrest gewesenenen Individuen zum engern Vereine gehört haben. Er war Verf. der Flugschrift: „Neuestes Kuchessen“, und hat sich selbst als Verf. des berühmten Gedichts: „Die deutsche Jugend an die deutsche Menge zum 18. Oct. 1818, 30 oder 35 gleich“

*) Vgl. Jahn's von dem Justizcommissair Schulze geführte Vertheidigung, in welcher A. die von Jahn's Denuncianten, dem Reg.-R. Zahnke, aufgestellten Behauptungen völlig entkräftet worden sind, in den zu Glarus 1823 im Druck erschienenen „Entscheidungen des Jahn'schen Processes“. In der Folge wurde Jahn (s. d.) durch ein Urtheil des Oberlandesgerichts zu Frankfurt a. d. D. (25. März 1825) von aller Anklage und Strafe freigesprochen.

*) über diesen Abenteuerer, welcher die Neugierde mit seinen „Fragm. aus meinem Leben“ u. und mit den „Eucubationen eines Staatsgefangenen“ (Braunschv. 1827) befriedigt hat, vgl. m. „Hermes“ (30. Bds. 1. Hft.) und „Deutsche Jugend in weissen Burschenschaften und Turngemeinden. Materialien zu dem verheissenen 1. Theile.“ (Magdeburg 1828). (Als Verf. wird Wesselhofs genannt.)

Leipzig. Siebente Aufl. Bd. XI.

viel!" weshalb R. Follen in Untersuchung gekommen war, angegeben. In Aufsätze von ihm im „Morning chronicle“ stimmten mit den im Juli 1819 beschlag genommenen, an Wahnsinn grenzenden, politischen Tiraden eines unter Polizeiaufsicht stehenden Gymnasiasten in einer preuß. Stadt fast wörtlich überein. Ferner theilte die „Staatszeitung“ als Beweise der Jugendverführung (daß nämlich in Schulen gelehrt habe: „die Jugend sei schon im Knabenalter mündig und müsse daher frühzeitig mit den Grundlagen einer auf republikanischen Grundsätzen aufzurichtenden Verfassung sich beschäftigen, so daß sich Tertianer und Schulknaben zu Staatsreformatoren u. Constitutionsverfassern berufen geglaubt, jedoch ohne die Namen der jungen Verfasser zu nennen, mehrere schriftliche Expositionen dieser Lylurgus-Embryone mit, und fügte die Bemerkung hinzu, sie sämmtlich leidenschaftliche Schüler der Turnplätze gewesen seien. Wir fassen hieraus nur so viel an: 1) Ein 16jähriger Gymnasiast schrieb phraseologischer Sinn über Einheit und Freiheit an einen jungen Privatdocenten, d. 19. Mai 1819. 2) Ähnliche schwärmerische Luftblasen beschrieb ein 16jähriger Tertianer d. 30. Mai und d. 29. Dec. 1819 einem Seminaristen. 3) Erklärte sich ein 20jähriger Seminarist schriftlich über das wiederkommende heilige deutsche Kaiserthum; die Turngemeinden hatten der Wiederkunft eines deutschen Kaisers entgegen geharrt. 4) Ein Buchdruckerlehrling schrieb Dasselbe an einen Seminaristen. 5) 18jähriger Handlungsburche schrieb Ähnliches an einen Schulamts Candidat d. 24. Sept. 1819. 6) Ein Schüler, der eben confirmirt werden sollte, legte demselben Seminaristen d. 27. Nov. 1819 f. Constitutionsentwurf vor einem solchen Kaiserthume vor, wie es in 14 Kreise einzutheilen sei u. s. w. Dieß löste Äußerungen gegen einander mit beifälliger Bewunderung, oder wie ein anderer, unmündiger Schulamts Candidat mystisch albern über Sand's That. Noch fecker erklärte sich ein gewisser D. W. in F. f. t. in einem Briefe vom Aug. 1815, über das künftige „nicht mehr Bestehen der Kleinstaaten in Deutschland“, die er Mäuse nennt, „welche stets an unserer Volksthümllichkeit hängen.“ Außerdem wurde die politische Einheit Deutschlands in mehreren wissenschaftlichen Studentenvereinen, z. B. in G., J., F., ganz ernsthaft besprochen, wie aber, „Staatszeitung“ ausgehobenen Stellen aus Briefen und Aussagen mehrerer Studenten und Magister bewiesen; aber fast immer erschien die Freiheit und Einheit Deutschlands unter Einem Kaiser nur als Idee, wie sie schon oft in gedruckten Schriften verhandelt worden ist. Falsche Theorien, selbst in der Politik, sind von jeher innerhalb und außerhalb der Mauern Iliums aufgestellt worden. z. B. suchte ein Recensent in der von Mastiaux'schen „Literaturzeitung“ (Juli 1819) den Grundsatz aus der Finsterniß des Mittelalters wieder hervorzuholen, „daß der Papst, zwar nicht ex officio, aber auf Anrufen (der Unterthanen) Huldigungsseid relaxiren könnte“. Überhaupt darf man fragen, in welchem öffentlichen Blatte hat man sich unschicklicher gegen Regierungen und Staatsoberhäupter erklärt, als es in jenem Blatte geschehen ist, das sogar die protestant. Kirche beschuldigt, die kath. Kirche unterdrücken zu wollen? — Doch eine falsche Theorie wird durch die Theorie widerlegt, nicht durch die Macht: erst wenn That und That hinzukommen, greift die Macht ein. Von solchen verwerflichen Thatfachen aber enthielten die aufgefundenen Papiere Nichts. Wie brachte die „Staatszeitung“ selbst Zeugnisse bei, daß von gewaltsamen Mitteln, die Einheit in Deutschland zu bewirken, in den Burschenschaften nie die Rede gewesen sei. Man stieß unter allen diesen Einheitspredigern auf wenig entschiedene Republikaner, die reine Volksherrschaft wollten.

Aus unbekannten Ursachen hörte die „Staatszeitung“ plötzlich mit ihren Theilungen über diesen Gegenstand auf. Werfen wir nun einen Blick auf das, was kundgemacht worden ist, so bleibt die Öffentlichkeit auffallend, mit und

ie ihren Gallimathias in Briefen und Stammbüchern niedergeschrieben wie die Formlosigkeit ihrer Verbindungen. Aus dem bisher Bemerkten aber schien sich so viel zu ergeben, daß politische Träume allerdings unendlicher Köpfe erhitze und drehend gemacht, daß die jungen Leute wirklich die That der Zukunft überlassen hatten. Das Materiale ist beschränkt sich also glücklicherweise auf demagogische — später: *maître* genannte — Luftschlösser in der Studentenwelt, die man als *monées* nannte. Nun heißen aber Umtriebe (*monées*) nicht Absichten, Gesinnungen, sondern Machinationen, oder geheime Kunstgriffe, d. i. die Art und Weise zum Schaden Anderer zu handeln; demagogisch aber heißt, als das Volk unter dem Scheine des Rathgebens verführen. Alles dieses Proceß wol auf die Beantwortung folgender Fragen an: Wollt verführt? Wozu ward es verführt und wodurch? Was hat das Volk als solches gethan, oder hat es sich verführen lassen? In dieser Frage hielt sich, nach allen vorliegenden Anzeigen, die auffallenden deutschen Bundesstaaten für überzeugt, daß als Volksverführer, die, die den Verdacht, daß sie es sein könnten, erregten, besonders: 1) Mehrere Herausgeber von Zeitungen, Flugblätterautoren und Volkschriftsteller; daher wurde, provisorisch auf 5 Jahre, jedes Tagblatt Schrift unter 20 Bogen, der Censur unterworfen, und in Folge dieses des Bundestages, die hier und da vorher in einzelnen Staaten, wie in Weimar, gesetzlich anerkannte Censurfreiheit wieder aufgehoben, das vorhandene mildere Censurgesetz geschärft. 2) Mehrere öffentliche Versammlungen wurden einige unter ihnen, deren Gesinnungen und Grundsätze abgelehrt worden waren und eine gesetzliche Abmahnung verdienten, abgelehnt. Auf demselben Grunde wurden in Deutschland sämtliche Turnplätze geschlossen, das Turnwesen, namentlich in der preuß. Monarchie, seit d. 2. März 1820 gänzlich verboten. — Die zweite Frage: Wozu ist das Volk verführt? hat die „Staatszeitung“ durch das von den Volksverführern selbst gegebene: „wissenschaftlich bürgerliche Umwälzung Deutschlands“, bezeichnet; die „Allgemeine Zeitung“ durch den „Umsturz der bestehenden Ordnung und Ruhe“, — die dritte Frage: Wie ist der Umsturz erst die künftig erwachsende Generation zu Stande gebracht? heißt nun eine wissenschaftlich bürgerliche Umwälzung so viel als eine

Lehrer kamen wieder in Untersuchung. So wurde auf Antrag der Censur in Mainz durch ein Ministerialrescript vom 4. Nov. 1820 eine Untersuchung Prof. C. M. Arndt in Bonn verhängen, und derselbe von seinem Amt entsetzt. Arndt protestirte gegen die Form des Verfahrens den 16. Febr. 1821, „Ein abgeändertes Wort aus seiner Sache, zur Beurtheilung derselben, worin er die Aufrichtigkeit seiner monarchischen Gesinnungen betheuerte; er ist, zu der es übrigens nach Endigung seiner Sache immer noch Zeit im Laufe der Untersuchung Nichts beweisen, sondern nur die Neugierde befriedigen konnte. Doch ist seitdem Nichts von seiner Schuld kund geworden, er darf jetzt wieder Vorlesungen halten. Ebenso wenig hat die gegen ihn erhobene Untersuchung, sowie die Unterdrückung eines neuen berliner Studentenvereins, zu einer weiteren Entwicklung geführt. Auch hat die Untersuchung die Schuldlosigkeit der beiden Lehrer am Gymnasium zu Weimar, C. M. Enell, völlig erwiesen. Dem Prof. Gottlieb Welcker in Bonn wurde im vorigen Jahre bei ihm in Beschlag genommenen Papiere im J. 1826 eine Ministerialcommission zu Berlin mit der Erklärung zurückgegeben, daß dargethan sei, er habe an den politischen Umtrieben und Richtungen Theil genommen, sondern sei denselben fremd geblieben. Indessen hatten Einzelne in dieser Hinsicht straffällig gemacht. Daher wurden schon im vorigen Jahre der Student E. Köhler und der Privatsecretair E. F. Sachsse, wegen an verbotenen geheimen Verbindungen zu Gährigem Festungsarreste

richtung von Erziehungs- und Unterrichtsanstalten erklärt werden. In der Schweiz verweigerten 1824 die Cantonregierungen die in Basel und Aarau als Lehrer angestellten Brüder R. U. Follenius (Prof.) und Adolf Follenius auf Verlangen des preuß. Gesandten auszuliefern, um sie mit dem bekannten Wit zu verhören. Follenius begab sich jedoch 1825 nach Newyork in Nordamerika.

In Allgemeinen sind bei diesem Proceſſe gar mancherlei Ideen, Gesinnungen und Ansichten aus dem vertraulichen Umgange an das Licht und in Criminaluntersuchung gezogen worden; natürlich mußte also auch bei der Abfassung des prohibitiven Beschlusses den möglichen Folgen, welche die realisirte Gesinnung in der künftig erwachsenen Generation hätte haben können, vorgebeugt werden, und dem weiteren Umsichgreifen des Schwindelgeistes und der Ansteckungsmittel Einhalt zu sehen. Diese Maßregeln betrafen aber nicht den Geist der freien wissenschaftlichen Untersuchung, noch beschränkten sie die Thätigkeit würdiger Gelehrten, sondern stellten bloß die Schar der Tages- und periodischen Schriftsteller unter höhere Aufsicht und legten dem jugendlichen Ungeßüm den Jügel der Ordnung und der Zucht an. Daß man die Turnplätze ganz aufhob, war zu bedauern. Warum thatete man nicht lieber diese Anstalten zweckmäßiger ein, wie es in Dänemark, Frankreich und in der Schweiz geschehen ist? Es war ja schon im alten Griechenland der kluge Hermes der Aufseher über die Athletik und führte den Vorsitz bei den Spielen! Indes sind allerdings der Jugend Bescheidenheit, Fleiß und sittliche Zucht — ohne welche sie selbst der schönen Jugendzeit sich nicht erfreuen kann — mehr noch zu empfehlen als gymnastische Kunstkraft. Wenn also das Turnen jene Eigenschaften nachtheilig war, so mußte dasselbe, insofern es Rohheit, Unmaß und Gleichgültigkeit gegen die höhere Bildung zur Folge hatte, unterdrückt werden. Doch hatte man schon vor dem Aufkommen des Turnwesens in vielen Familien gelehrten Schulen, auch da, wo es späterhin keine Turnplätze gab, wahrgenommen, daß in der männlichen Jugend „Bescheidenheit, Gehorsam, deutscher schaffestlicher Fleiß, Ehrfurcht und Vertrauen; nicht sowohl für Regenten als für bürgerliche Ordnung, als vielmehr für Ältern, Lehrer, Vorgesetzte und das Väterliche überhaupt“, merklich abgenommen hatten. Man bemerkte, daß der alte, strafbare, mit den sogenannten humanioribus ganz unverträgliche Pennalismus über die Jüngern mißhandelte und das Schussuchen bei dem Vorgesetzten dem Stehlen zum Verbrechen machte, welches die ältern Buben oft auf die grausamste Weise trachten, daß dieser rohe Pennalismus auf hochgepriesenen classischen Schulen Unwesen forttrieb und selbst in Pensionskinderschulen spukte. Man hatte gesehen, daß in mehr als einer Familie vom sogenannten feinen Tone das väterliche Ansehen ganz gesunken war, weil die Frauen aus ihrer Sphäre heraustraten und der Mann beide Theile in seine Wirbel fortzog. Was, fragte der Beobachter, wird diese schuld- und zuchtlos aufgewachsene rohe Jugend auf der Universität beginnen, wo füglich unter keiner nähern Aufsicht mehr stehen kann? Wozu sind denn bei uns Schulen Schulinspectoren vom Magistrate, von der Geistlichkeit und vom Consistorium, und Rectoren angestellt, die große Gewalt — und z. B. auf jenen classischen Schulen auch große Einkünfte haben, um von den Spenden der Schüler unabhängig leben zu können? Thun diese Männer ihre Pflicht nicht, oder lassen sie wol gar die Strenge ihrer Zucht nach der Beträchtlichkeit der Geschenke ab, so soll der Knabe für eine Achtung gegen Vorgesetzte und für Befehle auf die Universität mitbringen? Hier, wo schon längst dem Unsinn der Duell- und anderer roher Ausbrüche der Selbsthilfe von Seiten des Staats nicht Einhalt gethan werden konnte, wodurch nothwendig das Ansehen desselben in den Augen der jungen Herren sinken mußte! Man untersuche nur die frühere Schuljugend und die Zuchtenerziehung der aufstrebigen Turner und Bursche (denn nicht Alle sind roh und unbescheiden; wie kennen Viele, die sich trotz ihrer deutschhämischen Tracht, für

und Denkart sehr ausgezeichneten), und man wird in den meisten Fällen nicht das Turnen allein, noch die akademische Freiheit, sondern auch die schlaffe Zucht der Rectoren und Schulinspectoren, nebst der Väter und der Eitelkeit der Mütter, an der trotzigen Richtung des Schuld gewesen sind.

Sohlwollende muß daher ernstlich wünschen, daß die am 18. Nov. fertigte Dienstvorschrift für die außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten preuß. Universitäten sowol, als die neue Ordnung für die Leitung der akademischen Disciplin und Polizeigewalt, welche einem eigensrichtiger in allen Fällen, wo Ermahnungen und Verweise nicht ausgetragen ist, dem akademischen Geiste die reinwissenschaftliche und sittliche Wiedergeben möge, welche keiner Burschenordnung bedarf, um Handel anders als durch Duelle abzuhandeln. Es ist zu wünschen, daß politische Träumereien mehr dem jugendlichen Geiste jene heitere Unruhe und die Freiheit rauben mögen, die allein das ernste Studium zur Freude erhöhen können. Sollte nun auch, wie man glaubt, das Bild einer im Keime erstickten gewaltsamen Umwälzung der monarchischen des deutschen Staatenbundes mit der Freilassung der Gefangenen werden, so wird dieses politische Meteor dennoch sehr wohlthätige Folgen, wenn man gegen die Schulepidemie theoretischer Schwindelei eine Dosis Nieswurzel aus Logik und Disciplin bereit hält, ohne desshalb stützen und rechtlichen erwachsenen Theile der Nation den Genuß einer vernünftigen Freiheit zu entziehen. In jedem Falle aber wird die Mit- und Nachwelt es dankbar anerkennen, daß aufgeklärte Staatsmänner ihre Pflicht hielten, den Gefahren einer übertriebenen Exaltation mit Unparteilichkeit, durch alle gesetzliche Mittel kräftig vorzubeugen, und andern Staatsmännern, die aus Sorglosigkeit für die öffentliche Sicherheit der bestehenden Fürstenthronen, oder aus Angstklichkeit Schreckbilde alles Dessen, was Revolutionen ähnlich sieht, vielleicht auch wol unzumuthbare Mittel ergriffen, dies nicht als Vorwurf machen. Hierdurch gerade entfernt man sich von dem Ziele, das uns Allen nach langem Zwiespalte vorschweben muß und das erreichen suchen sollten: „Einheit und Einigung in der Liebe für das Vaterland und für unsere Fürsten“.

Uncialbuchstaben (von dem lat. uncia, Gewicht, Zoll) sind Buchstaben, die so breit, wie man sie auf Denkmälern u. s. w. zu machen pflegt, da sie in der Entfernung in die Augen fallen.

Unrechliche Kinder sind solche, die außer der Ehe erzeugt worden, weil also nicht durch die Gesetze der Kirche und des Staats geheiligt ist. — Es machen mehrere Unterschiede, je nachdem die Eltern mit einander verlobt, oder sonst verheirathet, oder die Mutter unehrbaren Standes gegen einer solchen Geburt anhängende Makel wird durch die Legitimation (Aufhebung des Standes ungesetzmäßiger Geburt) abgewaschen. Diese erfolgt, wenn die Eltern nach der Geburt des Kindes noch eine Ehe eingehen, oder durch ausdrückliche Verordnung des Fürsten, oder durch des Urtheil, nämlich bei Kindern, deren Eltern schon verlobt waren.

Unendlich (in der Mathematik). Es kann hier nur die Rede von der allgemeinen Bedeutung dieses Begriffs und von seiner Anwendung auf die Summen von Reihen sein. Man betrachte die Reihe

$$\frac{1}{2}, \frac{2}{3}, \frac{3}{4}, \frac{4}{5}, \frac{5}{6}, \frac{6}{7} \text{ u. s. f.}$$

und derselben kann unter der Form $\frac{x}{x+1}$ dargestellt nach diesem Ge-

setze ins Unendliche fortgesetzt, und der Werth der Glieder der Einheit somit immer näher gebracht werden. Wann wird er derselben aber wirklich gleich werden? Da

auf antwortet die Mathematik: „wenn der obige Ausdruck $\frac{x}{x+1}$ sich in $\frac{x}{x} =$

verwandelt; welches erst der Fall werden kann, wenn x so groß geworden ist, daß die 1 dagegen verschwindet“, und dies ist, wofern die Eins in diesem Beispiele ein Repräsentant jeder endlichen Größe *) betrachtet wird, der Begriff, den die Mathematik mit dem unendlich Großen, welches sie unter dem Symbole ∞ darstellt, verbindet. — Ebenso wird die Reihe

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} \dots\dots\dots,$$

ins Unendliche fortgesetzt, auf ein Glied führen müssen, dessen Nenner unendlich groß, welches also selbst $= \frac{1}{\infty}$, d. h. unendlich klein ist, und nach Analogie vom unendlich großen oben Gezeigten muß eine solche unendlich kleine Größe wiederum als verschwindend gegen jede endliche Größe gedacht werden. Die Sage nun bedient sich die Mathematik mit siegreichem Erfolge zur Summation von Reihen, die aus einer unendlichen Zahl von Gliedern bestehen. Bekannt ist die Summe einer fallenden geometrischen Reihe gleich der Differenz zwischen dem ersten Gliede und dem Producte des Exponenten in das letzte Glied, dividirt durch die Differenz zwischen 1 und dem Exponenten. Ist das letzte Glied unendlich klein, so verschwindet, nach dem Vorgetragenen, jenes Product, und es wird die Summe also gleich dem Quotienten des ersten Gliedes durch die Differenz zwischen der Einheit und dem Exponenten. Hiernach findet die Mathematik die Summe der obigen unendlichen Reihe

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} \dots\dots\dots$$

$$\text{z. B.} = \frac{\frac{1}{2}}{1 - \frac{1}{2}} = \frac{\frac{1}{2}}{\frac{1}{2}} = 1$$

S. Käßner's „Analyse des Unendlichen“ (3. Aufl., Göt. 1799, m. K., in der Vorrede); Nürnberger's „Theorie der Infinitesimal-Calculatation“ (Berl. 1812, 4. H. der Einleitung. — In der Philosophie nennen wir unendlich, was keine Grenze des Raumes oder der Zeit hat; so ist die Welt selbst unendlich. Gott ist das schlechthin unendliche Wesen, das Absolute, welches auch nicht durch ein andres bedingt ist. Insofern die Grenze Negation ist, so ist die Unendlichkeit Aufhebung der Negation.

Ungarn, eins der interessantesten und doch beinahe am wenigsten bekannten Länder Europas. Jetzt ist es der Sitz der Magyaren (s. d.) oder Ungarn wie sie zuerst von ihren slawischen Nachbarn im heutigen Rußland benannt wurden. Unter Anführung ihres Herzogs, Almus, kamen sie im J. 894 in das heutige Ungarn, das sie dann unter Arpad, Almus's Sohne, nach Besiegung und theilweiser Unterjochung der hier ansässigen Bulgaren, Slawen, Walachen, Mähren, Deutschen, Italiener, Kroaten, Szekler und Dalmaten bis zum J. 900 sich ganzlich unterwarfen. Die eroberten Ländereien wurden anfangs bloß unter die Stammhäupter vertheilt; bald aber ward dem Herzoge das Recht eingeräumt, tapfere Kriegsthaten, ohne Ansehen der Person, mit Verleihung solcher Besitzthümer zu belohnen. Nun unternahmen die Magyaren, doch größtentheils von fremden Fürsten zu Hilfe gerufen, Streif- und Raubzüge in benachbarte Länder, auf denen sie nördlich bis Hamburg und Bremen, westlich bis in die Provence, südlich bis Dalmatien und östlich bis Konstantinopel vordrangen. Diese schrecklichen Feinde, gegen deren

*) Daß die 1 hier der Repräsentant jedweder noch so großen endlichen Größe ist, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man den Nenner und Zähler der obigen Brüche jedwede beliebige Zahl von Nullen anhängt, z. B. $\frac{1000}{1000}, \frac{1000}{1000} \dots\dots$

$\frac{x}{x+1000}$ verwandelt sich dann erst in $\frac{x}{x} = 1$, wenn, wie vorhin die 1, hier die 1000 dagegen verschwindet.

rei im Gefechte wenig zu unternehmen war, schlug zuerst der deut-
rich I. 933 bei Merseburg; dann fielen sie 937 in Franken und
n. ein, wo sie bei Steierburg und im Drömmling an der Thra ge-
n. Ihr letzter Einbruch in Baiern 954 und 955 endigte mit ihrer
verlage am Lech, wo sie der König der Deutschen, Otto I., besiegte.
n sie von den bezwungenen Slawen und Deutschen und den auf ih-
gemachten Kriegsgefangenen die Künste des Friedens, Ackerbau
. Schon Herzog Taksony bewies durch die Ansiedelung der handel-
läuten in der Gegend des heutigen Pesth, daß er die Nothwendig-
habe, seine Macht auf a. Wegen, als durch beständige Kriege, zu
ch mehr aber lockten Geysas Gastfreundschaft und der christlichen
Gemahlin, Religiöser Fremde aus den verschiedensten Reichen
ach Ungarn. Der Einführung des Christenthums durch die Bischöfe
Passau und Adelbert aus Prag widersetzten sich die Ungarn auf das
nd Geysa mußte dessen weitere Verbreitung seinem Sohne Stephan
ie mit Hülfe lateinischer Mönche und deutscher Ritter endlich durch-
ie Verdienste um die Ausrottung der Heiden erhielt Stephan vom
er II. eine Krone, wovon ein Theil auch jetzt noch an der Sacra-
iae carona übrig ist, nebst einem patriarchalischen Kreuze und dem
bolischen Königs. So stiftete Stephan 1000 das Königthum, das
griffen jener Zeit durch die Macht der Hierarchie und Aristokratie
chte. Er errichtete 10 reichlich dotirte Bisthümer und theilte das
72 Comitaze (Gespanschaften) ein, in denen ebenso viele dem Kö-
wortliche D bergespäne die vollständigste Militair- und Civilgewalt
se Dbergespäne und die Bischöfe bildeten zugleich den Reichssenat,
immung König Stephan seinem Volke eine Verfassung gab, deren
bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Der Mangel einer gehörig
ronfolge, und die dadurch herbeigeführte Einmischung benachbarter
römischen Curie in Ungarns innere Angelegenheiten, der tödtliche Haß
egen die vom König Peter, Stephans Nachfolger, zu sehr begünstigten
fortwährende geheime Kampf des Heidenthums mit dem Christen-
h aber die Anmaßungen der Geistlichkeit u. des Adels, verhinderten
Stephans Tode des Staates Aufblühen und die Entwicklung seiner
Meteoren leuchten Ladislaus des Heiligen Religiosität und Tapfer-
manns Energie und Klugheit aus dem Dunkel jener Zeiten hervor;
weiterten des Reiches Grenzen, jener durch Kroatiens und Slawo-
nieser durch Dalmatiens (1102) Eroberung; Beide behaupteten mit
it die Würde der ungarischen Krone und die Selbständigkeit der Na-
äußere Angriffe; Beide stellten durch treffliche Geseze und deren
ng im Innern Ordnung und Ruhe wieder her. Wie die Einführung
sten aus Flandern und dem Elsaß nach Zipfen und Siebenbürgen
(1143) für diese Gegenden insbesondere, so blieb auch die längere
garns mit Byzanz unter Bela III., der daseibst erzogen war, für
tur im Allgemeinen nicht ohne Folgen; die Magyaren, die bis da-
Theil des Jahres unter Zelten zugebracht hatten, gewöhnten sich
städtisches Zusammenleben und bürgerliche Einrichtungen; mehre-
ine Reichskanzlei wurden nach dem Muster des griech. Hofes er-
r andern Seite trat Ungarn durch die zweite Heirath Belas (1186)
in Berührung; Margaretha, Schwester des Königs Heinrich von
Witwe des Königs Heinrich von England, brachte franz. Eleganz
hen Hof, und um diese Zeit findet sich die erste historische Spur von
der Ungarn nach Paris. Aber bald trübte sich der Horizont wieder,

der kaum sich aufzuklären begonnen hatte. Der begüterte Adel und die Geist-
 lichen Andreas II. Schwäche, um ihren Einfluß, ihre Macht zu ver-
 mindern und jener erzwang 1222 die Bestätigung und Erweiterung seiner Vorrechte
 die goldene Bulle, diese 1233 ein günstiges Concordat. Bela IV. in wohl-
 geordneter Absicht unternommene Reformen wurden durch den Einfall der Ma-
 (1241) unterbrochen, das Reich selbst aber gerieth in den kläglichsten Zu-
 stand. Nach dem Abzuge jener wilden Horden war Bela nur darauf bedacht, die Wunden
 seines Landes zu heilen; er brachte wieder deutsche Ansiedler in das entvölkerte
 Ungarn und hob den Bürgerstand, indem er die Anzahl der königl. Freistädte
 mehrte. Doch gab er selbst dadurch, daß er s. Sohn Stephan als Mit-
 regenten ließ, zu manchen Irrungen zwischen Vater und Sohn Veranlassung
 durch das königl. Ansehen erschüttert und somit des Staates Verfall besch-
 wurde. Mit dem Tode Andreas III. (1301) erlosch die männliche Linie des
 arpadischen Stammes. Unter den Regenten aus dem Hause Anjou erreichte
 der höchste Gipfel seiner Macht. Zwar sahen auch sie noch in den Feudal-
 Baronen die Stützen ihres Thrones; indessen wußten sie die denselben ge-
 gebenen Vorzüge durch a. Verpflichtungen, wohin auch die Unterhaltung von Ba-
 (Heerbannern) geknüpft, aufzuwiegen. Karl I. verbesserte das Münzwesen
 ein neues Abgabensystem, das sich auch auf die Bauern des Adels und der
 Kirche erstreckte, und leitete statt der üblichen Gottesurtheile ein ordentl.
 richtliches Verfahren nach französisch-italienischer Sitte ein. Ludwig I. fi-
 s. Reichen Polen, Rothrußland, die Moldau und einen Theil von Servien
 s. Meissen und Glogau machten die Nation mit auswärtiger Cultur betan-
 gründete (1367) eine hohe Schule zu Fünfkirchen, befreite den Handel von
 unnützen Böden und dem Schachergeiste der Juden, die er aus dem Lande
 Sigmunds Regierung ist durch s. Streitigkeiten mit den Oligarchen, die
 einige Monate lang gefangen hielten, durch den Einbruch der Türken im
 (1391) und durch die Hussitenkriege ausgezeichnet. Obschon als römischer
 mit den Angelegenheiten Deutschlands und der kath. Kirche vielfältig be-
 führte er doch Gleichheit der Maße und Gewichte und das erste Militärreg-
 in Ungarn ein, erhob die königl. Freistädte zur Reichsstandschaft (1405)
 richtete eine Akademie zu Ofen. Seit ihrem ersten Erscheinen beunruhig-
 Türken fortwährend Ungarn, das nun zur Vormauer der Christenheit wider
 solche Pest der Ungläubigen wurde. Bekannt ist König Ladislaus I. Fal-
 unglücklichen Schlacht bei Varna (1444), um so mehr aber zu bedauern, d-
 uns sterblichen Helden, Johann Hunyades's Plan, die Türken aus Europa
 vertreiben, an der Laune der christl. Höfe und den Mäkten seiner Nebenb-
 umste. Mit festerer Hand lenkte König Matthias Corvinus, Hunyades's
 die Zügel der Regierung. Diplomatiker und Feldherr zugleich, beschwichtig-
 demüthigte er alle innere und äußere Feinde des Reichs, befestigte durch eine
 geordnete Comitatsgerichtsverfassung den nur zu oft gestörten Landfrieden,
 warb sich so, ungeachtet mancher harten Maßregel, die er zu ergreifen un-
 genommungen war, die Liebe und das Vertrauen der Nation in hohem Grade.
 jetzt lebt in dem Munde des gemeinen Mannes in Ungarn das Sprichwort:
 nig Matthias ist todt; mit ihm ist die Gerechtigkeit dahin!" Von s. M-
 zu den Wissenschaften zeugt das Entstehen einer neuen Universität zu P-
 (Istropolis) 1467, die Berufung fremder Gelehrten, besonders Italiener,
 kostbare Bibliothek im königl. Schlosse zu Ofen, deren Schätze bald nach s. A-
 muthwillig zerstreut, nur in Trümmern auf die Nachwelt gekommen sind.
 unter Ladislaus II. und Ludwig II. der Ehrgeiz und die Habsucht der Dyn-
 zu deren Haupt sich Stephan Zapolya und nach ihm sein Sohn Johann auf-
 sen, im Innern die größte Verwirrung und elken nur mit unmenschlicher

und unterdrückten Bauernapoffstand (1514) hervorbrachten, so wurde dadurch jedes Thatkraft und Wirksamkeit nach Außen vollends gelähmt. Eine natürliche Folge dieser Zerrüttung war der Verlust der Schlacht bei Mohatsch (1526), den Könige Ludwig II. das Leben kostete und einen großen Theil Ungarns auf Jahre in eine türkische Provinz verwandelte. Um den Rest des Landes stritten die Gegenkönige Ferdinand von Österreich und Joh. Zápolya. Den Ausschlag gaben die protestantisch Gesinnten, die aus Furcht vor Zápolya's Verfeinerungen Ferdinanden anhängen; sie verschafften ihm die Oberhand, und Zápolya mußte in Siebenbürgen und einigen Comitaten Oberungarns begnügen. Allein eben diese Theilung des Reichs enthielt den Keim unaufhörlicher, von den Türken und Osmanen genährter, Zwistigkeiten mit Zápolya's Nachfolgern, und brachte in Verbindung mit den Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten (besonders seit Aufnahme der Jesuiten 1561) bürgerliche Unruhen hervor, zu deren Beilegung die Friedenstractate von Wien mit Stephan Botskay (1606), von Nikolsburg mit Sabels Bethlen (1622), und von Linz mit Georg Rakoczy (1645) eingingen wurden. Alle diese Umstände verzögerten die Vertreibung der Türken, endlich Leopold I. insoweit gelang, daß er Ofen (1686) wieder eroberte und im Karlowitzer Frieden (1699) das übrige Ungarn (außer dem Banatz) nebst Siebenbürgen zurückgewann. Indessen gab selbst dieser Friedensschluß und die Erlangung der Commissio neo-acquistica, vor welcher alle Ansprüche auf die von den Türken verlassenen Landgüter ausgewiesen werden sollten, einen Vorstoß zu neuen Bewegungen, welche erst 1711 durch den sathmarer Frieden geendet werden konnten. Der passadowitzer Congreß (1718) brachte das Banat an Österreich zurück und der belgrader Friede (1739) schloß Feindseligkeiten mit der Türkei auf längere Zeit völlig ab. Karl VI. sicherte durch die pragmatische Sanction den weiblichen Descendenten des habsburgischen Hauses die Thronfolge in Österreich und verbesserte die Verwaltung des Reichs, indem er der ungarischen Hofkanzlei und Statthalterei eine zeitgemäßere Gestalt verlieh; endlich schuf er ein neues Heer für Ungarn und die Militärcontribution als Fonds zu dessen Unterhaltung. Ungemeine Verdienste um Ungarns Wohl und Aufklärung erwarb sich Maria Theresia durch die Regulirung der Unterthanenverhältnisse (das sogen. Maria Theresianische Patent 1765, durch die Einführung der Dorfschulen (1770) und die Aufhebung des Ordens (1773). Es leidet keinen Zweifel, daß auch Joseph II., einen klugen Regenten seines Jahrhunderts, bei den Veränderungen, die er mit der ungarischen Verfassung vornahm, die besten Absichten beseelten; doch ließ ihn sein Mangel der Nothwendigkeit, solche Reformen allmählig vorzubereiten, gänzlich abhellen. In der Nation selbst fand er nirgend eine Unterstützung, vielmehr Widerstand, und Leopold II. sah sich genöthigt, alle Verordnungen seines in Ungarn nicht gekrönten Bruders förmlich zu widerrufen.

Das heutige Ungarn mit s. Nebenländern: - Croatien, Slavonien, dem Litorale und Siebenbürgen, liegt zwischen den deutsch-österreich. Provinzen und der Türkei inne. Es ist beinahe ganz mit Bergen umkrönt, worunter die Karpathen vom Norden aus in mannigfachen Verzweigungen bis an das Herz des Reichs vordringen. Dagegen breitet sich zwischen den beiden Hauptströmen, der Donau und der Theiß, eine weite fruchtbare Ebene auf mehr als 1000 □ M. aus. Flüsse und Bäche durchkreuzen das Land nach allen Richtungen. Selbst Seen und Sümpfe entbehrt Ungarn nicht; unter jenen sind der Plattensee (10 Meilen Länge, 2 M. Breite) und der Neusiedlersee (4 M. Länge, 1 — 1½ M. Breite), unter diesen der etweder Morast (5 M. Länge, 1 — 1½ M. Breite) und die sogen. Sumpfweiden, welche sich vor der nun schon weit gediehenen Austrocknung auf 70,000 Morgen ausdehnte, die bedeutendsten. Schon die geogr. Lage Ungarns, noch mehr aber die Construction seiner Oberfläche, machen dasselbe zu

einem der gesündesten Länder unsers Welttheils; denn vor den rauhen Noeben durch hohe Gebirge geschützt, öffnet es sich im Süden der warmen Seeluft, oft heftigern Andrang die häufigen Gewässer mäßigen. Jener besondern Gattung ist es auch zuzuschreiben, daß Ungarn die verschiedenartigsten Klimate vereinigt, und diese Mannigfaltigkeit der Klimate, verbunden mit der Fruchtbarkeit des Bodens, setzt Ungarn in den reichlichen Besitz alles Dessen, die Natur zum Bedarf und zur Bequemlichkeit des Menschen hervorbringt. Gattungen Getreide (jährlich an 60 — 80 Mill. Mägen), türkischen (Kukeruz), Reis, Futterkräuter, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Art, Melonen (die auf freien Feldern angebaut werden), türkischen Pfeffer (Ka), Obst (worunter vorzüglich Pflaumen wegen des daraus zu brauenden Weins oder Slivovitzas), Wein von den verschiedensten Sorten (ungefähr 20 Mill. Eimer in einem Mitteljahre), Holz (von mehr als 8 Mill. Fochungen), Galläpfel, Pottasche, Taback (300,000 Etn.), Hanf, Lein, Saffran, Waid, Krapp, Sumach, ja selbst Baumwolle und Rhabarber Ungarn. Außerdem besitzt es Pferde, Hornvieh (an 5 Mill.), Schafe (8 Schweine, Wild (in den nördl. Gegenden auch Bären), Geflügel, Fische unter der Hausen und der Fogasch [*Salmo dantex*], die vorzüglichsten), und Seidenwürmer (die jährlich nahe an 200 Etn. Seide geben). Der Erde liefert Gold (in Ungarn 1600, in Siebenbürgen 2000 — 2500 Silber (in Ungarn allein 87,000 Mark), Kupfer, Eisen, Blei, Zink, Spießglas, Schwefel, Arsenik, Stein- und Kochsalz, Soda, Salnit, Vitriol, Marmor, Steinkohlen, Torf; von Edelsteinen kommt der Opal in Chalcedon in seltener Schönheit vor. Überdies zählt kein Land so viele Mineralwasser und Heilquellen. Die Bevölkerung Ungarns (ohne Siebenbürgen) steigt 9,400,000, in 52 königl. Freistädten, 691 Marktst. und 11,068 D auf einem Flächeninhalt von 4175 □M. (ohne Siebenbürgen [1109 mit 2 und die Militärgrenze 610 □M., mit 934,000 Einw.). Die größten sind, nach Aszalay's Tabelle: Pesth (mit 46,646 E.), Debreczin (mit 4 E.), Pressburg (mit 35,135 E.), Szegedin (mit 31,716 E.). Das größte in Europa in unstreitig Szaba, 18 Meilen von Pesth, 1715 angelegt, mit 20,000 E. zählt, lauter Slawen und fast alle evangel. Religion. — Merk ist die Verschiedenheit der Nationen, die sich mit schroffen Eigenheiten gegenstehen. Den größten Theil des Flachlandes bewohnen die Magyaren, wähn ihnen an Zahl überlegenen Slawen die bergigen Gegenden bebauen und die schon vorzugsweise in Städten leben. Walachen, Griechen, Armenier, Clemen Franzosen, Italiener, Juden (deren Toleranztaxe 120,000 Gldn. beträgt) u geunee (die Spielleute der Magyaren und Schmiede der Dorfbewohner, um 40,000) sind bunt durcheinander gemischt. Aus dieser Menge bekennen sich römisch-kath. Glauben nahe an 4 Mill., zur augsburgischen Confession (m theils Deutsche und Slawen) mehr als 1 Mill., zur helvetischen Confession 1½ Mill. (fast lauter Magyaren, daher sie auch ihren Glauben den magyaren nennen), zur orientalischen Kirche 1,400,000, zur jüdischen Religion 130 Den Ungar treibt f. natürliche Neigung zum Ackerbau und zur Viehzucht. liegen freilich noch in der Kindheit, wenngleich die unerschöpfliche Zeugung der Natur jeden Mangel an größerer Sorgfalt und Kunst ersetzt; es darf aber nicht übersehen werden, daß Ungarn verhältnißmäßig wenig Hände hat, die ungarische Bauer kein Grundeigenthum besitzt und daß der auswärtige Handel hemmt ist. Manche Verbesserungen gehen indessen von einzelnen Gutsbesitzern aus, und mit Recht rühmt sich Ungarn zweier von Privaten (dem Grafen Széchenyi und dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen) gegründeter Anstalten zur Betreibung rationeller Landwirthschaft, nämlich des Georgikons zu Pesth und

instituts in Ungarisch-Altenburg. Den Bergbau betreiben Deutscher; zur Beförderung desselben besteht eine von Ausländern häufig abermals zu Schemnitz. Unter den Handwerkern zeichnen sich die Leinwand-, die Verfertiger von Tschismen (Stiefeln aus Corbuan), und Barbieri aus. Wenige Manufacturen und Fabriken blühen; verdienen einige Eisen- und Kupferhämmer, Leinwandwebereien, Alaun- und Salpetersiedereien, Töpfereien (die große, jährlich an 1000 Köpfe producirende Fabrik zu Debreczin), die gätscher Tuchfabrik, die Raffinerie in Fiume rühmliche Erwähnung. Der Handel ist beinahe in den Händen der Deutschen, Griechen und Juden. Den inneren Handel der temescher und der Franzenscanal (jener 16, dieser 13½ M. Meilen) Märkte, welche man auf 2000 angibt, und die völlige Abwesenheit der Schiffe; auch für die Räumung der schiffbaren Flüsse und den Bau von Landstraßen unter Leitung der Oberlandesbaudirection wird immer getragen. (Musterhaft ist die 1803 angelegte Luisenstraße, welche nach Fiume, Buccari und Porto-Re führt.) Den ohnedies auf allein beschränkten auswärtigen Handel erschweren das östr. Mauth- und Salzmonopol und Salzregal der Regierung und die Umtriebe der ungarischen Regierung gewinnt Ungarn im Handel mit Oesterreich jährlich 5—6 Millionen, an die Türkei 2 Mill. verliert.

Staatsverfassung gilt auch für Kroatien, Slawonien und nicht aber für Siebenbürgen und die Militairgrenze, welche nach dem Gesetz regiert werden. In privatrechtlicher Hinsicht theilt sich Ungarn in Adelige und Nichtadelige. Zu dem Adel rechnet man die ganze adeliche Magnaten (Reichsbarone, Obergespane, Fürsten, Grafen, Freiherrn, Könige mit einer Güterschenkungen oder einem Adelsbriefe besetzten, sammt ihren Nachkommen, dann die königl. Freistädte und die unierten Districte, als Gesamtpersonen. Der Adelige ist frei von Steuern, zahlt er solche von seinen Besitzungen auf städtischem Gebiete, sowie als Unterthan eines andern Adelligen), von Zöllen (wenn er nicht in den Beuten und Militaireinquartierung; er darf, ohne früher verhört zu werden, überwiegen zu sein, nicht verhaftet werden, ausgenommen im Falle eines Verstoßes gegen das Gesetz und wenn er auf frischer That ertappt wird; die Verletzung der persönlichen Sicherheit oder seines Eigenthums (major potentia) Verluste sammtlicher Güter des Beleidigers bestraft; er allein ist berechtigt zu besitzen und auf denselben alle Regalien auszuüben, sowie auch nur von Adelligen bekleidet werden können. Die adelichen Güter können dem Inhalte der Schenkungsurkunde, entweder bloß auf die männliche Linie, auf die weibliche Descendenz über; nach dem Aussterben der Familie dem König anheim, der sie jedoch bald wieder wohlverdienten Beamten zur Belohnung verleihen soll. Den angegebenen Vorrechten des Adels steht die Verbindlichkeit gegenüber, zu insurgiren, d. h. das Vaterland in Gefahr zu setzen, eigene Kosten zu vertheidigen. Die Bürger königl. Freistädte und privilegiirter Districte genießen gleichfalls viele Freiheiten. Desto schwerer die Last, welche auf dem Bauer ruht; denn außer den Leistungen an Steuern und Arbeit (Robotten), die er seinem Grundherren schuldig ist, muß er einen Theil seiner Erzeugnisse der Geistlichkeit abgeben, seine Comitats- und Militair unterhalten, und ist zu unentgeltlicher Beihülfe bei öffentlichen Werken verpflichtet. Nur bei dem reichen Segen der Fruchtbarkeit und Genügsamkeit des Landmanns in Ungarn ist es erklärbar, wie er die Lasten ertragen, ja zuweilen, durch Umstände begünstigt, selbst einen Gewinn erwerben könne. Übrigens ist der ungarische Bauer nicht an die

einem der gesunden Länder unsers Welttheils; denn vor den durch hohe Gebirge geschützt, öffnet es sich im Süden der oft heftigern Andrang die häufigen Gewässer mäßigen. dung ist es auch zuzuschreiben, daß Ungarn die verschied vereinigt, und diese Mannigfaltigkeit der Klimate, Fruchtbarkeit des Bodens, setzt Ungarn in den reichli die Natur zum Bedarf und zur Bequemlichkeit der Gattungen Getreide (jährlich an 60 — 80 M. (Kukerus), Reis, Futterkräuter, Kartoffeln, H. Art, Melonen (die auf freien Feldern angebau ka), Obst (worunter vorzüglich Pflaumen we weins oder Slivovizas), Wein von den r 20 Mill. Eimer in einem Mitteljahre), dungen), Galläpfel, Pottasche, Tabac Saffran, Waid, Krapp, Sumach, Ungarn. Außerdem besitzt es Pferd Schweine, Wild (in den nördl. E unter der Hausen und der Fogaß und Seidenwürmer (die jährlich der Erde liefert Gold (in Unga Silber (in Ungarn allein 87 Spiegglas, Schwefel, Arf Bitriol, Marmor, Steir Chalcedon in seltener Sch wasser und Heilquellen. steigt 9,400,000, in F auf einem Flächeninh und die Militairger sind, nach Aszalay E.), Pressburg (n in Europa in uns 20,000 E. zählt ist die Verschied stehen. Den g ihnen an Zahl schen vorzugs Franzosen, geunee (die 40,000) f römisch = f theils De 1½ Mill. nennen) Den Un liegen f ber Ro nicht i ungar hemm aus, und tung

Ungarn (statist.)

Maße des streitigen Gegenstandes ein dreifaches
 der der Civilrichter mit seinem Geschwo-
 rnen und Geschworenen, oder des
 (ria), der auch die von jenen
 als revivirt und die Criminal-
 olung gewisser in den Gesetzen
 in 4 Districtualafeln in Ungarn
 in Kroatien. Appellationsgerichte
 Instanz richtet, z. B. in den Proces-
 über Majestätsverbrechen) und die Sep-
 eregreift sie unter dem gemeinschaftlichen
 tenzen in Ermangelung eines positiven Ge-
 ichen Wirkungsbereich mit der königl. Tafel hat
 Slawonien. Von den südlichen Magistraten
 stuhl und von da an die Septemvirkafel, oder so-
 er Instanz appellirt. Die Districte der Jagyer und
 latin als ihren obersten Richter an. In Civilsachen so-
 hängt die Competenz des Gerichts von der Person des
 hestreitigkeiten der Katholiken, Melchiorbölagen und Testa-
 en sie auf die äußere Form des Testaments Bezug haben, ge-
 che Gericht der Diöcesanbischöfe. Jeder Criminalproceß ist eine
 abem der Anwalt des competenten Forums als Ankläger ge-
 digten auftritt. Staatsverbrecher werden durch den königl. Fiscus
 (t) gerichtlich verfolgt. Die kath. Geistlichkeit in Ungarn ist mächtig
 ansehnlichen Güterbesitz und den Einfluß, den sie sich auf alle Landes-
 verschaffen wußte. 10,000 Geistliche, an ihrer Spitze 3 Erzbischöfe
 Diöcesanbischöfe (worunter 4 griechisch-kath.) weiden die kath. Herde. Die
 (vgl. Ungarische evangelische Kirche) leben in einer Kirchen-
 ung, welche sich den Einrichtungen der ersten Kirche nähert. Weltliche und
 che im Vereine (Presbyteri) leiten die Geschäfte der einzelnen Gemeinden
 der Oberaufsicht von Superintendenten, denen weltliche Inspectoren zur
 sehen; außerdem haben die Evangelischen ausgeb. Conf. einen General-
 . Griechisch nichtunierte Bischöfe zählt man 7 und 1 Metropolit. Er-
 und Unterricht der kath. Jugend befinden sich größtentheils in den Händen
 keit. Höhere wissenschaftliche Bildung bezwecken 5 Akademien (zu
 ung, Raab, Kaschau, Großwardein, Ugram), ein erzbischöfl. Lyceum zu
 und die Universität zu Pesth mit einer Bibliothek von 70,000 Bdn., mehren
 en, einem botanischen Garten, einer Sternwarte und Buchdruckerei (beide
 in Ofen). Auf allen diesen Anstalten ist auch den Nichtkatholiken der Zar-
 gestattet und der Unterricht durchgehends unentgeltlich. Vorzüglichere Gyn-
 in der Evangelischen ausgeb. Conf. sind in Preßburg, Odenburg, Adelsmark,
 schau, Eperies; Collegien der Reformirten in Debreczin, Patak, Pápa. Die
 unierten Griechen besitzen 2 Gymnasien: in Karlowitz und Neusatz. Wich-
 für die Cultur Ungarns ist das Nationalmuseum zu Pesth, das vaterländische
 ur- und Geistesproducte in reichen Sammlungen zur Schau stellt. Als Con-
 mit zur östr. Armee stellt Ungarn theils durch Recrutierung, theils durch Werb-
 12 Infanterie- und 10 Cavalieregimenter (zusammen 64,000 M.), wovon
 solle der Noth die Insurrection (die letzte 1808 war über 40,000 M. stark)
 ufermt. Das in Ungarn cantonirende Militair steht unter dem ungarischen
 realcommando (in Ofen), die Militairgrenzen aber unter den Generalcom-
 des von Kroatien (in Ugram), Slawonien (in Peterwardein) und dem Banat
 Emericwar). Die jährl. Einkünfte der Regierung aus den Domainen, den

Regalien und der Contribution belaufen sich auf 30—40 Mill. Silb.; sie wird von der ungarischen Hofkammer (zu Ofen) verwaltet, die von der allgemeinen Hofkammer in Wien abhängig ist. Die Administration des ganzen Landes verursacht der Regierung geringe Kosten. Die Befoldung der Comitatsbeamten wird vom Bauer bestritten; derselbe liefert die zur Verpflegung des Militärs nothwendigen Naturalien zu einem 1751 festgesetzten, weit unter der Markttaxe stehenden Preise, woraus für ihn der unter dem Namen der Deperditen bekannte Verlust entsteht. In den königl. Freistädten und Districten werden die Beamten von der Gemeinde bezahlt. Alle öffentliche Anstalten haben bestimmte, meist sehr bedeutende Fonds, um damit ihre Auslagen zu decken, und die Protestanten sind bei Aufrechterhaltung ihres Cultus und ihrer Schulen auf eigne Mittel angewiesen. Landeschulden sind in Ungarn ein bisher noch unbekanntes Übel. S. D. J. A. Fessler, „Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen“ (10 Thle., Lpz. 1815 fg.) und „Geschichte der Magyaren“, vom Grafen Joh. Nailath (3 Bde., Wien 1822) Beudant, „Mineralog. und geognost. Reisen durch Ungarn im J. 1811“, deutsch im Ausz. von C. Th. Kleinschrod (Lpz. 1825, m. Charten).

Ungarische evangelische Kirche. Von Edelleuten und Ständen 1525 gegründet und ungeachtet der Reactionen des römisch-kathol. Klerus so gewachsen, daß ihr um 1600 die meisten Magnaten und über 2 Drittel der Bevölkerung Ungarns zugethan waren, gewann sie, obgleich seit 1540 in Reform und Lutheraner getheilt, nur geduldet, ja 1604 von Rudolf II. mit Vernichtung bedroht, durch ihr politisches Übergewicht im wiener Frieden 1606 gesetzliche Freiheit ihrer Religionsübung sine praesudicio religionis catholicae. Diese Freiheit gab den Vorwand zu zahllosen Verletzungen ihrer Rechte, durch die der kathol. Klerus und seit Ferdinand II., dem die Lutheraner gegen Bethlen beistanden, auch Kaiser, unter jesuitischer Leitung den evangel. Glauben in Ungarn methodisch zu rotten suchten. In Folge der Bekehrungskünste, welche viele evangel. Predigten und Edelleute in kath. Verfolger der Evangelischen verwandelten, wurde die Mehrheit der Stimmen auf den Reichstagen seit 1634 katholisch. Dann wurden Landesschlüsse und Reichsgesetze nach jesuitischer Maxime mit dem Vorbehalt des Treubruchs beschworen wurden, gaben sie den Evangelischen keine Sicherheit. Dem durch Rakoczy's Aufstand veranlaßten lizer Frieden 1645 sollten die ganzen Kirchen ihnen zurückgegeben, ihre Religionsfreiheit unter keinem Vorwande gekürzt und ihre Beschwerden auf den Reichstagen gehoben werden. Sie erhielten von 300 nur 90 Kirchen zurück und nie ihr volles Recht. Die anhaltende gemeinsame Verfolgung, die sie unter Leopold I. dulden mußten, bewog einige evangel. Stände 1673 der Conföderation der kath. Patrioten gegen kaiserl. Eingriffe in die politische Constitution des Reichs beizutreten. Davon nahmen die Jesuiten, die Leopold regieren ließ, Gelegenheit, mit Raub, Mord, Kerker und Landesverweisung gegen die Evangelischen zu wüthen. Ihre Geistlichen wurden hingerichtet oder als Sklaven verkauft, Viele wanderten aus und Tausende von Bauern wurden die Beißel zur Messe. Die Reichstage von 1681 und 1687 versprachen ungenutzte Abhülfe, die der kath. Klerus ebenso wie Josephs I. schützende Maßnahmen zu verkümmern wußte. Der Ausschluß ihrer Beschwerden von den Verhandlungen der Reichstage vernichtete 1715 ihre polit. Existenz und machte sie von der königl. Gnade abhängig. Zugleich wurden Synoden, Convente, Collecten, ja selbst gemeinschaftliche Bittschriften ihnen verboten. Eine Resolution Karls VI., die gegen den Zwang zum Übertritt sichern sollte, ließ der kath. Klerus nicht rechtsgültig werden. Die Verweisung ihrer Angelegenheiten an den aus kath. Prälaten, Edelleuten bestehenden Statthaltererath und an die meist vom Klerus abhängigen Dikasterien der Comitats machte ihre Feinde zu ihren Richtern, der Decretal nach dem bei der Mutter Gottes und allen Heiligen geschworen werden mußte.

Fähigkeit, Civilämter und vor Gericht, wenn es auf Eid erkannte, lten. Und doch waren 1740 noch 3 Fünftel des Volks Protestanten, aller öffentlichen Abgaben zahlten. Die unter Maria Theresia errichteten des kath. Adels (1743 Societas stellata de Kis Dömölk, l. Stephan und des heil. Joseph) zur Ausrottung der Ketzer, neue ganz protestant. Gegenden, Convertitencassen, Kinderraub und fortsetzungen aller Art brachten Tausende von Protestanten zum Abfall; deren ihnen 700 Kirchen genommen worden; ihre Sache schien rettete Josephs II. Toleranzpatent vom 29. Oct. 1781 ihnen Bildung neuer deren bald 230 entstanden, das Bauen neuer Kirchen, Dispensationen Eide, Bewerbung um Staatsämter und bei gemischten Ehen die Erbschaft ohne protestant. Väter in deren Religion (ist der Vater katholisch, so die Kinder sein) frei gab. Dies war nur Gnade. Leopold II. machte Reichstage 1791 (Art. 26) ein auf die wiener und lizer Friedensverträge, in das ungarische Staatsrecht aufgenommenes Religionsgesetz, welches die evangel. Kirche beider Confessionen als eine nicht bloß gebildete, sondern verfassungsmäßig bestehende, durch Reichsgesetz und König in ihren Rechten Religionsgesellschaft anerkannt, dem kath. Klerus aber alle Vorrechte der Kirche und auch den Naturalzehnten von den evangel. Bauern diesem Gesetze sollen die Evangelischen ihre Religion ohne alle Beeinträchtigung und öffentlich üben, ihre Geistlichen und Lehrer selbst wählen, ihre Kirchen behalten und neue errichten, ihr Kirchen- und Stiftungsvermögen und selbst verwalten, Stolgebühren und Dienste oder Lieferungen an die Kirchen nicht leisten, in Religionsachen unter eignen Behörden (Intendanten) stehen und die wichtigen unter anzuführenden Rechte, Religionsfreiheit mitsichbringt, ungehindert genießen dürfen, doch die öffentlichen Ehen nicht stören, ihre Eheproceffe vor weltlichen, bei gemischten Ehen vor weltlichen führen, diese Ehen nur vor kath. Pfarrern schließen und nur mit Zustimmung trennen können. Mit dem hierdurch begründeten Rechte der evangel. wirkliche Zustand der Evangelischen in Ungarn seit dem Tode Leopold II. schneidenden Contrast. Das Gesetz spricht von Evangelischen, Ministern und ministris, der kath. Klerus nur von Katholiken, Bethäusern und conventen; es erlaubt ihnen den Bau neuer Kirchen, hindernde Maßregeln verbieten ihn; es will, daß sie ihre Gesellschaftsverfassung auf eignen Statuten der königl. Aufsicht und Genehmigung reguliren, aber die Beschlüsse der Synoden beider Confessionen harren noch der königl. Bestätigung. Synoden blieben, wie die Errichtung eines Generalconsistoriums, unter dem Gesetz, wie die vorzüglichere classische Bildung, befähigt die Evangelischen bürgerlichen und Staatsämtern, aber unter 40 Beamten war 1821 nur ein Statthaltereirath unter 26 Räten nur ein, in der ungarischen Hofkirche protestant. Das Gesetz bewilligt ihnen freien Druck und Verkauf ihrer Bücher, aber Tausende ihrer ungarischen Bibeln liegen confiscirt, da die öffentlichen mit dem Verschenken und wohlfeil Verkaufen der Bibeln verbot der literarische Verkehr mit dem Auslande vielfach gehindert wird. Gestattet evangel. Studenten, ausländische Universitäten, wo die Unkosten 1000 Thlr. Stipendien haben, sine ullo impedimento zu besuchen, so ist der Gebrauch dieses Rechtes durch das Erfoderniß königl. Speciale und durch Verweigern der Pässe erschwert, seit 1819 gänzlich verboten. Theologische Lehranstalt in Wien bis jetzt kein genügender Ersatz. Das Recht ihren Schulen Simultanrechte und Vertretung durch eigne Curatoren, aber solche Stellen können ohne Gefährdung des bürgerlichen Verwaltens, auf den Schulen darf das ungarische Recht nicht gelehrt, Siebente Aufl. Bd. XI.

und kein Katholischer unterrichtet werden. Das Gesetz läßt den Übertritt der Protestanten zum Katholicismus ohne Weiteres, der Katholiken zum Protestantismus nur nach wöchentlichem Unterricht von ihrem kath. Pfarrer frei; aber dieser Unterricht wird meist 3 — 5 Mal wiederholt, mit Geldbußen, Schlägen, Gefängnis und andern Schreckmitteln gegen Beharrliche begleitet, das Zeugniß darüber aber oder lange verweigert, die Zulässigkeit des Übertritts von königl. Entscheidung abhängig gemacht und diese viele Jahre zurückgehalten. Es sind höchst selten katholische, sondern in der Regel nur Protestanten, die der kath. Klerus als Feinde des Katholicismus in Anspruch nimmt und dafür quält, daß sie nicht katholisch werden wollen: also nicht nur die Kinder aus gemischten Ehen, auch Erwachsene und Greise, deren Väter oder Mütter irgend einmal, wenn auch auf der Todbette katholisch wurden oder in ihrer Jugend einmal waren, selbst solche Protestanten, deren Väter unter den Bedrückungen vor 1781 einige Zeit katholisch waren, werden jetzt als abtrünnige Katholiken behandelt, da nach einem Beschlusse vom 9. März 1818 die Rechtsregel, nach der Gesetze keine rückwirkende Kraft haben, auf die Protestanten nicht angewendet werden darf. Unter demselben Vorwande müssen protestant. Eheleute, deren eins aus solchen Gründen katholisch werden soll oder freiwillig übertritt, sich entweder trennen oder recopuliren und im Falle ihre vorherige Ehe für Concubinat, ihre Kinder für uneheliche erklären lassen. Auch werden Kinder so angesprochener Protestanten ihnen geraubt und katholisch erzogen, und Verlobte, deren eins katholisch ist, vor der nur von kath. Pfarrern zu verrichtenden Trauung zu dem Versprechen gezwungen, alle Kinder katholisch werden zu lassen. An allen Orten gemischter Confession stellen die kath. Pfarrer Hausvisitationen an, um Verzeichnisse (Elenchi) so angesprochener oder angesprochender Personen zu fertigen (elenchifiziren). Evangel. Geistliche dürfen Keiner, im Elenchus steht, zum Gottesdienst lassen oder mit Sacrament und Zuspruch versehen. Durch diese dem Sinne des Gesetzes über die gemischten Ehen widersprechenden Auslegungen und Gewaltstreiche, wie durch alle erdenkliche Ränke der Parteinamacherei, worunter auch Befreiung vom Militärdienst zum Lohne der Anhänglichkeit vorkommt, verliert die evangel. Kirche in Ungarn fast jährlich Hunderte. Beschwerden darf sie nur an den König bringen und gemeinsame sind ihr 1818 neue untersagt worden. Über solche, die der König beachtet, haben kath. Behörden zu berichten, daher sie erfolglos bleiben. Starke Beschwerden brachten die Evangelischen 1820 (s. „Fis“, 1821, 5. H.) und 1824 an den Kaiser. Sie wurden erledigt. Die überwiegende Macht des kath. Klerus, der ein Drittel Grundbesitzes inne und auf alle Reichs- und Provinzialbehörden großen Einfluß hat, seine Pflicht, die Ketzerei auszurotten, der jetzt dafür wieder stärker als je geregte Eifer und die Hindernisse, welche die Aristokratie den weisen Absichten des kais. Kaisers entgegenstellt, lassen Abhülfe der Bedrückungen und Übelstände kaum hoffen, unter denen 2 Mill. Evangelischer — die stärkern (1,200,000) Lutheraner weniger als die Lutheraner — (nach Berzeviczy an 3 Mill. Evangel.) in Ungarn seufzen. Vgl. Berzeviczy, „Nachricht üb. d. Zust. d. Evangel. in Ung.“ (Leipz. 1822); Friedrich, „Vertraute Briefe über die äußere Lage der evang. Kirche in Ungarn“ (Leipz. 1825).

Ungarische Literatur. Über diesen bisher vom Auslande zu wenig beachteten Zweig der Literatur haben ungarische Literatoren Auskunft getheilt in ungarischer Sprache, wie Spangár (um 1738), Bob (1766), Székely, Budai, Pápai, Lóth, Jankovich u. A.; theils in lat. Sprache, z. B. Gyalger (um 1711), Notarides (1745), Bel, Schier, Haner, Schmeigel, Székely, Pray, Wallaschky, Simonovich, Belnai, Tibold u. s. w.; theils in deutscher Sprache, nämlich Windisch, Seiwert, Kovachich, Engel, Fessler, Fessler, Schwartner, Schedius, Lübeck, Möstler u. m. — In dieser Literatur

gang der Charakter dieser an sich sehr merkwürdigen Nation, ihre eigenthümliche Ansicht des Lebens und der Welt; in ihr zeigt sich vorzüglich der interessanter, noch immer fortwährende Kampf, den dieses Volk seit seinem Eintritt in Europa mit dem Schicksale zu bestehen hat und bisher so ehrenvoll bestand. — Eben- wenig mangelt es dieser Literatur an dem Werthe, den man nach der daraus zu erhaltenden Ausbeute für die Belehrsamkeit zu messen pflegt. Denn außer dem, die ungar. Grammatik viele unerwartete Aufschlüsse für die Philosophie der menschlichen Sprache überhaupt gewährt (s. Ungarische Sprache), außerdem, die ungar. Poesie, besonders die lyrische, ausgezeichnete Muster aufstellt, so aus den Quellen, die sich hier eröffnen, der Naturkunde, der Ökonomie, der griech. Alterthumskunde und Philologie, der Geschichte überhaupt, dem gemeinen Staats- und Völkerrechte und andern Wissenschaften gar manche Nahrung zuströmen.

Theils von eignem Drange nach kühnen Abenteuern angetrieben, der durch Geist der Zeit im Mittelalter bei so vielen kräftigen Völkern aufgeregt ward, von fremden Fürsten zu Hülfe gerufen, wanderten die Ungarn aus Asien in Europa ein, und drangen durch die nur lose zusammenhängenden Provinzen der Länder immer weiter vor; bis sie auf ein durch innere feste Verfassung und verständige Regierung consolidirtes Reich (Deutschland unter Heinrich I. und L.) stießen, das ihren kriegerischen Nomadenzügen Ziel und Grenzen setzte (im 10. J.). Von nun an reflectirte der bisher beinahe immer außer sich getehrte Geist der Nation vorzüglich auf sich selbst; die Civilisation der Magyaren begann, und nahm so raschen Fortgang, daß in weniger als 50 Jahren die Sicherheit des Landes im Innern und von Außen begründet, geordnete Betriebsamkeit und milde Regierung verbreitet und die Nation für die Annahme des Christenthums empfänglicher wurde. Allein anstatt auf dem Wege einer klugen Vorbereitung zur freien Entwicklung, der dem Nationalcharakter des Ungarn am meisten zusagt, von dem besonders Herzog Geisa vorher mit so vielem Erfolg betreten hatte, fortzu- gehen, suchte König Stephan I., sowie die meisten seiner Nachfolger, mit aller Macht noch schnellere Fortschritte zu erzwingen. Das Mißvergnügen hierüber wurde durch die häufige Aufnahme fremder Priester und Ritter in das Land, durch Vorbringen des Klerus zum ersten Stande des Reichs, durch das Aufbringen ausländischen und die Zurücksetzung der Nationalsprache, nicht nur bei kirchlichen Handlungen, sondern auch bei gerichtlichen Urtheilsprüchen, rechtsgültigen Urkunden und gesellschaftlichen Formen, in der Folge vermehrt, und brachte eine Opposition her, die erst durch die weisen Maßregeln der trefflichen Fürsten aus dem Hause Arpad im 14. Jahrh. einigermaßen beschwichtigt, sich jedoch nachher immer wieder erneuerte. Die lat. Sprache erhielt nun hier, wie in allen zu einiger Cultur empor- gestiegenen Ländern jener Zeit, die Oberherrschaft; aber in Ungarn behauptete dieselbe, aus leicht begreiflichen Ursachen, auch noch bis auf unsere Tage, wo andere gebildete Nation sich derselben nur mehr als eines untergeordneten Mittels zur Belehrsamkeit bedient. Der hiermit sowol in das praktische Leben, als in die wissenschaftlichen Beschäftigungen, überall so tief eingedrungene Geist eines solchen fremden, todtten Materials, wie die lat. Sprache jetzt für uns, konnte weder dieser Sprache selbst, noch der allgemeinen Bildung des Volks, der Nationalliteratur zum Vortheil gereichen. Zwar entsaltete sich, ungeachtet ungünstigen Einflüsse, von Zeit zu Zeit manche schöne Arospce literari- scher Cultur; es schwangen sich, obgleich so gefesselt, vorzügliche Talente in jedem Zweige der Wissenschaften zu einer bedeutenden Höhe empor, aber wieviel besser hätte es gedeihen können, wenn es mehr im Geiste der Nation, aus dem eigenthümlichen Leben derselben entwickelt, und nicht stets von Außen widernatürlich aufge- bracht worden wäre!

Schon im 11. Jahrh. entstanden in Ungarn eine Menge Pa-
palschulen, die eine große Anzahl Schüler hatten; im 12. Jahrh.
Jünglinge, besonders solche, die sich dem geistlichen Stande wid-
meten, zogen auf die dort neu errichtete berühmte hohe Schule geschickt;
im 13. Jahrh. erhob sich bereits in Ungarn selbst, zu Wespriem, das erste
Studium generale, das, außerhalb Frankreich, nach dem Muster der parisi-
schen Schulen, nicht nur für alle freie Künste, sondern auch für Theologie
einige Lehrstühle und eine große Frequenz von Schülern hatte;
1287 wurde ein Studium generale durch König Ladislaus IV. (s. Notizen,
8. Bd., praef.) wieder erneuert, mit einer bedeutenden Bibliothek
und Fonds dotirt. 1367 gründete König Ludwig I. eine neue hohe
Schule zu Pesth, und 1388 Sigmund abermals ein Studium generale zu
Matthias Corvin nicht nur erneuerte und mit einer berühmten Biblio-
thek ausstattete, sondern außerdem noch die istropolitanische Akademie in Presburg.
1473 kam schon die erste Buchdruckerei durch Andr. Hess in Ofen;
baselbst das „Chronicon Budense“ druckte. Im 16. Jahrh. wurden
in Ungarn und Siebenbürgen außerordentlich, besonders in
Presburg, Schulen gegründet, bei denen auch das Besuchen deutscher, holländischer
und italienischer Universitäten ungemein zunahm, obgleich man vorher auch
nach Frankreich, Italien und Polen unternommen hatte. Im 17. Jahrh.
wurden die höhern literarischen Bildungen der Jesuiten zu Tyrnau, Klausenburg,
wovon das erste, nach Aufhebung des Ordens, 1709 aufgehoben, 1780 nach Ofen
und 1784 nach Pesth verlegt wurde, und sodann noch 5 Akademien (d. h. höhere literar.
Institute bestehend) zu Presburg, Kaschau, Raab, Großwardein und Igny,
ein königl. Lyceum zu Klausenburg und ein bishöfsl. Lyceum zu Erlau.
Gelehrte Gesellschaften konnten, außer der von Konrad Celtis
1526 gegründeten oberer Donau-Gesellschaft, die auch keine besondere Frucht
gebracht hat, in Ungarn und Siebenbürgen nie dauernden Bestand haben, so daß
die Bemühungen gelehrter Männer waren, dergleichen zu Stande zu bringen.
Schriftsteller, die sich der lat. Sprache bedienten, hat Ungarn in großer
Anzahl, und unter diesen viele geistvolle, aus jedem Zeitalter hervorgehen
lassen. Schon in den ältesten Zeiten werden lateinische Chroniken und Annalen
erwähnt, von denen viele noch handschriftlich verborgen liegen, mehrere in den
Stürmen der das Land verheerenden Völkerzüge Grunde gegangen, nur wenige
durch den Druck bekannt, und die meisten unwürdig und benutzt sind. Zu den
im Drucke schon erschienenen gehören Anonymus Belae Regis Notarius,
Simon Keza, Galanus, János Kis, Rogerius, Joannes de Rikelló, Laurentius de Monacis u.
s. w. Im 15. Jahrh. zeichneten sich im Fache der Geschichte und ihrer Hilfswis-
sensschaften nicht nur die in Ungarn lebenden gelehrten Ausländer aus, wie
Leoetus, Ranzanus, Ursinus, Brutus, Laurinus, Laszky, Bracciolini,
Sommer, Gabelmann, Lypotius, Enk u. m., sondern auch Inländer, wie Jo.
Thuróczius, Tubero, Gladius, Brodericus, Berantius, Forgács, Olahus,
Sambucus, Schesäus, Petrus de Réva, Pazmanus, Inchoferus, Madási,
Frölisch, Joannes et Wolfgangus Comites Betlen, Lucius, Toppeltinus,
Szentiványi u. A. (s. unten); in der Medicin, Physik, Naturgeschichte:
Clavius, Kramer, Perliczy, Moller, Jessenius, Lortet, Terpacher,
Viller, Köleséri, Wessprémi, Rayger, Parippari, Born, Hedwig,
Lumnitzer, Rietaibel, Grossinger, J. B. Pankl, Schraud u. s. w.; in den philosophischen
und mathematischen Wissenschaften: J. B. Pankl, Schraud u. s. w.

Petrus de Dacia, Peurbach, Dubitz, Boscovich, Szentiványi, Berényi, ur, Hell, Makó, J. B. Horváth, Pap Fogarasi, Handerla, Mikoviny, ch, Rozgonyi u. A.; und in der Dichtkunst und Beredsamkeit Janus Pannus, Joan. Bitez, Barthol. Pannonius, Jac. und Steph. Viso, Zalkán, us, Franc. Hunyadi, Szentapórgyi, Belényi, Schesáus, Lang, Berner, s, Sambucus, Lúry, Kassai, Filigly, Dobner, Bajtai, Makó, Faba, lit, Pallya, Rimányi, Szerdahelyi, Somsich, Nic. Révai, Desőffy, Carp u. m. A. Jedoch alle diese in einer ausländischen, todtten, dem Genius nation gar nicht homogenen Sprache erworbenen und verarbeiteten gelehrten nisse blieben nur das ausschließliche Eigenthum einer besondern Kaste, und so wenig in das Volksleben über, hatten so geringen Einfluß auf die allge- Cultur, daß, ungeachtet der schon unter Matth. Corvin in Ungarn so hoch enen erotischen Gelehrsamkeit, noch unter Wladislaw II. (1491) gar viele ürdenträger des Reichs weder lesen noch schreiben konnten.

Was bis auf unsere Zeiten herab für die innere Bildung der ganzen Nation h, ist, sowie überall, vorzüglich dem wohlthätigen Einfluß der in der leben- prache des Volks ausblühenden Literatur zuzuschreiben, die wieder aus der i Cultur des Ganzen desto kräftiger emporwächst. Als im 11. Jahrh. mit nführung des Christenthums in Ungarn die lat. Sprache in Kirchen, Schu- b in Staatsgeschäften herrschend wurde, erhielt sich doch die ungarische im l und Wandel, in den Krieglslagern, bei Familien- und Volksfesten, und Versammlungen der Comitatus und Reichstage, deren Beschlüsse erst unga- lgefaßt wurden. Bei den lat. Anreden der fremden Priester und Missionnaire Volk mußte auch gewöhnlich ein Dolmetscher zur Seite stehen, der das Ge- i der Landessprache erklärte; eingeborene Geistliche verrichteten wol auch hier i manche Functionen in der Muttersprache. Noch haben sich Spuren alter lieder, Fragmente von Volksgeängen und kirchlichen Sermonen erhalten i, „Antiquit. literat. hung.“, 1. Bd., Pesth 1803); in den Annalen und en werden die cantus Joculatorum und Truffatorum erwähnt (Cornides, le. Anon. Belae Notarii“, ed. Engel, S. 217), die Vorrede zu dem De- olomans im „Corp. jur. hung.“ sagt ausdrücklich, dasselbe sei aus dem schen übersetzt; die goldene Bulle Andreas II. soll noch im ungarischen Dri- vorhanden sein. — Einen freieren Aufschwung gewann die Sprache des Lan- ad mit ihr die Nationalliteratur, zuerst unter der weisen Regierung der Kö- is dem Hause Anjou. Für kirchliche und Staatsgeschäfte blieb wol die la- e noch immer die Hauptsprache; aber die ungarische erhielt doch eine ausge- re Anwendung als vorher. Sie war jetzt wirkliche Hofsprache, selbst der e Hofstaat bestand größtentheils aus eingeborenen Frauen und Fräulein; Robert ließ die verlobte Braut seines Sohnes, sowie König Ludwig der Gr. iden bestimmten Eidame an seinem Hofe selbst erziehen, um sie mit den und der Sprache des Landes bekanntzumachen. Jetzt wurden schon Urkun- d Briefe in ungarischer Sprache ausgefertigt; die noch im corpore juris vorhandene ungarische Eidesformel ist aus dieser Zeit. Man fing auch be- n, die heil. Schrift ins Ungarische zu übersetzen; dies beweisen nicht nur ürdig's Zeugnisse in den „Annal. MSS. Ord. S. Francisci“ in der bischöfl. thel zu Karlsburg in Siebenbürgen, sondern auch der wirklich vorhandene einer solchen Übersetzung vom J. 1382 in der kaiserl. Bibliothek in Wien. teph. Horvát, „Vertheidigung Ludwigs I. und Matth. Corvin's“ (Pesth . (Bandtk's und Dobrowsky's Zweifel in „Miscell.“, Krakau 1814, Abschn., S. 85, haben keinen Grund.) Hierauf folgten, ungeachtet des igen Entgegenstehens der Inquisitorum haereticae pravitatis, später Übersetzungen der Bibel, wie die von Ladislaus Báthori 1450, die von

Bertalan 1508 u. s. w. Nach solchen Vorgängen konnte schon sich an die Ausarbeitung einer ungarischen Grammatik wagen, die jedoch leider verloren gegangen ist. — Im 16. Jahrh. die Periode für die höhere Ausbildung der ungarischen Literatur ein. Ferdinand I. und Maximilian (1527 — 76), wo, theils nach den maximen dieser trefflichen Fürsten, theils durch den Drang der tätige Einwirkung positiver Beschränkungen des Nationalcharakters entfaltete sich dieser desto freier und mit ihm die herrlichsten Literatur in allen ihren Zweigen. Durch die mit vieler Frömmigkeit religiösen Streitigkeiten, und die häufigen öffentlichen Religionsreden, die damals auch in Ungarn aufkeimende Reformation Veranlassung, jetzt mehr zum Bedürfnis gewordenen Kirchengesänge, die Ausbreitung flossen, sowie auch durch die Kriegs- und Volkslieder, die sich tönnten, bereicherte, verfeinerte und erhob sich die Nationalsprache so sehr, daß sie damals schon beinahe die Stufe erreichte, die 1780 erhalten hat. Man beiferte sich, das Volk wenigstens in seiner ältesten und nächsten Vorfahren in seiner eignen Sprache zu dienen die ungarischen Chroniken z. B. von Székely, die zuerst 1569, Temesvári 1569, von Heltai 1572, von Pethő (eigentlich Zrínyi) 1664, Eötvös 1692 u. fg. Noch viel häufiger kamen jetzt ungarisch die heil. Schrift zum Vorschein, von Komjáti zu Krakau 1533, Wien 1536, von Erdősi (oder Splvester) zu Ujzigeth 1541, von Senburg 1546, von Székely zu Krakau 1548, von Juhász (oder Debreczin) 1565, von Felegyházi auch zu Debreczin 1586, von 1590, von Albert Molnár zu Hanau 1608, von Káldi zu Wien 1611, Verein reformirter Theologen zu Großwardein 1661, von Székely Debreczin 1685, von Tótfalusi zu Amsterdam 1685 u. s. w., welche und an verschiedenen Orten, gedruckt erschienen, sogar im Ausland Utrecht, Nürnberg, Brieg u. a. Geistvolle Redner, die mit der Würde auch Feinheit des Ausdrucks verbanden, und mit den Bedürfnissen ihres Zeitalters die Vergleichung aushalten, traten damals auf um 1558, Juhász um 1556, Davidfi 1569, Kultsár 1574, von Telegdi 1577, Detsi 1582, Karolyi 1584, Pázmán 1604, von Zvonarits 1628, Koptsfányi 1630, Káldi 1630, Margitai 1632 und v. A. Als geistliche Lieberdichter zeichneten sich aus Székely, Batizi, Pécsi, Ujfalvi, Skarizai, Fabrizious, Fazekas, Alb. Reiter, Megyesi u. m. Aber auch Volkslieder, worin vorzüglich die heldenländischer Krieger gepriesen, oder alte Geschichten und Märchen erzählt wurden, erschollen ungemein häufig, z. B. von Lenódi um 1549, Esanádi 1577, Balkai 1572, Esáktornyi 1592, Esereim, Esfalvi, Székely, Fazekas 1577, Balassa, Illósvai, Gofarvai, Székely 1580, und unzählige A. Einen höhern Schwung nahen Gedichte des Grafen Niklas Zrínyi (1652), des Ladisl. Eötvös (1663), Pasló (1663), des Grafen Stephan Koháry (1699), und besonders Geistesproducte des talentvollen Stephan von Gyöngyösi, die erschienen, sowie die lyrischen Gedichte eines Rimai, Balassa, &c. Die vorher nur im Latein vorhandenen juridischen Zauberformeln Stephan Werbőczy wurden nun auch durch Blasius Veres 1561, 1571, Joh. v. Dólkitsányi 1648, u. A. dem Volke in seiner Sprache gemacht. — 1653 trat Joh. Esere (Apácai) sogar mit einer Wissenschaften, und 1656 mit einer Logik in ungarischer Sprache auf, wo noch kein anderer Schriftsteller ein ähnliches Werk in seiner

Auch die grammaticalische Vervollkommenung des magyarischen
 keineswegs unbeachtet, wie die zahlreichen Sprachlehren, Wörterbü-
 cher, ungarische Philologie betreffend, dieser Zeit beweisen; z. B.
 „*Natura*“ von Gabriel Pesti, zu Wien gedruckt 1538 und 1561; die
 Sylvester (Erdösi) zu Ujsgiget 1539; Calepin's Lexikon mit unga-
 rigen, zu Lyon 1587; die Wörterbücher von Fabricius (Kováts) zu
 O, von Verantius zu Venedig 1595, von Alb. Molnár zu Nürn-
 und desselben Grammatik, zu Hanau 1610; die Sprachlehren von
 u Karlsburg 1645, von Eszék's Komáromi zu Utrecht 1655, von
 Tyrnau 1682, von Kovessi zu Leutschau 1690 und zu Kaschau
 „*Origines hngaricae*“ von Strokotfi Joris zu Franeker 1693, die
 g von Tótfalusi zu Klausenburg 1697, das berühmte und hernach
 herausgegebene „*Dictionarium*“ von Párizspapai, zuerst in Leutschau
 Isti's Grundsätzen der ungarischen Orthographie, gedruckt 1710.
 rische, organisch gesunde Leben, das nicht nur fernern kräftigen
 sondern auch die edelsten Früchte hoffen ließ, wurde jedoch bald ver-
 er schöne Baum gerieth in Stocken, seine meisten Zweige dorrtten ab;
 e ihm unmerklich die Wurzeln abgegraben und die zuträglichste Nah-
 entzogen. Indessen stand der Tulpenbaum der lat. Schriftstellerei
 der prachtvollsten Blüthe (von 1700—80). Jetzt erschien die erste
 tung in Ungarn (1721), jedoch in lat. Sprache; der Staatsschema-
 ogen. Titularcalender, der 1726 begann, wurde in lat. Sprache abge-
 ischer noch immer. In diesem Zeitraum glänzten die durch römische
 der überbietenden Werke eines Hidi, Hevenesi, Czvittinger, Kazy,
 tth. und Karl Bel, Prilesky, Huszty, Szegedi, Desericius, Stilling,
 n, Péterffi, Kaprinai, Kollár, Lad. Thuróczy, Schmitt, Bod, Szászky,
 rini, Bengur, Pray, Cornides, Cetto, Gánóczy, Kovák, Salágyi,
 helich, Palma, Wagner, Schönwiesner, Kovachich, Beszprémi,
 w. Allein schon in dem letzten Jahrzehend der unsterblichen Maria-
 en die für Ungarns Nationalcultur so höchst ungünstigen Umstände
 Wendung genommen, und sogleich traten auch die guten Wirkungen
 en. Die lieblichen Geistesblüthen eines Franz Galubi, Abrah. Bart-
 renz Orszy, Georg Bessenyei, Alex. Váróczy, Graf Ad. Teleki, Freih.
 el, Paul Anpos u. A. sprossen schon damals bescheiden hervor. Aber
 Luft und freien Sonne, deren Genuß Joseph II. mit menschenfreund-
 Sinn gewährte, mußte Alles weit fröhlicher gedeihen. 1781 gelang-
 hungen eines wackern Gelehrten, Matth. Ráth, die erste ungarische
 Pressburg zu begründen; bald darauf entstanden mehre, die aber jetzt
 beschränkt sind, wovon die eine in Wien, die andre zu Pesth erscheint.
 Versetzungen alter und neuer, meist classischer Werke suchten das in der
 achte Bedürfniß einer geschmackvollen Lecture zu befriedigen.
 nach Josephs II. Tod eingetretenen gewaltigen, jedoch unblutigen
 des Zustandes der Nation wurden auf den Reichstagen viele wichtige
 en und auch sonst andre Anordnungen getroffen, die auf die kräftigere
 Nationalliteratur, auf die zweckmäßige Entwicklung und Verbrei-
 ümlicher Cultur abzielten. Es wurde festgesetzt, daß die ungarische
 allen niedern und höhern Schulen, als ordentliche Wissenschaft, gelehrt,
 den die Geschäfte bei allen öffentlichen, politischen und juridischen Be-
 rath, alle öffentliche Acten und Protokolle ungarisch verfaßt werden soll-
 ten. Schülern wurden mehre Lehrvorträge ungarisch gehalten; es kam
 es Theater in Ofen und Pesth zu Stande; mehre Zeitschriften sorgten
 gewordene Zeselschaft, z. B. „*Mindenes Gyűjtemény*“, „*Orpheus*“,

„Kassai Muzem“, „Urania“ u. a.; namhafte Preise wurden ausgesetzt für die Ausarbeitung wichtiger literarischer Werke. Viele geistreiche und treffliche Schriftsteller traten nun auf, die mit vereinten Kräften die ungarische Literatur so mächtig hoben, daß sich dieselbe kühn an die Literatur andrer gebildeten Nationen wagen konnte. Es erschienen auch Zeitschriften, die mehr literarische Tendenz hatten, wie die „Nyelvemelő Társaság munkái“, das „Erdélyi Muzem“, das noch bestehende, ungemein nützliche „Tudományos Gyűjtemény“. Für die Grammatik der Sprache wurde ungemein viel geleistet von Dav. Szabó, József Beregszászi, Gyarmathi, Aranka, Földi, Bencz, Kassai, Pethe, Szentpáli, Böhm, Versegi, Virág, Révai, Horvát, Márton und v. A. Interessante Originalwerke beinahe in allen Fächern, kamen ans Licht. In der Poesie zeichneten sich vorzüglich aus Dav. Szabó, József Rámsis, Gabr. Dajka, Georg Aranka, Karl Dem. Joh. Batsányi, József Takáts, Ad. Horvát, Graf József Teleki, Graf Ladisl. Teleki, Graf Joh. Fejérváry, József Mátyási, Franz Nagy, Franz Versegi, József Kovács, Bened. Virág, Joh. Kis, Alex. und Karl Kisfaludy, Gabr. Dobronai, József Szemere, Mich. Eszkonai, Ladisl. Tót, Dan. Bergsenyi, Mich. Wittkowitz u. Mehrere. Siehe „Allgemeine Lit.-Zeitung“, S. 268, 1817 fg. Hierher gehört das „Theater der Magyaren“, übersetzt und herausgegeben von Georg von G. (Brünn 1820), welchem eine Gesch. der ungarischen Bücher vorangeschickt ist. Als prosaische Schriftsteller haben sich vielen Ruhm erworben: Andr. Dugon, Franz Ránczy, Bened. Virág, Joh. Batsányi, Franz Versegi, Esaias und Franz Budai, Sam. Pápai, Franz Tót, Gabr. Báthori, Georg Fejér, Steph. Mátyás, Dan. Ertsi, Paul Sárvari, József Takáts, Joh. Endrődi, und v. A. Jedoch diese weise und kräftig angeordneten Maßregeln, die eine Zeitlang so herrliche Erfolge hervorbrachten, wurden allmählig immer mehr beschränkt und mit weniger Eifer und weniger Energie ausgeführt, sodaß auf solche Art wol auch die Folgen derselben nach und nach schwinden dürften.

Auch in der Kunstgeschichte haben sich einzelne Ungarn ausgezeichnet. Wir nennen nur Einen von den Lebenden, den Bildhauer Stephan Ferenczy, helv. Pflanzung, geb. 1792 zu Kima Szombath, Thormwaldsen's Schüler.

Ungarische Sprache. Die Sprache der Magyaren (sprich Magyar) wie sie gegenwärtig in Ungarn gesprochen und geschrieben wird, ist eine sehr bedeutenswerthe Erscheinung auf dem Felde der Philologie. Auf dem Wege des historischen Studiums überhaupt, den Jak. Grimm in der neuesten Zeit mit so ausgezeichnetem Glück betreten hat, gewährt die Kenntniß der ungarischen Sprache ungemein viel Aufhellung, und ist eine der reichhaltigsten Fundgruben für den philologischen Sprach- und Geschichtsforscher. Unter den lebenden gebildeten Sprachen Europens, die aus Asien herübergewandert sind, eine der jüngsten, bei der die Familienzüge noch am deutlichsten hervortreten, von sinnlicher Lebensfülle strotzend durch ihren kräftigen Organismus sich selbständig erhaltend, und sowol das in ihren ungünstigen Umgebungen so oft wiederkehrende Einwirken heterogener Einflüsse standhaft abwehrend, als auch jedes schmarotzerartige Anschmiegen an fremde Sprachen und Stämme verschmähend, steht sie in der Periode ihrer innern Geschichte, welcher sie dem forschenden Kenner wichtigere Aufschlüsse über die Bildung der menschlichen Sprache überhaupt darbietet, als die Kenntniß aller übrigen bereits abgeschliffenen, dem gemeinen Typus unterworfenen Sprachen. Sowie die Magyaren ursprünglich zu dem großen Völkerstamme gehören, der vom Südwesten Asiens am kaspischen Meere, bis in den höchsten Nordosten Europens an die finnischen Marken reichte, von dessen mehrern nach Europa verpflanzten Zweigen (Ugen, Polowgen, Avaren, Chazaren, Petschenegen u. a.) nur der eine tiefer wurzelnd, sich zu eignen Baum erhob, und bis auf unsere Zeiten blühend erhalten hat, so stammt auch die magyarische Sprache von der jenem Völkerstamme eignen (medisch - pers.

che her, worin die semitischen und finnischen Sprachen, als Töchter, lebten. Von diesem Standpunkte aus zeigt sich sogleich der Grund Gelehrten noch immer fortwährenden Streits, ob die ungarische der lappländischen und finnischen verwandt sei, wie Rudbeck, Eccard, Sajnovits, Gatterer, Schlözer, Büsching, Hagen, vorzüglich aber zeigt, oder mit den sogenannten orientalischen Sprachen, wie Strokalmar, Verségi, und vorzüglich Beregszászi bewiesen haben; aber nun auch die Entscheidung keiner Schwierigkeit mehr unterworfen, scharfsinnige Niclas Révai erkannt hat. Von allen europäischen, außer der finnischen, in ihrer innern und äußern Form gänzlich neue die ungarische doch die eigentlichen Nuancirungen und asiatischen ihrer Laute mit Hülfe des seit der Belehrung der Nation zum angenommenen lat. Alphabets ausdrücken, wodurch schon lange die ist, die Volney zuerst in seiner „Simplification des langues orientales“, und dann zur Preisbewerbung in Frankreich ausgesetzt hat. — unterscheidet, wie der Orientale, die einfachen Vocale von den ruhenden; (a, o, u, ü) werden scharf ausgesprochen, sie mögen kurz oder lang sein immer eine gedehnte Aussprache, und werden mit einem Striche bezeichnet á, é, í, ó, ő, ú, ü, und sehr genau von den erstern im Sprechen z. B. Kar (der Arm), Kár (der Schabe), Kerek (rund), Kerék (ich bitte). Die ungarische Sprache hat ferner, sowie die orientalische, eigentliche Diphthongen; sie unterscheidet die feinsten Verschiedenheiten, besonders der Mitlaute, äußerst genau. Eigenthümliche Laute r, ty, wo das y keineswegs wie ein i gebraucht, sondern als ein mit den Mitlaute innig verschmolzenes j (der vordere Kehlblummer, gehört wird. Sie verträgt am Anfange einer Sylbe nie mehr als einen; in fremden Wörtern, die mit 2 Mitlautern anfangen, werden beide des echten Ungarn durch einen vorgesetzten Selbstlauter (auscola) oder einen eingeschalteten (eigentliches Schwa: aus král wird it. Sie hat ein bestimmtes Gesetz der Vocalenfolge, wie die finnische (Sjögren), sie hat, wie diese, gar keine Unterscheidungen für das Wörter, aber eine reiche Declination, mit einer großen Menge von , die den für die Geschichte der Sprache überhaupt wichtigen Satz, Grimm in seiner „Deutschen Grammatik“ nur noch furchtsam aus dem ersten Lichte darstellt, daß die Casusflexionen eigentlich aus Partikeln das Wurzelwort wachsen. — Der in den Denkgesetzen begründete Unterschied zwischen den absoluten und relativen Formen der Wörter, der sich in der noch theilweise findet (in den semitischen als status constructus und absolutus, in den gothischen, angelsächsischen und übrigen deutschen nach starken und schwachen Formen, in den slawischen Dialekten, als concrete und abstracte, in der französischen, englischen bei den Fürwörtern als absolute und relative), zeigt sich in der ungarischen Sprache durch alle Declinationen so bestimmt und charakteristisch, daß eben daraus für den Fremden in der Sprache diese durchgängige Bestimmtheit kennt, die größte entsteht. Die verbindenden Besizfürwörter, sowie die Verhältnisswörter (Relationen) werden als Suffixa angebrückt. Die Familien-Zunamen (nomen agentive) (aus denen sie meist entstanden sind) angesehen, und daher Namen vorgesetzt, z. B. Bátori Gábor, gleichsam Gabriel von Bátor, sächsisch Gabriel. Das schöne Verhältniß zwischen den Selbst- und Fremdwörtern, die genaue Nuancirung und richtige Articulirung, die jede Sylbe fordert, trägt keine sogenannten stummen Vocale, kein e muet) und die Reihenfolge, geben der ungarischen Aussprache den Charakter des Präch-

tigen und einen männlichen Wohlklang, worin sie sich mit jeder andern messen kann. Durch die lebendige Fülle und Bedeutsamkeit der Wortformen und Fügungen gewinnt die Sprache eine ungemeine Energie; durch die nur mit der Sanftmuth vergleichende Regelmäßigkeit ihrer Flexionen und Verbindungen entsteht Deutlichkeit und Bestimmtheit, durch die Eigenthümlichkeit ihrer reinen Wurzeln bricht sie die Originalität; durch die unendliche Bildsamkeit, die aus diesen Wurzeln die feste Stämme emporreibt, welche sich mit kräftigem, in treuer Befolgung normaler Formen als gesund bewährendem Organismus in vielfältige Äste, Zweige, Blätter und Blüthen entwickeln, erhält sie einen innern Reichthum, worin sie beinahe alle Sprachen des Occidents übertrifft. Weit beschränkter ist wol zur Zeit noch der äußere Reichthum der Sprache, theils darum, weil sie bisher mit zu wenig Worten das Recht des Besizes und Gebrauchs mit mehreren Sprachen im Lande theilte (mit der slawischen, serbischen, deutschen, neugriechischen, walachischen, italienischen u. a.), besonders aber darum, weil sie viele Jahrhunderte hindurch nicht nur aus den Geschäftsverhandlungen aller öffentlichen Behörden, sondern auch aus den Kirchen, aus den niedern und höhern Schulen durch die lateinische, sowie lange Zeit auch aus der gebildeten Conversation, durch die französische und deutsche Sprache verdrängt war. Indessen gewann sie doch oft Gelegenheit, sich weiter zu verbreiten und zu entwickeln, theils an den Höfen ungarischer Könige und Magnaten, vorzüglich aber siebenbürg. Fürsten, wo sie sich wirklich am meisten ausbildete; theils durch die freie Verfassung des Landes, die in den Comitatsversammlungen (Vinculallandtagen) und auf den Reichstagen den öffentlichen Gebrauch der ungarischen Sprache nicht unterbrechen ließ; theils durch die zur Zeit der Reform eingetretenen polemisch-theologischen Anregungen, die sich meistens in der ungarischen Sprache, sowol beim Lehrvortrag in Kirchen und Schulen, als häufig in Druckschriften äußerte; endlich in dem Widerstreben gegen die allgemeine Einführung der deutschen Sprache zur Geschäftssprache unter Joseph II., bei der damaligen Pressfreiheit viele treffliche ungarische Werke ans Licht kamen. Seit dieser letzten Epoche nimmt die ungarische Sprache einen höhern, heftigen Schwung, worin Kraft durch Besonnenheit geleitet, zum schönen Ziele wahrer Rationalveredlung strebt, ohne durch den Despotismus einer Sprachakademie, wie in Ungarn nie aufkommen kann, beengt zu werden. — Unter der großen Anzahl Grammatiken der ungarischen Sprache, wovon die erste, jedoch verloren gegangene schon im 15. Jahrh. von Janus Pannonius, die erste im Druck erschienene 1539 von Joh. Sylvester (oder Erdösi) bearbeitet war, hat wol die von einem hiesigen gelehrten Gelehrten in Debreczin ungarisch verfaßte und in Wien 1795 herausgegebene das große Verdienst der ersten Anregung einer gründlichen Kritik; die Gyarmathi, ebenfalls ungarisch geschriebene (Klausenburg 1795), zeigt ungemeine Reichhaltigkeit; Berseggi hat in seiner deutsch herausgegebenen Sprachlehre (Pesth 1805), sowie in seiner lateinisch geschriebenen (Ofen 1816) manche Eigenthümlichkeit der Sprache richtig aufgefaßt, aber die wahre Reinheit und edlere Form der Sprache nicht erkannt; Beregszászi wollte in seinem „Versuche einer magyarischen Sprachlehre“ (Erlangen 1797) nur die Vergleichung mit den orientalischen Sprachen berücksichtigen. Am brauchbarsten für den ersten Anfang ist die von Joh. Sarkasi verfaßte, hernach von Franz Pethe umgearbeitete, wovon viele Aufl. schon erschienen sind; dann besonders die von Jos. Márton, wovon die neueste Aufl. Wien 1836 herausgekommen ist. Die vollständigste, mit der scharfsinnigsten Kritik und philologischer Gelehrsamkeit bearbeitete Grammatik ist wol die von Niclas Kármán (in 2 Bdn, Pesth 1809) begonnene, deren würdige Vollenbung, woran der treffliche Verf. durch den Tod verhindert wurde, nur von einem so gründlichen Forscher und Kenner, wie Stephan v. Horvát, zu wünschen ist. — Wörterbücher haben wir schon aus den frühesten Zeiten von Pesth, Verantius, Megiserus, Fabricius

kar, und besonders von Páriz Pápai; in neuern Zeiten hat Jos. Márton eine kleine und größere, und unlängst Benj. Mokry ein lateinisch-ungarisches abgegeben. Aber den ganzen Wortschatz der ungarischen Sprache kritisch zu u. rein etymologisch und historisch-grammatisch darzustellen, bleibt noch einem eignen ungarischen Philologen vorbehalten.

Ungarische Weine. Nächst Frankreich ist Ungarn das bedeutendste Land in Europa, in Bezug auf die Menge sowol als auf die Verschiedenheit des Productes. Das jährliche Erzeugniß Ungarns und der dazu gehörigen Länder mag etwa 20 — 30 Mill. Eimer betragen. Im Allgemeinen enthält ungarische Wein sehr viel Weingeist und wenig Phlegma, weshalb man ihn wegen schweren oder dicken Weinen reizählt, die zwar eine stärkere Wallung bewirken, aber nicht leicht Kopfschmerzen und Magenübelkeiten verursachen. Die edelsten Sorten gehört der Tokajer, der in der Hegyalja (der Umgegend des Tokajergebirges) im gempliner Comitate, unter 48° N. Br. l. Hier werden die Trockenbeeren auf das sorgfältigste von den andern Beerensondert, und sodann aus jenen eine dreifache Gattung bessern Weins bereitet. Die vorzüglichste Gattung heißt Essenz, sie ist der ölichte Traubensaft, welcher aus den Beeren von selbst, mittelst des Druckes ihrer eignen Schwere, durch kleinere Gefäße abtropft. Fließt nichts mehr ab, so werden diese Trockenbeeren mit gemeinem Tokaiermost übergossen und ausgetreten, woraus der Auswurf entsteht. Ein zweiter Aufguß von ordinärem Tokaiermost, wobei die übrigen Trockenbeeren mit den Händen ausgepreßt werden, gibt den Mászás (Mászás). Auf gleiche Weise wird im ménescher Gebirge (im arader Comitate) Ausbruch und Mászás, sowie in Ruß (im ödenburger Comitate) und Sanct-Georgen (in presburger Comitate) Ausbruch bereitet. Ueberdies erzeugt Ungarn verschiedene Fische, worunter die ausgezeichnetsten sind: der ofner, erlauer, sekus, nehmélker, villaner, schomlauer, verscheher, die Seeweine (am Neusiedlersee), der seradnyner, mischkolzer, bloßegher, selalghider. Auch Kroatien hat aber nicht sehr haltbare Weine. Die slavonischen Weine, worunter der erder bekannteste ist, sind ungemein stark. Wol die Hälfte des ganzen Erzeugnisses wird in Ungarn selbst vertrunken; der bessere Theil jedoch wird in die Polen, Russen, Schlesier und Östreicher verkauft, oder auch gegen andre Producte ausgetauscht. — Man sagt dem ungarischen Weine nach, daß er sowol in den Kopf steige, als in die Füße schlage, und überhaupt nicht tere.

Unger (Johann Georg), geb. zu Goos unweit Pirna 1715, lernte in unbedeutenden Officin die Buchdruckerei, und nebenbei, getrieben von seinem Geiste, für sich selbst das Holzschneiden. 1740 ging er nach Berlin, unablässig arbeitete, die in den Buchdruckereien gewöhnlichen Verzierungen zu bessern, und in der Formschneidekunst ausgezeichnete Fortschritte machte. Auch in dieser seiner Lieblingskunst recht zu vervollkommen, widmete er sich ihr ein ganzes Jahr lang, und löste dabei die schwierigsten Aufgaben, so z. B. die 5 Landschaften zu Stande, die wahre Kunstwerke sind. Ohne f. Verweil um typographische Schönheit hinreichend erkannt u. belohnt zu sehen, starb der edle Künstler 1788. — Sein Sohn, **Johann Friedrich Gottlieb**, geb. 1748, trat rühmlich in die Fußstapfen f. Vaters, und ward einer der ausgezeichneten Männer f. Fachs. Seine Bemühungen gingen dahin, die deutsche Schrift mehr Abrundung und Annäherung an die lateinische zu verschönern, und viel Einfachheit zu geben, daß sie zwischen der gothisch-deutschen und echten Currentschrift gleichsam in der Mitte stände. So entstand denn die sogen. erste Schrift, die jedoch nicht mehr viel gebraucht wird. Noch größer waren seine Verdienste in der Holzschneidekunst, die er in Deutschland zuerst wie-

der hob. Eine verbiente Anerkennung war es daher, daß er 1810 zum Prof. an der Akademie der Künste zu Berlin, deren Mitglied er bereits war, ernannt wurde. Als Buchhändler zeigte er den rühmlichsten Eifer und große Thätigkeit bis an s. Tod 1814.

Unger (Friederike Helene), eine L. des preuß. Generals v. Rothenburg, ward 1751 zu Berlin geb. Im Hause des Hofpredigers Bamberger zu Potsdam genoss sie eine sorgfältige Erziehung und erhielt eine für jene Zeiten seltene Ausbildung. Nach Berlin zurückgekehrt, verband sie sich mit dem bekannten Buchdrucker und Buchhändler Unger. Nach dem Tode ihres Gatten setzte sie dessen Unternehmungen fort. Ihre zahlreichen, meist anonym herausgegebenen Schriften behaupten durch treffliche Zeichnung der Sitten noch jetzt einen vorzüglichen Platz unter den Geisteserzeugnissen deutscher Frauen. Durch genaue Kenntniß der franz. und engl. Sprache erwarb sie das für ihre Zeit große Verdienst, mehrere ausgezeichnete Werke jener Nationen in geschmackvollen Übersetzungen bekannter zu machen. Ihr Roman: „Julchen Grünthal, eine Pensionsgeschichte“, ward bei dem ersten Erscheinen (1784) mit allgemeinem Beifall aufgenommen, erlebte 3 Aufl. und in mehrere Sprachen übersetzt. Unter ihren übrigen Werken verdient Auszeichnung „Bekenntnisse einer schönen Seele“ (1806). Ihr „Naturcalender“ wurde franz. übersetzt. Ihr letztes Werk war: „Der junge Franzose und das deutsche Mädchen“ (Hamb. 1810). Nachdem sie manchen schweren Wechsel des Schicks mit hohem Muth ertragen, starb sie am 21. Sept. 1813.

Unglaube ist die Weigerung, Wahrheiten anzuerkennen, die entweder durch zuverlässige historische Zeugnisse bekräftigt, oder in unmittelbarem Bewußtsein menschlichen Vernunft gegründet, oder durch das Zeugniß einer geoffenbarten Religion verbürgt sind. Im ersten Falle befindet sich der gemeine Unglaube, der, die wissenschaftlich ausgemittelte Geschichte umwerfend, alles menschliche Wissen vernichtet, Thatsachen leugnend, zum Unsinn wird; im andern der philosophische oder rationalistische, welcher den Vernunftsätzen, z. B. den Lehren vom Dasein Gottes und von der geistigen Natur der Menschenseele, ihre ursprüngliche Gültigkeit streitig macht; im letztern der religiöse oder vielmehr irreligiöse, der entweder, wie der Naturalismus pflegt, der göttlichen Offenbarung überhaupt, oder einer bestimmten Form und Weise derselben, wie Juden, Mohammedaner und Heiden (Ungläubige im kirchlichen Sinne) der christlichen Religion, oder einzelnen Religionslehren, wie die Socinianer der Dreieinigkeitslehre, die Glaubwürdigkeit abspricht. Das Verfahren des vorsätzlichen Unglaubens: für die Wahrheiten, die er durch objective Beweise zu fordern, die sich nach der Natur der Sache nicht geben lassen, ist ebenso unbillig als ungereimt. Indem er augenscheinliche, in die Sinne fallende Beweise für übersinnliche Gegenstände, z. B. den Anblick geistiger Wesen, oder positive Begriffsbestimmungen von unbegreiflichen Dingen, z. B. von der Ewigkeit Gottes, verlangt, werden die Mißverständnisse, von denen er ausgeht, sogleich erkennbar. Wenn aber auch der relative Unglaube, oder das Streben gegen die Annahme einzelner, subjectiv nicht gleich einleuchtender Wahrheiten, unter die Folgewidrigkeiten gehört, so ist der absolute, der Alles, was geglaubt werden soll, schlechtthin verwirft, eine der größten Verirrungen des menschlichen Verstandes, die nie ohne nachtheilige Folgen für die Sittlichkeit bleibt. Meistens hat der Unglaube s. Grund in den Neigungen des Herzens, die bei einer strengen, unerschütterlichen Wahrheit ihre Rechnung nicht finden, und bezieht er sich auf die übersinnliche Welt, die die Religion uns aufschließt, so werden s. Ursachen im Mangel an Bildung und Sinn für das Höhere und in theoretischer Einseitigkeit zu suchen sein. Mit allen diesen Arten des Unglaubens darf jedoch die Bedenklichkeit des

bigkeit kann aus der reinsten Wahrheitsliebe entspringen. (Vgl. Glaube, differentismus, Skepsis.) E.

Uniformitätsacte heißt eine Verordnung des engl. Parlaments von 1662, zufolge welcher alle Geistlichen bis zum 24. Aug. d. J. ihre Übereinstimmung mit der Liturgie der hohen bischöfl. Kirche erklären, und nur unter der Bedingung das Abendmahl verwalten sollten, wenn sie von engl. Bischöfen geweiht waren. 2000 nonconformistische Prediger legten daher an diesem Tage ihre Ämter nieder. Erst das Toleranzedict des Parlaments von 1689, unter Wilhelm III., hob die den Dissenters so ungünstige Uniformitätsacte auf.

Unigenitus Dei filius etc. sind die Anfangsworte einer vom Papst Clemens XI. 1713 erlassenen Bulle, die u. d. N. der Constitution Unigenitus eine dem päpstlichen Ansehen und dem Frieden der kathol. Kirche sehr gefährliche Berühmtheit erhalten hat. Um einen Hauptstrich zur Unterdrückung der Jansen auszuführen, entwarf die jesuitische Partei am Hofe Ludwigs XIV., bei dem der Beichtvater des Königs, Le Tellier, diese Bulle, und nöthigte ihre Bestätigung dem Papste ab. Es waren darin 101 unverfängliche, mit Bibel und Kirchenlehre fast wörtlich übereinstimmende Sätze aus den damals sehr beliebten moralischen Betrachtungen über das Neue Testament, die Paschasius Quesnel, sonst Priester des Dratorium zu Paris, nun in der Verbannung zu Amsterdam, f. franz. Übersetzung des N. T. beigelegt hatte, mit allgemeinen Nachsätzen, als Eketische und gotteslästerliche, oder doch anstößige Behauptungen nimmt. Nur die Wuth der Jesuiten wider Quesnel, den man nach Arnauld's Nicole's Tode als Wortführer des Jansenismus betrachtete (vgl. Jan sen), wider den allgemein verehrten Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles, der Quesnel's Buch öffentlich empfohlen hatte, und f. Unabhängigkeit gegen Le Tellier nämlich zu behaupten wußte, konnte einen so empörenden Gewaltschritt beschließen machen. Die Stellen, wo Quesnel im Tone seiner Partei der göttlichen Gnade (f. d.) einen unbedingten und unwiderstehlichen Einfluß auf das menschliche Gemüth zuschreibt, mochten allerdings durch die Schriften des heil. Augustin zu rechtfertigen sein; aber wenn die Constitution Unigenitus damit auch Sätze, auf Reinheit der Antriebe zu sittlichen Handeln, auf Nothwendigkeit wahrer Liebe zur Tugend und Versöhnung mit Gott, auf Allgemeinheit des Gebots der heil. Schrift, auf Verbesserung der Sitten und gewissenhaftere Führung des geistlichen Amtes drangen, zusammenwarf und zu lehren verbot, so mußte die Welt erstaunen, wie das Oberhaupt der Kirche der jesuitischen Nachrede und franz. Hofpolitik soweit hatte nachgeben können, unter seinem Namen Manifest wider die Grundwahrheiten der christlichen Moral ausgehen zu lassen.

Denn dafür wurde diese Constitution bald nicht bloß von den Jansenisten und den zahlreichen Freunden des verurtheilten, nun um desto begieriger gelesenen Buches, sondern auch von vielen unparteiischen Katholiken angesehen. Das Parlament, der Cardinal Noailles mit einem großen Theile der franz. Geistlichkeit, die Mehrtheit der Theologen in der Sorbonne, selbst die franz. Damenwelt, die Constitution durch Verlegerung des Quesnel'schen Satzes: „daß eine genaue Kenntniß der Religion u. h. Schrift den Frauen nicht vorzuenthalten sei“, als erste Recht aller Christen absprach, und die herrschende Stimmung des Volks schon in offenen Widerspruch oder geheime Gegenwirkungen wider dieses jesuitische Nachwerk aus, während die Jesuiten durch den König alle Mittel der Macht zur Überredung anwendeten, um es in Frankreich zum Reichsgesetz zu erheben und seine Einführung zu erzwingen. Konnte aber auch der große Haufe schwächerer Gemüther durch königl. Befehle, Bestechungen, Drohungen und Verhaftungen einzelner Widerspenstigen von niederm Range umgestimmt werden, so doch gegen das Parlament und den Cardinal auf diesem Wege nichts auszu-

richten. Senes verstand sich nur unter Bedingungen, die zu kräfteten, zu ihrer Einzeichnung in die Reichsgesetze; dieser wollte später nur nach seiner eignen mildernenden Auslegung annehmen lassen. Während des u. d. R. der Verfassungstrüglichen Kampfes starb Ludwig XIV., ohne den Jesuiten einen verschafft zu haben. Die Gassen von Paris ertönten von der Constitution, deren Namen die leichtfertigen Pariser einer rathlosen Überbringers, des päpstlichen Nuntius Bentivoglio, heftige Erbitterung sprach sich in Streitschriften aus, die den Papst tadelten; Frankreich theilte sich in Constitutionisten oder Acceptanten, Annahmenden, und Anticonstitutionisten, Recusanten oder Opponenten. Unter der Regentschaft, die den Jesuiten nicht günstig war, mehrere Bischöfe, denen die Sorbonne und Noailles beitraten, die Annahme der Bulle an ein zu haltendes allgemeines Concilium zu durch für die nun bald durch die angesehensten Universitäten und geistlichen verstärkte Oppositionspartei der Name Appellanten ansetzte, verfiel in gemäßigtere und strengere Factionen, als Noailles die bedingten Unterschrift der Bulle verstanden, und dadurch die eifrige Wider sich aufgebracht hatte. Die strengern Maßregeln Ludwigs XIV. Ministers Fleury, der um den Cardinalsstuhl buhlte und den Jesuiten bedrängte die Gegner der Bulle von neuem; die Priester wurden entsetzt, den appellirenden Laien die Sacramente verweigerten. Noailles gewann der Hof endlich 1728 eine unbedingte Unterzeichnung und zwang 1730 das Parlament, sie ohne Vorbehalt anzunehmen, sie feierlich zum Reichsgesetz erhoben wurde. Gleichwol blieben die Appellanten insgeheim immer noch thätig, den Geist des Widerstandes zu erhalten, und um die grausame Sacramentsverweigerung, wodurch die Constitution gewonnene Geistlichkeit sich ängstigte, abzustellen, machten seit 1752 neue, kühnere Schritte. Der nun mit der alten Kirche ausgebrochene Verfassungstreit ward endlich durch ein sehr geschicktes Benedict XIV. beigelegt, welches die meisten Parteien zufrieden gegen offenkundige Appellanten Strenge gebot. Dazu kam noch die Vertheilung des Ordens der Jesuiten, deren natürliche Folge ein allmählicher Untergang der Constitution Unigenitus auch in Frankreich war. In andern Ländern hatte man sie zwar angenommen, aber wenig beachtet, endlich nur die Parteien in Frankreich anging. In der östr. Monarchie schloß sie in ihren Sprengeln verbreitet hatten, wurde sie 1781 durch die Bulle In coena Domini förmlich unterdrückt. Jetzt gehört sie nur noch an, da selbst die Päpste sie nicht mehr für eine Glaubensregel anerkennen.

Union (kirchliche), oder Religionsvereinigung, ist seit der Kirchentrennung ein Gegenstand eifriger Wünsche und vielfältiger, meistens stets fehlgeschlagener, Versuche gewesen. Im Mittelalter und seiner Theologen bedeutete dieses Wort nie etwas Andres, als die Unterwerfung und Rückkehr unter f. geistliche Oberherrschaft, wie die Griechische Kirche erwähnten Unionsverhandlungen mit den Lateinern beweisen, und dieser Anspruch war auch das Hauptbedingniß, welches zur Wiedervereinigung der evangel. Kirchen mit der Katholischen Kirche nicht zu gedenken, daß die in Rom als kaiserl. Veranstellungen gehaltenen Religionsgespräche zwischen den Katholischen und Evangelischen zu Regensburg gehaltenen, welches die beiderseitigen Theologen brachte, die Erbitterung nur vermehrten, und selten mehr als theologische Spiele waren; auch die Unionsvorschläge aufgeklärter Kath. Theologen

Schrift von der Eintracht der Kirche 1553, und die von den friebliebenden Ferdinand I., 1564, noch kurz vor seinem Tode veranlaßten, mit edler Menschheitsliebe und Mäßigung abgefaßten Gutachten Cassander's und Wiecl's gerade die römische Kirche am anstößigsten. — Die 1644 von Rom, doch nicht unter päpstl. Anerkennung, ausgegangene Berathung, die eine Vereinigung protestant. Fürsten und Städte mit der kathol. Kirche bloß durch Verhandlungen kalen bewerkstelligt wissen wollte, war wegen gänzlicher Verkennung des wahren Geistes unbrauchbar. Redlichere Willfährigkeit zu nachgiebigem Entkommen sprach aus den Vereinigungsvorschlägen, die der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp (Schönborn), 1660 durch seinen Kanzler v. Boppeburg an und unter der Hand an einige deutsche Höfe gelangen ließ. Sie trugen der Synode von 24 Abgeordneten beider Confessionen an, die die beiderseitigen symbolischen Bücher gegen einander abwägen und über das Religionswesen Deutschlands entscheiden sollte, mußten aber schon wegen allzu milder Anpassung kathol. Unterscheidungslehren nach den Ansichten der Evangelischen geheim und still bleiben. Lauter regte sich der Bischof Christoph Rojas de Spinola, der Reichsvater der Gemahlin des Kaisers Leopold I. aus Spanien nach Wien gekommen war, und seit 1675 20 Jahre hindurch durch ironische Schriften und Reden an die deutschen evangel. Höfe, auf die Wiedervereinigung der Protestanten mit der kathol. Kirche hinarbeitete. Die Rücksicht auf den Kaiser, als dessen Abgesandter er sich ankündigte, verschaffte ihm freundliche Aufnahme, besonders zu Hannover; doch brachten nähere Versprechungen nur seine Zweideutigkeit und den Mangel einer hinlänglichen Vollmacht vom Papste an den Tag, und sein letzter Versuch, die verschiedenen Confessionen in Ungarn und Siebenbürgen zusammenzubringen, scheiterte an der Vorsicht der Protestanten. — In Frankreich trat der ihm weit überlegene Bischof Bossuet (s. d.), der schon zur Bekehrung der franz. Protestanten eine nach Möglichkeit veräufte Auslegung des kath. Bekenntnisses geschrieben hatte, als Friedensvermittler seiner Kirche in Unterhandlung mit den evangel. Äbten zu Lokum, Molanus, der wahrscheinlich durch die Wünsche des Herrn, des damals dem Kaiser sehr ergebenen und von Frankreich aus stützten Kurfürsten Ernst August von Hannover, und der Gemahlin desselben, bestimmt, oder gar aus Einfalt weit mehr, als einem protest. Theologen, nachgab, und sich dadurch den Verdacht einer heimlichen Vorliebe für Katholicismus zuzog. Noch viel entscheidender hätte der warme Antheil wirken können, den der große Leibniz mit freimüthiger Abweisung der Bossuet'schen Schlüsse an der Sache nahm, wenn bei den Bedingungen Bossuet's, die im Grunde auf eine Vernichtung aller Eigenthümlichkeiten des Protestantismus hingingen, irgend einiger Beifall von Seiten der Evangelischen zu hoffen gewesen wäre. Daher blieb dieser in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrh. mit großem Eifer dem Vereinigungsentwurf ein Privatunternehmen, das sich durch den beinahe gleichzeitigen Tod der dabei handelnden Hauptpersonen zerschlug. Seitdem wenig mehr von solchen Vorschlägen die Rede. Die von dem sorbonnischen Theologen Du Pin mit dem Erzbischofe Wake von Canterbury über eine Union der engl. und franz. Kirche 1717—19 gewechselten Schriften kamen damals nicht in die öffentlichen Kunde; die nicht gehörig überlegten Annäherungen des pseudonymen Hebronius (s. H o n t h e i m) wurden in seiner eignen Kirche noch mehr geüßelt, als von den Evangelischen; auf den Privatantrag des Erzbischofs von Velle Lanza folgte 1772 mit Recht ein ablehnendes Gutachten vom Abte von Salem, und die Einladung zur Rückkehr in den Schoß der Kirche, die Lecoz, Bischof von Besançon, 1804 öffentlich an die protestant. Prediger zu Paris richtete, konnten diese auch nur ablehnend beantworten; denn jene reumüthige Bekenntnis und Unterwerfung der Protestanten, worauf die kathol. Kirche so

lange bestehen muß, als sie ihren Herrschgrundsätzen nicht entsagen will, ist nur einzelnen Überläufern zugumuthen. Der letzte, ernstlich gemeinte, selbst dem Kaiser Napoleon 1806 vorgetragene Unionsplan des franz. Reichs lehrten Beaufort, der den Kirchenfrieden durch das Übergewicht der Staatskirchen stiften lassen wollte, hatte endlich, aus guten Gründen, beide Kirchen abgelehnt. — Die vernünftigen Parteien sind jetzt in der Überzeugung einverstanden, hier weder durch Zwangsmittel, noch durch Religionsgespräche, noch durch Handelsverträge über einzelne streitige Punkte, überhaupt durch keine halbe Maßregel etwas Ersprießliches auszurichten, sondern nur neuer Streit zu entzünden und wer das innere Wesen beider Kirchen kennt, wird mit Plank (s. dessen „des Friedens an die katholische Kirche“, 1809) entweder für eine vollständige oder wenn diese nicht zu hoffen steht, wider jede Art von Vereinigung stimmen. Da der Katholicismus und Protestantismus (vgl. d.), ungeachtet der Einigkeit in den Grundlehren des Christenthums, doch gerade in Rücksicht auf das Kirchenenthum, worauf bei einer äußern Vereinigung offenbar das Meiste an die schärfsten und unversöhnlichsten Gegensätze bilden: so muß entweder eine der beiden Kirchen ganz und ohne Vorbehalt in die andre übergehen, oder der Streit über die Dinge bleiben, wie er gegenwärtig ist, bis die fortschreitende Bildung und Annäherung im Geiste Erfolge vorbereitet, die jetzt nur die unverzeihlichste Sonnenheit laut zu vermuthen oder gar anzukündigen wagen könnte. — Anders verhält es sich mit dem Wunsche einer Union der beiden protestant. Parteien. So stark die evangel. Theologen des 16. Jahrh. sich in die Reine eingestritten hatten, Calvinismus und Lutheranismus waren im Grunde von der Lehre von einander verschieden und ganz unvereinbar, so klar ist, daß ihrer Vereinigung eigentlich nur 2 Punkte im Wege stehen: von der lutherischen Kirche die buchstäbliche Erklärung der Einsetzungsworte des H. Mahls („das ist mein Leib“; vgl. Abendmahl und Ubiquität), philosophirende Vernunft der Reformirten anstößig findet, und von der reformirten Kirche die in aller Strenge von Calvin aufgestellte und dortrechtlicher Synode bestätigte Augustinische Theorie von einer besondern destination oder Gnadenwahl (s. Gnade), die den Glauben der Lutheraner an die allgemeine Liebe Gottes in Christo kränkt. Über den ersten dieser Punkte hatten sich die beiden Kirchen entzweit und die wittenbergische Concordienformel (gleichs- und Eintrachtformel), die der strassburgische Theolog Bucer 1527 mit Billigkeit oder Klugheit Luther's abgewann, konnte keinen wirklichen Frieden herstellen (vgl. Reformirte Kirche), ja, die leidenschaftlichen Streit und gegenseitigen Verfolgungen in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. gab Sektenhaß immer neue Nahrung. Friedlicher gingen die Theologen beider von den übrigens fruchtlosen Religionsgesprächen zu Leipzig 1631 und zu Breda 1661 auseinander. In diesem Jahrh. wollte nun auch ein einzelner Reichsregiment, was den Fürsten und gelehrten Körperschaften beider evangel. Kirchen mißlungen war. Der Engländer John Dury, anfangs Prediger der Gemeinde zu Elbing, wendete den größten Theil seines Lebens (st. 1680) zu, um durch Reisen in alle protest. Länder von Europa und durch Berührung mit den Höfen, Obrigkeiten, Universitäten und geistlichen Ministern eine Union der englischen, holländischen, schweizerischen und deutschen reformirten Kirchen mit den Lutherischen zu bewerkstelligen. Doch ungeachtet der Unternehmungen, die er in England und einigen Gegenden Deutschlands fand, blieben s. fast alle seine Bemühungen ohne Wirkung. Mehr versprach man sich von dem regierenden des reformirten preuss. Hofes in dieser Sache. König Friedrich I. stattete 1703 Berathschlagungen reformirter und lutherischer Theologen zu.

Unionskirchen, wo beide Confessionen sich zu gemeinschaftlichem Gottesdienste binden sollten, in Berlin und Charlottenburg einweihen, in den Waisenhäusern Berlin und Königsberg Kinder beider Confessionen zusammenbringen und 1706 Erlaube zur Einführung der engl. Liturgie in s. Staaten machen. Weil er aber billig genug war, Nichts erzwingen zu wollen, wurden diese Unionsversuche durch die nicht ungegründete Besorgniß der luth. Theologen, ihrer Kirche dabei zu vergeben zu müssen, vereitelt. — Derselbe Grund hinderte die Genehmigung nach Anleitung einer Ausöhnungsschrift des tübinger Theologen Klemm von den protest. Reichstagsgesandten zu Regensburg in Überlegung genommen 15 Unionspunkte, und als diese Gesandten 1722 einen unter Berathung tübinger Kanzlers Pfaff, im Namen der evangel. Reichstände abgefaßten Einigungsentwurf zur Annahme bringen wollten, setzten sich die Consistorien zu Jena und Gotha mit einem Nachdruck dagegen, der das ganze Unternehmen nutzlos machte. Dennoch dachte der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., auf, diese Idee wenigstens in s. Staaten zur Ausführung zu bringen. Er wollte wenigstens gern der Calvin'schen Prädestinationslehre entsagen, wenn nur die Lutheranen ihre mit dem reformirten Gottesdienste unvereinbaren Ceremonien aufhoben, und verordnete 1736 wirklich die Abschaffung des Collectenssingens, der Abendm., Messgewänder und Lichter beim Abendmahl, wozu auch die meisten Gemeinden in s. Reiche sich verstanden. Da aber 1740 Friedrich II. die vorige wiederherstellte, gingen Einige derselben gleich zu den alten Formen zurück. Auch konnte auch das kleine, meist aus Colonisten bestehende Häuflein reformirter Unterthanen (18 — 20,000), die Preußen damals hatte, nicht verlangen, Millionen lutherischer Unterthanen sich nach ihm bequemen sollten, und wie immer die fortschreitende Aufklärung eine Übereinkunft in den Ceremonien erzwang, ja selbst eine Annäherung der Ansichten von den Unterscheidungslehren der Confessionen beförderte, blieben doch die bedeutenden Vortheile, welche die Lutheranen in Ansehung des Kirchenguts voraushatten und mit den Reformirten nicht gendthigt werden konnten, schwer zu besiegende Hindernisse der Vereinigung. — Im umgekehrten Falle befinden sich diese beiden Confessionen in den rheinl. Ländern, besonders in der ehemal. Pfalz, wo die Reformirten sich bis jetzt nicht, die Lutheranen zum Mitgenusse ihres weit bedeutendern Kirchenguts lassen. — Mehr als je geschah 1817 für ihre Vereinigung. Ergriffen von schönen Gedanken, das 3. Jubiläum der evangel. Kirche durch entscheidende Schritte für dieses so lange schon beabsichtigte Unionswerk auszuzeichnen, trat die Herrschaft beider Bekenntnisse im Herzogthum Nassau und in den Gegenden der Monarchie, wo Reformirte und Lutheraner bei einander wohnen, zu gemeinschaftlichen Synoden zusammen, in denen sich der beste Wille zu inniger kirchlicher Gemeinschaft ausgesprochen hat. Der Herzog von Nassau verordnete (11. Dec. 1817) zur Bestätigung der nassauischen Synodalbeschlüsse, daß beide Religionsparteien, von dem Zeitpunkte des diesjährigen Reformationstages an, nur eine evangel. Kirche ausmachen, und an bisher gemischten Orten alle kirchliche Handlungen, gottesdienstliche Übungen und Gebräuche vorläufig, bis zur Abfassung einer eignen Kirchenordnung, nach der pfälzischen Agende, mit einander gehalten, erwachsene Christen aber nicht gehindert werden sollten, das Abendmahl auch ferner auf die sonst gewohnte Weise zu empfangen. In Preußen, wo Schulen und Universitäten schon seit mehreren Jahren beiden Confessionen gemeinlich erfolgte, nach einer vom Ministerium des Innern (30. Juni) erlassenen Verfügung, worin die Abschaffung der Sektennamen, selbst des nur der Geschichte angehörigen Ausdrucks „Protestanten“, und der allgemeine öffentliche Gebrauch des Namens „Evangelische Kirche“ angerathen war, unter dem 27. Sept. eine so religiös als liberal abgefaßte königl. Aufforderung an die Geistlichkeit, auf

die Vereinigung beider Confessionen zu einer evangelisch-christlichen Kirche bewirken, welche ohne allen Zwang die bereitwilligste Aufnahme fand. Nach stimmungsmäßigem Brauch, wobei die biblischen Einsetzungsworte unverändert angewendet und wirkliches Brod gebrochen und ausgetheilt wurde, haben die zu den Synoden verbundenen Geistlichen beider Confessionen das Abendmahl begangen, zu Berlin den 30. Oct. in Gemeinschaft der Behörden und vieler a. Laie, zu Potsdam mit dem König und seinem Hause, und an mehreren andern, selbst ungemischten, Orten am 31. Oct. An diesem festlichen Tage ist dasselbe, außer in preuß. Staaten, im Nassauischen, zu Frankfurt a. M. und in Paris geschehen und dadurch die Vereinigung wirklich eingeleitet worden. Der Einfluss der Regierung auf die Verwaltung des Kirchenguts wird die in Rücksicht desselben möglichen Anstände, bei der Willfährigkeit der Geistlichen, nun leicht beseitigen. — Zur völligen Union nöthige Gleichstellung beider Parteien in bürgerlichen Rechten ist in den protest. Ländern Deutschlands, wie in den Niederlanden, schon früher erfolgt, doch eine öffentlich ausgesprochene oder wenigstens stillschweigende Abschaffung des Gebrauchs, die Geistlichen auf symbolische Bücher zu verpflichten, in den meisten Staaten noch zu wünschen übrig. Weislich hat daher der König von Preußen seine Geistlichkeit der Zeit überlassen, diese Vereinigung allgemein zu machen für die auch in Baiern (in Rheinbaiern kam sie 1818 auf einer Synode zu Speyer förmlich zu Stande) Manches geschehen und anderwärts wenigstens Neigung gezeigt worden ist. Hessen, wo der hanauische Sprengel das Vereinigungsritus schon durchgesetzt hat, Baden und Württemberg hätten, als gemischte Länder, nach dem Beispiele Preußens zu folgen; ungemischte dagegen, wie die luth. Reichs-Schweden und Dänemark und die reform. Cantone in der Schweiz, sind zu keinem Bedürfnis dazu getrieben. Daher möchte der von der berliner Synode wirklich abgewiesene Vorwurf: „man begründe durch diese Vereinigung im Abendmahlritus nur eine dritte evangelische Kirche“, doch insofern einigen Sinn haben, als dieser neu angeordnete stimmungsmäßige Ritus von den Abendmahlsgemeinden beider bisher gesonderter Confessionen abweicht, nämlich im Brodbrechen der lutherischen und in der Anwendung der unveränderten Einsetzungsworte der reformirten Kirche. Nur können von dieser Folge der Vereinigung im Zusammentritt verschiedener Tropen (d. h. Unterrichtsarten oder Lehrformen) in der evangel. Brüdergemeinde (vgl. d.) bemerkbaren Vereinigung der beider Confessionen bei der gegenwärtigen Stimmung und Verfassung der Kirchen im Allgemeinen keineswegs Nachteile zu besorgen sein, welche die unkennbaren großen Vortheile der Union für gemischte Staaten aufwägen. In ganzem Lande besteht die Union der Evangelisch-Lutherischen und Reformirten Nassau seit 1817, in der kurhess. Provinz Hanau seit 1818, in Rheinbaiern den Synoden von 1818 und 1821, welche ein eignes, nur auf die h. Schrift gegründetes, die symbolischen Bücher nicht für bindend erklärendes Glaubensbekenntnis aufstellten, in Waldeck und Pyrmont seit 1821, im Koburg. Fürstenthum Richtenstein, wo die symbol. Bücher Gültigkeit behielten, seit 1820; in Baden wo allgemeine vermittelnde Glaubensbestimmungen (vgl. „Die bad. Union in ihren Haupturkunden“, Heidelberg. 1821) die Eintracht befestigten, seit 1821. In einzelnen, größtentheils gemischt gewesenen, Gemeinden nahmen die Union an in preuß. Staaten, wo man den gemeinsamen Abendmahlritus für hinlängliches Vereinigungsmittel hielt, z. B. in Berlin, im Regierungsbezirk Frankfurt, Magdeburgischen, Quedlinburgischen, Westfalen, besonders Mark und Berg in Rheinpreußen; weit weniger in Schlesien und Preußen, wo ungeachtet der Willigkeit des geistlichen Standes die sehr geringe Zahl der Reformirten die überwiegende Mehrheit ungemischter luth. Gemeinden nicht umzustimmen vermochte; in Preußen nur die Hofgemeinde 1818; in Rhein Hessen und Oberhessen 1822; im

bergischen wenige gemischte Orte 1824, und die Stadt Hildburghausen 1824. Der Versuch der Unionsversuch durch den Widerstand der Lutheraner; in protest. Staaten, wo wenige Reformirte sind, wurde die Union nicht erstrebt; in Ungarn und Oesterreich weder begehrt, noch erlaubt. In Ländern, wo lebendige Verbindung der Geistlichen und Gemeinden durch Synoden nicht geschehen und die Einheit der kirchlichen Form nur durch die Regierungsgewalt erhalten wird, können ungemischte Gemeinden das Bedürfnis der Union fühlen. Im Anhalt-Bernburgischen erfolgte die kirchliche Vereinigung der Reformirten und der Lutheraner den 15. Oct. 1819. Sie wurde in einer Synode von 46 Geistlichen beider Confessionen des Herzogthums den 28. Sept. 1819 durch eine gemeinschaftliche Abendmahlfeier begangen. Dagegen wird im Herzogthum Anhalt-Köthen, nach Vorschrift eines Circulars des herzogl. Consistoriums vom 2. Jan. 1826, auf Befehl des Herzogs (der im Herbst 1825 zur luth. Kirche getreten war), das Austheilen des h. Abendmahls von reformirten an Lutheraner und von luth. Geistlichen an Reformirte ferner nicht gestattet; und „an sämtliche Prediger und ordinirte Candidaten wurde, wegen Höchstfuhrer herzogl. Durchl., verfügt, sich für die Zukunft der Austheilung des h. Abendmahls vor andern als ihren eignen Confessionsverwandten zu halten“. In dem Herz. Köthen wohnen nämlich in den meisten Dörfern Reformirte und Lutheraner neben einander. Die Mehrzahl hat Prediger ihrer Confession und die Kinder beider Confessionen erhalten in Einer Schule denselben Unterricht. Daher war es auch in mehreren köthenschen Dörfern üblich, das Consistorium hatte seit 10 Jahren und länger den einzelnen Gemeinden besonderes Nachsuchen bewilligt, daß das Abendmahl von einem und demselben Prediger abwechselnd nach reformirtem und lutherischem Ritus ausgetheilt wurde. Es bedurfte also nur noch des letzten Schrittes bedurft, um das Unionswerk, wozu die Gemeinden selbst unverkennbare Hinneigung zeigten, zu vollenden. — Unter den Schriften über Religionsvereinigungen überhaupt machen wir auf eine aufmerksame durch Styl, Inhalt und Geist das Beste ist seit Bossuet's bewunderter *histoire des variations*"; es ist die Schrift eines ehemal. Priesters des Dratons, Tabaraud: „*Histoire critique des projets formés depuis 300 ans, pour la réunion des communions chrétiennes*“ (Paris 1824, 2. A.). E.

Union (staater.), eine Verbindung mehrerer Staaten zu einem Hauptstaate, einem Bundesstaate, sodas die gemeinschaftliche Staatsgewalt sich über alle erstreckt, was nicht besonders ausgenommen und der beliebigen Anordnung der einzelnen Staaten überlassen ist. Ihr steht entgegen die Conföderation, Staatenverbindung, in welcher die eigentliche Souverainetät bei den einzelnen Staaten ist (in der Union ist die Gesamtheit der Souverain, wie ehemals im röm. Reiche) und der Centralregierung nur gewisse Angelegenheiten übertragen. Nordamerika ist eine Union, der deutsche Bund eine Conföderation. 37.

Unirte Griechen sind griech. Christen, welche die römische Kirche unter bestimmten Bedingungen mit sich vereinigt (unirt) hat. Sie unterscheiden sich von der röm. Mutterkirche dadurch, daß sie den Ausgang des h. Geistes auch von dem Sohne, die geistliche Obergewalt des Papstes, das Fegefeuer und die Ablassbriefe der Seelenmessen nach den Satzungen der röm. Kirche anerkennen; übrigen haben sie ihre innere Kirchenverfassung, die Namen der geistlichen Würden, die Ausstattung der Ebe, der Bärte und Mützen für ihre Priester, die alte Kirchenverfassung mit Beibehaltung der griech. Sprache beim Gottesdienste, die strengere Eucharistie und die Austheilung des Abendmahls in beiden Gestalten noch mit der altgriech. Kirche gemein, weil die jesuitischen Missionnaire, welche ihre Bekehrung im 17. und 18. Jahrh. allmählig bewerkstelligten, nur durch diese Nachahmung bei ihnen Eingang finden konnten. Solche unirte Griechen sind in Ita-

lien, besonders zu Venedig und Rom, im südl. Neapel und Sicilien, in den Grenzländern der östr. Monarchie, wie in Siebenbürgen, Ungarn, Kroatien, Serbien, Dalmatien etc., wo Hunderttausende griech. Christen theils durch Entweichungen, theils als Flüchtlinge, welche unter östr. Scepter Schutz vor den Türken suchten, einheimisch wurden, und im östl. Polen, zu dessen alten Einw. sie gehören. Im Ganzen wird die Anzahl dieser mit der röm. Kirche verbundenen Griechen auf 2 Mill. geschätzt. Von ihnen unterscheiden sich die außer Italien ebenfalls zahlreich, nicht unirten oder disunirten Griechen in den genannten Ländern, welche Patriarchen zu Konstantinopel als ihr kirchliches Oberhaupt und die unirten als Abtrünnige betrachten.

Unisono (ital.), **Unisonus** (lat.), Einklang, wird in der Musik das Verhältniß zweier Töne von gleicher Größe (d. h. von gleicher Höhe oder Tiefe) derselben Stufe genannt. Der Einklang entsteht also aus einer gleichen Anzahl von Schwingungen zweier vibrierender Körper in einem gleichen Zeitraum. Wenn mithin eine Saite in einer Secunde 100 Schwingungen macht und dem Zuhörer (bekanntlich sind wenigstens 32 Schwingungen in einer Secunde erforderlich, um eine hörbare Wirkung hervorzubringen), so wird eine andre Saite, welcher an Länge, Dicke und Spannung gleich ist, in derselben Zeit dieselbe Anzahl von Schwingungen machen und folglich denselben Ton c geben. Diese beiden Töne c: c verhalten sich demnach wie 2 gleiche Zahlen, weshalb man also den Einklang, oder richtiger Gleichklang, verhalte sich wie 1:1. Da nun das gleiche Verhältniß das faßlichste und folglich das beruhigendste ist, so ist natürlicher Einklang die erste und vollkommenste Consonanz. Man hat viel darüber gethan, ob der Einklang unter die Intervalle zu rechnen sei oder nicht. Die Entscheidung dieses Streits hängt indeß von der Bestimmung des Begriffs eines Intervalls (s. b.) ab. Die ältern, sowie selbst mehrere neuere Tonlehrer sagen: Intervall ist die Entfernung oder der Zwischenraum einer Note von der andern. Hiernach wäre denn allerdings der Einklang kein Intervall, da zwischen 2 Tönen, die im Einklange stehen, keine Entfernung stattfindet. Allein demzufolge wäre auch die übermäßige Prime (die doch jeder Systematiker unbedingt unter die Intervalle rechnet) ebenfalls kein Intervall, da beide Töne, welche dieselbe bilden, durch ihre innere Größe verschieden sind, und da sie ebenfalls auf einer und derselben Stufe stehen, auch zwischen ihnen keine Entfernung (die doch nach unserer Erklärung das Merkmal eines Intervalls wäre) stattfindet. Nehmen wir hinzu: „Ein Intervall sei das Verhältniß zweier Töne gegen einander in Hinsicht ihrer Höhe oder Tiefe“, so ist nicht allein wirklich die übermäßige Prime, sondern auch der Einklang unter die Intervalle zu zählen, da auch der Einklang ein solches Verhältniß begründet, nämlich das Verhältniß gleicher Höhe oder Tiefe, wie die übermäßige Prime, z. B. c: cis, ein Verhältniß ungleicher Höhe oder Tiefe hat. Auch ist es durchaus falsch, wenn sowol ältere als neuere Tonlehrer den Einklang und die Prime als gleichbedeutend nehmen. Denn daß der Einklang die erste Stufe stattfindet und dann zugleich Prime ist, begründet kein Einspruch, da man sonst ebenso gut auch den Einklang mit der Octave als gleichbedeutend nehmen müßte, weil er oft die Stelle derselben vertritt. Der Unterschied zwischen dem Einklange und der Prime ist kurz folgender: 1) die Prime ist entweder rein oder übermäßig. Die reine Prime ist der jedesmalige erste (tiefste) Ton einer Tonleiter und gar kein Intervall. Nur durch ihre Verdoppelung auf derselben Stufe kann die Prime zugleich zum Einklange werden, kann aber (wie schon die Benennung zeigt) nie auf einer andern als der ersten Stufe einer Tonleiter stattfinden, da hingegen der Einklang sehr wohl auf jeder Stufe einer Tonleiter sich zeigen kann, indem wol in einem mehrstimmigen Satze 2 und mehrere Stimmen auf der ersten, Terz, Quart etc. in den Einklang treten können. 2) Kann die Prime um eine

dem halben Ton erhöht werden, ohne ihre Natur als Prime zu verlieren, da sie ihre Stufe behauptet, woraus das Intervall der übermäßigen Prime entsteht. Allein der Einklang ist keiner Erhöhung oder Erniedrigung fähig, ohne seine Eigenschaft als solcher zu verlieren; denn sobald einer von den beiden im Einklange stehenden Tönen erhöht oder erniedrigt wird, hört er auf, Einklang zu sein und tritt dem Verhältnisse der Gleichheit. Ein übermäßiger Einklang ist ein offenkundiger Widerspruch. Ubrigens vertritt häufig der Einklang die Stelle der Octave, und ist in der Anwendung denselben Regeln wie jene unterworfen. F. U.

Unitarier heißen die Glieder einer christlichen Sekte, welche im alleinigen Glauben an die Einheit (Unitas) Gottes zu sein meint und die Kirche die Lehre von der Dreieinigkeit verwirft, daher sie auch Antitrinitarier (s. d.) oder neue Arianer genannt werden. Schon gegen die Mitte des 16. Jahrh. hatten sie in Polen und Siebenbürgen gegründet, unter denen Erstere sich die Brüder nannten, Lehrer von ausgezeichnete wissenschaftlicher Bildung. In Ratkau auch eine gelehrte Schule nebst einer Buchdruckerei besaßen. Innere Streitigkeiten störten den Frieden dieser polnischen Unitarier, deren freie Religionsübung hauptsächlich durch den Schutz angesehenen adeliger Familien, die ihnen zuwarben, bis in die Mitte des 17. Jahrh. gesichert ward. Ein Unfug ihrer Studien zu Ratkau zog, in Folge des Reichstags 1638, die Aufhebung ihrer dortigen Schule und Kirche und harte Verfolgungen von Seiten der Katholischen nach, die sie wegen ihres Zusammenhaltens mit den Schweden in den damaligen Kriegen treffen mußten. Endlich wurde 1658 durch ein königl. Edict ihre Religionsübung in Polen gänzlich unterdrückt, und jedem dieser neuen Arianer oder Unitariern, wie man sie nannte, geboten, entweder katholisch zu werden oder binnen 3 Jahren das Land zu räumen. Manche wählten das Erste, doch die Meisten zogen sich mit den Resten ihres Vermögens in westliche protest. Länder. In Preußen gründeten sie 2 Colonien, wovon die eine zu Andreaswalde im Amte Jochburg noch mit einer eignen Kirche und freier Religionsübung besteht; in Ostpreußen verstattete man ihnen nur einen vorübergehenden Aufenthalt; in Pommern verloren sich Mehre unter den ähnlichgesinnten Remonstranten und Taufgesandten. Nur die nach Siebenbürgen Geflüchteten fanden brüderliche Aufnahme, dieses Großfürstenthum war das einzige Land in Europa, wo die Unitarier eine gesetzlich gesicherte freie Religionsübung genossen, unter die vom Staat anerkannten Confectionen gehörten, an allen bürgerlichen Rechten und öffentlichen Aemtern Theil nehmen und ihre eignen Abgeordneten zu den Landtagen schicken. Ihre Zahl beläuft sich jetzt auf 50,000 Seelen, fast durchaus Ungarn und Szekler, 164 Kirchen unter einem Superintendenten und 2 Consistorien, auch zu Klausenburg, ihrem Hauptsitze, und zu Thoarda gelehrte Schulen haben. In Gottesdienst und Kirchenverfassung stimmen sie meistens mit den Protestanten überein. Obgleich sie gemeinlich Socinianer genannt werden, weicht doch ihre Lehre merklich vom Socinischen ab und verdient nicht alle die Vorwürfe, die theils von der Dreieinigkeit der polnischen unitarischen Schriftsteller, theils der Seltenhaß der katholischen Christen veranlaßt und bis auf die neuesten Zeiten zu ihrem Nachtheil im Umlauf erhalten hat. Dieser zu wenig bekannte Lehrbegriff der siebenbürg. Unitarier kann am besten nach der „Summa universae Theologiae secundum Unitarios“ (Klausenburg 1787, als deren Vf. von Einigen der Prof. Markos genannt wird) beurtheilt werden. Daraus erhellt, daß sie die Bibel als die einzige Quelle ihrer Religionserkenntniß achten, aber an manchen Stellen willkürlich aus Jesum als den Sohn Gottes ehren, aber ihn auch nach seiner Gottheit dem Vater unterordnen und sein Erlösungswerk durch schriftwidriges Allegorisiren in dem evangel. Lehrbegriffe mehrfältig widersprechendes Licht stellen, und die Sacramente keineswegs als Gnadenmittel, sondern nur als heilige Gebräuche begehren.

Ihre Moral kann dagegen nicht schriftwidrig genannt werden. Der Geist der Glaubenslehre, die noch viel Unbegreifliches im historischen Christenthume läßt, wird am richtigsten als ein auf halbem Wege gebliebener und daher selbiger Rationalismus charakterisirt, den die theologischen Schulen der neueren testanten immer noch sehr altgläubig finden werden. In ihrer wissenschaftlichen Bildung stehen sie weiter hinter den Protestanten zurück. (Vgl. Socinianismus und Socinianismus.) In England genießen die Unitarier jetzt den Schutz wie andre Nonconformisten.

Unität der evangelischen Brüder, s. Brüdergemeinde. Nächstlich muß hier nur noch Schulze's den gegenwärtigen Zustand der Gemeinde ständig und unparteilich darstellende Schrift: „Von der Entstehung und Entwicklung der evangel. Brüdergemeinde“ (Gotha 1822) und die 5. Aufl. (1827) kurzgefaßten „Histor. Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung der Brüdergemeinde“ erwähnt werden. Über die Frier des 100jährigen Jubel der Gemeinde am 17. Juni 1822 s. „Lit. Conv.-Blatt“, 1822, Nr. 194.

Universalgeschichte, s. Geschichte.

Universalien (universalia) nannten die Scholastiker das Allgemeine vorstellen und insbesondere die Gattungen und Arten. Hier Frage: Existirt das Allgemeine wirklich außer uns, oder ist es bloß in uns danken? ist es körperlicher oder unkörperlicher Natur? und in letzterem ist es abgesondert von den Individuen oder Sinnengegenständen; oder in denselben vorhanden? Über die Beantwortung der Fragen waren die Nominalisten (s. d.) und Realisten getheilt.

Universalsprache, s. Sprache und Pasingraphie.

Universitäten (Gesamtschulen) sind hohe Schulen, auf der Haupt- und wichtige Hülfswissenschaften gelehrt werden, und die zu Recht haben, in allen Hauptwissenschaften die höchsten Würden zu ertheilen. Zweck ist, den Menschen und Staatsbürger wissenschaftlich auszubilden, unterscheiden sich dadurch von den eigentlichen Akademien (s. d.), welche einigung von Gelehrten zu einem gemeinschaftlichen wissenschaftlichen bei welchen aber keine Verbindung zwischen Lehrenden und Lernenden, Erteilung von Graden oder Würden stattfindet, obgleich man in Deutschland 16. Jahrh. die Benennungen Akademie und Universität als gleichbedeutend braucht. Die Universitäten unterscheiden sich ferner von den Lyceen, und Specialschulen, wo nur eine oder einige der Hauptwissenschaften keine Grade ertheilt werden. Der lat. Name Universitas kam im 13. Jahrh. auf, und man bezeichnete damit zuerst die Gesamtzahl der Lehrenden oder Schüler, in der Folge die an einem Orte vereinigte Gesamtheit Lehrenden und Lernenden (universitas magistrorum et scholarium); später man den Ausdruck universitas literarum, um anzuzeigen, daß auf der Universität alle Haupt- und Hülfswissenschaften gelehrt würden. Bei den Universitäten die Lehrinstitute scholae oder studia; diese letztere Benennung blieb im längsten gewöhnlich, und man findet noch in ältern Schriftstellern die Studium Patavinum, Bononiense (Universität zu Padua, Bologna). Zeit des Ursprungs der ersten Universitäten in Europa läßt sich nicht Gewißheit angeben. Bis auf Karl d. Gr. war Europa durch die Völkerverwüstungen und unaufhörliche verwüstende Kriege in die größte Barbarei. Karl gebührt das Lob, daß er in s. weitläufigen Staaten, nach dem Rath thätigen Mitwirkung des Engländers Alcuin (s. d.), wissenschaftlich zu verbreiten suchte. Auf s. Befehl wurden bei jedem Kloster und bei jeder Kirche Schulen errichtet, die hauptsächlich der Bildung künftiger Geistlichen, wo aber auch Jünglinge aus vornehmen Familien, die nicht für d.

waren, Unterricht erhielten. Diese Kloster- und Domschulen, berte hindurch die einzigen höhern Lehranstalten, waren, obgleich ischaften darin gelehrt wurden, durch ihre ganze Einrichtung geeig- n Talente zu entwickeln. Aus ihnen gingen die bekannten und ehr gebildeten Schriftsteller, Adam von Bremen, Lambert von t. A. hervor. Nach und nach traten an einigen Orten Lehrer auf, Wissenschaften Unterricht erteilten. Der Reiz der Neuheit ober liche des Vortrags dieser Lehrer sammelte bald eine Menge wißbe- um sie her. So entstanden einzelne, von den Dom- und Klo- verschiedene Schulen, deren Lehrer sich Rectoren (Vorsteher, Re- l. — In Paris standen im Anfange des 12. Jahrh. mehrer solcher vorzüglich Philosophie, Rhetorik und Theologie lehrten; sie waren em geistlichen Stande; selbst der berühmte Abälard (s. d.), der en gehörte, war, als er s. Schule öffnete, noch nicht Geistlicher. , den sich diese Lehrer erwarben, und die Vorzüge und Annehmlich- et Paris zogen auch aus fremden Ländern eine Menge junger Leute) unterrichten wollten, und so entstand nach und nach die erste Uni- opa. Sie war von keinem Regenten gegründet oder mit Privilegien n; Lehrer und Schüler waren ganz unabhängig und konnten den enthalts nach Belieben ändern; sie selbst gaben sich eine Verfassung, gierung stillschweigend genehmigt worden zu sein scheint. Gegen Jahrh. erteilte ihnen König Philipp August die Befreiung von allen ten. Lehrer und Schüler constituirten sich selbst zu Körperschaften, i vorhin jede Schule ihren besondern Vorsteher gehabt hatte, wählten ch Übereinkunft einen gemeinschaftlichen Rector. Dadurch wurden un, ein Körper, den man universitas nannte. Die immer stärker Menge der Lehrer und Schüler machte jedoch verschiedene Verfügun- n der Obrigkeit zu Erhaltung der guten Ordnung nothwendig. Eine leibigung, die (1229) den Studirenden zu Paris zugesügt worden welche sie die verlangte Genugthuung von Seiten des Hofes nicht er- n, erbitterte sie so, daß sie sich mit ihren Lehrern größtentheils von aben. Dieser Verlust schien zu empfindlich zu sein; der Hof suchte en Fehler wieder gut zu machen; durch Vermittelung des Papstes ard eine Ausöhnung bewirkt, und die Rechte der Universität, die sie eignet und die man bisher stillschweigend zugestanden hatte, wurden bestätigt. Von dieser Zeit an wurde die pariser Universität berühmter gewesen war. — Ungefähr zu gleicher Zeit als in Paris, vielleicht her, waren zu Salerno im Königreich Neapel und zu Montpellier die der Arzneikunde aufgetreten; die Schule zu Salerno (schola Saler- te nachher auch im Auslande, durch die unter ihrem Namen bekannt tätetischen Regeln, einen ausgebreiteten Ruf. Zu Bologna wurde rricht im römischen Recht gegeben; Irnerius (Werner) lehrte es hier ange des 12. Jahrh. mit dem größten Beifall. An allen diesen Dr- lne große Anzahl junger Leute ein, die Unterricht zu erhalten wünsch- hältnisse zwischen Lehrern und Schülern, sowie beider gegen die Re- waren denen in Paris ähnlich; die Einrichtungen, die sie sich selbst ge- wurden noch im 12. Jahrh. von den Regierungen bestätigt und durch efestigt. Zu eben der Zeit, als Lehrende und Lernende sich zu einem tuirten, entstand auch die Eintheilung der Mitglieder dieser hohen Nationen oder einzelne Körperschaften, solcher, die aus gewissen Län- waren, ihre eigenthümlichen Vorsteher (Procuratores), Cassen und gen hatten, kurz, gelehrte Zünfte. Diese Eintheilung in Nationen

macht einen wesentlichen Theil in der ursprünglichen Verfassung der ältesten Universitäten aus. Die Zeit ihrer Entstehung läßt sich nirgends genau bestimmen; gewiß ist es aber, daß Paris die erste hohe Schule ist, deren Eintheilung in Nationen am frühesten in den Urkunden und Geschichtschreibern erwähnt wird. 1170 war die Eintheilung derselben in 4 Nationen bereits vollendet; diese waren: die französische (zu welcher auch Italien und Spanien gerechnet wurde), die flandrische, die normännische und die englische; zu dieser letztern wurden die Deutschen und überhaupt alle Nordländer gerechnet, in der Folge wurde sie die deutsche genannt. Diese, wahrscheinlich bloß zufällige, Zahl der Nationen wurde auch auf den deutschen Universitäten angenommen. Auf den ital. Universitäten fand eine ähnliche Eintheilung in Nationen statt. — Ebenso dunkel als der Ursprung jener Einrichtung ist auch der Anfang von der Ertheilung der akademischen Würden und von der Errichtung der Facultäten. Wahrscheinlich entstanden ebenfalls zuerst in Paris in der 2. Hälfte des 12. Jahrh. Die ersten öffentlichen Lehrer (Abälard zu Paris, Irnerius zu Bologna, u. A.) hatten von Römern einen Ruf oder einen Auftrag zu lehren erhalten. In der Folge mußte es jedoch dem Staate und den Mitgliedern der Universität selbst daran liegen, daß nur tüchtige Lehrer austräten. In dieser Rücksicht wurden Prüfungen angestellt. Wer bei einer solchen Prüfung gut bestand, und für würdig und geschickt erkannt wurde, auch Andre zu lehren, wurde, dem Geiste des Zeitalters gemäß, unter Vorwissen symbolischen, die verschiedenen Grade der Würde bezeichnenden Feiern theilhaftig, die Erlaubniß zu lehren und die Würde eines öffentlichen Lehrers theilt. Der erste akademische Grad war der eines Baccalaureus (f. d.). Der zweite Grad war der eines Licentiati (f. d.). Wenn er dann nach Erlangung einer gewissen Summe Geld das Baret, als Zeichen der Magisterwürde, erhalten hatte, so ward er ein College seiner bisherigen Lehrer, und aller ihren Rechte theilhaftig. Solche Prüfungen und feierliche Würdeertheilungen (Promotionen) waren, wie aus Urkunden erhellt, zu Paris im Anfange d. 13. Jahrh. schon gewöhnlich. Was man in Paris Magister nannte, wurde in Bologna Doctor genannt. Diese Einrichtung der Prüfungen und Promotionen veranlaßte in der Folge die Entstehung der Facultäten. Schon lange vorher bestand die facultas septem artium, die Facultät der sieben freien Künste, oder die jetzige philosophische Facultät. Da diese Wissenschaften von den ältesten Zeiten her in Paris waren gelehrt worden, so behauptete auch die Facultät der Künste den Vorrang, der ihr jedoch in der Folge nicht mehr zugestanden worden ist. Die übrigen Facultäten waren, wie sie es jetzt sind, die der Theologie, der Rechte und der Arzneiwissenschaft. Man nimmt 1259 als den eigentlichen Zeitpunkt der Einrichtung der Facultäten an. In diesem Jahre vereinigten sich die Bettelmönche und Weltgeistlichen zunächst als Lehrer der Theologie, schlossen sich den Nationen an, und verdrängten dadurch die Doctoral-lichen. 1260 ahmten dieses die Lehrer der Medicin und des kanonischen Rechts nach, und die 4 Nationen, welche im Besiz aller ihrer Gerechtsame blieben, bildeten die Facultät der Künste. Die Facultäten wählten aus ihrer Mitte Decane, welche mit den Procuratoren der Nationen die Universität vertraten. — In den öffentlichen Anstalten, welche im 13. und in d. folg. Jahrh. auf den Universitäten errichtet wurden, gehörten die Collegia, oder solche Gebäude, die auf ewige Zeiten bei der Absicht gestiftet wurden, damit Studirende, besonders unvermögende, in denselben unter Aufsicht beisammen wohnen, und entweder freie Wohnung allein, oder auch freien Unterhalt, wol auch noch andre Unterstützung finden möchten. Die ersten und vorzüglichsten dieser Anstalten waren in Paris, aber hier, sowie auf den andern Universitäten arteten sie in der Folge aus, und blieben nicht mehr die Zuflucht armer Studirender. In England haben die colleges mehr Umfang und Bedeutung gewonnen. Auf den deutschen Universitäten wurde eine ähnliche Anstalt

Bursen — eingeführt. Milde Geber errichteten Bursen, wo Studirende für geringe Miete Wohnung erhielten. Man nannte auch Bursen gewisse von Lehrern der Universität errichtete Pensionsanstalten, wo die Studirenden für einen bestimmten Preis Wohnung, Kost und andre Bequemlichkeiten erhielten, sich auch gewissen Gesetzen unterwerfen mußten. Die, welche in solchen Bursen wohnten, nannte man Bursarien. (S. Studentenwesen.) — Die ersten auf den ältesten Universitäten wurden nicht vom Staate besoldet, sie lebten von den Honorarien, die ihnen ihre Schüler bezahlten. Ein Lehrer, der Ruhm und viele Schüler hatte, konnte damals leicht Reichthümer erwerben. In der Folge gaben die Lehrer bisweilen Geschenke von den Obrigkeiten, um sie dadurch mehr an den Ort ihres Aufenthalts zu binden; später wurden ihnen feste Besoldungen ausbezahlt. Im Anfange d. 16. Jahrh. wurden auf den meisten Universitäten die Besoldungen der Lehrer, und die Zahl der besoldeten Lehrer selbst vermehrt, ihnen auch zur Pflicht gemacht, dafür öffentliche und unentgeltliche Vorlesungen zu halten. Auf den protestant. Universitäten fand man in der Folge diese öffentlichen Vorlesungen nicht hinreichend, und traf die Einrichtung, daß mehr Privatcollegia, die die Studirenden besonders bezahlen, gehalten wurden, und daß eine größere Ansehung der akademischen Lehrer in Rücksicht der vorzutragenden Wissenschaften stattfand. Eine wichtigere Veränderung in der Verfassung der Universitäten brachte d. 15. Jahrh. die Erfindung der Buchdruckerkunst hervor. Alle die Hülfsmittel, die das Studiren erleichtern, waren damals noch nicht vorhanden; der Vorleser wurde dictirt, die Zuhörer schrieben ihn nach. Dabei mußte natürlich viel Zeit verloren gehen, und der Cursus, d. h. die Zeit, die auf das Lehren und Lernen einer Hauptwissenschaft oder eines Theils derselben verwendet wurde, mußte sehr dauern. Durch die Vermittelst der Buchdruckerkunst vervielfältigten Lehrbücher wurde das Dictiren und Nachschreiben entbehrlich, der Cursus einer Wissenschaft konnte abgekürzt, und die Zeit auf Erlernung andrer Wissenschaften verwendet werden. Was von der Entstehung der ältesten Universitäten in Frankreich und oben gesagt worden, gilt auch von den hohen Schulen Englands, Oxford, 1200 begründet, und Cambridge ungefähr um dieselbe Zeit. Die vorhin erwähnte Zerrüttung der pariser Universität (1229) war für die engl. Universitäten ein Vorbild; mehrere berühmte Lehrer in Paris nahmen die Einladung Heinrichs III. nach England an, und gingen nach Oxford. Die ersten Universitäten, die in Deutschland gestiftet wurden, waren die zu Prag (1348) und zu Wien (1365); beide wurden nach dem Muster der pariser hohen Schule eingerichtet, auf beiden wurde die Theilung in 4 Nationen angenommen. Dieser Umstand gab zum Verfall der alten, und zur Gründung einer neuen Universität Anlaß. Kaiser Karl IV. hatte bei der Stiftung der prager Universität die Lehrer und Studirenden in die böhmische, deutsche (zu welcher hauptsächlich die deutschen Schlesier gehörten), bairische und französische Nation abgetheilt; die Deutschen hatten daher durch ihre Mehrzahl das Übergewicht über die Böhmen. Die letztern wollten den Übermuth der erstern nicht dulden, und Kaiser Wenzel ließ sich durch das Ansehen der beiden berühmten Theologen, Joh. Hus und Hieronymus von Prag, bewegen, ihrem Antrage, aus der böhmischen Nation 3 zu machen, und alle deutsche in eine zu vereinigen, geschickte Antwort zu geben. Mehrere Tausende von deutschen Lehrern und Studirenden zog darauf von Prag weg, und gaben zur Stiftung der Universität Leipzig (1409) Anlaß, wo sie sich auch in 4 Nationen, die meißnische, sächsische, bairische und polnische, bildeten. Keine der übrigen im 15. Jahrh. in Deutschland gestifteten Universitäten hat die Eintheilung in Nationen angenommen. Die ältesten Universitäten standen, wie oben gezeigt worden, gleichsam von sich selbst, sie erwarben sich ihre Privilegien, eigne Gerichtsbarkeit und Gesetze, ohne daß eine höhere Macht ihnen solche geschenkt hätte. In der Folge wurden die Universitäten feierlich gestiftet

und ihre Vorrechte bestätigt. Das Letztere geschah fast 3 Jahrh. hindurch von Päpsten, die zugleich das Recht ausübten, die von ihnen bestätigten hohen Schulen zu beschützen, aber auch unter Aufsicht zu halten. Die Regenten, welche hohe Schulen in ihren Ländern errichten wollten, verlangten von den Päpsten die Bestätigung derselben, die ihnen auch nie verweigert wurde, und ließen sich die angemessene Befreiung, welche jene über ihre Landesuniversitäten ausübten, gefallen. **Wittenberg** war die erste deutsche Universität, die nicht vom Papste, sondern vom Kaiser **Milian I.** (1502) die Bestätigungsurkunde erhielt; doch wurde späterhin auch sie um die päpstl. Bestätigung nachgesucht. **Marburg** wurde 1525 ohne päpstl. oder kaisertl. Privilegien und Bestätigungsbriefe errichtet, erhielt aber in der Folge noch die Bestätigung des Kaisers. Seit der Reformation ist keine protestantische Universität mehr von den Päpsten, sondern bloß von den Kaisern bestätigt worden. Auch **Göttingen** erhielt (1734) kais. Privilegien, und zwar nach dem Muster der Privilegien von Halle. — Die traurige Periode des dreißigjährigen Krieges hatte auf die deutschen Universitäten den nachtheiligsten Einfluß. Fleiß und gute Wissenschaften von denselben ganz verschwunden zu sein. Im Anfange d. 18. Jahrh. haben sich die deutschen Universitäten wieder, vorzüglich die protestantischen, dem katholischen bis in die zweite Hälfte d. 18. Jahrh. weit nachstanden. — Deutschland, das uns in dieser Rücksicht am meisten interessiren muß, gibt auch doch einen Beweis von seiner höhern Bildung, daß, obgleich seine hohen Schulen nicht als in andern Ländern entstanden oder ausgebildet wurden, es doch eine weit größere Anzahl von Universitäten aufzuweisen hat, als irgend eins der andern Länder. Vor 25 Jahren zählte man mehr als 40 hohe Schulen in Deutschland. Im Jahr 1826 hatten sämmtliche 22 deutsche Universitäten 1045 Lehrer und 15,746 Studierende. (Berlin allein 105 Docenten und 1642 Stud.) Wir nennen die wichtigsten derselben, nach den Jahren ihrer Stiftung, mit Inbegriff der seit mehreren Jahren aufgehobenen. **Prag** (1348), **Wien** (1365), **Heidelberg** (1386), **Wien** (1388), **Erfurt** (1392, aufgehoben 1816), **Leipzig** (1409), **Köln** (1409), **Greifswald** (1456), **Freiburg** (1457), **Trier** (1472), **Ingolstadt** (1472, aufgehoben in Landshut), **Tübingen** (1477), **Mainz** (1477, aufgehoben 1798), **Wien** (1502, aufgehoben und mit Halle vereinigt 1815), **Frankfurt a. d. O.** (1527, aufgehoben und mit Breslau vereinigt 1810), **Marburg** (1527), **Darmstadt** (1549), **Jena** (1558), **Helmstädt** (1576, aufgehoben 1809), **Altdorf** (1576, aufgehoben 1807), **Würzburg** (1582), **Gießen** (1607), **Rinteln** (1621, aufgehoben 1809), **Strasburg** (1621), **Salzburg** (1623, aufgehoben 1810), **Bamberg** (1623, aufgehoben 1804), **Kiel** (1665), **Innsbruck** (1672, aufgehoben 1810 und 1814), **Halle** (1694), **Breslau** (1702), **Göttingen** (1734), **Erlangen** (1773, Landshut (1802, aufgehoben und zum Theil nach München verlegt 1826), **Bonn** (1810), **Bonn** (1818), **München** (1826). — Vgl. Ch. Meiners's „Gesch. der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unsers Erdtheils“ (Gött. 1802-2 Bde.). Als Haupt-Universitäten der übrigen europäischen Länder, die noch erwähnt worden sind, nennen wir: In Italien: **Padua** (1222), **Pavia** (1222); in Frankreich: **Lyön** (gegen 1300), **Orléans** (1305), **Avignon** (1340); in Portugal und Spanien: **Valencia** (1209), **Salamanca** (1250), **Toledo**, **Alcala** (1492), **Coimbra** (1279); Schottland und Irland: **Edinburg** (1581), **Dublin** (1592); Schweiz: **Basel** 1460), **Genf** (1559); Niederlande: **Löwen** (1426), **Brüssel** (1575), **Utrecht** (1636), **Lüttich** und **Gent** (1816); Dänemark: **Kopenhagen** (1479); Schweden: **Upsala** (1476), **Åbo** in Finnland (1640, unter russischer Herrschaft 1827 nach Helsingfors verlegt), **Lund** (1666); Rußland und Polen: **Krakau** (1347), **Dorpat** (1632), **Moskau** (1705), **St.-Petersburg** (1819), **Sankt-Petersburg**, **Kiew**, **Kasan**, **Charkow**, und die 1803 neu organisirte Universität **Wlma**.

U n i v e r s i t ä t s w e s e n der neuesten Zeit. Obgleich man von jeher die öffentlichen Anstalten betrachtete, auf welchen insbesondere diejenige vorbereitet und gebildet werden sollten, welche die Regierung zu den des Staats und der Kirche nöthig hat, und obgleich daher der Rechte entsagt hat, die Universitäten unter seine Aufsicht zu nehmen, daß sie von dieser ihrer Bestimmung nicht abweichen möchten, doch die Überzeugung von jeher allgemein gewesen zu sein, daß die Wissenschaften ihrem freien Gange überlassen werden müsse und ihre nur unter dem Schutze der Freiheit gedeihen könne, indem man daß der frei sich entwickelnde Geist je auf Resultate stoßen könnte, in Errichtung der Universitäten beabsichtigten Staatszwecke entgegen. Die Universitäten wurden daher zu eignen, für sich bestehenden Corpora- tionen, welche den wissenschaftlichen Unterricht nach ihren eignen Ein- und bestimmen sollten, in welcher Art dieselben so vorzutragen wä- ie andre unterstützte und ein einziges Ganzes daraus hervorginge. den wieder in besondere Corporationen (Facultäten), nach dem Un- schiedenen Zweige der Wissenschaften, eingetheilt, und diesen über- e Systeme des Unterrichts in den ihnen übergebenen Wissenschaft- welche jedoch unter einander wieder zusammenstimmen sollten. Der Unterricht wurde daher, fast ganz unabhängig von den höhern , von den Universitäten selbst geordnet und im Gange erhalten, und dieser Art der Bestätigung der obern Staatsbehörden bedurfte, so : Verordnungen, sowol ihrer Form als der Materie nach, von den us, und die oberste Genehmigung deutete nur an, daß von obenher zu erinnern war. Bloß diejenigen Facultäten, deren Gelehrsamkeit ft die Erklärung und Begründung des Positiven zum Zwecke hatte, as Positive selbst beschränkt, nämlich die theol. und jurist. Facultät. ischen war es die kirchliche Dogmatik, zu deren Befestigung und nderricht und alle gelehrte Untersuchungen derselben angewandt wur- daher die theol. Facultäten eine bestimmte Richtung erhielten, indem ihren Feind (Keger) ansahen, der ihr kirchliches Gebäude zu erschüt- stürzen bedrohte. Daher war die Freiheit der Docenten in derselben sie wurden oft streng behandelt und hart verfolgt, wenn sie sich in en und Schriften dem kirchlichen Systeme nicht fügen wollten. Nicht die theol. Facultät ihre Arme auch gegen die übrigen Facultäten und Gelehrte aus, wenn sie es wagten, etwas zu lehren oder zu schreiben,ysteme nachtheilig zu werden schien. Die Geschichte der pariser theol. hiervon einen deutlichen Beweis. (S. Sorbonne.) Die Reformation mehr Freiheit in den Geist der protestant. Facultäten; jedoch waren itive Glaubensformeln, obgleich andre als die des Papstes und der , welche die theol. Lehrfreiheit beschränkten. Alle Statuten der prote- täten nämlich schränkten die Lehr- und Schreibfreiheit der theol. Fa- ihre symbolischen Bücher ein. Zwar kam nach und nach das Ansehen Bücher und Glaubensbekenntnisse unter den Theologen selbst in Ver- ignete, daß diese als Glaubensvorschriften gelten sollten; es begann herrschend zu werden, daß die Bibel das einzige positive Fundament bre sei, und daß die theol. Lehrer auf der Universität die vollkommene, den wesentlichen Inhalt derselben nach eigener Einsicht zusammen- daraus ein System (Dogmatik) zu bilden. Da ihnen so die Ausle- eutung der Worte der Bibel freigegeben ward, so erhielt dadurch die Theologen einen solchen Umfang, daß leicht alle Schranken, welche dem menschlichen Verstande setzen sollte, durchbrochen werden konn-

ten, und Viele fürchteten, es werde endlich alles Positive der Religion darüber Grunde gehen. Da hieraus selbst die Regierungen große Gefahr ahneten, so schenken es, daß sie das Bemühen Derer nicht ungern sehen, welche diese Freiheit nicht durch bestimmte positive Lehresätze beschränken wollen. Noch streiten hier die naturalistische und supernaturalistische Partei.

Die juristische Facultät hatte das positive Recht zu bearbeiten. Obgleich nun ein jeder Staat sein eignes positives Recht hat, so waren doch alle in Europa stehende positive Gesetze auf eine gemeinschaftliche Basis, nämlich auf das römische Recht und auf die alten herkömmlichen Rechte der Vorfahren der verschiedenen Völker, gegründet; daher erstreckte sich die Beschäftigung der jurist. Facultäten von jeher auf die Erklärung und das Systematisiren der römischen, altdeutschen, longobardischen Gesetze und Rechte, wobei Nachdenken, Scharfsinn und Gelehrsamkeit in länglichen Stoff fanden, und worin dieselben eine so feste Basis und so sichere Pforten fanden, daß sie nicht leicht von ihrer vorgezeichneten Bahn abkommen konnten. Indessen entstand in der neuen Zeit, und jemeht durch neue Gesetzgebungen, das alte röm. Recht zum Gegenstand der Geschichte geworden ist, der Streit der juristischen und philosophischen Partei, welcher zuletzt die Vereinigung der histor. und philosoph. Ansprüche in der Darstellung des alten Rechts zum Resultate haben mußte.

Die medicinische Facultät fand ihren Gegenstand in der Natur, sowie sie den Sinnen offenbart, und war dadurch vor Verirrungen am meisten geschützt; daher man es auch nie nöthig gefunden hat, die Freiheit medicinischer Untersuchungen auf irgend eine Weise zu beschränken. Gegenwärtig streiten sich in dieser Facultät die Homöopathie mit der allopathischen Heilart; doch macht die letztere Wissenschaftlichkeit größern Anspruch.

Der freieste Spielraum aber war der philosophischen Facultät gestattet. Der Stoff der eigentlichen Philosophie in dem Innern des Menschen liegt, so daß auch dieses die einzige Schranke für die philosoph. Wissenschaften sein, und die Unterrichte darin positive Schranken zu setzen, war nicht wol ausführbar. Man versuchten dies die Theologen seit den frühesten Zeiten und wollten der Philosophie die Resultate vorschreiben, zu welchen sie allein gelangen sollte. Auch gelang es der Kirchengewalt oft und lange genug, die philosoph. Facultät zur Magd der theologischen zu machen, da einerseits der ganze Unterricht im theol. Institute sein Fundament hatte und nur Theologen zu philosoph. Lehrern befördert wurden, anderseits aber auch die Regierungen der Meinung waren, daß eine unbeschränkte Freiheit der Philosophie den positiven Einrichtungen des Staats und der Religion gefährlich werden könnte. Indessen bahnte sich die Philosophie bald einen freien Weg, besonders als sie Gemeingut ward und unter beide Stände drang, welche vorher durch die Fesseln der Kirche gehalten wurden, noch in dem theol. Universitätsleben; diese Unabhängigkeit errangen auch bald die philosoph. Facultäten selbst und verbreiteten diesen Geist endlich sogar unter die theol. Facultäten. Die Philosophie erhob sich über alles Positive hinaus, warf sich zur Richterin desselben auf, so daß nur dasjenige Positive als wahr und gut zu gelten anfang, was mit den Grundsätzen der Philosophie harmonirte. Theologen und Juristen fingen an, nur dann etwas im Reiche der Wissenschaften zu gelten, wenn sie selbst Philosophen waren. Hierbei muß jedoch bemerkt werden, daß die Philosophie oft in der Gestalt eines beschränkten Schulsystems, oder eines kritischen Raisonnements erschien, welches das Positive verneinte und an dessen Stelle keine gehaltvolle Wahrheit setzen wußte.

Jener freie Zustand scheint nun der beherrschende auf unsern Universitäten geworden zu sein. Zwar sind in unsern Tagen wieder Töne laut geworden, welche das Positive abermals über Alles erheben, und die menschliche Vernunft dadurch wieder unter das geistliche Joch bringen wollen, ja, einige ängstliche und tugend-

Staatsmänner meinen, der Staat könne nur dadurch vor Gefahren bewahrt
 werden. Allein diese engherzige Lehre wird schwerlich unter cultivirten Völkern wie-
 Raum gewinnen. Das Wesen des Universitätsunterrichts besteht darin, daß
 Lehrer, durch Nichts als durch die Grundsätze der Vernunft bis zu dem Stand-
 der gegenwärtigen Zeit beschränkt, die Wissenschaften lehren, dieselben un-
 Schülern verbreiten, und durch diese den in dem Feuer der strengsten Prü-
 bestandenen Ideen und Wahrheiten eine solche Macht und Ausdehnung ver-
 fassen, daß sie allgemein anerkannt werden, so ins praktische Leben übergehen
 die Welt regieren, daß das Positive nach und nach der Vernunft angemessen
 richtet werde und stets mit ihr in vollkommener Harmonie bleibe. Wo ein
 Unterricht gedeihen soll, da bedarf es wol vorbereiteter Schüler, welche in
 Elementen der Wissenschaften und in den nöthigen Hülfswissenschaften wohl
 richtet, zum Selbstdenken aufgelegt, und dadurch fähig sind, die höhern Leh-
 rasfassen und mit eigener Denkkraft zu verarbeiten. Nur von solchen Jüng-
 ist zu erwarten, daß sie auf der Universität die Wissenschaften gehörig fassen
 durch eigne Denkkraft erweitern und vervollkommen helfen werden. Diese
 Bestimmung der Universitäten ist indessen in der Wirklichkeit nur unvoll-
 men erreicht worden. Zwar hat es unter dem großen Haufen der Studirenden,
 jedes Jahr daselbst erschienen, immer einige glücklich organisirte und gut vor-
 Köpfe gegeben, welche durch den Universitätsunterricht zu wahren Gelehr-
 gründlich unterrichteten Staatsbeamten gebildet wurden; aber die Zahl
 war von jeher so gering, daß man Ursache fand, daran zu zweifeln, ob
 Resultate, welche die Universitäten gaben, des Aufwandes werth seien, den
 Stiftung und Erhaltung erforderten. Die sich auf den Universitäten versam-
 Jünglinge brachten nicht alle einen so lebendigen Eifer für die Wissenschaft
 eine solche Vorbereitung mit, daß sie, den hohen Zweck des Besuchs der
 sität stets vor Augen habend, ihr ganzes Thun allein auf Erreichung dessel-
 richten sollen, und so wurden die Universitäten halb etwas Andres, als
 ihrer Bestimmung nach sein sollten. Die Regierungen verlangten von
 der zu einem wissenschaftliche Kenntnisse erfordern, öffentlichen Amte
 wollte, daß er eine bestimmte Reihe von Jahren (gewöhnlich 3) auf der
 sität zugebracht haben müsse. Da der bloße Beweis der vorgeschriebenen Zeit
 Aufenthaltes auf derselben in vielen Ländern für hinreichend erklärt oder wenig-
 es mit der Prüfung nicht genau genommen wurde, so wurde der Aufenthalt
 Universität häufig ein bloßer äußerlicher Gebrauch. Um die Söhne bald zu
 zu bringen, schickten die Ältern dieselben, ohne die nöthige Ausbildung in
 Grund- und Hülfswissenschaften, auf die Universität, und diese, in der Mei-
 daß es genug sei, wenn sie sich 3 Jahre daselbst aufgehalten und höchstens,
 dem unvollkommenen und leichten Candidatenexamen gehört, ins Gedäch-
 aufgefaßt hätten, brachten ihre Zeit daselbst ohne Nutzen und oft in lächerlichen
 Schweifungen und mit Rohheiten aller Art zu, und gelangten, obgleich sie die
 möglichsten Subjecte dazu waren, dennoch häufig zu Staatsämtern. Von
 Jünglingen, welche durch wissenschaftlichen Unterricht ausgebildet, sich schon dem
 lichen Alter näherten, konnte man mit Recht voraussetzen, daß sie keiner Er-
 und Schuldisciplin mehr bedürften, sondern daß sie, ihrer höhern Bestim-
 eingedenk, von selbst den Weg finden würden, der sie zu ihrer intellectuellen
 stlichen Vervollkommenung führt. Daher wurden auf Universitäten keine An-
 getroffen, die ökonomischen und literarischen Verhältnisse der Studirenden
 Zwangsanstalten zu ordnen. Die Freiheit sollte auf das beste Maß der Auf-
 und auf die beste Methode, sich die gehörigen Kenntnisse zu verschaffen,
 selbst leiten. Wenngleich nun aber immer Einige diese Freiheit zweckmäßig ge-
 wählten, so häufte sich doch die Zahl Derer, welche ihre Bestimmung auf Univer-

sitäten gänzlich verfehlten, immer mehr. Die unwissenden und rohen Ankömmlinge wurden von alten Burschen desselben Geichters in Haufen gruppiert, die der Sittenlosigkeit, dem Trunke, Schlägereien und Raufereien ergaben, die Bestimmung vergessend, sich der Zügellosigkeit überließen und die Einbildung machten, als ob den Studirenden die wildesten Ausschweifungen und die gefehlte Zügellosigkeit von Rechtswegen verstattet wären, oder wenigstens Nachsicht dienten. Auf diese Weise riß ein Leben der Studirenden auf den Universitäten welches großes Mißfallen unter den meisten Ständen nachsichzog, und das Universitätswesen erfuhr von mehreren Seiten großen Tadel. Es litt keinen Zweifel, der Zweck des Unterrichts auf den Universitäten von jeher bei den meisten der Studirenden sehr verfehlt wurde und noch verfehlt wird. Daran waren aber theils schlechte Vorbereitung, mit welcher die Studirenden zur Universität kamen, theils die Verhältnisse, in welche sie daselbst versetzt wurden, Schuld. Die Rechte und Disciplin auf den Universitäten war dem Körper der Universität anvertraut nur darauf berechnet, daß dadurch eine Menge wissenschaftlich vorbereiteter Ankömmlinge von reiferem Alter, welche den festen Vorsatz haben, etwas zu lernen, in Ordnung gehalten werden sollte. Man hatte dabei vorausgesetzt, daß die Meisten ihnen Kraft, Überlegung und guten Willen genug haben würden, um die richtige Ordnung von selbst zu beobachten. Auf starken Widerstand war daher die Universität verleihe Macht nie berechnet. Man setzte vielmehr voraus, väterliches Zureden, Ermahnen, Warnen und die Strafe der Entfernung von der Universität ausreichende Mittel sein würden, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Diese Macht war begreiflicherweise nicht stark genug, um geheime Gesellschaften in denen sich Studirende, mit Hintansetzung ihres Zweckes, zu Raufereien allerlei lächerlichen Ausschweifungen verbanden, die, unfähig den Wissenschaft zu leben, ihre Zeit im Müßiggange verbrachten, und zu allerlei Fehlritten von Feuer einer unbeschäftigten Jugend hingetrieben wurden, im Zaume zu halten. Indessen ließen die Regierungen lange genug die Universitäten in diesem Zustande da die Ausschweifungen der akademischen Jugend den Staat unmittelbar nicht berühren schienen, und man glaubte, mit den Jugendstreichern es nicht so genau nehmen zu dürfen. Erst als jener unruhige Geist die Politik erfaßte und der Schwindel der Revolution zu ergreifen schien, hielten es die Regierungen für nöthig die akademische Jugend unter ihre unmittelbare Aufsicht zu nehmen, und dem ruhigen Geiste mit Strenge entgegenzuarbeiten. Das Resultat der bei dieser Gelegenheit über die geheimen Studentenverbindungen angestellten Untersuchungen scheint kein andres zu sein, als daß dieselben, nachdem sie sich lange mit Thorheit und Kindereien beschäftigt hatten, von dem politischen Taumel der neuen Zeit angesteckt, endlich ein Mal eine ernsthafte Idee ergriffen, und sie zum Gegenstand ihrer Thätigkeit machen wollten, wobei sich aber deutlich offenbarte, daß die größte Unwissenheit über den Gegenstand, welcher erreicht werden sollte, theils eine in jenen geheimen Vereinen schon seit langer Zeit verdorbenen Moral, verbunden mit jugendlicher gehaltloser Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit, einen demagogischen Bund in der Burschenschaft hervorgebracht hatte, welcher die Studirende von ihrer Bestimmung gänzlich abführte und sie zu den verwerflichsten Unthaten verleitete. Zwar sahen vernünftige Beurtheiler wol ein, daß so lächerliche politische Caricaturen, als sich in diesem Bunde zeigten, wol Lärm und Aufregung, aber nie eine ernsthafte Revolution erregen konnte; aber daß die Regierungen über die nutzlose und schädliche Richtung der kostbarsten Anstalten entrüstet, die Sache ernstlich nahmen, mußte doch Jeder billigen. (Vgl. Umtriebe.) Daß die getroffenen Maßregeln ist nun zwar der demagogische Schwindel unter den Studirenden so ziemlich verschwunden; aber man würde sich irren, wenn man glauben wollte, der verdorbene Geist des Universitätswesens habe sich dadurch

erändert. So lange man die zumstättige Einrichtung der Universität so lange die Studirenden als eine eigne Corporation, mit besonderer Disciplinarverfassung behandelt werden, so lange der Aufständigkeit die Bedingung der Belangung zu wissenschaftlichen Staatsstellen lange werden dieselben Fehler und Unvollkommenheiten immer, in Gestalten, zum Vorschein kommen. Etwas verbessert wird denn man keine andern als gut vorbereitete Jünglinge zum Universitätsstudium zulässt, wenn die Universitätsdisciplin Jeden, der seine Bestimmung der Universität nicht achtet, fortweist, wenn die Testimonia auf strenges Bedacht, und noch strengere die unablässige Bedingung zu Staatsstellen die gründliche Verbesserung würde nur dann erfolgen, wenn der Universität als freiere höhere Unterrichtsanstalten betrachtete, die Jeder welcher dazu Lust hätte, aber bei Befragung seiner Ämter durchfragte, ob Jemand auf der Universität gewesen ist, oder nicht, mäßige und strenge Examen in den erforderlichen allgemeinen und speciellen Kenntnissen zur einzigen Bedingung der Zulässigkeit zu Staatsstellen vorrichtung würde bewirken, daß der Studentenstand gänzlich vermindert und würde zur Universität kommen, der nicht wirkliche Lust hätte, zu benutzen; Jeder, der deshalb dahin käme, würde unter dem Licht und der Polizei der Ortsbewohner stehen, Alle wären Bürger und Einwohner und der Corporationsgeist hätte keine Basis mehr. Der Unterricht wäre bloß auf freien Unterricht beschränkt, und die Professoren bürden nur um die systematische und zweckmäßige Einrichtung des Cursums für diejenigen Bürger oder Einwohner der Stadt zu haben Lust hätten, sich den Wissenschaften zu widmen, oder sich die Staatsprüfungen erforderlichen Kenntnisse zu erwerben. 73.

(Stand der) wird in der christlichen Glaubenslehre der Zustand, in welchem sich die ersten Menschen vor dem Sündenfalle befanden. In diesem Sinne die ursprüngliche Unverderbtheit und Reinheit der Natur, in der sie das Bild Gottes noch unentstellt ansah und was sie nach Gottes Absicht sein sollte. Die Meinung einiger Philosophen, daß den ersten Menschen in diesem Zustande große Kenntnisse, Einbildungskraft zu; nach der biblischen Erzählung läßt sich aber nur annehmen, daß die Natur der Sache lehrt, daß die Freiheit ihres Verstandes vor der Freiheit ihres Herzens von sinnlichen Neigungen sie ebenso tüchtig zur Erkenntnis des Wahren als zur freudigen Ausübung des Guten machte. Die Freiheit einer völligen Freiheit von allen Übeln des Leibes und der Seele, die Freiheit, von der die Menschheit im Stande der Sünde keine Beziehung haben kann, weil die reinen Freuden der Unschuld auch eine völlige Beschaffenheit des Gemüths voraussetzen. Was endlich die ihnen zukommende Unsterblichkeit des Körpers betrifft, so ist wenigstens so viel gewiß, daß sie den Tod nicht kannten, und also auch nicht zu fürchten hatten. (Vgl. E.)

versuchen, s. Orbalien.

Unsterblichkeit. Fortdauer der Seele oder Unsterblichkeit ist die Fortdauer unserer geistigen Persönlichkeit mit Bewußtsein. Man schreibt man auch dem Körper eine Art von Unsterblichkeit, aber nicht als die körperlichen Stoffe, welche ihre bisherige Daseinsform unter neuen Verhältnissen in der Natur fortwirken und in andre Körper übergehen, nicht als ob derselbe Körper bliebe. Da nun der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verwesung übergeht und damit als bestimmter organischer Körper zu sein aufhört, so kann auch eine Unsterblichkeit

ersterung des Leibes nicht als eigentliche Fortdauer desselben, sondern als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, und zwar vollkommenern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode oder die Unsterblichkeit der Seele hat man auf verschiedene Art zu beweisen gesucht; besonders hat man sie in den neuern aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein diese Immaterialität läßt selbst nicht streng erweisen; und wenn auch, so würde daraus folgen, daß die Seele nicht so, wie der Leib, durch Verwesung zerstört werden könne, nicht aber, daß auch mit vollem Bewußtsein ihrer selbst fortzufahren zu sein und zu wirken. Das bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtlosen Zustand überginge, ähnlich demjenigen, worin sie sich während eines tiefen Schlags oder langer Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, sondern nicht viel besser als Vernichtung. Gleichwol ist der Gedanke, daß der Mensch dem Tode aufhören soll, als ein vernünftiges und freies Wesen thätig zu sein, trostlos und, man möchte sagen, empörend für die Menschheit, daß ihn die besten und Besten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen, und alle edele Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen wesentlichen Bestandtheil ihrer religiösen Überzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist daher als religiöser Glaube zu betrachten. Es ist nämlich eine vernünftliche Forderung der Vernunft an den Menschen, daß er nach einer ununterbrochenen Fortgehenden Vervollkommnung strebe. Diese Forderung kann und darf der Mensch nicht aufgeben, wenn er nicht auf seine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Wesen Verzicht leisten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine Fortdauer seines bessern Selbst, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortschritts im Guten, stattfinden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer solchen Fortdauer ein ebenso unaufschiebliches Räthsel ist. Der Glaube an die Unsterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an die Gottheit, und Niemand kann mit fester Zuversicht an Gott glauben, ohne zugleich an seine Freiheit und Unsterblichkeit zu glauben. Es findet sich aber auch der Glaube an Unsterblichkeit auch in den Religionen der gebildetsten Völker, und nur wird die Idee dieser Fortdauer von den verschiedenen Völkern mannigfach modificirt. Am meisten aber ist sie abhängig von der Ansicht, welche man von der Seele und ihrem Verhältnisse zum Körper hat. Nur der roheste Materialismus ist dieser Vorstellung unfähig. Sobald man aber anfängt, das eigentliche Wirken der Seele wahrzunehmen, und seinen Blick von der sinnlichen Erscheinung abzuwenden, sobald entsteht auch der Gedanke an die Fortdauer, und wird durch Regungen der Hoffnung und Furcht, sowie durch mannigfaltige noch unentdeckte Erscheinungen der Natur, ja selbst durch Täuschungen unterstützt. Früher wird die Fortdauer als eine Fortdauer mit dem Körper, ohne Vorstellung eines andern Lebens, verschiednen Zustandes gedacht (vielleicht darum suchte man, die Körper der Todten unverwest zu erhalten), — später mit einem andern, lieblichen Körper. Oder die Seele wird wie ein feinerer Körper vorgestellt, beiseite als Luftwesen (daher die Benennungen des Geistes in den ältern Sprachen Hauch und Lust) oder als ein Schatten, der getrennt vom Körper nach dem Tode lebe. In diesem Falle ist auch das Leben nach dem Tode, wie nach der Meinung der Griechen, nur ein Schatten von dem gegenwärtigen. Aber dies ist schon eine Vorstellung und setzt eine Herrschaft der Sinnlichkeit voraus. Indem man das Leben der Seele verbunden mit dem vorigen oder einem neuen, wenn auch andern Körper dachte, war man genöthigt, dasselbe in einen bestimmten, von dem Leben geschiednen Raum zu verlegen. Das Unsichtbare aber wird zunächst als irdisch vorgestellt. Daher der Glaube an eine Unterwelt (s. d.), oder ein Reich, mit dem Glauben an die Fortdauer in der engsten Verbindung steht. So die Phantasie nun den Wechsel der Zustände auch auf ein andres Leben übertragen

in ununterbrochenes Fortbilden der Natur in verschiedenen Formen, was auch Erhaltung des todten Körpers widerstrebt, oder ein Fortschreiten des Geistes verschieden Stufen annimmt, entwickelt sich die Lehre von einer Metempsychose oder Metempsychose. (S. Seelenwanderung.) Ferner hängt mit dem Glauben an eine Unterwelt wiederum der Glaube an Erscheinungen (Gespenster), Beschwörungen und Einwirkung der Verstorbenen auf die Lebenden zusammen, die sich in spätern Zeiten bei den Völkern entwickeln. Nach den Bedürfnissen der Bildung gestaltete man sich den Zustand nach dem Tode, früher auf eine höhere Art, und zwar so, daß Das, was man hienieden für Vorzug und Verdienst auch dort als solches sich geltendmachen sollte, Alles aber, was als Schwäche und Unvollkommenheit verachtet wurde, auch jenseits einen unvollkommenen Zustand bewirkte. Natürlich war es ferner, daß die Fortdauer nach dem Tode mit dem auf dieser Erde in Verbindung gebracht wurde, und so trat der Zustand nach dem Tode in Beziehung auf Das, was man für Bestimmung des Menschen hielt, in Begriffe der Vergeltung, welcher moralischen Ursprunges ist, in Verbindung. Daraus entwickelten sich die Vorstellungen von Belohnungen und Strafen nach dem Tode, und von besondern Orten für dieselben (Hölle und Himmel), welche die Phantasie der Völker mannigfaltig ausschmückte. Erst unter Voraussetzung der Vorstellung von einem vergeltenden Zustande scheint sich die Lehre von einer Wiederbelebung (oder Wiederbelebung der Grundstoffe) des menschlichen Körpers entwickeln zu haben. Mit dieser und mit der Seelenwanderung scheint die Lehre von dem Seelenschlase entgegengesetzten Reinigungszustande (purgatorium) zusammenzuhängen, sowie die Annahme eines Gerichts nach dem Tode in der Unterwelt (das des Osiris, der 3 Richter in der griechischen Mythologie) oder eines Urtheils am Ende der Welt oder einer Wiederkehr in die Oberwelt. So war die Vergeltungslehre theils beschränkter und roher, theils umfassender und geistlicher. Von dem Glauben an die Fortdauer des Geistigen nach dem Tode liegen die Grundlagen der frühen religiösen Verehrung verstorbener Personen. Der reine Glaube an die Unsterblichkeit ist erst durch die christliche Religion herrschend geworden. Dieser christliche Glaube an die Unsterblichkeit zeichnet sich aus theils durch die Versichert und Gewißheit, mit welcher er sich ausspricht, theils durch die Beziehung auf das Religiöse und Sittliche im Menschen. Nur der edlere und wesentliche Theil des Menschen soll nach ihm leben. Wir wandern nach ihm aus diesem irdischen Leben in ein andres, wir lassen an der Schwelle desselben die Hülle, die uns das tröstende oder qualende Bewußtsein unserer freien Handlungen über zu Segen oder Strafe. Man hat über diese für das menschliche Herz wichtigen Gegenstände 2 sehr lesenswerthe Schriften von Sintenis: „Etipison über meine Fortdauer im Tode“, und „Diste von, oder über das Dasein“ (auch als Anhang zu „Etipison“ betrachtet); ferner: Jean Paul Fr. Richter: „Selina, oder über die Unsterblichkeit“ (2 Thle., Stuttg. 1827, unvollendet); J. v. Autenrieth, „Über den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer“ (Tübingen 1815).

T.

Unterhaus. Das Haus der Gemeinen (House of Commons), der zweite Theil und der wichtigste (in Hinsicht auf Volksrechte, öffentliche Meinung und Bewilligung) des Parlaments (vgl. England) der vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland, ist nach und nach im 13. Jahrh. (1265 fg.) entstanden. 1297 erlangte es das Recht der Steuerbewilligung oder der Subsidien. Es besteht gegenwärtig aus den 658 Deputirten des Bürgerstandes der vereinigten Königreiche; als: 80 Knights (Ritter) von 40 englischen Shires; 50 Citizens und Burgesses engl. Cities; 339 Burgesses von 172 engl. Boroughs; 4 Representatives der Universitäten Oxford und Cambridge; 16 Barons von den 8 Cinque Ports. Siebente Aufl. Bd. XI.

Ports; 12 Knights von den 12 Shires in Wales; 12 Burgesss von den Boroughs in Wales; 30 Knights von 30 schottischen Shires; 15 Burgesss 65 schottischen Cities und Boroughs, und 100 Deputirte von Irland. Sie theils von den Grundbesitzern nach der Abtheilung des Landes, zu welchem das Reich in Shires oder Counties getheilt ist, theils von gewissen Cities (Städten) oder Boroughs (Flecken), wovon aber manche kaum noch in wenig Häusern stehen, theils von gewissen Seestädten, Cinque Ports, theils von den beiden Universitäten gestellt. Über die Wähler (Freemen, Freeholder), und die wahlfähigen Candidaten, die 21 Jahre alt sein müssen, s. England; desgl. über den Sprecher des Unterhauses. Die Mitglieder des Unterhauses erhalten, mit Ausnahme der Lords und Iren, weder Gehalt noch Diäten, genießen aber verschiedene Vorrechte, Briefpostfreiheit. Zu jedem neuen Parlamente werden neue Wahlen der Deputirten vorgenommen; doch können die Abgegangenen wieder gewählt werden. Deputirten sind nicht an die Vorschriften ihrer Wahlherren gebunden und erheben daher auch keine. Das Unterhaus beschäftigt sich vorzüglich mit den Subsidien, mit der Untersuchung streitiger Wahlen, der Ausstoßung seiner eignen Mitglieder und dem Vortrage öffentlicher Beschwerden über die Reichsverwaltung, hat das Recht, öffentliche Verbrecher zur Bestrafung anzuzeigen, und selbst Minister bei dem Oberhause anzuklagen. Ein solcher Anklageproceß heißt impeachment. Die Mitglieder stimmen mit Ja und Nein. Wenn der König im Oberhause der Lords, in Gegenwart einiger dazu berufener Mitglieder des Unterhauses die dem Throne gegenüber am andern Ende des Saals, hinter Schranken sitzend, das Parlament aufgehoben, aufgelöst (dissolved), und der Lordkanzler dem dem großen Siegel besiegelten Befehl deshalb erlassen hat, so macht der Sherif (die höchste bürgerliche Obrigkeit in jeder Grafschaft) in der Grafschaft und der Mayor (Bürgermeister in den Cities und Boroughs) den Tag der Wahl bekannt. Die Candidaten müssen sich bei ihm ausweisen, und den Eid der Treue (the oath of allegiance) in Hinsicht der gegenwärtig regierenden Königin schwören. Die Candidaten suchen hierauf die Stimmen der Freeholder, allerhand Mittel, Wahlzeiten, Dienste, Stiftungen, Entschädigung, Beköstigung und Reisekosten, wenn die Freeholders nach der Hauptstadt reisen müssen, um zu stimmen (Geschenke machen die Wahl ungültig), zu gewinnen. Eine Wahl kostet eine Wahl 200,000 Pf. Gewöhnlich sind Siege für 4000 Pf. haben. Die Liste, welche die Zahl der Stimmen enthält, die jeder Candidat am Wahltag erhalten hat, heißt Poll. Truppen müssen, so lange die Wahl dauert, sich auf 3 Meilen davon entfernt halten. Da auf vielen verfallenen Flecken (Waste Boroughs, s. d.) das Wahlrecht zum Parlament noch haftet, so werden diese deshalb sehr theuer erkaufte. Über die Parteien im Unterhause s. Ministerialpartei und Opposition. Eine Reform der Parlamentswahl, welche schon Pitt 1785 eine Bill ins Unterhaus brachte, ist jetzt mehr als je Volkswunsch. Große Städte wie Manchester und Birmingham haben über 100,000 Einwo. und keinen Repräsentanten; eine Menge Boroughs hingegen, bei kaum 6 Wahlmännern, einen Repräsentanten. Daher geschah es im Juli 1819, daß das Volk in Birmingham sich eigenmächtig einen Repräsentanten zu wählen versuchte. Weil das Parlament nur alle 7 Jahre neu gewählt wird, so bringt die Partei der Radicals sich jetzt ebenso ungestüm auf jährl. Parlamentswahlen. Diesem allen steht sich aber der Aristokratismus des Reichthums und die nur zu gegründete Furcht vor einer durch den Haß den Armen gegen die Reichen, und der Dissenters gegen die Episkopalen herbeigeführten Revolution.

Unterleib, der untere Theil des menschlichen Leibes, dessen Anfang von der Gegend der Herzgrube, nach beiden Seiten auf den kurzen Rippen bis an das Rückgrath bestimmt. Man unterscheidet äußerlich besonders folgen-

nselben. Die Herzgrube, da, wo der Knochenansatz des Brust-
 die Hypochondern, die auf beiden Seiten von den kurzen Rip-
 ; die Nabelgegend, in der Mitte; die Lendengegenden, auf
 unter den Hypochondern; die Hüftengegenden, unter den vori-
 Hüftknochen, die Weichengegend, in der Beugung, wo Schen-
 b zusammenkommen. Die Unterleibshöhle wird gebildet oben
 fell, welches sie von der Brusthöhle abscheldet, hinten von dem
 iden Seiten von den kurzen Rippen und zum Theil von den Bauch-
 von diesen allein, nach unten durch die Beckenknochen. Sie ent-
 Eingeweide in sich, die Verdauungswerkzeuge, die Werkzeuge
 und Aussonderung, und die innern Geschlechtswerkzeuge. In
 Herzgrube liegt der mittlere Theil und das rechte Ende des Magens
 Theile des Zwölffingerdarms, dem linken Lappen der Leber, dem
 ad einem Theile der Bauchspeicheldrüse (Pankreas). In dem rech-
 liegt der rechte Lappen der Leber, und der rechte Theil des Quers-
 In der Gegend des linken Hypochonders liegt der blinde Sack des
 ilz, der schmalere Theil des Pankreas, der linke Theil des Quers-
 it den daselbst befindlichen Nieren. In der Nabelgegend liegen,
 Niere bedeckt, die Windungen des dünnen Darms. In der rech-
 d liegen die rechte Niere und der aufsteigende Grimm- (Dick-)
 nken Lendengegend die linke Niere und der absteigende Dickdarm.
 üftgegend ist der Blinddarm, in der linken der absteigende Dick-
 heil der S-förmigen Krümmung desselben. In der Gegend der
 die Weichendrüsen, tiefer unten im Becken liegt nach vorn die
 er dieser der Mastdarm, zwischen beiden bei dem weiblichen Ge-
 chthälter. Der Unterleib ist der Hauptsitz des Erhaltungs- (Re-
 systems des Körpers. Die Verdauungswerkzeuge sind es, die ihn
 en. Er steht daher im Gegensatz mit dem Oberkörper, welcher
 thält. Wie dieser der Aufnahme und dem Einfluß der Luftstoffe,
 rfnahme und der Verarbeitung der irdischen, groben materiellen
 , und beide haben ihren Vereinigungspunkt im Herzen. Diesem
 Berrichtungen der Unterleibswerkzeuge dahin, den irdischen Stoff
 nehmen und zu verarbeiten, die brauchbaren Theile zurückzubehal-
 auchbaren fortzuschaffen, aus dem Blute selbst das Uebermaß ge-
 Stoffe durch deren Ab- und Aussonderung zu entfernen und
 Geschlechts zu dienen. Der Antheil von der allgemeinen Blut-
 s wird dem Unterleibe durch die große, unmittelbar aus dem Her-
 Schlagader (aorta descendens) zugeführt. Das Blut im Un-
 eigenthümlichen Umlauf, der von dem Umlauf in andern Thei-
 abweicht. Alle die Aderzweige, welche das Blut von dem ganzen
 er aufnehmen und zurückführen, vereinigen sich in Einen Stamm,
 t. Das Nervensystem des Unterleibs hat gleichfalls seinen eig-
 Charakter. (S. Nerven.) Diese Eigenthümlichkeit in dem
 m Nervensystem des Unterleibes gibt auch den Krankheiten dessel-
 n Charakter.—Zu den Unterleibskrankheiten gehören zwar
 alle die Krankheiten, welche den Umfang des Unterleibes oder die
 selben befindlichen Werkzeuge betreffen; allein gewöhnlich versteht
 sonders gewisse langwierige Kranklichkeiten, welche in der feh-
 renheit eines der größern und wichtigern Werkzeuge des Unter-
 inner anhaltenden Unregelmäßigkeit des Blutumlaufs, oder in
 Verstimmlung des Nervensystems des Unterleibes ihren Grund
 : den Krankheiten der ersten Classe sind die vorzüglichsten: die

Verdaunungsbeschwerden (s. *Verdaunung*), welche theils im Mangel an Luft oder ungewöhnlicher und krankhafter Eßlust, fehlerhafter Absonderung des Magensaftes, Säure und Schärfe im Magen, desgleichen im übrigen Darmcanal, woher langwierige Durchfälle aller Art entstehen, theils in einem regelmäßigen Zustande der Werkzeuge selbst, Verhärtung des Magens, gewöhnlich im Magenmunde oder am Ausgange desselben, Verengerung einer Partie der Gekrönte, Geschwüre in dem Umfange dieser Theile, bestehen. Auch die Krankheiten der die Verdaunung unterstützenden Werkzeuge, der Milz, des Pankreas, und namentlich der Leber, gehören hierher. — Die zweite Classe der Unterleibskrankheiten beruht auf einem Mißverhältnisse der Thätigkeit des arteriellen und des venösen Blutsystems im Unterleibe, indem der Rückfluß des Blutes nicht in dem Maße geschieht, als der Zufluß es nöthig machte. Wenn nämlich der Zufluß des Blutes nach den Organen des Unterleibes durch die Arterien ungehindert und ungestört, oft noch durch besondere Reize vermehrt, stattfindet, zugleich aber der Rückfluß des Venenblutes in die Pfortader langsamer vor sich geht, muß nothwendig eine Anhäufung von Venenblut in den Blutgefäßen der benannten Theile, der Druck der aufgetriebenen Adern, Störung des Blutes in denselben, und daher eine Reihe krankhafter Zufälle entstehen, von denen besonders die Hämorrhoiden, Blutflüsse aus dem Darmcanal, Blutbrechen, Magenkrämpfe, Milzkrankheiten und Hypochondrie öfters vorkommen. In Rücksicht der Ursache dieser Krankheiten kommt die Leber in besondere Betrachtung, von deren Thätigkeit hauptsächlich der freie Rückfluß des Venenblutes aus dem Unterleibe abhängt. Denn je eifriger die Leber ihr Geschäft, die Bereitung der Galle aus dem Venenblute der Pfortader, ausübt, desto schneller ist der Umtrieb dieses Blutes in der Leber, und desto schneller der Rückfluß aus derselben in die untere Hohlader; je träger hingegen die Leber ihr Geschäft betreibt, desto langsamer ist der Verbrauch des Venenblutes in der Pfortader, desto mehr häuft sich demnach das Blut in den Venen des Unterleibes an. — Hierzu kommt dann noch um so öfter eine Krankheit aus der dritten Classe, die Verstimmlung des Nervensystems schon an sich störend auf die Leber wirkt, und wiederum jede Regelwidrigkeit derselben zunächst in einer Abweichung der Thätigkeit des Nervensystems über das Geschäft der Leber gegründet sein muß. Kann aber auch die Verstimmlung des Nervensystems des Unterleibes von dem vengesflichte eines andern Theiles des Unterleibes, z. B. den weiblichen Geschlechtsorganen, ausgehen, und sich von da über das ganze Nervensystem des Unterleibes ausbreiten. Diese Verstimmlung äußert sich vorzüglich durch eine krankhafte Empfindlichkeit, durch eine fehlerhafte Einwirkung auf die Organe und daher resultirende Unregelmäßigkeit der Functionen, und durch einen stürmischen Uebertrieb der Nerventhätigkeit aus den Unterleibsnerven bis in die Nerven des Gehirns. Daher die Zufälle, welche u. d. N. der Hypochondrie, der Hysterie, des Magenkrampfes und der allgemeinen Krämpfe und Verwundungen bekannt sind. — In der Cur dieser genannten chronischen Unterleibskrankheiten kommt es zuvörderst auf die Erforschung der Ursachen an, welche zum Grunde liegen, und derjenige Werkzeuge oder Systeme, welche ursprünglich angegriffen sind.

Unterricht, s. *Schule*, *Pädagogik*, *Methode*; wechselseitiger Unterricht, s. *Lancaster* und *Wechselseitiger Unterricht*.

Unterschlächting, s. *Oberschlächting*.

Unterthan (subditus) ist der Staatsbürger im Verhältnisse zum Souverain, und nur in dieser Beziehung. Es ist nur uneigentlich gesprochen, wenn man die Untergebenen eines Grund- und Gutsherrn auch Unterthanen nennt, häufig dies auch geschieht, und nur im zusammengesetzten Staate können die untergeordneten Regenten wieder Unterthanen haben. So war es ehemals im despotischen Reiche; so ist es in gewisser Hinsicht noch jetzt bei den ehemals souverainen

lichen Befigungen. Im Staate gibt es keinen Stand, der nicht die Gemahlin des Souverains ist dessen erste Unterthanin. Auch Iterthanen, so lange sie im Staate weilen (*subditi temporarii*), ausgenommen, welchen nach völkerrechtlichem Gebrauche die Extermmt.

a l d e n, einer der kleinen Cantone Helvetiens, im Mittelpunkte Hirtenland von 12 □ M. mit 20,000 kath. Einw. Er grenzt an Schwyz, Luzern und Bern. Nur südlich liegen in seinem Um Schnee bedeckte Berge, unter welchen der 10,296 Fuß hohe und weit mit Gletschern bedeckte Titlis der merkwürdigste ist; westlich Pilatusberg von dem zu Luzern gehörigen Thale Entlebuch. Unt, außer den Bergen und dem Ufer des Vierwaldstädtersees, vor Thälern. Der Boden ist reich bewässert und enthält, außer dem See, der diesen Canton eine große Strecke weit gegen Nordosten mehre Seen. Das Klima ist im Ganzen nicht rauh, doch wird bloß Kartoffelbau getrieben. Wiesen- und Obstbau sind aber beziehung ist der Haupterwerbszweig der Einw. Im Sommer wer- Stuck Rindvieh auf den Alpen ernährt, und der unterwalder Käse ast und gut. Der Canton theilt sich in die beiden durch den Kern- n Haupttheile: Ob und Nid dem Walde, die beide für sich beson- den, eine demokratische Verfassung haben und wechselseitig einen re Tagssagung senden, und gehört zu den Urcantonen der Schweiz, Hand zum ewigen Bunde reichten, zeichnete in den neuesten Zei- rch seine Widersegllichkeit gegen die Staatsreformen aus. Zum lt er 382 Mann, und der Geldbeitrag ist auf 1907 Schweizer- gt. In Nid dem Walde ist Stanz, ein Flecken, der Hauptort; Ob dem Walde.

elt. Die Idee von einer Unterwelt ist vorzüglich an 2 Vorstellungen die Vorstellung von der Beschaffenheit der Welt und unserer Erde, stellung von einer Fortbauer nach dem Tode. (S. Unsterblich- lich ist die Erde für den in kindlicher Unwissenheit lebenden Men- ganze Welt. Es lebt nur was auf ihr athmet, und unter ihr nist. Über ihr ist der Lichtraum, die natürliche Wohnung der Göt- nach der indischen Mythe ist die Tiefe der Finsternis (Dnderah) für Reister als Ort der Strafe bestimmt; aber in ihr schon die Welt, zur läuternden Entwicklung bestimmt, und besteht aus 15 Re- welchen die 7 niedrigsten die Regionen der Strafe, unter der Erde, selbst, die 7 obern aber, die Regionen der Reinigung, über der ergibt sich also, daß dieser Begriff der Unterwelt mit der Seelen- sammenhängt. — Bei den Ägyptern wird die Unterwelt zum Tod- Schattenreiche, in welchem Osiris, später Serapis und Isis mit erschén und Gericht halten, zu welchen Anubis die Seelen leitet, ang Wölfe bewachen. Dies findet man auf mehreren Denkmälern B. auf einem Sarkophage im britischen Museum, wo die Wag- 's Throne steht. (Man s. Zoega, „De obelisc.“, an mehreren Orten.) geschiedenen Seelen oder überhaupt der Verstorbenen hieß Amen- Lebende und Empfangende. Hier blieben die Seelen, bis sie, nach von der Seelenwanderung, zu Osiris zurückkamen. Diese Vor- tenreichs leiten Einige von dem gebräuchlichen Todtengerichte es bei den Ägyptern vor dem Begräbniß eines Leichnams gehalten e. Allein nach Andern war dies spätern Ursprunges. Zur Aus- stellung des Todtenreichs aber wirkte der finstere Charakter der

Ägypter und ihre Religion, sowie die Beschaffenheit ihrer Begräbnisse zur möglichsten Erhaltung des Körpers, wozu das Mumificiren gerichtet, waren gleichsam Wohnungen der Todten, Todtenhäuser) in Steinmassen angelegt, oder erhabene Paläste mit Hieroglyphen, prächtig ausgeschmückt und gleichsam auf eine gewisse Weise werden in Ober- und Mittelägypten noch häufig gefunden (s. die Abbildungen bei Denon). In Unterägypten wurden die Todten von Memphis aus über den See Möris in die Begräbnissstätten gebracht. Menge dieser Begräbnisse in gewissen Theilen des Landes deutet auf die Existenz von einem solchen Todtenreiche, die sich besonders in Unterägypten ausgebildet zu haben scheint. Vielleicht gründete sich auf die Vorstellung von der Unterwelt, über welche man eine angesehene Schrift, den *„Fünfundzwanzigsten Buch der Kairoer Papyri“* in dessen „Fundgruben des Orients“ findet, auch die Vorstellung der Hebräer von ihrem Schattenreiche, *Scheol* genannt. — Bei Diodor von Sicilien (I, 92 und 96) ausdrückliches Zeugnis, dass die Begriffe von Hades, Elysium und Tartarus von den Ägyptern auf die Griechen übergingen. Hades, Erebus, Hades finden wir bei den Griechen überhaupt die Unterwelt, das heißt den dunkeln Raum verstanden, in welchem die Seelen der Verstorbenen befindlich ist. Bald ist der Tartarus, auf dem die Erde ruht, das Chaos (des ursprünglich dunkeln Raums, der unendlichen und Bruder des Erebus, bald, als Kerker der Titanen und der tiefste Theil der Unterwelt; aber damit noch nicht Todtenreich. Erebus und Hades (letzterer ist, wie der Ort der Römer, eigentlich als unterirdischer Raum überhaupt gebraucht, späterhin ist er der Ort der Verstorbenen in demselben Schattenreich; nur daß der Aufenthalt der Verstorbenen in andern Vorstellungen auch an das Ende der Welt auf die Insel bei Hesiod) oder auf eine elyrische Flur (wie bei Homer, „Odyss.“, wird. An einer andern Stelle („Odyss.“, X, 507) heißt es: weit von der Insel Itha, am westlichen Ende des Weltstroms ein dunkle, des Sonnenlichts beraubte Land der Kimmerier. Hier ist die Wohnung des Aides und an den Felsen des unterirdischen Flusses Acheron, in welchen sich der feurige Pyriphlegethon stürzt, und der Arm des Styx. In der Unterwelt sitzt Aides mit goldenem Scepter die Gestorbenen richtend; „hier ist die Asphodeloswiese, wo die Seelen der Verstorbenen wohnen“, und Gute und Böse unterschiedene Lieblinge der Götter wohnen auf einer glücklichen Insel (s. den Aufsatz: „Homer's Unterwelt“, im „Morgenblatt“, 1807). Diese Vorstellung wurde mit der Vorstellung von der Erde weiter ausgedehnt, da das Todtenreich nun in die Erde versetzt, und besonders wurde es in die Unterwelt, wo sich der Abgrund zu öffnen schien, wurden als Eingangspforte betrachtet. Die gewöhnlichste Vorstellung wurde folgende: Rings umflossen vom Styx, und der Eingang zu demselben war nur durch einen schlammigen Kocyt. Charon, d. i. der Fährmann, fährt die Seelen über den Kocytus, Hermes dem Unterirdischen geleitet, hinüber. Am jenseitigen Ufer der Seelen aussetzt, liegt in einer Höhle der schreckliche Erinyen, die Seelen auf einem geräumigen Platz, wo der Richter Minos sitzt, und nach demselben Weg die Seele wandeln soll. Nun theilt sich der Weg in zwei, und zum Elysium (s. d.), welches zur rechten Seite des Flusses liegt, und zum Tartarus (s. d.) zur linken, als Ort der Strafe für die Bösen. Dem Damocles thront. In dieser Mythologie ist die ägyptische Vorstellung der Unterwelt, die ägyptischen Namen des Charon, Cerberus, Kocytus, Acheron, Aegypten. In der Nähe von Memphis nämlich war, nach Diodor, der Ort

in Höllenflüsse und der Wohnung der Abgeschiedenen veranlaßte, er wurden die Todten von einem Fährmann, der dafür einen Obolen Begräbnißplätzen der Aegypter, den schönen Wiesen, nah an dunkeln Sclate gefahren, woraus die Dichtung entstand: Etabgeschiedenen Seelen zu den schönen Wiesen, ihrem Wohnsitz. Die die Mysterien ägyptische Vorstellungen von der Unterwelt. Die der Philosophen und die Gebilde der Dichter brachten noch manchenheiten in der Vorstellung der Unterwelt hervor; so wirkte die Reinigung und Entführung, verbunden mit der Idee der Seelenman eine Wiederkehr der Verstorbenen in die Oberwelt nach ges (Platon) annahm.

erfun g s v e r t r a g (pactum fundamentale subjectionis ci- 3 Hauptmomente, welche in dem Grundvertrage des Staats und zwar derjenige Theil desselben, wodurch eine Herrschaft, ein Souverän anerkannt wird. (Vgl. Staatsvertrag.) Da der Zweck des erreicht werden kann, ohne eine fest bestimmte, jeden Widerstand überwiegende, nie unterbrochene oder zweifelhafte Herrschaft, und Pflichten des Souverains durch die Vernunft (die Gesetzgebung) oder durch den zufälligen Willen der einzelnen Menschen gegeben sind: der Unterwerfungsvertrag zwischen dem Volke und dem Souverain eine Vollmacht oder ein anderer privatrechtlicher Vertrag eingerichnamen oder abgeändert werden kann, und auch in dieser Beziehung einem Staatsgrundvertrage nichts Gefährliches. Sie allein gibt Verhältnisse eine rechtliche Festigkeit, welche weder durch die Theotlichen Rechte (einem durch den Willen Gottes erteilten Auftrage) die Ansicht, daß das bloß factisch Bestehende auch das rechtlich Gültige sein müsse, erreicht werden kann. Denn da Niemand viel Zeit dazu gehöre, um eine mit ungesetzlicher Gewalt beginn zu einer legitimen zu erheben, auch der göttliche Wille sich in die durch das factische Gelingen kundthut: so wird gerade durch eine jede gewaltsame Umstürzung, jede Usurpation, so lange sie gehauptet, mit der Sanction der Legitimität umgeben, was ebensoen Rechtsgefühl der Völker als der philosophisch ausgebildeten Theo-

Ausdrückliche und förmliche Unterwerfungsverträge kommen in und neuern Geschichte häufig vor, z. B. die Anerkennung Wilhelms von England die Act of settlement, wodurch das Haus engl. Thron berufen wurde, die Wahl des Prinzen Christian August, und nach seinem Tode des Marschalls Bernadotte zum Kronprinzen u. s. w. Allein meistens erhebt sich die Souverainetät nach ohne ausdrückliche für sich bestehende Verträge, durch eine Reihe Anerkennungen. Dies hindert aber nicht, daß man nicht im Unterwerfungsvertrag von den beiden übrigen, dem Vereinigungsvertrage, trennen könnte, und diese Absonderung ist sogar praktisch und nothwendig, weil ein jeder derselben die wichtigsten Abänderungen, ohne daß auch die beiden andern dadurch verändert werden Staat bleibt derselbe, wenn auch seine Grenzen erweitert oder verengert die Verfassung steht weder mit der Dynastie noch mit dem Umfang einer wesentlichen Verknüpfung. Die Form des Unterwerfungsvertrages mannigfaltig; am sorgfältigsten war auf sie Rücksicht genommen Napoleon zum lebenslänglichen Consul, und nachher, als er zum Kaiser wurde; aber das Wesen, das eigentlich Bleibende desselben, liegt in der Übernahme der Regierungspflichten, und andererseits in der Aner-

kennung des Volks; welches Beides durch die Einrichtung ohne Fortführung regelmäßiger Regierungsanstalten und durch ruhigen Gehorsam der großen Masse des Volkes zu Stande gebracht wird. Das Dasein einer wahren Regierung, d. h. in festen innern Ordnung und Leitung des Volkes, nach den Ideen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, ist auch sonst im praktischen Völkerrecht stets für die Bedingung gehalten worden, ohne welche ein Staat nicht als solcher von den übrigen anerkannt werden konnte, und es war dies nothwendig, um den rechtmäßigen Widerstand gegen die Usurpation von der Rebellion gegen legitime Herrschaft zu unterscheiden. In der neuern Zeit sind diese Begriffe durch die Unwissenschaftlichkeit vieler, welche in den öffentlichen Angelegenheiten das Wort genommen haben, verdunkelt worden; es scheint aber doch, als wolle man den richtigen theoretischen Ansichten wieder einen Einfluß einräumen. Das Resultat und das Ziel des Unterwerfungsvertrags ist die Legitimität, oder ein solcher Zustand der Dinge, worin nie eine Abwesenheit (le ne meurt pas), und nie eine Ungewißheit der höchsten Gewalt eintreten kann, sondern immer ein unzweifelhafter Nachfolger in der Souverainetät vorhanden ist. Die Frage, woran sich erkennen lasse, daß ein gültiger Unterwerfungsvertrag zur Gegenwart gebühen sei, hat allerdings ihre Schwierigkeiten, und es läßt sich nicht leugnen, daß Umstände eintreten können, unter welchen es eine Zeitlang zweifelhaft sein kann, welcher von mehreren Competenten und Prätendenten das Recht für sich habe. In Beziehung auf das Volk aber muß man stets anerkennen, daß es sich der factisch bestehenden Regierung zu unterwerfen berechtigt und nach den Umständen verpflichtet sei. Schwieriger aber ist bei weitem die Frage, was dazu gehöre, den Unterwerfungsvertrag wieder aufzuheben, wobei man ganz klar ist, daß man nicht an ein beliebiges Zurücknehmen denken darf, wovon zuweilen behauptet worden ist. Der Geh.-Rath Schmalz sagt in s. E. Rechte: „Wie aber, wenn uns etwas durchaus Pflichtwidriges befohlen wird, dann gehorchen wir nicht, aber wir empören uns nicht“.

Unze (a. d. Lat. uncia), ein Gewicht von 2 Loth, ist in Deutschland in Apotheken und beim Golde gewöhnlich. In den Apotheken und auf den Münzen der Ärzte wird es durch das Zeichen ℥ bezeichnet. Bei den Römern war die Unze der 12. Theil eines Sanges überhaupt und besonders des Pfundes. Diese Münzungsart ist noch jetzt in Italien gewöhnlich; das ital. Pfund hat 12 Unzen = 24 Loth. — **Unze** heißt auch ein zu dem Raubgeschlecht gehörendes Raubthier in Afrika, Ostindien und Persien, das mit dem Panther viel Ähnlichkeit, nur etwas gelmäßigere Flecken als dieser hat. Auch ist es sanfter als der Panther und läßt sich leicht zahm machen und zur Jagd auf Gazellen abrichten. Der Jäger reitet es hinter sich auf dem Pferde; wenn er das Wild eingeholt hat, läßt er die Unze darauf los, die es fängt und sich nachher willig wieder greifen und auf das Wild nehmen läßt.

Unzer (Johann August), geb. zu Halle am 29. April 1727, studierte Medizin und Arzneikunde ebendasselbst, besonders unter Junker's und Krüger's Anleitung, erhielt die medicinische Doctorwürde am 9. Sept. 1748 und schrieb dazu „De mutatione“ (Halle 1748, 4.). Gegen das Ende 1750 wendete er sich nach Hamburg, ließ sich aber bald darauf in Altona als praktischer Arzt nieder, ward dort in Rinteln und starb am 2. April 1799. Er hat sich am meisten durch seine medicinisch-diätetische Wochenschrift „Der Arzt“ (Hamb. 1775 fg., 6 Bde.), die gegenwärtig großen Werth hat, vorthellhaft bekanntgemacht; das Wesentliche derselben ist zusammengestellt in Dr. J. A. Unzer's „Medicinischem Handbuch“ (neuem ausgearbeitet, Leipzig 1794). Von seinen übrigen zahlreichen Schriften führen wir die wichtigsten an. Zuerst erschien anonym, mit einer Vorrede von G. Krüger: „Neue Lehre von den Gemüthsbewegungen“ (Halle 1746); später anonym erschienen: „G. E. J. S. Gedanken vom Schläfe und den Träumen, und

Sendfchreiben an N. N., daß man ohne Kopf empfinden könne" (Halle 1746); es wurde diese Schrift fälschlich dem Professor Supprian in Halle zugeschrieben. Unter seinem Namen erschien: „Abhandlung vom Seufzen" (Halle 1747); „Philosophische Betrachtungen des menschlichen Körpers überhaupt" (Halle 1750); „Grundriß eines Lehrgebäudes von der Sinnlichkeit der thierischen Körper" (Lübeck und Rinteln 1768); „Medicinisches Handbuch" (Leipz. 1770; letzte Aufl. 1794); „Erste Gründe einer Physiologie der eigentlich thierischen Natur menschlicher Körper" (Leipz. 1771); „Über die Ansteckung, besonders der Pocken" (Leipz. 1778); „Einleitung zur allgemeinen Pathologie der ansteckenden Krankheiten" (Leipz. 1782). Außerdem lieferte er Aufsätze in das „Hamburgische Magazin" und seine „Sammlung kleiner Schriften" erschien in 3 Bdn. (Leipz. 1766 — 69). Man darf diesen Unzer nicht verwechseln mit Johann Christoph Unzer, 1747, gest. am 20. Aug. 1809, und ebenfalls Arzt zu Altona; dieser gab z. B. Uben eine „Diätetik der Schwangeren und Säugenden" (Braunschweig 1806) heraus.

Upsala, eine Stadt in der Provinz Upland in Schweden, in einer weiten ebenen Ebene, in frühern Zeiten die ansehnlichste Stadt des Reichs, hat jetzt 180 Häusern gegen 4000 Einw. Die Häuser sind größtentheils von Holz, mit Leinwand bedeckt, über welche Rasen gelegt wird. Die Domkirche ist ein großes Gebäude, und die ansehnlichste im ganzen Lande. Es sind in derselben die Gräber einiger schwedischer Könige und viele andre Monumente, unter denen auch Litters Linné Grabmal ist. In dieser Kirche werden die Könige von Schweden bestattet. Der hiesige Erzbischof ist der einzige in Schweden, und das Oberhaupt der Geistlichkeit oder Primas des Reichs. Die Universität wurde 1477 von dem Bischof Sten Sture gestiftet, kam aber in den nachmaligen unruhigen Zeiten in Verfall. König Gustav Adolf, der ihr eine neue Einrichtung gab, viele Privilegien ertheilte, liegende Gründe schenkte und Stipendien stiftete, ist als ihr größter Stifter anzusehen. Er legte den Grund zu ihrer großen Bibliothek. Auch Königin Christine vermehrte die Einkünfte der Universität. Unter den Lehrern, die die Universität gehabt hat, sind Linné und Wallerius die berühmtesten. Sie wird jetzt von 12 — 1600 Studirenden besucht. In dem von Gustav Adolf (1622) errichteten akademischen Gebäude ist die ansehnliche Universitätsbibliothek, in welcher sich gegen 1000 Handschriften befinden, und wo auch die vom König Gustav III. hinterlassenen und, seiner Verordnung gemäß, erst 50 Jahre nach seinem Tode öffentlich bekannt zu machenden Handschriften verwahrt werden. Die Universität besitzt auch eine Sammlung von 11,000 Stück Münzen, eine Sternwarte, einen gut eingerichteten, von Linné angelegten botanischen Garten, mit einem 1735 von Gustav III. zu Ehren Linné's angefangenen, 1805 aber erst vollendeten prächtigen Gebäude, in welchem sich eine sehr reiche und große Naturaliensammlung befindet. König Friedrich stiftete 1728 die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften (*Societas literaria et scientiarum*).

Ural, d. i. Gürtel. Dieses Gebirge (die Montes hyperboraei oder riphaei Alten), das an der Grenze von Asien und Europa in einer Strecke von 300 Meilen, vom Eismeere bis zum kaspischen Meere hinstreicht — Rußlands reichste Metallader —, heißt nördlich nach dem Eismeere das werchoturische oder jugorische Gebirge. Werchotur ist nämlich die Höhe an der Quelle der Tura (58° N. B.), der Flecken gl. N. mit 3000 Einw. und Eisenhütten, der Niederlagort des sibirischen Handels, liegt. Südlich von dem großen Bergücken des Ural ziehen sich subarctische Berge weit in die Kirgisensteppe hin. Sein höchster Gipfel, der subarctische Feld, hat eine Höhe von 6397 Fuß über der Oberfläche des kaspischen Meeres. Mehrere Flüsse, auf der östl. und westl. Abdachung des Ural, betheiligen den innern Handelsverkehr des Gouvern. Perm (5800 □ M., 1,143,902

Ural), dessen größte Merkwürdigkeit das metallreiche Uralgebirge ist. Der Ural gehören daselbst 9 Bergwerke und Hütten in Eisen, 51 Kupferbergwerke, ein Goldschmelze, ein Münzhof; von Privatbergwerken sind 81 in Guss Eisen und 18 in Kupfer vorhanden. Die jährliche Ausbeute an Kupfer beträgt 200,000, an Gold 5,500,000, an Guss Eisen 8,500,000 Pud. Die Salzwerke der Regierung liefern jährlich 1,300,000 Pud Salz; die Privatsalzwerke liefern 6,136,000 Pud. Die Zahl der Arbeiter in den Bergwerken beläuft sich auf mehr als 120,000. Sonst findet man gar keine, von Blei und Silber nur geringe Spuren auf dem Uralgebirge. Die aus den Bergwerken gewonnenen Producte kann man jährlich im Durchschnitt auf 45, und mit Einschluß des Waschgolds auf 50 Mill. Rubel schätzen. Außer dem Hauptmarkte, der jährlich für die Erzeugnisse des Bergbaues und Fabriken (denn Perm hat auch wichtige Ledergerbereien, Seifensiedereien und Manufacturen) zu Irbit gehalten wird, ist der Hauptstapelplatz im Innern der Ural-Region von Nischnei-Nowgorod; für den auswärtigen Verkehr sind es die Städte von Archangel, Petersburg und Taganrog. Seit Kurzem hat die Entdeckung Goldadern des Ural einen überaus reichen Ertrag gegeben. Dem uralischen Gold fand kannte man schon seit 1774. Es bedeckt eine Fläche von 36,000 □ Werst. Man findet ihn sowol in den Bergadern als in dem Ufersande. Diese Sande sind wahrscheinlich Trümmer früherer Gebirge. Aus den Bergadern wird das Gold durch Stampfen in Kästen von Guss Eisen gewonnen, aus denen man das zu Erzstämpfte Mineral mittelst des Wassers auf die Waschbälge bringt, wo der Schlamm und die leichten Theile durch das Wasser weggespült werden, die schweren metallischen aber sich auf dem Waschbälge setzen, von dem sie als kleine Klumpen aufgelesen werden. Das Gold aus den Sandbänken wird durch Waschen in eisernen siebartigen Gefäße gewonnen. Zu diesem Erwerbszweige braucht man 14,000 Arbeiter, darunter 4380 Bauern der Regierung. Die Besitzer der Privatgoldwerke geben von ihrem Gewinne 10 Proc. ab. Bis 1817 betrug die Ausbeute des Ural aus den uralischen Gebirgen nicht über 18 Pud im Durchschnitte, jetzt auf 200 Pud jährlich gestiegen. 1824 wurden aus 200 Pud Gold 3 Mill. Rubel geprägt, die in Papier 10 Mill. Rubel werth sind. Von diesem Ertrage erhielt die Regierung etwas mehr als der vierte Theil. Unter den Privatgoldbesitzern haben im Ural die bedeutendsten Bergwerke der Geheimrath Demidoff, Herr Jakowlew, die Gräfin Stroganoff und die Kaufleute Subin. Nach dem Tode des Senators Somoinoff und des Prof. Fuchs zu Kasan sind die Goldberge auf der Ostseite des Ural viel ergiebiger als die auf der Westseite. Im April 1825 fand man in den Bergwerken von Slatoust, im Gouvernement Orenburg, eine große Menge gebiegenen Goldes von außerordentlicher Größe; das größte wog über 10 Pfund, die mittlern wogen alle zwischen 9, 7 und 5 Pfund. Die ganze Menge hatte ein Gewicht von 1 Pud, 18 Pf., 39 Solotniks. Nach den dort angestellten Untersuchungen war man überzeugt, das Gold erzeuge sich nicht vulkanisch (durch Feuer), sondern neptunisch (durch Wasser). — Der Fluß Ural, ehemals Jai, in ältern Zeiten Rhymanus, fällt nach einem Laufe von ungefähr 2000 Wersten 300 geogr. Meilen, während dessen er mehrere Flüsse aufgenommen hat, in das caspische Meer bei Gurjew in das caspische Meer. Er ist zum Theil sehr sehr fischreich, besonders wird in ihm der Stör, aus dessen Roggen der Kaviar reitet wird, gefangen. In der Steppe auf dem rechten Ufer des Ural bis an das caspische Meer, die ungefähr 560 Werste lang und 60 Werste breit ist, wohnen die uralischen Kosaken; das linke Ufer des Ural bewohnen die Kirgisen. Die uralischen, sonst jaisischen Kosaken, die ein Zweig der donischen Kosaken, von denen sie aber seit 1708 ganz abgesondert sind, hatten sich schon im Anfange des 18ten Jahrh. hier niedergelassen, und blieben ihren Nationalitten am längsten getreu. Unter ihnen erschien 1772 der bekannte Abenteurer Pugatschew (f. d.), der

in Kaiser Peter III. ausgab, aber seine Rolle nur kurze Zeit spielte. Ungeachtet Theilnahme, welche die uralischen Kosacken an Pugatscheff's Aufstand gehabt, ward ihnen doch von der Kaiserin Katharina II. unterm 16. Jan. 1775 eine Amnestie und der Genuß aller ihrer vorherigen Freiheiten bewilligt. Nur der Name Jait aufgehoben, und befohlen, daß der Fluß künftig Ural, und Jitschen Kosacken die uralischen genannt werden sollten. Sie stellen 20,000 k. Sold.

Urania, nach späterer Vorstellung die Muse der Sternkunde. Sie wird gewöhnlich mit einer Sternenkronen auf dem Haupte, und in einem mit Sternen besetzten Gewande, in der Linken eine Himmelskugel oder eine Leier haltend, vorgestellt. Einige geben ihr auch ein Sechrohr, einen Cirkel und eine Himmelskugel zum Zeichen. (S. *Musen*.) — **Urania** ist auch der Name der himmlischen Venus, oder der reinen geistigen Liebe, im Gegensatz der bloß sinnlichen. — In alten griech. Dichtern heißt eine der Oceaniden oder Meernymphen auch *Urania*.

Uranus. Nach der Kosmotheogonie der Griechen ging aus dem Chaos (unendlichen, leeren Raum) die *Gaia* (Erde) hervor. Diese erzeugte aus sich Uranos (worunter die Alten die Lichtsphäre, das Himmelsgewölbe, verstanden) und mit demselben die Titanen, von denen der jüngste Kronos (die Zeit) hervorging. Was nun entstand, um die Bildung der Natur zu vollenden, entstand durch Vermählungen der Titanen und Titaniden, und die Zeugungen durch Uranos aufgehört. Dies brachte die plastische Sprache des alten Gedichts so aus: Kronos hat der Zeugungskraft des Uranos ein Ende gemacht, und ihn von der Sichel entmannt. (S. auch *Planeten*.)

Urbanistinnen, s. *Franciscaner*.

Urbanität, städtische Sitte, im Gegensatz der bäurischen (Rusticität). Man versteht hierunter gewöhnlich feine Lebensart; eigentlich ist es das feine Benehmen in Gesellschaft Anderer, wodurch man Alles, was den gebildeten Geschmack, das Schönheitsgefühl verletzen würde, zu vermeiden sucht. Es ist mithin verbunden mit der Höflichkeit und Artigkeit. — Der Urbane trägt zwar kein Bedenken, bei der Unterhaltung mit Andern nicht ganz angenehme Gegenstände zu berühren, sein Urtheil unbefangen zu äußern, allein er wird dabei immer eine gewisse Zurückhaltung gegen Die, welche es gilt, sowie gegen die Anwesenden überhaupt, beobachten, und durch die Form seiner Äußerung das Kränkliche derselben zu entfernen oder zu mildern suchen. Der Höfliche dagegen vermeidet, der Sitte des Hofes gänzlich dasjenige, was nicht angenehm ist und nicht schmeichelt. Das Wort *urbane* (die Stadt), und zwar verstand man ausschließlich Rom darunter, woraus das Wort selbst gebildet wurde; mithin heißt Urbanität wörtlich: das Benehmen wie es zu Rom stattfand, insbesondere zur Zeit der Republik. Der Mangel an Rücksicht für die Gebietenden und eines Hofes um ihn ließ Höflichkeit nicht aufkommen, die große Freiheit jedes Bürgers war Ursache eines freien, offenen und ungehemmten Benehmens, wie es in monarchischen Staaten nicht stattfinden kann, welches wiederum durch die sittliche und ästhetische Bildung, sowie durch die gegenseitigen Rechte gemildert wurde, so bildete sich nach und nach das was Urbanität genannt wird.

Urbarium, nach Adelung, ein ursprünglich deutsches Wort (Urbarbuch, Urtragbuch, von *ur*, *er*, und *bären*, tragen), dem der oft so seltsame Sprachgebrauch eine lat. Form gegeben hat. Man versteht darunter ein Buch, in welchem Urbaren, und daher zins- oder steuerpflichtigen Ländereien eines Bezirks oder Banneinde verzeichnet und beschrieben sind. Die Benennung ist jedoch nicht rein, und man nennt solche Bücher auch Erbbücher, Grund-, Lager-, Zins- oder Steuerbücher. (S. übrigens *Kataster*.)

Urchristenthum wollen einige philosoph. Theologen im wahren (liberalen) Sinne des Worts zwar die reine Idee der Religion, die dem Stifter des Christenthums selbst vorschwebte und in seiner Lehre, Gesinnung und Handlungsweise wirklich war, genannt wissen; gemeinlich aber bezeichnet man mit diesem die Eigenthümlichkeit der ersten Christengemeinden in der Lehre, Religion, Gesellschaftsverfassung, Sitte und herrschenden Gemüthsstimmung, die das Gepräge des Geistes der Apostel, welche diese Gemeinden gegründet hatten, unentstellt ansichtrug. Kindliche Einfalt, schlichter, zuversichtlicher Glaube, die Worte und Thaten Jesu, fromme Begeisterung, strenge Sittlichkeit und Zusammenhalten in brüderlicher Liebe waren die Grundzüge dieser Eigenthümlichkeit der ersten Christen. Ihnen genügte, treulich anzunehmen, was die heil. Schrift und der Unterricht frommer, mit der gelehrten Bildung und philosoph. Grundsätzen ihres Zeitalters meist unbekannter Lehrer ihnen mittheilte, ohne den Anspruch eines wissenschaftlich begründeten und genau bestimmten Lehrbegriffs und der wichtigsten Dogmen, z. B. von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit, von der Art und Weise der Rechtfertigung des Sünders vor Gott &c., zu empfinden. Für sie war ihre zuverlässige, wenn auch noch keineswegs kritisch gesichtete Erkenntnis des Historischen im Christenthum desto lebendiger und fruchtbarer. Ihr Herz brannte in heiliger Ehrfurcht und Freude bei der Verkündigung des Evangeliums. Wie ein immer gegenwärtiger, Alles beseelender und allen Gliedern seiner Gemeinschaft innig vertrauter Freund stand der einst gekreuzigte und auferstandene, nun der Heiland vor den Blicken ihres Geistes, und mit tiefer Rührung hörten sie die Prediger, die ihn selbst gesehen, betreten sie die Stätten, wo in einer noch nahen Vergangenheit er selbst umhergegangen war, und auch für sie gewirkt, gelitten und gesiegt hatte. Nicht in Kirchen, und überhaupt ohne alle Beiwerke äußerlicher Pracht, auch nicht als eigentlichen Gottesdienst (da der heidnische und jüdische Gottesdienst dem Urchristenthum fremd war), sondern zur gemeinschaftlichen Erbauung hielten sie ihre Versammlungen zuerst in Privathäusern, später, da Harte- und Kämpfungen über sie kamen, auch in Höhlen, Wäldern und unterirdischen Grotten (Katakomben), meist geheim, oft — aus Furcht entdeckt zu werden — unter dem Schutze der Nacht, mit Gebet, Gesang, Vorlesung heiliger Schriften und gegenseitiger Belehrung, verbanden sie sich zu traulichen Agapen (s. Liebesmahl), auf welche die Feier des Abendmahls zum Gedächtnisse des Todes Jesu und zur Festigung brüderlicher Gemeinschaft folgte, ihnen ein Mysterium, durch Entzug aller Umgetauften und Uneingeweihten auch äußerlich mit heiligem Dunkel umhüllt. Ein Fluß diente zur Taufe Derer, welche die Aufnahme in die Gemeinschaft Jesu begehrten, und ihren Glauben an Vater, Sohn und Geist bekannten. Eine vorläufige Bekanntschaft mit den Hauptwahrheiten des Christenthums wurde ihnen vorausgesetzt, weil nur diese sie bewogen haben konnte, sich an die dunkeln und unscheinbaren, ja bedrängten und verfolgten Christen anzuschließen — die Art des Katechumenenunterrichts kam erst gegen Ende d. 2. Jahrh. auf. — In der Einfachheit wurden diese Gebräuche begangen, die Innigkeit der Feiernden ersetzte den fehlenden Glanz; von andern später in den christlichen Gottesdienst eingeflochtenen feierlichen Gebräuchen sagt die Geschichte der Kirche des 3. Jahrh. nichts Erweisliches; die heilkräftige Dlung der Kranken, das Taufseln von Kindern und die Pflege der Energumenen (Besessenen, Epileptischen) hatten noch allein die Bedeutung einer brüderlichen Hilfe, das Begraben der Leichen in der Erde aber den Zweck der Unterscheidung von den Heiden, welche ihre Leichen verbrannten. Demnächst war in der ältesten apostolischen Gemeinde zu Jerusalem zum Zeichen der Einheit im Geist und gegenseitigen Hingebung eine Gütergemeinschaft eingeführt worden, bei welcher jedes Glied den Ertrag seiner Habe zu der Gesamtcasse liefern mußte, und aus derselben, zu Herstellung brüderlicher Gleichheit

nicht mehr als der Ärmste zu seiner Versorgung erhielt. Nach nicht gar langer Zeit erkannte man jedoch, daß diese von andern Gemeinden nicht nachgeahmte Einrichtung wol dem engen Vereine Jesu mit seinen Jüngern angemessen gewesen, für größere Gesellschaften eher verderblich als heilsam sei, und schaffte sie wieder ab. Eine ähnliche wieder abgekommene Eigenheit der ersten Christen war der Brauch des Looses zur Entscheidung in wichtigen Fällen. — Für ihre Gesellschaftsverfassung ordneten sie nicht mehr als das Nöthige, und dies zum Theil nach dem Muster jüdischer Synagogen an. Die Apostel hatten, so lange sie lebten, ein vorwiegendes Ansehen bei den Gemeinden; an ihre Stelle traten Bischöfe und Älteste, Presbyter (s. d.), welchen der Vortrag und die Bewahrung der Lehre, die Aufsicht über den religiösen und sittlichen Zustand, Lektoren insonderheit das Gesangbuch, in vorkommenden Fällen für die Gemeinde zu sprechen und ihre öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen, übertragen war. Schon früher verordneten die Apostel das Amt der Diakonen (Helfer) zur Cassenverwaltung und Sorge für gute Ordnung bei den Versammlungen, für Pflege der Kranken und Armen, und die Diakonen zu gleichen Diensten bei dem weiblichen Theile der Gemeinde. Einen eignen Stand machten diese Gesellschaftspersonen nicht aus, da die heidnische und jüdische Priesteridee sich erst später in die christliche Kirche einschlich; daher fand auch keine eigentliche Hierarchie statt, denn die Gemeinden regierten sich unter Leitung dieser Vorsteher selbst. Jede Gemeinde bestand für sich unabhängig von den übrigen; nur durch das Band eines Glaubens und einer Liebe, durch wechselseitige Mittheilungen und Begrüßungen, die abgesandte oder reisende Glieder gelegentlich überbrachten, durch den Eifer, einander in Fällen der Noth mit reichlichen Mitteln zu unterstützen, hingen die einzelnen Gesellschaften der Christen an verschiedenen Orten miteinander zusammen. Damit vertrug sich manche, durch die abweichenden Eigenthümlichkeiten und Ansichten der ersten Stifter und Lehrer veranlaßte Verschiedenheit in den Meinungen dieser einzelnen Kirchen. Die Christen aus dem Judenthum hielten noch viel auf Mosaische Gebräuche und jüdische Sitten; ihr Jüdischsein wollte ihnen nicht erlauben, die Beschneidung, die Sabbathfeier, die Vermeidung des Genusses erstickter Thiere und jene Fasten und Reinigungen zu unterlassen, an die das Judenthum sie gewöhnt hatte. Dagegen war den Christen aus dem Heidenthume, vom Apostel Paulus, der die meisten gewonnen hatte, wenig etwas von den Gebräuchen des Mosaismus aufgenöthigt, als die Fortsetzung des Verkehrs mit den Heiden und der Theilnahme an ihren Opfermahlen gestattet worden, und nur, um Zwietracht zu verhüten, legte ihnen ein Beschluß der ersten Kirchenversammlung, welche die Apostel mit den Ältesten zu Jerusalem um das J. 50 wegen solcher Verschiedenheiten hielten, die Pflicht auf, wie die Judenthümer, des Blutes erstickter Thiere zu enthalten. Obgleich hier durch gemeinschaftliche Übereinkunft für gegenseitige Nachgiebigkeit in unbedeutenden Dingen entschieden worden war, sonderten sich doch, um die Zeit der Zerstörung Jerusalems, einzelne Haufen strenger Eiferer für das Mosaische Gesetz von den Christen in Palästina von der Gemeinschaft mit den übrigen ab, und bildeten die wenig bedeutend gewordene Sekte der Nazarener, während die Mehrzahl der Christl. Gemeinden, durch die Gewaltthatigkeiten der Juden empört, sich von den Resten Mosaischer Gebräuche in ihrer Sitte und Lebensart immer mehr freimachten. Ungeachtet dieser Annäherung kam es aber noch keineswegs zwischen einzelnen Gemeinden in verschiedenen Gegenden zu einer völligen Übereinstimmung, die erst seit der Mitte des 2. Jahrh. durch die Diöcesan- und Metropolitansynoden vorbereitet, und, nach Ablauf mehrerer Jahrhunderte, durch die Macht der christl. Universalmonarchen, von der das Urchristenthum keine Ahnung hatte, herbeigeführt werden konnte. — So wenig nun das Urchristenthum von Glanz und Pracht umgeben war, überstrahlte es doch die Volksreligionen seines Zeitalters

durch die innere sittliche Würde seiner Bekenner. Die Gemeinden hielten es heilige Pflicht, über die untadelige Reinheit der Sitten ihrer Glieder zu wachen. Irrende wurden ermahnt, Frevler erst vom Abendmahl, dann von den Anbetungsversammlungen und aller Gemeinschaft ausgeschlossen, erst nach starkem Bedenken der Buße wieder aufgenommen. Diese Befugniß des Bannes oder der Excommunication übten die Gemeinden im Ganzen aus, ohne ihren Bischöfen und Presbytern, als Aufsehern über die Kirchenzucht, mehr zu verstaten, als eine beratende Stimme. Denn noch war der Geist Jesu Allen gemein, seine Gaben und Kräfte (vgl. Geist, der heilige) wirkten nicht bloß in den Lehrern, sondern in allen Gliedern der Gemeinde, das durch Glauben und geistige Anlage, wie durch Eifer dazu geschickt war. Was man auch von den Wunderthaten, die den ersten Christen nachgerühmt werden, von den außerordentlichen Wirkungen, die sie durch Gebet und Auslegen ihrer Hände zur Genesung der Kranken und zur Ausrüstung der Schwachen mit neuen Geisteskräften hervorbrachten, urtheilen mag: bedauerndswürdig wird man immer die reine Gewissenhaftigkeit, die freudige Selbstaufopferung finden, womit sie sich ganz der Sache Jesu widmeten, die hohe moralische Kraft, womit sie die Rohheit und Verderbniß ihrer Zeit von sich abhielten, die fromme Gottergebenheit endlich, mit welcher sie ihr Glück nur darin suchten, dem Willen seines himmlischen Vaters zu thun. Nirgends fand sich zugleich so viele und so schöne Züge heroischer Tugend, muthiger Bewältigung des Todes und aller Güter und Freuden, aller Kränkungen und Feindseligkeiten der Welt, aufopfernder Bruderliebe und Wohlthätigkeit, schonender Sanftmuth, fester Vereinigung gegen Gefahren, zuversichtlichen Glaubens und unerschütterlicher Treue gegen die erkannte Wahrheit (vgl. Martyre) hervorgethan, als bei den ersten Christen, gerade unter den härtesten Drangsalen, mit denen sie wegen ihrer Religion zu kämpfen hatten. Noch mehr als der Ruf von Wunderwerken und neuen Lehren ist dieser innere sittliche Werth und fromme Heldensinn, was bei aller schmerzlichen Niedrigkeit (sie gehörten meist den untersten Volksclassen an) und wirklichen Unseligkeit ihres Zustandes doch so zahlreichen Zuwachs neuer Glieder aus heidnischen Juden und aufgeklärten Heiden verschaffte. Freilich hatte auf diese allgemeine Gesinnung und tiefe Religiosität, nächst dem reinen Geiste des Evangeliums, die unter den ersten Christen gangbare, durch ihre Lehrer, besonders durch die Predigt Johannis (s. Apokalypse) genährte zuversichtliche Aussicht auf die nahe, zugleich schrecklich-majestätische und hocherfreuliche Wiederkunft Jesu die Aufrichtung seines Reichs überwiegenden Einfluß. — Der hauptsächlich auf diese Vorstellung angefaschte Eifer erhielt sich über die Periode des 1. Jahrhunderts christl. Kirche, auf welche der Begriff und die hier angegebenen Merkmale des Urchristenthums eigentlich nur passen, hinaus; aber er verlor später viel von seiner Lauterkeit und Fruchtbarkeit; und die folgenden Jahrhunderte haben auf diese Periode, als auf ein goldenes Zeitalter ursprünglicher Aechtheit und Blüthe des Christenthums, oft mit Beschämung über das Verderben der anwachsenden Kirche rückgeblickt; die meisten der Sekten, die sich der römischen Hierarchie entgegen setzten, gingen darauf aus, in ihren bedrängten Gemeinden jene apostolische Einfachheit der Lehre, Verfassung und Sitte wiederherzustellen. In einem historisch-ethischen Zusammenhange hat sich die Idee dieser Erneuerung des Urchristenthums von den Waldensern bis auf die evangel. Brüdergemeinde (s. d.) fortgepflanzt und die Einrichtungen begründet, die noch jetzt als Nachbilder der ersten Liebe und Frömmigkeit bewundert werden. Doch wird sich jener Geist der ersten Christen immer nur da erneuern, wo man das Christenthum nicht, wie wir, die wir, in der Kindheit getauft und von Christen erzogen, gar kein Verdienst bei unserer Anschauung an die Sache Jesu haben, bloß als eine Gabe des Glücks und durch Gewohnheit empfängt, sondern eben wie die ersten Christen als ein ganz neues, junges

schwer zu behauptendes Heil aus eigener Bewegung ergreift und all Hindernisse zu vertheidigen hat. Endlich ist hierbei der Mißstand, als solle man den Urzustand der Christen, der doch auch in ganz mangelhafter Bildungszustand sein mußte, wieder zurückführen, an ihren Entstellungen in dem gegenwärtigen Zustande darzustellen.

E.
eli um, eine nicht vorhandene, sondern nur als vorhanden gezählte erste, aramäisch geschriebene Nachricht von dem Leben und den Thaten, welcher Matthäus, Markus und Lukas ihre Evangelien abgefaßt haben. Diese, von Clericus aufgebrachte, und von Eichhorn („Einleit. in die bibl. Schrift.“) sinnig durchgeführte Annahme fand mehr Gegner als Vertheidiger. Der kritischen und kritischen Beweise nicht einmal so viel für sich haben, die zeitige Voraussetzung eines aramäischen Originals des griechischen Textes.

Die einfache und ganz sachgemäße Meinung, welche Eckermann ausgesprochen hat, daß ein nur in mündlichen Erzählungen fortgekommenes Evangelium den Stoff zu den ersten 3 Evangelien geliefert habe, ist die meiste Stimmen. Vgl. Gieseler's „Versuch über die Entstehung des N. Testaments“ (Leipz. 1818). 31.

e, s. Geognosie.

Der Cantone Helvetiens, von den Cantonen Schwyz, Glarus, Uri, Unterwalden, Thurgau, Appenzel A. und S., Valais, Bern und Unterwalden umgeben, der classische Land, die Heimath Wilhelm Tell's und das Land, wo noch Alles an die Thaten der Eidgenossen erinnert. Er schloß 1308 mit Schwyz und Uri einen zehnjährigen Bund, der 1315 in den ewigen verwandelt wurde, unter mancherlei Stürmen seine rein demokratische Verfassung zu erhalten. Sein Flächeninhalt an 24 □ M., besteht nur aus Bergen und Thälern. Ein langer Thäl der Reuß mit einigen Nebenthälern am Vierwaldstädtersee beginnt und der Reuß nach, die alle Gebirge aufnimmt, aufwärts, bis an die Höhe des Gotthardüberweges lang, sich erstreckt, rings umgeben von hohen mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen, unter welchen gegen Abend der Titlis, gegen Morgen der Pilatus, und gegen Mittag die Spitzen des 9944 Fuß hohen Gotthard von den Seitenthälern ist das Schächenthal bei Altorf das größte. Landstrich ist die Ebene von Altorf bis Amsteg, Reußthal genannt. Hier wird Getreide gebaut, aber gutes Obst gedeiht, und die herrlichsten Gärten liegen bei den tiefer gelegenen Dörfern. Viehzucht ist der Haupterwerbszweig, indem ihre Alpen im Sommer bei 10,000 Stück Rindvieh ernähren. Ihnen bereite Käse wird sehr geschätzt. Überdies gibt die stark besetzte Hauptstraße viel Verdienst. Diese Hauptstraße aus Helvetien nach Frankreich führt jährlich von mehr als 15,000 Menschen benutzt, und beträgt von Altorf bis Amsteg 14 Stunden. Von Amsteg bis Airolo ist sie größtentheils mit Eisenbahnen besetzt. Jetzt zieht man häufig den Weg über den Simplon vor. In der Nähe von 14,000 an der Zahl, sind ein armes, gutmüthiges Hirtenvolk, das sich zur kath. Religion bekennt. Die höchste Gemeinde, wozu jeder Bürger nach zurückgelegtem 20. J. die vollziehende Gewalt übt der Landrath aus. Städte sind nicht vorhanden und die Regierung heißt Altorf, in dessen Nähe der Geburtsort liegt. Zur Bundesarmee stellt dieser Canton 602 M.; auf 3012 Schweizerfranken angesetzt.

Flüssigkeit, welche im thierischen Körper durch besondere Werkzeuge abgesondert und aus dem Körper entfernt wird, welches Lebewesen Thierclassen (den vollkommenen und dem Menschen) durch

im engeren Sinne die Landwirtschaft allein verstanden, und es gerathen der Vorzug vor allen übrigen, weil sie es ist, welche dem Gen Stoff zur Bearbeitung liefert, und dem Handel die ergiebigste igkeit öffnet. Nur da, wo Urproducte in gehöriger Menge hervor- können dauernde, gegen Unfälle gesicherte, vom Auslande unab- und Manufacturen entstehen und blühen, und diese sind es wie- Urproduction durch einen erhöhten Absatz beleben, während sie die deren der Ackerbau zu entbehren vermag, nützlich beschäftigen. it ist daher die Grundlage, welche dem Kunstfleisse, wo nicht noth- t, und nicht überall unterliegen kann, doch am sichersten zur Stütze darum ganz vorzüglich vom Staate befördert zu werden verdient. hehen: 1) Durch Vermehrung des Urstoffes. Streng genommen rstoff nicht vermehrt werden, denn der Erdball ist weder zu vergröß- mindern; aber große Landstrecken werden der Production entzogen Gewässer, durch nutzlose Pflanzen, welche den Boden bedecken; urbaren Erdoberfläche von diesen Hindernissen, das Austrocknen der e, die Ausrottung von Wäldern, die Vertheilung schlecht benutzter ann man daher mit Recht Gewinnung neuen Urstoffes nennen. 2) ung des Urstoffes mittelst Benutzung und Anwendung der in der gemachten neuen Entdeckungen und Erfahrungen, mittelst Entfes- baues von den zahllosen ihn niederdrückenden Lasten, den Überbleib- Zeitalters. 3) Durch Erleichterung des Absatzes der Urproducte, ung aller demselben im Wege stehenden Hindernisse. — In irtschaft (s. Staatswissenschaften) werden die Mit- he von Seiten der Verwaltungsbehörden anzuwenden sind, um den chstmöglichsten Ertrage zu bringen, und alle dazu erforderliche werth- in Bewegung und Thätigkeit zu setzen. Mit den Fortschritten je- t und ihrer größern Verbreitung unter allen Ständen der bürgerli- t, namentlich unter den öffentlichen Beamten, welche das Staats- teht daher die Vervollkommnung und Erweiterung dieses Haupt- rthschaffung in genauester und unmittelbarster Verbindung. KM. che. Wenn man die Sprache überhaupt als eine menschliche Er- als ein allmählig, nach Maßgabe des Bedürfnisses entstandenes Er- ischlichen Geistes und der menschlichen Sprachwerkzeuge betrachtet, Sprache nur aus wenigen, sehr einfachen und sehr unvollkommen n bestanden haben. Will man nun dies die Ursprache des menschl- s nennen, so versteht es sich von selbst, daß keine von den uns be- ober lebenden Sprachen jene ursprüngliche Sprache sein könne. Denn chen sind schon viel zu reich und gebildet, so unvollkommen sie auch ögen. Wie die Menschen mehr und besser sprechen lernten, so ver- e erste rohe Sprache, die wir jetzt, wenn wir sie irgend vornehmen, Sprache erkennen würden. Wenn man aber die Sprache für ein telliches Geschenk, d. h. für einen, den ersten Menschen gleich ange- von Gott als Lehrmeister mitgetheilten Inbegriff von Worten und ält, so hätten freilich die ersten Menschen bereits eine fertige, wenn t sehr reiche und gebildete Sprache geredet. Da aber die Annahme rsprache auf ganz willkürlichen, sowol unphilosophischen als un- raussetzungen beruht, so ist es auch ganz thöricht, zu fragen, welches gewesen. Ältere Theologen hielten die hebräische dafür, weil das : Gott in dieser Sprache reden läßt. Wie ungereimt diese Folgerung ist, erweise. — U r s p r a c h e nennt man auch eine aus eigenem Stamme

entsprungene Sprache, als Gegensatz der Mischsprachen und Tochtersprachen. Eine solche Ursprache ist die deutsche.

Urstoffe, s. Elemente.

Ursulinerinnen sind Nonnen der heil. Ursula, die von der heil. Anna zu Brescia 1537 zuerst ohne Klosterleben als eine Schwesternschaft zur Übung christl. Liebe gestiftet wurden, und später, nach Helyot, zu 20 Congregationen wuchsen, wovon die meisten seit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöstern sammenleben, einige in Italien jedoch bei der ersten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuschheit blieben. Die Kleidung ist schwarz mit ledernem Gürtel, dem ein Strick zum Geißeln herabhängt. Dieser Orden folgt der Regel des heil. Augustinus, steht unter den Bischöfen und beschäftigt sich lediglich mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte junger Mädchen, wozu er durch besondere Gelübde verpflichtet ist. Er zählte im 18. Jahrh. über 350 Klöster, und mehrere Regierungen haben ihn wegen seiner Gemeinnützigkeit bis jetzt bestehen lassen.

Urtheil, im allgemeinen Sinne, ist die auf Wahrnehmung und Nachdenken gegründete Erkenntniß von der Beschaffenheit einer Sache; wie auch die auf solcher Erkenntniß beruhende Aussage über dieselbe; daher wahres und falsches, nachdem die Umstände richtig erkannt, verbunden und daraus gefolgert worden. In der Logik die in dem Geseß des Verstandes gegründete Bestimmung des Verhältnisses unserer Vorstellungen, mithin Verbindung oder Trennung von Begriffen. Die Begriffe helfen in Hinsicht ihres Verhältnisses im Urtheile Subjectbegriff (Subjektbegriff) und Prädicat (Bildungsbegriff) und die Copula (das Band) bezeichnet die Form ihres Verhältnisses. Die besondern Formen, welche der Verstand dem Urtheile giebt, sind nach der Kategorie der Relation die kategorische, hypothetische und die disjunctive (disjunctive, welche mehrere Prädicate als Theile des als Ganzes gegebenen Subjects aufführen; daher Disjunction, die Absonderung, Trennung (S. Kategorie.) Analytische (zergliedernde) Urtheile sind denn insbesondere solche, in welchen, was in dem einen Begriffe (Subjectbegriffe) liegt, nur ausgesprochen wird; synthetische solche, in welchen man einen Begriff mit einem andern nicht als in ihm enthalten durch bloßes Nachdenken erkannt wird, verbindet. In juristischer Bedeutung heißt Urtheil der entscheidende Ausspruch eines Richters über eine streitige Sache; daher ein Urtheilsspruch, ein Urtheil ist. Ein motivirtes Urtheil ist dann ein solches, wobei die Gründe (Motive), wonach es woraus gefolgert worden ist, angeführt sind. — Geschmacksurtheil, Ausspruch des ästhetischen Vermögens (des Geschmacks) über einen ästhetischen Gegenstand. Da dieses Urtheil mehr auf dem Gefühl beruht, so erklärt sich durch die Verschiedenheit der Geschmacksurtheile.

Urtheilskraft (judicium) nennen wir den Verstand oder das Vermögen, insofern es das Verhältniß der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere, und Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine zu bestimmen hat. (S. Verstand.) Das Geseß z. B. ist das Allgemeine, der dem Richter vorgelegte Fall das Besondere, von dem er entscheiden muß, ob er unter das Allgemeine begriffen sei oder nicht. Diese Entscheidung geschieht durch das Urtheil. Der Verstand ist zwar einer Belehrung durch Regeln fähig, Urtheilskraft aber, d. i. das Vermögen, das Besondere, insofern es ein Fall der Regel ist, zu finden, und auf dieselbe richtig zu beziehen, kann nur durch eigne Übung erworben werden. Daher auch die Urtheilskraft Grundlage des sogen. praktischen und derjenige Verstand ist, der nicht vor den Jahren kommt. Ein großer Mangel der Urtheilskraft ist eigentlich Das, was man Dummheit nennt, und dem solchen Getreuen ist gar nicht abzuheffen. Wer Urtheilskraft in Geschehen zeigt, ist geschickt. Kant hat eine eigne „Kritik der Urtheilskraft“ (2. Aufl., 1793) geschrieben. In dieser untersucht er, ob das Vermögen der Urtheilskraft

in der Ordnung unserer intellectuellen Erkenntnißvermögen zwischen dem Verstande und der Vernunft ein Mittelglied, oder den Verband zwischen beiden auszu-machen, nicht auch für sich, wie nach der Analogie schon zu vermuthen ist, wenigstens subjective Principien a priori habe, die nämlich aus diesem Vermögen entspringen und in ihm ihren Boden haben. Er untersucht ferner, ob diese Principien a priori constitutiv oder bloß regulativ sind, und ob die Urtheilskraft nicht etwa mit der andern Ordnung unserer Vorstellungskräfte in Verbindung zu bringen sei, nämlich dem Gefühle der Lust und Unlust die Regel a priori gebe. Die „Kritik der Urtheilskraft“ stellt nun diese Principien a priori auf, welche aus der Urtheilskraft entspringen, und welche dem Gefühle der Lust und Unlust die Regel geben sollen.

Urwelt und Vorwelt. Blumenbach und Link verstehen unter der Urwelt einige frühere organische Schöpfung, welche mit ihren, der jetzigen Schöpfung andern Gestalten untergegangen ist. Link nimmt die Kreidebildung als den festen Punkt an, wo diese beiden organischen Welten sich trennen. Die letzten organischen Körper der frühern Welt gingen bei der Kreide- und andern gleichzeitigen Veränderungen zu Grunde; die jüngere Welt hebt von dem Zeitpunkte an, wo nach der Kreidebildung wieder Ruhe eintrat, und die demnach eine durchaus neue Schöpfung ist. Unter Vorwelt versteht Link die Zeit des Überganges aus dem mit der Kreidebildung geschlossenen Zeitraume in die noch fortdauernde Schöpfung. Die Periode dieses Überganges in die neuere organische Welt fing nach der Kreidebildung an und dauerte bis zu der weit verbreiteten Bedeckung mit Flözthall: hier beginnt die zweite Periode jenes Übergangs, welche bis zu der Entstehung des aufsteigenden Landes dauerte, nach welcher die jetzige Gestaltung anfangt. Diese Hypothese der Geologen unterliegt einer noch lange nicht geschlossenen Untersuchung über den Ursprung unsers Erdbodens. Wir verweisen auf die Art. Cuvier, Geognostik und Höhlen und sehen zu den dort angeführten Erfahrungen und Schriften dieses hinzu. Der Geologe Will. Buckland, Prof. zu Oxford (s. dessen „Recherches diluvianae“, Lond. 1823, 4., m. K., 2. A.), hat auf s. geognostischen Reisen durch fast ganz Europa sich überzeugt, daß eine plötzliche Überschwemmung die Erde bedeckt und die letzte Bildung der Erdoberfläche bewirkt habe. Die Hyänen der Vorwelt waren, nach den in der Höhle von Kirkdale in Yorkshire gefundenen, um ein Drittel länger als die größte jetzt lebende Art. Die bekannten Schichten bei Gibraltar, Nizza, in Dalmatien u. a. a. D. sind Beweise von dieser begrabenen Thierwelt, deren Untergang mit den Ausfüllungen der Höhlen in Deutschland, England u. c. in Eine Periode fällt. Die hier und dort gefundenen Menschenknochen sind nach Buckland postdiluvianischen Ursprungs. Er vertritt die Frage: ob es vor der allgemeinen Flut ein Menschengeschlecht gegeben habe.

Nur in dem Diluvium, das aus Lehm, Sand, Grand u. s. w. besteht, finden sich die Knochen der untergegangenen Arten von großen Landthieren, sowie Menge Geschiebe und Blöcke, die von sehr entfernten Gegenden herkommen. In Deutschland, Rußland und England weist Alles auf eine von Norden kommende Wasserflut. Diese muß einen sehr hohen, Alles bedeckenden Wasserstand gehabt haben, da man Diluvial-Ablagerungen und Geschiebe auf hohen Bergmassen findet, wie auf dem Jura, den Alpen, Karpathen u. c.; da man fern in Amerika Knochen des Mastodon bei 7800' Höhe angetroffen hat, und mit in Asien auf dem Himalaya, selbst bei 16,000' Höhe über die Schneelinie, Knochen von Elefanten und a. Thieren, die daher offenbar antediluvianisch sein müssen. — Cuvier, nach dessen Meinung in allen ältern Gebirgslagern keine Antediluvianen vorkommen, hat die von ihm erforschten eigenthümlichen Kennzeichen verschiedener Thiere, deren Geschlechter in den Erbrevolutionen untergegangen sind, in s. „Recherches sur les ossements fossiles“ (Bd. 5, Th. 2) angegeben. Der Band umfaßt die Amphibien, jedoch mit Ausschluß der Schlangen, von be-

nen die fossilen Reste sehr selten sind. Die fossilen Amphibien, und namentlich die Reste der Krokodile, finden sich in relativ ältern Ablagerungen, als die der Gethiere. Cuvier hat im Ganzen über 160 fossile Thiere beschrieben, darunter Elefanten, 4 Hippopotamen, 4 Nashörner, 9 Paläotherien, eine Pferde-Schweine-, 13 Hirscharten, 30 Ochsenarten, 20 fleischfressende Thiere, 1 Krokodile, 21 Schildkröten, 10 Eidechsen, einen Salamander u. s. w. In 100 Jahren in den Brüchen von Dhringen gefundenen fossilen Knochen, Scheuchzer zuerst als „*Homo diluvii testis*“ (Zürich 1726) beschrieb, und die Gesner nicht für einen Anthropolithen gelten ließ, sind nach Cuvier ein Riesensalamander. — Von der hier besonders wichtigen Einleitung zu Cuvier's Werk s. „*Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal*“ (der 2. Bd. zu „Cuvier's An der Vorkwelt“, herausgeg. von D. J. Möggerath) erschien zu Paris 185. Aufl. Auch vergleiche man über die Urwelt Link's Schrift: „*Die Urvast Alterthum*“ (Berl. 1821); ferner Schubert's Schrift: „*Die Urvast Firsterne*“ (Dresden 1822), und Krüger's „*Geschichte der Urwelt*“ (Nach 1822), sowie Ballenstädt's Schriften über diesen Gegenstand.

Die Geschichte der mehr oder minder unversehrten Überreste von pflanzlichen und thierischen Gebilden, die man in den Gebirgen findet, bildet einen Theil der Naturkunde, welcher gewissermaßen den Grund zur Geologie gelegt. Die Beobachtung des Vorkommens dieser Überreste zu vielen Aufschlüssen über verschiedene Veränderungen, die mit der Erde vorgegangen sind, über die Art der Gebirgsarten überhaupt und besonders über die Entstehung mancher Art Flößgebirgen führen konnte. Es mußte früh Erstaunen erregen, zahllose fossile Gebilde (z. B. Ammoniten und Astraciten auf den savoyischen Alpen vorkommenden) zu finden, welche einst den jetzt bis zu mehr als 12,000 Fuß über dem Meeresboden bewohnt haben mußten. In den frühern Zeiten der Naturkunde hielt man die Knochen von Elefanten und a. großen Landthieren man schon im aufgeschwemmten Lande oft in geringer Tiefe fand, für die eines Riesenstammes der Vorkwelt, während man bei der Dichtkunst und G. Hülfe suchte, um aufzuklären, was bei dem damaligen Zustande der Welt unerklärlich war. Zu solchen Irrthümern verleiteten besonders die langen Hälften der Urne und Beine, da um jene Zeit das Studium der vergleichenden Anatomie noch nicht verbreitet war. So berechnete ein Franciscanermönch nach in Mexico gefundenen Schenkelknochen, daß der Mensch, von welchem derselbe Rest sein sollte, 17—18 Fuß hoch gewesen sein und einen Kopf von der Größe des castilischen Weinkruges gehabt haben müsse, und der Spanier Hernandez in s. Gigantenlehre ungeheure Knochen sammt 10 Zoll langen und 5 Zoll Backenzähnen, woraus er den Schluß zieht, daß die Köpfe dieser Menschen 2 Männern nicht hätten umspannt werden können. In diesen, wie in Beispielen, gehörten die entdeckten Knochen und Zähne Wierfüßlern, deren Reste man, wie jetzt bekannt ist, in jenen Erdlagern findet, doch verrathen als auch viele ältere Berichte offenbar Betrug oder Irrthum. Obgleich aber die Kenntniß der organischen Überreste für die geologische Geschichte der Erde von größter Wichtigkeit ist, und z. B. aus dem Vorkommen von Seemuscheln in gewissen Gebieten die Bildung derselben unter der Oberfläche des Meeres durch Niederschlag aus dem Wasser geschlossen werden muß, oder aus der Lage verschiedener Muschel die Ebene der Schichtung, oder aus den regelmäßig abwechselnden Lagen zwischen Überreste auf das Entstehen der Schichtungen zu schließen ist: so kann doch nur zu irrigen Ansichten gelangen, wenn man mit einigen sonst sehr vollkommenen Schriftstellern glauben wollte, daß sich die Lehre von der Erdd Bildung auf einer Grundlage errichten lasse, die nur einen so kleinen Theil des ganzen

rüst, und nur sehr beschränkte Zeugnisse hinsichtlich vieler wichtigen Punkte in
 Geschichte der Umwandlungen der Erde darbietet. Sind doch selbst einige wich-
 tigen Fragen, worauf es bei der Geschichte der Erdbildung ankommt, wie z. B. die
 Frage, ob das Fluidum, das bei den verschiedenen Lagerungen wirkte, nur allein
 das allgemeine Meer gewesen sei, oder ob nicht auch von diesem getrennte, in ihren
 Theilen chemisch verschiedene Binnenmeere Antheil daran gehabt haben, noch
 nicht zur Entscheidung reif; ist es selbst noch wenigstens zweifelhaft, ob die
 Beobachtung, worauf man die Bestimmung des Verhältnisses der organischen Über-
 reste zu den Lagerstätten gründet, allgemein gültig sei, da die neuerlich aufgestellte
 Annahme, daß man in Amerika in altem, rothem, auf Urgestein liegendem
 Sandstein Säugethierknochen gefunden habe, schon jetzt zu Zweifeln berechtigen
 könnte. Die fossilen organischen Überreste, die man früher gewöhnlich
 unter dem zu engen Begriff der Versteinerungen oder Petrefakten zusammen-
 faßte, sind von vierfach verschiedener Art, nämlich entweder bloß verkalkt, wenn
 Muscheln, Conchylien und andre Thiergebilde, wie man sie meist im aufgeschwemm-
 ten Sande findet, ihren thierischen Leim und damit größtentheils ihre frühere Festig-
 keit verloren haben, und statt Dessen bloß mit Kalksinter oder Mergelstuf durchzogen
 worden sind, oder im eigentlichen Sinne versteinert, petrificirt, in den festen Schich-
 ten der Flözgebirge eingeschlossen, und größtentheils selbst steinhart, wozu die un-
 unteren vorweltlichen Seegeschöpfe gehören, oder metallisirt, wenn die organi-
 schen Reste mit metallischen Stoffen, besonders mit Schwefel- und Kupferkies, oder
 Erz, Thoneisenstein u. dgl. durchzogen sind, oder endlich verharzt, mit Erd-
 harz durchzogen, wie das bituminöse Holz. Ein wichtiger Gesichtspunkt, der
 beachtet werden muß, ist das Verhältniß der fossilen Überreste von Pflanzen und
 Thieren, besonders der Knochen von Vierfüßlern, zu den Gebirgslagern. So weit
 unsere Kenntnisse bis jetzt die erwiesene Beobachtung reicht, hat man im sogen. Urgebirge
 keine organische Überreste bemerkt, desto mehr aber im jüngern Gebirge, und zwar
 im Schiefergebirge, im Kalkstein, Stinkschiefer, bituminösen Mergelschiefer, Gyps,
 Krebsschiefer, Kohlen sandstein u. s. w. in so erstaunlicher Menge, daß ganze Kalk-
 steine oft von 10 und mehr Quadrathausen in der Fläche bloß aus versteinerten,
 bekannten Muscheln, Schnecken und a. sehr oft unvermischt mit a. Gattun-
 gen ganzen Bänken über einander gelagerten Seegeschöpfen bestehen, aus deren
 Lagerung sich ergiebt, daß diese Erdstriche ehemals Meeresboden gewesen sind,
 und diese Bänke von Conchylien nicht bloß durch eine Flut herangeschwemmt sein
 konnten. Die ältesten Überreste organischer Gebilde, die wir in den Flözgebirgen
 finden, sind Seeezeugnisse, welche größtentheils in die Classe der zwischen der Thier-
 und dem Pflanzenreich stehenden Zoophyten gehören. In a. Flözgebirgsarten,
 besonders in Gyps- und Thonlagern, findet man häufig Abdrücke von Seefischen
 allerlei Pflanzen, die jetzt nur in heißen Erdstrichen und in den dortigen Meeren
 leben. Es gibt wieder a. Gebirge, worin man zwar keine Seeproducte, wol
 eine große Menge von versteinertem und verkohltem Holze, ja ganze verschüt-
 tete Bäume findet, wozu auch die, in Flözgebirgen und ihren Thälern gefundenen
 Kohlen gehören, die ohne Zweifel vegetabilischen Ursprungs sind. Manche
 Höhlen (z. B. in Baireuth, am Harz, in den Karpathen) enthalten zum
 Theil Knochen einer Art von Bären, die ehemals hier einheimisch gewesen sein müs-
 sen, und von Einigen für den Polarbären gehalten worden sind. In stalaktitischen
 Massen finden sich meist in Trümmern, durch Kalksinter gleichsam breccienar-
 tig verbunden, bedeutende thierische Überreste, wie die ungeheuern Knochensel-
 stenigen Küsten des mittelländischen und adriatischen Meeres. Im aufgeschwemm-
 ten Sande endlich, selbst in hohen nördlichen Breiten, gibt es, meist lose liegend, die
 fossilen großen pflanzenfressenden Landthiere, die jetzt nur in wärmern Erd-
 theilen leben, z. B. der Elefant, das Rhinoceros, sowie die untergegangene Thier-

gattung des nordamerikanischen Mammuth. Die noch mit Fleisch und Haut versehenen großen Thiere, die man in Sibirien gefunden hat, verrathen durch Unversehrtheit, daß sie nicht weit von Süden hergeschwehmt sind, und daß bald nach der Katastrophe eingetretenen Veränderung der Temperatur ihre Rettung verdanken.

Sämmtliche fossile organische Überreste lassen sich, in Beziehung auf organische Schöpfung unserer Zeit, in 3 Abtheilungen bringen, es sind entweder Versteinerungen, welchen Geschöpfe der jetzigen organischen Welt völlig gleiche daher mit Zuverlässigkeit sich bestimmen lassen; oder zweifelhafte Versteinerungen, die andern noch lebenden Geschöpfen bloß ähnlich sind, aber sich von denselben durch ihre Größe und durch manche Abweichungen in der Bildung einzelner Theile, als auch durch den Umstand unterscheiden, daß die damit mehr oder weniger übereinstimmenden noch vorhandenen Urbilder bloß in den Tropenländern zu finden; oder endlich Versteinerungen von völlig unbekannten, vorweltlichen Organismen. Überhaupt sind von den meisten in den Gebirgen vorkommenden Versteinerungen die Urbilder aus der jetzigen Natur verschwunden. Mehr als 70 der fossilen Thiere sind dem Naturforscher bis jetzt unbekannt, und nur 11 sind bekannten Arten so ähnlich, daß kein Zweifel stattfinden kann. Auch unter den bekannten Arten sehr ähnlich, doch ist die Einerleiheit noch nicht durch Erfahrung erwiesen. Pflanzenüberreste sind selten so unversehrt, daß sie nach ihrem eigentlichen Charakter zu erkennen wären, was bei manchen Theilen der Gewächse bei fossilen Hölzern, schwerlich möglich ist. Pflanzen sind bald ganz in Stein eingeschlossen, bald nur in Abdrücken, aber meist aus einer sehr neuen Zeit, vor in Schieferthon vorhanden, z. B. die merkwürdigen räthselhaften Abdrücke oft sehr großer vegetabilischer Gebilde in Steinkohlengruben. Am häufigsten am besten erhalten sich die Abdrücke von Farrenkräutern; aber in Frankreich und selbst Norddeutschland sind es meist solche, die südländischen Arten gleichen. Die meisten dieser Arten sind jetzt gar nicht mehr vorhanden. Versteinerungen findet man meist hohl, zuweilen von Eisenvitriol durchzogen und ganz verwittert, z. B. in Thoneisenstein verwandelt. Baumstämme und Hölzer findet man häufig in den dürresten Gegenden von Afrika und Asien versteinert. In Indien Rohrstämme hat man in Schlesien, ganze Bäume mit Wurzeln und Aesten theil aufrecht stehend, mitunter in solcher Menge, als seien ganze Wälder verschüttet worden, versteinert im südlichen Theile des Herzogthums Westfalen. Rinde allein in Achat verwandelt, in Franken gefunden. Zu den bis jetzt bekannten Arten gehört das merkwürdige sogen. Staarholz, das bei Hildesheim in der Umwelt Chemnitz gefunden wurde, und sich durch sein gleichförmiges, dichtes Gefüge, ohne Spur von Jahrringen (gerade wie bei den Palmen), auszeichnet und parallel laufenden Röhren durchzogen gewesen zu sein scheint. Unter den seltensten Arten ist besonders das bituminöse Holz (das isländische Surtar-Stein) in mächtigen Flözen der nördlichen Gegenden merkwürdig. Über Pflanzenversteinerungen überhaupt s. E. F. v. Schlottheim, „Beiträge zur Flora der Urwelt“ (Gotha 1804) und R. v. Sternberg, „Versuch einer geognost. botan. Darstellung der Flora der Vorwelt“ (Prag 1820 fg.). Unter den Versteinerungen des Thierreichs sind fossile Menschenknochen (Anthropolithen), die im Kalke auf Guadeloupe in mit Lehm erfüllten Spalten im Geraischen gefunden wurden, wenigstens zweifelhaft, und die Untersuchungen darüber, gegen die Meinung einiger Naturforscher, die deren Dasein leugnen, noch keineswegs abgeschlossen. Zu den versteinerten Säugethieren gehören mehrere zweifelhafte, worunter es sehr merkwürdige gibt. Man findet ganze Gerippe, noch häufiger einzelne Theile, Schädel, Knochen (Lithotheken), Hörner (Kerolithen), Zähne (Odontolithen) besonders von Löwen, Tigern, Jaguaren, Hyänen, Hunden, Wölfen, Schakal, Füchsen, Biberthieren,

Itis, Bären, Ochsen, Schafen, Hirschen, Beuteltieren, Hasen, von der Maus und Ratte, von elefantenartigen Thieren, Rhinoceros, Flusspferd, ferner Tapir, Schweinen, Paldothierium, Anoplothierium, Pferden, Eseln, Fledermäusen, Robben, Walrossen, Walfischen, Delfinen u. s. w. fast in allen europäischen Ländern, und selbst in den nördlichsten Gegenden, in Sibirien und Nordamerika; doch deuten diese Überreste auf eine Verschiedenheit von den jetzt lebenden an. Dahin gehört das Mammuth der alten Welt, das vorzüglich in Sibirien, aber auch in Deutschland gefunden wird. In Sibirien werden die Elefanten besonders im Sibirischen Meer ausgegraben, und das Elfenbein derselben, das den frischesten der jetzt vorhandenen Elefantengattungen ähnlich ist, wird wie dieses verarbeitet. So häufig werden Nashörner in der nördlichen Welt fossil gefunden, die meist in Sibirien, aber auch in Deutschland, z. B. bei Herzberg am Harz, wo man im vorigen Jahrh. deren 5 im Umfange einer Meile fand. Eine eigne Gattung Hirschgeschlechtes bildet das sogen. Riesen-Elenn, wovon man in Irland sehr viele gefunden hat, deren ungeheure, zuweilen einige Centner schwere Geweihe gegen 14 Fuß aus einander stehen. Zu den unbekannten Arten gehört das nordamerikanische Mammuth oder Ohio-Thier, Cuvier's Mastobonte, das in Menge am Mississippi ausgegraben wird, und sich schon durch seine ungeheuern Backzähne von den übrigen Thieren der Vorwelt auszeichnet. Man hat es aber auch am Ural gefunden. Es ist durch den Bau seiner Zähne den fleischfressenden Thieren zwar verwandt, aber vielleicht nur von Mollusken, da es schon wegen seines plumpen Baues zum Raubthiere ungeschickt sein mußte. Auch die durch seltsamen Bau ausgezeichnete Faulthierart, von der Größe eines Elefanten, das Megatherium (und Titanotherium), dessen Gebeine in Südamerika gefunden worden, ist ausgestorben. Eine Gattung davon, das am Platastrom gefunden wurde, ist in Madrid. Auch unter den Säugethieren, den bekannten Arten theils ähnlich, theils unähnlich, findet man viele in verschiedenen Gegenden der alten Welt, doch zum Theil an sehr neuen Massen, wie z. B. die Überreste von wiederkäuenden Thieren bei Gibraltar in Dalmatien in Höhlen. Von Affen findet man keine Spur. Vögel in der Vorwelt, auch in Abdrücken von Federn, hat man bis jetzt nur sehr selten, außer Sumpfvögeln am Bodensee, auch einige a. Arten auf dem Montmartre in Paris im Gyps gefunden. Auch Amphibien sind selten. Die gefundenen Schlangen sind schwer zu bestimmen, und zum Theil Arten, die den Riesenschlangen, Baskin und Blindschleichen verwandt sind, doch in neuen Gebirgslagern. Riesen-Moschus und Riesen-Salamander, Schildkröten, Kröten, krokodillartige Thiere, besonders dem ostindischen Gavial verwandt, findet man in Kupferschiefer, Gyps, Kreide etc., in Franken, Thüringen, Frankreich; versteinernte Schildkröten in Thüringen (bei Burgtonna), in Frankreich, und bei Maastricht. Diese aber sind, wie man jetzt unter diesem Thiergeschlecht nicht mehr antrifft, z. B. Zähne fossiler Fische, die 70 Fuß lang sein mußten. Zuweilen findet man kleinere versteinerte Fische im Innern der größern. Die meisten versteinerten Fische sind aus dem Meer, die jetzt im Meer zwischen den Wendekreisen und im Südmeere leben. Überreste von Insekten scheinen alle aus sehr später Zeit zu sein, z. B. die Insekten in Bernstein, wobei aber viel Betrug obwaltet, und die berühmten Triboliten, die man am schönsten bei Worcester findet. Die fossilen Überreste von Würmern sind fast ohne Ausnahme aus den 3 Ordnungen der Testaceen (Conchylien), Muscheln und der Korallen. Conchylien gibt es in unzähligen Gattungen und Arten zuweilen auch Lagen von Flußconchylien zwischen solchen, die Meeresthiere gewesen sein müssen. Auch hier findet man Muscheln, die jetzt nur in entfernten

ten Meeren, selbst nur in einzelnen Theilen des Meeres leben, wie die rothe Riesenschnecke in Sachsen, die im Südmeere wohnt, die Schiffshoote aus dem indischen Meere, und die jetzt auf einen sehr kleinen Raum dieses Meeres eingeschränkte Venuschnecke in mehreren europäischen Ländern. Unter den zweifelhaften Conchylien ist der im Fürstenthume Snabrück gefundene Balanit merkwürdig, der zum Theil ganz auf einzelnen abgerundeten Geröllen sitzt, und der fast fußlange verästelte Strombit im aufgeschwemmten Lande in der Champagne. Die größte Anzahl der Meeresthiere sind unbekannte Gattungen, die man in Menge in den Kalkflözen findet. Zu den allgemeinsten Versteinerungen gehören die Belemniten, die Ammoniten (Ammonshörner), die oft bis zur Größe eines Wagentrades freigelegene Urbilder aber, bis auf einige ganz kleine Abarten, völlig ausgestorben zu sein scheinen. Unter den Crustaceen kommen verschiedene Arten von Seeigeln vor, die jetzt zum Theil in entfernten Ländern leben, und eben dies ist der Fall bei den Echinodermen (Enkriniten), die sich meist in dichtem Kalkstein finden. Eine der merkwürdigsten Versteinerungen ist die Medusenpalme (Pentakrinit), die aus einem großen stielartigen, auf einem einfachen astlosen Stengel sitzenden Körper besteht, und die bei Boll in Württemberg gefunden ward. Unter den Korallenversteinerungen finden sich die Madreporiten, Fungiten, Milieporiten, Tubiporiten, Alcyoniten, zuweilen in großer Menge, gleichsam Risse bildend, wie im Kalkstein bei Senftenberg bei Blankenburg auf dem Harz. Vgl. E. F. v. Schlottheim: „Die Petrefacten auf dem jetzigen Standpunkte“ (Gotha 1820), Parkinson's „Organic remains of a former world“ (London 1804—11, 3 Bde., 4.) und Derselben „Introduction to the study of fossil organic remains“ (London 1822).

Usbeden, ein türkischer, jetzt in der Tatarei herrschender Volksstamm, der seit 3 Jahrhunderten das Schrecken und die Geißel eines großen Theils der Mittelasien, das heutige Buchara (oder Ubelistan) und Turkomanien bedrückt. Us heißt auf türkisch „selbst“, und Bed bedeutet „Herr“, daher Usbed soviel wie eigener Herr. Schai Bed oder Schaibani Khan ward 1498 der erste Stifter der Usbedenmacht am Drus (Gihon oder Amu). Er entriß den Timuriden den Schatten der Herrschaft, der ihnen bis dahin noch übriggeblieben war. Unter dauernden Kriegen mit den Persern, Bucharen (Sarten), Truchmenen (Turkmenen) und den alten Chorasmiern, nach verwüstenden Bürgerkriegen und blutigem Scherwechsel, errang endlich 1802 Mahmed Rahim Khan die unumschränkte Herrschaft (s. Turkmenenland) über Khiva und die benachbarten Länder. Er beendigte die bisherige Anarchie, ordnete das neue Reich, setzte einen Staatsrath ein, ließ Gold- und Silbermünzen prägen u. s. w. Mit allen andern Eigenschaften des Despoten verbindet dieser Fürst schlaue List und ungewöhnlichen Verstand. Die Usbeden übertreffen an Ehrlichkeit alle übrigen Völker des Khanats. Gerechtigkeit ist einer ihrer Hauptzüge. Sie hassen die Lüge und jede Kriecherei, und achten die Sucht nach Gold. Nur Krieg und Räuberei treiben sie als ein ehrvolles Gewerbe. Noch immer führen sie bald mit den Persern, bald mit den Truchmenen einen wahren Vertilgungskrieg, fallen unaufhörlich in die umliegenden Provinzen ein und schleppen die zum Dienst brauchbaren Menschen als Sklaven mit sich fort. Unter ihnen sollen jetzt an 3000 Russen und an 30,000 Perser als Sklaven sich befinden. Die Usbeden leben gegenwärtig größtentheils in Sarten, bekleiden die höchsten Stellen im Staate und sind Besitzer der vielen kleinen Schlösser und Burgen, die man zerstreut im Khanate findet, und die sie an Truchmenen und Sarten, die kein eignes Land besitzen, verpachten. Sie theilen sich in 4 Hauptstämme; die Anzahl ihrer Krieger mag sich etwa auf 30,000 belaufen. Der Khan hat überhaupt gegen 3 Mill. Unterthanen. Größer noch als Khiva die Residenz des Mahmed Rahim, ist Neurugen, eine uralte, zur Zeit von Arabern blühende, jetzt entvölkerte Stadt. Man cultivirte hier Wissenschaften

se, Musik und Poesie. Sie war bis ins 14. Jahrh. der Sammelplatz aller Völker am Sihon. — Möge durch die Ausbreitung der russischen Macht eine neue Periode der Civilisation für diese so tief gesunkenen Steppenvölker beginnen!

Uso (ital.), eigentlich Gebrauch, Gewohnheit, bedeutet bei Wechselgeschäften die Nachsichtszeit, welche Demjenigen, auf den ein Wechsel, welcher nicht auf bestimmte Frist (z. B. 2 Monat nach dato oder 14 Tage nach Sicht) ausgestellt ist, gezogen worden, zur Zahlung desselben, nach Sicht (oder Ansicht des Wechselhelfers) gestattet zu werden pflegt. Diese Nachsichtsfrist wird bald von der Ausstellung an gerechnet, wie in England und Frankreich, bald von der Präsentation oder Acceptation an, wie in den meisten deutschen Ländern. Hier muß der Wechsel 14 Tage nach Sicht bezahlt werden. Auch gibt es halbe (7), doppelte (28), und drittheilige (21 Tage). Wo der Uso von der Ausstellung an gerechnet wird, richtet er sich natürlich nach der Entfernung; so ist er in London für Wechsel nach Italien 3 Monate, aus Spanien und Portugal 2 Monate, aus Deutschland 1 Monat. Verschieden vom Uso sind noch die Respecttage, die nach dem Verfall dem Acceptanten vergönnt werden, ehe protestirt wird.

Usteri (Paul), Staatsrath des Cantons Zürich u. s. w. Dieser in der Geschichte der Schweiz ausgezeichnete Staatsmann und in der deutschen Literatur rühmlich genannte Schriftsteller ward 1768 zu Zürich geboren und ist der älteste Sohn des um die Verbesserung im Schulwesen jenes Freistaats hochverdienten und als Stifter der dasigen Töchterschule unvergeßlichen Chorherren und Leonhard U. (geb. 1741, gest. 1789) *). Die Elemente seiner vielseitigen literarischen Bildung empfing er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und für Arzneiwissenschaft den meisten Beruf fühlte, den ersten Unterricht darin im medicinischen Institute daselbst, welches in älterer und neuerer Zeit so viele Männer gebildet hat. Darauf bezog er die göttinger Hochschule, erhielt die ärztliche Doctorwürde (1788) und besuchte die Spitäler zu Wien und Göttingen. In sein Vaterland zurückgekehrt, wirkte er als praktischer Arzt und Lehrer am medicinisch-chirurgischen Institut und ward zum Aufseher des botanischen Gartens ernannt. Um diese Zeit wendete er s. Aufmerksamkeit auch der Politik zu. Seit 1797 Mitglied des großen Rathes, war er bei den leicht vorausgesehenen Folgen der franz. Revolution für die Schweiz, in Verbindung mit wenigen gleichgesinnten Freunden, fruchtlos bemüht gewesen, Anregungen für solche zeitgemäße Reformen in dem eidgenössischen Bunde zu geben, die das morsche Staatsgebäude vor die Stürme von Außen her schützen und in die abgelebten Formen neuem Leben bringen konnten. Aber das Geschick, das über dasselbe hereinbrach, war durch Kraft und Tugend einiger weniger Männer nicht mehr abzuhalten. Die alte, des Seufzers werthe Verfassung fiel, unterdrückte Landschaften verkündigten ihre Selbständigkeit, das Joch einer Art Leibeigenschaft ward einer zahlreichen Menge von Schweizern abgenommen, und das Centralsystem der einen und untheilbaren Republik kam zur Herrschaft. Bei diesem Wechsel der Staatsform ward U. als Abgeordneter des Cantons Zürich in den Senat der helvetischen Regierung gewählt. An dieser Stelle wirkte er 3 Jahre lang, in vollkommenem Einverständnisse mit s. vertrauten Freunde, Escher v. d. Linth, dessen Name an einen der edelsten Männer und Wohlthäter der Menschheit erinnert, im Sinne des Einheitsprinzips. Seine feste Gesinnung, s. uneigennütziger Patriotismus und s. unerwähnt reges Streben, Licht und Aufklärung im Vaterlande zu verbreiten, erwarben ihm allgemeine Achtung, und wenn auch, in Folge seiner polit. Grund-

Der Chorherr Konrad v. Drell, Leonhard U.'s Biograph, machte 1824 aus U.'s Wechsel mit Winkelmann, J. J. Rousseau und Eberhard interessante Bruchstücke aus, 401 1824

sätze, zahlreiche und erbitterte Feinde, die noch zur Stunde in
 nicht ausgeleert haben, dennoch die Achtung von diesen Feinden
 U. in den Vollziehungsrath gewählt, durch den mit franz. S.
 waltstreich vom Oct. dess. J. aber von der Regierung entfernt.
 jedoch, daß er das unbedingte Vertrauen seiner Mitbürger.
 Wechsel, ungeschwächt sich erhalten habe, als 1802 das
 zwischen den verschiedenen Parteien, in welche die Schweiz
 war, von dem ersten Consul der franz. Republik übernommen.
 Abgeordneter seines Cantons zu der Consulta nach Paris und
 Lehnercommission für die Conferenzen mit dem Oberhaupt
 rend der Mediationsverfassung bekleidete er die Stelle eines
 Rathes, und seit der Constitution von 1814 die eines
 Zürich. In beiden Zeiträumen besuchte er mehrmals all
 des die eidgenössischen Tagsatzungen. Ueberdies ist U. Berath
 departements des Innern, des Sanitätsraths, Präsident der
 fellschaft und jener für Ärzte zu Zürich, und Mitglied der
 allgemeinen Vereine. — Mitten unter so vielen höchst
 ten und unter einer großen Anzahl von ausgezeichneten
 stets verkehrte, vergaß U. die Mäusen nicht. Jede von den
 genbe Zeit verstrich ihm in der lebendigsten literarischen Thätig
 nicht wirken konnte, regte er andre Kräfte an und begeisterte ja
 Wir bemerken von f. Schriften: „Dissert. inauguralis, spec
 ticae magnetismi sic dicti animalis“ (1788); „Magazin für
 „Annalen der Botanik“ (von jenem 12 Stücke gemeinsam
 diesem 24 Stücke allein, 1787—99); „Repertorium der
 von 1789—94“; „Grundlage der medicinischen Anthropologie
 für Vorlesungen“. Ferner besorgte er in den 90er Jahren di
 ger politischer Zeitschriften, als „Beiträge zur Geschichte der
 (21 Stücke); die „Humaniora“ (9 Stücke); die „Alto“, spä
 Alto“ von Weber fortgesetzt. Seit dem Anfange der Schweiz
 zung besorgte er mit f. Freunde Escher v. d. Linth die Herausg
 schendem Beifall aufgenommen und zahlreich verbreiteten
 schweizerische Republikaner“, welches auch jetzt noch als das rich
 ste Archiv für die vaterländische Zeitgeschichte angesehen wird.
 1798 bis Ende 1803, unter verschiedenen Titeln nach jedesmal
 durch den Drang der Umstände fortgeführt. Nachmals trann
 seine Stelle die meist von U. herrührenden schweizerischen
 Zeitung“, der „Europ. Annalen“, und später diejenigen der
 welche nach dem Aufhören dieses geschätzten Blattes in die
 tung“ übergingen. An diese literarischen Unternehmungen
 einige Gedächtnißreden auf Rahn, Mayer, Hirzel und andre
 der neuern Zeit. Ein bleibendes Verdienst um schweizerische
 und Rechtswissenschaft hat U. auch durch sein letztes Wer
 „Staatsrecht“ (2 Bde., deutsch und franz., 2. Aufl., 1818
 worben.

Ususfructus, f. Nießbrauch.

Usurpator (von d. lat. usurpare) wird Derjenige ge
 der rechtliche Weise die Staatsgewalt, einen Thron oder
 an sichreißt, mehr unter dem Scheine irgend eines Rechtsgr
 Raubsucht. Der Lauf der Zeit gestaltet die erste Usurperie
 Verhältnisse, denn alle Machthaber haben entweder durch
 fahren oder durch allmähliche Zueignung der Staatsgewalt

gegen nach der Rückkehr der Bourbonen auf den franz. Thron Legitimität (s. d.) der Usurpation scharf entgegengesetzt, und desselben ist der eigentliche Gegenstand und Inhalt der jetzigen

Mi etc. Ut heißt in der Musik die erste der sogen. Guidonis mit man noch gegenwärtig in Frankreich und Italien die Töne anleitet bezeichnet. Guido d'Arezzo nämlich, ein Benedictachmaliger Abt zu Arezzo, aus Arezzo geb., im 11. Jahrh., es durch seine Unterrichtsmethode im Gesange und andre bedeuten der damaligen Musik sehr verdient, daher man ihn nicht mit der neuern Musik nennt. Bis auf ihn hatte man aus Mangel der einzelnen Töne der Octave nur mühsam den sogen. canto damals gebräuchliche Singart) einüben können, und die Sache iger gewesen, da sich ebendeshwegen das Verhältniß der halben hiedenen Tetrachorden nicht wohl bestimmen ließ, und daher fast Intonation erfolgte. Er theilte den Umfang der damals üblicher griech. Tetrachorde (eine Folge von 4 zu 4 Tönen), in Hexa von 6 Tönen), von denen das erste von C, das zweite von F, ausging, und welche Hexachorde den ganzen Umfang (was die Gramma nannten) aller damals üblichen diatonischen Töne einer Hexachorde enthielt 6 diatonische Töne, die er (vermuthlich im Gesange in der Aussprache der Vocale zu üben) mit den halben Verse einer Hymne an Johannes den Täufer benannte, sang:

ut queant laxis Resonare fibris
Vociferantur Gestorum Famuli tuorum
Solve polluti Labii reatum
Sancte Johannes.

stand die Benennung der 6 diatonischen Töne: c, d, e, f, g, a, : ut, re, mi, fa, sol, la, welche man daher die Guidonischen wie das Aussprechen derselben auf ihren Tonstufen die Guidonische Solmisation hieß. Nach Guido's Zeit fügte man noch, um die Octave zu füllen, für den Ton H (als subsemitonium oder die Sylbe Si (die Anfangsbuchstaben der letzten Zeile: Sancte Strophe) bei und vermehrte, sowie durch die allmälige Erweiterung der Töne das zunehmende Bedürfnis es heischte, die Anzahl der nunmehrigen Heptachorde. Da nun aber nach der Grundsolmisation alle Mal auf die halben Töne die Sylben mi, (wie solches durch das erste Hexachord bei dem halben Ton e (mi), ist), so mußte man auch den Eintritt der folgenden Hexachorde man allemal das mi, fa auf einen halben Ton brachte, und diese Eintritts eines neuen Hexachords nennt man die Mutation (Umschiffung) die Mutation geschieht es nun, daß nicht jede Sylbe bloß steht, sondern daß die Töne bald durch diese, bald durch jene Sylbe je nachdem es die Lage der halben Töne (mi, fa) erfordert, da dem vorangehen muß. Hierbei ist noch zu bemerken, daß die 7. Haupt nur den 7. Ton (er sei groß oder klein) bezeichnet und also für b gilt, im Hexachord aber nicht mit aufgeführt wird. Setzt solche Hexachorde nach der Regel der Mutation unter einander,

können, angegeben waren. Ferner bestimmte er den Umfang und die Intervallen sowohl der Octaven unter einander als deren Arten. Auch soll er das Polyplektrum oder Spinett erfunden und die Ausbildung der Harmonie ungemein wichtig einwirken lassen, jedoch zum Theil abgestritten worden und sollen bald früher gemacht worden sein; dem sei indeß wie ihm wolle, so viel daß durch seine unbestreitbare Aufstellung der Singscala ein Zustand entstand, indem nun, wie dies Guido an s. Zöglingen selbst seit in wenig Wochen richtig erlernt werden kann, was sonst Studium und den eisernen Fleiß von Jahren erforderte. — Von ihm nur, daß er viel von Feinden und Neidern seines musikalischen Talents hatte und deswegen eine Zeitlang gezwungen war, sein Kloster nach s. Vaterstadt zurückzuziehen. Durch Benedict VIII. oder XX. ward er sehr begünstigt, und das Nachgebot dieses Papstes für Guido's musikalische Entdeckungen interessirte und ihre Wichtigkeit machte, endlich auch die Gegner des gelehrten Mönchs von Rom ließ er sich auf Bitten des Abts von Pomposa im Herzogthum Ferrara, in diesem Kloster nieder und schrieb musikalische Abhandlungen, besonders sein Compendium, unter d. Titel „*Gerbert, Abt von St. Blasien im Schwarzwalde, hat in seinem „*Tractatus de musica sacra*“ Alles gesammelt, was er von Guido haben konnte; doch haben diese Sachen jetzt nur einen geringen Werth, besonders da durch die spätere Hinzufügung der 7. in der Octave s. Methode der Übertragung des Tons in eine brauchbar geworden ist. — Daß nach Guido's Tode, dessen Zeit stimmen läßt, andre Orden, wie z. B. die Camaldulenser, und die Normandie und Deutschland) auf die Ehre Anspruch machten, der Musik besessen zu haben, und deswegen mancherlei Aussagen vorbrachten, mag hier noch erwähnt sein.*

Schoßgeschloß, Kinder einer und derselben Mutter.
 eine berühmte uralte phöniciſche Pflanzstadt an der Küste von Syrien hängig von Carthago, doch mit ihm verbunden. Sie ist merkwürdig durch den Selbstmord des jüngern Cato (s. d.), der nach ihr benannt wird.

(a. d. Griech.), Nirgendwo, ein Land, das nicht wirklich da ist. Thomas Morus schrieb im 16. Jahrh. einen politischen Roman: In welchem er das Musterbild eines vollkommenen Freistaats aufstellte, welches nirgends anzutreffen ist. Nach dieser Idee verfertigte gegen Ende des 17. Jahrh. der östreich. General Schrebelin eine moralisch-satyrische Novelle: „*Tabula Utopiae, oder Schlaraffenland*“.

Uterini, s. Calixtiner.

Utrecht ist der Name einer der 18 Provinzen des jetzigen Königreichs der Niederlande (ist eine der 7 vereinigten Provinzen) und der Hauptstadt derselben. Die Provinz Utrecht, die dritte in der Rangordnung, wird von den Prov. Friesland und von der zupder See umgeben, ist 24 □ M. groß, hat eine Fläche von 1000 □ M. und einen fruchtbaren, zum Theil etwas bergigen Boden. — Die Stadt, unstreitig die älteste batavische Stadt (*Trajectum inferius*), liegt in einer angenehmen Gegend am alten Rhein, ist groß, aber alterthümlich. Sie hat in 8000 J. 35,000 Einw. Sie hat schöne Gebäude, viele Kirchen und Klöster verschiedener Religionsverwandten, und angenehme Spazierplätze. Vor der Stadt, welche die an der Ostseite der Stadt angelegte, aus 8 Alleen von 1000 bis 2000 Schritt lange Maillebahn die vorzüglichste ist, befinden sich Seiden-, Spiegel- und Gewerfabriken. Die Universität wurde

1634 von den Ständen der vereinigten Niederlande gestiftet und 1666 eingeweiht. Es gehören zu derselben ein anatomisches Theater, ein botanischer Garten, physikalisches Cabinet, eine Sternwarte und ein Museum der Künste. Zu Utrecht wurde am 23. Jan. 1579 die sogen. Union (s. Niederlande, vereinigt) der 7 vereinigten Provinzen, welche als das erste und vornehmste Grundgesetz derselben angesehen wurde, geschlossen. Auch wurden die Versammlungen der Generalstaaten anfangs hier gehalten, bis sie 1593 nach dem Haag verlegt wurden, wo sie nachher bis zu den neuern Zeiten blieben.

Utrechter Friede, geschlossen 1713, macht Epoche in der Geschichte europ. Gleichgewichtesystems, weil er die britische Macht in der Reihe der Staaten voranstellte und dadurch Frankreichs Politik zuerst in feste Schranken rückwies. — Der Tod Karls II., Königs von Spanien (1. Nov. 1700), letzter Habsburg in Spanien, veranlaßte einen Erbfolgestreit, der ganz Europa unter die Waffen rief und bis 1710 mit abwechselndem Glücke fortgeführt wurde. Es galt, die Kronen von Spanien, die Niederlande, Neapel und Sicilien, Sardinien und die großen span. Besitzungen jenseits des Weltmeers entweder mit Frankreich oder dem nicht minder furchtbaren England vereinigt zu erhalten. Kaiser Leopold I., aus dem östr. Hause Habsburg, forderte nämlich die ungetrübte Erbfolge für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl (nachmals Kaiser Karl VI. als Agnat. Ludwig XIV. aber forderte sie aus dem Testamente Karls II. für seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou (nachmals König Philipp V.). Für England, das deutsche Reich und die Generalstaaten; für diesen die Fürsten von Baiern und Köln als Frankreichs Bundesgenossen. Wilhelm III. König von England und Erbstatthalter von Holland, war der Stifter des Bundes gegen Frankreich gewesen, und Anna, seine Nachfolgerin, folgte seinen politischen Grundsätzen. Als aber nach mehreren blutigen Feldzügen Ludwig XIV. schon zum Nachgeben bereit war, änderte des Kaisers Joseph I. (Leopolds I. Nachfolger) (1711) das System, und in England erhob sich um dieselbe Zeit in der Person der Königin die Partei der Tories, welche für den Frieden war, und stürzte das Whigministerium und die Kriegspartei, deren Seele Marlborough war. Der Kaiser Karl VI., als Josephs I. Bruder und Nachfolger, im Besitz von Oesterreich, Ungarn und Böhmen und der Kaisermürde, durch den Anfall der gesammten span. Monarchie eine das Gleichgewicht der Staaten bedrohende Macht vereinigt habend, andererseits aber Frankreichs und Spaniens Scepter in verschiedenen Linien trennt bleiben konnte, so neigte sich der engl. Hof zur Erneuerung der bereits vergeblich angeknüpften Friedensunterhandlungen. Die (man sagt) durch die Politik herbeigeführte Ungnade des Herzogs v. Marlborough, oder, wie man auch sagen kann, der durch ein Paar Handschuhe der Herzogin beleidigte Stolz der Königin Anna förderten sehr das Friedensgeschäft. Graf Tallard, der als Kriegesgefehrter in England sich befand, machte dem nach dem Sturze des Whigministeriums gestiegenen Bolingbroke die ersten Eröffnungen; im Oct. 1711 war man über die Hauptpunkte einig und machte sie als Präliminarien bekannt. Die Königin, durch Verträge zu gemeinsamem Unterhandeln verpflichtet, benachrichtigte gleich die Verbündeten davon. Der Kaiser fand zwar diese Artikel nicht angemessen und beharrte auf der Fortsetzung des Krieges; England aber erklärte, daß es einen Separatfrieden schließen werde, wenn man nicht zu einem Congresse zusammenkommen wolle. Also wurde Utrecht zum Versammlungsorte und der 12. Jan. 1713 zur Eröffnung des Congresses bestimmt. Die ausgezeichnetsten unter den versammelten Gesandten waren der Marschall d'Uxelles und der Abbé Polignac von Seiten Frankreichs, der Bischof von Bristol von Seiten Englands, der Graf v. Sinzendorf von Seiten des römischen Kaisers, u. s. f. — Frankreich erbat die jetzt bestehende Regierung in England und ihre Erbfolge anzuerkennen, die

Schen zu schleifen, die Inseln St.-Christoph, Terre-Neuve u.
 m. it Vorbehalt des Stodfischfangs, an England abzutreten,
 m, Knoche u. zu überlassen und einen angemessenen Han-
 be zu schließen, wogegen es Douay, Bouchain u. begehrte;
 er span. Monarchie zu verzichten, wogegen das Haus Habs-
 auf die span. Erbfolge aufgeben sollte; am Rhein sollten die
 bleiben, wie sie vor dem Kriege gewesen; die Kurfürsten von
 Alen in alle ihre Rechte wieder eingesetzt werden, wie sie vor dem
 gegen wollte es Preußen in seiner königl. Würde anerkennen;
 panien's Kronen sollten nie auf Einem Haupte vereinigt wer-
 ad Reich begehrten, daß Frankreich Alles durch die Friedens-
 Nimmwegen und Ryßwicz ihm Zugefallene, sowie alle in Spa-
 in den Niederlanden eroberten Plätze wieder herausgeben, und
 l. Erbe dem habsburgischen Hause zufallen solle. England
 ung der protest. Erbfolge, die Entfernung des engl. Kronprä-
 reich, Abtretung der Inseln St.-Christoph u., die Errichtung
 gs und eine billige Entschädigung für die Verbündeten. — Die
 n waren fruchtlos, und die franz. Gesandten fanden bald Ver-
 terbrechen, in der Absicht, England zu einem Separatfrieden zu
 i Falle hoffte man sodann gegen die übrigen Verbündeten, ent-
 e Unterhandlungen, oder durch das Glück der Waffen gemäßig-
 erringen. Wirklich wurden die Unterhandlungen mit England
 olg fortgesetzt; denn die Königin schloß einen Waffenstillstand,
 ehmunen der Verbündeten gehemmt wurden, ja, der Kaiser
 eben und einen nachtheiligen Räumungsvertrag eingehen mußte.
 den Frankreich und England bereits über die Hauptpunkte einig;
 Portugal, Preußen, Savoyen (das Sicilien erhielt) u. traten
 ngen bei, und so brachte Frankreich am 11. April 1713 in Utrecht
 schlüsse zu Stande. England erlangte dadurch von Frankreich
 , von Spanien Gibraltar und Minorca, nebst dem Negerhan-
 Bestindien, und legte insbesondere den Grundstein zu seiner dar-
 wachsenen Herrschaft zur See. In dieser Hinsicht ist der an dems.
 e Handels- und Schiffahrtsvertrag merkwürdig, dessen Grund-
 d Jahre später gegen England wieder geltendmachen wollte. Der
 e nämlich: „Allen großbritannischen und franz. Unterthanen soll
 en Häfen zu schiffen, die mit dem einen oder dem andern Theile
 sind, und dies nicht nur aus feindlichen Häfen in einen neutralen,
 inern friedlichen Ort in einen feindlichen. Unter dieser Freiheit der
 die darauf befindlichen Menschen begriffen, wenn sie keine Sol-
 id durch den 18. Art.: „Diese Freiheit erstreckt sich auf alle auf
 olliche Waaren, wenn auch diese dem Feinde zugehören sollten, die
 bgenommen“, ward die Handelsfreiheit der Neutralen anerkannt
 liche Grundsatz: „Frei Schiff macht frei Gut“. (Vgl. die Schrift:
 echt réclamé par la France etc.“, Lpz. 1814.) England er-
 sem Friedensschlusse, welchen Einfluß es auf die Mächte des Fest-
 unne; denn nur sein Abfall zwang die übrigen zu gleichen Unter-
 arch diesen Abfall konnte es sich günstige Resultate erkaufen; denn
 üntirchen (Hafen und Festung) verschwand, es gewann die Hud-
 e Wichtigkeit in Westindien, Gibraltar und damit den Schlüssel
 Meere. — Mit Kaiser und Reich ward in Utrecht gar kein Friede
 ht, sondern die Unterhandlungen kamen erst 1714 zu Rastadt und
 wünschten Ende. Spanien und Osterreich aber versöhnten sich erst

durch den wiener Vertrag vom 30. Apr. 1725. (S. Ludwig XIV., & Marlborough.)

Ußschneider (Joseph v.) ist 1763 zu Niblen am Staffelsen, im bairischen Landgerichte Weilheim, geb.; seine Vorfahren mütterlicher Seite daselbst über 300 Jahre auf einem und demselben Landgute ansässig. Er 1773 s. Studien zu München und endigte den cursus 1783 auf der Univer-
sität Ingolstadt als D. der Philosophie und Licentiat der Rechte. Diese Studien
den 1778 und 1779 auf einige Monate unterbrochen, indem die Herzogin
Anna von Baiern ihn zu ihrer Geheimschreiberei im bairischen Erbfolge-
brauche. Nach vollendeten Studien trat er in die herzogl. Mariani'sche Al-
twelt, welche das damals aufgehobene Cadettencorps ersetzte, und übernahm in
die Repetitorstelle in der Mathematik und Physik, sowie die Professur der
Naturwissenschaften, während er zugleich die Verwaltung der herzogl. Landwirth-
schaft zu Schwaig-Anger führte. Wider s. Willen in die Illuminatenesche
gezogen und bedrungen von allen Seiten verfolgt, suchte er in die Dienste Friedr.
Königs von Preußen, zu kommen. Die Herzogin Maria Anna von Baiern
ihn aber davon zurück, indem sie ihm 1784 die Stelle eines bairischen Hof-
raths mit Sitz und Stimme verschaffte. Bei dieser Stelle arbeitete er in
den Aemtern der Finanzverwaltung, erwarb sich das allgemeine Vertrauen und wur-
dem er auf dem Donaumoos zur Herstellung der Ordnung in der dortigen
thätigst mitgewirkt hatte, vom Kurfürsten Karl Theodor wieder nach Mün-
chen rufen, um Irrungen mit Salzburg und Berchtoldsgaden in Bezug auf die
Salinenverhältnisse an Ort und Stelle zu schlichten. Er berichtigte 1793
sich Salinen-Waldgrenzen im berchtoldsgadischen und salzburgischen Land
unterhandelte 1795, während er eine Charte über das Ländchen Berchtold-
herstellte, den für die bairischen Salinen wichtigen Vertrag mit dem Für-
sten dem Capitel zu Berchtoldsgaden, wodurch die fürstl. berchtoldsgadische
Berg, Pfann und Wald mit vollem Eigenthume an Baiern überging. Der
Fürst ernannte ihn daher zum Geschäftsträger und ersten bairischen Salinen-
strator im Fürstenthume Berchtoldsgaden, wo er bis 1798 für das bairische
Salineninteresse thätig war, und im Salzbergbaue und im Subwesen durch
die ersparende Vorrichtung der Salzpferne in Traunreith, sowie sie daselbst auch
Brände noch wirklich besteht, und durch eine Taxation sämmtlicher Salinen-
gen folgenreiche Verbesserungen einführte. Karl Theodors Nachfolger, Jo-
seph, ernannte 1799 den Hrn. v. U. bei der neuerrichteten General-Kan-
tation zu einem der 7 Directoren, von wo er aber bald als Geh.-Referendar f.
ständische Angelegenheiten in das geh. Finanzdepart. versetzt wurde. Hier
erste Aufgabe für ihn, den damaligen Stand der bairischen Finanzen dem
König vorzulegen. Bei der großen Geldverlegenheit wurden ausländische
angeboten, wenn man in Baiern ausländischen Bankpapieren freien Ge-
brauch würde. U. widersetzte sich diesem Anerbieten und schlug vor, in Baiern
eine Bank zu errichten. Auch unterhandelte er den neuburger Deputations-
vertrag vom 5. Oct. 1799 mit den Landständen des Herzogth. Neuburg, worin
wirthschaftliche Grundsätze aufgestellt wurden, welche für die ganze Regi-
erungsperiode Max. Josephs zwar wohlthätige Folgen hatten, allein nicht von
den Ständen gleich gut aufgenommen wurden. U. enthüllte s. Reformation
darin zu deutlich und zog die Aufmerksamkeit einiger mit ihm unzufriedenen
aber noch mehr auf sich, als er den Entwurf einer neuen Erklärung der Lan-
desverfassung in Baiern (Häberlin's „Staatsarchiv“, 1801, im 22. H.) sämmtl. den
Ministern vorlegte. Er wurde bald darauf quiescirt und von allen Staats-
geschäften entfernt. — Um nicht müßig zu sein, errichtete er eine Ledermanufactur in
München, die er mit Eifer betrieb; dann gründete er mit Georg v. Reichenbach

mit Jos. Liebherr das mechanische Institut und kaufte die Klosterrealitäten zu Benedictbeurn, weil er für das mechanische Institut Crown- und Flintglas hatte. Die schönen Klostergebäude hielt er nicht allein in gutem Stande, sondern erweiterte sie noch, und begann die Cultur der dortigen öden Gründe nach wohl überdachten Pläne. In Benedictbeurn wurde von ihm und Jos. von Hofner (s. d.) das so berühmte gewordene optische Institut gegründet. Während er auf diese Weise durch mehr Fabriken und Gewerbe Leben in der Gegend verbreitete, wurde er 1807 wieder aufgefodert, in den Staatsdienst zu treten. Der Betrieb der Salinen entsprach der Erwartung der Regierung; man machte Vorschläge, dieselben zu verpachten. U. widersetzte sich der Achtung der wichtigsten und in jeder Beziehung unentbehrlichsten Domaine bairischen Staates, und berechnete einen um mehr hunderttausend Gulden höheren Ertrag, als das Staatsbair im Wege der Verpachtung erhalten haben würde. Er wurde zum General-Salinenadministrator und zugleich zum königl. Geh.-Rath ernannt. Der jährliche Salinenertrag unter f. Verwaltung überstieg die Summe, welche er früher, um den Pacht zu beseitigen, berechnet hatte. Diese Zeit veranstaltete und vollendete Hr. v. U. den Bau der neuen Saline Lehenheim mit der ganzen Soolenleitung von Reichenhall dahin, wobei der Salinenrath, Georg v. Reichenbach, Gelegenheit erhielt, in der Aufregung der Wassersäulenmaschinen sein Genie für die größere Mechanik zu bethätigen. Im Kriegsjahre 1809 waren die bairischen Salinen in Gefahr, an ihrer Rente durch die k. k. östr. Salinen, welche in franz. Kriegsgewalt kamen, zu verlieren. Hr. v. U. schloß daher in Wien den 17. Mai 1809 mit franz. Generalintendanten der Armee einen Vertrag, nach welchem neben der Reichtholtsabgaben auch die k. k. Saline von Hallein mit allen Vorräthen in die Administration überging, wodurch alle, selbst die östr. Interessen, mehr wurden und für Baiern ein bedeutender Vortheil sich ergab, welchen auch die franz. Armee an sich gezogen hätte. — Eine der vorzüglichsten Anstalten, welche unter U.'s Leitung in Baiern Wurzel faßte, war das Grundkataster, welches scheint, daß f. mit den geschicktesten Geschäftsmännern verabredeten Grundbesitz auf Landesvermessung, Bonitirung, Liquidirung und Katastrirung sich mehr befestigen werden. Nach dem am 14. Oct. 1809 zu Wien geschlossenen Frieden waren die bairischen Finanzen sehr geschwächt. Zur Herstellung der Finanzen in denselben wurde eine Finanzcomité niedergesetzt, von welcher U. Mitglied war. Das Resultat davon war die Trennung der alten und neuen Staatsfinanzen von den Finanzcassen für den laufenden Dienst. U. wurde neben seinen Geschäften 1811 auch noch Vorstand der Staatsschulden-Tilgungsanstalt. Die Geschäfte derselben gingen bis zum Wiederausbruche des Kriegs und bis die bair. Armee beinahe wieder ganz neu ausgerüstet werden mußte, gut. Dieser Herstellung der Armee und des dazu erforderlichen Kriegsmaterials mußten beträchtliche Fonds zugewendet werden. Durch Unterstützung dieses großen Zweckes, nämlich durch die Armee Baierns Selbständigkeit zu erhalten, U., als Vorstand der Staatsschulden-Tilgungscommission, seine eigne Eriehung auf Spiel. Nach dem pariser Frieden 1814 hoffte er die Mittel zu erhalten, um die Rückstände der Staatsschulden-Tilgungscommission zu decken; allein die Regierung, die er mit Recht für diese Staatsanstalt in Anspruch nehmen konnte, wurde nicht zu Theil. Er verlangte daher f. Entlassung, um durch freiwilliges Abgeben den Fortbestand der von ihm verwalteten Geschäftszweige zu retten. — Nun errichtete er eine Tuchmanufactur. Aber f. Gegner verbreiteten Mißcredit über f. Vermögensumstände nicht allein in Baiern, sondern auch auf allen Theilen Deutschlands, auf welchen er bisher für Hunderttausende Credit genoss. Baierns Verfassungsurkunde 1818 erschien, wurde er zum Bürgermeister der Stadt ernannt. Siebente Aufl. Bd. XI.

Stadt München und gleich darauf auch zum Landtagsdeputirten für München die erste und zweite bairische Ständeverammlung gewählt. In die dritte Ständeverammlung wählten ihn, als er nicht mehr Bürgermeister von München war, Grundeigenthümer ohne gutherrliche Gerichtsbarkeit. In diesen 3 Ständeversammlungen, 1819, 1822 und 1825, waren Manche mit ihm als Landtagsdeputirten nicht ganz zufrieden; er sprach in den öffentlichen Sitzungen ihnen zu mehr, indessen geht aus den gedruckten Verhandlungen dieser 3 Landtage hervor, daß nicht ohne Plan in diesen Versammlungen arbeitete. Er suchte vorzüglich dazu zu wirken, daß die junge und bairische Verfassungsurkunde, die unter den Mähten Europas Aufmerksamkeit erregte, in Baiern festen Fuß faßte; zu gleicher Zeit regte er in diesen Ständeversammlungen Alles an, was auf den bairischen Nationalwohlstand Einfluß haben konnte und zur Ausführung reif war. Nach jedem Landtage widmete er sich wieder s. Industriegeschäften. Doch scheint Aebau und Landwirthschaft ihn am meisten anzusprechen, daher auch s. Vorliebe das Landleben und s. Theilnahme an dem Schicksale der Landleute und Bauern. Wir haben Hoffnung, daß auch er mitwirkte, damit die Zuckerfabrication Rumkelsrüben, die in Frankreich so große Fortschritte macht und wovon er bei der letzten Ständeverammlung ein so schönes Muster vorgelegt hat, mit Beihilfe seines Bruders Paul in großer Ausdehnung auf Baiern übergetragen werde. 1827 wurde der Geh.-Rath v. U. zum Vorstand der in München neu zu errichtenden polytechnischen Schule ernannt.

Uwaroff (Sergius v.), seit 1824 kais. russ. Geh.-Rath, seit 1818 Präsident der kais. russ. Akad. der Wissensch. zu Petersburg, war Curator der Universität und des Lehrbezirks Petersburg, von welcher Stelle er 1821 die nachsuchte Entlassung erhielt. Dieser durch mehrere archäologische und historische Untersuchungen rühmlich bekannte Gelehrte ist Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften. Unter s. Schriften nennen wir s. „Essai sur les mystères d'Eleusis“, s. Schrift „über das vorhomerische Zeitalter“, s. „Konos von Panepolis“, 1817, ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte der griech. Poesie und s. „men critique de la fable d'Heracle“ (gegen Dupuis's „Origine de tous les cultes“ gerichtet, in den Memoiren der Akademie). 1822 wurde er zum Directeur des Depart. der Manufacturen und des innern Handels, oder der Reichs-, Bank und Commerzbank ernannt. Dieser geistreiche, durch das Studium der Antiquitäten gebildete Denker ist auch ein Freund und Kenner der merkwürdigsten Erzeugnisse der heutigen europ. Literatur, besonders der deutschen. Durch s. „Projet d'une Academie asiatique“ (1810) gab er zu dem Studium der morgenländ. Sprachen in Petersburg den ersten Antrieb; es wurden bei der Akademie eine Stelle für die Literatur und ein asiatisches Museum, sowie bei der Universität ein doppelter Saal für diese Sprachen errichtet. Außerdem hat der Kaiser Alexander 1823 bei der Reichscollegium der auswärt. Angeleg. eine orient. Lehranstalt gegründet, in welcher mehrere Kronzöglinge im Arabischen, Persischen und Türkischen unterrichtet werden. Die Direction dieser Anstalt hat der Staatsrath Adeling. Seitdem ward der Unterricht in den orient. Sprachen auch in a. Städten und Schulen des Reichs, zu Kasan, Dnisk, Wlisk, Astrachan u. a. a. D. eingeführt. — Noch hat sich der Regierung Alexanders I. bekanntgemacht der kais. russ. General Uwaroff, Chef des kais. Gardecorps. Er commandirte 1812 als Generalleut. ein Cavalerie-Reservcorps bei der ersten Westarmee unter Barclay de Tolly und war zuletzt kais. Generaladjutant. Er starb den 2. Dec. 1824. Zu Errichtung eines Denkmals zu Ehren der kais. Garde hatte er 400,000 Rubel legirt.

U₃ (Johann Peter), wurde zu Ansbach 1720 geb. Außer s. allgemeiner Liebe zu den Wissenschaften zeigte sich schon früh sehr bestimmt eine Neigung zur Malerei und Poesie in ihm. In Halle, wohin er 1739 zur Fortsetzung s. Studien

t Gleim, der zu gleicher Zeit dort studirte, einen engen Freundschaft auch späterhin Götz beigesellte. Er dichtete hier auch f. „Frühling. Versart und Scansion, die er nachher bei f. Gedichten ganz erlernte er nach Ansbach zurück, wo er f. Zeit den Wissenschaften und widmete. 1746 erschien f. mit Götz vollendete Übersetz. des Anacramals die geschmackvollste deutsche Übersetzung eines alten Dichters. an diente er einem ansbachischen Justizrath als Secretair ohne Gehalt. Die Muse, welche ihm diese Stelle gewährte, wandte er zu Vorfällen im lyrischen Fache an, und so entstand die kleine Sammlung, welche Gleim 1749 zum Druck beförderte. Nachdem bereits sein Ruf als Dichter begründet war, ward f. „Sieg des Liebesühnendes Gedicht in 4 Ges., mit nicht geringem Beifall aufgeführt. erschien f. „Theobicee“: ein Werk, welches unter allen f. Gedichtpoetischen Werth hat, und 1760 f. in Alexandrinern geschriebenes die Kunst, stets fröhlich zu sein“, welchem damals ein vorzüglicher Erzeugnissen in diesem Fache zugestanden wurde; auch vermehrte er herausgekommenen Oden und Lieder mit einem 3. und 4. Bde. ohne bedeutende öffentliche Geschäfte gelebt; 1763 ward er zum erl. Landgerichts ernannt. Nachdem er noch eine vollständige Gedichte, denen das 5. und 6. Buch f. „Oden und Lieder“ beigesetzt Druck vorbereitet hatte und diese 1768 von Weiße in einer Prachtausgabe gegeben worden war, entsagte er fortan allen poetischen Arbeiten und bloß den Geschäften seines neuen Amtes. Jedoch arbeitete er wegen seines Fürsten, mit Junkheim das neue ansbachische Gesetzbuch durch f. Mitwirkung einen allgemein anerkannten Werth erhielt. Wirkungskreis seines Amtes vergrößert, indem man ihn zum Mitgerichteten Scholarchats einsetzte. 1790 ernannte ihn der Markgr. als Director, und als die ansbachischen Länder dem Könige von Preußen fielen, ward er zum Geh.-Justizrath und Landrichter zu Ansbach ernannt. Stunden vor f. Tode (am 12. Mai 1796) ward ihm noch das Amt überbracht. Als lyrischer Dichter zeichnet sich U. im scherzhaften Liede, und in der Briefform durch Leichtigkeit und seine Gedankentiefen Oden, wie in der „Theobicee“, findet man die Spuren der Philosophie. Ch. F. Weiße hat f. poetischen Schriften (Wien 1804) herausgegeben. (S. übrigens Schlichtegroll's „ Nekrolog der Deutschen. 1. Bd.) Die Gesellschaft für vaterländ. Kunst und Gewerbleiß hat durch gesammelte Beiträge „Dem Weisen, dem Dichter, dem Krieger“ 1825 im königl. Schloßgarten ein Denkmal errichtet, wozu Nürnberg die kolossale Büste verfertigt hat.

B.

der Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit dem F gleich lautet, aus der Mitte der Wörter, wo er wie ein W ausgesprochen wird. B. Bienen, von Vaccine (vom lat. vacca, die Kuh), die Kuhpocke, Bimpfen, der bei den Franzosen gewöhnliche Ausdruck, von dem B. oftener gebraucht. (S. Impfen und Jenner.) B. in Rom die Göttin der Muse, der Erholung. Sie soll schon von den Römern verehrt worden sein. Die Landleute opferten ihr, wenn alle Felder geerntet waren. B., f. Leere.

V a d e m e c u m (ein zusammengesetztes lat. Wort: Gehe mit mir!) ist Titel von Sammlungen lustiger Einfälle und Schwänke, die zur Unterhaltung dienen sollen, ein Taschenbuch, das man mit sich nimmt, um sich zu unterhalten. Dieser Titel wurde zuerst einem aecetischen Buche gegeben: „Vademecum pie Christianorum“ (Köln 1709). 1764 erschien zu Altona das „Vademecum lustige Leute“, und nun folgten ähnliche Sammlungen von guten, witzigen Fällen und Anekdoten. Da die in dergl. Sammlungen enthaltenen Geschehnisse zum Theil ohne Witz und schon oft wiederholt worden sind, so bezeichnet man der Benennung Vademecum-Geschichte eine Anekdote ohne innern Gehalt.

Walckenaer (Ludwig Kaspar), ein berühmter holländ. Philolog und Historiker zu Franeker, dann zu Leyden. Er war geb. 1715 zu Leuwarden in Holland, studierte zu Franeker alte Literatur, Philosophie und Theologie und wurde Prof. der griech. Sprache daselbst, späterhin in Leyden, wo er 1785 starb. Er band große Bescheidenheit mit gründlicher und vielumfassender Kenntniß der Alterthümer und ihrer Hülfswissenschaften, begleitete mehre griech. Gelehrte mit schätzbaren Commentaren, namentlich den Theokrit, die „Phönissier“, den „Hippolyt“ des Euripides, den Raskimachus, und wirkte gleich thätig mündlichen Unterricht für Verbreitung des humanistischen Studiums. Von Schriften von ihm: „Op. philol.“ (Lpz. 1808, 2 Bde.). Von s. seltenen, vor 80 J. mit Bewunderung aufgenommenen „Diatrise in Euripidis perorum dramatum reliquias“, erschien zu Leipzig 1824 ein neuer Abdruck, f. von s. Ausg. der „Phoenissae“ und des „Hippolytus“ des Euripides.

Walckenaer (Jan), Sohn des Vorigen, erhielt nach beendigten Studien (zu Leyden) eine Professur der Rechte an der Universität Franeker. Literarischer Ruhm, besonders aber seine eifrige Anhänglichkeit für die constitutionelle Partei, verschafften ihm 1787 den Lehrstuhl der Jurisprudenz zu Utrecht. Allein noch in demselben Jahre nöthigte ihn die Rückkehr des Erbstatthalters von Holland zu verlassen. W. ging nach Frankreich und befand sich am 1. 1793 unter den Abgeordneten, welche vom Nationalconvent die Absendung eines franz. Heers zum Beistande der holländ. Patrioten verlangten. Als dieser Wunsch Erfüllung fand, lehrte W. nach Holland zurück, wurde zum Staatsrechts ernannt und bewies sich durch seine Zeitschrift: „De de batavischen Freiheit“, als den heftigsten Gegner des Hauses Oranien. Darauf übertrug man ihm die Leitung der über den Staatsgefangenen in Spanien verhängten Untersuchung. Zu Anfang 1796 wurde W. zum Gesandten in Spanien ernannt. Er lehrte 1799 zurück, ward aber bald darauf mit außerordentlicher Sendung nach Madrid beauftragt und blieb hier bis 1801. Nachdem W. auf kurze Zeit in das Privatleben zurückgetreten war, wurde er nach Berlin geschickt, um mit der preuß. Regierung wegen Rückzahlung der bei derleihe, für die man Schlessen zur Hypothek gegeben hatte, ein Uebereinkommen zu treffen. Dergleichen hier s. Unterhandlungen ohne glücklichen Erfolg blieben, währte er doch den Ruhm eines sehr einsichtigen und gewandten Diplomaten, den er früher in Spanien, Frankreich und den Niederlanden erworben. Als 1810 Ludwig den letzten Versuch machen wollte, um die Vereinigung Hollands mit Frankreich zu verhindern, war es W., den er mit einer außerordentlichen Sendung nach Napoleon beauftragte. Nach s. Rückkehr trat W. vom politischen Schauplatz ab. Als Privatmann lebte er seitdem bald in Amsterdam, bald auf dem Lande, sich den schönen Wissenschaften. Auch soll ihn die jetzige Regierung, die s. ausgezeichnete Talente anerkannte, zuweilen mit der Redaction wichtiger Staatschriften beauftragt haben. Von frühern, unter s. Namen erschienenen Werken, sind anzuführen: 1) „De peculio quasi castrensi veteribus jurisconsultis incognito, ejus vera origine“; 2) „Rechtsgutachten in Sachen des Erbstatthalters Wilhelm

ed des niederländ. Instituts und Ritter des rothen Adlerordens.
t, zu Harlem den 25. Jan. 1821.

, eine span. Provinz, ehemals zur Krone Aragon gehörig, liegt
Aland. Meere, Murcia, Cuenca, Aragon und Cataluña. Dieses
31 $\frac{1}{2}$ □ M., das gefeierte Eden Spaniens, breitet sich unter dem
Europens aus; es ist voll Berge (Äste der Gebirgskette Sier-
håler und kleiner Ebenen, reichlich bewässert, besonders vom
und Guadalaviar. Der Himmel ist fast beständig heiter und er-
de milbern die Hitze. Reif und Nebel sind ganz ungewöhnlich.
are Boden, der die edelsten Erzeugnisse Spaniens, besonders den
wein, Oliven, Südfrüchte (und unter diesen auch Datteln), Ka-
en, Soda, Flachs und Hanf, Esparto u. in hoher Güte hervor-
uß an den gewöhnlichen Hausthieren, Bienen, Seidenwürmern
len und Mineralien hat, ist von seinen 830,000 Einwo. auf das
rgenbs in Spanien findet man so angenehme Huertas (fruchtbare,
gebaute Gegenden) wie hier, nirgends wird die Landwirthschaft
Bewässerung einsichtsvoller betrieben. Sie ist zugleich, nach Ca-
ia, die gewerbsamste Provinz des Reichs und enthält ansehnliche
- und Wollenweberei, starke Brennereien, Papier-, Esparto-
n, Töpfereien und Seifensiedereien. — Die Hauptst. Valencia
st reizenden und fruchtbaren Huerta am Turia oder Guadalaviar,
einerne Brücken führen, und zählt 5290 H. und 100,000 E. Sie
und Wällen umgeben, hat eine kleine Citadelle, 5 Vorstädte, enge
mit schönen Gebäuden gezeierte Straßen, 9 öffentliche Plätze, 74
ster und 16 Hospitäler. Besonders zu merken sind der Königl.
se, das Zollhaus, mehre geschmackvolle Kirchen, das allgemeine
h Findel- und Irrenhaus, worin 740 Personen unterhalten wer-
Sitz des Generalcapitains von Valencia, eines Erzbischofs, einer
einer Universität (die 1820 über 1800 Studenten zählte), einer
lebenden Künste und einer ökonomischen Gesellschaft. Die hiesigen
nd Strumpfwereien beschäftigen 3618 Stühle und mehr als
en; um die Stadt her stehen gegen 50 Papiermühlen. Außer die-
a. Fabriken, welche nebst dem lebhaften Land- und Seehandel der
hrung verschaffen. Zwar liegt sie 3000 Schritte vom Meere;
e bei dem Flecken Grao, $\frac{1}{2}$ Stunde von Valencia, befindliche Rhede
Die Alameda, ein reizender Spaziergang von Drangen-, Granat-
en, führt dahin. Überhaupt sind die Umgebungen reich an Maul-
a- und Drangenbäumen, deren Wohlgerüche die ganze Atmosphäre
findet die vorzüglichsten Neben, welche 13 — 14 Pfund schwere
, Melonen aller Gattungen, Artischocken u.

ie nnes, eine franz. Stadt und starke Festung an der Schelbe, im
eben. Sie hat eine starke, von Vauban erbaute Citadelle, die, wie
hre Belagerungen ausgehalten hat, und zählt in 2500 H. 17,000
lein trefflichen Battist und Linon, wovon jährlich gegen 50,000
s gehen, sondern auch die bekannten dentelles de Valenciennes in
amenheit liefern.

lini (Georg Wilhelm, Freih. v.), k. preuß. Generalleut., Sohn
Obristen v. B., geb. 1775, ward im Cadettencorps zu Berlin erzog-
ate bereits in seinem 18. J. dem Feldzuge am Rhein als Seconde-
und erhielt bei Landau die erste Wunde, der manche andre in seinem
leben noch folgte. Nach Beendigung des Feldzuges theilte er seine
ährungen in einem Werke mit: „Abhandl. über den kleinen Krieg“,

das bereits 4 Aufl. erlebt hat. Seine Garnison in der Nähe von Dessau brachte ihn in nähere Bekanntschaft mit dem genialen Berenhorst, mit welchem ihn bis dessen Tode die engste Freundschaft verband. 1803 ward er in den Generalstab nach Potsdam versetzt, und machte 1805 den kleinen Krieg im Lautenburger gegen die Schweden als Hauptmann mit. 1806 stand er unter Hohenlohe, wozu dem Gefecht bei Saalfeld bei, und war Zeuge des Todes des Prinzen Louis Preußen. Eine kleine Schrift, die damals u. d. T. „Das Gefecht bei Saalfeld den 10. Oct.“ (Germanien) erschien, hat den General v. B. zum Verf. Bei dem Gefechte wußte er sich der Gefangenschaft zu entziehen und kam durchs bänische Gebiet nach Danzig zur Armee. Nach erfolgtem Frieden ward er Major, nahm aber, 1809 der Krieg in Oesterreich ausbrach, den Abschied und trat in östr. Dienste, selbst er auch als Adjutant des jetzigen Königs der Niederlande dem Feldzuge wohnte. Nach Beendigung desselben verließ er die östr. Dienste wieder, und sein Werk: „Geschichte des Feldzuges von 1809“, heraus, das, mit eben so Unparteilichkeit als Sachkenntnis geschrieben, ein schätzbare Beitrag zur Geschichte unserer Zeit ist und bleiben wird. Um keine Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, militairisches Talent auszubilden, nahm er 1810 beim Ausbruch des Krieges zwischen Rußen gegen die Türken, bei den Erstern Dienste, machte den Feldzug unter Grafen Ramenskoy mit, wohnte dem Sturm bei Kustschuk, der Schlacht bei Batin und mehren Gefechten bei, und wurde von dem Kaiser Alexander Obristleutnant befördert. 1811 ging er nach Petersburg, hierauf nach Berlin, suchte dort den Abschied von der russ. Armee nach und trat in gleichem Range in preuß. Dienste. In dem Freiheitskriege von 1813 — 15 stand er ebenfalls bei dem Heertheile des Generals v. York und bei dem des Gen. v. Bülow. Bei letzterm wohnte er der Schlacht von Leipzig und dem Feldzuge in Holland. In Frankreich war er Chef des Generalstabs bei York, in welcher Eigenschaft auch den Feldzug von 1815 beim Gen. Bülow mitmachte, nach dessen Beendigung er zum Commandanten der Festung Glogau ernannt ward. Hier bearbeitete er seine Lehre vom großen Krieg u. d. T.: „Abhandl. über den Krieg, in Beziehung auf Operationen u.“ (Berl. 1821 — 24, 3 Bde., mit Planen), welcher eine „Lehre von Festungskriegen u.“ folgen wird. Der Besitz aller preussischen, mehrerer russischen, schwed. und des niederländ. Militairordens bezeugt die Achtung, deren die Kaiser ihn gewürdigt, und die ihm seine unermüdeten Leistungen, sowol auf dem Felde der Ehre als auch auf dem der Literatur, erworben haben. 1828 wurde B. Gen.-Inspector des Militair-Unterrichts- und Bildungswesens zu Berlin ernannt.

Valentinian: 3 römische Kaiser. **Valentinian I.**, der Sohn des Constantians, eines tapfern Feldherren, aus Eibala in Pannonien geb., kam 364 n. Chr. zur Regierung, und theilte diese mit seinem Bruder Valens, dem er das Reich theilweise überließ. Zwar tapfer, aber roh und unwissend, und den größten Anforderungen ergeben, vermochte er nicht den Verfall des Reichs abzuwehren. Er starb nachdem er gegen die slawischen und teutonischen Völker vergebens gekämpft hatte. 375. — **Valentinian II.**, des Vorigen Sohn, regierte, nach dem Tode seines ältern Bruders, Gratian (383), unter der Vormundschaft seiner Mutter, Jovina, und wurde von einem seiner Officiere, einem Gallier, Arbogastes, 392 erschlagen. — **Valentinian III.**, Sohn des Constantius und der Placidia, der Tochter Theodosius des Gr., ward nach dem Tode seines Oheims, des Kaisers Honorius, in seinem 6. J. zum Kaiser ausgerufen (425), und sah während seiner unglücklichen Regierung Spanien durch die Sueven und Westgothen, Afrika durch die Vandalen, Britannien durch die Angelsachsen, Gallien durch die Franken verloren gehen, und Italien von den Hunnen unter Attila verwüstet werden. Nachwiegend und wollüstig kam er 455 durch eine Verschwörung um. (Vgl. Attila und Valens.)

Valentinianer, s. Gnostiker.

Valerianus (Publius Licinius), römischer Kaiser von 253 — 260 n. Chr., geb. 190. Er stammte aus einem edlen Geschlechte und hatte sich als Feldherr in verschiedenen Kriegen, sowie überhaupt durch einen großen und vorwurfslosen Charakter ausgezeichnet. Als einer seiner Vorgänger, der Kaiser Decius, den Verfall des römischen Reichs zu hemmen, das in Rom ehemals gewöhnlich besetzte Amt eines Censors wieder einführte, wurde V. vom Senate einstimmig diese Stelle gewählt. Aber kein Censor vermochte die ganz gesunkenen Sitten der Römer wiederherzustellen. V. wurde, wie verschiedene seiner Vorgänger, von den Legionen zum Kaiser ernannt. Da er schon 63 J. alt war, als er diese Würde erhielt, wollte er sie, vielleicht im Gefühle seiner Schwäche, mit einem Andern theilen, und wählte seinen Sohn Gallien zum Mitregenten. Aber die Lage des römischen Reichs war damals so beschaffen, daß die ganze Zeit ihrer vereinigten Regierung fast Nichts als Verwirrung im Innern des Reichs, und von Außen wiederholte Angriffe fremder Völker, der Deutschen, Gothen und Perser, enthält. Im J. 225 war in Asien ein neues persisches Reich von Artaxerxes gestiftet worden. Sein Nachfolger, Sapor, suchte die Provinzen, welche die Römer früher in Persien abgerissen hatten, wieder zu erobern, und es gelang ihm. Der Kaiser ging mit einem Heere ihm entgegen, ward aber in der Nähe von Edessa (260) besiegt und gefangen genommen. Sapor behandelte ihn, wenn die Erzählungen der Geschichtschreiber nicht übertrieben sind, auf eine unwürdige Art. Der unglückliche Greis war täglich dem Muthwillen des Volks ausgesetzt; wenn der persische König zu Pferde steigen wollte, trat er mit dem Fuße auf V.'s Nacken, und dieser vor Gram starb, ließ er seine Haut ausstopfen, um sie als ein Denkmal seines Triumphs aufzubewahren. V. hatte sich im Anfange seiner Regierung sehr geneigt um die Christen bewiesen, ließ sich aber nachher verleiten, sie heftig zu verfolgen. Valerius, ein Name, den eine Menge Römer führten, unter denen der berühmteste wol der sein möchte, der, als ein Haupttheilnehmer an der bekannten Verschwörung gegen den letzten König, Tarquinius Superbus, sich durch seine Tapferkeit zur Freiheit und zum Vaterlande, wie durch seine Rechtlichkeit auszeichnete; er trug auch den Beinamen Publicola, oder Poplicola, d. h. Volksfreund, erhielt. Er war auch mit Brutus einer der ersten Consuln des neuen Freistaats, vertrat diese Würde nach dessen Tode eine Zeitlang allein mit der größten Uneigennützigkeit, und machte verschiedene dem Volke sehr nützliche und auf die Erhaltung bürgerlicher Freiheit abzielende Verordnungen. Noch 3 Mal verwaltete er das Consulat, und zeichnete sich auch als Feldherr durch Tapferkeit und Geschicklichkeit aus. Unter andern besiegte er die Sabiner und triumphirte über sie. Bald nachher starb er so arm, daß er auf Kosten des Staats begraben werden mußte. Man errichtete ihm aus Dankbarkeit ein Grabmal am Markte. Die römischen Frauen ehrten sein Andenken, wie das des Brutus, dadurch, daß sie ein ganzes Jahr um ihn trauerten.

Valerius Flaccus (Cajus), s. Flaccus (Cajus Valerius).

Valerius Maximus, ein römischer Geschichtschreiber, der ums Jahr 30 in 9 Büchern „*Dicta et facta memorabilia*“ schrieb, und darin die Sitten, Gebräuche, Tugenden und Laster u. s. w. durch Beispiele aus der Geschichte der Römer und anderer Völker zu erläutern suchte. Er stammte vermuthlich aus einer Patricierfamilie ab, diente unter Sextus Pompejus in Asien, und zog sich später in die Einsamkeit zurück, deren Frucht obiges Werk ist. Sein Styl ist ungeschliffen und geziert. Unter den Ausg. ist die von Torrentius (Leiden 1726, 4.) die häufigste. Sie liegt den neuern von Rapp (Leipz. 1782) und Helfrecht (Hof 1799) zum Grunde. Wir besitzen mehrere deutsche Übersetzungen von diesem Werke; die neueste ist von einem Ungenannten (Frankf. a. M. 1805 — 7).

Baletta (La Baletta), die Hauptstadt der britischen Insel Malta, in der Hauptsitz des Malteserordens, eine gut gebaute Stadt, die von der See mit ihren vielen Palästen und prächtigen Kirchen einen reizenden Anblick gewährt. Sie zählt in 3500 H. 33,470 E. Die Straßen sind breit und mit Lava gepflastert, die Häfen an den Häfen mit den schönsten Prachtgebäuden besetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich der vormalige Palast des Großmeisters, jetzt die Residenz des Gouverneurs, die Paläste der 7 Zeugen, das Stadthaus, die Hauptkirche, das Zeughaus u. a. aus. Von wissenschaftlichen Anstalten sind eine Bibliothek und eine Sternwarte zu bemerken. Sie hat 3 ebenso geräumige als sichere Häfen und ist seit der britischen Besitznahme ein Markt für die Nordküste Afrikas geworden, auch zum Freihafen erklärt. Ihr Handel nimmt von Tage zu Tage auch unterhalten ihre fleißigen Bewohner mehrere Manufacturen. Bewundernswürdig sind ihre Festungswerke, die meistens in Felsen eingehauen sind und den Befestigten fast unbezwinglich machen. An ihren Mauern brach sich 1565 Suleiman's Heer und die muthvolle Vertheidigung der Ritter, die seine ganze Macht bedrohte, hört unter die schönsten Thaten des 16. Jahrh. 1798 lieferte sie Verrath den Engländern, 1800 Hunger den Briten in die Hände.

Balla (Laurentius), ein berühmter Philolog des 15. Jahrh., der um Wiederherstellung der alten classischen Literatur in Italien viel Verdienste hat, 1407 oder 1415 zu Rom, wo er auch erzogen ward. Er lehrte die schönen Wissenschaften und Rhetorik mit Ruhm und Beifall in verschiedenen Hauptstädten Italiens. Aber seine Streit- und Tadelsucht und seine Angriffe gegen die scholastische Logik und Philosophie, deren Anwendung auf die Theologie er sogar für schädlich hielt, erregten ihm Feinde, die ihm viel Böses nachsagten. Er ging nach Neapel, wo der König Alfons V., ein großer Beschützer der Wissenschaften, ihn aufnahm. Die Händel, die er hier mit der Inquisition wegen seiner zu freien Äußerungen über religiöse Gegenstände gehabt, und die beschimpfende Strafe, die er davon erfahren haben soll, daß er nämlich öffentlich mit Ruthen geprügelt wurde, und Einige für bloße Verleumdungen seiner Gegner halten. Er ging nach Rom, wo er war päpstl. Secretair und Kanonikus an der Kirche zu St. Johannes im Lateran und starb 1457 oder 1465. Unter s. Werken werden die „*Elegantiae Latinarum*“ in 6 Büchern für das vorzüglichste gehalten; von den übrigen nur wir: eine Abhandl. über das Wahre und Falsche; eine Geschichte Ferdinands, Königs von Aragonien; eine Abhandl. über die angebliche Schenkung Konstantin des Gr., die Ulrich v. Hutten drucken ließ und dem Papst bedicirte, und Übersetzungen des Herodot, Thucydides und Homer, sowie auch Noten zu einigen classischen Autoren. Seine „*Opera*“ erschienen gesammelt Basel 1543 fg.

Balle (Pietro della), geb. in einer vornehmen Familie zu Rom 1586, hört zu den besten Reisebeschreibern des 17. Jahrh., wiewol er von Leichtgläubigkeit und der Sucht, wunderbare Dinge zu erzählen, nicht frei ist. Durch eine frühzeitige Erziehung früh gebildet, besaß er mannigfaltige Kenntnisse, als er, durch unglücklichen Liebe und anderer Widerwärtigkeiten wegen, sich von Rom nach Neapel begab. Hier beschloß er, nach Palästina zu wallfahren, und ging nach Babilon, wo er sich 1614 nach dem Orient einschiffte. Er besuchte die Türkei, Syrien, Arabien, Persien und Indien, und verweilte über 11 Jahre in diesen Ländern, deren Sprachen, Beschaffenheit und Einwohner er in so langer Zeit gekannt lernte. Zu Bagdad vermählte er sich mit einer schönen Georgianerin, Esmat Maani, die ihm aber bald durch den Tod wieder entrisen wurde. Dieser Verlust bewog ihn zur Rückkehr, und 1626 kam er mit einem großen Gefolge von Begleitern wieder in Rom an, wo er sich mit einer ehemaligen Dienerin seiner Eltern, ebenfalls einer Georgianerin, aufs neue verheirathete. Er lebte

es auch mit der Musik, deren gründlicher Kenner er war, und beschrieb seine Dieses Werk, welches aus 54 Briefen besteht, zeugt von des Verf. viel- Gelehrsamkeit und ist noch jetzt von Werth. Durch ein Ereigniß eigner Art jedoch nur vorübergehend, seine Ruhe gestört. Als er einst auf dem quiri- nali-Platz einer Procession zusah, fielen unter des Papstes Augen die Bedien- ten über sein morgenländisches Gefolge her. Er eilte den Seinigen zu- da aber Worte nicht helfen wollten, stieß er einen päpstl. Diener nieder. Um dem Papste zu entgehen, floh er nach Neapel, und blieb dort, bis es seinen Freunden gelang, ihm Verzeihung und Wiedereinsetzung in seine Güter aus- zuwirken. Er starb zu Rom 1652.

Vallière (Louise Françoise de la Baume le Blanc, Herzogin de la), Mai- wig XIV., stammte aus dem altadeligen Hause de la Baume im Bour- gogne und war Hofdame bei der Gemahlin des Herzogs von Orleans. Sie lebte 2 Jahre lang im Stillen eine gärtliche Neigung für Ludwig, bis dieser sie bemerkte. Ihren sehr sanften Charakter verleugnete sie auch nicht im Con- fessio- ihres Glücks, das sie nur um Gutes zu thun benutzte. Aus Liebe zu ihr erwarb der König das Landgut Vaujour und die Baronie St.-Christophle zu einem Comte und einer Pairie. Von der Montespan verdrängt, ging sie 1675 als Nonne in ein Carmeliterkloster in der Vorstadt St.-Jacques zu Paris, wo sie die Nonne Louise de la Miséricorde hieß und 1710 im 66. J. starb. Man nennt sie Verfasserin der „Réflexions sur la miséricorde de Dieu“. Die Frau von Vaujour hat sie zum Gegenstande eines anziehenden Romans gemacht, und der be- rühmte Brun eine büssende Magdalena nach ihrem Bilde gemalt.

Vallisneria. Der Name einer Pflanze, welche Linné zu Ehren des An- tonio Vallisneri, der 1733 zu Venedig seine „Opere fisico-mediche“ herausgab, benannte, nachdem sie früher der berühmte Italiener Micheli u. d. N. Vallisnerioi- gebildet und ihre Merkwürdigkeiten erzählt hatte. Das Pflänzchen selbst ist unansehnlich, es wächst im Schlamm unter Wasser, sowol in Italien als Frankreich. Die zarte Wurzel treibt schmale und dünne, grasartige Blät- ter, welche unter der Oberfläche des Wassers bleiben. Die einzelnen Pflanzen sind leicht nach getrennt, manche männlich, andre weiblich. Die männlichen haben eine kleine Aehre, welche mit einer großen Anzahl sehr kleiner Blüthchen be- setzt ist, von denen jedes 2 Staubfäden trägt. Die weiblichen Pflanzen treiben nur einzelne Blüthen, auf sehr langen, fadenförmigen und spiralförmig zu- gewundenen Blüthenstielen. (Die Pflanze hat von dieser Bildung des weib- lichen Blüthenstiels den Namen *Vallisneria spiralis* erhalten.) Da nun die männ- lichen Blüthchen vermöge der Kürze ihres Blüthenstiels sich unter der Oberfläche des Wassers nicht entfalten können, so reißt sich die ganze Blüthenähre von ihrem Stiele los, und kommt durch dieses Freiwerden auf der Oberfläche des Was- sers zu schwimmen, wo die vollständige Entfaltung vorsichgeht. Um dieselbe Zeit, da die weibliche Blüthe, durch Aufwicklung ihres langen fadenartigen Stie- chs aus den dunkeln Räumen ans Licht, und kommt auf der Oberfläche des Wassers mit den herumschwimmenden männlichen Blüthen in Berührung, so- dass Befruchtung möglich wird. Nachdem diese geschehen, sterben die männlichen ab, und die weiblichen ziehen sich durch abermalige Zusammenwindung ihres Stiels in die niedern Räume des Wassers zurück, wo sich in dunkeln Schöße der Keimling ihrer Liebe entwickelt. — Schon mehrmals diente diese merkwürdige Pflanze als einzige Erscheinung im Pflanzenreiche Dichtern als Stoff ihrer Ge- dichte. Die *Vallisneria* kann zugleich als einer der zahlreichen Beweise für die Existenz eines Geschlechtsverhältnisses im Pflanzenreiche (die in neuern Zeiten Schriftsteller philosophirend angefochten haben) gelten. Daß der Blüthen- stiel in den von der Mutterpflanze losgerissenen Blüthen die Kraft habe, die

iech. und lat. Bücher in Oxford oder Cambridge drucken zu lassen. Er stiftete den Philologen so geschätzte „Classical journal“, welches jährlich an Besitz zunimmt. Er war es auch, der den schon in Deutschland, Frankreich, Dänemark und Rußland gemachten, aber immer wieder aufgegebenen Plan einer neuen des „Thesaurus der griech. Sprache“ von Stephanus, mit bedeutendem Koswande, ins Werk richtete. W. hat auch die Sammlungen lat. Classiker mit merk. in usum Delphini wieder abzu drucken angefangen, und damit in Eng. den Beifall gefunden. Eines seiner beliebtesten Institute ist die Sammlung hebräischer Flugschriften, welche er schon seit mehreren Jahren u. d. T.: „The Hebraeer“ verlegt. Seine Pressen sind immerfort mit dem Wiederabdrucke Menge von griech. und lat., in den engl. Schulen eingeführten Elementarbüchern beschäftigt: ein Verlag, welcher bekanntlich am sichersten lohnt. Obgleich es schon hinreichen würde, ihm einen Namen bei der Mit- und Nachwelt zu verdienen, so ist doch vorauszusetzen, daß dieser Mann in seinen rüstigen Jahren hundert des classischen Alterthums künftighin noch viele nützliche Unternehmungen wird.

62.

Valuta (Werth, valeur, value, Handelsr.), der Werth oder Betrag des Geldes (s. d.). Da das Wechselgeschäft und seine Strenge darauf beruht, daß der Wechsellaussteller eine Summe wirklich erhalten hat, welche er sogleich an den D. wieder auszahlen lassen soll, so muß auch der Wechsel dies Bekenntniß enthalten. Nur in England ist dies nicht nöthig, und ein engl. Wechsel gültig, auch des Werths darin nicht gedacht wird. Dieser Werth, welchen der Wechselnehmer (Remittent) dem Aussteller gewähren muß, kann auf verschiedene Weise gegeben werden, durch baare Zahlung (Werth baar erhalten, oder Werth in d.), durch Tilgung einer Forderung des Wechselempfängers an den Aussteller (Werth in Saldo), durch Waaren (W. in Waaren), durch künftige Berechnung beider (W. in Rechnung). Nach den meisten deutschen Wechselordnungen geschieht, daß der Empfang der Valuta im Allgemeinen angegeben ist; Frankreich verlangt eine genauere Angabe der Art, durch welche sie gewährt wurde.

37.

Valuation (von dem franz. Worte évaluation), Schätzung des Werthes eines Gegenstandes, ist die gesetzliche Würdigung einer Geldsorte, oder die Festsetzung des Münzfußes sich gründende Bestimmung des Werthes gewisser Münzen, nach welchem sie in einem Lande gelten und angenommen werden sollen. Verzeichniß der Münzsorten, die in einem Lande gelten sollen, mit der Angabe des Preises, zu welchem sie anzunehmen sind, heißt Valuationstabelle. Solche Tabellen werden, z. B. in Sachsen, von Zeit zu Zeit von der Behörde gemacht. In einigen Ländern nennt man es Münztarif. Die in den Valuationstabellen nicht enthaltenen Münzsorten sollen, ebenso wie die wirklich vertrieben, weder ausgegeben noch angenommen werden, doch werden beim Handel in dieser Rücksicht mancherlei Ausnahmen gemacht.

Vampyre, die größte Gattung der Fledermäuse (Vespertilio speciosus), von welcher es, nach Verschiedenheit der Größe und Farbe, 3 Arten gibt. Der Kopf ist dem eines Hundes ähnlich. Diese Thiere halten sich in den Gegenden Afrikas, vorzüglich aber auf den ostindischen Inseln, auch in Strichen von Südamerika häufig auf, und fliegen oft in großen Scharen von Insel zu andern. Sie nähren sich von Früchten, fressen aber auch Thiere und Menschen an, wenn sie schlafen. Sie fliegen nämlich in die Zimmer, mit ihrer Zunge die entblößten Füße des Schlafenden, bis sie wund werden, und saugen ihnen das Blut aus, daher sie auch Blutsauger genannt werden. Der Schaden soll jedoch größer sein als der Nutzen, den sie anrichten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Fledermäuse zu der Fabel von den Harpyen Anlaß haben, wenigstens erwähnen ihrer einige alte Schriftsteller. Das Wort

Vampyr soll nach Aelung serbischen Ursprungs sein. Der Gespenster, welche man ebenfalls Vampyre nennt, ist sehr selten ein solches (nach Tournefort, „Relation d'un voyage“ S. 52) Brukolakas, aber schon die ältern Griechen hielten die lamiae und lemures der Römer sind aus demselben Bogen. 1732 entstanden in Ungarn und besonders in Serbien über vermeinte menschliche Vampyre, welche Untersuchungen hervorriefen, und in Deutschland verschiedene Schriften für und gegen sie anläßten. Das gemeine Volk jener Länder glaubte nämlich, Theil noch jetzt in Dalmatien, daß die Leichname Derer, die Zauberei oder anderer Vergehungen im Kirchenbanne gestanden, sondern an sich selbst nagten, des Nachts aus ihren Gräbern, mit denen sie ehemals in Verbindung gestanden, das Leben so umbrächten. Wahrscheinlich mochte ein Leichnam, den man gefunden hatte, zu diesem Aberglauben Anlaß gegeben haben. Der Vampyr“, welche 1819 in England erschien, Lord Byron und der Dichter von Marschner zum Grunde gelegt worden ist, hat diesen Volksglauben wieder an. — Im figürlichen Sinne sind Vampyre solche Menschen, die durch ungerechte und drückende auch durch wucherische Unternehmungen, Geld von den Armen erpressen und ihnen gleichsam ihren Schweiß und ihr Blut entziehen.

Vandalen, nach Einigen ein slawischer Volksstamm, bet sich ein Stammrest unter d. N., 40,000 Seelen stark, in der alten slawischen Mundart, in Ungarn, im eisenburger Comitat, ein manisches Volk: eine von den Nationen, welche durch die Völkerveränderung des römischen Reichs beförderten. Ihr ursprünglicher Wohnort wahrscheinlich in Norddeutschland zwischen der Elbe und der Oder. Die römischen Schriftsteller reden immer sehr unbestimmt von ihnen. Im 3. Jahrh. n. Chr. führten sie, gemeinschaftlich mit den Burgunden, die Römer am Rhein. Unter dem Kaiser Aurelian (um d. J. 270) zogen sie in den westlichen Theile von Dacien oder Siebenbürgen, und drangen in Ungarns nieder. Als sie aus diesen Gegenden von den Gothen vertrieben wurden, erlaubte ihnen Constantin d. Gr., sich in Pannonien niederzulassen, verpflichten mußten, den Römern im Kriege Hülfe zu leisten. Ein Mißgriff, den die Kaiser thaten, daß sie, bei dem Verfall des römischen Reichs, Fremde unter ihre Legionen aufnahmen und sie zu hohen Würden erhoben. Die innere Schwäche der Römer wurde dadurch noch mehr barbarischen, d. h. fremden Völkern immer bekannter, und die Macht, wiederholte Angriffe auf das römische Reich zu wagen. Die Vandalen Männer von Talenten gab, beweist das Beispiel von Gaiseric. Im J. 406 verließen die Vandalen Pannonien, und zogen, mit den Sueven, nach Gallien, wo sie große Verwüstungen anrichteten. Über die Vandalen (409) in Spanien einbrangen, sich mit den dortigen Alcastilien und Galicien theilten, und da ein Reich errichteten. Die Alanen, die sich in Lusitanien niedergelassen hatten, aber nicht allein nicht behaupten konnten (420), unterwarfen sich den Vandalen und Sueven erregte die Eifersucht öftere Kriege, die zwar die Oberhand, mußten aber doch, von den Römern gedrückt, weichen, und sich nach Bética — dem Küstenstrich des heutigen Andalusien — ziehen. Die Römer bekriegten sie auch hier, erlitten aber eine Niederlage, und die Vandalen bekamen Muth zu neuen Unternehmungen, ihnen bald Gelegenheit gegeben wurde. Ihr damaliger König

ein tapferer, kluger und unternehmender Fürst, und einer der größten Männer seiner Zeit, der aber, weil er viel Verwüstungen durch seine Kriege verursachte, von der rechtgläubigen Kirche zu der arlanischen Partei übergetreten war, bei Geschichtschreibern einen schlimmen Ruf erhalten hat. Das nördliche Afrika in dieser Zeit noch den Römern unterworfen. Der Statthalter dieser Provinz, Bonifacius, der von dem Kaiser Valentinian III. beleidigt zu sein glaubte, wollte den Kaiser durch die Hülfe der Vandalen vertheidigen, und lief diese, unversprochen, die Provinz mit ihnen zu theilen, nach Afrika. Genserich mit seinem ganzen Volke (427) in den Häfen von Andalusien ein, und nach Afrika über. Bonifacius war inzwischen mit dem Kaiser wieder ausgeworfen, wollte daher sein Versprechen nicht erfüllen, und suchte zuletzt durch die Vandalen zum Rückzuge zu nöthigen. Aber er wurde besiegt; Genserich übertrug nach und nach den ganzen Theil von Afrika, der zu dem abendländischen Kaiserthume gehörte, und stiftete da ein mächtiges Reich, welches er bald mit Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica, Majorca und Minorca vermehrte. Seine Flotte beherrschte das mittelländ. Meer und verbreitete Schrecken an den Küsten. Die Kaiserin Eudoria, Witwe Valentinians III., welche der Mörder ihres Gemahls und Gewalträuber des kaiserl. Throns, Maximus, geheiratet hatte, sich mit ihm zu vermählen, glaubte man, habe aus Rache die Flotte nach Italien gerufen, was aber der Erfolg nicht erwiesen hat, da Genserich die Kaiserin und ihre Töchter als Gefangene mit fortführte. Genserich eroberte (455), aus Begierde nach Beute, mit einer mächtigen Flotte. In Rom that die geringste Anstalt zur Vertheidigung gemacht worden: Alles floh, und Kaiser Maximus wurde im ersten Lärm ermordet. Die Vandalen plünderten 4 Tage lang Rom, und raubten alle Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche noch da (s. d.) vormals übrig gelassen hatten. Eine Menge Bildsäulen und Denkmäler wurden weggenommen, um, nebst mehreren Tausenden vornehmer Menschen, nach Afrika gebracht zu werden. Bei dieser Überfahrt ging ein Schiff, das den kostbarsten Kunstwerken Roms beladen war, zu Grunde. Papst Leo, der mit Könige Genserich feierlich entgegengegangen war, hatte nichts weiter, als seine Schonung mit Feuer und Schwert von ihm erbitten können. — Diese rohe, mit welcher die Vandalen die schönsten Kunstwerke raubten, und größtenteils zerstörten, hat zu der Benennung Vandalismus Anlaß gegeben, womit auch in neuerer Zeit die Wuth der Revolutionnaires bezeichnete, Alles, was das Land der Bildung und Verfeinerung trug, zu vernichten, und dagegen die rohe Barbarei einzuführen. — Streitigkeiten unter Genserich's Nachkommen über die Thronfolge veranlaßten den Untergang des vandallischen Reichs. Gelimer, ein unruhiger, ehrstüchtiger Fürst, verdrängte den rechtmäßigen König Hilderic, einen guten Regenten, vom Throne, und ließ ihn ermorden. Hilderic hatte eine freundschaftliche Verbindung mit dem morgenländischen Kaiser Justinian gehabt. Dieser kündigte, um Jenes Tod zu rächen, eigentlich aber in der Absicht, Afrika zu unterwerfen, Gelimer den Krieg an. Justinian's großer Feldherr, Belisarius, kam mit nur 15,000 M. nach Afrika (534), besiegte aber Gelimer in der Schlacht, und brachte ihn dahin, daß er sich gefangen geben mußte. Gelimer wurde zu Konstantinopel im Triumphe aufgeführt, und mit ihm hörte das Reich der Vandalen in Afrika auf, nachdem es 106 J. bestanden hatte.

Bandamme (Domingue), Graf v. Hüneburg, königl. franz. Generalantw. außer Dienst, Großofficier der Ehrenlegion, geb. zu Cassel im Norddeutschen 5. Nov. 1771, diente bei einem Regimente in den Colonien, kehrte 1789 Frankreich zurück, wo er im Anfange der Revolution eine Freischaar (les chassés du mont Cassel) errichtete und 1792 Brigadegeneral wurde. In allen Feldzügen bewies B. eine außerordentliche Tapferkeit, wurde 1799 Divisionsgeneral,

schadete aber seinem Rufe durch Härte, Erpressungen und Vernachlässigung der Mannszucht. 1806 und 1807 war ihm die Eroberung Schlesiens in dem Feldzuge gegen Rußland, 1812, entzweite er sich mit dem König von Westfalen, Hieronymus, und ward nach Hause geschickt. 1813 commandirte er anfangs in Westfalen und Niedersachsen. Hier war es, wo er im April als Präsident des Kriegsgerichts deutsche Männer, L. v. Berger (f. d.) und Fink, zum Tode schießen ließ, obgleich der Ankläger nur auf Gefängnißstrafe am 30. Aug. 1813 verlor. Vandamme die Schlacht bei Kulm (f. d.) und nach Moskau, von hier aber nach Wiatka, in der Nähe von Irkutsk, abgeführt. Nach dem Frieden von 1814 kam er nach Paris, mußte aber Paris verlassen. Nach dem 20. März 1815 ernannte Napoleon ihn zum Pair von Frankreich. Er commandirte ein Armeecorps bei dem Heertheile unter dem Marschall Grouchy. Nach Napoleons Niederlage bei Waterloo zog er mit der Artillerie geschickt zurück, und wollte Paris decken; aber die Revolution führte er das 3. und 4. Corps hinter die Loire. Am 24. Juli 1815 entsezt, begab er sich auf sein Landgut. Nach der zweiten Ordonnanz vom 12. Jan. 1816 verbannt. Er lebte in Gent, erhielt jedoch nicht die Erlaubniß, dort zu bleiben. Er wanderte nach Nordamerika ein und lebte daselbst 2 Jahre. Er kehrte nach Frankreich zurück, und ward abermals verwiesen. Jetzt lebte er gute bei Gent auf, bis er die Erlaubniß zur Rückkehr in die Armee wieder ein, ward aber durch die Ordonnanz vom 10. Sept. 1816 Sold gesetzt. In Cassel, seinem Geburtsorte, hat er ein Museum gegründet, was die Erinnerung an die Schrecken der Revolution begleiten, schwächen mag!

Vanderbourg (Charles Boudens de), geb. 1775, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Officier, wanderte im Anfange der Revolution nach Frankreich zurück, und gab zu Paris den *„Littéraires“* heraus. Er ist rühmlich bekannt durch seine *„Oden“* (1812 fg.), Jacobi's *„Woldemar“*, Lessing's *„Hipparchia u.“*, sowie als Mitherausgeber der *„Art. Horaz und Klopstock in der Uebersetzung“* (1816). Er starb den 16. Nov. 1827.

Van der Noot (Heinrich), f. Nooteboom.

Van der Welde (Franz Karl), f. Veld.

Vandiemensland, im Südosten 40—44° S. Br., ein seit 1797 durch die von der Insel Tasmanien getrennt, und seit 1804 von Großbritannien besetzt. 1255 □ M. groß und zählte im J. 1827 über 1000 Einwohner. Von ihrem ersten Entdecker, Abel Tasman, benannt. Van Diemen, ihren Namen erhielt in Neusüdwalles abhängiges Land. (Vergl. die Beschreibung, London 1824) schlägt vor, sie in zwei Theile zu theilen. Die nördlichen Vandiemenslande auf der Nordküste hat mehrere Baien, z. B. die Sturm- und die Hafen, als Port Dary, Port Macquarie. Der südliche Hafen hat 3—20 Faden Tiefe, und ist seit 1804

Nordküste
Sturm- und
Port Macquarie
Tiefe, und ist

Sturm- und
Port Macquarie
Tiefe, und ist

finden könnten. Unter den Flüssen ist der Derwent im Süden, der Tamar oben schiffbar. Der höchste Berg ist der 3964 F. hohe, 9 Monate hindurch Schnee bedeckte Tafelberg oder Wellingtonberg, an dessen Fuße Hobart, die Hauptstadt, liegt, mit 3800 Einw., wo sich außer den Regierungs- und öffentlichen Gebäuden, die Baraken für die dahin aus England verurtheilten Verbrecher befinden. Es erscheint daselbst eine Zeitung, und regelmäßig in Dampfpacketboot nach dem 50 deutsche Meilen entfernten Port Jack (s. b). Vandiemensland ist gegenwärtig in 2 Grafschaften getheilt: Buckinghamie südliche, an und um den Derwent, die bevölkerteste; und Cornwall, die nördliche, an und um den Tamar, mit der Hauptstadt Georgetown und mit der Brighton, wo sich seit 1825 der Sitz der Regierung befindet. Im District des Abflusses wurde 1824 eine neue Stadt, Richmond, angelegt. Der Anbau nimmt schnell zu, weil das Klima gemäßigt und gesund, der Boden, zumal in den Flüssen, sehr fruchtbar, und die Küste ebenso fischreich als zum Handel mit Waaren, mit Sidney, mit der Mauritiusinsel, mit Ostindien und mit England sehr geeignet. Das europ. Hausvieh, besonders das Schaf, hat sich hier schnell vermehrt. Die Woll- und Seidenindustrie ist daher schon Stapelwaare. Im Innern gibt es Wälder von zum Theil 150 Fuß hohen und 6—7 Fuß dicken Bäumen aus der Familie der Myrten und Huonfichten (ein Ebenbaum mit hartem, wohlriechendem Holz). Pflanz- und Thiere sind, mit wenig Verschiedenheit, wie auf Neuhoiland; aber die Indianer gehören zu einem von den Neuhoiländern ganz verschiedenen Menschengeschlecht. Sie haben eine schwarze Haut und wollichtes Haar, gleich den Afrikanern. Die Colonie hat bereits grobe Tuch-, Hut- und Strumpffabriken, auch eine Zuckerrüben- und eine Baumwollenfabrik. — Eine Schilderung dieser britischen Colonie hat nach von Vibra's gesammelten Materialien und nach Evans's „Geogr., histor. and topograph. description of Vandiemensland“ (London 1822) Köbber zu Hamburg (1823) herausgegeben. Auch Godwin's „Beschreibung von Vandiemensland“ (London 1824) ist sehr richtig und genau. Die merkwürdig zerrissene Südostseite der Insel haben Filander sie 1798 zuerst umschifft, Peron und Freycinet genau beschrieben. 20.

Van Dyl (Anton), s. Dyl (Anton van).
 Vanille (*epidendrum vanilla*, L.), vom span. *vaynilla*, eine kleine Pflanze, ist eine windenartige Pflanze, die in Mexico, Peru, Guiana und in den ostindischen Inseln auf Bergen wächst, und wie der Weinstock Knoten hat, hellgrüne, den Lorbeerblättern ähnelnde Blätter hervorkommen. Sie hat einen sehr langen Stengel, der sich, wie der Weinstock, mit Hilfe seiner Sabeln um Bäume schlingt, aber auch, wenn deren keine in der Nähe sind, auf der Erde fortläuft. Die Blüthe ist weißlichgelb. Aus dieser bildet sich, als Frucht der Pflanze, eine ungefähr 6 Zoll lange, schmale, rauhe und braune Kapsel, in Form einer Schote. Das Innere dieser Schote ist mit einem weichen, gewürzhaften Mark belegt, und enthält eine schwarze ölichte, balsamische Feuchtigkeit, in welcher sich eine Menge kleiner, schwarzer und glänzender Körner befinden. Vom Ende Sept. bis Ende Dec. sammelt man diese Schoten, und sie einige Wochen hindurch im Schatten, überstreicht sie mit Öl, um die Keime abzuhalten, und zu verhüten, daß sie nicht ganz vertrocknen und zerbrechen, und legt sie dann partienweise in Packete, die mit dünnen Weiden- oder Zinnblechen umgeben werden, damit die Schoten den Geruch nicht verlieren. Es gibt verschiedene Sorten dieser Schoten; die beste derselben, und die gewöhnlich in Handel kommt, ist die aus den ganz hohen Gebirgen in Neuspanien. Die eigentliche Cultur dieser Pflanze wird von den Landeseingeborenen, die sich ausschließlich damit beschäftigen, als Geheimniß bewahrt. Die flüchtigen und gewürzhaften Bestandtheile derselben sind nervenstärkend und durch den Reiz, den sie im menschlichen Körper hervorzubringen vermögen, heilsam; können aber auch durch zu starken Gebrauch sehr schädlich werden.

den. Am häufigsten bedient man sich der Vanille bei der Zubereitung dann auch zu feineren Speisen; bisweilen auch als Medicin.

Vanini (Lucilio, oder, wie er sich später auf den Latin nannte, Julius Caesar), ein gelehrter ital. Freidenker aus Lodi nuzzi, der des Atheismus beschuldigt, und deswegen verbannt zu Tauresano oder Taurozano im Königreich Neapel geb., betrug mit Eifer auf die Wissenschaften, und studirte zu Rom in Theologie, Rechtswissenschaft und Astrologie. Er wurde priester und fing an zu predigen, gab aber diese Beschäftigung bald auf und mete sich ganz dem Studiren. Nach damaliger Art konnte er nicht gelten, oder hatte wenigstens die Eitelkeit, als solcher zu erscheinen. Er reiste einen Theil von Deutschland, Böhmen und die Niederlande: lang in Genf und Lyon auf, wo er sich mit dem Unterrichte bethätigte, fand sich veranlaßt, von letzterm Orte nach England zu gehen, ins Gefängniß gesetzt, und ging nach erhaltener Freiheit nach London. In diesen Orten hatte er sich durch s. Äußerungen über die Gottheit, die Macht, und einen übeln Ruf zugezogen. In Lyon gab er eine „göttlichen Vorsehung“ („Amphitheatrum aeternae providentiae“) das zwar gegen Carbanus und andre Gottesleugner gerichtet war, welches er sich aber doch den Verdacht, selbst den Atheismus zuzug. Er mußte deswegen Lyon verlassen, und ging nach Paris. 1616 eine zweite Schrift: „Über die bewundernswürdigen Werke der Natur“ („De admirandis naturae, reginae deaeque mortalium, operibus“), heraus. Dieses Werk ist in 60 Dialogen abgefaßt, denen u. d. T.: „Gespräche über die Natur“, erwähnt wird, und in 2 Theile, den physikalischen, das erste hingegen theologischen Inhalts. Obgleich er mit Erlaubniß der theologischen Facultät zu Paris (der Sorbonne) so wurde B. doch bald deswegen angegriffen und als Atheist angeklagt. 1617 nach Toulouse, wo er Unterricht erteilte. Aber auch hier wurde er des Atheismus und der Zauberei beschuldigt, in das Gefängniß ohne hinlängliche Beweise seiner Strafbarkeit, durch einen Urtheil des Parlaments zu Toulouse, 1619 zum Feuer verdammt. Des Urtheils am nämlichen Tage vollzogen. B. wurde zum Richtplatz geführt, die Zunge herausgerissen worden war, erwürgt, und dann 34 J. alt geworden. Durch diese Todesart ist B. berühmt geworden durch seine Schriften geworden sein würde. In keinem Falle verdient er Strafe, zumal da aus seinen Schriften sich kein Verführerisches führen läßt; aber es scheint, daß er durch unvorsichtiges Prahlwerk gewisse gelehrte Prahlerei und durch beißende Spottereien sich zugezogen hatte. Er hat auch eine Apologie des tridentinischen Conciliums über die Astronomie geschrieben; ob er noch andere unter seinem Namen angeführt werden, verfaßt habe, ist ungewiß. Es ist zu sehen, was für und wider B. geschrieben worden ist (namentlich Voltaire ihn vertheidigt), enthält das Buch: „Leben und Charakter und Meinungen des Lucilio Vanini u.“, von W. D. J.

Vanloo, der Name einer Künstlerfamilie, die aus Frankreich stammte, und mehrere berühmte Maler der niederländischen Schule hat. Der Erste dieser Familie, der sich als Künstler bekannt machte, war sein Sohn, Jakob, arbeitete anfangs als Porträtmaler. 1663 nach Paris, wurde Mitglied der dasigen Kunstakademie. Jakobs Sohn, Ludwig, war als Zeichner und Frescomaler bekannt zu Paris, dann zu Aix. Er hatte 2 Söhne, die den Namen

ben haben, den sie in der Künstlerwelt erlangt hat. Der älteste in **Baptista**, geb. zu **Niz** 1684, war Geschichts- und Portraitmaler in Frankreich, Italien und England auf, und malte sehr viele Portraits. Von seinen historischen Gemälden sind die meisten in Paris, Rom und London. Verschiedene Kupferstecher haben nach ihm gearbeitet. Sein zweiter Sohn, **Karl Andreas**, geb. zu **Nizza** 1705, lernte bei seinem Bruder, studierte dann zu Rom, malte Historien und Landschaften. Mitglied der Akademie der Künste zu Paris, und später Professor. Seine Historien- und Landschaftsgemälde sind meistens in Frankreich. Einige derselben sind in Kupfer gestochen worden. **Joh. Bapt. Sittart** alle geschickte Künstler waren: **Karl Andreas Philipp**, Vaters Bruder, wurde nach Berlin als Hofmaler berufen, malte viele Deckenstücke und Portraits, und ging 1770 nach Paris zu **Michael** war Geschichts- und Portraitmaler, wurde 1745 ernannt von Spanien und starb 1771; **Claudius** und **Franz** Anlagen, gute Künstler zu werden, starben aber frühzeitig. **S. Sarto Andrea del.**

Sart (Nikolas), Pair von England, vorher bis 1823 Kanzler der Finanzminister, ist geb. 1766 zu London aus einer Familie holländischer Herkunft. Er studierte zu Westminster, dann die Rechte zu Oxford bis zu einem ansehnlichen Vermögen unabhängig gestellt, ward er 1796 in die Peerage gewählt, wo er im Finanzfache außerordentliche Kenntnisse zeigte. Er ist ein streng rechtlicher Mann, was er als Secretair der Schatzkammer 1805 als erster Secretair von Irland bewies. Er legte beide Ämter nieder. Bei der Bildung eines neuen Ministeriums nach Pitt's Tode, unter Lord Grenville zum Secretair der Schatzkammer abermals ernannt nach dem Tode des Herrn Percival auf den Vorschlag des Königs an die wichtige Stelle eines Kanzlers der Schatzkammer berufen. Er hat die Lage der britischen Finanzen, den er im März 1813 dem Könige vorlegte, zeigte den günstigen Zustand derselben am Ende eines aufwändigen geführten Krieges. Darauf legte er den Entwurf zu einem neuen Staatsschuldentilgungsfonds vor, der um so mehr die Schatzkammer erhielt, da B. sichere Einkünfte zur Unterhaltung desselben auf seinen Vorschlag ward 1815 der Südseecompanie das Vorrecht des Handels mit Südamerika abgekauft. Bei dieser Gelegenheit die Opposition (Whitbread, Bennet u. A.), daß die Reglementierung der Freiheit von 18 Mill. Hispano-Amerikaner, welche dem Bürgerkriege preisgegeben waren, thätig einschreiten möchte; allein England habe beiden Theilen seine Vermittelung angeboten; es solle Schritt thun, der die völkerrechtliche Treue gegen die span. Regierung bewahrt, ungeachtet der freie Handel mit dem span. Amerika große Vortheile darböte. Hr. B. ist kein Redner. Auf Angriffe der Opposition erwiderte er nie anders als durch Rechnungen, hinter dem Stöße seiner öffentlichen Papiere die unerschütterlichste Ruhe behauptend. Im Jan. 1820 Herrn Bathurst's Stelle Kanzler des Herzogthums Lancaster (eine Peerage Pair; seit dieser Zeit heißt er Lord **Bathurst**). Ihm folgte als Kanzler der freisinnige M. F. Robinson. — Auch als Schriftsteller seit 1788 durch Abhandlungen und Sendschreiben über polit. und ökonom. Gegenstände bekanntgemacht, insbesondere durch s. „Untersuchung des Finanzzustand Großbritanniens“ (1796), durch seine in Druck erschienenen Vorträge in der Kammer, über das Budget von 1812 und 1815 in s. „Pamphleteer“ aufgenommen und mit Anmerkungen bedachte Aufl. Bd. XI.

gleitet) und durch f. „Three letters on the british and foreign bible society (1812).“

20.

Banucci, f. Perugino (Pietro).

Variante (*lectiones variantes, lectiones variae*), abweichende Arten, sind die Verschiedenheiten des Textes, die sich in den Abschriften eines desselben alten Schriftstellers finden, und die theils durch die Unwissenheit und Nachlässigkeit, theils durch unzeitige Verbesserungsgeiz der Abschreiber entstanden sind. Die Varianten zu sammeln und zu sichten, ist das Geschäft der sogenannten Wortkritik, deren Zweck die Wiederherstellung des Textes in seiner ursprünglichen Gestalt ist. (S. Kritik.) Auch bei Änderungen, welche Dichter an ihren eignen Werken machen, werden zuweilen die ältern Lesarten in spätern Ausgaben als Varianten beigegeben. Namentlich ist dies geschehen Götschen's Ausg. der Werke Wieland's.

Variation (*ital. variazione*) heißt in der Musik überhaupt eine mannigfaltige Art veränderte Wiederholung eines (der Regel nach kurzen, einfachen leicht faßlichen) musikal. Satzes. Eine solche Veränderung wird durch Verzierung und Verkleinerung der Hauptnoten der Melodie, durch Einmischung des gehender, harmonischer Neben- oder Wechsellnoten, melodische Verzierungen einfacher Noten, und andre dergl. Hülfsmittel, zum Theil auch durch Veränderung der Harmonie u., bewirkt. Das Haupterforderniß hierbei ist, daß man bei allen solchen Veränderungen der Melodie eines solchen Satzes die Grundzüge derselben ganz unterdrückt, und der Hauptgesang dadurch nicht ganz aus dem Gehör verwischt wird. Der Hauptsatz, welcher auf diese Art variiert wird, heißt Thema, und es heißt daher die Regel: In einer jeden Variation muß man die Grundmelodie des Themas noch durchklingen hören. Ein Thema wird so variiert, daß jede auf obige Art modificirte Wiederholung desselben einen selbstständigen, ohne Beziehung auf die übrigen Veränderungen, in sich abgeschlossenen Satz, von durchaus gleichem rhythmischen Umfange wie das Thema, oder so, daß man dabei nicht so streng auf das Thema, sowol in Hinsicht auf die Grunde liegenden Melodie als des Umfanges, Rücksicht nimmt, die Veränderungen mehr oder weniger ausführt, oder sie durch eingeschaltete Zwischensätze verbindet, daß sie zusammen ein Ganzes bilden. Im erstern Falle nennt man den Satz (das Thema) streng variiert, und solche Veränderungen heißen dann Variationen (*variazioni*) im eigentlichen Sinne. Dergleichen werden gewöhnlich für die Hauptstimme entweder allein oder mit Begleitung andrer, zuweilen aber auch mehrere Stimmen abwechselnd (*concertirend*) gesetzt. Man hat deren eine große Menge für alle Instrumente wie für den Gesang. Im letztern Falle aber nennt man diese Veränderungen freie Variationen, oder bloß einen variierten Satz, dergleichen sind z. B. die meisten Andantes (oder überhaupt Mittelsätze) in Symphonien von Haydn (welcher diese Manier zuerst einführte), von Beethoven, Mozart, Clementi u. A. m. Auch macht man davon in Quartetten, Trios, Solo und in Concertstücken Gebrauch (z. B. Moscheles's Variationen über den Alexandermarsch). Gewöhnlich setzt man, wenn die Variationen das ganze vorzutragende Musikstück ausmachen, eine Introduction oder Phantasie voran, in welcher die Anklänge des Themas zu hören sind. Die Variationen erfordern ein sehr einfaches Thema, mit welchem sich auf mannigfaltige Weise spielen läßt, ohne seinen Charakter zu zerstören. Dergleichen Themas sind selten, da unsere heutigen Melodien größtentheils schon ursprünglich verziert sind. Auch muß ein solches Thema angenehm in die Ohren fallen. Diese Bedingungen hat unter allen vorzüglich Beethoven in seinen Claviervariationen, und Rode in seinen Variationen für die Violine erfüllt. Im Ganzen eignet sich das Variiren mehr für die Instrumentalmusik als den Gesang, bei welchem der auszusprechende Text meistens das kunstfertige

in dem Umfange, wie es den Instrumenten möglich ist, verbietet. Daher Gesangsvariationen, wie die herrlichen von Righini, Winter, größtentheils für die Übung des Sängers bestimmt, oder werden angewendet, um bloß glänzende Virtuosität des Sängers zu zeigen, wie von der Catalani bekannt ist. ganze Gattung muß aber auch als eine untergeordnete angesehen werden, womehr die Geschicklichkeit in den verschiedenen Wendungen, die man einem musikalischen Gedanken gibt, als Phantasie und Gefühl sich wirksam zeigen kann. Variationen sind nur Übungen der Fertigkeit. Etwas Höheres wird geleistet, unbeschadet die Grundmelodie jede Variation ihren eigenthümlichen Charakter und mit der Abwechselung das Interesse stieg. — Auch in der Poesie es Variationen, hier nennt man so die Glossen der Spanier und Portugiesen. (S. Glosse.) Beispiele findet man in Rasmann's „Blumenlese süßlicher Spiele“.

Variationen des Mondes nennt man eine erst seit Tycho Brahe entdeckte Ungleichheit des Mondenlaufs.

Variationscompaß. Es ist bekannt, daß die Richtung der Magnetnadel mehr und weniger von der Richtung der Mittagslinie abweicht. Um die Größe dieser Abweichung zu finden, setzt man einen Compas so auf den Meridian, daß der erste Theilstrich in denselben fällt, und beobachtet den Winkel, den die Nadel mit macht. Ein dazu eingerichteter Compas heißt ein Variations-, Abweichungscompas, auch Declinatorium.

Variationsrechnung. Die Differentialrechnung (s. Infinitesimalrechnung) handelt in einem eignen Abschnitte (theoria de maximis et minimis) von dem größten und kleinsten Werthe der Functionen und von den Methoden zur Bestimmung desselben. Ihr einfaches Verfahren lehrt z. B., welchem Werthe der Abscisse, bei irgend einer gegebenen Curve, die größte oder kleinste Tangente entspreche, zu welcher Bestimmung sie bekanntlich gelangt, indem sie die gegebene primitive Gleichung zwischen den Coordinaten differenzirt und dies Differential = 0 setzt. Erhebt man sich dagegen von der Theorie des Größten und Kleinsten in der hier angedeuteten Ausdehnung, zu den wichtigeren und schwierigeren Fragen nach derjenigen oder denjenigen unter allen möglichen Curven, bei denen gewisse Eigenschaften im höchsten oder geringsten Grade zukommen; so man z. B., in dem berühmten Probleme von der Brachystochrone (s. Cycloide), unter allen krummen Linien von gleicher Länge diejenigen, welche ein gegebenes Kräfte bewegter Körper in der kürzesten Zeit durchläuft: so führt die analytische Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen auf die Variationsrechnung, welche daher als eine erweiterte Theorie des Größten und Kleinsten erscheint, statt sich, wie im oben angeführten Falle, auf Differentiation zu beschränken, vielmehr aus einer gefundenen derivirten Gleichung die Primitive abzuleiten verlangt, die fragliche Eigenschaft beivohnt. — Die Methode der Variationen, zu deren Begründung Joh. Bernoulli durch Vorlegung des oben erwähnten berühmten Problems von der Brachystochrone 1693 die Veranlassung gegeben hat, erscheint als ein Hauptstück der von der neuern Geometrie errichteten bewundernswürdigen Geometrie. S. den Schluß von Kästner's „Analytis d. Unendlichen“ (3. Aufl., 1799, m. Kpfen.) und Dirksen's „Analyt. Darstellung der Variationsrechnung“ (Berl. 1826, 4.).

Variorum (Ausgaben cum notis). Man bezeichnet mit dieser Benennung gewisse, meistens in Holland im 17. und 18. Jahrh. gedruckte, und mit Anmerkungen vieler Commentatoren ausgestattete Ausg. älterer und neuerer lateinischer Schriftsteller in Octavformat. Obgleich viele dieser Ausgaben bei den Gelehrten in geringem Ansehen stehen, so werden sie doch von den Sammlern gesammelt. Die Sammlung dieser Ausg. wird von den Bibliographen bald mehr, bald

weniger zahlreich angegeben, je nachdem sie mehr oder weniger neuere und in Holland gedruckte Ausgaben dazu rechnen.

Varna, in der Bulgarei, im Paschalik Silistria, der Hauptstadt des Handels der Bulgarei und Walachei mit Konstantinopel, mit 16,000 Einwohnern liegt an der Westküste des schwarzen Meeres, an der Ausmündung eines Flusses, der hier den Devinassee bildet, und dessen Becken äußerst sumpfig ist. Ein Kanal von Varna an zieht sich ein Seitenast des Hämus bis zum Canal des Bosporus längs der Küste von Bulgarien und Rumelien. Nördlich, nach der Donau, ist dieses Stromthal gleichfalls durch Verzweigungen derselben Gebirgskette durchschnitten. Varna ist daher der wichtigste nördliche Vertheidigungspunkt von Konstantinopel. Hier erlitten den 10. Nov. 1444 die Ungarn, nebst poln. und Kreuztruppen, unter dem König von Ungarn und Polen, Wladislaw (Jagello's Sohn), welcher auf Zureden des Papstes den Waffenstillstand geschlossen hatte, eine blutige Niederlage. Schon waren 35,000 Türken gefallen, der Sultan Amurat II. den letzten Angriff der Verzeißlung versuchte. Im Kampfe stürzte des Königs Streitross; die Türken hieben dem gefallenen 20jährigen Helden das Haupt ab und trugen es auf einer Lanze durch ihr Heer. Es folgte die brachende Bestürzung und Flucht in die Scharen der Christen. Auch der poln. Fürst Murcius, Card. Julian, blieb in der Schlacht. In dem Kriege von 1783 gegen die Türken stand Varna den Anstrengungen der Russen, ungeachtet es auf der Seite des Feindes als Befestigung nur einen alten sechseckigen Thurm mit bloßen Erdbewehrungen hatte. Auf der Meer- und Flußseite, die Varna zur Hälfte umgibt, es erst in der neuesten Zeit einen starken Wall mit einem breiten und tiefen Graben erhalten, und auf den umliegenden Höhen Batterien, welche auch die Stadt bestreichen, und deren Feuer sich mit dem der Kanonen auf dem Schloß vereinigen. Die nördl. und südl. Meeresufer sind sehr steil, so daß hier keine Landung möglich ist. Nur rauhe Fußpfade über öde Feste des Balkan führen nach Varna. Es gibt es zwischen dem Uferlande und dem Balkan nur einen Fußpfad und keine befahrbare Straße nach Konstantinopel; allein jener Pfad ist wegsam für Infanterie und Cavalerie bis zu dem Dorfe Belgrad, 3 Stunden von Konstantinopel. In dem Kriege 1828 ergab sich Varna, nachdem schon am 7. Oct. eine Schaar durch eine Sturmflut in die Stadt gedrungen war, am 11. Oct. mit Capitulation. Diese schloß der vom Sultan deshalb gedächte Befehlshaber Jussuff Pascha gegen den Willen des in der Citadelle commandirenden Capudan Pascha ab, und wurde mit der Besatzung kriegsgefangen, worauf der Capudan Pascha mit 300 Mann freien Abzug erhielt. General Roth übernahm jetzt die Vertheidigung des Platzes gegen die Armee des Hussein Pascha, der von Schumla zu ihrer Wiedereinnahme vorrückte. Von den in Varna eroberten türkischen Kanonen schenkte Kaiser Nicolaus 12 Stück der Stadt Warschau zu einem Gedenkmale für den im J. 1444 gefallenen König Wladislaw, dessen Leichnam auf der Schlachtfelde eine Beute der Raubthiere geworden war.

Varnhagen von Ense (Karl August), kön. preuß. Geh. Legationsrath, geb. 1785 zu Düsseldorf, verlor f. Vater, der daselbst früher pfälzbairischer Rath gewesen, aber in Folge der mit der franz. Revolution zusammenhängenden Ereignisse seinen Wohnort hatte verlassen müssen, durch frühzeitigen Tod in Hamburg. Er wandte sich darauf nach Berlin, um die Arzneiwissenschaft zu studiren, ergab sich aber mit besonderer Liebe dem Studium der Philosophie und alten Literatur. Schon 1803 suchte er als Dichter aufzutreten und gab mit A. v. Chamisso einen *Musenalmach* heraus. A. W. v. Schlegel's Vorlesungen und Fichte's Bekannthschaft befruchteten ihn in jenen Studien, die er später in Hamburg, sodann in Halle, Berlin und Göttingen fortsetzte. In Halle hörte er Fr. A. Wolf, Schleiermacher, Steffens. Schon 1806, schon 1806 in preuß. Kriegsdienste zu treten, waren die Umstände

Dagegen ging er 1809 von Tübingen, als schon der östr. Keis. ausge-
 n war, auf großem Umwege zur östreich. Armee, wo er nach der Schlacht bei
 n zum Officier befördert wurde. Bei Wagram ward er schwer verwundet
 arauf nach Wien gebracht. Erst im Herbst bei seinem Regiment in Ungarn
 stand, kam er mit dem Obersten, nachherigem General, Prinzen Bentheim, in
 is Verhältniß und begleitete diesen nach dem wiener Frieden als Adjutant auf
 n Reisen, so auch 1810 auf einer Sendung nach Paris an den Hof Napo-
 Hier und späterhin verband er literarische und politische Thätigkeit, machte
 ag die nähere Bekanntschaft des Ministers v. Stein, und kam mit Justus
 uner in Verbindung. Als die Östreicher 1812 am russischen Feldzuge Theil
 n, verließ er deren Dienst und begab sich nach Berlin, wo ihm der Weg
 preuß. Civildienst eröffnet schien. Trotz Bekanntschaften und dringenden
 hlungen von Seiten des Fürsten v. Metternich fand er jedoch in den dama-
 Verhältnissen große Schwierigkeiten, und da er den Franzosen verdächtig ge-
 n, auch mancherlei Gefahren zu bekämpfen. Bei der ersetzten Wendung
 lage 1813 ging er wieder ins Feld, und zwar, unter zugestandenem Vorbe-
 ines preuß. Dienstberufs, als russischer Hauptmann mit Tettenborn, zu-
 ch Hamburg, dann als dessen Adjutant durch den Wechsel der nachfolgenden
 gänge in Mecklenburg, Hanover, Holstein, und zuletzt in der Champagne,
 is. Im Verlauf dieser Ereignisse erwarb er sich mehre militairische Orden.
 während des Krieges gab er die „Geschichte der hamburgischen Ereignisse“
 n 1813) in einer gebrängten Darstellung, und darauf die Tettenborn'schen
 gänge (Stuttgart 1814) in Druck. In Paris endlich empfing er seine Be-
 in preuß. diplomatischen Dienst und folgte 1814 dem Staatskanzler
 aberg zum Congresse nach Wien. Hier schrieb er im Auftrag des Erstern un-
 dem eine Schrift über Sachsen. Nach dem Wiederausbruche des Krieges
 folgte er dem Fürsten v. Hardenberg über Berlin nach Paris und erhielt hier
 er Ausgang des Friedensgeschäftes die Bestimmung als Chargé d'Affaires,
 als Ministerresident an dem großherz. bad. Hof nach Karlsruhe. Die bai-
 abische Territorialsache erregte daselbst vielfache Spannung. Nachdem er
 n Verhältnissen und zu ihrer endlichen Lösung nach s. Stellung mitgewirkt,
 gierungsantritt des Großherzogs Ludwig, der ihm das Großkreuz des Zähr-
 ebens als besondere Auszeichnung verlieh, und die Einführung der stän-
 Verfassung daselbst erlebt hatte, wurde er im Sommer 1819 abberufen,
 zugleich dieser Posten einging. Bald nachher empfing er die Bestimmung
 inisterresident bei den Verein. Staaten von Nordamerika, welchen Posten
 h nicht angetreten, da mancherlei Rücksichten ihn eine so weite Entfernung
 unschen ließen, und er lebt seitdem mit dem Titel eines Geh. Legations-
 ehrentheils in Berlin ohne amtliche Beschäftigung. Außer den bemerkten
 ten sind von ihm erschienen: „Deutsche Erzählungen“ (Stuttgart 1816);
 ischte Gedichte“ (Frankf. a. M. 1816); „Geistliche Sprüche des Angelus
 is“ (Hamb. 1822); „Götze in den Zeugnissen der Mitlebenden“ (Berlin
 ; „Biographische Denkmale“ (Berl. 1824—27, 4 Thle.), einzelne Auf-
 is Recensionen ungerechnet, die in Zeitschriften zerstreut sind. Seine histo-
 Schilderungen haben charakteristische Schärfe.

Barro (Marcus Terentius), einer der gelehrtesten Männer und frucht-
 Schriftsteller des alten Roms, geb. im J. R. 638 oder 116 v. Chr. Er
 in s. jüngern Jahren im Kriege, bekleidete nachher die Würde eines Tribuns
 öffentliche Ämter, war ein vertrauter Freund des Cicero, wurde von Anto-
 rbannt, kam aber unter Augustus wieder nach Rom zurück und starb ba-
 39 J. alt mit dem Ruhme des gelehrtesten Römers, wenigstens des gelehr-
 Rektors seiner Zeit. Die Anzahl s. Schriften, besonders über Sprache,

Geschichte und Philosophie, soll gegen 500 betragen haben, aber es sind nur 2 bis auf unsere Zeiten gekommen: ein Werk über die Landwirtschaft (*re rustica*) in 3 Büchern, und Bruchstücke von einem andern über die lateinische Sprache, welche vorzüglich von der Etymologie und Analogie handeln. Man findet sich in den Ausg. der „*Scriptorum rei rusticae*“; von diesem erschien eine vorzügliche Ausg. zu Dortrecht 1619 (2 Bde.); eine neuere von Sprengel (Bd. 1826).

Varus (Quintilius), ein Feldherr des römischen Kaisers Augustus, ohne die merkwürdige Niederlage, die er in Deutschland erlitt, wol nicht in der Geschichte erwähnt werden würde. Die kriegerischen Unternehmungen, welche Julius Cäsar gegen die Deutschen begonnen hatte, wurden unter Augustus fortgesetzt. Dieser schickte seine beiden Stieföhne, Drusus und Tiberius, nach einander nach Deutschland. Dem Letztern folgte Quintilius Varus als Statthalter in Germanien, nachdem er vorher eine ähnliche Stelle in Syrien bekleidet hatte. B. wollte die Deutschen an die Sprache, Sitten und Gebräuche der Römer gewöhnen; anstatt diese Veränderung mit behutsamer Langsamkeit zu bewirken, verfuhr dabei mit übermüthiger Eile. In seinem Lager, von seinen Legionen umgeben, saß er zu Gericht, richtete und strafte die Deutschen nach den römischen Gesetzen, die ihnen gänzlich unbekannt waren. Ein solches Benehmen mußte ihnen Unwohlsein erregen und die Furcht, ihre Freiheit ganz zu verlieren. Eine Verschwörung gegen B. wurde insgeheim eingeleitet; der Cherusker-Fürst Hermann (vgl. oben) war die Seele derselben. Er faßte den großen Gedanken, Deutschland von römischen Unterdrückern zu befreien. Dem unter den Verschworenen verfaßten Plane gemäß wurden in verschiedenen Gegenden Deutschlands Feindseligkeiten begonnen. Um sie zu dämpfen, verließ B. mit 3 auserlesenen römischen Legionen auf Hermann's falschen Rath und wider Segest's, des Schwiegervaters von Hermann, Vorstellungen, sein verschanztes Lager. Als er den teutoburger Wald in der Gegend der Stadt Detmold in der Grafschaft Lippe — erreicht hatte, wurde er (J. 10 n. Chr.) von den vereinten Deutschen auf allen Seiten angegriffen. Er befand sich jetzt in einer äußerst gefährlichen Lage. Unbekannte, unwegsame Gegenden, undurchdringliche Wälder, ungünstiges Wetter, zahlreiche und blutige Feinde machten hier die Kriegskunst der sieggewohnten Römer unzulänglich. 2 Mal schlugen sie sich mit der größten Anstrengung durch, um sich in das Lager zu verschanzen, aber sie mußten endlich unterliegen und wurden vollständig vernichtet. B. entlebte sich selbst, um die Schande seiner Niederlage zu überleben.

Basall (Lehnsmann, auch *homo, fidelis, vassus* u. s. w.), ein Mann, welcher sich einem Andern zu Treue und Dienst, hauptsächlich Kriegsdienst, verpflichtet hat, gegen das Versprechen des Schutzes und die überlassene Besitzung (woraus sich in der spätern Periode des Lehnwesens ein wahres Nutzguthum, *dominium utile*, entwickelte) eines Gutes, eines Grundstücks, einer Pfarre oder eines Amtes. Der Ursprung des Wortes ist dunkel, unwahrscheinlich die Ableitung aus dem Gaelischen *gwas*, ein Diener; eher noch möchte sich aus dem arabischen Spanien des 10. Jahrh., welches in der geselligen und wissenschaftlichen Cultur damals höher stand als das übrige Europa, der dort allgemeine Ausdruck *ghasid* für Diener, weiter verbreitet haben. Der Basall des Königs hatte wieder seine eigene Unterthanen, und die größern von diesen abermals die ihrigen, daher in Italien die Abstufung der *capitanei, valvasorum, valvasinorum*. Der Basall, welcher sich einem Herrn gegen jeden Andern zum Kriege folgen mußte, hieß *vassus ligius* (Lehnwese).

Basalli = Gaudi, Professor der Physik, dann Director des Observatoriums und des naturhistorischen Museums, Mitglied und beständiger Secretär der

Academie der Wissenschaften zu Turin, einer der Vierzig der ital. Gesellschaft, glied des franz. Instituts und vieler andern europäischen Gesellschaften, ein in von seltenem Verdienst und großem Ruhm in der Naturwissenschaft, der Spallanzani und Volta wetteiferte. Er bildete durch Anwendung physikalischer und chemischer Thatsachen in s. Schriften die Theorie der Electricität, die Aerologie und Landwirthschaft weiter aus. In Paris nahm er mit an der Theilung der Einheit in Maß und Gewicht Theil. Kaiser Alexander I. berief nach Rußland; allein der edle V. blieb seinem Vaterlande treu, obgleich er den Ereignissen von 1814 viel leiden mußte. Er starb zu Turin den 5. Juli 1829.

Vasari (Giorgio), der erste Gelehrte, der eine vollständige Geschichte neuern Künstler lieferte, und selbst ein ausübender Künstler, geb. 1512 zu G. im Großherzogthum Toscana, lernte die Kunst von Luca Signorelli, Michelangelo Buonarrotti und Andrea del Sarto. Der Cardinal Ippolito de Medici, Clemens VII., die Herzöge Alessandro und Cosmo hatten ihn nach einander in ihren Diensten. Nach dem Tode des Herzogs faßte er den Entschluß, nicht mehr Hofdienste zu nehmen. Dennoch ward er von den nachfolgenden Herzogen, den Päpsten und andern vornehmen Personen vielfältig als Baumeister und Architekt gebraucht, denn in beiden Eigenschaften, besonders aber in ersterer, hatte er einen großen Namen, obwohl er als Maler nur ein gewandter Nachahmer des Michelangelo war. Seine berühmtesten Bilder sind: ein Abendmahl, im Dom zu Arezzo, und mehre im Palazzo vecchio in Florenz und im Vatican in Rom. Allem, was er in Florenz, Arezzo, Pisa, Venedig, Bologna, Rom u. a. D. gemalt hat, hat er selbst uns Nachricht gegeben. Wichtiger und anziehender für uns ist s. „Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti“, welche zuerst 1550 und in wiederholten Aufl. vermehrt erschienen. Sie sind noch jetzt sehr geschätzt wegen der in ihnen enthaltenen Nachrichten sowol als auch wegen der eingestreuten Bemerkungen über das Fortschreiten der Künste, von denen die Rede ist, so daß der Verf. allerdings ein doppelter Tadel trifft: einmal, daß er in die Lebensgeschichten der ältern Meister viele Irrthümer, die jedoch durch den Mangel an Nachrichten zu entschuldigen sind, aufgenommen; sodann, daß er die venezianischen und die nicht toscanischen Meister nicht mit gleicher Gerechtigkeit gewürdigt, sondern diese gegen jene sichtlich in Schatten gestellt hat. Endlich ist die Darstellung der einfachen, treuherzigen Ton anziehend, in welchem V. erzählt. Noch mehr wir von ihm eine Abhandlung über die Malerei und einiges Andre. Er starb 1574.

Vasco de Gama, s. Gama (Vasco de).

Vase (lat. vasa) bezeichnet eigentlich nur ein Gefäß; allein wir verbinden es gewöhnlich den Begriff eines schönen, kunstreich geformten. Daher, in der Bedeutung, gewisse bei den Alten gewöhnliche irdene Gefäße, welche verschiedene Bestimmungen hatten. Diejenigen, welche man neuerlich bei dem Ausgraben der Alterthümer gefunden, sind von einer ganz feinen, röthlichen Erbmasse, deren herrlichsten Zeichnungen und den schönsten Gruppen ein haut relief geziert. Häufigsten findet man rothe oder gelbe Figuren auf schwarzem Grunde. In der Theile der Alterthumskunde hat die neuere Zeit so viel hinzulernen müssen, da dem Fache dieser gemalten Vasen von gebrannter Erde (vasa ficticia, vasa picta, paintings vases), welche früher, weil toscanische Gelehrte sie zuerst bestimmten, gewöhnlich unter dem Namen etruskische aufgeführt wurden. Tägliche Entdeckungen in Sicilien, Großgriechenland (besonders bei Capua und Nola) in Athen selbst haben den Schatz derselben so bedeutend vermehrt, daß die toscana vorkommenden dagegen weniger wichtig erscheinen, und der Name etruskische schon so als unpaßlich erscheinen möchte, wenn Lanzi auch seinen Un-

grund nicht erwiesen hätte. Anfangs war es das Alterthümliche der Inschriften die man häufig auf ihnen antrifft, oder die Schönheit der Form und der Maler was diesen Gefäßen die Aufmerksamkeit der Gelehrten zuwandte; doch beachtet man damals nur sehr wohl erhaltene; späterhin hat man auch die zerbrochenen aufzustellen gelernt, und die Sammlerliebhaberei ließ keine Scherbe unbeachtet, besonders seit man den Werth dieser Gefäße erkannte, um unsere Ansicht von Alterthume zu vervollständigen. Seit der Stoff in so großer Menge vorhanden war, konnte J. Fr. Ludwig Hausmann's „*Comment. de confectione vasorum antiq. fictilium, quae vulgo etrusca appellantur*“ (Bött. 1823, 4.) erscheinen die von unsern Gewerbevereinen bei weitem noch nicht hinreichend beachtet wurde. Durch Untersuchungen solcher Art ist unsere Kenntniß des technischen Verfahrens zuverlässig weit mehr im Klaren, als unsere Einsicht in die Bedeutung dieser Gefäße es ist, so viel auch darüber vermuthet worden. Man muß sich an folgende Sätze vorzüglich halten. Nur in Gräbern (außerdem nur in Fabrikstätten solche Gefäße) hat man bis jetzt diese Vasen gefunden, entweder um die Todten herum stehend oder an bronzenen Nägeln an den Wänden aufgehängt. Doch dienten nirgends als Aschenkrüge, sondern waren, wie man annehmen darf, ein Gift eine Mitgift, die der Abgeschiedene mit ins Grab nahm. Kaum darf man setzen, daß sie dort die Beglaubigung jener mystischen Bacchusweihen vorstellten, die gerade in den Gegenden, wo diese Gefäße am häufigsten vorkommen, meistens verbreitet waren. Diese Einweihungen geschahen, nach vielen Spuren schließen, zu gleicher Zeit mit der Aufnahme der großgriechischen Knaben ins Zeichen der Epheben, wobei sie den großgriechischen Mantel erhielten (daher so häufig sich findenden Mantelfiguren auf den Rehrseiten der Vasen), und setzen auch Frauen nicht aus, vornehmlich Neuvermählte, die in der *Ethiope* und der *Libera* ein Vorbild ihrer eignen Weihe sehen sollten. Vasen Hochzeitscenen scheinen Bräuten bei dieser Gelegenheit, gleichsam als Erbkinder zugetheilt worden zu sein, und eine Menge solcher Gefäße hat sich bis auf die Neuzeit herab erhalten. Durch diese Deutung erklärt sich die Mehrzahl dieser Gefäße zugleich der Umstand, warum im mittlern Italien noch keine vorgekommen. Denn bekannt ist es, daß der römische Senat diese Bacchusmysterien im 3. v. d. St., so weit seine Macht reichte, verbot. Doch erklärt sie nicht alle Deutungen, und man muß daher ja nicht Creuzer's tief eingehende Bemerkung vergessen, daß diese Vasen immer im Geiste mysteriöser Religionen, die jedem Götterdienstes eine weitere Bedeutung geben, noch vielfältige andre Bedeutungen haben mochten. Von mehreren scheint man jetzt einen rein kosmetischen Zweck nicht zu leugnen. Bedenken dagegen werden sich am besten lösen, wenn bisher aufgehäuften Schätze dieser Art durch treue Abbildungen immer mehr verbreitet werden, in der Art, wie Millingen, Millin, Laborde, Böttiger, de Stosch u. A. in ihren bekannten Werken diese Kunstwerke dargestellt haben. In der Kunstgeschichte sind sie eine leider noch nicht hinreichend beachtete Quelle der Belehrung, da zuverlässig in ihnen die Geschichte der Malerei von ihren Anfängen an bis zu ihrer höchsten Entwicklung, wenigstens in den Nachbildungen

*) Hausmann hat den glänzenden Überzug der alten Vasen durch Auflösung des schlackigen Bergspech in Bergnaphtha hergestellt. Das prachtvolle, von der technischen Deputation der Gewerbe in Berlin auf königl. Kosten und auf Anordnung des Staatsministers Grafen v. Bülow veranstaltete Werk: „*Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker*“ (Berl. 1821, Fol., 3 Abth.), enthält mehrere Darstellungen von schönen Vasenformen. Die Vasenkunde hat die Nachahmung der zierlichen Form und selbst der Monochromenmalerei der alten Vasen in Gefäßen und Verzerrungen des neuesten Luxus erzeugt. Wedgwood (s. d.) ist darin seit 1770 der erste Nachahmer geblieben. Treffliche Vasen liefert die engl. Etruriefabrik.

ans vor Augen liegt. Doch auch für die Erklärung sind in ih-
 nigfaltigsten Räthsel uns aufgegeben, da die Trümmer der griech.
 nicht hinreichen, alle die hier vorgestellten Andeutungen der
 Spiele zu erklären, die bei den Völkern dorischen Stammes an
 und Weihungen von den Deikaliasten und Farceurs vorgestellt
 Unteritalien ist man auf den Gedanken gekommen, diese Gefäße
 ihnen, wie mancher übelberathene Käufer erfahren hat. Die
 und Uechten wird hier darum so schwer, weil die doppelte Unter-
 und der Darstellung eintreten muß, deren Bedenken sich ge-
 ig verstärken. Große Sammlungen, wie die zu Neapel (kürzlich
 einer Übersicht dargestellt durch And. v. Gorio: „R. Museo Bor-
 de' vasi“, Neapel 1825), in London, Paris (besonders die Du-
 artig mit dem Cab. der Antiken vereinigt), in Wien (die ehe-
 „Collection des vases grecs de M. le comte de Lamberg,
 Laborde“, Paris 1822), Petersburg u. s. w. werden durch die
 besten belehren. Für das eigentliche Studium sind außer den
 rken die „Introduction à l'étude des vases antiques“ von Du-
 e (Paris 1817, Fol.), und wegen mancher von den allgemeiner
 eichenden Behauptungen auch des Marchese Haus kleine Schrift:
 dei lor forma e dipintura, e dei nomi e uso loro in generale“
 Kl. 4.) zu vergleichen. Der berühmte W. Tischbein hat 1791
 em prächtigen Kupferwerke Zeichnungen von solchen Vasen gesam-
 en, nachdem ihm d'Hancarville schon vorangegangen war. S.
 erk: „De' vasi antichi dipinti volgarmente chiamati Etruschi“

Johann Severin), Sprachforscher und Theolog, geb. zu Altenburg,
 des Fürstenthums S.-Altenburg, d. 27. Mai 1771, ward dort
 dem Gymnasium unterrichtet. Er erhielt seit Ostern 1789 auf
 ena in der Vor-Kant'schen und Kant'schen Schule seine philosophi-
 ie theologische aber durch Griesbach; in dem Studium des Alten
 er Döderlein und Paulus zu Lehrern. Hierauf studirte er von
 alle, wo er Mitglied des philologischen Seminariums wurde, 1795
 sich durch Schriften über Aristoteles's Rhetorik und Philosophie
 95 trat er bei der Universität Jena als Lehrer auf, und wurde da-
 tl. Professor. Seine Hauptbeschäftigung war allgemeine Sprach-
 hebräischen, in welcher er die Lehre von den Nennwörtern durch
 ständige Parabigmen derselben aufgeklärt hat. 1799 ward er als
 morgenländ. Literatur, sowie der Theologie nach Halle berufen,
 Versuchungen über die Mosaischen Schriften und über Kirchenges-
 chichte machte. 1807 übernahm er die Fortsetzung des „Mithridates“
 Lobe und sammelte mehre Jahre für die allgemeine Sprachenkunde
 setzte diese Sammlungen auch in Königsberg fort, wohin er 1809
 Theologie und Bibliothekar gegangen war. Seinem Fleiße gelang
 es Sprachenzusammenhanges in Afrika und vorzüglich in Amerika
 n er zugleich überall das Grammatische derselben bearbeitete. Seine
 ten auch die Grammatik der polnischen und besonders der russischen
 her er der Behandlung der Zeitwörter eine neue Gestalt gab, wofür
 rorden 1. Cl. erhielt. Überhaupt hat Niemand so viele Grammati-
 is W. 1820 erhielt er seine theologische Professur zu Halle wieder.
 u sich seine Schriften auf Kirchengeschichte, neutestamentliche Ere-
 gen Zustand der Theologie. Er war zuletzt noch Herausgeber des
 Prediger“ und des „Kirchenhistorischen Archivs“, sowie Gründer

und Herausgeber des „Jahrbuchs der häuslichen Andacht“. Mitten unter literarischen Arbeiten starb er an einer Abzehrung am 16. März 1826.

Väterliche Rechte, Väterliche Gewalt. Schon die Natur legt Altern u. unter diesen vorzüglich dem Vater die Pflicht, wenn man will die Rechtigkeit auf, das Kind zu beschützen, zu ernähren und zu erziehen. Denn ohne Nahrung hebt sich der Mensch nicht über das Thier empor. Aus dieser Pflicht springen Rechte das Kind zu leiten, es zu züchtigen, für das Kind die Pflicht Gehorsams, der Unterwerfung. Im Staate werden diese Rechte schärfer stimmt und, je lockerer noch die Bande der bürgerlichen Gesellschaft sind, desto ger sind die hausväterlichen Rechte über Frau und Kinder und über Sklaven. Betrachtet die Kinder nicht bloß als Untergebene, sondern als Eigenthum, als des Hausherrn (*pater familias*), welche er beliebig brauchen, selbst tödten verkaufen kann. Daraus entwickelt sich der positiv rechtliche Begriff der väterlichen Gewalt (*patria potestas*), welche eben in dieser Strenge nur dem Vater, u. Mutter zustehen können. Nach und nach werden die Sitten milder, und der erweitert zu gleicher Zeit seine Ansprüche. Er sieht im Sklaven den Menschen, er bei seinen menschlichen Rechten schützen muß, im Kinde den freien, den künftigen Bürger, für dessen Ausbildung zum künftigen Bürger er sorgen muß; er u. die Rechte des Hausherrn, indem er die Mißbräuche seiner Gewalt unterdrückt für die Beendigung derselben in dem Falle sorgt, wo ihre Fortdauer unnatürlich wird. Diesen Gang der Dinge sehen wir im römischen Rechte und den des neuern Europa. Sehr streng und ausgedehnt ist die väterliche Gewalt im Rom. Der Vater kann das Kind tödten, gleich bei der Geburt, aber auch später sein höchster Richter über Leben und Tod. Das Kind ist ihm unbedingten Gehorsam schuldig, selbst wenn es erwachsen ist. Die Kinder haben nichts Eigenes; sie erwerben, erwerben sie dem Vater; wird ihnen etwas zur besondern Vermögen überlassen (*peculium*), so gehört auch dies dem Vater. Er kann die Kinder verkaufen, und selbst, wenn sie aus der Sklaverei frei werden, fallen sie wieder unter väterliche Gewalt zurück. Diese väterliche Gewalt erstreckt sich auch über das des verheiratheten Sohnes. Nach und nach mildert sich dies Alles. Ein zum ersten mal verkauftes Kind fällt nicht wieder in die väterliche Gewalt zurück; das über Leben und Tod nimmt der Staat an sich; selbst das Aussetzen oder Tödtung neugeborener Kinder wird bei strengen Strafen untersagt. Was der Sohn im des Staats erwirbt (*peculium castrense* und *quasi castrense*), bleibt ihm zum Eigenthum und zur Verwaltung; was er von Andern als dem Vater (*peculium adventitium*), wird zwar vom Vater genutzt, aber dem Sohne bleibt Eigenthum. Die Pflichten der erwachsenen Kinder zu Gehorsam und Ehrerbietung bleiben freilich weit ausgedehnt. Der Sohn darf nur mit Erlaubniß der Eltern gegen den Vater klagend auftreten, auch wegen eines bloß pecuniären Interesses; ehrenrührige Klagen darf er gar nicht gegen den Vater anstellen. Der Vater kann die Kinder aus der väterlichen Gewalt entlassen (*emancipatio*), aber er behält Lohn dafür den Mißbrauch von der Hälfte ihres Vermögens. Hohe Würde Kirche (die bischöfliche) und im Staat heben die väterliche Gewalt von selbst. Das neuere europäische Recht hat auch daran noch Mehreres geändert. Die väterliche Gewalt hört auch schon durch die Anstellung einer eignen Haushaltung auf, durch die Kinder ganz aus dem väterlichen Hause scheiden. Den Kindern, die ein getrenntes Interesse mit den Altern haben, werden vom Staat Vormünder gestellt, welche gegen den Vater klagend auftreten können, und den selbständig gewordenen Kindern ist auf keine Weise mehr untersagt, ihre Rechte und Ansprüche; die Altern auch vor Gericht durch Klagen zu verfolgen. Der Mutter sind die väterlichen Rechte eingeräumt, welche der väterlichen Gewalt nahekommen. Die Altern müssen ihre Einwilligung zu Heirathen der Kinder ersucht werden, aber wenn sie solche

b sie vom Staate ergänzt. Alle diese Punkte sind in den neuern
 A gleichförmig bestimmt. Erworben wird die väterliche Gewalt
 rliche Waterschaft, auch durch die Adoption (s. d.). 37.
 der größte Palast des heutigen Roms, auf dem vaticanischen
 welchem er den Namen erhalten hat. Es ist ein weitläufiges,
 ges Gebäude, das 22 Höfe und, wie angegeben wird, 11,000
 Mehre Päpste haben an demselben gebaut, und erst unter Sixt
 t er vollendet worden. Hier ist die berühmte vaticanische Biblio-
 aelplatz unermesslicher Kunstschätze. In demselben ist ferner die
 nische Capelle, die berühmten Bogen und Stangen, das Musco
 - Clementinum, das Appartamento Borgia, die Stanza
 lung der Pappyrusrollen) u. s. w. Der Vatican ist mit dem we-
 berühmten Belvedere und mit der Engelsburg verbunden. Hier
 clave zur Wahl eines neuen Papstes gehalten. Da der Papst
 m Palaste wohnt, so wird die Benennung Vatican auch oft für
 rung selbst gebraucht.
 sche Bibliothek. In dem schönsten Locale, das für einen
 men werden kann, ist die kostbare Sammlung aufgestellt, welche
 den Wissenschaften, und ihre wetteifernde Prunksucht nach und
 bracht hat. An ein Vorzimmer, welches mit dem Corridor der
 menhängt, stößt das Zimmer an, welches für die Benutzung der
 erschätze zunächst bestimmt ist, und daran reihen sich die großen
 ie Handschriften in unscheinbaren Schränken verwahrt werden.
 de Frescomalereien schmücken die Decken und Wände, antike Ge-
 hervortretenden Augenpunkte, und 2 antike Statuen die innern
 e Geschichte dieser Sammlung, die man mit Recht eine Panoplia
 ht bis an die Zeiten Konstantins d. Gr. hinan, wenn man der le-
 ählung Assemani's im Kataloge dieser Bibliothek („Bibl. apost.
 catalogus etc.“, Rom 1756) glauben darf. Frühere, wahr-
 tendere Anfänge vermehrte Nikolaus V. durch die Ankäufe, wozu
 ihm Gelegenheit verschafften. So wurde er beinahe ihr neuer
 rtus V. verschönerte ihre äußere Einrichtung und ließ den großen
 in welchem jetzt ein Haupttheil desselben aufgestellt ist. Leo X.
 che, Pius IV. für orientalische Handschriften; Pius V. vereinigte
 ngugängliche Archiv mit der Bibl., und Paul V. und Urban VIII.
 erweitern. Das Geschenk der Heidelberger Bibliothek
 e Vermehrung des Raumes nothwendig. Clemens VII. fügte die
 Bibliothek von Urbino, Alexander VIII. 1900 aus dem Nachlasse
 stine von Schweden, Benedict XIII. die Ottoboni'schen hinzu, an-
 ungen und Erwerbungen nicht zu gedenken. Die neueste war die
 Cicognara, welche vom jetzigen Papst, Leo XII., einzeln aufgestellt
 Aber dieser unschätzbare Reichthum von Handschriften und alten
 Werke vermisst man leider) ist darum weniger brauchbar, weil er
 g gehalten ist. Selbst die Verzeichnisse fehlen, oder werden ver-
 re eine Übersicht Dessen gewähren könnten, was eigentlich da ist.
 hnte Katalog von Assemani umfaßt nur einen sehr kleinen Theil
 ibliothek selbst eine Seltenheit, weil seine meisten Exemplare 1768
 Für die andern Bibliotheken gibt es nur geschriebene, sehr schlecht
 loge, deren Einsicht schon als eine Begünstigung gilt. Dann bestehen
 ung noch die alten, nicht sehr liberalen, Gesetze von Clemens XIII.
 XIII., die bei der Menge der Festtage doppelt beschränkend wirken.
 Reisenden lassen glauben, daß ihr jetziger Vorsteher, Monsignore

Ang. Majo, diese Verordnungen nicht mit dem grano salis, das zu wünschen war, sondern in ihrer ganzen Strenge in Anwendung bringt. Diese literarischen Angaben über diese Bibliothek, die Majo durch neue Entdeckungen aufs neue interessant macht („Scriptor. veter. nova collectio e codd. Vaticanis edita“, Rom 1824.) findet man sorgfältig zusammengetragen in Hase's „Nachweisungen für Bibliotheken in Italien“ (S. 110).

Bauban (Sebastien le Prestre de), Marschall von Frankreich, der große Ingenieur, den Frankreich hervorgebracht hat. Geb. 1633, nahm er im 17. Jahr Kriegsdienste. Seine Talente und s. außerordentliches Genie für die Befestigungskunst zeichneten ihn bei den Belagerungen von St.-Menehould (1653), von Senay (1654) und bei andern Gelegenheiten rühmlichst aus, und seine Verdienste hoben ihn zu den ersten militairischen Würden. 1668 ward er Gouverneur von Lille (Ryssel) — dessen Befestigung man für sein Meisterwerk hält — und 1689 Generalcommissaire aller franz. Festungen. 1689 erhielt er den Oberbefehl an der flandrischen Küste und 1703 den Marschallstab. Er starb zu Paris 1707, 74. alt. B. gehört zu den großen Männern, welche die Kriegeskunst vervollkommen, und dadurch Frankreich eine geraume Zeit hindurch eine so große Überlegenheit über andre Mächte verschafften. Er hat die Kunst, Plätze zu besetzen und Plätze anzugreifen, auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, den man vorher nicht kannte; sein System ist noch immer u. d. N. von B.'s Manier bekannt. Mehr als 300 Plätze hat er besetzt, und die Belagerungen von 53 Festungen geleitet, kam aber nie selbst in den Fall, sich in einer Festung vertheidigen zu lassen. Man schreibt ihm ein sehr geschätztes Werk über die Befestigungskunst zu. Seine Thätigkeit erstreckte sich auch auf andre Gegenstände; er war Statistiker und mathematischer Arithmetiker. Es wird ihm ein Werk: „Projet d'une dixme royale“, zugeschrieben, in welchem eine bis dahin gemachte Berechnung des Flächeninhalts der Bevölkerung Frankreichs enthalten ist. Auf königl. Befehl, den B. erhalten hatte, mußten die Intendanten der verschiedenen Provinzen die Data einsenden, aus welchen er seine Berechnungen fertigte. Wenn man auch in der Folge diese Berechnungen, bei fortgesetzten Nachforschungen, einige Entwendungen und die Angabe des Flächeninhalts für zu groß, die Bevölkerung aber für zu gering hielt, so bleibt doch B. das Verdienst, diese für die Staatswirthschaft so wichtigen Untersuchungen zuerst angestellt zu haben.

Baublanc-Biennot (Vincent Marie, Graf v.), Mitglied der franz. Deputirtenkammer, geb. 1756, und in einer Militairischeule erzogen, widmete anfänglich dem Kriegsdienst, bekleidete aber 1789 die Stelle eines Secretärs am Adelshofe zu Melun. 1791 in die gesetzgebende Versammlung berufen, sprach er zu Gunsten der Ausgewanderten und der eidweigernden Priester, verlangte vom Comité diplomatique einen Bericht über die Nothwendigkeit, die Bräutigamskönige von den Grenzen Frankreichs entfernt zu halten, widersetzte sich der Emigration der Emigrantengüter und verhinderte, daß Bertrand de Molléville in Andover stand versetzt wurde. Muthig bestritt er die zu Gunsten Jourdan's und anderer Heber des Blutbades zu Avignon vorgeschlagene Amnestie, unterstützte die Antimarat's, und vertheidigte Lafayette wider die Girondisten. Oft war B. in Gefahr ein Opfer der Volkswuth zu werden, und Robespierre erklärte ihn außer dem Gesetz; aber es gelang ihm, der Proscription zu entgehen, und nach der Revolution d. 9. Thermidor sah man ihn wieder auf dem Schauplaze. Als Präsident der Section Poissonnière ward er (1795) beschuldigt, Theilnehmer des einen Aufstands gegen den Nationalconvent leitenden Comité directeur gewesen zu sein, und zum Tode verurtheilt. Doch zu gleicher Zeit erwählte ihn das Departement Seine und Marne zum Deputirten im Rathe der Fünfhundert, er legte Appell ein gegen seine Verurtheilung, wurde losgesprochen und erschien am 2. Sept. 17

Rathe der Fünfhundert, um den Eid des Königshaus zu schwören. Allein die
 ten, welche er in dieser Versammlung hielt, zeugten von standhafter Opposition
 in das Vollziehungsdirectorium und die republikanische Partei. Als aber 1797
 (Fructidor) der Sieg des Directoriums entschieden war, mußte V., um der De-
 lation zu entgehen, nach Italien flüchten. Erst unter der Consularregierung
 kehrte er nach Frankreich zurück, wurde 1800 Mitglied des Corps législatif, 1804
 spect des Moseldépartements, dann Reichsgraf und Commandeur der Ehrenle-
 gion. Indes war er doch einer der Ersten, welche sich für die Wiederherstellung der
 Monarchie aussprachen. Am 20. März 1815 forderte er die Nationalgarde auf,
 dem Könige treu zu bleiben, und traf gemeinschaftlich mit dem Marschall Dubinet
 die Vorkehrungen, Paris gegen Napoleon zu vertheidigen. Der ihn bedrohenden Verhaf-
 tung entging er durch eine schnelle Flucht nach Luxemburg. Im Gefolge des
 Königs kam V. nach Paris zurück und wurde nach und nach zum Staatsrath, zum
 spect des Département der Rhonemündungen und zum Minister des Innern er-
 nannt. Sein Ministerium ist bekannt durch die neue Organisation, welche er
 der franz. Akademie gab. Als er den Vicomte Lainé zu seinem Nachfolger
 ernannte, ward er zum Staatsminister und Mitglied des geh. Rathes ernannt. Das
 Parlament von Calvados wählte ihn 1820 zum Mitgliede der Deputirtenkammer,
 1824 ist er für die 7jähr. Kammer wiedergewählt worden. V. ist Ehrenmitgl.
 der kgl. Akademie der schönen Künste. Er schrieb die „*Considérations critiques sur
 la nouvelle ère*“ (1801); und über die „*Rivalité de la France et de l'Angleterre,
 dans la conquête de Guillaume jusqu'à la rupture du traité d'Amiens*“ (1803).
 Vaucanson (Jacques), ein franz. Mechaniker, geb. aus Lyon, gest. zu
 Paris 1782, hat sich durch seine künstlichen und sinnreichen Automaten auch im
 Lande berühmt gemacht. Diese sind: a) eine Ente von Messing, die alle Be-
 wegungen einer lebendigen Ente macht, das vorgestreute Futter verschlingt, und es
 dem gewöhnlichen Wege wieder vorsichgibt; b) ein provenzalischer Schalmey-
 spieler; c) der berühmte Flötenspieler. Dieses letztere Automat stellt eine Figur
 von männlicher Manneshöhe, auf einem Piedestal sitzend, vor, in welchem ein Trieb-
 und Blasebälge angebracht sind, durch welche der Wind so in die verschie-
 denen Theile der Maschine geleitet wird, daß sich die Lippen des Flötenspielers
 seine Finger auf der Flöte ganz regelmäßig bewegen. V. zeigte dieses Automat
 1738 in Paris, und erklärte den Mechanismus desselben in seiner kleinen
 Schrift: „*Le mécanisme du fluteur automate par Vaucanson*“ (Paris 1738).
 In der Folge kam es, nebst andern Maschinen, in die Hände eines Mechanikers, Du
 Roulois, der es in Deutschland zeigte und dann nach Petersburg brachte. 1781
 zeigte es der bekannte Hofrath und Professor Beirre in Helmstädt, wenigstens sind
 3 Automaten in dem „*Verzeichniß einer Sammlung Seltenheiten aus allen
 Theilen der Natur, zusammengebracht durch ic. Beirre*“ (Helmstädt 1811) aufge-
 führt, und wurden, wie die übrigen Gegenstände dieser sonderbaren Sammlung,
 öffentlich zum Kauf ausgesetzt.

Vaucluse (Vallis clausa), ein kleiner Flecken in einem Thale unweit
 Avignon, von welchem ein Depart. in Frankreich den Namen hat. Bei Vaucluse
 entspringt, zwischen eng geschlossenen Felsen aus einer Höhle, die Sorgue, ein sonst
 bedeutender Fluß, der aber gleich beim ersten Ursprunge stark ist, sich von hohen
 Felsen in verschiedenen Wasserfällen herabstürzt, und nach einem Laufe von ungefähr
 10 Meilen durch eine der anmuthigsten Gegenden, bei Avignon in die Rhone fällt.
 Vaucluse ist durch den Aufenthalt Petrarca's und die Quelle der Sorgue durch die
 Dichtung dieses Dichters berühmt geworden.

Baudeville, eine Gattung französischer leichter Lieder, eine Art Volks-
 lied, das aus mehreren Strophen (couplets) besteht, heiteren, oft auch satyrischen In-
 halt hat, und im letztern Falle irgend eine komische Begebenheit des Tages, eine

lächerliche Sitte oder Thorheit des Zeitalters schildert. Ein Haupterforderniß *Bauderville* ist, daß es eine leichte, gefällige Melodie habe, und der Hauptgedanke am Ende jeder Strophe mit passenden Veränderungen wiederholt werde. Die neuen, leichten Schauspiele mit Strophen aus solchen Liedern oder beliebten Volksliedern witzig unterlegten Versen durchwebt, die auf dem seit 1791 zu Paris eröffneten *Théâtre du vaudeville* aufgeführt werden, und *Comédies-vaudevilles* heißen, endigen mit einem *Bauderville*; jede der spielenden Personen singt Strophe desselben, die auf den Charakter, den sie im Stücke vorstellte, Bezug daher *Bauderville* auch überhaupt ein solches komisches Liederspiel selbst heißt, welches irgend einen Gegenstand des Tages satyrisch behandelt. Der Versuch, Act Theaterstücke in dem Liederspiele (s. d.) auf die deutsche Bühne verpflanzen, ist bisher nicht immer gelungen. In der neuesten Zeit haben namentlich *Ecribe* und *Melesville* diese Gattungen bearbeitet; *Angely*, *Blum* v. *Holtei* sie auf der deutschen Bühne einheimisch zu machen versucht. — Ueber Herleitung des Wortes sind die Meinungen verschieden. Das Wörterbuch der *Académie* leitet es von *Vau de Vire*, einem Thale in der Normandie, her. Städtchen *Vaux-de-Vire* soll nämlich *Olivier Basselin*, ein normannischer Dichter d. 14. Jahrh., die Lächerlichkeiten seiner Zeit in geistreichen Spötteereien geschildert haben. Aus diesen *Vau de Vire*, welche schon 1576 erschienen und 1821 *Louis Dubois* wieder herausgegeben worden sind, sei *Vaux de toutes les villes* *Vaudevilles* geworden. Sonst erklärt man es auch durch *Vau-de-ville*, eine Stadt, die durch die Stadt und gleichsam von Mund zu Mund geht. Vgl. Heine's Schrift über das *Bauderville* (Kopenhagen 1826). Man würde es jedoch Unrecht durch *Bassenhauer*, eine Benennung, die gewöhnlich nur im verächtlichen Sinne gebraucht wird, übersetzen.

Baudoncourt (Guillaume von), geb. zu Wien in Oestreich den 22. Dec. 1772 von franzöf. Eltern, ward in Berlin erzogen, wo sein Vater als examinator Professor der Eleven des königl. Artilleriecorps angestellt war. 1786 kam er nach Frankreich, wo er seine militärische Ausbildung vollendete, bestimmt für das Geniecorps, zu welchem Friedrich d. Gr. kurz vor seinem Tode ihn zuließ. Nach der franzöf. Revolution ausbrach, trat B. 1791 als Lieutenant in ein Bataillon freiwilliger. 1792 übernahm er das Commando eines Freicorps, mit welchem er der Vorhut der Vogesenarmee die Feldzüge von 1792 und 1793 machte. Bei dem Treffen bei Pirmasenz 1793 erhielt er 6 Wunden, wurde gefangen, kehrte erst 1794 nach Frankreich zurück. Dann diente er in Italien als Adjutant während der Feldzüge von 1796 und 1797 und Bonaparte ernannte zum Major der Artillerie, die er in der cisalpinischen Republik bildete. Bei dem Feldzuge von 1799 stand er bei dem Generalstabe der französischen Armee und wurde 1800 auf dem Schlachtfelde zum Obristen ernannt. Dann übernahm er das Obercommando der cisalpinischen Artillerie, und 1801 die Generaldirection des Materiellen. In diesem Amte vollzog er noch andre Aufträge. z. B. 1802, als Mitglied der Commission, welche die Arbeiten der Consulta zu Lyon vorbereitete; zugleich war er Mitglied der Militärakademie, 1804 Director des Kriegsdepot. 1803 und 1804 errichtete er Arsenal und Fabriken für die Artillerie der ital. Republik. 1805 übernahm er die Oberaufsicht der Artillerie zu Pavia und machte zugleich den Feldzug unter Masséna als Befehlshaber der ital. Artillerie und Generaldirector der Parks der franz. Armee. 1807 wurde er nach Epirus zu Ali-Pascha gesandt, um daselbst das Militair zu organisiren und Unterhandlungen gegen die Russen zu Korfu, zu Sta.-Maura und im Ionischen Meerbusen zu leiten. Von da kehrte er auf seinen Posten zurück, und wurde Ende 1808 Generaladjutant. 1809 erhielt er ein Commando in Tirol, und im Monat Mai ernannte ihn Napoleon zum General. Nach der Einnahme von Ra-

r. Gouverneur dieses Places bis zum Frieden. 1810 und 1811.
 Ämter im Königreiche Italien, wo man ihn zum Mitgliede der
 sformati in Mailand ernannte. Unter Eugen machte er den
 wurde aber während des Rückzugs zu Wilna krank, und daselbst
 ernacht. Er wurde ein Opfer seiner Krankheit geworden sein,
 oßfürst Konstantin, der den General B. in dem Feldzuge von
 it hatte, ihn durch f. Leibarzt hätte behandeln lassen. 1814 trat
 ienfte seines Vaterlandes und wurde 1815 nach der Rückkehr des
 von der Insel Elba zum Inspecteur der Nationalgarde zu Mex,
 r Vordältern, ernannt, und von seinen Mitbürgern zum Präsi-
 d-beration erwählt. Napoleons 2. Abdankung und deren Folgen
 anfreich zu verlassen. Er begab sich nach England und von hier
 i die Nähe des Prinzen Eugen, seines alten Chefs, der ihn mit
 fing. 1821 glaubte er etwas zur Unabhängigkeit Italiens, dem
 it hatte, beitragen zu können, und ging daher nach Piemont, wo
 eur en chef der constitutionellen Armee ernannt wurde. Aber
 hum konnte, scheiterte das ganze Unternehmen, und B. begab sich
 Hier beschäftigte er sich mit literarischen Arbeiten, bis der Einfall
 zwang, von neuem nach England zu gehen. 1825 endlich wurde
 i Vaterland zurückgerufen; aber nach dem von der Regierung an-
 tem in die Reform versetzt. Den Krieg hat H. v. B., ohne sich zu
 edler Mann mitgemacht, so daß er als Proscribirt in die Län-
 der te, wo er als feindlicher General commandirt hatte. Seine Ver-
 t seine Erben, eifrige Anhänger der Bourbons, um ihn seines vä-
 t berauben. Daher sucht der General B. seine Lage durch litera-
 verbessern. Ihn wählte auch die königl. Akademie der militairi-
 en in Schweden 1827 zu ihrem Mitgliede. Unter f. Schrif-
 „Hist. des campagnes d'Annibal en Italie" (3 Bde., 4., m. r.
 1812); „Mém. pour serv. à l'histoire de la camp. de Russie
 n. e. Atlas, Paris 1815); „Politische und militairische Denk-
 t die ionischen Inseln und Epirus" (englisch, London 1816);
 „d'Italie en 1813 et 1814" (4., mit Atlas, München und
 „Hist. de la guerre des Français en Allemagne en 1813" (Pa-
 it Atlas); „Briefe über die innere politische Lage Spaniens von
 nglisch, London 1824); „Hist. des camp. de 1814 et 1815.
 3de., Paris 1826). Seine neuesten Arbeiten sind: „Hist. polit.
 eco Eugène, Vice-Roi d'Italie" (3 Bde.) und eine „Carte du
 erre entre les Turcs et les Grecs" (4 Bl.).
 lin (Nicolas Louis), Ritter der Ehrenlegion und des heil. Mi-
 es franz. Instituts und fast aller gel. Gesellsch. Europas, ist 1763
 e geb. 1780 kam er nach Paris, um hier das zu Rouen begonnene
 emie und Pharmacie fortzusetzen. 1783 erwählte ihn Fourcroy
 fen bei Anfertigung chemischer Präparate, und diese Verbindung,
 mten Gelehrten Freundschaft erwarb, dauerte 8 Jahre. Raum
 der Akademie der Wissenschaften geworden, als 1793 die Ereig-
 tion die Aufhebung dieser und anderer Akademien zur Folge hatten.
 ing B. an das Militairhospital zu Melun als erster Pharmaceut,
 Jahr später nach Paris zurückberufen und zum Inspector des Berg-
 Die Vorlesungen über die Probirkunst, welche er jetzt im Auftrage
 en Eleven der Bergakademie hielt, erwarben ihm die Stelle eines
 Chemie am polytechnischen Institut. Gleich nach Stiftung des
 is und der Ehrenlegion ward B. Mitglied derselben. An Darcet's

Bei dieser Gelegenheit durch eine Musketenkugel im Gesicht ver-
letzt genommen war, eilte de V. zur Belagerung des Brückenkopfes
und erzwang am 7. Tage nach Eröffnung der Laufgräben die
das Hauptquartier der Reichsarmee berufen, ward er zum Ge-
zum Feldgeniebedirector ernannt, nahm Theil an allen Ereignissen
1799 und 1800, und legte auf verschiedenen Punkten Befesti-
erfolgtm Frieden wurde er dem Generaldirector, Erzherzog Jo-
gegeben. 1805 erhielt er die Leitung des Geniewesens bei der
ließ u. a. die beiden wichtigen Pässe Flitscher-Klaufe und Chiusa
Hierauf untersuchte er den Vertheidigungsstand von Karlstadt,
aab, Ofen und Essegg. 1806 erhielt de V. ein Regiment, ward
zum Feldmarschalllieutenant, und 1809 zum Generalgenie-Probi-
in dems. J. gerieth er bei der Übergabe Wiens in Kriegsgefangen-
halb ausgewechselt und führte interimistisch das Generalcom-
1813 ward er zum Feldzeugmeister und 1817 zum Wirkl. Ge-
ern. 1818 feierte das 25. Regiment s. würdigen Chefs 50jäh-
ium. — Nach einer langwierigen Krankheit starb de V. den 4.
72. Jahre. Er hinterließ den Ruhm eines ausgezeichnet tapfern
eschiedten Ingenieurs, eines treuen Staatsdieners und trefflichen

I, s. London.

f. Indische Literatur.

eine Schildwacht zu Pferde im Felde. Das Wort kommt von
a (vedere, sehen) her und heißt eigentlich ein Wartthurm, auf
h weit in die Ferne umsehen kann. Späterhin ist der Name auch
achten des Fußvolks im Felde, welche die Kette der Vorposten
übergegangen. Sie sind die vorbersten Sicherheitsposten, werden
stets so aufgestellt, daß ihre Gesichtskreise sich schneiden, damit
merksamkeit entgehen und durch die Kette schlüpfen könne. Das
also ihre Aufstellung, und diese erfordert geübten militairischen Blick.
in der zeichnenden Kunst so viel als Aussicht, Prospect.
on Frey Lope de) Carpio, gewöhnlich Lope de Vega genannt,
ga und Garcilaso.

georg, Freiherr v.), Obristlieutenant, geb. 1754 in dem Dorfe
erzogthume Krain von armen Altern, studirte auf dem Lyceum zu
te bald hervorstechende Talente. Nach beendigten philosophischen
als k. k. Navigations-Ingenieur angestellt, ging aber in der Folge
er. Nachdem er den 1. Bd. s. „Mathematischen Vorlesungen“ ge-
ward er zum Unterlieutenant und Lehrer der Mathematik im 2.
mente befördert; bei Errichtung des Bombardiercorps erhielt er als
damals gestiftete Stelle eines Prof. der Mathematik, rückte bei
zum Major vor und ward endlich, bei Errichtung des 4. Artillerie-
um Oberstlieutenant desselben ernannt. Am 26. Sept. 1802
n der Donau, wie man später entdeckte, von einem Müller beraubt
— Um die Verbreitung der mathematischen Wissenschaften hat V.
nste erworben. Er war der Erste, welcher die Analyse in den Artillerie-
führte. Die 4 Bde. s. „Mathematischen Vorlesungen“ (3. A., Wien
dem mehrmal, m. K.) sind, wenngleich die Beweise nicht immer
lichen Schärfe geführt werden, durch die Reichhaltigkeit der aufge-
genstände, und besonders durch ihre verständliche Schreibart zu Lehr-
men geeignet, und im In- und Auslande mit Beifall aufgenommen
er zeichnet sich der 4. Bd. durch s. systematische Ordnung aus. Den
iebente Aufl. Bd. XI

größten Ruhm erwarb sich W. durch die Herausgabe f. Logarithmentafeln (zu 1783), welche an Correctheit vor allen gleichzeitigen größern Tafeln den Bey verdienen. Für Diejenigen, welche mit mathematischen Arbeiten verschiedenn beschäftigt sind, ist bisher noch kein Werk erschienen, welches an Reichhaltigkeit aufgenommenen Tafeln und Formeln gemeinnütziger wäre. Es wurde 1814 u. 3. Male aufgelegt, Leipz., 2 Bde., 4. Um für gewöhnlichere Rechnungen kleinen Blacq'schen, Wolf'schen Tafeln entbehrlich zu machen, deren Fehler vielen Irrungen Anlaß gaben, wurde von ihm ein „Logarithmisch-trigonometrisches Handbuch“ 1793 herausgegeben, welches beinahe allgemein angenommen wurde, so daß 1800, 1811 und 1816 n. U. gemacht werden mußten. Als das größte Verdienst, welches er sich um die Mathematik erwarb, ist die Herausgabe „Thesaurus logarithmorum completus“ (Leipz. 1794, Fol.). Die Chronik verdankt W. die Herausgabe der sehr faßlich und gründlich geschriebenen „Anleitung zur Zeitkunde“ (Wien 1801), die er mit vielen Anmerk. bereicherte. Endlich er sich auch um die Vergleichung der Maße und Gewichte in den verschiedenen Theilen Europas verdient gemacht: „Natürl. Maß-, Münz- u. Gewichtssystem“ (Leipz. 1803). Seiner literarischen Verdienste wegen ward er zum Mitgliede der gelehrten Gesellschaften in Berlin, Erfurt, Göttingen und Prag aufgenommen. Solbat hat er in den Feldzügen gegen die Türken, dann gegen die Franzosen bis 1797 mit Auszeichnung gedient, so daß er nach der Belagerung von Fort Louis mit dem kaiserlichen Maria-Theresien-Orden belohnt wurde. 1800 ward er in den Rittersstand erhoben, und 1802 zum Landesmeister des Herzogthums Rheinl. genommen. Die Berechnungen, welche bei dem Bombenwerfen und Mörsern vorkommen, hat Vega auf den höchsten Grad der Einfachheit gebracht. Er zu Menheim gegossenen weit treibenden Mörser, besonders die Constructions Schleifen, zeigen den Denker und werden einst mit Vortheil in der Artillerie angewendet werden.

Vegetabilien (Naturgeschichte), Pflanzen, sind diejenigen organischen Körper in der Natur, denen die willkürliche Bewegung, welche den Thieren eigen ist, gänzlich mangelt, und die ihre Nahrung durch Wurzeln einsaugen, nicht durch eine besondere Öffnung aufnehmen. Diese Eigenschaften der Pflanzen begreift man u. d. N. der Vegetabilität. Es kommt a. d. Lat. her: vegetum, munter, lebhaft, gesund. Daher heißt Vegetation eigentlich das Wohlbeyn und das dadurch beförberte Wachsthum der Pflanzen. Eine üppige Vegetation sagt man, wenn in irgend einer Gegend Baum-, Garten- und Feldfrüchte gedeihen, oder die Wiesen vorzüglich schönes Gras hervorbringen. In einer andern Bedeutung hingegen wird vegetiren von einem Menschen gesagt, der weder aus Trägheit oder aus physischer Schwäche bloß seinen Körper nährt, sondern mit dem Geiste thätig zu sein, mithin ein bloßes Pflanzenleben führt. — Vegetabilisch ist Alles, was aus Pflanzen bereitet wird, z. B. vegetabilische Kost, man bloß von Brot und Gemüse lebt. — Vegetabilische Säuren (Pflanzensäuren), s. Säuren.

Vegetation, Pflanzenleben und Wachsthum. Die Grenzen der Breite und Höhe des Erdbereiches für das Fortkommen der einzelnen Arten von Pflanzen bezeichnet die Pflanzengeographie; so wächst z. B. in Schweden der nördlichste Baum, die Birke, noch über den 70.° N. B. hinaus; die Tanne bis 69.°; die Weiden (trembles et coignassiers) bis zum 66.°; die Kirsche und Apfelbaum bis zum 63.°; die Eiche bis zum 60.°; die Buche bis zum 57.°; Linde, die Esche, die Ulme, die Pappel und der Rußbaum kommen nur in Italien fort.

Beobachtungen, f. Ferngerichte.

Weillodter (Valentin Karl), D., wurde nach Verwaltung einiger

Unter königl. bairischer Dekan und Hauptpastor zu St. Sebald in Nürnberg er am 10. März 1769 geb. ward und im April 1828 starb. Die human und ascetischen Arbeiten dieses helldenkenden Religionsgelehrten haben ihm ehrenvollen Platz unter den ausgezeichneten Kanzelrednern und Erbauungstheologen Deutschlands angewiesen. Er gab nicht nur „Predigten über freie auf alle Sonn- und Festtage“ (2 Bde., 1799–1800), „Neue Predigten über Sonn- und Festtage“ (2 Bde., 1816 und 1817), „Predigten über aus-
 : Stellen der Psalmen“ (1820), „Predigten über die Episteln des ganzen“ (3 Bde., 1806) und mehre treffliche Gelegenheitspredigten, sondern auch
 marische Erklärung der Sonn-, Fest- und Feiertageepisteln zum Vorlesen
 are“ (Erg. 1808), eine „Sammlung biblischer Texte“ (1794), und „Gebete
 rgen und Abend“ (2 Bde., 1801 fg.) heraus. Von f. „Ideen über Leben,
 b Unsterblichkeit“ erschien 1818 die 3., von f. Schrift: „An junge Christen
 ersten Feier des Abendmahls“ 1805 ebenfalls die 3., von f. trefflichen „Com-
 buche für gebildete Christen“ 1815 die 6., von f. „Christlichen Beicht- und
 mionbuche für Landleute“ 1819 die 2. Aufl. Ein großer Theil der in das
 wählte Communionbuch aufgenommenen Lieder, aus welchen sich ein wahr-
 sterisches und aufgeklärt frommes Gemüth ausspricht, haben seine, 1808
 J. verstorbene Schwester, Juliane Marie Charlotte W., zur Ver-
 und sind in mehre neue Gesangbücher aufgenommen worden. Er gab auch
 „Lieder, Erzählungen und Fabeln für Kinder“ (2. A., 1808), und in Ver-
 mit Scheibler und Hennings „Allgemeine Chronik der 3. Jubelfeier der
 n evangel. Kirche“ (2 Bde., Erf. und Gotha 1819) auch liefert er schätz-
 eiträge zu Vater's „Jahrbuch der häuslichen Andacht“. Viel Aufse-
 chte eine anonyme Schrift dieses Verf.: „Wie sehr die protestantische
 lesache habe, es nie zu vergessen, sie sei ihr Dasein vornämlich der Erneue-
 r Lehresages von der wahren evangelischen Freiheit schuldig; eine veränderte
 r vom D. F. W. Reinhard am Gedächtnisfeste der Kirchenverbesserung b.
 1800 in Dresden gehaltenen Predigt“ (Dresden und Pirna 1801). Sie
 ae, von vielem Wis und Scharfsinn zeugende, Parodie der vielfach ange-
 Predigt Reinhard's (f. d.) über die freie Gnade Gottes in Christo, als
 bre der evangel. Kirche.

11.

e i t s t a n z, eine Krankheit, welche sich vorzüglich durch schnellwachsende
 in den Muskeln der äußern Glieder offenbart, wodurch so heftige und
 altige Bewegungen des Körpers hervorgebracht werden, daß der Kranke das
 eines Tanzenden und Springenden bekommt. Zuerst entstehen einfache
 en in einem Gliede, z. B. in dem einen Beine, wodurch dieses unwillkür-
 gt wird; bald kommen die Krämpfe auch in das andre Glied, und die Be-
 n werden vielfältiger; endlich verbreiten sich dieselben in mehre Glieder,
 id Beine bewegen sich schnell und abwechselnd auf eine wunderliche Weise,
 ten laufen in der Stube herum, springen auf Tische und Bänke, und mit
 nswürdiger Schnellkraft an den Wänden hinauf. Aber durch diese über-
 Anstrengung erschöpft sich endlich die Muskelkraft und nach einer Viertel-
 der zuweilen auch einer Stunde tritt auf einige Zeit wieder Ruhe ein. Je-
 in manchen Fällen zur bestimmten Stunde, zuweilen auch mehrmals des
 lehren die Krämpfe zurück, und das Springen geht von neuem an. Die
 he Ursache dieser Krankheit ist höchst wahrscheinlich eine unregelmäßige und
 e Einwirkung des Nervenreizes auf die Muskeln der Gliedmaßen, deren
 ig dadurch der Willkür entzogen wird. Meistens sind die Kranken in die-
 ande ihrer sich nicht bewußt. Dieser Nervenreiz hat vermuthlich in den
 a Fällen seinen Sitz in dem Unterleibsnervensystem, setzt sich von da fort
 i Rückenmark und verbreitet sich durch dieses auf die Muskeln, welche zur

Bewegung des Körpers dienen und von dem Rückenmark mit Nerven versehen werden. (S. Vertebralesystem.) Die veranlassenden Ursachen sind nicht allemal zu ergründen. Oft sind Würmer, oft ist auch wol Entwicklung der Geschlechtswerkzeuge Ursache. Die äußere Erscheinung der Krankheit ist als eine Regung, in Heilkraft der Natur anzusehen, welche dadurch die Entfernung oder Ausgleichung einer innern heftigen und regelwidrigen Reizung zu Stande zu bringen strebt. Bei der Behandlung muß daher die Natur wohl geleitet und unterstützt, aber nicht durch heftige oder gewaltsame Mittel gestört oder unterdrückt werden. Der Name dieser Krankheit soll dadurch entstanden sein, daß in der Vorzeit Wallfahrten zu einer bei Ulm befindlich gewesen Capelle St.-Veits stattfanden, wohin auch Kranke immer kamen, welche an dieser Krankheit litten. Dort brach dann ihre Krankheit aus, sie tanzten als Rasende so lange, bis sie in Ohnmacht und Vergnügung fielen, worauf sie für das ganze Jahr sich hergestellt fühlten. War das Jahr verstrichen und der Mai nahte sich wieder, so wurden sie durch sich wiederEinstellende Unruhe in allen Gliedern so sehr gequält, daß sie abermals zu einer Wallfahrt sich anschließen mußten, um sich auf die erwähnte Weise wieder für ein Jahr Ruhe zu verschaffen.

Beji, am Flusse Cremera, eine der 12 etruskischen Cantonsstädte, die mit eignen Lucumonen standen, kam schon früh mit den benachbarten Bewohnern der jüngern Roms in feindliche Berührung. Einfälle bis an die Mauern Roms, um ein fester Posten bei Cremera verhindern, dessen Vertheidigung den Fabiern übertragen ward. Im Streite über diese lästige Aufsicht kam es zum Kriege, worin die Fabier erlagen, später die Römer, im Augenblicke siegend, wo sie sich besiegt zurückziehen wollten, zu jener Belagerung Bejis gezwungen wurden, welche als die erste bedeutende Waffenthat des jungen Staats beachtet werden muß (S. 349—358 oder im J. 396 v. Chr.). Kunst und Natur hatten Beji ihre Macht. Hoch gelegen und von festen tyrrhenischen Mauern umgeben, ragte nach alter Sitte der Tempel der Juno, der Schutzgöttin der Stadt, über Beji empor und trogte den Kriegsmaschinen und den Stürmen der damaligen Belagerung. 10 Jahre dauerte die Einschließung, bis Camillus, zum Dictator ernannt, durch einen Stollen*) in das Innere der Stadt drang, und die Wuth des Vordringens die Zügellosigkeit der Plünderung Beji für den erbitterten Widerstand bestraft (Livius, V, 19—23). Doch eine ausgeplünderte Stadt war noch nicht völlig zerstört worden, wenn ihre Schutzgötter sie nicht verlassen hatten. Deshalb forderte Camillus die Juno auf, zu den andern Göttern nach Rom zu ziehen, und das Gebot willigte ein. Auf dem aventinischen Hügel erhielt die Schirmerin Bejis ihr Asyl und die von den Göttern und Menschen verlassene Stadt, die bedeutende Gegnerin des entstehenden Freistaats, versiel so, daß 4 Jahrhunderte später die Trümmer auf ihren Trümmern weideten (Propertius, IV, 10, V. 29, 30), und jetzt wieder zerstört worden ist, wo man sie suchen soll. Livius sagt (V, 4), daß Beji 20 Meilen von Rom entfernt war, und diese Angabe scheint am besten mit Monte Mario, längs der cassischen Straße, im Walde von Vaccano zusammenzutreffen, dessen heitere Lage an Athen erinnert und alle vielgepriesene Vorzüge der Luft und Aussicht vereinigt. Dieser Ansicht stimmt auch Micali bei, der die frühern Meinungen, die Beji nach Civita Castellana und nach Isola Farnese setzten, aus dem Grunde bestreitet. Seit die päpstliche Regierung die Isola di Farnese gekauft hat man unter Georgi's Leitung Denkmale entdeckt, welche die Lage des alten Beji außer Zweifel setzen.

*) An diesen Versuch erinnert ein gleichzeitiges, noch vorhandenes Römerwerk: Einmüßar des Albanersees. S. Sickler's „Almanach aus Rom“. Jul. Cäsar legte Beji eine römische Colonie an. Im 5. Jahrh. wurde sie von den Gothen, und von den Longobarden zerstört.

eg. Unter den Spaniern d. N. zeichnen sich aus: 1) Der Ge-
 is Johann B., dessen Geschichte der spanischen Poesie („Ori-
 Española“) zu Malaga 1754 zum ersten Male gedruckt erschien
 dr. Dieze mit Anmerk. ins Deutsche übersetzt worden ist (Götting.
 tete sich, vieles von seinen Zeitgenossen Vergessene wieder ins An-
 , folgte aber in seiner Kritik den franz. Ansichten. Er st. 1772. —
 Maler, Don Diego Velasquez ob. Velasquez de Silva,
 599, welcher unter Herrera und später unter Franz. Pacheco, des-
 ch heirathete, die Malerkunst erlernte. Mehr noch nahm er sich
 Taster, die er treu copirte. Er malte zuerst besonders Bamboccia-
 Gegenstände nach der Natur. Dann studirte er auch die Werke
 und Italiener, und reiste deshalb 1622 nach Madrid, wohin er
 Jahre hernach durch seine Gönner berufen wurde. Hier malte er
 traits, wurde 1623 zum Hofmaler ernannt und mit Ehrenbezei-
 t. Als Rubens nach Madrid kam, wurde er dessen Freund, und
 er ihm rege, Italien zu besuchen. Unterstützt vom Hofe, reiste er
 h diesem Lande der Kunst, studirte hier namentlich die Werke der
 Rafael und Mich. Angelo, wo er theils Vieles copirte, theils
 verfertigte, was er auch nach seiner Rückkehr nach Madrid 1631
 alles zur Errichtung einer Akademie der zeichnenden Künste Erfor-
 stalten, reiste er zum zweiten Male 1648 nach Italien und kaufte
 Statuen und Büsten; 1651 kehrte er wieder nach Spanien zurück,
 Familie in einem Bilde, das u. d. N. die Familie bekannt ist, so
 , daß ihn der König 1658 in den Ritterstand erhob. Er st. 1660.
 hern Bildern ist der alte Wasserträger (aguador), jetzt im Palast zu
 t; unter den neuern, außer vielen Portraits fürstl. Personen, be-
 igs Philipp IV., die Brüder Josephs, Hiob, Moses, der aus dem
 d, Loth und seine Töchter, und mehre Darstellungen aus dem ge-
 . B. die Spinnerinnen, der Berauschte ic. Mengs lobt seinen na-
 die Behandlung der Lichter und Schatten und der Luftperspective.
 Franz Karl van der), ein beliebter Schriftsteller im Fache der Er-
 s historischen Romane. Geb. zu Breslau 1779, erhielt er seine
 Bildung daselbst auf dem Magdalenen-, dann auf dem Friedrichs-
 im 13. Jahre verlor er seinen Vater, welcher Rentant der Stern-
 Berlin war. Von 1797 an und in den folg. J. studirte er zu Frank-
 ie Rechte. Darauf ward er Auscultator, dann 1804 Stadtbis-
 au, späterhin Stadtgerichtsdirector zu Winzig, 1814 Assessor bei
 te in Breslau, welche Stelle er, wegen der Menge der Arbeiten
 nlichkeit wieder niederlegte, und 1818 Stadtrichter in Zobten. Im
 rte er als Justizcommissair nach Breslau zurück, wo er den 6. April
 Von 1809—14 erschienen von ihm in Zeitschriften Gedichte und
 ch arbeitete er für das Theater, z. B. das Stück „Die böhmischen
 Zulegt widmete er sich ausschließlich dem erzählenden Fache. Seit
 nit größern Erzählungen hervor und ward der Liebling der Lesewelt.
 mlung seiner Erzählungen sind die „Erzstufen“ (3 Thle.), dann folg-
 rich“, „Die Eroberung von Mexico“, „Der Malteser“, „Die
 „Die Wiedertäufer“, „Die Patricier“, „Arwed Gyllenstierna“,
 des Ranks“, „Das Liebhabertheater“, „Der böhmische Mägde-
 Horoskop“, „Christine und ihr Hof“ und „Die Gesandtschaftsreise
 — Man nennt v. d. V. mit Unrecht den deutschen Walter Scott. Bei
 ist der Roman größtentheils nur Nebensache, bei v. d. V. Hauptzweck.
 romantische Lebensverhältnisse nur zur Belebung seiner Zeitgemälde;

dieser braucht das Zeitbild nur als Hintergrund, um seine erdichteten Personen und deren romantische Verhältnisse in ein bedeutungsvolles Licht zu stellen. B. v. W. sammelte den Stoff zu seinen Romanen kaum zur Hälfte im deutschen Vaterlande, öfter bald an den Grenzen Norwegens, bald in Mexico, bald in Corsica, bald in Cap, bald in China, und wußte dabei die Localfarben treu wiederzugeben, Zeit- und Handlungsweise in den gewählten Ort- und Zeitverhältnissen mit künstlicher Täuschung auszumalen und seine Charaktere gut zu individualisiren. — B. v. W. sammtl. Werke, gedruckte und ungedruckte, mit des Verf. Lebensbeschreibung und mit Anm., haben Böttiger und Theod. Hell, Dresden bei Arnold, in 25 Bänden seit 1824 herausgegeben.

Welde. U. d. N. sind mehre holländische Maler bekannt; der berühmteste Adrian van der W., geb. zu Amsterdam 1639 und schon 1672 gest., ein Schüler des Joh. Wynnants und liebte schon in seiner Jugend Zuchtvieh nach der Natur zu zeichnen. Schnell bildete er sich zu einem der ersten Landschaftsmaler aus. Vor allen trefflich sind seine Hirtenstücke. Warmes Colorit, freundliche Beleuchtung, durch die Bäume hindurchschimmernde Luft, gute Zeichnung und natürliche Färbung der Figuren und Thiere sind seine Hauptverdienste. Auch es bekannt, daß er vielen berühmten Malern die Figuren und ihre Landschaften malte, z. B. seinem Lehrer, dem Moucheron, von der Hayden etc. Aber außerdem Landschaften und Viehstücken arbeitete er auch einige historische Bilder von großem Umfange, z. B. eine Kreuzabnahme. Seine Werke sind in verschiedenen Ländern zerstreut. — Ein anderer Meister dieses Namens ist ein früherer holländischer Maler, Jesaias van der W., welcher besonders durch Darstellungen von Kriegen, räuberischen Anfällen, bekannt ist. Dieser lebte noch 1630 zu Leyden. Einige halten den Marinemaler Wilhelm van der W. für seinen Vater, welcher 1610 zu Leyden geb. wurde und 1693 zu London starb. Dieser zeichnete mit der Feder leicht und meisterhaft. — Auch sein Sohn gl. N., 1633 zu Amsterdam geb., gest. 1707, und seines Vaters Schüler ist ein großer Meister in der

Weldeck (Heinrich), s. Minnesinger.

Welda, Welleda, eine berühmte Prophetin der alten Deutschen, der Sage nach im 1. Jahrh. n. Chr. im Lande der Bructerer, am Ufer der Lippe sich aufhielt. Sie wohnte in einem hohen Thurme, und konnte weder gesehen noch gesprochen werden; ihren nächsten Verwandten bloß war es gestattet, die Vermittelung zwischen ihr und Denen zu sein, welche sie befragten. Die Römer fürchteten diese Prophetin, weil sie auf die Gemüther der Deutschen großen Einfluß ausübte. Ubrigens ist ihre Geschichte in so tiefes Dunkel gehüllt, daß man nähere Umstände von ihren Verhältnissen gar nicht angeben kann. Vielleicht ist sie mehr als ein stehender Charakter denn als eine eigne Person zu betrachten, wenigstens redet die Sage auch von Welden als weissagenden Waldbewohnerinnen. In dieser Beziehung hat man auch das in Thüringen und im Voglande bekannte Gespenst der Frau Holbe mit ihr in Verbindung bringen wollen.

Velinpapier, s. Papier.

Veliten waren bei den Römern junge, leichtbewaffnete Soldaten, die Treffen nicht in Reihe und Glied, sondern vor dem Heere kämpften, sich nöthig falls zwischen die Glieder des ersten Treffens (hastati) zurückzogen, und etwa moderne heutigen Tirailleurs vorstellten. Das davon herkommende lat. Wort velatio wird jetzt auch bisweilen im Französischen gebraucht, um ein leichtes Gefecht zu bezeichnen. Unter Napoleon wurden bei den franz. Infanterieregimentern Veliten eingeführt, und in dem östr. Heere findet man bei den Husarenregimentern der Ungarn ebenfalls sogen. Veliten.

Wella (Kliffona) Abhate. bekannt durch einen literarischen Roman.

wird, vertraut. Auch scheint er die Küsten der Barbarei bereist zu haben, wo in einer Moschee eine Handschrift gefunden zu haben vorgab, welche mehre der alten gegangenen Bücher des Livius in arabischer Sprache enthalte. Nächst dem ist er angeblich eine Handschrift voll der wichtigsten Urkunden aus der Zeit des Königs Roger, wie auch einen Siegelring, aus dessen arabischer (kussischer) Inschrift vorgehen sollte, daß derselbe dem König Roger selbst gehört habe. Diese Urkundsammlung war aus dem Grunde sehr wichtig, weil durch sie die Vorrechte des Reichs auf Sicilien, die sich aus der Zeit Rogers herschreiben, größtentheils vertreten wurden. Vella gab dem Könige von Neapel von seinen angeblichen Schatznachricht, und fand, besonders wegen jener Urkundsammlung, die günstigste Aufnahme. Sowol der Codex diplomaticus, als auch der Livius sollten arabisch, einer von V. gefertigten ital. Übersetzung, auf königl. Kosten im Druck erscheinen. So sonderbar es auch war, daß V. seine Handschriften nie aus den Händen, und mit höchster Vorsicht, ja Schüchternheit nur solchen Personen vorzeigte, die Arabisch verstanden, so konnte man doch keinen Argwohn schöpfen, da die beiden des Originals und der Übersetzung, welche den Gelehrten zur Prüfung vorgelegt wurden, ihren Beifall erhielten. Selbst Dlaus Tychsen, dem zu gleichem Zeit ein Bruchstück des Livius zugesandt worden, konnte Vella's divinum ingenuum nicht genug preisen. So erschien 1791 der 1. Bd. des „Codex diplomaticus“ (4.) und einige Jahre später der 1. Th. des Livius in einem starken Folio. Da trat unerwartet Jos. Hager, ein Mann, der selbst nicht ohne gelehrte Fälscherei, und des Arabischen wenig kundig war, auf, und machte bemerken, daß in V.'s Livius gewisse Eigennamen ganz anders geschrieben seien, als die herkömmlichen; er behauptete ferner, die Inschrift des Siegelringes stimme mit V.'s Übersetzung nicht überein, ohne daß er sie jedoch zu übersetzen wagte. Aus diesen und a. äußern Umständen zog Hager den Schluß, daß ein Betrug zu Grunde liege. Er machte dies 1799 in einer kleinen Schrift („Nachricht von einer literarischen Betrügerei etc.“) bekannt. Jetzt fiel den gelehrten Prüfern der Schleier von den Augen. Sie sahen, daß das Arabische in beiden Werken nicht die gewöhnliche Schriftsprache, sondern die verdorbene Mundart von Malta, daß der Livius eine bloße Compilation aus den vorhandenen Quellen, und ebenso der „Codex diplomaticus“ ein neueres Nachwerk sei. Tychsen entzifferte und übersetzte die Inschrift des Ringes, die einen Spruch des Koran enthielt. Man untersuchte jetzt die Handschriften, und der Betrug war unleugbar. V. kam ins Gefängniß und starb wahrlich darin, indeß blieb über der ganzen Sache ein gewisses Dunkel. Merkwürdig ist es, daß ein Unwissender diesen Betrug entdeckte, während Sachkenner aufsehen ließen.

Vellejus Paterculus, ein römischer Geschichtschreiber, ungefähr 20 v. Chr. und 31 J. n. Chr., stammte aus einer angesehenen Familie in Campanien. Er befehligte die Reiterei bei dem römischen Heere in Deutschland unter Tiberius, und diesem auch in s. andern Feldzügen, und ward zuletzt Prätor in Rom. Er war ein eifriger Anhänger und Lobredner des Tiberius und s. Günstlings Sejan. Vermuthet daher, daß er in den Proceß des Letztern mit verwickelt worden und hingerichtet worden sei. Von seinem Auszuge der römischen Geschichte, der in lateinischer Sprache, aber nicht ohne Parteilichkeit für die damals regierende Familie geschrieben ist, und viel Schmeicheleien für Tiberius und Sejan enthält, sind noch andre Bücher übrig, von denen jedoch der Anfang fehlt. Die beste Ausg. ist von J. Kuhnken (Leipzig 1779), von Barbou (Paris 1777) und von Burmann (Leipzig 1719).

Belthem (Johann), gebürtig aus Halle in Sachsen, begründete um 1670 in Deutschland die erste Schauspielergesellschaft von Bedeutung und Einfluß auf die Kunst. Er hatte in Leipzig studirt, und Studenten, also mindestens Halbge-

bilbete statt der früheren Handwerkschauspieler, machten s. theatralischen aus. Er brachte Molière auf die Bühne und soll dessen erste nürnbergische Fassung (1694) besorgt haben. Er bereiste Berlin, Hamburg, Nürnberg, Lau, Frankfurt a. M., Leipzig, und war der Erste, welcher der damals verachteten Kunst Achtung erwarb; daher denn auch s. Name in unserer theschichtlichen Literatur sich stets in einem gewissen Glanze erhalten hat, und im Auslande bekannt geworden ist („Origen, epocas y progresos del español, por Garcia de Villanueva“, Madrid 1802, S. 107.) Er w Veltheim genannt, und scheint sich selbst Veltzen geschrieben zu haben. S der „Geschichte des deutschen Theaters“, Schmid in der „Chronologie des de Theaters“, Echhof in den „Briefen an Löwen“, Schüze in der „Hamb. The schichte“, Gottsched u. A. gedenken seiner mehr oder minder ausführlich.

Veltlin (Veltelin, Valtelin, lat. Vallis tellina), eine natürlich i litisch merkwürdige Landschaft, sonst Graubündten zugehörig, jetzt ein d lombardisch-venetianischen Königreichs (48½ □ M., mit 80,000 Einw.), bi überaus fruchtbares Thal, das seiner ganzen Länge nach von der Ad da durch wird, und viele Arten Früchte, vorzüglich guten Wein hervorbringt. Fröh Herzogthum Mailand gehörig, kam es 1512 durch einen Vertrag an Gra ten. Es wurde immer als ein wichtiger militairischer Punkt angesehen, dach ten Osterreich und Spanien, als dieses noch in Italien mächtig war, in de Hälfte des 17. Jahrh. sich in den Besitz desselben zu setzen; die Absichten wurden von Frankreich vereitelt. 1620 kündigten die Veltliner den Graubü den Gehorsam auf, ermordeten alle evangel. Einwohner und errichteten ei Regierung. Es entstand nun in dieser Gegend ein innerlicher Krieg, und es kamen die Graubündtner, vorzüglich durch Vermittelung Frankreichs, wie ruhigen Besitz des Landes. 1797 ward es, nebst der Grafschaft Chiavenna, cisalpinische, nachmals italienische Republik abgetreten, verblieb auch dem errichteten Königreiche Italien, und machte einen Theil des Depart. der Al Seit 1814 steht es unter östr. Herrschaft und ist ein Theil der Prov. Son lombardischen Gouvernement. Die vorzüglichsten Orter darin — eigentliche gibt es in diesem Ländchen nicht — sind die Marktst. Sondrio oder SOND einer schönen Gegend, wo der Wildbach Mallerio sich in die Ad da ergieß 3500 Einw., und Tirano an der Ad da mit 3700 Einw. In dem rigen Thale Veltlin liegt die Hauptst. Sondrio; in der Nähe sind die Bäder von no, und die neue Straße über das Stiller Joch (Stelvio). Worms (Bormi Gläven (Chiavenna) haben Transitohandel an der Straße über den Splügi Deutschland. In der Nähe wurde Plurs 1618 durch einen Bergsturz versch

Vendée (ehemals Unter-Poitou), ein Depart. des franz. Reichs dem kleinen Flusse Vendée benannt, wird von den Depart. der niedern Loir beiden Sèvres und der niedern Charente umgeben, und stößt gegen Abend atlantische Meer. Auf 134 □ M. hat es gegen 270,000 Einw. Die Hau sind: La Roche sur Yon, auch Ville Napoleon genannt, Fontenay, und d'Dionne. Das Land ist größtentheils fruchtbar und fleißig angebaut; es viel Getreide hervor, und versorgt zum Theil die Hauptst. des Reichs mit G vieh. Die Eingeborenen führten in den ersten Jahren der Revolution gegen d publikaner den von dem Lande, in welchem er entstanden war, sogenannten d éekrieg mit der leidenschaftlichsten Erbitterung. Dieser gräueltvolle K kampf hätte der erst entstandenen franz. Republik sehr gefährlich werden k wenn unter den Anführern der Vendéer mehr Übereinstimmung gewesen wä. schlüsse über die zum Theil noch nicht ganz aufgehellte Geschichte der Vendée die 1816 erschienenen, obgleich nicht ganz unparteiischen Denkwürdigkeiten Marquise de la Roche-Jaquelin. Der Schauplatz des Krieges umfaßte noch

te Departements bis an die Loire bei Nantes und Angers; dieser ganze ich, der im gemeinen Leben le Bocage heißt, ist durch seine natürliche Beschaffenheit ganz zu dem kleinen Kriege geeignet. Es gibt wenig eigentliche Wälder, aber viele einzelne Baumgruppen; jedes Feld ist mit einer Hecke umgeben und das ganze Terrain durchschnitten. Es war daher den Linientruppen hier zu wirken, und den einzelnen, gewöhnlich unvermutheten Angriffen allen Wegen und Schlupfwinkeln bekannten Eingeborenen zu widerstehen. In Frankreich herrschte beim Ausbruch der Revolution so viel Religiosität und Anhänglichkeit an den Adel als hier, daher mußte auch die Zerstörung der Monarchie, besonders aber des Gottesdienstes, sehr missfalligen Wegen Neuerungen in der Religion entstanden schon 1792 unter den Landsturm Bewegungen, die aber bald wieder unterdrückt wurden. Allein J. wurde durch die anbefohlene Aushebung der jungen Mannschaft zum ersten die eigentliche und nächste Veranlassung zum Ausbruche des Krieges. Am 10. März 1793 sollten zu St.-Florent die jungen Leute zum Kriegsausgehoben werden; sie setzten der Gewalt, die man gegen sie brauchte, entgegen, und nöthigten die öffentlichen Beamten zur Flucht. Ein von f. Mitgeachteter Frachtfuhrmann, Cathelineau, stellte sich an die Spitze der jungen um sich der Rache der Republikaner zu entziehen. Mit einem schlecht bezetzten Haufen von 100 M. überwältigte er einen Posten republikanischer Truppen von 80 M. und bemächtigte sich einer Kanone. Hierdurch ermunthigt, führte am nämlichen Tage ein größeres Unternehmen glücklich aus. Sofort entstand auf mehreren Punkten ähnliche Bewegungen, jedoch ohne Verabredung oder Verbindung unter einander; die stärksten in der Gegend von Fontenay, der eigentlichen Vendée. Ein Perückenmacher, Gastou, war hier der erste Anführer, fand dort seinen Tod. Nach ihm stellte sich Charrette an die Spitze der Aufständischen. Späterhin f. Stellung an der Meeresküste nahm, und einer der Hauptanführer der Vendéer wurde. Ein Förster, Stofflet, aus dem Elsaß gebürtig, rief einen andern Haufen an. Die Bewaffnung der Auführer bestand anfangs aus Stöcken, Sensen und Spießen; Keinem fehlte jedoch das geweihte Herz auf dem Brust und der Rosenkranz im Knopfloche. Aber ihre Art zu fechten, indem sie, durch die Vortheile des ihnen bekannten Terrains begünstigt, die republikanischen Truppen unvermuthet überfielen und sich sogleich auf die Kanonen stürzten, verlor ihnen Waffen und größern Muth. Selbst ihre Anführer hatten wenig Erfahrung in der Kriegskunst; aber sie waren immer die Ersten beim Angriff. Dieser Muth, der an Begeisterung grenzte, und ihre sich schnell entwickelnden Talente gaben ihnen bald ein großes Übergewicht über die republikanischen Truppen. Wenn die Truppen, die man ihnen zuerst entgegenstellte, größtentheils selbst unterliefen und ohne wahren Eifer für die neue Republik. Eine Sonderbarkeit dieses Krieges war es, daß, wenn ein Gefecht geendigt, ein Unternehmen vollführt war, die Krieger sogleich wieder nach Hause und an ihre Arbeit gingen; nur eine kleine Anzahl blieb bei den Anführern. Doch konnten Alle im Nothfall sehr bald wieder verwendet werden. Wurden sie geschlagen, so zerstreuten sie sich, gingen in ihre Heime und warteten ruhig, bis man sie zu einem neuen Unternehmen aufrief. — In den Unternehmungen der Vendéer geschahen ohne Plan, ihre Absicht war nur die gewaltsamen Aushebungen zum Kriegsdienste zurückzuweisen; unter dem Haufen war keine feste Verbindung, Jeder handelte für sich da, wo es ihm vortheilhaft war. An die Spitze eines dieser Haufen stellte sich ein neuer Anführer, der Che-Jacquelin, der bald Vortheile ersocht, die den Muth der Vendéer steigerten. Nach und nach vergrößerte sich die Zahl, mehrere Ausgewanderte aus den Provinzen vereinigten sich mit ihnen, selbst von den republikanischen Truppen Einige zu ihnen über. Jetzt bemächtigten sie sich einiger von den Repu-

blikanern besetzten Städte. Ein Sieg, den sie bei Fontenay, obgleich 8 Tage her an diesem Orte geschlagen, den 24. Mai 1793 erfochten, verschaffte ihnen Kanonen, viele Gewehre, Kriegsvorrath und eine nicht unbedeutende Cass. Aufstand gewann seitdem mehr Festigkeit, man errichtete einen obersten Verwaltungsrath zu Chatillon. Die Hoffnung der Vendéer, daß auch in andern Theilen ähnliche Bewegungen entstehen sollten, blieb jedoch unerfüllt. — Sie hatte der Nationalconvent den Aufstand in der Vendée entweder für zu unbedeutend gehalten, oder nicht Kräfte genug gehabt, ihn beim ersten Ausbruche zu unterdrücken. Die Truppen, welche er den Auführern entgegenstellte, waren größtentheils Nationalgarden, oder in der Eil zusammengeraffte Leute. Jetzt zeigte er Ernst, Linientruppen eilten nach der Vendée; später wurde auch die Garnison (22. Juli) an die Deutschen übergegangenen Festung Mainz dahin gesandt. Empörer sollten von allen Seiten eingeschlossen und vernichtet werden. Da noch Alles bewerkstelligt werden konnte, errangen die Vendéer wichtige Siege. Sie nahmen am 24. Juni Saumur weg, eroberten dabei eine beträchtliche Artillerie, Gewehre und Kriegsvorrath, machten mehrere tausend Gefangene, die theilweis mit kahlgeschorenen Köpfen entließen, und waren nun im Besitze eines wichtigen Postens, der ihnen den Übergang über die Loire verschaffte. — Die Vendéer hatten die Vendéer ohne fremde Verbindung gehandelt; jetzt wurden ihnen Hilfe von Seiten Englands gemacht, aber eine thätige Unterstützung erfolgte nicht. Endlich waren die Truppen der Republikaner versammelt; vom 19. Sept. 1793 wurde an mehreren Orten gefochten, am blutigsten bei Chollet. Vendéer waren überall Sieger, ob durch ihre Tapferkeit oder durch heimliches Verständniß, ist jetzt noch dunkel. Die Gefechte waren mörderisch, die Gefangenen wurden weniger geschont; und die republikanischen Truppen verübten die größten Grausamkeiten. Allein unter den Häuptern der Vendée entstand Uneinigkeit, die sich sonderte sich mit seinem Haufen von den übrigen ab. Bald sahen die Vendéer sich von den Republikanern gebrängt, und ließen sich zu dem falschen Führer, bei St.-Florent (im Oct. 1793) auf das rechte Ufer der Loire überführen. Ihre Erwartung, im ehemaligen Bretagne Unterstützung zu finden, war nicht erfüllt. Unterdessen verwüsteten die Republikaner die Vendée, und die Truppen, welche in der Hoffnung, von England aus Unterstützung zu erhalten, sich der Vendée bis Avranches genähert hatten, mußten nach mehreren mörderischen Gefechten Rückzug über die Loire unternehmen. Wer von ihnen in die Hände der Republikaner fiel, ward ohne Schonung ermordet. Zwar erkaufte die Republikaner Siege theuer genug, aber die Lage der Vendéer war verzweiflungsvoll. Ende Dec. 1793 kamen sie an die Loire zurück, aber der Übergang über dieselbe war nicht mehr möglich; das Treffen bei Savenay (24. Dec.), nach welchem das Heer der Vendéer völlig auflöste, beschloß den von beiden Seiten mit gewaltiger Wuth geführten Feldzug. — Schrecklich war das Schicksal, das, nach Niederlage, die Vendéer und ihre Familien erfuhren. Sie wurden scharenweise nach Nantes geschleppt, wo das Ungeheuer Carrier, dem die strengen Befehle des Nationalconvents noch zu milde und die gewöhnlichen Hinrichtungen zu langsam schienen, sie in ganzen Haufen ersäufen ließ (noyades). Der Convent hielt diesen Kampf für beendet; aber im Frühlinge 1794 sammelten sich unter la Roche-Jaquelin (der indeß bald im Gefecht blieb) und Stofflet neue Haufen von Anführern in der Vendée; Charette stand mit seinem Heere an der Küste. Zu gleicher Zeit zeigten sich auf dem rechten Ufer der Loire, in den Depart. der Nordküste Morbihan, die sogenannten Chouans (s. d.). Sie gaben zwar einen gleichartigen Kampf für die Erhaltung der Religion, der Königswürde und des Königthums vor, aber sie machten nicht immer gemeinschaftliche Sache mit den Vendéern, sind daher nicht mit ihnen zu verwechseln. — Die Vorfälle dieses erneuerten

So entscheidend als die vorhergehenden, aber die Hartnäckigkeit von den Auführern geführt wurde, brachte den Nationalconvention, daß die Vendée nicht durch die Waffen besiegt werden sollte nach Robespierre's Sturze, auf Carnot's Vorschlag (2. Dec. 1794, in welchem die Unzufriedenen als Verirrte zur ruhigen Rückkehr aufgefordert, und ihnen Verzeihung und völlige Vergessenheit wirklich zugesichert wurden. Darauf vereinigten sich im Febr. 1795 geordnete und einige Insurgentenhäupter, namentlich Charette folgende Punkte: daß eine allgemeine Amnestie stattfinden, die Republik anerkennen, dafür aber ungestörte Ausübung der Rechte vom Kriegsdienste und Entschädigung für erlittenen Verlust erhalten. Unter diesen Bedingungen nahmen 2 Häupter der Aufständischen Sapineau, den Frieden an. Später versöhnten sich auch ein Stofflet, und die Chouans mit den Republikanern. Die Ruhe dauerte nur kurze Dauer. Die Landung einiger 1000 franz. Ausgewanderten (s. d.), 27. Juni 1795, gab den Vendéern neuen Muth, sie zu den Waffen. Charette erklärte in einem Manifeste, daß der Frieden gebrochen hätten, und führte als einen Grund der Unruhen um diese Zeit erfolgten Tod des Sohnes Ludwigs XVI. an. Auf Quiberon, von welcher man einen großen Erfolg gehofft hatte, Thätigkeit des republikanischen Generals Hoche in einem Tage eitelte. Hoche setzte nun den Krieg in der Vendée, mit möglichster Brutalität die Einwohner, aber auch mit rastloser Thätigkeit in Verfolgung fort. Einer der ersten derselben, Stofflet, wurde am 24. Febr. 1796 am folg. Tage zu Angers erschossen. Charette, der nur noch am sich versammeln konnte, irrte noch einige Zeit umher, ward aber am 23. März gefangen und zu Nantes erschossen. Mit dem Tode dieses Hauptanführers schreckliche Krieg in der Vendée auf; die noch übrigen Anführer der Republik unbedingt. Ruhe und Ordnung wurden nach und nach hergestellt, und die Regierung behandelte seitdem diesen Landstrich im vollen Glauben, jedoch nicht ohne einiges Mißtrauen gegen die Einwohner. Dieses Mißtrauen äußerte sich vorzüglich unter Napoleon. Im Winter 1799 — 1800 schien die Vendée noch einmal aufzuleben; aber rasche und kluge Maßregeln erstickten die Unruhen in dem Keime, die völlige Unterwerfung zu Stande. Indes waren Einkerkelungen königlich Gesinnter in der Vendée nicht ungewöhnlich. Auch 1814 und 1815 Bewegungen zu Gunsten der Bourbons, jedoch etwas entschieden hätten. Natürlich werden jetzt die Vendéer der Bourbons mit besonderer Vorgunst behandelt. (S. Posse, 1796, 3, 4. und 7. St.) über den ersten Vendéekrieg vgl. man „Mémoires de général Aubertin“ im 1. Th. der „Collect. des mém. des manes et des génér. franç.“ (Paris 1823), ferner die Mémoires de Turreau p. serv. à l'histoire de la guerre de la Vendée (Collection). In der Compilation des Bournisseaux: „Hist. des guerres de la Vendée et des Chouans etc.“ (Paris 1819, 3 Bde.), findet man eine Beschreibung der Vendée. Das Hauptwerk sind die „Guerres des Vendéens contre la républ. franç. (a. Acten u. Tageb.) par un Officier armé de la républ.“ (Paris 1824, — 27, 6 Bde.). Die Mém. der Fauguelin sind immer noch das beste und treueste Bild dieser Zeit, es schichte.

ne, die, waren natürliche Abkömmlinge Heinrichs IV. und der schō-

nen Gabriele d'Estrees, die ihm 2 Söhne, Cäsar und Alexander B. gebor. Nachkomme derselben war Louis, Duc de B., Feldherr Ludwig XIV. war 1654 geb., machte frühzeitig die Feldzüge in den Niederlanden mit, dann den Oberbefehl eines franz. Heers in Spanien, und nahm 1697 B. ein. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs ward ihm, nachdem der lose Marschall Villeroi (1702) in Cremona gefangen worden war, der Oberbefehl des franz. Heers in Italien übergeben. Hier lieferte er bei Luzzara im März (15. Aug. 1702) dem Prinzen Eugen ein Treffen, und obgleich dasselbe viel entschied, so konnte doch B. im Frühlinge 1703 durch Tirol in Deutschland einbringen, um sich mit den Baiern zu vereinigen. Er kam bis Trient, als weitem Versuch vereitelte der tapfere Widerstand der Tiroler. B. entwarf hierauf die Truppen des Herzogs von Savoyen, der sich plötzlich wider Frankreich erklärt hatte, nahm verschiedene Festungen desselben und belagerte Turin, gerufen, um die Fehler, durch welche Villeroi in den Niederlanden dem franz. die Niederlage bei Ramillies zugezogen hatte, wieder gutzumachen, mußte anfangs begnügen, durch geschickte Märsche die weitem Unternehmungen des zogs v. Marlborough zu vereiteln. 1708 nahm er Gent, Brügge und a. in Flandern und Brabant. Aber nun ward ihm der Herzog v. Bourgogne im befehl vorgesetzt, und die Uneinigkeit zwischen Beiden veranlaßte die Niederlande Franzosen bei Dudenarde (11. Juli 1708), die nicht erfolgt sein würde. B.'s besserer Rath befolgt worden wäre. Durch den Einfluß der Maintenon den die erfahrensten Feldherren, wenn sie ihr mißfielen, zurückgesetzt, um Günstlingen Platz zu machen. Auch B. ward jetzt vom Heere abgerufen, und 2 Jahre lang unthätig. Als aber in Spanien die Angelegenheiten Philipps V. verschlimmerten, baten die Spanier Ludwig XIV. um Vendôme. Seine Belebung mit neuem Muth; bald hatte er ein Heer beisammen, und bewies allgemeinen Eifer sehr gut. Er führte Philipp V. nach Madrid zurück, (Jan. Dec. 1710) den östr. General Stahrenberg bei Villaviciosa, und alle Eroberungen, welche die Verbündeten in diesem Feldzuge in Spanien gemacht hatten, durch dieses Treffen wieder verloren. Nachdem er Philipps V. Thron bestieg, starb er 1712. Er ward daher im Escorial begraben. — Sein Bruder, Lippe, Duc de B., Großprior des Malteserordens in Frankreich, gr. machte sich von 1672 an in den Feldzügen in den Niederlanden, am Rhein und in Spanien rühmlich bekannt. Im span. Erbfolgekriege erhielt er, nach der Schlacht bei Cassano (1705) seine Entlassung und lebte dann einige Jahre in Rom. (1710) durch die Schweiz nach Frankreich zurückkehren wollte, ward er auf sonderbare Veranlassung gefangen genommen. Thomas Masner, Rath des Thurg. Thur, dessen Unternehmungen in der Geschichte der Schweizer u. d. R. der Masner'schen Handel bekannt sind, hatte sich für die östr. Partei erklärt. Sein studirender Sohn ward deswegen auf einer Lustreise von den Franzosen verhaftet und nach Frankreich geführt. Da der Vater die Befreiung des Sohnes nicht halten konnte, lauerte er dem Großprior von Vendôme auf der Durchreise durch das sarganser Land auf, nahm ihn gefangen und führte ihn auf östr. Gebiet nach Zürich. Erst im folg. J. entließ er den Großprior wieder der Haft, der eine schriftliche Versicherung ausstellte, für des jungen Masner's Befreiung zu arbeiten, aber dennoch erst 1714, auf Verwendung des östr. Hofes, erfolgte. B. starb in Paris 1724.

Venen, s. Adern, Arterien und Blut.

Venedig (ital. Venezia). Bei dem Andrang der Westgothen, der Hunnen (unter Attila 452) und der Longobarden (568) auf das römische Reich, der besonders dem obern Theil Italiens, der schon zu den Zeiten des alten Roms Venetien hieß, traf, flüchteten viele der ärmern Bewohner auf die Lagunen.

latischen Meeres, besonders auf die Insel Rialto, die schon von den Paduanen Handels wegen einigermaßen angebaut war. Diese Auswanderer stifteten Kleines, völlig demokratisches Gemeinwesen unter sogen. Tribunen. 697 die Inseln ihren ersten Dux oder Doge, in der Person des Paolucci Anas- Der Doge hatte die vollziehende, das Volk die gesetzgebende, die Tribunen Adel die richterliche Gewalt. Der Sitz der Regierung ward späterhin Mar- und 737 Rialto, wo in kurzem eine volkreiche Stadt aus dem Meere. Dies war das heutige Venedig, das bald, durch Handel und Schifffahrt, die Herrschaft auf dem adriatischen Meere ansichriß. Handelsbegünsti- in Rom und Konstantinopel waren seinem Emporkommen günstig; bald e sich die Stadt nicht mehr mit dem Besitze der Laguneninseln und des na- tenlandes, sondern machte selbst in Istrien und Dalmatien Eroberungen. hon in den Kriegen mit den Arabern (im 9. Jahrh.) hatten sich die Vene- urch die Bekämpfung der Seeräuber zu trefflichen Seeleuten gebildet; da- oben sich (um 997) die Städte Dalmatiens unter ihren Schutz. Hierauf Venedig durch die Kreuzzüge ungemein, und ward nicht allein die reichste, auch die mächtigste Stadt der Lombardei, in welcher die Schätze des ganzen zusammenfloßen. Aber schon kämpfte der Aristokratismus dem Volke ent- nd der Doge suchte seine Macht zu erweitern; daher mehrmaliger Aufstand le. Endlich, nach der Ermordung des 38. Doge, Vitali Michieli, 1172, ie Verfassung dahin abgeändert, daß man die willkürliche Macht des Do- hränkte, und die höchste Gewalt einer zahlreichen Versammlung von Edeln) übertrug, die durch feste Gesetze in Schranken gehalten werden sollten. m Zustande einer gemäßigten Aristokratie bildete sich die Gesetzgebung aus, Verwaltung. Die Sitten wurden milder, und die Künste begannen auf- 1. Die Handelsmacht der Republik aber erhielt ihre größte Ausdehnung m Doge Enrico Dandolo. Dieser berühmte Staatsmann und Feldherr nämlich, an der Spitze der venetianischen Flotte, in dem 1202 von den nern, Franzosen u. a. unternommenen Kreuzzuge Konstantinopel und erna Venetianern den Besitz von Randia und mehreren archipelagischen und ioni- nseln. Aber nach der Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums g sich der ostindische Handelsweg von Konstantinopel nach Alexandrien, und uester, welche das lateinische Kaiserthum vorzüglich mit gestützt hatten, ver- Venedig aus dem Besitze des Handels im byzantinischen Reiche. Noch ichter war die letzte entscheidende Staatsrevolution, als der Doge Gra de- 1297 den Erbaristokratismus in Venedig einführte, indem das alte, bis- 1lich neugewählte große Collegium von mitregierenden Großen sich in eine ene Gesellschaft von Erbaristokraten (der im goldenen Buche eingezeichneten n der Nobilität) verwandelte. Zugleich muß die Errichtung des furchtbaren- der Zehn als eine von den Ursachen angesehen werden, welche Venedig end- em Falle entgegenführten. Unterdeß breitete die Republik ihre Besitzun- dem festen Lande immer weiter aus, besonders nachdem die Nebenbuhlerin in dem 130jährigen Kampfe um die Oberherrschaft der Lombardei 1381 legen hatte. Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno und Padua mit 1bietern wurden seit 1402, Triaul seit 1421, Brescia, Bergamo und 1428, und die Inseln Zante und Cefalonia 1483 Bestandtheile des vene- m Gebiets. Endlich trat auch die Gemahlin Jakobs, des letzten Königs pern, Katharina Cornaro von Venedig, dieses schöne Land 1486 an ihre , die Republik, ab. Venedigs damaliger Senat erinnert an die römische ndre Staaten suchten hier ihre Muster; sie baten selbst um venetian. Rath- nd Führer. Zu Ende des 15. Jahrh. war Venedig reich, mächtig, geehrt, 1ldetste Volk der Welt in sich fassend, der Künste und Wissenschaften Hei-

lighthum. Aber die Staatsweisheit ging über in Klugheit, in Arglist. Zu Erhaltung bedurfte dieser Freistaat eines Großinquisitors. — Da traten Umde ein, die keine Klugheit abzuwenden vermochte. Die Portugiesen eroberten Seerweg nach Ostindien 1498, und Venedig verlor den ostindischen Handel Alexandrien ganz, die Osmanen waren Herren von Konstantinopel geworden, ihre Macht drückte Alles vor sich her zu Boden, sie entrieffen den Venetianern und nach, was sie im Archipel und auf Morea besessen hatten, auch Albanien, Negroponte. Dagegen rettete sich die staatskluge Republik durch geschickte Verhandlungen aus der Gefahr, welche ihr die Ligue von Cambrai 1508 drohte, wenigem Verluste; doch hatte dieser Krieg ihre Macht sehr geschwächt. Die Donen entrieffen ihr Cypern 1571; und nach einem 24jährigen verderblichen Kriege 1699 auch Candia; die letzten Festungen auf dieser Insel aber erst 1715. Besitz des 1699 wieder eroberten Morea mußte im passarowitzer Frieden 1718 gegeben werden; doch vertheidigten sie glücklich Korfu und Dalmatien. Von Zeit an nahm die Republik an den Welthandeln keinen weitem Antheil, und gnügte sich bloß ihre veraltete Verfassung zu bewahren, und ihr Gebiet, das fast 3 Mill. Unterthanen zählte, zu behaupten. So gelang es ihr, durch Friedensschlüsse mit den Barbaren (1763) ihrer Flagge Sicherheit zu verschaffen, gegen Rom ihre Hoheitsrechte (1767 und 1769) festzustellen. — Allein im Revolutionskriege ward sie 1797 ein Opfer der franz. Gewalt. Sie erregte Terra ferma einen allgemeinen Aufstand des Volks in dem Augenblicke, als siegende Feldherr Bonaparte in Steiermark eingedrungen war, und die Franzosen wurden in den Rücken genommen; aber leider schloß Oesterreich die Preliminarien von Leoben ab, und die Republik war vernichtet. Es half nun nicht mehr, die Sieger zu beschwichtigen, die aristokratische Verfassung in eine demokratische verwandelt wurde: Venedig war einmal zum Opfer bestimmt. Durch den Vertrag von Campo-Formio ward das ganze Gebiet diesseits der Etsch, mit Dalmatien, Cattaro, an Oesterreich, das jenseits der Etsch aber an die cisalpinische Republik nachmalige Königreich Italien, gegeben, welchem 1805 auch das östr. Venedig Dalmatien, jedoch ohne die Inseln der Levante, zufiel. Seit 1814 macht Venedig mit seinem Gebiete einen Bestandtheil des österreichischen lombardisch-venetianischen Königreichs aus. (S. Lombardien.) Istrien aber, nebst einigen Inseln, Meerbusen Quarnaro, wurden zu dem Küstenlande des Gouvern. Triest, Dalmatien mit den dazu gehörigen Inseln zu dem Gubernium Dalmatien gegeben. Hauptwerke über die Geschichte dieser auch in den Annalen der schönen Wissenschaften berühmten Republik sind: Tentori's „Saggio sulla storia di Venezia“ (Venedig 1785 — 90, 12 Bde.); ferner: La Baume's „Hist. abrégée de la Rep. de Venise“ (Paris 1810, 2 Bde.); Tentori's „Raccolta cronolog. ragionata de' documenti inediti, che formano la storia diplomatica della caduta della Rep. di Venezia“ (Augusta 1799, 2 Thle., 4.), und die „Hist. de la républ. de Venise“, von Daru (7 Bde., Paris 1819, 4. Ausg., 1827). In ihr sind auch die Statuten der venetian. Staatsinquisition abgedruckt worden.

Venedig (ital. Venezia), Hauptstadt des Gouvern. Venedig im lombardisch-venetianischen Königreiche, einst die Königin der Meere und noch jetzt eine der merkwürdigsten Städte Europas. Wenigstens ist eine Stadt von der Größe, ganz auf kleinen Inseln ruht, und worin man statt der Hauptstraßen Canäle, statt der Karren Barken und statt der Kutschen und Staatswagen schwarze Gondeln sieht, einzig in ihrer Art. — Die Inseln, worauf die Stadt erbaut ist, und die nach Einigen 90, nach A. 72 sein sollen, werden durch die Lagunen, einen breiten und seichten Meeresarm, von dem festen Lande getrennt und sind mit einander durch 450 Brücken, worunter der prächtige Ponte Rialto, welcher aus einem einzigen Bogen besteht und 187 Fuß lang und 43 breit ist, sich auszeichnet, verbunden.

unter denen sich viele Paläste (die jetzt zum Theil in Trümmerge Kirchen, die mit kostbaren Denkmälern von Mosaik und bemalten der venetianischen Schule prangen (z. B. die Kirche *San Marco* und *S. Giovanni-Paolo*), erheben, sind meistens auf stehen fast sämmtlich mit der Hauptseite gegen die Canäle getreten und langen Gassen öffnen, dagegen die eigentlichen Straßen einander gehende Fußgänger gangbar sind. Es gibt zwar 41 nur der mit Bogengängen umgebene und von 2 hohen Säulencusplatz verdient diesen Namen. Auf ihm steht die *St.-Markus* in byzantinischer Weise geformtes und im Innern mit orientausgeschmücktes Gebäude, worin die heilige Sage den *Kör-Marcus* ruhen läßt, welcher unter dem Dogen *Giustiniano* in Ägypten hierher gebracht wurde. Vor derselben sind die einst zu Konstantinopel und neuerdings zu Paris standen, t. Der vormalige Dogenpalast, worin jetzt das östr. Gouvernament ist ebenfalls von gothischer Bauart; in demselben zeigt man *Ignisse* oder *Bleibäcker* (*piombi*) und die *Seufzerbrücke*; aber mit der Inschrift: „*Denunzie segrete*“, heimliche Angaben) Auch die Bibliothek, welche ihr Vorsteher, *Abbate Morelli*, in diesem Palaste. Übrigens ist der *Marcusplatz* zugleich der der Venetianer, der Sammelplatz der Fremden, der *Aben-*

Das *Arsenal*, eine der größten Merkwürdigkeiten Venedigs, n Mauern und Thürmen umgebene Insel, die einen Umfang in demselben findet man Alles, was zu der Ausrüstung einer gute Docken, reiche Magazine, Tau- und Segeltuchfabriken, Schmieden. Man zeigt hier noch die reich vergoldete Galeere, auf welcher der Doge seit 1311 jährlich am Himmelfahrtstage leiten eine Strecke weit auf das Meer hinausfuhr, einen Ring und sich so, zum Zeichen der angemessenen Oberherrschaft der Adriatische Meer, gleichsam mit demselben vermählte. Außer der 9 andern kath. Kirchen gibt es hier Kirchen der Unirten, Armenen. In der alten Kirche *de' Frati* wurde 1827 das Denkmal dem berühmten *Canova* aus Beiträgen, die aus ganz Europa eingegangen sind, errichtet wurde. Die Juden haben 7 Synagogen. Stiftungen sind merkwürdig: das *Conservatorio di Pietà*, wo Mädchen in weiblichen Arbeiten und in der Musik Unterricht werden die künstlichen, von ganz Europa bewunderten *Wachsblumen*; dann das *Conservatorium der Musik* mit einem Pensionate für sonst so treffliche Künstler zog; die k. k. Bibliothek, die *Akad.*, die *Schiffahrtsschule*, das *Convictlyceum*, das *Collegium* welches hier in einem armenischen Kloster die in der Levante viel gezeitung drucken läßt, u. a. — Die Zahl der Häuser wird auf 100,000 Einw. auf 150,000 angegeben. Die vorzüglichsten Manufakturen sind: Tuch, Leinwand, Seide, in Gold- und Silberstoffen, in Maschen, Goldbraut und a. Goldarbeiten, Seife, Wachs, *Etheriak* obducten; in Kupfergeschirr und Messingwaaren, Leder, *Darm-* Auf 16 Werften wird ein starker Schiffbau getrieben. In der Stadt Venedig vormalig die Lehrerin von Europa, wird aber jetzt, größere Glasarbeiten anlangt, von a. Ländern weit übertroffen; , Brillen und Perlen genießen einer verdienten Achtung. In der Stadt Venedig außerordentlich gesunken, noch mehr der Handel immer noch einer der wichtigsten Handelsplätze am adriatischen

Meere, und ihre Commissions- und Wechselgeschäfte dehnen sich über den größten Theil von Europa aus. 1817 liefen von Venedig unter östr. Flagge 1050 Schiffe aus und 2653 ein, außerdem noch 315 fremde Schiffe. Von ihnen kamen wurden 524,000 Etnr. verschiedener Waaren eingebracht, an Werth 34,500,000 Lire. Der Hafen ist sicher und geräumig, aber die Einfuhr wird durch die Unregelmäßigkeit der Eide und den sich immer verändernden Sand erschwert. Zu Venedig gehören und machen gewissermaßen 5 Vorstädte aus: die Inseln Giudecca, S. Maria della Salute, S. Helena, S. Erasmo, il Lido di Malamocco, Michele und Murano, mit denen von Künstlern, Fabricanten und Handwerkern bewohnt; auch wird auf den Inseln vorzügliches Gemüse gezogen. Sonst hatte Venedig weder Festungswerke noch Garnison und war bloß durch 5. Lage fest; jetzt sind nach der Landseite zu Festungswerke angelegt und eine starke Garnison vertheidigt den Platz. Das gesellige Leben, das hier von jeher finster und todt einherschlich, ist jetzt ganz verdrängt und ersetzt während des rauschenden Carnevals einige lichte Augenblicke. Die Theater sind schön, aber die Kunst ist sehr gesunken. — J. Ch. Maier schrieb das ausführlichste Werk über Venedig. Vgl. Moschini, „Guida per la città di Venezia“ (Vened. 1815, 2 Thle., m. R.); G. v. Martens's (lehrreiche) „Reise nach Venedig“ (2 Thle., Ulm 1824, m. Charten u. Kpf.); auch „Venedig und dessen Umgebung“, beschr. vom Bibliothekar Jädel (Weim. 1823).

Venerabile (lat.), das Hochwürdige, heißt bei den Katholiken die weihte Hostie, welche in einem eignen Behältnisse (Monstranz) während des Gottesdienstes, oder auch zu gewissen heiligen Zeiten auf dem Altare zur öffentlichen Anbetung ausgestellt, und in den Ländern, wo die kath. Religion herrschend ist, bei feierlichen Processionen, oder wenn ein Sterbender die Communion empfangen will, von einem Priester öffentlich umgetragen wird. Die übrige Zeit hindurch wird die Hostie in dem auf einem Altare befindlichen Tabernakel (s. d.) verwahrt, die ewige Lampe dabei stets brennend unterhalten.

Venerische Krankheit, Lustseuche (syphilis). Zu Ende des 15. Jahrh. und im Anfange des 16. zeigte sich fast gleichzeitig in Europa eine fast ganz unbekannte Krankheit, die durch ihre schnelle Verbreitung, durch die schrecklichen sie bezeichnenden Zufälle, durch ihre leichte Mittheilung und große Heilungsfähigkeit, durch die Kraftlosigkeit aller dagegen angewandten Mittel den Ärzten ein Räthsel, den übrigen Menschen ein Schrecken war und deren Ursprung noch bis jetzt nichts Bestimmtes ausgemacht ist, auch wol daraus ausgemacht werden wird, weil die Ärzte damals im Allgemeinen zu ungebildet waren, um auf den Ursprung einer innern Krankheit zu sehen, die sie mit aller Kunst nur selten vollkommen heilen konnten. Bis auf die neuern Forscher glaubte man ziemlich allgemein, das Übel sei durch die Schiffe des Columbus von Amerika nach Europa gebracht worden. Allein die genaueste Prüfung zeigt die Unrichtigkeit dieser Ansicht. Der erste Schriftsteller, der darauf hindeutete, war ein Nürnberger Arzt, Leonhard Schmauß, 1518; er stützte seine Meinung auf die zwischen bekannt gewordene, aus Amerika zugeführte Guajakholz, das als ein solches Heilmittel bekannt wurde, und woraus er den Schluß zog, daß die Krankheit gegen die es nütze, nothwendig da sein müsse, wo sich das Mittel fand, indem es in der Natur das Gegengift beim Gifte liege. Am meisten gewann diese Meinung Gewicht durch das Zeugniß vom Sohne des Colombo und von dem Enkel desselben, Oviedo; allein der Erstere spricht nur von einer grübelhaften Krankheit, die in Domingo herrschend sein soll, der Andre aber, ein Tyrann, fast alle damalige Spanier, hat s. Freude daran, diese als das gelobte Heilmittel, die Amerikaner als verworfene Philister vorzustellen; und wenn man sorgfältig vergleicht, so ergibt sich nur, daß die ganze Mannschaft der Columbus'schen Schiffe eine ansteckende Krankheit mitbrachte, die den größten Theil an

mittheilte, welche mit ihr Umgang hatten, die aber in nichts vollkommenen Sorge für ihre Gesundheit und den damals unbeschwerlichkeiten einer Seereise zu suchen war. In keinem seuche, indem diese fast im nämlichen Augenblicke, im Sommer Frankreich, in der Lombardei, wie im nördlichen Deutschland Colombo's Schiffe erst im April zu Sevilla landeten, so unmöglich in 2 Monaten so weit verbreitet sein. Andre suchte Krankheit in der Vertreibung der Marranos (heimlichen Juden) 1485 und 1493. Viele Tausende dieser Unglücklichen reise nach Italien, Griechenland u. an der Pest; andre Tausende, und sie brachten allerdings Krankheit und Elend mit, wo hiezu kam. Aber daß gerade diese Krankheitsform bei ihnen sei, kann um so weniger erwiesen werden, da Deutschland von ihr frei blieb, und sich die erstere doch 1493 gleichzeitig in Halle, Klenburg u. zeigte. Was nun vollends die Meinung betrifft, daß diese Krankheitszufälle abgewaltet hätten, so läuft dies auf ein, indem krankhafte Erscheinungen an den Zeugungstheilen, und Pestseuche begründen, durchaus zweierlei Dinge sind, besonders schrecklichen Erscheinungen Rücksicht nimmt, die sie damals daher immer am wahrscheinlichsten, daß die venerische Krankheit einer damaligen epidemischen Constitution gewesen sei, die dem Namen zufolge diese neue Form gab, daher auch die alten Schriftsteller Krankheit viele Jahre lang mehr als eine fürchterliche Hautkrankheit denn als ein Heer einzelner Zufälle, mehr als eine Pest einzelne Menschen ergreifende Krankheit schildern. Die ganze Sache war damals so pestartig, daß die Ärzte in allen Gestirnen suchten. Es konnte sich daher allerdings um so eher nach und neue Krankheitsform bilden, da die politischen Verhältnisse die Völker gemein zusammenmischten, Spanier, Franzosen und Deutsche mit den Italienern Deutschland durchzogen, und die dem Scharbockte Krankheit der aus Amerika zurückgekehrten Matrosen wohl spenden konnte. — So viel ist gewiß, daß die Krankheit, die damals in Schrecken setzte, damals tausend Mal fürchterlicher war als die heutigen Kranken zum Scheusal für s. Freunde und stürzte ihn fast zur Verzweiflung, da kein Arzt zu helfen wußte und s. Mittel fast so wenig nützlich waren. Weil die Ansteckung damals viel leichter statt fand, eine anhaltende Berührung der Haut an ihren dünnsten oder feinsten Stellen allein möglich macht und die allgemein gewöhnlichen Freuden der Jugend dazu beitrugen, so ward damit keineswegs der Zusammenhang, den man jetzt von einem daran Leidenden hegt. Im Gegentheil, der Jahre lang daran litt und endlich erst durch das Guajak Natur genas, immer in Achtung, und konnte s. Schrift darüber als Beleidigung einem der ersten geistlichen deutschen Fürsten widmen. Erst allmählig in ihrer Wuth mit der Zeit nachläßt, so hat auch diese Krankheit abgemindert, da die Ärzte seit Paracelsus besonders im Quecksilber in den Säuren die kräftigsten Mittel dagegen fanden, und alles was im Körper ist daher jetzt nur Folge großer Vernachlässigung, die Krankheit selbst nothwendig begründet. Fürchterlich bleibt sie jetzt nicht allein die ganze Maschine mehr oder weniger zerrüttet, sondern zu andern dann sehr hartnäckigen Krankheiten andrer Art, wie Syphilis, Rheumatismus, Fehln der Harnblase u. legt. (Vgl.

Venetianische Schule, s. Malerei und Italienische Kunst.
 Venezuela, Stadt in der Provinz Caracas (s. d.) oder Venezuela im südamerikan. Freistaate Colombia, ist wie Venedig auf Inseln und Pfählen erbaut, daher gaben ihr die Spanier, die (1499) zuerst dort landeten, diesen Namen. Sie hat 10,000 Einw. (Vgl. Südamerika.)

Ventil heißt im Allgemeinen jede Vorrichtung, welche dazu dient, den Rückgang des Luftzugs aufzuhalten. In der Orgel nennt man daher Ventil eine Klappe, welche den Wind in den Windladen aufhält, damit er nicht zurückfließt. In Wasserbauten oder bei Brunnen nennt man ein Ventil die Klappe, die bei der Verdünnung der Luft gehoben wird und so einen Wasserstrom durchläßt, der von der Schwere dieses Stroms wieder zugeedrückt, ihm den Rückzug verweigert. (Vgl. Pumpe.)

Ventilator, eine Vorrichtung, um verschlossene Räume mit frischer Luft zu versorgen und die verdorbene zugleich hinauszuschaffen. Die bekannten Ventilatoren, die man an vielen Fenstern erblickt, geben davon die einfachste Vorstellung. Brennt Kaminfeuer in einem Zimmer, so strömt die Zimmerluft zur Ernährung desselben herbei, indes die äußere Luft, um sich ins Gleichgewicht zu setzen, durch alle Öffnungen eindringt. Der auf diese oder eine ähnliche Weise erzeugte Luftzug ist das Princip, welches der Einrichtung aller Ventilatoren Grunde liegt, die man von sehr verschiedener, besonders aber solcher Art hat, bei der der Zug weniger empfindlich fällt, welches man bewirken kann, indem man Röhren in der Decke des erwärmten Raums anbringt und den Hals der einen derselben auswärts bis nahe an den Boden herunterführt, von wo schwerere (und mehr gedrücktere) Luft in ihr aufsteigt und sich allmählig mit der Zimmerluft vermengt. Vorzüglich werden die Ventilatoren auf den Seeschiffen gebraucht, wo die Luft zwischen den Verdeckten gewöhnlich sehr verdorben zu sein pflegt. Dieser Luftzug hat auch zur Erfindung derselben Veranlassung gegeben, welche man einem Engländer, Hales (1741), verdankt. S. Cavallo in f. „Abhandl. über die Eigenschaften der Luft“, (a. d. Engl., Ep. 1783).

Venus war bei den Römern die Göttin der Liebe; bei den Griechen die Aphrodite. Die Dichter erwähnen eigentlich einer ältern (der Tochter des Uranos) und einer jüngern Venus (die Jupiter mit der Dione erzeugte), aber die Begebenheiten Weiber werden von ihnen auch oft Einer und Derselben zugesprochen. Von eben diesen Begebenheiten und von den Orten, wo Venus als Göttin verehrt wurde, hat man ihr verschiedene Beinamen beigelegt. Die ältere nennt man, weil sie die reinste, auf nichts Körperliches abzielende Liebe bezeichnen soll, Venus Urania, die himmlische, und unterscheidet sie von der jüngern Venus, oder der irdischen Liebe (Ven. pandemos, vulgaris). Unstreitig aber ist die Vorstellung der menschlichen Naturgöttin, welche das gebärende weibliche Princip bezeichnete, aus dem Orient und Phönizien kommend, in Griechenland verfeinert und künstlerisch ausgebildet worden. Nach der griech. Fabel entstand sie aus dem Schaume des Meeres; man nannte sie deswegen Aphrodite, Anadpome, stellt sie bisweilen mit einem meergrünen Schleier vor und schreibt ihr eine große Macht über das Meer zu; sie riefen die Seeleute sie um glückliche Schifffahrt an. Ihr war der Myrtenbaum heilig, weil sie sich hinter einem solchen verbarg, als sie aus dem Meere nach Sicilien Gestade der Insel Cythera ausstieg. Auf dieser Insel des mittelländ. Meeres (Sicilien, Cerigo) wurde sie besonders verehrt und hieß deswegen Cythere, sowie sie aus andern Ursachen die Beinamen Cypris, Gnibia, Paphia, Idalia u. erhielt. Sie wird als das höchste Ideal weiblicher Schönheit und Liebe abgebildet, theils gar nackt, theils nur leicht bekleidet. Schwäne, Tauben, auch wol Sperlinge, ziehen zu ihren Wagen. Ihr Sohn Amor oder Cupido ist gewöhnlich bei ihr, bisweilen sind auch die Grazien in ihrem Gefolge. Mit ihrem eigentlichen Gemahle, Vulcan, hatte

c gebat sie deren viele von a. Göttern, als vom Mars, Bacchus mit denen sie vertrauten Umgang hatte. Die bekanntesten vor oder Gros und Anteros (Liebe und Gegenliebe), Hymen, Is. Sie hatte auch Umgang mit Sterblichen und liebte unter andern Adonis (s. d.). Als die Göttin der Zwietracht (Eris) verschrift: „Der Schönsten“, in den Versammlungssaal der Götter und Jupiter den Streit der Göttinnen darüber nicht entschied, Paris den Apfel der Venus, als der Schönsten, zu. Unter andern vornehmlich Praxiteles in trefflichen Statuen. Er bildete die Lais (die Ioische) und eine ganz nackte (die Knidische), welche aus dem Meer steigt, von welcher die capitolinische nach Meyer eine der besten Abbildungen der Venus sind die berühmtesten diese: Venus Anadyomene, und Venus ganz nackt, mit der rechten Hand die Scham bedeckend (die mediceische in der herzogl. Galerie zu Florenz) und einen von Tritonen und Nereiden gezogenen Muschelwagen abtrocknend. Venus Urania erschien in Sparta mit Bogen und Pfeil, mit einem Spieß, einen Helm auf dem Haupte; von der andern gewöhnlich nur Rücken und Hintertheile mit vorzüglicher Schönheit. In der neuern Zeit hat die wieder aufgefundenen Statue der Venus von Capri gemacht. (S. auch Proserpina.) Über den Planeten.

Nueva, Hafen und Handelsstadt in der ehemal. Intendanz (1811 □ M., mit 156,000 E.) im Königreiche Neuspanien oder Mexiko. Meerbusen. Cortez baute hier, wo er (21. April 1519) landete, und nannte sie Vera Cruz. Die unbequeme und unsichere Lage, daß man in der Folge in einer Entfernung von einigen Meilen eine neue Stadt baute; jene heißt nun Alt-, diese Neu-Mexico, auch diese letztere, 72 Stunden von der Hauptst. Mexico entfernt. Unstille Lage zwischen einer Sandebene und ungesunden Moränen nur noch 7000 E., die größtentheils des Handels wegen hier wohnt, hat aber bloß hölzerne Häuser. Der Hafen ist klein, kann nur 30 Schiffe aufnehmen und ist gegen die Winde nicht gehörig gesichert. Dieser Hafen ist der einzige im mexican. Meerbusen, wohin die europäischen Waaren gebracht werden konnten. Von Zeit zu Zeit schifften sich aus Cadix mit Ladungen von Wein, Öl, Tüchern, Zeuchen u. dgl. nach Vera Cruz, wo diese Waaren ausgeschifft nach Jalapa, das 12 Stunden davon entfernt liegt, gebracht und von dort für die europäischen Waaren bestand außer dem baaren Gelde in Campecheholz, Vanille u. a. Erzeugnissen Mexicos, welches die Schifffahrt mitnahm. Da die Empörung des span. Amerika seit 1808 das Königreich Mexico verheerete, so wurde dadurch die einzige Verbindung Mexicos mit Europa über Vera Cruz eine Zeitlang unterbrochen. Mexico, Apodaca, stellte sie jedoch wieder her, und Spanien glaubte dahin, daß engl. Fregatten die Schätze Mexicos aus Vera Cruz überführen, was durch den indeß stattgefundenen Abfall Mexicos vereitelt ist.

Verantwortlichkeit der Staatsbeamten. Es gehörte nicht dem Könige die kommende Staatsverfassung zu entwerfen, welche einen höchst wichtigen Theil der öffentlichen Angelegenheiten vorzeichnete, sobald man nur die Punkte, sei es an der höchsten Spitze oder an der breitesten Unterlage, anbringen konnte, welche, von allem Einflusse menschlicher Willkür frei, nur der Vernunft und dem Gesetze nachstrebte. Da dies

nicht möglich ist, so geräth man in der Verfassungslehre stets in den unendlichen Cirkel, für die Herrschaft eine Regel mit äußerem wirksamen Zwangstellen zu sollen, welche nur durch untergeordnete Behörden gehandhabt werden kann, und wodurch also entweder nur eine andre höchste Gewalt gebildet, oder die Unterordnung festgehalten wird, der Zweck schon in der Anlage verfehlt. Die bloße Sonderung der Gewalten, d. i. der Gesetzgebung und des Richtens von der Regierung, welche freilich auch aus andern Gründen unentbehrlich ist, um so weniger aus, als sie nicht so weit durchgeführt werden darf, daß davon abhängige und divergirende Autoritäten gestiftet und die nothwendige Einheit öffentlichen Lebens aufgehoben wird. Alle Thätigkeit der Staatsbehörden doch immer, wie scharf auch ihre Kreise von einander getrennt werden, von der Regierung (*potestas rectoria*) ausgehen und unter ihrer obersten Leitung. Außer jenen Einrichtungen ist daher noch die Theilung der Gewalt unter nothwendig, als ein Mittel, bei jedem einzelnen Act der öffentlichen Macht die erforderliche Mitwirkung Mehrerer aller individuelle Beweggründe, sinnliche und menschliche Nebenzwecke, gewissermaßen zu neutralisiren, und wo nicht ganz bis auf einen gewissen Grad zu verbannen. Hierzu gehört die collegialistische Richtung und die stufenweise Unterordnung der Behörden, im Verhältniß zum Vorrang aber die Verantwortlichkeit der Beamten. Denn da es durchaus allgemeiner Grundsatz jeder Verfassung ist, daß der Souverain für seine Person in der Ausübung der obersten Gewalt keiner Art von Verantwortlichkeit unter sein kann, so würde keine Verfassung, ja nicht das heiligste Gesetz Gottes Natur die fürchterlichen Mißbräuche verhindern können, wenn nicht jener Vorrang aller Verantwortlichkeit und alles Zwanges dadurch gemildert würde, daß 1) keine Handlung der Souveränität ihrer Form nach als rechtsbeständig betrachtet, an welcher nicht ein Staatsbeamter öffentlich und unverkennbar (durch die *Contrasignatur*) Theil nimmt, und 2) diesen Staatsbeamten für eine jede beglaubigte Handlung persönlich und gerade so verantwortlich macht, als wenn von ihm ganz allein ausgegangen wäre. Dies ist zwar keine neue Lehre, sondern die meisten Staaten längst angewendet worden: in Frankreich hatte der Regent die Pflicht, jeden königl. Befehl zu prüfen und dem gesetzwidrigen die Folge zu versagen; in England war die Verantwortlichkeit der obern Staatsbeamten jeher bestehende Praxis; in Deutschland gingen die höchsten Reichsgerichte von der Ansicht aus, daß für die gesetzwidrigen Handlungen eines Regenten dieselben ausführende Minister haften müßten. Es kann einen solchen auch nicht befreien, daß der Regent etwa bezeugt, die Sache sei auf seinen eigenbedingten Befehl und seine eigne Verantwortung geschehen; denn die eigne Verantwortung des Regenten ist nicht vorhanden und der Befehl kann Keinen entgegen, welcher dabei gegen sein Gewissen handelt, gerade weil er dazu bestellt ist, Fürsten zum Guten zu rathen. Man hat in der neuern Zeit oft gesagt, daß diese Verantwortlichkeit der Staatsbeamten der schnelle und kräftige Gang der Staatsregierung gehindert werde; allein dies ist ungegründet. Der Souverain, welchem die Wahl seiner Minister und ihre Entlassung zu jeder Zeit freisteht, wird durch die unnöthige Weigerung des Einen nicht lange gehindert werden; in die Sache wirklich den Gesetzen und dem Wohl des Staats durchaus zumuth ist es sehr wünschenswerth, daß er sich hindern lasse. Man kann auch nicht sagen, daß die Verantwortlichkeit ein leeres Wort, ein Schatten sei, vor welcher schwache Menschen sich scheuen würden. Erstlich hängt damit nothwendig das Recht der Stände zusammen, gegen den Minister eine Klage zu erheben, es liegt in der Natur der Sache, daß der Souverain in dergl. Sachen den Vorrang des Rechts nicht hemmen dürfe; zweitens aber bleibt immer die Furcht übrig, daß der Regierungsnachfolger nicht gleiche Gesinnungen hegen werde. Wenn aber

ur einiges Unrecht durch eine solche constitutionnelle Einrichtung könnte, so würde ihr Nutzen schon immer sehr groß sein. Sie ist daher auch in den meisten neuern Verfassungen sehr abweichenden Modificationen, und in den meisten, wie in 1814, steht sie noch isolirt da ohne diejenigen nähern Organen, deren sie, um wirklich zu praktischen Resultaten zu führen (Verf.-Urk., Tit. X, §. 4, 5, 6) müssen die beiden Kamern sein, wenn sie gegen einen höhern Staatsbeamten eine formwollen, was nur wegen Verletzung der Verfassung geschehen eine Anklage bei dem König an, und dieser wird sie der obersten. In Württemberg (Verf.-Urk., §. 52, 53, und Cap. X, in eigener Staatsgerichtshof bestellt, bei welchem die Stände höhere Beamte wegen solcher Handlungen, die auf Umsturz stet sind, auftreten können. In Baden (Verf.-Urk., §. 67), Verf.-Urk., §. 109), Sachsen-Weimar (Grundges., §. 115), (Verf.-Urk., §. 14), Sachsen-Koburg (Verf.-Urk., §. 78), tag, §. 25) sind ähnliche Bestimmungen enthalten; in Weimar ist zugleich ein bestimmter gerichtlicher Weg vorgezeichnet Klagen der Landstände geltendgemacht werden sollen. Allein die Ausbildung der Staatsverfassungen wird überall dahin in den untern Regionen des Staatsdienstes die Verantwortlicher Verletzungen des Gesetzes anzuerkennen. In den meisten Gegentheile angenommen, z. B. in Weimar, in Württemberg, Staatsdiener zwar angewiesen sind, gegen gesetzwidrige Befehle der Vorstellungen zu machen, sie aber alsdann zu befolgen (Verf.-Urk.) wären also die franz. Commandanten im J. 1672 schuldprotestanten ermorden zu lassen; ein Finanzbeamter wäre verurtheilt Steuern einzutreiben etc. Man kann zwar den untern Beamten erklären, sein Urtheil über die Gesetzmäßigkeit oder Ungesetzmäßigkeit gegen die höhere Autorität geltendzumachen; aber es gibt Handlungen schlechterdings keine Ungewißheit obwalten kann, und solche untern Beamten bei eigener Verantwortlichkeit und namhafter sein. So steht das System der Verantwortlichkeit in England, der Beamten, welche auf die Verfassung, z. B. Parla-mentswah- meinen Volksfreiheiten (wie die Sicherheit gegen willkürliche Eingriffe haben, unter bestimmten Strafen geboten oder verboten werden können, sofern sie mit Geldbußen verknüpft sind, von einer Anklage werden, ohne daß eine königl. Begnadigung in den Weg

37.

ung, Landesverweisung, Verstrickung, eine Person aus dem Staatsvereine ausgestoßen, oder, indem er an einen Ort oder Ort gebannt wird, aus den übrigen Theilen des Landes entfernt ist Landesverweisung (exilium), dieses Verstrickung (confiscation) für immer, oder auf eine bestimmte Zeit geschehen. Die Landesverweisung schon im Alterthume vorkommt, z. B. bei den Athenern, welche durch Ansehen und Verdienst Freiheit gefährlich schienen (Ostracismus) und bei den Römern als eine Bestrafung zu entgehen (Verres), kann in unsern Zeiten Fremde und als bloß politische Maßregel angewandt werden; einheimische können nicht fremden Staaten zugeworfen, sondern müssen im

ist alsdann zweckmäßig, wenn ein gesundes Gefühl fodert, daß der Verbannte nicht durch sein persönliches Erscheinen das Andenken trauriger Ereignisse erneuert. Es ist daher auch zuweilen Bedingung der Begnadigung. Die Deportation ist ein härterer Grad der Confination und zuweilen mit Gefängniß und dem Zuge zu öffentlichen Arbeiten verbunden, wie in Sibirien, Botanybai, Guyana. Es ist zweckmäßig diese Strafe eingerichtet werden könne, beweisen die engl. Strafkolonien in welchen sich bald große Civilisation, selbst unter dem bessern Theile der Sclinge, erhoben hat.

Verbindlichkeit, Verpflichtung, Pflicht, Obliegenheit, Schuldigkeit (*obligatio*); die sittliche Nothwendigkeit, Etwas zu thun oder zu unterlassen. Diese Nothwendigkeit ist eine innere (unvollkommene, moralisch im engeren Sinne), wenn sie ihren Grund bloß in dem Handelnden selbst und nem eignen Zwecke hat; sie ist eine äußere (vollkommene, rechtliche), wenn Grund in dem Rechte eines Andern liegt. Das moralische Gebot ergeht nur in die Gesinnung, an das Innere der Menschen und das äußere Handeln ist nur mittelbar; das rechtliche Gebot ist bloß auf das äußere Handeln gerichtet, ohne daß die Gesinnung in Betracht kommt. Das Rechtsgebot kann meistens durch Zwang durchgesetzt werden, das sittliche Gebot wenigstens nicht unmittelbar. Die Verpflichtung tritt als allgemeine Verbindlichkeit Aller, sich gegenseitig als selbständigen anzuerkennen und einander nicht unrecht zu thun, sogleich ein, als freie Willkür mit einander in Gemeinschaft (wechselseitige Einwirkung) kommen, ohne daß hierzu einer Verabredung oder gar eines positiven Gesetzes bedürfte. Diese ursprünglichen Verbindlichkeiten sind aber bloß negative, sie gehen bloß auf ein Unterlassen der Eingriffe in die Selbstständigkeit eines Andern. Positive Verbindlichkeiten (d. h. die Pflicht, einem Andern Etwas zu thun oder zu geben) können aus besondern Handlungen des Verpflichteten entstehen, entweder indem der Thäter sich zu Etwas anheischig macht, oder indem er eine Verletzung unternimmt, wofür er Ersatz zu leisten hat. Darauf beruht die Eintheilung der Verbindlichkeiten in Verträge und vertragsähnlichen (*obl. ex contractu, quasi ex contractu*) und aus Verbrechen und unrechtmäßigen Handlungen (*obl. ex delicto und quasi ex delicto*), welche als Eintheilung der Verbindlichkeiten des natürlichen Rechts kommen erschöpfend ist. Die Handlung, wodurch sich Jemand dem Andern zu Etwas verbindet, heißt im röm. und franz. Rechte *obligatio*, Verpflichtung. Die Staaten traten mehrere allgemeine Verpflichtungen, sowol der Bürger gegen den Staat als auch gegen einander hinzu (*obligationes ex lege*), und es wird das System der natürlichen Verbindlichkeiten durch die Staatsgesetze vielfach näher bestimmt. Einige werden als unsittlich, oder dem Zweck und Gesetz des Staats wider (*causa turpis und illicita*), ganz aufgehoben, andern nur die Klage vor den Gerichten entzogen, ohne ihnen alle Wirkung abzuschneiden, woraus der Unterschied zwischen der natürlichen, aber nicht zur gerichtlichen Einklagung fähigen (*oblig. naturalis*) und dem klagbaren (*oblig. civilis*) entspringt. Die Erfüllung einer natürlichen Verbindlichkeit kann nicht zurückgenommen werden, und kann diese als Einrede geltendgemacht werden. Unter Verbindlichkeiten im engeren Sinne werden dann immer die besondern und positiven verstanden wodurch Eine dem Andern Etwas zu leisten schuldig ist, und ihnen steht dann stets eine Forderung (*actio*) des Berechtigten gegenüber. Es liegt also dabei immer ein persönliches Recht (*jus in personam*) zum Grunde; allein die Verbindlichkeit kann auch nur ihren Grund in einer bloß persönlichen Schuldigkeit haben (*obligatio personalis*), aber auch in dem Besitze einer gewissen Sache, so daß jeder Besitzer der Sache zu der Leistung verbunden ist (*obl. realis*). Im System des Rechts werden die Obligationen, das Recht der Forderungen sowol den allgemeinen Personen als den besondern (Familien- und Standesrechten) als den dinglichen Rechten (als der

Uptabtheilung der Rechtsverhältnisse [*tria objecta juris sunt haec: personae, actiones*)] entgegengesetzt. 37.

Verbrechen (*delictum*), eine Handlung, welche eine directe Zerstörung rechtlichen Ordnung sein würde, wenn sie nicht wieder aufgehoben würde. Eine Handlung kann nur von einem freien und seiner Freiheit mächtigen Wesen begangen werden; von einem jeden andern ist sie nur ein Naturereigniß, ein Fall. Sie kann auch nur dann als Verbrechen gelten, wenn sie mit Vorsatz, Bewußtsein der rechtswidrigen Absicht (*dolus*) begangen ist, obgleich der Vorsatz so- grade der Stärke (*Geflissenheit, praemeditatio — Übereilung*) als auch der Bestimmtheit (*dolus determinatus, indeterminatus, der berück- dolus indirectus*) zuläßt. Kinder, Wahnsinnige, Trunkene, Nachtwandler sehen daher kein Verbrechen; sie können nicht als freie, vorsätzliche Urheber einer That angesehen, die That kann ihnen nicht zugerechnet werden. Wo aber die volle rechnungsfähigkeit anfängt, läßt sich nicht im Allgem. festsetzen (gesetzliche Bestimmungen des 12., 14., 18. Jahres sind wahrhaft rechtswidrig), sondern läßt nur aus der Beurtheilung des einzelnen Falles entnehmen. Das Verbrechen wird bestimmt durch die Gesetzeswidrigkeit der äußern Handlung, insofern sie als die freie Handlung eines der Willensbestimmung fähigen Wesens betrachtet werden kann, es kommt also bei ihm auf Zweierlei an: a) auf die wirkliche äußere Erscheinung, *corpus delicti* (s. *Thatbestand*), und b) das Verhältniß derselben zu einem menschlichen Willen als ihrer Ursache. Wo Eins von Beiden fehlt, ist kein voll- ständiges Verbrechen vorhanden; fehlt der äußere Erfolg, aber der Wille ist durch eine Handlung erkennbar, so ist die Vorbereitung zu einem Verbrechen (*crimen tentatum*), oder der wirkliche Anfang dazu vorhanden (*crimen inchoatum*); die innere Willensbestimmung ist etwas, worüber der äußere Richter gar nicht zu urtheilen hat; *cogitationis poenam nemo patitur*. Ist der Erfolg eingetreten, ist ein Mensch getödtet, aber der Thäter hat diesen Erfolg nicht gewollt, so ist nicht beabsichtigte That als Zufall zu betrachten, und der Thäter nur für das Unvermeidliche, was er mit Absicht gethan hat. Genau genommen, ist daher der Ausdruck *culpöse Verbrechen* ein Widerspruch; aber in jedem sogen. *culpösen Verbrechen* ist das vorsätzliche Begehen einer schon an sich strafbaren oder doch gefährlichen (und meistens positiv verbotenen) Handlung enthalten, und nur dieses ist der strafbare Theil des begangenen. Das Verbrechen muß eine rechtswidrige Tendenz haben; da aber das Recht nicht erst durch das positive Gesetz geschaffen wird, sondern das natürliche Gesetz allen Staatsstiftungen, die ja nur ein Mittel sind, jenes zumachen, vorangeht, und ihnen zur Grundlage dient, so kann auch die Abwesenheit der Unterfagung und Strafandrohung nicht als wesentliche Bedingung der Gesetzeswidrigkeit und Strafbarkeit, nicht als nothwendiges Merkmal in dem Begriff des Verbrechens betrachtet werden. Diese Ansicht war bloß nothwendig, um gewisse Theorien des Strafrechts haltbar zu machen, deren Herrschaft nun nachgerade wie- abnimmt. Dagegen werden in jedem Staate gewisse an sich rechtlich indiffe- rente Handlungen als gemeinschädlich verboten und mit Strafe bedroht, und in der Anwendung ihrer ist die Strafbarkeit allerdings nur durch die Strafandrohung bedingt und beschränkt; diese letztere bilden wenigstens zum größten Theil die große Classe der Vergehen, Polizeiübertretungen, wiewol auch die geringern wirklichen Verbrechen (geringe Diebstähle, Schläge u. dgl.) dahin gezählt, hingegen auch man- che an sich indifferente Handlungen durch die schwere darauf gesetzte Strafe im tech- nisch-juristischen Sinne den Verbrechen zugerechnet werden. Alle Verbrechen sind von gleicher Größe, denn die Rechtswidrigkeit hat keine Grade, und das Urtheil über die Gesinnung und den moralischen Werth des Urhebers, welches sich natürlich in die rechtliche Beurtheilung einmischt, muß vom weltlichen Richter zurückgewiesen werden. Allein da ein solcher Rigorismus beinahe zur Ausrottung

des Menschengeschlechts führen könnte, und der Staat in seinen Strafen nicht weiter gehen darf, als es nothwendig ist: so hat sich von jeher dem gesunden Verstande die Beobachtung der Gleichheit zwischen Verbrechen und Strafe (zwischen *malum actionis* und *malum passionis*) als Rechtsgebot dargestellt. Dieses Bedürfnis ist auch allein im Stande, aus dem Strafsystem die Willkür zu verdrängen, welche darum nicht weniger die Idee der Gerechtigkeit verletzt, weil sie von Oben her gegeben, als wenn sie von Richtern oder andern Staatsbeamten begangen wird. Darum hat man eine Abschätzung der Verbrechen, oder eine Classification der Verbrechen nach der Art und Größe der verletzten Rechte vornehmen müssen, wodurch zu Eintheilungen in öffentliche und Privatverbrechen gekommen, je nachdem das Verbrechen die Existenz des Staats, seine Integrität, Verfassung und Regierungrechte, oder die Rechte der Privatpersonen, Leben, Freiheit, Ehre und Vermögen derselben verletzt oder bedroht. Je größer die Beschädigung, desto größer soll auch die Strafe sein. Was du Andern thust, sagt Kant, thust du dir selbst. Nur für die Auffuchung der Verbrechen und ihrer äußern Erscheinung ist die Eintheilung in solche, welche bleibende Spuren zurücklassen (*delicta facti permanentia*), und solche, deren Spuren mit der Begehung verschwinden (*del. facti transiensia*), von Wichtigkeit. In einer Handlung können auch mehrere Geseßübertretungen liegen, sowie mehrere Verbrechen von einem Menschen verübt und an ihm zu befehlen sein können: *Concursus delictorum formalis* und *materialis*. Nimmt man die Sache etwas materiell, so muß jedes Verbrechen, so viel ihrer begangen sind, besonders bestraft werden, und hier wird denn wichtig, ob eine Reihe ununterbrochener Thaten als Fortsetzung eines einzigen Verbrechens (*delictum continuatum*) oder als mehrere Verbrechen derselben Art (*del. reiteratum*) angesehen werden sollen. Erstes zieht nur eine Strafe, dieses kann wenigstens verschiedene Strafen nach sich ziehen. Allein diese Zuerkennung mehrerer Strafen läßt sich bei mehr Lebens- und langwierigen Freiheitsstrafen ohnehin nicht ausführen, und nach rechtsphilosophischen Grundsätzen dürfte es doch wol richtiger sein, die sämmtlichen Verbrechen eines Menschen als eine Totalität zu betrachten, durch welche er nur eine Strafe, abgemessen nach dem Ganzen seiner Schuld, verwirkt hat: *poena major sorbet minorem*, obgleich jetzt die Mehrzahl der lehrenden Juristen anderer Meinung ist. — Quasidelicte sind Beschädigungen, welche von ihrem Urheber nicht bestraft werden müssen, ohne daß der Vorsatz, eine unerlaubte Handlung zu begehen, klar zu sein braucht. Das römische Recht hat dies in mehreren Fällen verordnet. (Vgl. *Criminalrecht*.) Die Strafen selbst sind entweder Criminal- oder Polizeistrafen. 1. Die Criminal-, peinlichen oder schweren Strafen sind solche, welche größere Verbrechen zum Gegenstande haben. Sie bestehen 1) in Lebensstrafen, die man auch Todesstrafen (s. d.) nennt. 2) Die Freiheitsstrafen sind a) bloß freiheitsbeschränkend, als Gefängniß und Verweisung außerhalb des Landes; b) freiheitsbeschränkend und mit Beschwerden verbunden, Zuchthausstrafe, Karrenschieben u. s. w.; c) eben solche, die noch durch schmerzhaftes Übel geschärft sind, z. B. Zuchthausstrafe mit Willkommen und Abschied, Karrenschieben mit Zerknüpfen eines eisernen Halsringes u. s. 3) Bloßen körperlichen Schmerz erregende Strafen oder Leibesstrafen sind a) Verstümmelungen, die aber in besser geordneten Staaten abgeschafft sind; b) schmerzregende, dem Körper unschädliche Übel, z. B. Stockschellen u. s. w. Diese finden häufig bei geringern Vergehungen, oder bei jungen, noch nicht ganz verderbten Missethättern statt. 4) Die Ehrenstrafen sind theils als Folgen der peinlichen Strafen überhaupt zu betrachten, oder es sind für sich bestehende Strafen, die einen größern oder geringern Verlust der Ehre bewirken. Man kann sie eintheilen a) in solche Ehrenstrafen, wodurch alle Ansprüche auf gemeine bürgerliche Ehre vernichtet werden, z. B. Zerbrechung des adelichen Wappens durch den Henker, Brandmarkung und der gewöhnlich damit verbundenen

Todschlag, Verlust des ehrlichen Begräbnisses, bürgerlicher Tod, Aufhängen
 an den Galgen; b) in solche, wodurch eine besondere bürgerliche Ehre,
 ohne nachtheilige Folgen für die gemeine Ehre, entzogen wird, als: Cassa-
 Verlust des Adels, Ausschließung von Gilden und Zünften, Absetzung vom
 e) in solche, die bloß Beschämung und Züchtigung zum Zweck haben. Diese
 nach dem Stande des Verbrechers und der Größe der Missethat auch mit
 sich empfindbaren Übeln verbunden sein; z. B. Halseisen, spanischer Man-
 ro., oder sie sind das nicht, wie Suspension vom Amte, Kirchenbuße, ge-
 wer Verweis; Abbitte, Widerruf einer Injurie u. s. w. Die letztere Classe
 Ehrenstrafen, wodurch hauptsächlich die Besserung des Gezüchtigten bezweckt
 soll, zieht häufig die Anrüchigkeit nach sich, besonders dann, wenn sie in ei-
 ne den Bestraften körperlich beschwerenden Übel besteht. Der höchste Grad
 Ehrenstrafe ist immer der Todesstrafe gleich zu achten. Der bürgerliche Tod
 Rechtsvorstellung (fictio juris), vermöge welcher Jemand hinsichtlich aller
 rechtlichen Handlungen als wirklich todt betrachtet wird. Nicht immer
 als Ehrenstrafe anzusehen, da Jemand durch Abwesenheit, Nachlässigkeit
 Unwissenheit Veranlassung zu einer bürgerlichen Todeserklärung geben kann,
 in nur hinsichtlich der von ihm versäumten Handlungen rechtliche Wirkung
 b) Vermögensstrafen haben nicht alle Mal einen Verlust oder eine Kränkung
 zu Folge. Sie finden hauptsächlich statt a) bei Wucherern, b) Falsch-
 n, c) Zollbetrügem, d) Pasquillanten, e) Ehebrechern, f) Aufkäufern von
 mitteln, g) wegen begangener Lehnfehler, h) Weinverfälschung, i) andrer
 Verbrechen und Unterschleifen, k) bei Puschern und Solchen, die Gewerbe
 wozu sie nicht berechtigt sind, l) bei entlaufenen Soldaten, die in 5 Jahren
 rückkehren, und m) besonders in polizeilichen und fiscalischen Fällen. Au-
 ßer Verbrechen des Hochverraths erstrecken sich die Vermögensstrafen gewöhn-
 lich auf einen Theil der Güter, und vorzüglich auf die Werkzeuge, womit die
 Verbrechen verübt worden sind. Auch auf Vermögensstücke, die nach der That
 erbehalten wurden, hat der Fiskus Ansprüche, wosern nicht die Veräußerung recht-
 war. II. Bürgerliche und Polizeistrafen sind solche, welche nicht
 wegen eines peinlichen Verbrechens, sondern als Strafe eines geringen Verge-
 ssen betrachten sind und daher auch von dem Civilrichter verhängt werden kön-
 nen. Sie sind hauptsächlich 1) Geldbußen; doch behält eine, von dem Landes-
 richter eine Geldbuße verwandelte, peinliche Leibesstrafe ihre Natur als Criminal-
 strafe, ohne in der Regel mit Ehrlosigkeit verbunden zu sein; 2) Gefängniß-
 strafe. B. Bürgerzwang oder Bürgergehorsam, welche jedoch mit einer peini-
 chen Gefängnißstrafe nicht in Verhältniß steht; 3) solche Geldstrafen, die weder ei-
 nes Verbrechen gleich sind, noch in eine solche verwandelt werden dürfen; 4) Aus-
 setzung an den Straf- (nicht an den Schand-) pfahl; 5) Verurtheilung zu gewöhn-
 lichen Hand- und Feldarbeiten; der Stockschilling, oder die Züchtigung mit Schlä-
 gen Confination (weiter Arrest) oder Landes-, Stadt- und Bezirksumdünung,
 b) Jemand verpflichtet wird, sich aus einem gewissen Bezirk nicht zu entfer-
 nen; 6) Absetzung vom Dienste ohne Infamie; 7) Suspension von der Amtsfüh-
 rung auf eine gewisse Zeit; 8) gerichtlicher Verweis; 9) gerichtlicher oder öf-
 fentlicher Widerruf; 10) gewissermaßen auch die Abbitte und die Ehrenerklärung.
 Strafe kann nur den Urheber eines Verbrechens und seine vorsächlichen oder
 häufigen Theilnehmer treffen. Geldbußen, die bei Lebzeiten des Verbrechers
 erkannt worden sind, können auch nicht nach seinem Tode stattfinden, wo-
 nicht, um der Strafe zu entgehen, sich selbst ermordet, oder auf andre wil-
 liche Weise das Urtheil zu verzögern sucht. Wenn die Gesetze des Orts,
 unter welchem ein Verbrechen begangen wurde, von denen, wo der Missethäter zur Untersu-
 chung gezogen worden, verschieden sind, so hat gewöhnlich die gelindere vor der

schärfere Strafe den Vorzug. Bei schweren oder eigentlichen Halsverbrechen jedoch die Strafe im gedachten Falle nach gemeinem Rechte bestimmt. Die Landesgesetze trägt zur Schärfung der Strafe eines auf fremdem Gebiete begangenen Verbrechens nicht bei. Bei Verschiedenheit des Gerichtsgebrauchs hat das Untersuchungsgericht den Vorzug. Die Strafen theilt man auch ein in ordentliche oder gesetzliche, und willkürliche Strafen. Erstere sind durch das Gesetz ausdrücklich für einen vorkommenden Fall bestimmt; letztere werden von dem Richter in solchen Fällen erkannt, wo die gesetzliche Strafe nicht statthaben kann oder wo überhaupt die Bestimmung der Strafe dem richterlichen Ermessen überlassen ist. Die Veränderung gesetzlicher oder auch durch richterlichen Ausspruch erkannter Strafen findet statt: 1) wenn der Hauptzweck der Strafe durch die Anwendung derselben nicht erreicht werden würde; 2) wenn die Vollziehung überhaupt unthunlich oder doch höchst schwierig ist; 3) wenn sie nicht sowol dem Verbrecher als dem Unschuldigen nachtheilig sein würde; 4) wenn der Stand oder die persönlichen Verhältnisse des Verbrechers eine Ausnahme nothwendig machen. Doch muß der Richter wegen einer solchen Strafveränderung erst bei dem Oberrichter anfragen. Die Strafen fallen überhaupt weg im Falle 1) der unbedingten Freisprechung oder völligen Bedingung, denn oft kann die Begnadigung auch beschränkt sein; 2) der völligen Abolition, oder Aufhebung des Proceßverfahrens; 3) der Verjährung des Verbrechens, welche in der Regel 20 Jahre, bei Unkeuschheitsverbrechen, mit Ausschluß des Ehebruchs, 10 Jahre, bei Blutschande, 5 Jahre dauert; 4) der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand; 5) der Losprechung von der Instanz, wenn keine neue Anzeigen und Beweise kommen; 6) des Todes des Verbrechers, wosfern er kein Hochverräther war, wo nicht ein solcher Fall vorhanden ist, daß eine Strafe am Leben nicht hätte; 7) bei geringen Vergehungen im Falle des Vergleichs, der Auszahlung des Schadenersatzes, der Fürbitte des Beleidigten; Leibesstrafen fallen überhaupt weg; 8) wenn der Verbrecher vor Vollziehung derselben wahnsinnig oder geisteskrank wird, daß die Strafe einen unheilbaren Nachtheil an seiner Gesundheit haben würde. Gewöhnlich werden im letztern Falle die Leibesstrafen in Geldstrafen verwandelt. Die Verbindlichkeit zum Ersatze des Schadens erlischt aber mit der Strafe.

Verbrennen der Todten. Diese uralte Sitte ist nach Börschmann'scher Ausartung des Sonnendienstes durch die symbolischen Religionsgebräuche der Ägypter. Ihr Malcart oder Sonnengott wurde höchst wahrscheinlich als Feuer gott verehrt und verbrennend bei ihnen vorgestellt, wodurch sie das stets wiederkehrende Sonnenfeuer symbolisirten. Nach 12 Arbeiten kommt s. Apotheose auf den Scheiterhaufen, nachdem er die 12 Zeichen des Thierkreises durchlaufen, kommt dies Symboljahr zu den Göttern. Aus dieser symbolischen Hercules-Apotheose schuf die griechische Mythologie den Hercules auf Oeta. Die Phönizier, die Lebende ihrem Gotte opferten, legten auch die Leichen auf den heiligen Scheiterhaufen. So entstand jene Sitte des Todten-Verbrennens, welche zugleich dem Handel Vortheil brachte, weil man Specereien, Leinwand, Teppiche (Hauptartikel des phönizischen Handels) mit den Todten verbrannte. Darum beförderten sie die Sitte in ihren Handelsfactoreien und an allen Küsten des Mittelmeeres. Die Römer und Griechen, die ihre Todten verbrannten, stellten ebendeshwegen den Tod durch die schwebende, umgekehrte Fackel, oder durch einen Genius des Schlafes, der mit der gesenkten Fackel vor dem Eingange des Grabmales steht, symbolisch dar.

Verbrennung, die aus Erfahrung hinreichend bekannte, unter Einwirkung von Wärme und Licht (Feuer) mit den Körpern vorgehende Veränderung. Nach der jetzt ziemlich allgemein angenommenen antiphlogistischen Theorie (Lavoisier) sind brennbare Körper solche, welche, unter Voraussetzung eines g

eratur, zum Sauerstoff eine nähere Verwandtschaft besitzen, um Wärmestoffe, mit welchem er zum Sauerstoffgas ver-
 Verbrennung erfolgt, indem die gedachten Körper letzteres
 Sauerstoffs bemächtigend, zersetzen, und den Wärmestoff bessel-
 en. Bekanntlich enthält die atmosphärische Luft einen beträcht-
 lichen Sauerstoffgas, und die gegebene Erklärung befriedigt daher wenig-
 , warum das Feuer zu seiner Ernährung der frischen Luft be-
 über auf diesem Wege weiter, und verbrennt Körper unter der
 ergebnis eine Vereinigung des verbrannten Körpers mit ebenso
 ie angewendete Luft davon verloren hat; unter der Glocke ver-
 B. findet sich, nach diesem Verhältnisse, in Schwefelsäure ver-
 n ferner die innere Stärke der Erscheinungen, welche das Ver-
 s auf einen unglaublichen Grad erhöhen, wenn man, statt at-
 reines Sauerstoffgas anwendet: und die Grundidee der gege-
 t also auf diese Art festgestellt zu sein. — Indes zwingt anderer-
 e Naturforschung das Geständnis ab, daß noch manche Zwei-
 hin besonders die Erzeugung des Lichtes beim Verbrennen ge-
 er Ort nicht, uns darüber ausführlich zu verbreiten, um so we-
 en der Voraussetzungen (Natur des Wärme- und Lichtstoffs u.
 these der Verbrennung zum Grunde liegen, bei dem heutigen
 chaft, selbst nur noch Hypothesen sind, und vielleicht ewig blei-
 die Forderung des Bedingten als Bedingung, nämlich einer er-
 zur Erzeugung einer mit Licht begleiteten höheren Temperatur,
 rmdend. So scheint ferner die aufmerksame Betrachtung einer
 er Behauptung, das Licht komme nicht aus ihr, sondern aus der
 rauchten Sauerstoffgases her, offenbar zu widersprechen. — S.
 uch der Chemie", aus dem Schwed. durch Wöhler (Dresden
 D. N.

Zeitwort, heißt in der Sprachlehre der wichtige R e d e t h e i l,
 Gegenstand (Subject) in einem gewissen Zustande in der Zeit
 gehört daher zu den sogen. attributiven Redetheilen, oder denje-
 n durch das N o m e n bezeichneten Subject sein Prädicat bestim-
 man aber einen Gegenstand in die Zeit überhaupt versetzen, oder
 Zustände der Thätigkeit oder Unthätigkeit des Handelns oder Lei-
 dem erstern beruht das absolute oder selbständige Zeitwort (ver-
 m) sein, welches dann auch als Copula zur Verknüpfung des Sub-
 s (z. B. ich bin krank) gebraucht und Hülfswort (verb. auxiliare)
 örter, welche einen besondern Zustand des Subjects mit dem Be-
 geben, bezeichnen entweder einen Zustand, der nur das Subject
 tige, liege), oder einen solchen, welcher zugleich auf ein Object be-
 oelchem sich das Subject thätig oder leidend verhält. Die erstere
 ntransitiva (nicht auf andre Gegenstände hinübergehende) oder
 weder thun noch leiden, und zu ihnen gehört selbst das Verbum
 transitiva (hinübergehende). Die transitiven sind daher activa
 hnend), z. B. ich lese das Buch, wohn auch die reciproken (rück-
 B. ich habe mich —, bei welchen das Subject sich selbst zum Ge-
 gehört; oder passiva (ein Leiden bezeichnend, z. B. ich werde
 as activum und passivum sind sonach nur 2 verschiedene For-
 welche bei einigen Sprachen auch durch besondere Wortformen (z.
 or) ausgedrückt werden; dagegen z. B. die deutsche u. a. sich zur
 assivi der Hülfs Worte bedienen. Die passive Form hat auch eine
 ung, d. h. eine Beziehung aufs Subject, welche in der griech.

Grammaticis medium heißt. Das verb. deponens und neutrale passivum specielle Formen, welche besondern Sprachen angehören. Beim verbo fin außer der thätigen, leidenden oder intransitiven Form (genus) noch besond. beachten: der modus, d. i. die Art und Weise, wie das Prädicat auf das Subj. bezogen wird — von Einigen Ausdrucksweise genannt; je nachdem etwas als nothwendig, wirklich oder möglich ausgesagt wird, wohin der Imperativ und Infinitiv zu rechnen sind. Nicht immer jedoch stellen die Sprachen diese modus besondern Formen dar. Zu den besondern Modificationen derselben aber gehört z. B. der griech. Optativ. Sonst nannte man auch den infinitivus einen modus allein der infinitivus gehört nicht nothwendig zum Prädicat und kann an die Stelle eines Substantivs treten; ebenso ist das participium kein modus sondern nur das vom Verbo gebildete Adjectiv. Ferner sind zu bemerken die tempora (tempora), d. h. diejenigen Formen des verbi, durch welche der Zustand des Subjects in besondern Zeiten angezeigt wird. Diese sind im Allgemeinen die Präsens, Vergangenheit und Zukunft; daher die einfachen tempora das praesens, das perfectum oder praeteritum, und das futurum sind; allein letztere werden in den meisten Sprachen noch näher bestimmt und durch besondere Endungen durch Umschreibung mittelst der Hülfsörter ausgedrückt. Diese Zeitformen absolute, wenn sie etwas überhaupt und ohne besondere Beziehung auf eine andere Zeit, relativa, wenn sie etwas in Beziehung auf eine andere Zeit oder Person bestimmen (z. B. ich hatte das gethan, als er kam), wohin also das imperativus plusquamperfectum und futurum exactum gehören. — Nächst ihnen sind zu betrachten die Personen, von welchen etwas durch das verbum ausgesagt wird. Es gibt es 3 in der einfachen, und 3 in der Mehrzahl: ich, du, er, wir, ihr, sie, welche durch Endung oder Fürwörter oder durch Beides in den Sprachen angegeben werden. Wo keine Person vorhanden ist, da wird das Zeitwort unpersönlich (impersonale) genannt, z. B. es blizt. Einige Sprachen bezeichnen auch das verbum nach der Person (ob es männlich oder weiblich) mit besondern Formen. Alle die oben genannten Formen nun zur Bezeichnung der Verhältnisse des verbi angewendet, dasselbe conjugiren. Die Conjugation aber ist regelmäßig oder unregelmäßig, wenn dabei eine in der Sprache vorhandene übereinstimmende Regel beobachtet wird, dieses, insofern ein Wort von derselben abweicht. In Hinsicht auf Ursprunges sind die verba Stammzeitwörter (primitiva) oder abgeleitete (derivativa). Zu den letztern gehören diejenigen, in welchen der Zustand modificirt wird, einen andern, oder durch allgemeine Umstände bezeichnet wird, z. B. lachere lateinisch, und spötteln von spotten im Deutschen. Oft aber ist auch das verbum von einem Adjectiv oder Substantiv abgeleitet.

Verdampfung heißt der Vorgang, wenn Wärmestoff mit dem Wasser oder den übrigen tropfbar flüssigen, und selbst vielen festen Körpern eine Verbindung eingeht, und also in einen neuen Aggregatzustand gelangt, den wir als Dampf (s. d.) kennen. (Vgl. auch Meteorologie.)

Verdauung ist ein Hauptbedingniß der Ernährung des thierischen Körpers, indem dadurch die aufgenommenen Nahrungsmittel aufgelöst und die nützlichen Stoffe von den untauglichen abgeschieden werden. Die dazu wirkenden Theile des Körpers theilen sich in die eigentlichen Verdauungswerkzeuge und in Hülfsorgane. Erstere bilden den ganzen Darmcanal, welcher in verschiedenen Theilungen aus dem Magen, den dünnen und den dicken Därmen besteht. Zu den Hülfsorganen gehören die Leber, das Pankreas und die Milz. Der erste Vorgang in der Verdauung ist die Auflösung der Nahrungsstoffe. Wenn die Speisen, durch Speichelflüssigkeit gehörig vorbereitet und eingespeichelt, in den Magen angelangt sind, so werden sie hier mittelst der Verdauung des Magens mit der in demselben befindlichen

nd man letztere durch Abdampfung aus der Mischung ent-

Wird durch Zusatz einer dünnflüssigern Substanz zu einer
ng der letztern vermindert, so sagt man, sie sei mit der er-
Auch sagt man z. B. Weingeist mit Wasser verdünnen,
nheit des erstern verringert wird. Ferner versteht man un-
e Verbreitung eines Körpers durch einen größern Raum.
der Luftpumpe z. B. verbreitet sich die unter der Glocke
ch den ganzen Raum derselben, und muß sich also verdün-
er einzunehmen.

Befälle (droits réunis) nennt man in Frankreich eine in-
auf Wein, Cyder, Bier, Branntwein, Salz, Taback, Spiel-
abkutschen, dem Gold- und Silberstempel u. s. w. liegt, und
halten, daß man alle die verschiedenen Abgaben, die auf die-
i, in eine administration générale des droits réunis verein-
ung gibt jährlich eine Einnahme von 120—150 Millionen,
der Haupteinnahmen des öffentlichen Schazes. Aber man
unbequem die Hebung aller indirecten Steuern ist, sobald
äße einführt, bei deren Umgehung der Gewinn sehr groß ist,
raß einer doppelten und dreifachen Aufsicht bedarf, um zuerst
dann die Beamten zu beobachten; welche sich leicht mit jenen
h die Finger sehen und dann den Gewinn mit ihnen theilen.
ng der Verwaltung der verein. Gefälle wurde auf Befehl des
2 und 1813 neu gesammelt und systematisch geordnet, da die
ngen so groß geworden, daß fast kein Steuerbeamter und kein
mehr kannte und anzuwenden wußte. Jetzt nun, da die Verord-
b, nehmen sie kl. gedruckt 6 Bde. ein, deren jeder 500—600
enigen, welche in Deutschland mit der Einführung indirecter
ind, mögen diese 6 Bände wohl durchstudiren, damit sie im
gkeit kennen lernen, die sich der Erhebung derselben entgegen-
des großen Zubehörs überschlagen. — Die Generaldirection
rer Spitze steht ein Staatsrath als Generaldirector und 5 Ab-
sammen das Generalconseil der Verwaltung bilden, vor welches
ände kommen, und in dem nach Stimmenmehrheit entschieden
epartement ist ein Director der vereinigten Gefälle, unter dem
Controleurs stehen, sowie die verschiedenen Commis und Pré-
or correspondirt unmittelbar mit dem Generaldirector in Paris,
e Befehle und vertheilt sie an seine Untergebenen. Alle 14 Tage
ssenbestand zur Generalcasse nach Paris. Die Inspectoren in
correspondiren mit dem Director, machen alle 3 Monate eine
Empfängern, schließen ihre Rechnungen ab, und machen eine
es Bestandes von Einnahme und Ausgabe, wovon ein Exem-
er bleibt, eins geradezu an die Generaldirection nach Paris gesen-
an den Director des Departements. Auf diese Weise ist Dem
ich in der Direction keine gefährliche Eigenmacht bildet, daß
n in Paris Alles unmittelbar vom Inspecteur erfährt. (Vgl.

te Staaten. Der Freistaat von Nordamerika ist noch nicht
schon bildet er eine Weltmacht, in der physischen wie in der mo-
ng dieses Worts. Er stellt einen wohlgeordneten, sich durch sich
n bürgerlichen Verein dar, dessen Grundlage die Idee eines
und dessen Lebenswurzel der vernunftgemäße Gesamtwille Aller

ist; die Entwilberung eines ganzen Welttheils steht gleichsam unter seiner Deckung und frei von allen denjenigen Formen, die mehr oder minder den europäischen Völkern, aus dem wilden Zustande der Eroberung, der sie zuerst ins Dasein rief, jetzt ankleben, offenbart er im Innern und nach Außen ein politisches Leben, die Geschichte bisher in keinem Staate des Alterthums und der neuern Zeit (England nicht ausgenommen) erblickt hat. Es ist ein Staat, der keine Art von politischer Gewalt, keinen Adel, keine herrschende Kirche, keine Geistlichkeit als ständige im Staate, keine Privilegien, kein Beamtenheer, keine stehende Armee, keine Zölle, keine Innungen, keine hohe und geheime Polizei, keine Censur hat. Schon der Ursprung und die erste Ausbildung der europäischen Colonien in Amerika enthält die Bedingungen ihres spätern polit. Charakters und Schicksals.

I. Geschichte der vereinigten Staaten vor der Revolution.
Wenige Jahre nach Entdeckung der neuen Welt sandte England den Sebastian Cabot in das nördliche atlantische Meer, wo er um 1497 Nordamerika und den ganzen Landstrich von der Davisstraße bis zum Cap Florida entdeckte. Aber Gold und Silber reizten hier nicht den Unternehmungsggeist, wie in Indien, Südamerika und Mexico; daher blieb Nordamerika länger als ein Jahrhundert seiner Wildniß überlassen, bis Muth und Freiheitsliebe endlich die Bewohner aus ihr Vaterland suchten und fanden. Die ersten Pflanzler (an der Zahl 107) der berühmte Walter Raleigh 1585 nach einem Hafen unweit der Mündung des Roanoke, im heutigen Carolina, führte, kehrten aus Mangel bald nach England zurück. Indes nahm Raleigh 1586 förmlich von der großen Küste des atlantischen Ozeans Besitz, welches damals überhaupt Florida hieß; er nannte sie, zu Ehren der Königin Elisabeth, Virginien. Aber die Ansiedler, welche er und White 1585, sowie die, welche Gosnold 1602 dahin führte, hatten nicht den Muth, das Land anzubauen. Das Land war ein undurchdringlicher Wald von vielen tausend Quadratmeilen, unterbrochen bald durch große Seen und Moräste, bald durch sumpfige Rohrwiesen und Savannen, dünne bewohnt von einzelnen Indianern, welche, unter sich fast in stetem Streit, auf einander und auf das in diesen Gegenden hausende Wild und Geflügel Jagd machten. Es gab unter den Indianern Amerikas kein einziges Hirtenvolk! Daher tödteten Hunger und Seuchen die Ansiedler. Erst im April 1607 zeigte sich, nach Ramsay, der Entstehungsort der ersten bleibenden Niederlassung an der Küste von Virginien. König Jakob I. nämlich den Unternehmern in London und Plymouth, welche damals auf der Halbinsel des Jamesflusses die Stadt Jamestown gründeten, für diese und deren Nachkommen gleiche Rechte mit den übrigen Unterthanen Englands; dies war der erste Keim des politischen Lebens von Nordamerika. fehlte es den Ausgewanderten an Frauen. Daher sandte 1618 die Londoner Compagnie 90 Mädchen hinüber. Sie wurden dem Meistbietenden, jede zu 1000 Pfund Taback überlassen. Bald darauf erkannte man in England, daß die von der hohen Kirche unterdrückte Gewissensfreiheit einen Zufluchtsort könne, und 101 Puritaner schifften sich 1620 von Plymouth aus nach Amerika ein. Sie gründeten Neu-Plymouth, indem sie durch Geduld und durch ihren Muth an die Vorsehung jedes Hinderniß eines nackten und ungesunden Bodens überwandten. So entstanden nach und nach binnen 43 Jahren die Ansiedlungen der Puritaner in Neu-Hampshire, Massachusetts (Hauptort Salem, gegründet von John Endicott 1628), Rhode-Island und Connecticut: zusammen Neunprovinzen. Sie hatten nämlich von den Indianern gegen europäische Waaren Tauschhandel getrieben, und ordneten die eigne Verwaltung derselben unter dem Schutze von Indianern und ihren Freiheitsbriefen. Zu gleicher Zeit ließen sich auf ähnliche Weise 200 Quaker nieder, um den Verfolgungen der englischen Kirche zu entgehen, nach dem Tode des edeln Lord Baltimore, der 40,000 Pfund auf seine Colonie verwen-

Steuerprivilegien, keine erbl. Stellen und angeborene Amtsansprüche, sondern allgemeine Bürgerrechte. Und obgleich — da Nichts, wo Menschen schalten, von Stürmen der Leidenschaften unberührt bleibt — die ruhige Fortbildung der neuen Staaten von Zeit zu Zeit durch innern Zwiespalt und durch Kriege mit den Indianern gestört wurde, so erweckte dagegen Beides den Muth, berichtigte die Mängel und lenkte die Kraft zu Behauptung Dessen, worauf die Wohlfahrt des Gemeinseins beruhte. Der Handel, anfangs nur mit dem Pelzwerke des Binnenlandes nahm nach und nach durch die Ausführung eigener Naturerzeugnisse (Holz, Schmelzmittel, Fische, Reis, Korn) beträchtlich zu, Geld kam in Umlauf, und mehr Städte legten Druckereien und Schulen an. Das Volk ward mündig, indem es sich gegen den Mutterstaat, sowol gegen die Wilden als gegen die Franzosen in Canada [1740—1748 und 1755—1763*)] kräftig vertheidigte, und seine Verwaltungen dem Innern jeder Provinz nach bester Einsicht für sich selbst leitete, sowie es den Boden, seine Bildung und die Natur seiner Grenzen am bequemsten zulegte. Durch erwachte ein politisches Selbstgefühl, welches die Beschränkungen des Handels durch das Monopol des Mutterlandes schon längst mit Unwillen ertrug, jetzt nicht dulden mochte, daß Amerikas Bürger (2½ Mill.) von dem britischen Joch der Colonien zu den britischen Staatslasten an sich waren — belegt und ohne dazu — wie Englands Bürger, mit denen sie doch ursprünglich gleiche Rechte haben sollten — durch ihre eignen Vertreter im Unterhause ihre Einwilligung zu haben.

II. Revolution von Nordamerika. Die britischen Colonien in Nordamerika erhoben sich zur Freiheit, ohne durch tyrannischen Druck dahin gezwungen zu sein — aus bloßem Rechtsgefühl. Denn, da die Bürger Nordamerikas sahen, daß der Anmaßung der britischen Regierung, ihnen ohne ihre Zustimmung eine unbedeutende Taxe aufzulegen, eine lange Reihe drückender Handlungen folgte, so griffen sie, nach Clays Bemerkung, nur gegen die bloße Theorie der Tyrannei zu den Waffen. Also verbrannten sie das ihnen 1765 von England gesandte Stempelpapier, und das britische Parlament fand sich durch Chatam's Rath bewogen, die Grenville'sche Stempelacte im März 1766 aufzuheben. Dasselbe geschah unter North's (s. d.) Ministerium, im Sept. 1766 in Ansehung der Auflagen auf Glas, Papier und Malerfarben. Nur ward die Unmaßigkeit der sogenannten Declarations-Bill, von 1766, welche die Oberhoheit und das Besteuerungsrecht des britischen Parlaments behauptete, der Thee in amerikanischen Colonien mit einer Abgabe belegt, die freilich an sich unbedeutend war, und bei welcher sogar, da gleichzeitig die Ausfuhr in England freigelegt ward, die Amerikaner ihren Thee wolfeiler erhalten hätten als zuvor. Aber der Kunstgriff schlug fehl, und das erbitterte Volk warf zu Boston (26. Dec. 1773) 342 Kisten Thee, welche der ostindischen Compagnie gehörten, ins Meer. Es ward die Lösung zum Kriege. Das Parlament faßte nämlich, ungeachtet Pitt und Burke das Recht der Amerikaner, sich selbst zu besteuern, vertheidigten und jede willkürliche Maßregel widerriethen (25. März und 20. Mai 1774), mehrere Parlamentsbeschlüsse. Der Hafen von Boston wurde gesperrt, bis die ostindische Compagnie ihren Thee erhalten habe, der Freibrief und die Verfassung von Massachusetts wurden vernichtet, und die Quebecacte erweiterte das Gebiet von Canada auf Unter den alten Colonien und gab jener Provinz eine von der Krone ganz abhängige Regierung. Dagegen erhob sich allgemeiner Widerstand. 13 Provinzen traten im Sept. 1774 in einen Congress zu Philadelphia zusammen, aller Vertreter mit

*) Großbritannien besaß, nach dem pariser Frieden von 1763, in Nordamerika nicht nur die nachher frei gewordenen 13 Provinzen, sondern auch Neu-Schottland, Canada, Cap Breton und die beiden Floridas.

, und als der General Gage die Provinzialversammlung von
 gton wollte aufheben lassen (19. April 1775), floß das erste
 h wollte der Congress keine Trennung von dem Mutterlande,
 demselben. Als aber England deutsche Truppen von Hessen-
 Waldeck, Anhalt und Anspach kaufte, um Nordamerika zu
 en sich die 13 vereinigten Provinzen, Massachusetts, Neuhamphshire,
 ticut, Newyork, Newjersey, Pennsylvanien, Delaware, Mary-
 carolina, Südcarolina und Georgia (4. Juli 1776), für einen
 Ihre Anstrengungen leitete der General Washingt
 te der britischen Waffen hemmte der Muth der Eintracht, die
 a Frankreich und Europa; selbst ein Theil der britischen Na-
 e Sache Amerikas. Endlich entschied der Tag von Saratoga,
 he General Bourgoyne mit 6000 M. von den Amerikanern
 umzingelt und gefangen genommen wurde (16. Oct. 1777),
 en der britischen Regierung und dem Volke von Nordamerika.
 land den Frieden an. „Nie solle in Amerika ein englisches
 en Einwohnern ohne Einwilligung ihrer Provinzialversamm-
 aufgelegt werden; ihren Abgeordneten solle Sitz und Stimme
 eil werden“. Der Congress wollte nicht sein Vaterland zu einer
 d machen. Nun erst trat Frankreich öffentlich auf Amerikas
 Silas Deane und Arthur Lee unterzeichneten den Handels-
 elderbund mit Ludwig XVI., d. 6. Febr. 1778. Vergennes
 die Colonien frei wurden, dem Handel und der Seemacht sei-
 buhlers die empfindlichste Wunde beizubringen, und von dessen
 ermöge des Familienpacts trat auch Spanien (Juni 1779) zu
 rika gegen England, und da die Niederländer, zur Sicherstel-
 hen Zwischenhandels mit Amerika, dem von Rußland aufge-
 bewaffneten Neutralität sich anzuschließen im Begriff waren,
 ien auch ihnen den Krieg (d. 20. Dec. 1780). Jetzt entbrannte
 Meeren und in beiden Indien. England triumphirte überall,
 oben der Freiheit. Hier fochten Lafayette, Rochambeau, Lameth,
 nd Kosciuszko, von Washington begeistert, für Amerika. Bei
 britische General Cornwallis mit 6000 M. von Washington
 8. Oct. 1781) gefangen. Diese Niederlage hatte, nachdem
 n den Congressabgeordneten, John Adams, Benjamin Franklin,
 ri Laurens d. 30. Nov. 1782 unterzeichnet worden waren, den
 s und Paris (d. 3. Sept. 1783) zur Folge. Die Vereinigten
 merika wurden als unabhängig (schon am 24. Sept. 1782) von
 n ganz Europa, anerkannt; auch blieb ihnen das große Western
 iesten wurde der Mississippi, im Norden der St.-Croix und im
 iß die Grenze.

sung der Vereinigten Staaten. Schon während des
 hatte der politische Blick der Nation, durch Staatsmänner wie
 d Henry erhellt, an Schärfe und Bestimmtheit gewonnen. Da-
 bs an politischer Erfahrung. Einzelne Provinzen regierten sich
 eignen Gesetzen; es kam also jetzt nur darauf an, den Bundes-
 Formen zu sichern, und diese mit den Provinzialverfassungen in
 u bringen. Nachdem nun Alles wohl geprüft und zum Theil ver-
 aben sich die Vereinigten Staaten d. 17. Sept. 1787 eine bessere
 g, die d. 4. März 1789 in Wirksamkeit trat, welche das Band
 er knüpfte und die Stellung des Congresses in der Mitte des gro-
 befestigte. Hiernach sind alle Sachen, die alle Provinzen — so

unabhängig diese übrigens ihr Inneres selbst ordnen und verwalten — auf gleiche Weise angehen, und den einzelnen Staaten ohne Nachtheil für das Ganze überlassen werden können, dem Vertreter des Ganzen, dem Congresse, allein vorbehalten; als: (gleichförmige) Handelsgesetze, Münze, Papiergeld, Zölle, Maß, Gewicht, die Entscheidung über Krieg und Frieden, Unterhandlungen, Bündnisse mit andern Völkern, die Bewaffnung der Staaten, Anleihen, Posten, Errichtung Gerichtshöfen, Ausrüstung der Flotten, Versammlung der Milizen und die Abgaben, welche das allgemeine Bedürfnis erfordert. Ebenso folgerecht wurde festgesetzt, daß der Congreß Richter ernennt, die alle Streitigkeiten der Provinzen unter sich oder der Bewohner verschiedener Provinzen, in allen Admiraltäts- und Handelsachen, und bei Verbrechen gegen die Vereinigten Staaten entscheiden. Die Mitglieder des Congresses aber sind — als die Vertreter des ganzen Volks beauftragt mit der gesetzgebenden Gewalt — bei Abfassung ihrer Beschlüsse unumschränkt an keine Vollmacht (oder Instructionseinhaltung) gebunden. Sie theilen sich in zwei Kammern: den Senat (eine Art Oberhaus) und das Haus der Repräsentanten (Unterhaus). Die letztern werden alle 2 Jahre von den einzelnen Staaten gewählt. Jeder muß 25 Jahre alt, 7 Jahre lang ein Bürger der Vereinigten Staaten und in dem Staate, der ihn wählt, wohnhaft sein. Die Zahl derselben, der Betrag der (1818 aufgehobenen) directen Steuern, richtet sich nach der Einwohnermenge jedes Staats. Diese wird alle 10 Jahre aus der Zahl aller Freien (mit Ausnahme der nicht steuerpflichtigen Indianer) und aus 3 Fünfteln der übrigen Einwohner, in der vom Congreß bestimmten Art ausgemittelt. Nach der Zählung vom 14. April 1792 kommt auf 33,000 Wähler ein Repräsentant. Die Zahl der Repräsentanten und der Senatoren, welche jeder Staat durch seine Legislative bestimmt (doch kann auch der Congreß hierüber verfügen), ist in jedem Staate dieselbe, wie die bei seinen eignen Repräsentanten in der Provinzialregierung; in den meisten Staaten wird sie districtweise durch Stimmenmehrheit vollzogen. — In dem Senat, in welchem der Vicepräsident den Vorsitz führt, wählt jeder Staat 2 Senatoren auf 6 Jahre. Alle 2 Jahre wird ein Dritteltheil des Senats erneuert. Ein Senator muß 30 Jahre alt, und 9 J. Bürger der Union gewesen, auch in dem Staate, der ihn wählt, einheimisch sein. Endlich muß jeder Staat 2 Männer der Wahl eines neuen Präsidenten und Vicepräsidenten die gesetzliche Zahl Wahlmänner gewählet haben, ehe zu jener Ernennung geschritten werden kann. Diese Zahl war 1827 für alle 25 Staaten im Senate 48, in der Repräsentantenkammer 212 Mitglieder. In der Kammer der Repräsentanten (welche auch das Recht der öffentlichen Anklage ausübt, worauf der Senat ihre Beschlüsse gegen untreue Staatsdiener untersucht) werden alle Bills angebracht und verhandelt, im Senate aber bestätigt oder verworfen. — Die ausübende Gewalt ist dem Präsidenten des Congresses und dem Senate übertragen, indem der Präsident eine große Zahl seiner Amtshandlungen nur mit Zustimmung der Mehrheit im Senate gesetzlich machen kann. Mitbin hat, da die gesetzgebende Gewalt mehr auf der Repräsentantenkammer beruht, der durch Wahlen gebildete amerikanische Senat keine Ähnlichkeit mit unsern erblichen Adelskammern, ersten Kammern oder Herrenbänken. Ubrigens ersieht man aus dem Obigen, daß die Trennung der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt in der nordamerikanischen Verfassung bereits wirklich ausgeführt war, bevor in der ersten franz. Nationalversammlung diese Gegenstände erörtert wurden. Noch ist bemerkenswerth, daß das Amt der Vereinigten Staaten bekleidet, während desselben unfähig ist, Mitglied eines der beiden Häuser zu sein. Der Congreß versammelt sich alle zwei wenigstens einmal am ersten Montage im December. In außerordentlichen Fällen kann der Präsident beide Häuser oder eins zusammenrufen. Beide publicieren Zeit zu Zeit ihre Tagebücher; beiden steht frei, Ausschüsse zu bilden, jedoch nur

zur der Sitzung. Ist eine Bill in beiden Häusern durchgegangen, so wird
 a Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt. Billigt er sie, so soll er sie unter-
 m; wo nicht, so soll er sie mit seinen Einwendungen dem Hause zurück-
 1, wo sie ihren Ursprung genommen hat, welches sie nochmals in Erwägung
 Wird sie dann in jedem Hause mit 2 Dritteln der Stimmen gebilligt,
 it sie Gesetzeskraft. Wenn der Präsident eine ihm vorgelegte Bill binnen 10
 nicht zurückschickt, so erhält sie Gesetzeskraft. Der Congress hat das Recht,
 Abgaben, Accise u. dergl. aufzulegen. Jede Bill in dieser Beziehung muß
 m Hause der Repräsentanten ausgehen; jedoch kann der Senat Verbesse-
 vorschlagen, und alle Abgaben müssen in den Vereinigten Staaten gleich-
 sein. Kein Staat kann ohne Einwilligung des Congresses Abgaben auf
 der Ausfuhr legen. Übrigens darf der Congress nie ein Gesetz geben, wo-
 eine Religion zur herrschenden erklärt, oder die freie Ausübung einer andern
 n, oder wodurch die Freiheit im Reden und die Pressfreiheit, oder das Recht
 lts, sich friedlich zu versammeln, und der Regierung Gesuche um Abstellung
 isbräuchen zu überreichen, vermindert würde. (S. „Die Constitutionen der
 Staaten seit den letzten 25 Jahren“, 1. Th., Leipzig 1818) Der Präsident
 herr und erster Admiral, er schließt Bündnisse ab, die der Congress beliebt
 immt die Gesandten an, verwaltet die zu den öffentlichen Ausgaben bewill-
 ilder, wovon er Rechnung ablegt, und übt in gewissen Verbrechen ein Be-
 angrecht aus. Sein Amt dauert 4 Jahre. Ihm steht ein Staatsrath von
 ern zur Seite. Auf ähnliche Art ist in den einzelnen 25 Staaten —
 iber sich eine eigne, vom Congress genehmigte Constitution gegeben hat, mit
 hme Rhode-Islands, das bei der Charte stehen geblieben ist, die es 1663 vom
 Karl II. empfangen hatte — die ausübende Gewalt einem Gouverneur, die
 binde den Repräsentanten des Volks anvertraut. In einigen zerfallen diese
 Häuser, in andern bildet der Gouverneur mit seinem Rathe das Oberhaus;
 t der Gouverneur ein Veto, dort nicht; bald hängen Geldbills allein vom
 ause ab, bald kann sie auch der Senat verändern; hier werden die Richter
 ouverneur, dort von den Repräsentanten gewählt. Meist werden die Re-
 anten in den Provinzen jährlich, in Connecticut u. Rhode-Island haltjäh-
 Südcarolina und Tennessee aber zweijährig — neu gewählt. *) — In allen
 n der Union genießen die Bürger die größte Sicherheit ihrer Person und ih-
 enthums; es herrscht Freiheit der Religion und der Presse; es gibt keinen
 hied unter den Bürgern, als den persönliche Verdienste oder ein Amt begrün-
 Soldat ist jeder im Falle der Noth vom 16. bis ins 60. Jahr. Im Frieden
 in Landheer gehalten; es sind bloß Stämme für den Feld-, Artillerie- und
 dienst vorhanden. — Unter dieser freien und glücklichen Verfassung sind Han-
 zollstand, Bevölkerung, Anbau des Landes, Gewerbleiß und geistige Bil-
 n Nordamerika schnell gestiegen und fortwährend im Wachsthum begriffen.
 ihl der Ansiedler nimmt zu, obgleich die Schwierigkeiten bei Gründung neuer
 lassungen immer größer werden. Daher vereinigen sich jetzt in einigen Län-
 n Europa, wo die Völker, was sie wünschen, nicht erlangen können, ganze
 haften, die das Land in Nordamerika, wo sie sich ankaufen wollen, vorher er-
 a und Alles daselbst zu ihrer Aufnahme vorbereiten lassen. Mit der vermehrt-
 öbölkerung aber sind neue Landstriche und dadurch neue Staaten in der Union
 den. So wurden 1790 Vermont, 1796 Kentucky und Tennessee, 1802 Ohio,
 Neuorleans, 1816 Mississippi und Indiana, 1818 Illinois, 1819 Alabama
 georgien), neuerlich Maine, Missouri und Michigan in den Bund aufgenom-
 obach im J. 1828 der Staat, außer dem Districte Columbia mit der Haupt-
 Die Constitutionen der einzelnen Staaten findet man im 4. Thl. von Dav.
 y's „Geschichte der amerikanischen Revolution“.

Stadt Washington und den 6 zur Aufnahme geeigneten Gebieten von Nordcarolina, Arkansas, Missouri, Oregon und dem 1828 von dem Congresse organisierten Hudson Territory, denen es noch an der erforderlichen Volkszahl fehlt, aus 25 abhängigen, durch die Union verbundenen Staaten bestand.

IV. Geschichte der Vereinigten Staaten seit 1783. Während der junge Freistaat an äußerem Umfange wie an innerer Kraft wuchs, sein Handel durch ein zweckmäßiges Zollsystem und vortheilhafte Handelsverträge über die ganze Welt sich ausbreitete, hatte der Congreß — unter Washingtons 12jähriger Leitung und durch ausgezeichnete Staatsmänner, wie John Adams, Benj. Franklin, Thom. Jefferson, Hamilton u. A. — auch die auswärtigen Verhältnisse der Union geordnet, und ein politisches System in Nordamerika geschaffen, das keine andre Grundlage hatte als das Völkerrecht, und keinen andern Zweck als die Sicherheit und das Aufblühen des Vaterlandes. Auch enthalten, der Verfassung zufolge, alle Staatsverträge der Vereinigten Staaten niemals einen ungleichen Artikel. Der erste Handelsvertrag wurde den 6. Febr. 1778 mit Frankreich geschlossen, der zweite den 8. Oct. 1782 im Haag mit den vereinigten Niederlanden nach Grundsätze: frei Schiff, frei Gut, mit Ausnahme der Contrebande, ein dritter mit Schweden d. 3. April 1783, ein vierter mit Preußen im Haag d. 10. April 1785 u. a. m. geschlossen. In dem mit Preußen hoben beide Theile gegen das Recht der Caperei von Handelsschiffen, die ihren Bürgern gehörten, auf, sicherten das Eigenthum derselben, selbst wenn die Schiffe sogen. Contraband (Kriegsbedürfnisse) für den Feind geladen haben sollten. — Als in der Folge der große Kampf zwischen Frankreich und England den Handel der Neutralen bedrohte, erließ Washington, als Präsident, d. 22. April 1793 eine Neutralitätsdeklaration, nach welcher sich die Bürger Nordamerikas des Handels mit Contraband gänzlich enthalten sollten. Nun entstand ein lebhafter Verkehr zwischen England und Amerika, der durch den Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag zu London d. 19. Nov. 1794, welcher den Amerikanern freien Handel nach britischen West- und Ostindien gestattete, noch mehr begründet wurde. *) In demselben ordneten beide Staaten ihre Grenzverhältnisse genauer. *) Allein der 17. Art. jenes Vertrags, welcher den Grundsatz: frei Schiff, frei Gut, aufhob, und die kriegsführenden Mächte nicht bloß die Wegnahme der Contrebande, sondern auch des feindlichen Eigenthums auf dem neutralen Schiffe überhaupt gestattete, und das Mißfallen des franz. Directoriums, welches mit Recht sich beschwerte, Amerika von den Grundsätzen des mit Frankreich 1778 geschlossenen Handelsvertrags abgewichen sei und der britischen Regierung zu viel eingeräumt habe, erließ daher im Juli 1796 2 Beschlüsse, nach welchen die neutralen und amerikanischen Handelsschiffe ebenso von franz. Kriegsschiffen durchsucht und handelt werden sollten, wie die Neutralen und die Amerikaner es sich von England gefallen ließen. Hieraus entspann sich der berühmte Streit über das Völkerrecht und Blockadesystem der kriegsführenden Seemächte gegen die Neutralen. Frankreich verbot nämlich d. 31. Oct. 1796 die Einfuhr aller britischen Manufaktur- und Handelswaaren, bei Strafe der Wegnahme der damit beladenen Schiffe. Dies war für die Amerikaner, welche den Zwischenhandel bisher geführt hatten, ein empfindlicher Verlust. Zugleich brach das franz. Directorium auf eine bedingende Art jede Unterhandlung mit Amerika ab, und erließ das bekannte Gesetz d. 8. Jan. 1798, welches den neutralen Handel der Amerikaner gänzlich vernichtete, daher der Congreß dies als eine Kriegserklärung ansah, und d. 7. Juli d. J. die bisher zwischen Frankreich und Amerika bestandenen Verträge für aufgehoben erklärte. Nun gab das Directorium nach, und der Oberconsul schloß d. 30. Oct.

*) Auch mit Spanien wurde den 27. Oct. 1795 ein Handelsvertrag auf liberalen Grundsätzen geschlossen, den aber Spanien in der Folge vielfach verletzte.

rag mit Amerika, in welchem der Grundsatz: frei Schiff, erkannt wurde. Um dieselbe Zeit hatte Spanien, in dem S.=Jldeson, d. 1. Oct. 1800, an Frankreich Louisiana te, als es 1802 bekannt wurde, in Nordamerika eine heftiger Theil der Nation verlangte ein enges Bündniß mit ch eben zum Kriege gegen Frankreich wieder zu rüsten schien. r seinem Landungsplane gegen England Geld brauchte, so den Vertrag von Paris den 30. April 1803, Louisiana für 10.000 Piafter (60 Mill. Franken) an die Verein. Staaten erwerb gab der Union eine feste Grenze, den Besitz der Münn- gebiets des Mississippi mit dem gewaltigen Missouri, und auf dem Ohio. Daraus entstand aber auch ein neues Ver- Dieses sah sich nämlich jetzt in Mexico von einem mächtigen d die Floridas von demselben eingeschlossen. Auch war die von Louisiana noch nicht fest bestimmt, denn dort hatte frü- Florida bis an den Fluß Perdido zu Louisiana gehört, und hier kaner, daß Louisiana das ganze Land bis zum Rio del Norte, umfasse. — Unterdessen war der Krieg zwischen England neue ausgebrochen, und auch Spanien 1804 in denselben mit ie Amerikaner aber trieben jetzt unter ihrer neutralen Flagge, tischen Cabinetsbeschuß vom 11. April 1801 berechtigt, den el der Franzosen, Spanier und Holländer. Allein schon im britische Regierung, ohne Nordamerika davon in Kenntniß zu 3 auf, beschränkte den Handel mit den feindlichen Colonien als n Freihäfen in Westindien, und ließ die mit feindlichen Colo- ten Schiffe der Amerikaner wegnehmen, auch wurden die ame- on britischen Kriegsschiffen durchsucht, und alle darauf befind- t, obgleich sie das amerikanische Bürgerrecht erlangt hatten, Sofort verbot der Congreß, durch die Acte vom 18. und 23. infuhr der meisten engl. Fabricate in die Staaten der Union. gland angefangene Unterhandlung zerschlug sich, weil Amerika England gemeinschaftlich sich der Vollziehung des von Napoleon ov. 1806 gegebenen Blockadedecrets zu widersehen. Als aber ein 23. Juni 1807 eine amerikanische Fregatte mit Gewalt nach i sich einiger auf ihr befindlichen britischen Deserteurs, die ame- genommen hatten, zu bemächtigen, foderte man laut in Ameri- er Krieg erklärt wurde. Der Präsident Jefferson ließ daher (d. 2. engl. Schiffen die Häfen der Union sperren, und damit nicht die lik, durch die Vollziehung des Blockadedecrets von Berlin und imenrathsbeschlusses vom 7. Jan. 1807, Gefahr ließe, gab der n. d. J. die berühmte Embargoacte, durch welche allen Amerika- rt nach fremden Ländern untersagt wurde. Dieser kühne Be- amerikanischen Handel, der bisher jährlich Waaten von mehr als und 1807 über 108 Mill. an Werth, darunter 2 Drittel Lan- ausgeführt hatte, gänzlich; allein er war nothwendig, weil der mit Frankreich oder Großbritannien (seit dem Geheimenrathsbe- en Macht vom 11. Nov. 1807, welcher allen Handel Amerikas nd den von franz. Heeren besetzten Ländern aufhob) unvermeidlich Ausbruch desselben den Verlust aller ausgelaufenen amerikanischen h gezogen haben würde. Da nun jede Unterhandlung, um eine Decrete von Berlin und Mailand (vom 21. Nov. 1806 und vom in Paris, und die der britischen Geheimenrathsbeschlüsse vom 7.

Jan. und 11. Nov. 1807 in London zu bewirken, an der Hartnäckigkeit der Cabinetts scheiterte, so verschloß der Congress durch die Nonintercourseacte März 1809 (wiederholt und geschärft d. 1. Mai 1810) alle Häfen und der Verein. Staaten der britischen und der franz. Flagge, sowie allen W Erzeugnissen britischen oder franz. Ursprungs, auf die Zeit der Dauer jedes Systems; zugleich hob er das Embargo theilweise auf, indem die amerikanischen Schiffe nach fremden Häfen, außer nach britischen und französischen, durften. England bot jetzt durch seinen Gesandten, Erskine, die Versöhnung; allein beide Theile konnten sich über mehre Punkte nicht vereinigen, der von Erskine vorläufig abgeschlossene Vergleich wurde vom Cabinet nicht bestätigt. Die abermals von England erneuerte Unterhandlung endete sich durch das Betragen des britischen Gesandten Jackson, welcher die britische Regierung beleidigte. — Endlich wurden d. 16. Aug. 1810 (wobei ward aber erst den 28. April 1811 unterzeichnet) die Decrete von England von der franz. Regierung bedingungsweise, wenn England auch seine Zurücknahme, in Beziehung auf Amerika aufgehoben, und der Congress, Madison, gab nunmehr den amerikanischen Handel mehr oder weniger frei. Auch England zeigte sich d. 31. Aug. bereitwillig, seine Unterhandlung zu widerrufen; allein Madison hob die Nonintercourseacte in Folge nicht sofort auf, sondern wollte erst die wirklich erfolgte Zurücknahme der Beschlüsse abwarten. Denn im Congress siegte damals die (engl. franz.) Partei, zu welcher Madison gehörte, über die föderalistische und hatte die Abberufung des amerikanischen Gesandten Pinckney bereits im März 1811 durchgesetzt. Noch mehr stieg die Erbitterung in der Dunkelheit ein engl. Kutter auf eine amerikanische Fregatte, und beide Schiffe, ohne sich zu kennen, sich mehre Lagen gegenseitig an, man ausmitteln konnte, wer den ersten Schuß gethan habe. Diese britische Eifersucht durch Nordamerikas Plan, die Floridaprovinz In Westflorida verlangte nämlich ein Theil der Einwohner, und der Präsident Madison d. 23. März 1810 die Besignahme dieser Provinz bis an den Perdido, von Louisiana, anbefohlen. Darauf ließ er auch den Congress mit den Einw. von Ostflorida über die Unterwerfung dieser Provinz ein Sicherheitspfand für die Forderungen der Amerikaner abhandeln. Diesem Allen widersprach England nachdrücklich. Beide Theile rüsteten sich. Im März 1812 genehmigte der Congress die Ausgabe von 5 Dollars und die Aufstellung eines Heers von 25,000 Mann. Ein Acte vom 9. März jeden Unterthanen einer fremden Nation, welcher ein Bürger der Verein. Staaten sei, pressen oder tödten würde, mit dem Tode, und erlaubte jedem Schiffe umherzuwandern, mit Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; auch sollte der Präsident die nötigen Macht, die amerikanische Matrosen presse, das Recht zu haben. Nunmehr ward, auf die Botschaft des Präsidenten an den Congress, welche eine lebhafteste Schilderung alles seit 5 Jahren erlittenen Unrechts enthielt, mit einer Mehrheit von 79 gegen 35 Stimmen Krieg an England erklärt (d. 18. Juni 1812), und obgleich England bereits am 23. Juni die Geheimenrathsbeschlüsse vom 26. April 1809 in Ansehung Amerikas zurückgenommen hatte, so ließ doch die Erbitterung keinen Frieden kommen. Großbritannien legte d. 31. Juli 1812 eine amerikanische Gut, doch erließ es, in der Hoffnung, durch eine Änderung in dem System des Congresses noch

die britische Flotille unter dem Capit. Downie am 11. Sept. von der amerikani-
 schen unter dem Commodore M'Donough zerstört worden war. Ebenso wenig
 gelang der Angriff des Generals Drummond auf das Fort Erie; doch verließen es
 hin (d. 5. Nov.) die Amerikaner selbst, nachdem sie es geschleift hatten. —
 Höchlichst bewährte sich die Tapferkeit der Amerikaner in der Vertheidigung
 Neuorleans. In der Nähe dieser Stadt hatte die Flotte des Admirals Alex-
 ander d. 23. Dec. ein Heer gelandet, welches Sir Eduard Packenham anführte.
 Am 1. Jan. 1815 kam es zu einem blutigen Treffen. Packenham fiel, und 2 Ge-
 neralen, die nach einander den Oberbefehl übernahmen, wurden verwundet; nur
 Mühe konnte der General Lambert die Ordnung wiederherstellen, und die Eng-
 länder mußten sich mit einem Verluste von 2000 M. einschiffen. Der amerikani-
 sche General Jackson hatte Neuorleans gerettet. — Dagegen gelang es dem Ad-
 miral Cochrane und dem General Lambert, sich des Forts Mobile in Westflorida
 (1. Febr.) zu bemächtigen.

Unterdessen war bereits der Friede zwischen beiden kriegsführenden Mächten
 geschlossen worden. Denn schon im Anfange 1813 hatte Rußland seine Ver-
 mittlung angeboten, und der Congress, sowol um über den Frieden als um über
 einen Handelsvertrag mit Rußland zu unterhandeln, Bevollmächtigte nach Gothen-
 burg geschickt. Nun lehnte zwar Großbritannien die Vermittelung Rußlands ab,
 war sich jedoch bereit, mit Amerika unmittelbar zu verhandeln. Also versammel-
 te sich endlich (den 6. Aug. 1814) die engl. Friedensbevollmächtigten, Admiral
 Exmouth, der Unterstaatssecretair Henry Goulburn und Will. Adams, und die
 amerikanischen, John Quincy Adams, James Bayard, Henry Clay, Jonath.
 Pickens und Alb. Gallatin, zu Gent. Amerika mußte die beiden Hauptpunkte, wel-
 che den Krieg verursacht hatten, fallen lassen, nämlich das von England in An-
 spruch genommene Recht, Matrosen auf amerikanischen Schiffen zu pressen, und
 die von Amerika aufgestellten Grundsätze des Seerechts, daß freies Schiff freies Gut
 ist. Über beide wurden in dem Frieden zu Gent (den 24. Dec. 1814)
 Bestimmungen, folglich können sie zu jeder Zeit wieder Ursache zum Kriege geben.
 Der Friede selbst setzte, außer der Rückgabe der Eroberungen und Gefangenen, bloß
 fest, daß beide Staaten die indianischen Stämme in den Rechts-
 Verhältnisse von 1811 wieder eintreten lassen sollten; auch versprachen beide
 im Allgemeinen, zur gänzlichen Abschaffung des Negerhandels mitzuwirken.
 Es sollten 3 verschiedene Commissionen noch einige ältere Grenzstreitigkei-
 ten entscheiden, und im Fall sie (wie schon früher einmal) sich nicht vereinigen könn-
 ten, sollte ein beider Mächten befreundeter Staat oder Souverain Schiedsrichter

Diese Grenzbestimmungen sind endlich durch den londoner Tractat vom 20.
 1818 festgesetzt worden. — Vor dem Kriege schon hatten sich die Parteien
 Demokraten (am zahlreichsten in den südlichsten und innern Staaten, ursprüng-
 lich Anhänger des Ackerbausystems) und Föderalisten (vorherrschend in den nördlichen
 Staaten und Anhänger des Handelssystems), durch die Vorliebe jener für Frank-
 reich und dieser für England, scharfer als je geschieden. Man sprach sogar von einer
 Trennung der nördlichen und der südlichen Provinzen. Jener Krieg aber, in wel-
 chem die junge amerikanische Marine so ruhmvoll auszeichnete, besonders der
 Kampf gegen Washington und die von den Engländern aufgereizte Grausamkeit
 der Amerikaner als Bundesgenossen, hatten beide zu größerer Eintracht als zuvor in
 der Union verbunden. *) — Seitdem hat sich die
 Aufmerksamkeit der Union auf die Bildung einer Marine gerichtet, sowie die Thätigkeit
 der Union — eine Folge der Spernungen — auf die Errichtung von Manufactu-

Truppen hatten bei ihrem Einfalle in Canada
 verbrannt und die öffentlichen Gebäude in

ren und Fabriken. Mit England ward (d. 3. Juli 1815) ein neuer Handelsvertrag auf 10 Jahre abgeschlossen, auf den Grundsatz der Gegenseitigkeit in Rücksicht Freiheit des Handels und der Zölle, nach welchem die Amerikaner freien Handel in allen britisch-ostindischen Häfen haben, jedoch keinen Küstenhandel treiben dürfen, und ihre ostindischen Ladungen in einem amerikanischen Hafen ausladen dürfen. Überhaupt hält sich das bisherige praktische Seerecht der Amerikaner an die Gegenseitigkeit. Daher verordnete ihre d. 1. März 1817 gegebene Navigationsacte, daß das Verbot, „keine Waaren von einem ausländischen Hafen in die Vereinigten Staaten einzuführen, als in Schiffen der Verein. Staaten, oder solchen, die den Verein. Staaten des Landes gehören, wo die Waaren erzeugt werden“, die Schiffe einer fremden Nation, welche kein gleiches Navigationsgesetz habe, nicht verpflichte; und andere Acte von demselben Tage bestimmte, daß alle britische Schiffe, die aus dem Indien kommen, wo amerikanische Schiffe nicht zugelassen werden (Westindien), in keinem amerikanischen Hafen sollen zugelassen werden. Übrigens wollten die Verein. Staaten ihre Würde auch gegen die Barbaren zu behaupten. Seit dem Untergange der Fregatte *Zitterte* vor dem Geschwader des Commodore Decatur 1816, und unterzeichneten vorgeschriebenen Frieden. Seitdem kreuzt fortwährend ein nordamerikanisches Geschwader im mittelländischen Meere, um den Handel der Verein. Staaten gegen Barbaren zu schützen; auch in der Südsee, im Golf von Mexico und an den afrikanischen Küsten kreuzen nordamerik. Kriegsschiffe, um der Seeräuber den Sklavenhandel, der nach dem neuesten Beschlusse des Congresses wie die Sklaverei bestraft wird, zu steuern. Was die Sklaverei selbst betrifft, so ist der Zustand der Negerklaven gesetzlich sichergestellt, sondern auch im Jahr 1820 die Negerklaverei überhaupt in den Verein. Staaten, nördlich vom 30° N. Br. gänzlich abgeschafft und verboten worden, so daß sie nur noch von dieser Polhöhe und im ganzen Missouristaate noch gestattet ist, weil der Anbau der Colonialerzeugnisse Negerhände unentbehrlich zu sein scheinen. Die vieljährigen Streitigkeiten mit Spanien wurden, nachdem General Jackson 1818 zu voreilig, um die Seminole-Indianer zu züchtigen, das wechselläufige Piquet in Ostflorida besetzt hatte, endlich durch den Vertrag zu Washington (d. 2. Febr. 1819, von Ferdinand VII. unterschrieben d. 22. Febr. 1821) geendigt, welchem Spanien beide Floridas an die Union abtrat, und der Congress 5,000,000 Mill. Dollars, größtentheils als Entschädigung an amerik. Bürger, die durch die Kriegehandlungen Spaniens gelitten haben, auszahlte. Die Republik hat den Besitz von St. Augustin und Pensacola, neue treffliche Ausfuhrhäfen im Golf von Mexico, sowie am Canal von Bahama, und Festungen erhalten, welche die Vertheidigungslinie nach Süden hin vollenden. — Die Grenzberichtigungen gegen England und das russische Nordamerika sind geendigt. Rußland hat den Vereinigten Staaten 1818 alle seine Ansprüche auf die am stillen Ocean liegenden vom 56° N. Breite liegenden Länder abgetreten; Dasselbe hat in Rücksicht auf jene Länder England gethan, so daß nun die Union am stillen Ocean vom 41. — 56° N. Br. herrscht. Denn nach dem mit Großbritannien geschlossenen von den 20. Oct. 1818 abgeschlossenen Vertrage wird die Grenze im Norden von Nordamerika westlich vom Mississippi durch eine Linie gebildet, die vom stillen Meer (Woodlake) unter dem 49° N. Br. nach Westen bis zu den Rocky Mountains fortläuft. Das Land jenseits dieser Gebirge aber bis an den stillen Ocean soll während 10 Jahre dem Handel beider Nationen geöffnet sein. Der Vertrag gab dieser Nationen den Amerikanern das Recht wieder, auf den Küsten von Alaska und Labrador zu fischen. Außerdem beschäftigte sich der Congress mit der Aufregung, um den durch die Störungen des Handels verursachten Verlust in dem Staatseinkommen durch Anleihen und durch einen neuen Zolltarif zu decken, sowie mit andern wichtigen Entwürfen. Dahin gehört der Plan, die indische

ie Herrschaft der Cultur und Geseze zu bringen, worüber der
n 1818 einen merkwürdigen Bericht an den Kriegsminister
iesern Zwecke hat der Congreß 1820 und 1821 von den In-
es Land gekauft, das ungefähr 3 Mal so viel wie Großbrit-
Dadurch hat er die Kette der militairischen Posten bis an den
i verlängern, und 1819 eine Niederlassung am Obermissuri,
Yellow = Stone (Roche jaune), 48° N. Br. 27° L. west-
1800 engl. M. westl. vom Mississippi und 100 M. nördli-
inden können. Die neue Colonie aber an der Nordwestküste,
und westl. von den steinigigen Bergen, soll, wenn sie 2000
ein. Staaten als ein Territorium u. d. N. Oregon einverleibt
ollen nicht nur die freien Indianer civilisirt, sondern auch die
aften von der Theilnahme an dem Handel mit dem an Pelz-
enlande ausgeschlossen werden; sodasß wol die Engländer dieses
andels den Amerikanern bald streitig machen dürften. Außer
des Missuri im Nordwesten, an den Quellen des Mississippi,
im Norden und den See Michigan im Osten, welches die rei-
schließt, hat sich seit 1819 noch ein zweites gebildet, das Land
im Süden am mexicanischen Meerbusen. Endlich haben die
sogen. Recht ihrer Entdeckung auf die nördl. Marquesas- oder
geltenbgemacht, und nach einem blutigen Kriege mit den Einwo.
is genommen. Dagegen befolgt der Congreß in Ansehung der
genheiten das System der strengsten Neutralität. Er hat in
mit Spanien die Vermittelung Rußlands abgelehnt, so freunds-
seine Verhältnisse zu dieser Macht sind. Doch trat eine Span-
land durch den Ukas vom Sept. 1821 die ganze Küstenstrecke
vom 51.° N. Br. an bis zur Behringsstraße hin für russisches
den Seefahrern aller Nationen verbot, mit den Einwo. dieser
reiben, oder, Nothfälle ausgenommen, sich ihr auf 100 See-
en) zu nähern. Da jedoch auch England, welches daselbst eine
Westcaledonia gegründet hat, widersprach, so ward einstweilen
des Ukas 1823 noch ausgesetzt, bis die Sache durch Unterhand-
g verglichen werden kann. Auch die Streitigkeiten mit Frank-
u den Verein. Staaten angetragenen Handelsvertrag verworfen
ch den am 24. Juni 1822 zwischen der amerik. Regierung und
er Hyde de Neuville auf 2 Jahre abgeschlossenen Handels- und
g ausgeglichen. Endlich ward die zwischen den Verein. Staaten
regung schwebende Streitfrage, wegen des 1. Art. des genter Ver-
ernannten Schiedsrichter, dem Kaiser von Rußland, zu Gunsten
eden, und England soll an die Verein. Staaten für die während
b genommenen amerik. Sklaven gegen 2 Mill. Dollars als Ent-
Hierauf hob der Congreß 1823 das im Sept. 1820 erlassene
els zwischen den Verein. Staaten und den englisch-amerik. Colo-
nieder auf. — Im Allgemeinen weicht das politische System der
von dem europäischen in seinen Grundsätzen und Ansichten merk-
Botschaft des Präsidenten an den Congreß, bei der Eröffnung des-
c. 1822, bleibt schon in dieser Hinsicht ein diplomatisches Acten-
bere erklärte sich der Präsident gegen das sogen. Interventionsrecht
Staaten in die innern Angelegenheiten eines andern; zugleich er-
echt der Hellenen, sich von dem Joche der Türken zu befreien, sörm-
erte den Wunsch, daß sie in ihrem Kampfe für die Herstellung ihrer
abstiegen möchten. Die bekannte Adresse der Hellenen an die Nord-

amerikaner hatte jedoch bloß die Folge, daß 1822 eine amerik. Fregatte Kribsch nach Hydra brachte, wodurch ein unmittelbarer Verkehr zwischen beiden Fern eingeleitet worden ist. Noch bestimmter erklärte der Präsid. Monroe 1824, „daß die Verein. Staaten die Ausdehnung des Systems der heil. u. auf Amerika als ihre eigne Sicherheit und ihren Frieden gefährdend betrachten“. In demselben Sinne erklärte der Präsid. Adams 1826, daß man die Besetzung von Cuba und Portorico durch eine andre europäische Macht als nicht gleichgültig ansehen würde. — An dem Entstehen der Freistaaten in Amerika nahm die Nation lebhaften Antheil, und viele Amerikaner riskirten der Flagge von Buenos-Ayres und Venezuela Schiffe aus; allein der Congreß erst seit 1822 jene Republiken förmlich anerkannt; weshalb Spanien der Verein. Staaten das bisher bewilligte Seedept in Minorca nicht länger einwollte. — Um auf den möglichen Fall eines Krieges mit einer europ. Macht zu sein, werden die Grenzen und Küsten der Union nach einem umfaßenden Plane, den der Congreß 1819 genehmigte, befestigt. In demselben Jahre nahmen die Verein. Staaten zum ersten Male Schiffe zu einer Reise um die Welt und zwar die Fregatte Congress. Auch legte die nordamerik. Gesellschaft zu Neffandro an der Nordwestküste von Afrika eine nordamerik. Colonie von Siedlern an, welche mit der britischen zu Sierra Leone denselben Zweck, die Bildung freier Neger, befördern soll. Sie heißt Liberia, und die Einw. derselben treiben bereits Handel mit Zucker, Baumwolle, Reis, Gummi u. s. w. Die Unternehmung aus der Zeit der Verwaltung des Präsid. Monroe ist der Verein. Staaten stillen Ocean mit dem atlantischen Meere zu verbinden. Es soll nämlich in 10 Jahren, wozu 20 Mill. Dollars angewiesen sind, der Columbiafluß sich in das stille Meer ergießt, mit dem Missouri und Mississippi mittelst Landstraßen, welche das Felsengebirge durchschneiden, verbunden, und neue Canäle, für Schiffe schiffbar, sollen aus dem Mississippi nach den Seen von Canada hingeführt werden. Auf diesem Wege können dann Chinas Erzeugnisse auf dem Mississippistrom durch die Felsenstraßen in die Mississippischiffahrt gelangen. Damit eine wissenschaftliche Entdeckungsreise im Innern in Verbindung, welche der Congreß 1819 auf einem Dampfbote von dem Major Stedden Lane, den Naturforscher und Zeichner begleiten, zur Erforschung der westlichen Flüsse, zum Aufklärung des Missuristromsystems, unternehmen ließ. Aber eben diese ungeheure Ausdehnung des Handels und der Schiffahrt dürfte zuletzt wol der Politik der Verein. Staaten eine minder rechtliche Richtung geben, als die bisherige gewesen ist. Ausgeht jedoch hervor, daß die Stellung, welche dieser große atlantische Band (nach der Bemerkung eines franz. Staatsmannes: „La plus grande expérience qui ait jamais été faite en politique“) in dem Fortschritte der Civilisation der Welt einnimmt, mit jedem Jahre einflußreicher wird. Selbst für Europa ein Vorbild freisinniger Verwaltungsformen; und Nordamerikas Beispiel, wie die Regierung im Geiste der richtig erkannten öffentlichen Meinung für das Wohl der Nation handeln soll, wenn sie ihre Macht befestigen will.

Die durchaus friedliche und auf Neutralität gerichtete Politik der Verein. Staaten hat sich in dem Handelsverkehr mit andern Nationen äußerst liberal gezeigt. Bei dem gegenseitigen Austausch ihrer verschiedenen Producte haben die Verein. Staaten nicht allein auf jedes Verbotssystem gänzlich Verzicht geleistet, sondern sie haben sich auch der Macht begeben, Abgaben auf die Ausfuhr zu legen, nur dann ihre eigne Schiffahrt durch besondere Vergünstigungen oder ausschließliche Privilegien in ihren Häfen begünstigt, wenn andre Nationen ähnliche Vergünstigungen und Ausschließungen ihrer Schiffahrt, zum Nachtheile der nordamerikanischen, zugestanden hatten. Unmittelbar nach der Beendigung des Krieges wurde durch eine Acte des Congresses vom 3. März 1815 allen Erb-

den Nationen vorgeschlagen, das bisher gegen Restriktionen und Ausschließgeübte Wiedervergeltungssystem aufzugeben und dagegen den Ausfuhrhandeler Theile mit dem Gemeinhandel, hinsichtlich der Zölle und Tonnengelder, den Fuß zu stellen. Dieses Anerbieten wurde nach und nach zum Theil von itanien, Schweden, den Niederlanden, den Hansestädten, Preußen, Sar, dem Herzog von Oldenburg und Rußland angenommen. Auch Frankreich demselben bei, in seinem vorläufig auf 2 Jahre geschlossenen und seitdem itig gebliebenen Handels- und Schifffahrtsvertrage mit den Verein. Staa- 22. Juni 1822, obwohl nur unter gewissen Einschränkungen. Durch eine s Congresses vom 8. Jan. 1824 ward das Princip der Reciprocität hinsicht- freien Gemeinhandels von neuem bestätigt; jedoch beschränkt sich die Auf- der Tonnengelder und Zollabgaben jetzt noch auf die Erzeugnisse des Bodens : Manufacturproducte desjenigen Landes, dem das Schiff angehört, ober he Artikel, welche gewöhnlich und hauptsächlich aus den Häfen jenes Lan- schifft werden. Indes haben bereits mehrere europ. Regierungen den Verein. r vorgeschlagen, auch dieses Überbleibsel von Vorbehalt gesetzlich aufzuhe- . Dagegen sind die Forderungen der Bürger der Verein. Staaten an die Regierung wegen Entschädigung für den an ihrem Eigenthum durch Napo- rasregeln erlittenen Verlust noch immer unberichtigt; Dasselbe ist der Fall ch ähnlicher Forderungen an die Regierung der Niederlande, von Neapel e Dänemark. Nur die gegen Schweden wurden 1825 durch eine Privat- kunft entschieden. Auch ward das Geschäft der nach dem 7. Art. des genter s bestellten Commissaire in Ansehung der Verhältnisse der Verein. Staaten offbritanniens gendigt, nachdem die Bestimmungen der zu Petersburg den li 1822 unter Vermittelung des Kaisers Alexander zwischen Großbritan- d den Verein. Staaten abgeschlossenen Convention durch eine spätere Über- t (London den 13. Nov. 1826) vollzogen worden war. In Folge derselben 104,960 Dollars von England als die im 1. Art. des genter Friedens ver- e Entschädigung an die Bürger der Verein. Staaten ausgezahlt worden. ndelsverhältnisse der Verein. Staaten mit Großbritannien unmittelbar (ohne Colonien) wurden durch den Vertrag vom 3. Juli 1815 und den 20. Oct. auf die Grundlage der vollkommensten Gegenseitigkeit geordnet; nach Ab- er Dauer aber (am 20. Oct. 1828) nicht wieder erneuert. Doch kam ein iges Compromiß in Ansehung der beiderseitigen Rechte auf den Besitz des jenseits des Felsengebirges zu Stande, und die Grenzen beider Staaten da- wurden durch die Convention zu London den 29. Sept. 1827 größtentheils immt. Weniger freundschaftlich sind die jetzt bestehenden Handelsverhält- ischen den Verein. Staaten und den britischen Colonien. Über die Ausglei- der Forderungen mit Rußland durch den Vertrag zu Petersburg am 17. April i. m. Nordamerika.

In dem amerik. Staatensystem, soweit dieses auf dem Congresse zu Panama festgesetzt worden ist, bilden die Verein. Staaten eine Grundmacht, die allen, Ausnahme Colombias, der Verfassung der Verein. Staaten ähnlich entworfenen der ehemaligen spanisch-amerik. Provinzen, Haltung und Beistand t. Nach dem Abschlusse eines Freundschafts-, Handels- und Schifffahrts- (Bogota den 3. Oct. 1824) mit der Republik Colombia, in welchem der sag: frei Schiff, frei Gut als unverletzlich aufgestellt wurde, sind ähnliche ten mit allen unabhängigen südamerik. Staaten theils schon abgeschlossen , theils dem Abschlusse nahe. Die Basis dieser Verträge ist nach dem Vor- der Verein. Staaten das doppelte Princip der völligen, uneingeschränkten icht und der Verbindlichkeit sämmtlicher Theile, sich einander auf den Fuß einseitig begünstigsten Nationen zu setzen. Amerika will durch die Annahme

Jan. und 11. Nov. 1807 in London zu bewirken, an der Hartnäckigkeit der Cabinetts scheiterte, so verschloß der Congress durch die Nonintercourseacte März 1809 (wiederholt und geschärft d. 1. Mai 1810) alle Häfen und der Verein. Staaten der britischen und der franz. Flagge, sowie allen W Erzeugnissen britischen oder franz. Ursprungs, auf die Zeit der Dauer des desystems; zugleich hob er das Embargo theilweise auf, indem die am Schiffe nach fremden Häfen, außer nach britischen und französischen, durften. England bot jetzt durch seinen Gesandten, Erskine, die Söhnung; allein beide Theile konnten sich über mehre Punkte nicht v. der von Erskine vorläufig abgeschlossene Vergleich wurde vom Cabinet nicht bestätigt. Die abermals von England erneuerte Unterhandlung sich durch das Betragen des britischen Gesandten Jackson, welcher die Regierung beleidigte. — Endlich wurden d. 16. Aug. 1810 (w. ward aber erst den 28. April 1811 unterzeichnet) die Decrete von England von der franz. Regierung bedingungsweise, wenn England an die zurüknahme, in Beziehung auf Amerika aufgehoben, und der Congress, Madison, gab nunmehr den amerikanischen Handel mit England frei. Auch England zeigte sich d. 31. Aug. bereitwillig, seine Embargo widerrufen; allein Madison hob die Nonintercourseacte in England nicht sofort auf, sondern wollte erst die wirklich erfolgte Zurücknahme der Beschlüsse abwarten. Denn im Congress siegte damals die (engl. franz.) Partei, zu welcher Madison gehörte, über die Föderalisten und hatte die Abberufung des amerikanischen Gesandten Pinckney bereits im März 1811 durchgesetzt. Noch mehr stieg die Erbitterung in der Dunkelheit ein engl. Kutter auf eine amerikanische Fregatte und beide Schiffe, ohne sich zu kennen, sich mehre Lagen gegenseitig an; man ausmitteln konnte, wer den ersten Schuß gethan hatte. Die britische Eifersucht durch Nordamerikas Plan, die Floridaprov. In Westflorida verlangte nämlich ein Theil der Einwohner, das Land mit den Freistaaten, und der Präsident Madison d. 23. März 1810 die Besignahme dieser Provinz bis an den Perdido, von Louisiana, anbefohlen. Darauf ließ er auch den Congress mit den Einw. von Ostflorida über die Unterwerfung dieser Provinz ein Sicherheitspfand für die Forderungen der Amerikaner absetzen. Diesem Allen widersprach England nachdrücklich. Beide Theile rüsteten sich. Im März 1812 genehmigte der Congress die Ausgabe von 500,000 Dollars und die Aufstellung eines Heers von 25,000 Mann. Am 1. März 1812 Acte vom 9. März jeden Unterthanen einer fremden Nation, welcher ein Bürger der Verein. Staaten sei, pressen oder tödlichen würde, mit dem Tode, und erlaubte jedem Schiffe umherzuwandern, mit Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; auch sollte der Präsident die nötigen Macht, die amerikanische Matrosen presse, das Verbot. Nunmehr ward, auf die Botschaft des Präsidenten an England, welche eine lebhafteste Schilderung alles seit 5 Jahren erlittenen Unrechts enthielt, mit einer Mehrheit von 72 gegen 14 Stimmen Krieg an England erklärt (d. 18. Juni 1812), und obgleich England bereits am 23. Juni die Geheimenrathsbeschlüsse vom 26. April 1809 in Ansehung Amerikas zurückgenommen hatte, so ließ doch die Erbitterung bei uns die Söhnung kommen. Großbritannien legte d. 31. Juli 1812 amerikanische Gut, doch erließ es, in der Hoffnung, dass eine Änderung in dem System des Congresses noch kommen würde, die

erein. Staaten von Nordamerika nach ihren politischen, re-
l. Verhältn." (Tübingen 1827, 2 Thle.). (Die geogr. = sta-
chlusse d. A.)

ie Verhältnisse. Der Flächenraum der Verein. Staa-
i f a) umfaßt gegenwärtig mit Einschluß der Floridas, und
egan, an der nordamerik. Westküste, 113,800 geogr. □ M.
lich vom Mississippi liegt, und die Floridas einschließt, ent-
□ M. Die Volksmenge ist, nach Birsted, binnen 27 Jah-
fache gestiegen. 1790 betrug sie 3,929,326, und 1827
n. Nach Clay verdoppelt sie sich binnen 25 Jahren. Der
Staat, Connecticut, enthält doch nur 1613 Menschen auf
ber diese Zahl für die ganze Republik, so würde sich daraus
ung von 153,235,000 Seelen ergeben. — Das Land selbst,
fleißige und freie Menschen seit 200 Jahren einer zurückschre-
kämpft haben, ist noch jetzt im Innern mit großen Waldungen
Sümpfe von einigen 100 engl. Meilen im Umfange, die sich
se Seen verwandeln. Überhaupt kommt die Oberfläche aller
ller Verein. Staaten der Hälfte von ganz Deutschland gleich.
umfassen die Nordgrenze. Der Superior hat im Umfange
100, der Michigan 945, der Erie 610 und der Ontario 430
nt das Mississippistromgebiet, welches eine schiffbare Uferstrecke
M. begreift. Der Missouri ist 3000 engl. M. weit schiffbar;
n, die er aufnimmt, ist die Yellow 1200, der Kansas 1200,
, und der Platte mit seinen Armen 2000 engl. M. weit schiff-
und seine Arme sind 3000, der Ohio mit den seinigen 5000
Dieser allein bewässert ein Land von 198,000 engl. □ M. In
n der Westseite des Arkansas (2000) und der rothe Fluß (800
Der Lauf des Mississippi beträgt 2500 engl. M. Diese Was-
Ausbünstung hervor, welche die Luft mit unermesslicher Feuch-
daher die gewaltigen Regengüsse und der starke Thau, daher
ie dieser Erdbreite. Philadelphia liegt fast 20° südlicher als Pe-
noch läßt sich die Wärme am Delaware mit der an der Nema-
nien, unter gleicher Breite mit Spanien und Sicilien, erhält
Wälder. Das Klima von Nordamerika erzeugt daher noch jetzt
mphibien, mit denen die ersten Ansiedler kämpfen mußten, un-
angen und Eidechsen, ellenlange Frösche, viele Pfund schwer
ines Ohsen (*rana maxima Americana*), riesige Wasserinsekten
Scharen großer Landkrabben. Dagegen gab es ursprünglich auf
äche an starken fruchtfressenden Quadrupeden nur 2 bedeutende
bison, der amerik. Büffel in Heerden zu 40,000 Stück), den
anthier (*cervus alces*), den grauen Bär, das Moosethier, das
n canadischen Hirsch. Nur spät, als das Klima in einigen Ge-
Anbau des Bodens milder wurde, gediehen hier das Pferd, die
ethiere, unsere Fruchtbaume, und noch hat der Weinstock in
er am Ohio) keinen glücklichen Boden gefunden. Dagegen setzt
der Küste oft plötzlich um. Dies und die Sumpfluft haben zum
das gelbe Fieber mehr verbreitet. Übrigens sind Erdbeben selten,
en feuerspeienden Berg in dem Umfange der Verein. Staaten. —
n Mississippi an bis zur Ostküste von Nordamerika) besteht aus 3
n verschiedener Bildung. 2 reiche Ebenen scheidet ein großer Ge-
östliche große Ebene, das atlantische Land, senkt sich mit Kür-
zum atlantischen Meere hinab. Hier liegen die 15 ältern Staa-
bente Aufl. Bd. XI.

ten der Union. Dieses über 300 deutsche M. sich hinziehende Küstenland, mit sen Einschnitten, hervorstehenden Landzungen, Inseln, breiten Strommündungen und sichern Ankerplätzen, zerfällt in 2 natürliche Abtheilungen. Der nördl. bis Maryland, ist rauher und hügeliger; der südliche, von Long-Island an, eine durchaus flache und sandige Ebene. Beide sind wie für den Seehandel geschaffen. Jede Bai bildet und schützt eine Menge Häfen; und 28 ansehnliche Ströme vor allen der Hudson, welcher fast bis zum See Champlain hinaufgeht, vertreiben den Binnenhandel mit dem Weltmeer. Der größte und wichtigste Sund ist Chesapeakebai. Landeinwärts erhebt sich der breite Gebirgsrücken der Apalachen (mit den blauen, weißen, grünen und andern Bergen), deren höchste Spitze in Virginien 4000 Fuß, in Neuhamphshire 6600 F. über das Meer hervorragt. In diesem an Erzen und Mineralquellen reichen Alpenlande von mehr als 100 geogr. □ M. laufen 5, 6, ja an einzelnen Stellen 12 Bergreihen unter sich gekettet, in einer Breite von 30—40 deutschen M. neben einander hin. Unterziehen sich die Allegany (auch Endless mountains) von Georgien bis Pennsylvanien, dann folgen die Cumberland- und Lorberberge (Laurel m.); am weitesten nach Norden hin laufen die blauen (Blue Ridge) und die nördlichen Berge (North Carolina), z. B. Indiana, liegen als Thäler von dieser Bergzone ein. Von deren Höhen 28 große Ströme nach Osten in das atlantische Land, und im Westgebiet der Staaten (Western territory) über 40 Flüsse strömen, und unter ihnen mehrere, z. B. der Kentucky, Cumberland, Tennessee und vorzüglich der Ohio (s. d.) sehr bedeutend sind. — Westlich von diesem Alpenlande breitet sich die große Ebene des Gebiets der Union aus, das östliche Gebiet des Mississippi, von mehr als 18,000 □ M. (S. Mississippi.) Hier ist das Klima milder als in der östlichen Ebene. Hier reifen die Früchte früher. Hier man den Papagei unter dem 39°, selbst im Winter; und die Catalpas zu Hause am Mississippi bis zum 37°. Ohio und Kentucky sind die fruchtbarsten der von Nordamerika. Am Ohio, dem wichtigsten Handelskanal des westlichen Gebiets, finden sich die ungeheuern und noch unerklärten Mammuthsknochen und Ruinen alter amerikanischer Festungen. So hat man in den Bezirken Indiana und Camillus im Lande Onondaga eine Kette Festungswerke im Süden des Sees bis Pennsylvanien u. a. a. D. entdeckt. (Vgl. Amerika.) Das Mississippi Land begreift mehrere neue Staaten, z. B. Kentucky, Tennessee, Ohio, und im Westen das westliche Gebiet, welches sich vom Ohio bis zu den 5 großen Seen ausstreckt. Es liegt in der Nähe der großen Jagd für die schönsten Pelzwerke und wird durch die 1819 beschlossene Canalverbindung der 5 Seen mit dem Mississippi die Wichtigkeit für den Binnenhandel erhalten. — Jenseits des Mississippi breitet sich in einer Fläche von 50,000 □ M. das Missouriland bis an das Felsengebirge von welchem der Columbiafluß in das westliche Küstenland der Union in das stille Weltmeere zufließt. Diese Westküste, das Missouriland und das Gebiet des Mississippi, bilden zusammen das ungeheure Westland (West country) der Union, welches sich vom mexican. Golf bis zu den Quellen des Mississippi 400 deutsche Meilen nordwärts erstreckt, auf einem Flächenraume von mehr als 1,500,000 engl. □ M. ein Dampfbootschiffahrtsgebiet von 50,000 Meilen einschließt, und 2000 engl. M. Seegewässer, 1000 engl. M. Sumpf und 100,000 engl. M. Stromuferlänge begreift. Hier ist Platz und fruchtbarer Boden für mehr als 200 Mill. Menschen, wenn man nur die mittlere Bevölkerung von Europa annimmt. Nach des berühmten amerik. Geologen M. Meunier ist die ganze Strecke im Westen des Mississippi bis beinahe an den steinigten Berge eine Fläche, die 1500 engl. Meilen von N. nach S. und 1000 engl. Meilen von W. nach E. im Durchmesser hat und welche ganz aus Gesteinen zweiter Bildung (Kalkstein und Sandstein in fast horizontalen Lagern

eines großen Binnenmeeres gewesen, dessen Gewässer nach
 Appi, Hudson und Lorenzstrom abgefließen sind.
 des Landes der Verein. Staaten ist ein Triumph des beharr-
 lichen Fleißes unter dem Schilde der Freiheit und der Ordnung.
 310 von 1180 Mill. Acres erst 40,950,000 cultivirt. Schon
 Vieh-, Schweine- und Schafzucht so gut wie irgend in Europa.
 edelte Wolle aus. Es gibt große Heerden wilder Ochsen, eine
 viere und Geflügel; die Bienen, welche die ersten Ansiedler
 erika brachten, haben sich nun wild durch alle Länder verbrei-
 glauben, daß, wo Bienen sich zeigen, die weißen Leute bald
 chereien (selbst Walfische und Robben, auch Land- und Fluß-
 usfuhrartikel. Noch wichtiger ist der Getreide-, Reis-, Mais-
 lachs, Hanf, Obst, Gartengewächse u., sowie viele edle Süd-
 seng, Farbekräuter u. werden in Menge gewonnen. Beson-
 bau des Zuckerrohrs in Georgien, Louisiana, am Mississippi,
 immer mehr zu und ist ein Verbesserungsmittel der Moräste
 glich gut und häufig ist der Taback. Überhaupt machen Zucker,
 und Reis den Reichtum der Verein. Staaten aus. In
 817 über 20 Mill. Pf. Zucker gewonnen. Vom Sept. 1827
 28 wurden 720,595 Ballen Baumwolle geerntet, wovon
 4,743 erhielt. Taback wird jetzt in Virginien weniger als
 man den Weizenbau vorthellhafter findet; doch führte man
 9 Mill. Doll. aus. Der ganze Ertrag des Landbaues wird
 gt. Unter den Walderzeugnissen muß der Ahornzucker (in Ver-
 werden. Es gibt Tannen, die Masten von 100 Fuß liefern.
 Mineralien wird immer sorgfältiger erforscht; doch ist der
 erden. Es fehlt an keinem nuzbaren Fossil. Eisen, Blei, Stein-
 und Salz sind reichlich vorhanden. Am Arkansasflusse, der dem
 ist ein Lager von Steinsalz von 280 deutschen □ M. erst kürz-
 l. Auch zeigen sich Spuren von Gold und Silber.
 hner sind theils europ. Ursprungs, theils Neger und Farbige,
 für Letztere hat 1820 Marbochai Noah die Insel Grande Isle
 angekauft, um daselbst eine Ansiedelung von Israeliten zu bil-
 ibt es freie und steuerpflichtige Indianer. Die engl. Sprache ist
 taatsprache, sondern auch die der Mehrheit der Nation. Die
 in den Verein. Staaten betrug 1798 nahe an 400,000 Köpfe;
 von 1820 war sie bis auf 1,538,118 Köpfe gestiegen; ein Achtel
 besteht also aus Sklaven. Die meisten werden in den südlichen
 theil in Virginien, des Plantagenbaues wegen gehalten. Zwar
 Staaten den Sklavenhandel bereits durch das Gesetz vom 13.
 pafft und durch die Acte von 1803 auch die Einfuhr von Neger-
 an verboten; allein die einzelnen Staaten haben in ihrem In-
 noch nicht aufgehoben. Neuhamphshire, Massachusetts, Vermont,
 Rhode-Island, Connecticut, Newyork, Newjersey, Pennsylvanien,
 ana und Illinois sind gegenwärtig ohne Sklaven. Die meisten
 n Staaten haben die Sklaverei in ihren Gebieten ganz aufgeho-
 gen allen Negern, sowol freien als unfreien, die Niederlassung.
 hen Staaten: Maryland, Virginien, Nord- und Südcarolina,
 na, Mississippi, Louisiana, Tenessee, Kentucky und Missouri halten
 Politik dieser Staaten ist daher oft verschieden von der Politik der
 num letztere 151 Repräsentanten, jene aber nur 110 ernennen, so
 onialpolitik über das Interesse der Sklaverei ein Übergewicht von

41 Stimmen. Außer den Sklaven beschäftigen sich mit Landwirthschaft 2,065,499 Personen. — Die Indianer (Irokesen, Creeks, Cherokeeen, Chikasas, Schippewas u. s. w. zusammen 150,000 Köpfe) sind größtentheils in das Jenseits gewandert, haben sich an Ackerbau und Viehzucht gewöhnt. Sie leben wie cultivirten Amerikanern, im Besiz einer ihnen durch den Staat gewährten Unabhängigkeit, deren Antastung sie oft mit Wuth zu ihrer Entwidlung unterhält die Regierung der Union. In den untergeordneten Schulen, in denen 1822 über 500 Schüler Rechnen, Ackerbau, Handwerken, sowie die Mädchen in häuslichen Arbeiten unterrichtet wurden. — Unter vielen Stämmen einer gaelischen (Walliser, Welch) Colonie, welche erst um 1170 dahin geführt haben soll und die noch die gewöhnlichsten merkwürdigsten. Sie wohnen im Innern am Mississippi.

Fabrikfleiß und Handel wetteifern in den B. St. mit dem Ackerbaue. 1820 beschäftigten sich mit Handwerken und mit dem Handel 72,597 Menschen. Während des Spanisch-englischen Kriege hatten sich die Fabriken in den Vereinigten Staaten 1815 der Werth aller verfertigten Manufakturwaaren (Bekleidungsstücke, Häute, Eisen, Holz, Baumwolle u. s. w.) bis auf 151 Mill. erhöht. 1820 zählten die Freistaaten 60 Baumwollen- und 36 Eisenfabriken. Was jedoch den Aufschwung des Fabrikwesens hindert, ist das freie Landleben; denn an Anstalten, um Gewerbe und Handel zu fördern, ist es nicht. Man bedient sich aller in Europa erfundenen Maschinen. Der Schiffbau übertrifft den Ackerbau. Die Plätze des Gewerbefleißes sind Philadelphia, Patterson, New York u. a. m. Die erste Handelsstadt ist New York; dann folgen Philadelphia, Baltimore, Charlestown, Portsmouth, Salem. Zwischen den östl. und westl. Staaten. Hier, am Ohio, verkehren die mit Landeserzeugnissen bis New Orleans fahrenden Dampfboote. Am Ohio treffen Dampfboote aus New Orleans, New York und anderen Orten. Nordamerik. Seefahrer bedecken jetzt alle Meere. 64 Schiffe kreuzten 1821 in der Südsee und 140 in dem Nordmeere. Sie beschäftigten allein 5000 Seeleute. Vor 20 Jahren gab es keinen chinesischen Handel, und jetzt betragen die Ladungen der Schiffe bel 12,000 Tonnen. Denn ungeachtet der Congreß-Verordnungen, die China geschickt hat, genießen dennoch daselbst die Nordamerikaner Handelsfreiheit, während die Briten von der chinesischen Politik, die sie suchen, Gesandtschaften und Geschenke dieser eingebildeten Freiheit in China nennt, keineswegs begünstigt werden. Der Handel im Lande von der Natur so begünstigt als hier. In Illinois durchfließen die großen Ströme von fast ganz Nordamerika. Aus dem Osten fließt aus dem Westen der Missouri, aus dem Norden der Mississippi in den Süden, sie vereinigt nach dem Süden in den Meerbusen von Mexiko. Eine große Cumberland-Landstraße verbindet bereits die westlichen Staaten der Union; und schon trifft man Anstalten zur noch schwierigen Verbindung des Ohio mit dem Erie-See und der Colorado, der sich in den Meerbusen von Californien, und mit der sich in den Columbia und durch diesen in den stillen Ocean ein Canal gegraben, der den Illinois mit dem Mississippi und mit dem andern, der 1817 begonnene große Westcanal *)

*) Er ist 70 deutsche Meilen lang, hat 77 Schleusen, und hat 5

dem Hudsonfluß, an dessen Ausfluß Neuport liegt. Hierdurch eröffnet sich ein unterbrochener Wasserweg aus dem atlant. Ocean in den stillen durch das ganze Land von Nordamerika, und zugleich aus dem Norden bis in die südlichen Provinzen desselben. So kann Neuorleans bald für die Verein. Staaten das sein, was einst Alexandrien für Ägypten war: der Hauptpunkt ihres Handels und ihres Reichthums. Denn schon ist es der Stapelplatz des Überflusses der Landes Ohio, Missouri und Mississippi; und auf letzterm Strome sieht man bereits Zeit zu Zeit schwimmende Kaufsläden in Schiffen für die Uferbewohner hinauf. Überhaupt ist die längste Strecke einer inländischen Schifffahrt in der ganzen Welt wol diejenige, welche zwischen Neuport und Neuorleans stattfindet, indem dieser Strecke von fast 4000 engl. M. nur ein Landtransport von 27 engl. M. übrig bleibt. Überhaupt sollen nach dem Gesetz 12 Canäle das Ganze von Neuorleans bis Neuport verbinden. Außerdem gibt es gute Landstraßen; 1821 betrug Länge der Poststraßen 15,961 deutsche M. Die Zahl der Postämter stieg seit 1800—1827 von 75 auf 6500. Damals war die Einnahme des ganzen Postamts 38,000 Doll., jetzt steigt dieselbe bis zu 1,200,000 Doll. Sodann befördert den Handel das Zollsystem, welches die Ausfuhr ganz frei gibt, und wenn einzelne Artikel wieder ausgeführt werden, Rückzölle bewilligt; ferner die Banken, die 1819 in den Verein. Staaten 373, mit einem Bankcapitale von mehr als 1 Mill. Dollars, anerkannt waren, und die Dampfschifffahrt. 1807 zählte man 144 Handelschiffe, 2375 Fischer- und 3510 Küstenschiffe. 1819 besaß mehr als 60 Dampfschiffe den Mississippi. Das größte trug 500 Tonnen Last ober 1 Mill. Pfund. Die Tonnenlast der Handelschifffahrt betrug 1817 nahe an 1,425,000 Tonnen; sie hatte jedoch seit dem Kriege abgenommen, 1817 betrug die Ausfuhr nur 88 Mill. Doll., worunter 68 für einheimische Erzeugnisse, wogegen die Ausfuhr 1807 über 108 Mill. betragen hatte. Noch geringer war die Ausfuhr vom Sept. 1821 bis zum Sept. 1822; sie betrug nämlich nur 49,874,079 Doll. für inländische (darunter Baumwolle, Weizen und die wichtigsten Artikel) und 22,286,292 Doll. für ausländische Waaren und Erzeugnisse; die Tonnenzahl der Schiffe belief sich 1821 auf 1,262,618 Tonnen. J. 1827 betrug die Einfuhr 79½ Mill. Doll., die Ausfuhr 82,300,000 Doll. J. 1790 nur 20,200,000 Doll.) und die Tonnenzahl 1,534,000 (während die britische Schifffahrt bei einer noch einmal so großen Volksmenge von 23 Mill. Menschen 2½ Mill. Tonnen beträgt). Auch die Sicherheit der Küstenschifffahrt wird durch eine Menge Leuchthürme befördert, und die Zahl derselben ist seit 1811 von 23 auf 85 gestiegen.

Der durch den Generalcongress zu Washington verbundene Föderativ-Vertrag von Nordamerika besteht gegenwärtig (1828) aus 25 von einander unabhängigen Republiken, nebst 1 District und 6 Gebieten, deren Volksmenge hier nach dem Censur von 1820 angegeben wird. Die Natur hat bereits zwischen den östlichen und den westlichen Staaten eine Scheidungslinie gezogen; die Trennung der nördlichen und südlichen wird durch moralische und politische Ursachen vorbereitet. A. die alten Provinzen bilden 13 Staaten: 1) Newhampshire, die nördlichste, 446 □ M., mit 244,160 E. Hier sind die weißen Gebirge, welche sich von New-Hampshire und Francis über das Meer bis zu 6600 Fuß erheben. Der Washington ist der höchste. Am Fuße liegt er 1888 F. über dem Meere. Zu Concord ist der Sitz der Provinzialregierung. Portsmouth ist ein Hafen und die wichtigste Handelsstadt. 2) Massachusetts, 317 □ M., mit 524,000 E., Hauptst. Boston, 43,300 E.; Salem; Cambridge. 3) Rhode-Island, 74 □ M., mit 84,000 E., Hauptst. Providence; Newport. 4) Connecticut, an der Mündung dieses Flusses, 220 □ M., mit 275,600 E., Hauptst. Hartford; Newhafen. 5) New-York erstreckt sich bis zum Ontario- und Eriesee, 2170 □ M., mit 1,384,000 E.

troit. — Die 6 Gebiete der Verein. Staaten sind: a) Arkansas, ehemals ein Theil von Missouri, südlich vom Missuriflusse, hat auf 5700 □ M. über 30000 E., Arkopolis ist der Sitz der Regierung und des Gouverneurs. b) Das Nordwest-Territorium oder Oregon, 15,896 □ M., mit 120,000 E. c) Das Nordwestlich den Felsgebirgen (Rocky Mountains) hat auf 6166 □ M. 24,000 E. d) Die Floridas (s. d.), welche Spanien an die Union abgetreten hat, und 1822 zu einem Gebiete der Verein. Staaten erhoben wurden. Ostflorida, mit Hauptst. Augustin, bildet eine Halbinsel. Dazu gehört auch die Insel Amelia. Westflorida (zwischen den Flüssen Apalachicola und Perdido) ist die Hauptst. Pensacola der einzige für Kriegsschiffe brauchbare Hafen von der Chesapeakebai bis zu Vera Cruz. Sein Besitz gewährt den Verein. Staaten eine Station für die Seemacht, wie sie England in ganz Westindien nicht hat; und dies im Angesichte von Cuba und Jamaica. Florida hat auf 2715 □ M. über 50,000 E. Die Haupterzeugnisse Westindiens, Zucker, Baumwolle und Indigo, gedeihen dort vortrefflich. e) Obermissouri, 43,090 □ M., mit 200,000 E. f) Seit dem Febr. 1828 das Hudson-Gebiet, zwischen dem Michigansee im N. und dem Mississippi im W. (43° 25' — 49° N. Br.), ist wichtig durch seine reichen Bleibergwerke.

Die Verfassung des nordamerik. Bundesstaats ist bereits angegeben. An der Spitze der allgemeinen Verwaltung steht der Präsident (s. John Adams, vom 4. März 1825 bis dahin 1829), der einen Gehalt von 25,000 Doll. hat. Ihn unterstützen 5 Minister, die, jeder in seinem Wirkungsbereiche unabhängig, aber der Nation verantwortlich sind. Der Vizepräsident hat jährlich 5000 Doll., der Staats- und Finanzsecretair ebenso viel, der Kriegs- und Marineminister Jeder 4500, ein Mitglied des Congresses hat täglich 6 Doll. In jedem einzelnen Staat regiert sich selbst und hat sein eignes Gesetzbuch. Doch faßt die Präsidentenkammer auch für alle Staaten der Union geltende Beschlüsse ab, z. B. gesetzliche Verordnungen in Ansehung der Sklaverei und des Negerhandels, auch ward am 6. Dec. 1821 vom Congress das Duelliren einmüthig verboten. Ein Beispiel, wie die einzelnen Staaten bei ihrer Gesetzgebung verfahren, ist der Entwurf Livingston 1822 abgefaßte Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs für Louisiana merkwürdig. (Vgl. „Hermes“, 1823, Bd. 3.) — Die richterliche Gewalt ist von der gesetzgebenden und vollziehenden getrennt. Der höchste Appellationshof für die Provinzen ist der Supreme Court, der jährlich zu Washington eine Sitzung hält. Überdies gibt es nach dem Vorbilde von England 3 wandernde Gerichte: eins für die nördlichen, eins für die mittlern und eins für die südlichen Staaten. In jedem District ist ein Districtshof, und die Circuit Courts (besondere Richter in jedem Gerichtsbezirk) sind wiederhergestellt. Das Eigenthum an dem Boden ist vollständig frei; keine Art von Reallasten haftet darauf. Jede Ortschaft bildet einen unabhängigen Körper für sich und wird durch selbstgewählte Vorsteher verwaltet, welche auch die für die Bedürfnisse der Ortschaft nöthig erachteten Steuern umlegt. Über kleinere Rechtshändel entscheidet der Friedensrichter, größere kommen vor das Grafschaftsgericht. In jeder Grafschaft ist ein vom Gouverneur der Grafschaft ernannter Sheriff, der die nöthigen Untersheriffs selbst ernennt, für diese aber verantwortlich stehen muß. Zu diesen kommt noch der Coroner und eine Art Notar. Alle Staatsbürger sind sich gleich; es gibt keinen Adel, keine Privilegien und keine Orden. Der Cincinnatiorden ist seit dem Freiheitskriege nicht weiter vertheilt worden. Das staatsrechtliche Verhältniß der Ansiedler in neuen Ländern hat eine dreifache Periode. Die erste Colonialregierung ist in den Händen des Congresses; der Präsident ernennt einen Gouverneur, Secretair und 3 Richter. Der zweite Abschnitt in der Verfassung tritt ein, sobald die neue Ansiedelung 5000 volljährige freie männliche Bewohner zählt; dann wird dem von dem Präsidenten zu ernennenden Beamten eine General-Assembly, bestehend aus einer von den Einwohnern zu wählenden

einem von dem Congreß zu ernennenden Gesetzgebungs-
Diese General-Assembly erwählt nun schon einen Ab-
rationalgesetzgebung. Ist endlich die Bevölkerung ei-
60,000 E. angewachsen, so sind diese berechtigt, einen
n ihnen selbst entworfenen Verfassung zu gründen und
nat einzutreten. — Die gesetzliche Verfassung beruht
önlichen Freiheit und Gleichheit; daher die britischen
sacte und der Geschwornengerichte, sowie der sorgfält-
auch in den Verein. Staaten das Wesen der bürger-
Doch fehlt den Nordamerikanern, sagt Coerett, ein
n ihr Staats- und Privatrecht hat noch immer mit
d daher in beiden viel Herkömmliches und Schwanken-
n mehreren Provinzen vortrefflich; vorzüglich verdienen
ichtung der Gefängnisse, wie sie in Pennsylvanien zu-
dann nach D. Rush u. A. Vorschläge in Penn's Gei-
und nach gemildert oder verbessert worden sind, nachge-
strafe ist abgeschafft, ausgenommen bei vorsätzlichem
zugleich Besserungsanstalten, und zweckmäßig in Ab-
ung, Diät, Krankheit, Religionsunterricht, Arbeit und
gung ist ohne Ausnahme verboten. Der einsame Ker-
hia hat schon manchem verstockten Bösewicht zur Ar-
horsam Lust gemacht. Überhaupt gleichen die Zucht-
ls Strafanstalten. Die Friedensrichter (Justices of
aten sind vom Volke erwählte Ehrenbeamte, ohne
gland, die Hauptstützen der innern Verwaltung. Sie
Frankreich, Richter der untersten Instanz, sonbern
Friedens, d. h. der Sicherheit aller Rechte der Per-
te leisten Widerstand gegen allen Druck der Gewalt;
in Allem, was die Wohlfahrt der Bürger gefährdet,
e Aufseher über milde Anstalten, deren es eine große
ller in den Verein. Staaten antrifft. Gleichwol ist,
der Geld- und Handelsgeschäfte, der Stand der
ch Fearon sind in der Repräsentantenkammer von
Advocaten. Sie liefern die meisten Mitglieder
ngen, und mit ihnen sind wol an 9 Zehntel von
polizei ist fast überall musterhaft; sie besteht nicht in
wirklichen Aufsicht der Bürger auf das Gemeindeg-
ten und auf die Bereitung guter Lebensmittel.
er Verein. Staaten betrug 1818 22,167,862
(Thlr. 10 Gr.), der Überschuf von 1817:
on 1818: 26,235,337 Doll., also blieb für
Doll. Die Staatschuld war von 1819,
bis zum J. 1827 auf 73,900,000 Doll.
des Staatschulden-Tilgungsfonds ward
erhöht. Seitdem aber hatte das Deficit
seit kurzem ist es dem Congresse gelungen,
ellen. Die Einnahme für 1826 betrug
die Ausgabe aber auf nicht mehr als
Zu den außerordentlichen Einnahmen
hat der Congreß allein nordwestlich
Die directen innern Abgaben wur-
Congresses vom J. 1818 im gan-

zen Umfange der Republik sämmtlich aufgehoben, so daß die Einkünfte der Regierung auf den Zöllen, Hafengebühren, Postgebühren, Patentzinsen, Steuern auf dem Verkauf der Ländereien, sowie auf den Dividenden von 7 Mill. Doll. Eigenthum an dem 35 Mill. Doll. starken Capital der Staatsbank (United States Bank) beruhen. Die Summe der Banknoten, welche von der Bank der Vereinigten Staaten und deren Zweigen in Umlauf gesetzt sind, belief sich 1821 auf 27 Mill. Doll. (Vgl. Brister's „America and her resources etc.“, S. 67—93). Das stehende Heer betrug 1817 nur 10,420 M. und 1827 kaum die Hälfte; zählte nämlich 3240 M. Infanterie, 1811 M. Artillerie, 22 vom Genie und 10 im Stabe. Nach dem Gesetz soll die Armee 6183 M. betragen. Dagegen betrug sich im J. 1827 die eingeschriebene Miliz auf 1,150,158 M., darunter eine große Anzahl geübter Jäger für das im amerikanischen Freiheitskriege so glücklich angewandte Jägercorps-System. Die musterhaft eingerichtete Seemacht bestand 1826 aus 12 Linienschiffen, 14 Fregatten, 2 Corvetten, 9 Briggs, 3 Schaluppen (im J. 1827 zählte sie 34 Kriegsschiffe für den Ocean mit 953 Kan. und 32 Schiffe für die Seen mit 265 Kan.). Diese Marine schützt die Handelsflagge der Vereinigten Staaten in allen Staaten, und Canning nannte die Vereinigten Staaten die mächtigste Seemacht. Schon die Natur hat die Vereinigten Staaten bestimmt, die erste Seemacht Amerikas zu werden. Denn Mexico hat bloß 2 sehr kleine Häfen, und entbehrt aller Hülfsmittel, um eine gute Marine zu bilden. Die Ausbildung der Seerofficiere sind in allen Häfen der Flotte Lehranstalten, und die Ausbildung der Landofficiere hat der Congress eine Militärschule zu Westpoint im Staate New York gegründet, sowie eine Artillerieschule in der Festung Monroe. Auch hat der Congress nach den Plänen des franz. Generals Bernard (jetzt amerikan. Bürger) wichtige Punkte, vorzüglich an den Küsten, befestigen lassen. Übrigens sieht man in Nordamerika kein Militär paradiiren, einquartieren und caserniren. Die Soldaten sind Bürger, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker. Man erkennt sie nicht an wirklichen Diensten. Überall ist der Staatsdienst auf das Nothwendige beschränkt, damit für das Nützliche die Geldmittel nie fehlen. Kurz, aus dem Staatshaushalt sieht man, wie gut und wie wohlfeil die Amerikaner leben; wie wenig Auflagen sie bezahlen, und wie sie den Lohn ihrer Arbeit zum Unterhalt ihrer Familie verwenden können, ohne den größten Theil ihrer Einkünfte verschwenderischer, stolzer Müßiggänger hergeben zu müssen.

Der Charakter der nordamerikanischen Nation hat sich aus dem Trieb zur Unabhängigkeit und reichlichem Erwerb entwickelt. Die Grundlage desselben ist vernunftmäßige Selbstständigkeit; sein Wesen ist englisch in Sprache, Sitte, Gewohnheit, Moral, Religion und Literatur. Im Allgemeinen halten die Vereinigten Staaten das Mittel zwischen der rohen Gemeinheit der Indianer und der künstlichen Abgeschliffenheit der höhern Classen in Europa. Am einfachsten sind sie in den westlichen Staaten, wo daher auch die Gerichte am wenigsten zu thun haben. Der größte Theil der Ansiedler war englischen Ursprungs und bestand aus rechtlichen und gebildeten Familien, vorzüglich in Neuengland, unter welchem Namen man ehemals die 4 Provinzen Newhampshire, Massachusetts, Connecticut und Rhodeisland begriff. Deutsche und Holländer haben vorzüglich in Pennsylvanien, Newyork und Newjersey niedergelassen; französische in Neuengland, in Stateisland und in Charlestown; Schotten fast in allen Staaten, vornehmlich in Pennsylvanien und Maryland; Schweden in Newhampshire, Newyork, Newjersey, Pennsylvanien und Maryland; Engländer in dem Staate Indiana. Die westlichen neuen Staaten werden durch den Zufluß aller Länder bevölkert. (Vgl. Auswanderung.) Eben daher ist der Charakter des Volks mehr colonial als national; noch hängen ihnen die Eigenschaften der Nationen an, von denen sie ihren Ursprung haben. Dies ist

der neuenglischen Sitten, einer Folge des Puritanismus; in dem Handel ergebener Geist der Einw. Newyorks, einem holländ. Vorfahren; in dem freigebigen und freundlichen und die Institute von Philadelphia charakterisirt, und Stifter der Colonie und sein System fortleben. Indes vertreten und Gewohnheiten der verschiedenen Einw. immer mehr Charakter, der sich dem englischen nähert. Da die Jagd freier zum Schützen. Gesellschaftliche Unterthänigkeit wird nicht den kein Zwangsrecht über ihre Kinder, Lehrer nicht über die über die Gesellen u. Alle sind gleich. Daher sind aber auch erricht in der Regel ohne alle Zucht und Ordnung. Der Handel Klassen, selbst Soldaten und Geistliche. Ein rastloses Treiben, daß Viele einen Stand mit dem andern vertauschen. Oft kommen nach und nach ein Advocat, ein Kaufmann, ein Prediger meistens fällt die Sucht auf, aus den östlichen in die westlichen zu gehn. Als Nationalfehler bezeichnen neuere Reisende die Liebe gewisse ruhmredige Eitelkeit, bei wirklichem Mangel an einer Bildung und an Eigenthümlichkeit. Das weibliche Geschlecht Allgemeinen gebildeter und kenntnißreicher als das männliche. einem Staate der alten Welt, England ausgenommen, das einen solchen Gemeingeist als das in Nordamerika; denn der Bürger mehr, daß er ein Vaterland habe, als hier. Daher Verschiedenheit der Meinungen in Hinsicht des herrschenden politischen gibt 3 politische Parteien: 1) die Tories, welche, wie in England, die Vorrechte der Gesetzgebung auf Kosten der Macht des Volks zu erweitern suchen: sie sind für eine beschränkte monarchie; 2) die Föderalisten, welche mit der jetzigen Regierung unzufrieden dieselbe für allzurepublikanisch oder demokratisch halten; 3) die Republikaner, welche die Mehrzahl des Volks ausmachen. Die lebhafteste Partei ist vielleicht in Philadelphia wahrzunehmen. Hier gibt es eine gemäßigtere oder Independant Republicans, Föderalisten, Republikaner, Conventionalisten und blaue Lichtmänner genannt; keiner Partei gehören, Quakers. — Da in Nordamerika die Grundsätze des Vereins eine vollkommene Gewissensfreiheit ist, so gibt es keine schenkende Religion. Hier leben friedlich unter und neben einander Presbyterianer u. a. Reformirte, Episkopalen, Quaker, Methodisten, Lutheraner, Katholiken, Herrnhuter, Mennoniten, Dunkers, Baptisten, Juden und Fetischanbeter. Merkwürdig ist die Ansiedlung der Quaker, einer Sekte aus dem Württembergischen, welche ihr Hauptquartier, ein Landmann, 1803 gegründet hat. Sie wollen die Christenheit ihrer ersten Reinheit wiederherstellen, und haben Gütergemeinschaft gemacht. Gute Kinderzucht und Schulen sind ein Hauptgegenstand. Sie treiben Landbau und vorzüglich Manufacturen. Ihre Hauptstadt ist in Pennsylvanien, unweit Pittsburg. 1813 verlegte Rapp einen Ort in das Gebiet von Illinois, an den Wabashfluß. Melish und andere von ihnen mit Bewunderung. Die Shakers, Bitterer, haben in Ohio, nicht weit von Cincinnati, eine Colonie, Shakertown, gegründet, welche Gemeinschaft der Güter und Ehelosigkeit eingeführt hat, und zu erlösen. Übrigens gibt es keine vom Staate angeordnete Schulen, wol aber Kirchen, Capellen, Betställe, Sonntagschulen, Missionsgesellschaften. 1816 Bibelgesellschaften.

amerikanische Literatur. Wie die Sprache, so ist

auch das Unterrichtswesen nebst dem Schriftenthume in den Vereinigten Staaten englisch. Im Allgemeinen ist der Sinn für die geistige Thätigkeit erst kürzlich erwacht; daher sind Schulen, Literatur und Kunst noch im Beginn, doch haben talentvolle Köpfe und wissenschaftliche Vereine schon manches nützliche Werk hervorgebracht. Die Gelegenheit, sich auf eine andre, minder same Art auszuzeichnen und zu bereichern, die Drangsale der eigentlichen Kämpfe, der Revolutionskrieg, der ungeordnete Zustand der Dinge nach Beendigung desselben: alles dies wirkte zusammen dahin, den Geist des Volks mehr auf die stillen Freuden der Literatur. Die von Buffon geäußerte (und von ihm im 1. Bd. seiner „American review“ mit Gründen bestrittene) Meinung, liege es im amerikanischen Erd- und Himmelsstriche, wenn von Geschlecht zu Geschlecht bei Menschen und Thieren die physischen und geistigen Kräfte abnehmen, die Amerikaner durch Thatfachen widerlegt, die ebenso sehr Einsicht, Schärfe, Unternehmungsgeist und Ausdauer in den Beschäftigungen des Friedens als die Gewandtheit, Unerrockenheit und Heldenmüthigkeit im Land- und Seebeweisen. Nach Bristed übertrifft die große Masse des amerikanischen Volks die andern Länder an Schlaueit, Verstand und an prakt. Behendigkeit, sich in Verhältnisse und Versuche mit Glück einzulassen. Es besitzt Männer von Kenntniss in mehr als einem Fache, wie Rittenhouse, Franklin und West. Auch kann man sich rühmen, daß das erste Schiff, welches der Dampf vorwärtsdrückt, aus dem Busen des Hudsonflusses vom Stapel lief. *) Daß aber die Nordamerikaner in manchen europäischen Nationen noch in den Verfeinerungen der Kunst, in der Ausbildung der Wissenschaften, und in dem Schimmer der Gelehrsamkeit nachhinken, liegt in dem gesellschaftlichen Zustande des Landes. Eine verhältnißmäßig sparsame Bevölkerung, über eine unermessliche Erdoberfläche zerstreut, stellt den Fortschritt und Umlauf literarischer Erzeugnisse wichtige Hindernisse entgegen. In den nordamerikanischen Wäldern können noch keinen akademischen Schatten geben, wie das Hain bei Athen. Der Amerikaner muß noch mit der einen Hand zum Schilde greifen, indem er mit der andern den Pflug führt. Überdies fehlt es an solchem Wettstreit unter den Schriftstellern, an Belohnungen und an der Unterstützung durch den Beifall eines großen und gebildeten Publicums. Nach New York sind die 3 aufgeklärtesten Städte der Union Philadelphia und Boston. Man liebt vorzüglich Novellen, besonders engl. Schauspiele und Poesien, weniger moralische und Geschichtswerke; metaphysische und philosophische Werke werden gar nicht in die Hand genommen. Die Nordamerikaner haben keinen Glauben an die Theorien der Natur, aber sie wissen dennoch, was natürlich, vernünftig, gerecht und frei ist. Sie haben keine Theorien des Staatshaushalts aufgestellt, aber sie sind gute Wirthe. Der engl. Schriftsteller drückt freilich den beständigen Zufluß von engl. Literatur den Geist der amerikanischen nieder, weil er eine Sucht nach fremden Erscheinungen erzeugt. Auch in die Meisten in zu früher Jugend in das prakt. Leben ein. Dann ist der allgemeine Hang, sein Talent in Zeitungsaufträgen und polit. Flugblättern zu erschöpfen, das schriftstellerische Talent verderblich; endlich schadet demselben das übertriebene Haschen nach Neuigkeiten, welches selbst dasjenige übertrifft, das dort demselben seinen Landsleuten vorwirft, sowie die Sucht nach Abwechslung, welche

*) Auch im Brückenbaue haben die Nordamerikaner viel geleistet. Die kürzlich baute hölzerne Carthagobrücke über den Genesee bei New York gilt für ein Meisterwerk. Sie hat nur einen Bogen, ist 713 Fuß lang und 30 breit. Die hölzerne Montezuma-Brücke zwischen dem Dorfe Montezuma und der Stadt Menz, über den Fluß Rio Grande und die Marschländer in der Grafschaft Pinal, ist 3 Meilen lang und die längste Brücke in der Welt. Eins der schönsten Bauwerke ist die 1000 Fuß lange New York-Brücke (vollendet 1828) in Massachusetts, über den Merrimackfluß. Eisenbrücken gibt es seit mehreren Jahren, z. B. zu Baltimore.

in gesellschaftlichen Verein bewegt. Man zieht aus einem Ort und aus einem, aus einer Wohnung und Provinz in die andre, oft nur, um zu wechseln. — den Volksunterricht ist das meiste bis jetzt gethan worden. Fast alle Staaten Districtschulen; daher kann fast jeder Amerikaner lesen, schreiben und rechnen. Für den Volksunterricht sorgen die einzelnen Staaten und Gemeinden; daher es 1822 nicht mehr als 5763 Volksschulen, in welchen gegen 272,000 unterrichtet wurden. Die Union läßt daher bei allen neuen Landereinteilungen jeder Gemeinde 640 Acres Land zur Begründung öffentlicher Schulen an. Die höhern Schulen sind noch sehr unvollkommen, und ganz nach dem Muster der engl. eingerichtet. Es fehlt an geschickten Lehrern und an wohl vorbereiteten Schülern. Gleichwohl wird viel auf das Schulwesen verwandt; z. B. Connecticut hat einen Schulfonds von 1,200,000 Doll.; Virginien von 1 Mill. Doll. zählte schon 1809 in den Verein. Staaten 74 hohe Schulen u. d. N. von Yale, und 25 Colleges (Hochschulen), unter denen die von Harvard in Massachusetts (unweit Boston), Yale in Connecticut, Princetown in Newjersey und Co. College in Philadelphia den größten Ruf haben. Harvard mit 23 Professoren die älteste amerikan. Hochschule, welche der Prediger Harvard 1636 gestiftet ist am reichsten dotirt. Sie vereinigt jetzt ein Gymnasium und eine Universität die cambridger Universität genannt. Die Studenten sind nach 4 Classen und Jahren eingetheilt. Außer einer Bibliothek, welcher 1818 ein begüterter der Wissenschaften in Boston die von ihm erkaufte Bibliothek des Prof. in Hamburg (die reichste Sammlung von Schriften, die in und über Amerika (Schriften sind) geschenkt hat, einem Mineralien cabinet und a. Sammlungen, sie auch eine Sternwarte. Mit ihr ist das Massachusetts-medicinische-College verbunden. Die Universität zu Newyork ist vorzüglich der Arzneiwissenschaft gewidmet. Überhaupt sind die Bildungsanstalten für den künftigen Arzt vortrefflich. Abgleich die Geseze den Quacksalbern noch immer zu wenig Einhalt thun. medicin. Schule in Philadelphia entstand 1764, die von Cambridge 1784.ington's schon 1775 gedußerte Idee, eine Nationaluniversität zu errichten, wird in Washington nach einem Beschlusse von 1817 zur Ausführung, sowie eine zu errichtende Nationalsternwarte. Die Katholiken, welche haupt in den Verein. Staaten 3 Seminarien besitzen, haben das zu Washington befindliche, welches seit 1806 von Jesuiten geleitet wird, 1815 zu einer Universität erhoben. In Boston entstand ein Aethendium durch Unterzeichnung, welche binnen 10 Tagen 400,000 Doll. betrug, und der berühmte Jefferson. Präsident, hat in seinem Wohnsitz Charlottesville bei Monticello eine errichtet errichtet, bei welcher 10 Professoren und 208 Studentenwohnungen finden. Auch beschäftigt man sich mit einer vom Congress ausgehenden gleichen Einrichtung des Schulwesens und aller Bildungsanstalten in den Verein. ten. Eine Taubstummenanstalt wurde 1817 in Hartford unter Gallaudet's Leitung von einem Taubstummen, dem Lehrer Clerk, eingerichtet. Alle große te haben öffentliche Bibliotheken. Die von Philadelphia enthält 100,000 e. Ebenso wenig fehlt es an gelehrten Gesellschaften in Boston, Newyork, delphia, Charlestown (Carolina) und a. a. D., welche Sammlungen von schaftlichen Abhandlungen herausgeben. In Newyork entstand 1809 eine "literary society", welche die Naturgeschichte, die Kirchen- und Staatsgesetze von Amerika zum Gegenstande ihrer Arbeiten gewählt, und bereits 2 Bde. lischer Aufsätze herausgegeben hat. Von der ältesten Gesellschaft zur Beförderung vaterländ. Geschichte (Massachusetts historical society) sind 16 Bde. lischer Schriften erschienen. 1817 bildete sich in Neworleans eine Société éale. Denn unter allen Berufswissenschaften wird die Heilkunde mit vorzüglichem Eifer bearbeitet.

Die amerikan. Literatur hat ihren Anfang genommen 1640, wo das erste Buch in Amerika gedruckt wurde. Das erste Zeitungsblatt erschien daselbst April 1703. Gegenwärtig liefern die nordamerikan. Buchdruckereien alle nötigsten Werke der europ. Literatur, und die Bücherpreise sind gewöhnlich nur der dritte Theil von den in England üblichen. Die erste nordamerikan. Buchhandlung ward 1802 zu Newyork von 49 amerikan. Buchhändlern gehalten. (Vgl. Thompson, „History of printing in America“, Philadelph. 1815.) — Als Dichter werden geschätzt: Barlow (f. d.), der Verf. der „Columbiade“; der Lyriker Sargent in Boston; Woodworth; Brown, der Verf. von „Wieland“ und „Arthur Mervin“; W. Cullen; Bryant und D. Dwight. Der Letztere (Präsident des Yalecollegiums) schrieb, als er noch Geistlicher zu Greenfield war, ein episches Gedicht: „The quest of Canaan“, und ein andres: „Greenfield's Hill“. Indes verdienen die kleinern Gedichte der amerikan. Dichter neuerer Zeit mehr Geschmacks als größern Gedichte; auch haben sie mehr einen eigenthümlichen poetischen Charakter. Alston's „Sylph of the seasons“, Pierpoint's „Airs of Palestina“ und „Bridal of Vaumond“, nennen Bristed und Cogswell die schönsten Gedichte, jenseits des atlantischen Meeres erschienen sind. Aber Nordamerika übertrifft entbehrt eines romantischen Jugendlebens, einer dichtungsgewöhnlichen Zeit, des Anblicks einer idyllischen Natur und vor allen jener sorgenfreien Ruhe, welche der stille, heitere Müssendienst verlangt. Daher ist im Leben so wenig Kunst und Poesie. Man vernachlässigt die Einbildungskraft, denn man hat für Freuden keine Zeit. Dagegen vereinigen sich alle Kräfte des Geistes, um das Nützliche zu erringen. Der Sinn ist rein praktisch, nur auf Berufsarbeit gerichtet, auf Gewinn. — Als Schriftsteller, die dem Volksgeiste mehr entsprechen, sind bekannt: Trumbull, Verf. des komischen Heldengedichts „Mac Fingal“, und Irving (f. d.), und Wirt, der erste Advocat Virginien's, Verf. des „Old bachelor“ und des „British spy.“, und der Erzähler Cooper. Als Redner werden vorzüglich geschätzt: Fisher Ames, den man den amerikanischen Burke nennt; Patrick Henry, ein Sachwalter in Virginien, der sich in den ersten Jahren des Freiheitskrieges als Staatsmann und Redner sehr auszeichnete, und der Gouverneur Morris. Unter den 44 Mitgliedern des Senats zeichnen sich als ausgezeichnete Redner aus: Otis von Massachusetts, Rufus King, und Boreaur, Gouverneur von Virginien; so auch der gewesene Repräsentant Henry Clay. Übertrifft bilden die Gerichtshöfe und der höhere Staatsdienst, nach welchem alle Talente hinstreben, gute Redner. Denn nach Cogswell (in Blackwood's „Edinb. mag.“ 1819) werden immer 3600 Geseßgeber für den Congreß und für die Regierungen der einzelnen Staaten gebraucht. Gleichwol gibt es in den Verein. Staaten keinen Coursus von Vorlesungen, weder über ihre eigne Verfassung noch über das Völkerrecht, weder über polit. Ökonomie noch Statistik und Geschichte. Aus dem Mangel einer zweckmäßigen politischen Erziehung entspringt aber nicht allein die sichtbare Unwissenheit in den nöthigen Kenntnissen, welche selten der spätere Fortschritt des Mannes sich erwerben kann, sondern auch die einseitige und beschränkte Ausbildung bloßer Berufsthätigkeit. Indes hat sich der Congreß, ungeachtet dieser Mängel, dem Zustande der wissenschaftlichen Bildung, im Allgemeinen ausgezeichnet durch die Weisheit seiner politischen Maßregeln und durch eine bedeutende Zahl guter Redner. Die Amerikaner sind von Jugend an vorzüglich ein im Reden gewandtes Volk. Schon in den Colleges wird die Kunst zu sprechen getrieben; die immer neuern Wahlen für die öffentlichen Ämter begünstigen das Talent, zum Reden klar, kräftig und eindringend zu reden. Amerikanische Beredsamkeit ist keine gelehrte, nicht so edel, rein und gelehrt; aber sie ist kühn, hinreißend, voll Feuer und Flamme. Ihr auffallender Fehler ist Mangel an gutem Geschmack, eine Folge der Vernachlässigung des classischen Studiums. Es gibt daher wenig ausgezeichnete

politische Schriftsteller. Was der Amerikaner aber auch hierin zu leisten versteht man aus dem Werke: „The federalist“; eine Sammlung Aufsätze Hamilton, Jay und Madison, zur Vertheidigung der Bundesverfassung, der beste Commentar über ihre Grundsätze; vorzüglich zeichnen sich die von ihm im Zweikampfe gebliebenen Obersten) Hamilton, den Bristed zu den ersten Männern Nordamerikas zählt, durch Klarheit und Bündigkeit aus; auch Lin's Schüler, des berühmten Jefferson (f. d.) Schrift: „Über die Ungleichheit des Vaterlandes“, ist berühmt. — Gelehrte Juristen gibt es in Amerika nicht in dem Sinne, wie auf den europ. Universitäten, wol aber gute Sachwalter und Richter. Das gemeine engl. Recht ist die Hauptquelle des Rechts. Blackstone's Commentare und viele andere engl. jurist. Abhandl. sind hier nachgedruckt, mit Noten, welche die Abweichungen der amerik. Gesetze angeben. Bei den Gerichten der Admiralität bezieht man sich auch auf italien., span., und holländ. Werke über das Seerecht. Doch hat der amerik. Rechtsgelehrte Wheaton ein Hauptwerk über das Seerecht herausgegeben: „A digest of the law of maritime captures and prizes“ (Newyork 1815). — Dagegen zählt man viele wissenschaftlich gebildete und praktisch treffliche Ärzte. (Vgl. das Register des Dr. Hosack und das medicin. Repositorium der Doctoren Mitchell und Miller.) — Das theologische Studium wird mit dem wenigsten betrieben. Das geistliche Amt ist zwar geachtet; aber der Ehrgeiz strebt zu hoch nach dieser Achtung. Der geistliche Stand ist der mühsamste und gewährt wenig Aussicht zu Gewinn und Ehrenstellen. Weil Niemand gesetzlich verpflichtet ist, den Religionsunterricht zu sorgen, außer da, wo es eine bischöfliche Kirche gibt, muß ein großer Theil des Landes sich mit herumziehenden Predigern (Itineranten) behelfen. Nach der letzten Zählung besitzen die Verein. Staaten in Allem 1000 Lehrer der Religion, wovon 2000 zu ihrem Berufe sich einigermaßen vorbereiten; die übrigen sind meistens Schwärmer, die weiter Nichts bedürfen als mittelbarer Eingebungen. Von jenen 2000 gebildeten Seelsorgern besitzt die Union die Hälfte; der Süden etwa 200 auf 4 Mill. Menschen; der Norden die übrigen. Dagegen gewinnen die reisenden Prediger, oder vielmehr die Schwärmer, immer mehr Ausbreitung auf Kosten der gebildeten Geistlichen; indess fehlt es nicht an vortrefflichen Kanzelrednern. Freeman, Buckminster, Manning und Dwight (auch als Dichter oben genannt) haben musterhafte Reden geschrieben. In dem theologischen Studium selbst hat seit einigen Jahren erst die biblische Kritik eine Stelle gefunden. Man studirt seitdem die Bibel in der Ursprache; allein zugleich verbreitet sich ein polemischer und Sektenhaß. Übrigens sind im 18. Jahrh. mehrere gelehrte Schriftsteller in dem geistlichen Stande aufgetreten. Man schätzt Cotton's und Norton's theologische Werke, die indianische Grammatik und seine Übersetzung der Bibel in die Sprache der Delaware-Indianer, welche ihm den Titel eines indianischen Apostels erworben. Philologie und alte classische Literatur, die Grundlage der wissenschaftlichen Bildung, werden, sowie die damit verbundenen Zweige, Archäologie u. dgl., zu wenig geschätzt, da Jeder nur für seinen Beruf sich praktisch bilden strebt. — In der Philosophie ist Benj. Franklin noch immer der größte, welcher Entdeckungen gemacht hat, die wichtig für das ganze menschliche Leben sind. Auch steht er als classischer Schriftsteller obenan. Nach Franklin haben sich in kurzen Aufsätzen (Essays) und in gemeinfaßlicher Darstellung vorzüglich Dennie und Wirt ausgezeichnet. — Zu den besten neuesten in Hinsicht auf Stoff und Form gehören die Reisen eines Amerikaners in Italien im J. 1815 fg. („Rambles in Italy“, Baltimore 1818.) Das Nationalwerk der Verein. Staaten ist des Oberrichters Marshall „Leben Washington's“. Auch des schon genannten Will. Wirt (zu Richmond in Virgi-

nien) „Sketches of the life and charakter of Patrik Henry“ (zugleich risse zu einer Geschichte von Virginien) sind eine Zierde der amerik. Literatur. Als vaterländische Historiker sind bekannt: David Ramsay, Verf. der „Geschichte der amerik. Revolution etc.“, Holmes, Verf. der „Jahrbücher der Geschichte Amerika“, Jefferson, Bessnap u. A. Insbesondere ist der nach Lesage's ausgearbeitete, bei diesem Artikel mit benutzte, „Complete historical, chronological and geographical American Atlas“ (Philadelphia 1822, 8. Aufl.) ein brauchbares historisch-statistisches Werk. — Als politischer Schriftsteller war ehemals. Gesandte der Verein. Staaten bei dem Könige der Niederlande, Erwegen seines geistvoll originellen Werks: „Europe, or a general survey of the present situation of the principal powers“, und wegen f. Schrift: „Über den allgem. Überblick der polit. Lage der Staaten des westl. Festlandes“ (a. d. m. Bemerk., Hamb. 1828, 2 Thle.) geschätzt. — Als Statistiker: und Sybert, die ihre statistischen Werke aus archivalischen Quellen gesammelt; Bristed, dessen „America and her resources“ reich an vergleichend beurtheilenden Bemerkungen ist, und Warden, dessen „Statistical, political and historical account of the United States“ (3 Bde., Edinb. 1819) das Hauptwerk über die Verein. Staaten werden dürfte, wenn der Verf. in einer 2. Aufl. an Ort und Stelle alle ihm bisher unbekannt gebliebene Veränderungen mitträgt. — Als Geographen sind Morse und Eddy bekannt. — Die Naturschichte wird mit großem Eifer getrieben; besonders gehört die Mineralogie zu den Lieblingswissenschaften des gebildeten Amerikaners. Als Botaniker nennt man: Steph. Elliot, Verf. der „Carolina Flora“; Jakob Bigelow, Barton, Prof. der Botanik an der Universität von Pennsylvania, der in Philadelphia eine „Medical botanic“ herausgibt. Nuttall's Werk: „General North American plants“, ist ein guter Nachtrag zu der „Flora“ von Pursh, gelow's und Boott's „New-England Flora“, Hosack's „Flora of North America“ und Mühlenberg's „Flora Lancastriensis“ (von Collins herausgegeben) ebenfalls zu erwähnen. Auch die Academy of natural sciences at Philadelphia hat anziehende Aufsätze über Zoologie, Botanik und Geologie drucken lassen. Entomologen nennt man Thom. Say (Mitglied der 1812 gestift. Akad. der Wissenschaften in Philadelphia), den Vf. der „American entomology“ (m. d. Philad. 1817). Wilson's „Amerikan. Ornithologie“ ist ein Prachtwerk, Audubon's „Ornithol. von Nordam.“ (London 1829). Als Mineraloge den Cooper in Philadelphia und Cleveland, Prof. bei der Univers. Cambridge schätzt. Maclure hat e. lehrreiche Abhandl. über die Geologie von N. geschrieben. e. Charte dazu entworfen. Cleveland's „Geology of Maine“ ist vor kurzem erschienen. Endlich verspricht die Missouriexpedition eine reiche naturhistor. Ausbeute. In der Mechanik besitzen die Nordamerikaner ausgezeichnete Männer. Fulton war ein mechanisches Genie. Dem Erfinder des Dampfschiffs, Fulton (f. d.), wird jetzt ein Denkmal errichtet. In der prakt. Anwendung der Wissenschaften ist Rumford berühmt. In der Astronomie hat sich D. Bowditch durch trefflicher Abhandlungen in 4 Bdn., der „Memoirs of the American academy at Boston“ einen Namen selbst in England erworben. — Die eigentliche Lehrsamkeit, welche Literatur und Kritik umfaßt, wird in Amerika weniger geübt; doch fehlt es auch nicht an Männern, die sich von dieser Seite auszeichnen. Als der erste jetzt lebende Gelehrte Nordamerikas wird Walsh genannt, der bereits Verf. der Briefe über den Charakter und den Geist der franz. Regierung, welche England 4 Aufl. erlebt haben. Die neuesten Fortschritte der amerik. Wissenschaften lernt man, nachdem das kritisch gelehrte „Cambridge repository“ eingesehen und das von Rob. Walsh besorgte „American review“ mit dem 4. Bande gelesen worden ist, vorzüglich kennen aus dem „North American review“, d.

ion seit 1818 erscheint, aus dem „*Analectic magazine*“, und *Bigelow's series. monthly magazine and critical review*“, die seit 1817 zu Newyork auskommen, und aus dem von Walfsh zu Philadelphia herausgegebenen „*American register*“, oder „*Summary review of history, politics and literature*“. Besonders reichhaltig sind die medicinischen Zeitschriften in Philadelphia, Newyork und Newyork. Hall's „*Port-Folio*“ ist ein mit Geschmack und Kritik redigirtes Journal, das schon vor 22 Jahren der verstorbene Dennie (der amerikanische) gegründet hat. Noch erscheinen in Philadelphia das „*Washington museum, or repository of usefull arts*“, und Core's „*Emporium of arts and sciences*“, 2 Zeitschriften zur Beförderung wissenschaftlicher Kenntnisse, die für Manufacturen und Künste wichtig sind. — Für die Bildung der Frauen wird gesorgt, theils in Schulen und in öffentlichen Vorlesungen, theils in Schriften. Miss Hannah Moore hat treffliche „*Strictures on the modern system of education*“ geschrieben. — Weil Politik und Handel alle Bürger anzieht, die theils durch ihre Geschäfte, theils durch ihr Stimmrecht Antheil an der Verwaltung haben, so gibt es in den Verein. Staaten eine Menge Zeitungen. 1819 erschienen in Newyork 19 verschiedene Zeitblätter; in Philadelphia, über 60 Buchdruckereien besitzt, 8 Tageblätter, zusammen in mehr als 8000 Exemplaren, 9 Wochenblätter in mehr als 7000 Exemplaren und 4 andre Journale in beinahe 4000 Exemplaren, überhaupt in Pennsylvanien an 100 verschiedene Zeitungen; ebenso in Boston und in andern Orten. Der junge Staat von Newyork zählt 60 engl. und 5 deutsche Zeitungen. Kommen doch selbst in Cincinnati Zeitblätter, darunter seit dem 1. Jan. 1827 eine „*Nationalzeitung der Deutschen*“. — Nach Cogswell steigt die Zahl aller Zeitungen in den Verein. Staaten auf mehr als 500, darunter gab es im J. 1826 28 deutsche. — Der Nachdruck ist in Amerika, als den Wissenschaften hinderlich und als ein Raub des edelsten Eigenthums, verboten; indeß schadet dem Aufblühen der einheimischen Literatur das Uebersetzen der engl. Bücher, die gewöhnlich in Philadelphia bald nachgedruckt werden, wie die Werke des Lord Byron, der Miss Edgeworth und der Lady Morgan; das *Edinburgh* und *Quarterly review* werden in Nordamerika nachge- — In der schönen Kunst haben die Amerikaner noch keine Schule gegeben, doch besitzen sie einige gute Historien- und Landschaftsmaler, z. B. West, Stuart, Jarvis, Wood, Peal, Morse, Earl, Tobbe, Trumbull, Austin, Coe, Vanderlyn und Lesly. Letzterer ist einer von des Präsidenten West besten Schülern. Auch Westmüller, ein Schwede von Geburt, ist als Künstler vorthellhaft bekannt. Es gibt eine *Pennsylvanian* und eine *American society of the arts*. Bei letzterer haben Gemäldeausstellungen statt. Trumbull malte die Gemälde für das Capitol zu Washington. In der Baukunst wird die *marble City-Hall* von Newyork als ein Meisterwerk vor allen andern öffentlichen Gebäuden in Boston, Philadelphia und Washington genannt. Bildhauerkunst und Sculptur können in einem Lande nicht aufkommen, wo der Sinn für ideale Formen geweckt wird, und die Empfindung in dem Drange der Arbeit erstickt. Doch gibt es in Philadelphia und Newyork Akademien der schönen Künste. Auch weitverbreitet ist die amerikan. Theater, deren es in den Verein. Staaten 21 von Bedeutung gibt, in Geschmack und Pracht mit denen der alten Welt. Einer der berühmtesten Schauspieler ist Cooper in Philadelphia.

Zur nähern Kenntniß der Verein. Staaten, welche für die dahin aus Europa übergehenden jetzt so wichtig ist, haben mehre Reisende anziehende Beiträge geliefert. Außer den oben genannten einheimischen Geographen und Statistikern und den zum Theil einseitigen oder veralteten Werken von Volney, Liancourt, Bigelow, v. Zimmermann u. A., sind J. Mellich's, Morris Birkbed's, Fearne, Palmer's und des H. v. Fürstenwärdher Reiseberichte, so verschiedene An-

sichten sie auch zum Theil enthalten, mit Nutzen zu vergleichen. Gute Beschreibungen enthalten die Briefe einer Engländerin aus den J. 1816, 1819 und 1820 „Views of society and manners in America“. Wellish hat besonders beschrieben den Seen Erie, Huron und Superior, den Rocky Mountains, den Gebirgen von Mexico und den Alleghany's liegende Western Country genau beschrieben. Gegen Wirtbeck, der seine Niederlassung in Illinois am Ohio zu lobpreisen geschrieben hat, haben sich Fearon und zum Theil auch Palmer und Fürstmann (den Hr. v. Gagern nach Amerika geschickt hatte) in ihren Schilderungen von Amerika, in Hinsicht auf europ. Ansiedler, mehr abschreckend als einladend ausgesprochen. Fearon, der 1817 von 39 engl. Familien abgeschickt wurde, um die Provinz der Verein. Staaten auszusuchen, welche sich zur Niederlassung eignen, machte eine Reise von 5000 engl. Meilen durch die östl. und westl. Provinzen; sein Bericht enthält meistens nur Thatfachen. Vorzüglich schildert er in den östl. Provinzen übliche grausame Betragen gegen die sogenannten weißen Sklaven, oder Redemptioners, die ihre Übersahrt durch Arbeit abverdienen mußten und selbst von Schwarzen gekauft werden. Indes hat der Congreß kürzlich ein Gesetz, das die Behandlung der armen Ankömmlinge festsetzt, diesem Umstande gethan. Die „Reise des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nordamerika in den J. 1825 fg.“, herausgeg. von H. Luden (2 Theile. Kupf. u. Ch., Jena 1828), verbreitet sich über den Zustand der religiösen, der wissenschaftlichen Anstalten und des Militairwesens. Viel Tadel enthalten die „Notions of the Americans, picked up 1826, by a travelling bachelor“ (London 1828, 2 Bde.). Alle Reisende stimmen jedoch darin überein, daß Nordamerika ein Volk und ein Staat aufblühen, die ein kurzem, was physisch-politische Kraft betrifft, mit Europa um den Vorrang streiten werden. Es ist stolze Britannien nicht früher durch sich selbst, so fällt es einst durch Amerika.

Vereinigungsvertrag (pactum fundamentale unionis civilis) ist der erste von den 3 Grundverträgen des Staats, durch welchen bestimmt wird, zu welchem Staate gehören soll. (S. Staatsvertrag.)

Verfangenschaftsrecht, Verfangsrecht, ist in gewissen Gegenden von Oberdeutschland dasjenige Recht, welches den Kindern erster Ehe auf ihr Alter nachgelassenen unbeweglichen Güter zusteht (welche ihnen verpfändet gewesen), doch so, daß dem übrig gebliebenen Vatten die Nugnießung davon zu Theil. Einige nennen auch die sogen. Fideicommissse oder Stammgüter — verfangene Güter.

Verfassung, s. Constitutionen.

Verfassungsvertrag (pactum fundamentale constitutionis) ist die dritte vertragemäßige Grundlage des öffentlichen Rechts, wodurch bestimmt wird, in welchen Formen und Organen die öffentliche Gewalt ausgeübt werden soll und welche Schranken dieselbe beobachten soll. (S. Staatsvertrag.)

Verfinsterungen, s. Mond- und Sonnenfinsterniß.

Verfolgungen der Christen waren eine natürliche Wirkung der Verfolgungssorgenisse, die der freie, allem bisher gültigen Kirchenthume widerstrebende christliche Lehre und Religionsübung bei Juden und Heiden erregen mußte. Solange der jüdische Staat bestand, konnten die darin gebildeten Christengemeinden auf gutwillige Duldung um so weniger rechnen, da schon der Stifter ihrer Religion wegen s. Widerspruch gegen die von der herrschenden pharisäischen Partei vertheidigten jüdischen Kirchensagungen als ein Empörer hingerichtet worden, seinen Anhängern nach der Ansicht des hohen Rathes zu Jerusalem nicht zu zweifeln war, daß sie ihn für den achten Messias hielten. Weil es dieser Forderung an der nöthigen Gewalt fehlte, ihre Ansichten durchzusetzen, und die Christen

zung der Ruhe enthielten, kam es in Palästina zu keiner all-
 gemeinen Obriheit begünstigten Verfolgung derselben, und nur
 die Gemeinde zu Jerusalem, wie Stephanus und die Apostel Ja-
 kobus d. J., fielen als Opfer für Alle, jener 43 n. Chr., dieser
 die Juden in den Städten des römischen Reichs, wo sie Co-
 lomb auch christliche Gemeinden entstehen sahen, den Argwohn
 dieselben aufzuregen; denn diese mochten die Christen an-
 sehende jüdische Sekte übersehen, oder um so williger geduldet
 als Heiden, denen die Mannigfaltigkeit der Gottesdienste zu-
 gunst einer neuen Gottheit etwas Versängliches fanden. Daß
 von ihm selbst angelegtem Brande der Stadt Rom den
 im J. 64 grausame Hinrichtungen, die auch die Apostel Pe-
 trus 68 trafen, gegen sie verhängte, war mehr eine Handlung der
 Politik oder Unbuddsamkeit. — Diese erste Verfolgung
 über Rom hinaus erstreckt zu haben; dagegen entstand eine
 indem Domitian durch den königl. Namen, den die Christen
 geführt, nach fruchtlosen Nachforschungen wegen angeblicher
 Atendenten der Krone Jesu viele Bekenner desselben, besonders
 ngen oder verjagen ließ. — Als die dritte Verfolgung der
 an's Gesetz gegen geschlossene Gesellschaften und geheime Ver-
 botet, daß 105 ein Verbot ihrer Zusammenkünfte und die Be-
 überspennstigen nach sich zog, weil die römischen Proconsuln, z.
 Bithynien, die Weigerung der Christen, dem Bilde des Kai-
 sers Verehrung zu bezeugen, strafbar, und überhaupt den von den
 wohnheiten abweichenden, selbständigen Charakter dieser Leute
 Empörende, meist durch jüdischen Sektenhaß erzeugte und aus-
 gungen nährten diese ungünstige Stimmung der Heiden gegen
 sollten sie bei ihren Versammlungen Menschenfleisch genossen
 Abendmahlfeier) und schändliche Laster ausgeübt haben, und
 rgang der alten Volksreligionen, sondern auch den Umsturz des
 trons und die Stiftung einer neuen Monarchie beabsichtigen. —
 us ihren Eigenheiten die Entstehung solcher ungegründeten Ge-
 en. Ihr, freilich nur aus gerechter Furcht mit Geheimniß um-
 nd Wesen, der separatistische Geist ihrer Gesellschaftsverfassung,
 oft nächtlichen Zusammenkünfte und Andachtsübungen gaben
 ißtrauen Stoff, und die bei Vielen unter ihnen bis zur Schwär-
 Erwartung einer nahen Wiederkunft Christi, von welcher eins ihrer
 die Offenbarung Johannis (Apokalypse) in bildlichen, bedenkli-
 sprach, ihr heftiges Eifern gegen heidnische Sitten und Gebräu-
 der Kampf gegen den Götzendienst, dem sie mit jedem Jahre Lau-
 machten, mußte wol ebenso sehr die dadurch beeinträchtigten heid-
 als die in das Interesse der Staatsreligion verwickelten Obrikei-
 was christlich hieß einnehmen. Doch waren die Christen, als
 fast durchaus den niedern Volksklassen angehörten, und wegen der
 t der unter ihnen aufkommenden meist gnostischen Sekten immer
 enstände der Verachtung als der Furcht; und nächst dem unver-
 n Schutze, der über ihnen waltete, ist es hauptsächlich diesem Um-
 üben, daß ungeachtet mancher äußern Veranlassung zu neuen An-
 igen Streitschriften heidnischer Philosophen (z. B. des Celsus um
 s Christenthum, über 50 Jahre einer ungestörten Ruhe bis zur so-
 rten Verfolgung hingingen. — In Kleinasien hatten sie um 160
 ehenden Sturm von der Wuth des heidnischen Pöbels auszustehen,

mit welchem die Hinrichtung des christlichen Apologeten Justinus (Martyr) und des Bischofs von Smyrna Polycarpus zusammenhing, und 177 verhängte Kaiser Aurelius über die neuen Gemeinden in Gallien zu Vienne und Lyon Bedrückungen unter denen viele Christen Märtyrer ihres Glaubens wurden (vierte Verfolgung). Was auch diesen philosophischen Kaiser bewogen haben mag, solche Strenge gegen sie anzuwenden; sie wenigstens in den Provinzen nicht aufkommen zu lassen, wozu bisher Alles der Staatsreligion ergeben gewesen war, mußte den römischen Kaysen schon aus politischen Gründen räthlich erscheinen. Da nun gegen das Ende des 2. Jahrh. hin ein schon früher unter ihnen geschäftiger Conföderationsgeist hauptsächlich darauf ausging, die sonst von einander unabhängigen Gemeinden zu kirchlichen Ganzen zu verbinden, und der Lehrerstand, beim Aufkommen seiner geistlichen Auszeichnungen und priesterlichen Vorzüge durch sein Streben nach einer immer weiter umsichgreifenden Disciplinargewalt mancherlei Anstoß seit den bürgerlichen Behörden verursachte, ja die mächtig anwachsende Menge der Christen Verspottungen des ohnehin sinkenden heidnischen Gottesdienstes immer dreister machte, so konnten neuere wildere Ausbrüche der Volkswuth, welche die Beschimpfung der alten Götter seit 192 durch schreckliche Blutbäder rächte, sie ebenso wenig bedrücken, als die Verordnung des Kaisers Septimius Severus, welche (202) den Umgang zur jüdischen und christlichen Religion verbot, und noch härtere Drangsale die Christenheit nachsichzog. Keineswegs erdichtet sind die schauerhaften Erzählungen von den Martern, welche damals von den römischen Obrigkeiten angewendet wurden, um Christen jedes Alters und Geschlechts zur Abschwörung ihres Glaubens zu nöthigen. Viele wichen der Gewalt, um in ruhigeren Zeiten zum Christenthume zurückzukehren, doch nicht Wenige bewiesen auch eine Standhaftigkeit, den Tod der Untreue gegen Jesum vorzog und ihnen mit der Märtyrerkrone die Anerkennung, ja die fromme Verehrung der christlichen Nachwelt erwarb. (Märtyrer und Heilige.) Nach dieser fünften Verfolgung genossen die Christen seit 211 unter Caracalla, Macrin und Heliogabalus wieder Duldung und Ruhe, unter Alexander Severus sogar Vorzüge und Begünstigungen, deren Kaiser Maximin 235 erneuerte Beschränkung den Namen der sechsten Verfolgung erhielt; obgleich von diesem Kaiser eigentlich nur christliche Gelehrte und Bischöfe bedrückt wurden, was aber manche Gemeinden leiden mußten, ohne seinen Namen fehl geschah. Denn oft schritt der Privathaß zu Mißhandlungen der Christen, wiegelte den Pöbel wider sie auf, der sie zu Alexandrien noch im letzten Regierungsjahre des ihnen sehr gewogenen Kaisers Philippus Arabs überfiel. Sein Nachfolger Decius aber begann 249 seine Regierung gleich mit einer im ganzen Reich befohlenen Verfolgung der Christen (der siebenten), deren Allgemeinheit, haltende Dauer und schonungslose Grausamkeit seine Absicht, sie völlig auszuwischen, deutlich an den Tag legte, und Viele zum Abfall vom Glauben hinriß. Das Glück wurde dies Verfahren unter dem schnellen Regierungswechsel jener Kaiser keineswegs methodisch fortgesetzt. Valerian belagte 257 meistens nur Bischöfe mit Todesstrafen (achte Verfolgung), und die Vollziehung der Befehle, welche Aurelian 274 gegen die Christen gab (angebliche neunte Verfolgung), hinderte sein gewaltsamer Tod. Desto härter war die (zehnte) Verfolgung, die der Kaiser Diocletian, auf Anstiften seines Mitregenten, Galerius, und anderer Freunde der Christen 303 über sie verhängte. Im ganzen römischen Reiche wurden die Kirchen zerstört, ihre heiligen Bücher eingetrichtert und verbrannt, und alle nur sinnlichen Mittel unmenschlicher Grausamkeit angewendet, um sie zur Verleugnung ihres Glaubens zu bringen. Da man sie überdies aufrührerischer Grünsinnigen und der Anstiftung eines Brandes in der kaiserl. Residenz Nikomedien beschuldigte, mußten Tausende den Märtyrertod leiden; selbst der ihnen geneigte Kaiser Constantius Chlorus konnte sie in seinen gallischen und britischen Provinzen

ganz vor Bedrückungen schützen, und in Griechenland, Ägypten, Italien und Spanien führten Galerius, Maximinus und Licinius mit Verhaftungen und Hinrichtungen, besonders der Geistlichen, bis 310 fort. — Doch sollten diese die letzte Drangsale der Christen unter römischer Herrschaft sein. Konstantin d. G. gab im 312 und 313 volle Freiheit und den Gebrauch ihrer Kirchen und Güter zu, und sein Übertritt zum Christenthume machte dieses zur Staatsreligion im römischen Reiche. Seitdem erfuhren sie nur noch außer demselben, z. B. 343 und 437 in Persien, und 437 mit wenigen Unterbrechungen bis zum Anfange d. 6. Jahrh. im afrikanischen Reiche der Vandalen neuen Druck; denn was einige dem Christenthume günstige römische Kaiser, wie Julian und Eugenius, zur Wiederaufnahme desselben thaten, wurde mehr diesen Fürsten, als den Christen nachtheilig. Gegen arbeiteten, seit der Entstehung des Islamismus, die Khalifen in Asien und Afrika mit Erfolg auf die Vertilgung des Christenthums hin, und schonten einzelne schismatische Parteien, die noch unter dem Schutze der Mohammedaner freie Religionsübung genießen. — Und leider haben die Christen, seit es ein Verbrechen wurde, ein Keger zu sein (vgl. d. und Inquisition), einander am grimmigsten verfolgt. Erträglich waren die vorübergehenden Bedrückungen unter den Heiden gegen die sinnreiche Vertilgungswuth und unveröhnliche Erregung, mit welcher Christen gegen Christen im Mittelalter Glaubenskriege geführt, und die Gerichtshöfe der Inquisition sowohl, als fanatische kath. Fürsten bis ins 18. Jahrh. hinein anders denkenden Christen Verderben und Untergang gebracht haben. Wie aber das heidnische Rom die Verbreitung des Christenthums hemmen konnte, so mußte auch das päpstliche aus dem Blute seiner Schlachten den Protestantismus emporkeimen sehen, den keine Verfolgung in Deutschland, Frankreich, England u. s. w. zu unterdrücken vermochte. Denn gerade Verfolgungen sind es, die der heldenmüthigen Hingabe, deren Größe das lebendige Bild des Christenthums und den Geist seiner Lehre darstellt, deren Charakter sich in wahren Bekennern mitgetheilt, und der neuern Zeit ihr Gepräge aufgedrückt Kraft geben, die Welt zu überwinden.

E.

Vergennes (Charles Gravier, Graf), Staatsminister unter Ludwig XVI., 1719, war der Sohn eines Parlamentärpräsidenten zu Dijon. Er betrat frühzeitig die diplomatische Laufbahn, bildete sich unter Chauvigny, franz. Gesandten in Konstantinopel, und ward 1750 Gesandter zu Trier bis 1754, hierauf 1760 fg. in Konstantinopel, unter merkwürdigen Verhältnissen, die Flacian, Bd. 6, S. 234 erzählt, dann zu Stockholm 1771 fg., wo er den König bei der Revolution (d. Aug. 1771) mit seinem Rathe leitete. Als Ludwig XVI. die Regierung annahm und das ganze Ministerium veränderte, rufte er den Grafen V. von Stockholm an, und übergab ihm das Depart. der auswärt. Angeleg., welches derselbe auch bis zu s. Tode (13. Febr. 1787) verwaltet hat. V. hatte, ohne ein großer Kopf zu sein, viel Verstand und dabei viel Erfahrung, Kaltblütigkeit und Arbeitsamkeit. Seine Hauptpolitik bestand in einer methodischen Langsamkeit, daher seine Unentschiedenheit und Zurückhaltung und sein Zaudern, eine bestimmte Antwort zu geben. Einen großen, und durch s. Folgen für Frankreich sehr nachtheiligen Mißgriff beging er dadurch, daß er 1778 Ludwig XVI. bewog, öffentlich an den Häupter der Nordamerikaner mit England Antheil zu nehmen. Der franz. Hof schloß mit den Gesandten der Erftern zu Paris (26. Jan. 1778) einen förmlichen Vertrag, machte davon dem engl. Hofe eine, den Ausdrücken nach freundschaftliche, Anzeige. Aber dieser Schritt entschied den Krieg zwischen beiden Mächten, in welchem Frankreich gleich anfangs eine Menge reich beladener Kauffahrer und alle s. Besitzungen in Ostindien verlor. Es schloß zwar 1783 zu Versailles mit England einen ehrenvollen Frieden, aber der große Aufwand, den der Krieg verursacht hatte, lähmte aufs neue die franz. Finanzen, und die Schulden Frankreichs wuch-

mit welchem die Hinrichtung des
Bischofs von Smyrna Polycarp
Aurelius über die neuen Gemeinde
unter denen viele Christen Märtyr
Was auch diesen philosophischen
Sie anzuwenden; sie wenigstens in
bisher Alles der Staatsreligion erge
ten schon aus politischen Gründen
2. Jahrh. hin ein schon früher unter
schelnlich darauf ausging, die son
Friedlichen Ganzen zu verbinden, un
lichen Auszeichnungen und priesterlic
mer weiter umfichgreifenden Discip
lichen Behörden verursachte, ja die
Verspotten des ohnehin sinkenden hei
so konnten neuere wildere Ausbrüche
Alten Götter seit 192 durch schreckliche
Den, als die Verordnung des Kaisers
Gang zur jüdischen und christlichen Reli
Die Christenheit nachsichzog. Keineswe
Lungen von den Martern, welche dam
bet wurden, um Christen jedes Alters un
bens zu nöthigen. Viele wichen der
Festhume zurückzukehren, doch nicht We
Den Tod der Untreue gegen Jesum vorzo
wunderung, ja die fromme Verehrung
Märtyrer und Heilige) Nach t
Christen seit 211 unter Caracalla, Macr
Ruhe, unter Alexander Severus sogar L
Kaiser Maximin 235 erneuerte Beschrä
ung erhielt; obgleich von diesem Kaiser eig
liche bedrückt wurden, was aber manche Ge
Fehl geschah. Denn oft schritt der Privath
riegelte den Pöbel wider sie auf, der sie zu
ahre des ihnen sehr gewogenen Kaisers Phi
er Decius aber begann 249 seine Regierun
efohlenen Verfolgung der Christen (der si
altende Dauer und schonungslose Grausar
en, deutlich an den Tag legte, und Viele zu
Blud wurde dies Verfahren unter dem sch
eineswegs methodisch fortgesetzt. Valerian
Aurelian 274 gegen die Christen gab (angebl
in gewaltsamer Tod. Desto härter war die
er Diocletian, auf Anstiften seines Mitreg
er Christen 303 über sie verhängte. Im g
Kirchen zerstört, ihre heiligen Bücher eingetrie
nlichen Mittel unmenschlicher Gewaltfamkei
ung ihres Glaubens zu bringen. Da man si
en und der Anstiftung eines Brandes in der Kai
igte, mußten Tausende den Märtyrertod leiden
ent Constantius Chlorus konnte sie in seinen g

egt werden, 2 Jahre lang kann gegen eine
gezahlten Geldes vorgeschützt werden.
auch viele Ansprüche verloren, wenn sie ni
acht wurden (actiones temporales, annale
Unendliche fort (actiones perpetuae). Für
Ganzen geblieben, nur daß die zuweilen unb
tilis), wo bloß die Gerichts- oder Redetage (d
imnte fortlaufende Zeit (tempus continuum
en-Klagen aus einem Kaufe wegen Gewährs
v. Auch im heutigen Rechte sind viele K
wie Injurienklagen, Ausübung des N
e ordentl. Civilklagen (act. perpetuae) wu
zeit von 30 Jahren bestimmt. Diese 3
u laufen an, wo die Klage hätte angebrach
liche Anstellung der Klage unterbrochen.
Sachen, die man im Besitz hatte) war in
e ist in der Folge verändert und von Just
für unbewegliche und Gerechtigkeiten an
t in derselben Provinz Anwesende) auf 2
gi temporis, ordinaria. Es gehörte
tes Rechtsgeschäft (justus titulus),
n keine Ursache hatte (bona fides), un
iger Besitz deckte auch den Mangel der
us, die Kirchen, sind 40 Jahre nöthig
eines Vorbesizers kommt dem Nach
des Besitzes unterbricht auch die Ver
nahmen und besondern Bestimmun
schen Rechte ist die Sache einfacher
1 Jahre 6 Wochen 3 Tagen volle
Jahre 6 Wochen 3 Tage nöthig,
Rechtsverhältniß oder Besitzstand
erinnert, noch von seinen Vor
ription immemorialis), wird f
er den ältern Schriften über d
Verjährung" (Jena 1802),
züglich Unterholzner's „Ausf
nach den gemeinen in Deutsc

st a b.

on.

roceß, mittelst welches d
s Vertohlen der letztern
Verbrennen in nicht
Vertohlen des Holzes
heer Kostbarkeit und an
Vertohlungen in Thee-
ohlen zur Absicht.
ung. Das zum Vert
und Stärke zerspalten
der, oder senkrecht

sen so hoch an, daß bald nachher kein Hülfsmittel dagegen
 saß nicht die Kunst der Königin; denn er widersetzte sich, ob
 Entwürfen ihres Bruders, des Kaisers Joseph II. Ehe-
 Weigern trug B. durch die Unentschlossenheit und Bedenk-
 lichkeit des Diplomaten wol dazu mit bei, daß das Ansehen des
 Landes abnahm, und daß es selbst die Achtung der Nation
 im Anbruch der Revolution erlebte er nicht: er soll die Sch-
 icksale in der Folge herbeiführten, nicht gebilligt haben.
 demselben hat er in einem Schreiben an den dama-
 ligen Fürsten, abgelegt. „Wenn“, sagt er, „alle Mächte
 gleich im Grunde alle politische Kunstgriffe und Wendungen
 der Welt weit besser regiert werden, und die Plage der Miß-
 thaten viel Erden würden dann auch der Menschheit erspart“.

Vergiftung, die Anwendung eines Giftes auf
 einen oder thierischen Körper. Sie ist entweder innerlich
 oder äußerlich, durch Berührung der garten
 des Körpers mit dem Gifte; vorsätzlich, mit Willkür auf
 Andern verrichtet, oder zufällig. Der 1. Abschn. von
 „Handb. für Familien“ (Prag 1821, 4., m. Kpf.) enthält
 nicht über Vergiftung. (Vgl. Gift.)

Verglasung, die durch Schmelzfeuer bewirkte
 Verflüssigung, oder eines Gemenges mehrerer Körper zu Glas-
 Masse. In technischer Hinsicht ist der Gegenstand im-
 mer derselbe; hier bedarf es nur noch der Anführung eines be-
 merkenswerthen, merkwürdigen Umstandes, nämlich, daß
 manche Körper, z. B. Kiesel-erde, in Verbindung mit
 andern, z. B. Kalk, aber ebenfalls unschmelzbaren,
 befriedigende Erklärung dieser Erscheinung würde die
 Vertheilung, welchen die kleinsten Theile der verschiednen
 Stoffe Gemischen, oder zugleich chemisch-mechanischen
 Verbindungen, bis eine solche Erklärung erfolgt, wird anzunehmen
 der gleichzeitiger Wirkung des Schmelzfeuers, einen Theil
 der vermischten Körper selbst aufhebe, und somit den
 einen wirksamen Einfluß gestatte.

Vergleich (transactio), im allgemeinen
 engerer Bedeutung ein Vertrag, welcher zur Aufhe-
 bung des Rechtsstreits aufzuheben, oder einem erst bevor-
 stehenden die Streitenden beiderseits etwas von ihren For-
 derungen abzugeben. In neuerer Gesetzgebungen bringen auf Vergleich
 indem sie die Richter anweisen, vor dem Ausbruch
 liche Vergleich zu Stande zu bringen (Friedens-
 wenn sie durch falsche Urkunden zu Stande kamen
 lung der Sache oder der Zuständigkeit des Rechts
 den eine Ehe aufgehoben werden soll, jeder Vergleich
 iftenthumliche Genehmigung betrifft, und der Vergleich
 Geben u. dem Ergatter, wenn er vor Eröffnung des
 Vergleichung, s. Gleichniß und Fi-

Vergolden. Die Kunst des Vergoldens
 in dem Vorstehenden Schriften kommt die Überlegung
 dessen verstand man wahrscheinlich die Kunst nicht,
 den das Gold aufzutragen, als es jetzt geschieht.
 machte man die kleinsten Goldblättchen aus einem

sen so hoch an, daß bald nachher kein Hülfsmittel dagegen zu finden war. W. saß nicht die Gunst der Königin; denn er widersehte sich, obwol sehr behutsam, den Entwürfen ihres Bruders, des Kaisers Joseph II. Choiseul war s. Nebenbuhler. Ubrigens trug W. durch die Unentschlossenheit und Bedenklichkeit seiner stets plaudernden Diplomatie wol dazu mit bei, daß das Ansehen des franz. Cabinets im Auslande abnahm, und daß es selbst die Achtung der Nation verlor. Den wirklichen Ausbruch der Revolution erlebte er nicht: er soll die Schritte des Hofes, welche dieselbe in der Folge herbeiführten, nicht gebilligt haben. Sein politisches Lebensbekenntniß hat er in einem Schreiben an den damaligen franz. Gesandten in Wien, Breteuil, abgelegt. „Wenn“, sagt er, „alle Mächte einsehen wollten, wie elend im Grunde alle politische Kunstgriffe und Wendungen sind, so würde die Welt weit besser regiert werden, und die Plage der Minister geringer sein. Viel Leiden würden dann auch der Menschheit erspart“.

Vergiftung, die Anwendung eines Giftes auf einen lebenden menschlichen oder thierischen Körper. Sie ist entweder innerlich, durch Aufnahme des Giftes selbst, oder äußerlich, durch Berührung der zarten oder wunden Theile des Körpers mit dem Gifte; vorsätzlich, mit Willkür an sich selbst, oder an Andern verrichtet, oder zufällig. Der 1. Abschn. von Andre's trefflichem Buche für Familien“ (Prag 1821, 4., m. Kpf.) enthält den vollständigsten Bericht über Vergiftung. (Vgl. Gift.)

Verglasung, die durch Schmelzfeuer bewirkte Umwandlung einzelner, oder eines Gemenges mehrerer Körper zu Glas oder zu einer glasartigen Masse. In technischer Hinsicht ist der Gegenstand im A. Glas abgehandelt; hier bedarf es nur noch der Anführung eines bei dieser Schmelzung vorkommenden, merkwürdigen Umstandes, nämlich, daß Körper, die an und für sich unerschmelzbar sind, z. B. Kieselerde, in Verbindung mit andern, entweder flüssigen, z. B. Kali, aber ebenfalls unerschmelzbaren, leicht in Fluß gehen. Eine befriedigende Erklärung dieser Erscheinung würde Licht über die geheimen Kräfte verbreiten, welchen die kleinsten Theile der verschiedenen Körper, in ihren bloß chemischen, oder zugleich chemisch-mechanischen Wechselwirkungen, unterworfen sind. Bis eine solche Erklärung erfolgt, wird anzunehmen sein, daß die Verbindungsgleichzeitiger Wirkung des Schmelzfeuers, einen Theil der eigenthümlichen Eigenschaften der vermischten Körper selbst aufhebe, und somit dem Feuer auf die Vermischung einen wirksamern Einfluß gestatte.

Vergleich (transactio), im allgemeinen Sinne so viel als Vertrag, engerer Bedeutung ein Vertrag, welcher zur Absicht hat, einen bereits entstandenen Rechtsstreit aufzuheben, oder einem erst bevorstehenden vorzubeugen, indem die Vertragenden beiderseits etwas von ihren Forderungen fahren lassen. Alle neuere Gesetzgebungen bringen auf Vergleiche, erleichtern und veranlassen sie, indem sie die Richter anweisen, vor dem Ausbruche eines jeden Rechtsstrittes, die Parteien zu Vergleich zu Stande zu bringen (Friedensrichter). Vergleiche sind nicht nur dann gültig, wenn sie durch falsche Urkunden zu Stande kamen, oder durch Irrthum in der Thatsache oder der Zuständigkeit des Rechtes. Ferner jeder Vergleich, durch den eine Ehe aufgehoben werden soll, jeder Vergleich in Criminalsachen, sofern öffentliche Genugthuung betrifft, und der Vergleich über Vermächtnisse zwischen Erben u. dem Legatar, wenn er vor Eröffnung des Testaments geschlossen worden ist.

Vergleichung, s. Gleichniß und Figuren.

Vergolden. Die Kunst des Vergoldens kannten schon die Ägypter. In den Mosaischen Schriften kommt die Überziehung mit Golde häufig vor. Man verstand man wahrscheinlich die Kunst nicht, in so hohem Grade zu verfeinern, als die Griechen und Römer.

Luonarootti berechnet, daß das Gold zu Plinius's Zeiten 22 $\frac{1}{2}$ wurde als jetzt. Und Boyle fand, daß ein Gran Gold 18 gedehnt werden könne. Da nun dies Metall weder durch der Luft angegriffen wird, so sind die dünnen Überzüge, die außerordentlich dauerhaft, und man findet z. B. in Hercubie so glänzen, als wenn sie erst kürzlich aus den Händen des Genen wären. Wie die ältesten Künstler das Gold in seinen den geschlagen, wissen wir nicht, aber Lessing fand den Aufschuß, Theophilus, aus dem 9. Jahrh., worin schon gelehrt wird, wie Pergament geschlagen, und, damit es nicht anlebe, gebranntem und fein zerriebenen Ocher übertragen und dann

Die deutschen Goldschläger fanden in der Folge das Persef zu diesem Gebrauche, wählten also die sehr dünnen Häute und darauf die innerste Darmhaut der Röhre. Die Zubereitung als ein Geheimniß der Irländer angesehen. — Man hat Vergoldung. Erst die kalte, wo man zuvörderst das Gold

auflöst, sodas es halb flüssig wird, und es alsdann vermittelst Gegenstand austrägt. Das Quecksilber wird nachher durch den, und das reine Gold bedeckt dann in seinen Überzügen den kann nur Metall so vergolden, und ehe man die Mischung

etwas Quecksilber, in Salpetersäure aufgelöst, auf den Gegenstand aufträgt. Will man Eisen vergolden, so taucht man es vorher in eine schwefelsaurem Kupfer; dadurch überzieht sich das Eisen mit haftet die Mischung. Aber noch besser geräth die Stahlvergoldung eine Goldauflösung in Königswasser in ungefähr 2 Mal so kühlt. Nach öfterm Umschütteln entzieht der Äther das Gold verdampft sehr leicht, und läßt das Gold auf dem Eisen zurück. Vergoldung geschieht im Feuer. Zu dem Ende trägt man

schon, oder äußerst dünne Blättchen Gold sowol auf Metalle als vermittelst eines Kittes, oder eines festen und trocknen Dis.

Pergamentschnitzeln oder aus Abgängen von Handschuhen gen Pulver eines feines Kalks vermischt. Man trägt diesen Kitt Fläche des zu vergoldenden Gegenstandes vollkommen zu eben. und dann als Goldschaum vermittelst eines andern Kittes, zu dem Seife genommen wird, aufgetragen und dann mit dem Schwamm gepelzt, damit Alles eben werde. Darauf fährt man mit einem Hundszahn darüber hin, und nun erst kann man es ins Statt des Kittes kann man sich auch des an der Luft verdickten

Dieses; wird nun mit gelbem Ocher vermischt; vermittelst Goldschaum äußerst fest an dem Gegenstande, und kann dem gebracht werden. — Die dritte Art der Vergoldung ist in Japan statt des Goldschaums nimmt man Goldpulver, oder Goldstaub, einen Kitt aus Leinöl und Gummi auf. Diese Art der Vergoldung auch auf Glas anwenden, wenn man nämlich den Goldstaub mit und Gummiwasser dazu thut, um es vermittelst eines Pinsels zu en. Zu diesem Ende muß aber erst das Gold in Pulver verwandelt entweder durch Verquickung des Goldes und nachheriges Abwaschens; oder dergestalt geschieht, daß man schwefelsaures Eisen hinzuthut, wo sich denn das Gold als Pulver niederschlägt. — Vergoldung macht man mit dem sogen., von einem Sicilianer, Vint. Goldfarniß. Dieser besteht aus Harz, Sandarach und Aloë, und etwas Mennig thut.

Vergrößerung. Wir urtheilen bekanntlich über die Größe der Gegenstände nach dem Sehwinkel, unter dem sie dem unbewaffneten Auge erscheinen. Optische Werkzeuge vergrößern diesen Sehwinkel, und das Verhältniß, in dem dies geschieht, bestimmt ihre Vergrößerung. Wenn uns z. B. ein Gegenstand, in einer gewissen Entfernung durch ein Fernrohr gesehen, 10 Mal so groß vorkommt, mit dem bloßen Auge, in der nämlichen Entfernung, so sagt man, die Vergrößerung dieses Fernrohrs sei eine zehnfache. Hierbei macht, wie man beim Anblicke vielleicht glauben dürfte, das Auge des Beobachters keinen Unterschied. Das Bild eines Gegenstandes ist zwar nicht für jedes Auge gleich deutlich; der Sehwinkel aber für ein jedes gleich groß.

Vergrößerungsglas, s. Mikroskop.

Verhältniß ist die Beziehung des Einen auf ein Andres. Da ein Gegenstand auch auf sich selbst bezogen werden kann, so muß er auch insofern als ein Andres gedacht werden, nämlich als Subject und Prädikat, wie die Formel A = A ausagt. Weiter kann ein Gegenstand als Ganzes nach s. Mannigfaltigen, oder als Ganzes auf ein andres Ganzes bezogen werden. Jeder Begriff enthält eine solche Verhältnißbestimmung, die im Urtheil auseinandergelegt wird; Verhältnisse aber heißen vorzugsweise solche Vorstellungen, die nur ein Verhältniß der Dinge aussprechen, z. B. mehr, weniger; groß, klein u. s. w. Hierbei ist jedem unmittelbar ein Andres, welches man das correlatum (das Vergleichene) nennt, mitgedacht. In dem Gebiete des Aesthetischen wird unter Verhältniß meistens das Verhältniß der Theile eines Körpers zum ganzen Körper, oder eines Gegenstandes zu andern in derselben Darstellung, vorzugsweise aber das Verhältniß, Ebenmaß, welches in der natürlichen Einrichtung der Dinge und in der Beziehung auf unsere Anschauung beruht, verstanden.

Verhältniß (math.), s. Proportion.

Verhärtung bedeutet in der Medicin jede Verdichtung des menschlichen Körper. Man muß die gutartige Verhärtung von der bösen unterscheiden. Die erste ist noch eine einfache verhärtete Geschwulst von getretener Lymphe oder Milch, oder von der durch gelinde Entzündung entstandenen Auschwüzung gerinnbarer Lymphe, oder von Verdichtung der Wände der großen und kleinen Höhlen der Drüse; die andre ist eine schon ausgeartete Geschwulst, welcher die ausgetretene Masse, die Gefäße, Aderu und absondernden Canäle verschmolzen sind, und die ursprüngliche Bildung verloren gegangen ist. Man findet diese bösen Verhärtungen (Skirrh) zuweilen von bedeutender Größe, z. B. die Speicheldrüse über 3 Pfund schwer, eine Skirrhöse Brust 30 Pfund dabei hart, höckerig, ein fast weißliches oder braunes Wesen, mit einer weißen Haut umzogen. Auch in talg- und speckartige Masse fand man die kranke Drüse verwandelt. — Jedes wahre Krebsgeschwür ist allemal erst ein Skirrh; dieser ist daher der größten Beachtung werth, da er so oft Veranlassung zu dem fürchterlichen Krebsgeschwür gibt. Es deutet schon auf etwas Eigenes hin, daß der wahre Skirrh nur in den zusammengehäuften Drüsen entsteht, daß er nicht ein artiges heilendes, sondern jedesmal ein zerstörendes, umschlaffendes Geschwür gibt. Jene Drüsen haben die eigenthümliche Verrichtung, daß sie in ihren Höhlen, Canälen oder kleinen Säcken gewisse Flüssigkeiten absondern, welche sich in größeren Canälen sammeln, und von da zu ihrem bestimmten Zwecke ausgeführt werden. Dergleichen sind z. B. die Speicheldrüsen in der Umgebung des Mundes, welche den Speichel, die Brustdrüsen, welche die Milch absondern, die großen Leberdrüsen, Pankreas, welche den Magensaft liefert, u. a. m. Diese Flüssigkeiten sind aber keine auszusondernden, keine fortzuschaffenden, fremdartigen, sondern Stoffe, wie z. B. die Ausdünstung, der Urin u. s. w., sondern es sind zum Leben selbst noch gehörige, mit einem eignen Leben versehene Stoffe, welche andern

in einem gewissen Grade mittheilen, sie dem organischen Leben näher bringen. Dazu gehört, daß diesen absondernden Organen selbst ein hoher Grad Lebenskraft inwohne, welchen sie ihren Erzeugnissen mitzutheilen vermögen. Die Thätigkeit des Nervensystems in der Reproduction muß demnach auf einen hohen Grad in ihnen gesteigert sein, und sich als bildende Kraft offenbaren. Ebenso aber auch ein hoher Grad von Empfindlichkeit, und dadurch auch von Verletzlichkeit dieser Theile stattfinden, indem jene fremde Gewalt feindlich auf sie einwirkt, ihr regelmäßiges Geschäft stört, und eine regelwidrige Gegenwirkung erzeuget. Wenn nun das Geschäft dieser Drüsen eine große bildende Kraft vorsetzt, und durch feindliche Einwirkung die Idee des Lebens verdrängt wird, so nothwendig die regelrechte Bildung der belebten Flüssigkeiten aufhören, und in Rücksicht des Organismus fremde und zerstörende dagegen eintreten. Die bildende Kraft ist in zu hohem Grade in diesen Organen vorhanden, als daß sie durch störende Einwirkungen könnte unterdrückt werden, daher zwar ihre Thätigkeit fortbauert, aber auf ein zweckwidriges Erzeugniß gerichtet ist, woraus die Bildung einer übermäßigen Masse die Geschwulst, die Verhärtung und Auflösung dieser Theile erfolgt. — Die äußern Veranlassungen zum Skirrhus sind am häufigsten Verletzungen durch Stoß oder Druck auf diese Theile, durch hohen Grad von Schmerz, zuweilen auch durch heftig wirkende Mittel, Störung der Nervenkraft durch stürmende niederdrückende Affecten, besonders durch Kummer. — Für die Heilung des Skirrhus kommt Alles darauf an, keine Zeit zu versäumen und keine ungewöhnliche Mittel anzuwenden. Unzeitige Verschämtheit, Versuche mit Hausmitteln und Rathen, von Unkundigen angepriesen, haben nur gar zu oft Veranlassung zu den schlimmsten Übeln gegeben. Am schädlichsten sind alle die Mittel, welche einen so hohen Reiz auf die Drüsenverhärtung ausüben, daß dadurch die schlafende plastische Kraft geweckt, der falsche Erzeugungstrieb erregt wird. Dies befördert jeden Übergang des Skirrhus in den Krebs und macht denselben unheilbar. So man also zwar eilen muß, jedem Skirrhus durch zweckmäßige Mittel zu begegnen, sobald man seine Entstehung bemerkt, so sehr muß man sich vor jenen Mitteln hüten, welche sie anpreisen, hüten. Jeder Skirrhus muß mit den mildesten Mitteln behandelt, und besonders vor Erkältung, vor neuen Verletzungen durch Druck und Stoß in Acht genommen werden. H.

Verhau (Kriegskunst), ein sogen. Hinderniß beim Vertheidigungskriege, welches nur anwendbar in Wäldern oder waldigen Gegenden. Hier werden, wenn dem Feind das Vordringen erschweren will, die Bäume gefällt, zusammengelept und so viel als möglich in fortlaufenden oder aus- und eingehenden Linien aufgestellt und mit einander verbunden oder verschlungen, sodaß Zeit und Kräfte gehören, sie wieder auf die Stelle zu räumen. Begreiflicherweise würde dies nicht schwer sein; daher muß jedes Verhau, wenn es einen nicht bloß eingebildeten Vortheil gewähren soll, besetzt und vertheidigt werden. Aber auch dann wird es bei Sperrung von eigentlichen Pässen nützlich, außerdem meist zwecklos, ja schädlich werden, da es die Vertheidigungskraft in eine lange, dünne Linie ausbreitet, die, irgendwo durchbrochen, sogleich die Auflösung des Ganzen nachsichzieht. Ein entschlossener Feind wird sich wenig durch Verhaue aufhalten lassen. 5.

Verhuell (Charles Henri, Graf), Pair von Frankreich, Viceadmiral und Kreuzer der Ehrenlegion, ist 1770 zu Dordrecht in Geldern geboren. Als Seeoffizier trat er in holl. Dienste und war Lieutenant, als die Revolution ausbrach. In der Schlacht von Maastricht that er sich aus, nahm B. jetzt (1795) seinen Abschied und lebte bis 1804 ohne Anstellung. Doch nun sollte plötzlich aus dem einfachen Lieutenant ein Viceadmiral werden. Napoleon, der damals England mit einer Landung bedrohte, verlangte von der holländischen Regierung einen erfahrenen Offizier für das Commando der holländ. Flottille, welche vor Boulogne versammelt werden

solte; die Wahl traf den Bruder W.'s; doch er lehnte sie ab, indem er seinen gern Bruder Henri vorschlug, und dieser ging nun als Viceadmiral nach Frankreich. Der Fall ist so außerordentlich, daß Ludwig Bonaparte in f. „*Documents et marques historiques sur la Hollande*“ ihn besonders erwähnt. W. verlor aber schon das in ihn gesetzte Vertrauen, ehe er noch mit seiner Flottille vor Brest anlangte. Auf der Höhe von Cap Guinez kommt ihm eine starke Abtheilung der engl. Flotte entgegen; er wird angegriffen und hat einen sehr ungleichen Kampf zu bestehen, aber durch tapfern Widerstand und geschickte Manoeuvres zwingt er den Feind zum Rückzuge. 1806 befand sich W. unter den Deputirten, welche die batavische Republik nach Paris absendete, um wo möglich den Umsturz zu bewirken, womit Napoleon ihre Verfassung bedrohte. Aber alle Unterhandlungen waren fruchtlos; der Gewalt der Umstände nachgebend, verlangte W. im Namen der Nationalrepräsentanten Ludwig Bonaparte zum König von Holland. Kaum hatte dieser den neuen Thron bestiegen, als er W. zum Marineminister und Reichsrath ernannte, ihm den Titel eines Grafen von Sevenaar und das Großkreuz des Unionsordens verlieh. Späterhin war W. Gesandter in Paris, kam aber demnächst in Verdacht, daß er dem Interesse Napoleons eifriger ergeben sei als seinen eigenen. — Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich trat W. in französ. Dienste über. 1813 und 1814 vertheidigte er den Helzer gegen seine eignen Landsleute aufs hartnäckigste, und erst nach dem Einzuge der Allirten in Paris überließ er diesen Hafen. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er zum Marineminister ernannt und 1819 in die Kammer der Pairs berufen.

Verjährung (Ersizung, praescriptio, usucapio), eine der wichtigsten und unentbehrlichsten Einrichtungen der positiven Gesetzgebung. Das natürliche Recht weiß Nichts davon, daß durch den bloßen Verlauf der Zeit, binnen welcher Ansprüche unerfolgt bleiben, Rechte erworben oder verloren werden können, und man es demselben gemäß finden kann, daß das Stillschweigen eines Besizers endlich für einen Verzicht auf sein Recht selbst anzusehen sei. Es würde die Sicherheit der Rechte aufgehoben sein, wenn nicht das positive Gesetz für jede Verjährung einen solchen Zeitraum festsetzte, binnen welcher sie geltendgemacht werden muß, und dies ist auch allenthalben, jedoch mit sehr großen Abweichungen in einzelnen Bestimmungen geschehen. Wer einen Anspruch binnen der bestimmten Zeit nicht geltendmacht, sein Recht binnen derselben nicht gebraucht, verliert dasselbe durch Erlösung, Verjährung (praescriptio extinctiva, oder praescriptio in negativem Sinne); wer ein gewisses Recht, als Recht, und in der Meinung, es zu besitzen, eine bestimmte Zeit hindurch ungestört und ohne Widerspruch ausübt, erwirbt dasselbe wirklich (praeser. acquisitiva, usucapio) durch Ersizung. Auch dies ist genau genommen doch nur Erlösung des entgegenstehenden Rechts Anderer. Es sieht leicht, daß dieses Institut mit den tiefsten Grundlagen eines positiven Rechtssystems in genauem Zusammenhange steht, und das Ganze desselben nach allen Seiten durchbringen muß, daher es auch hier nur in einigen seiner wichtigsten Beziehungen und Resultaten angedeutet werden kann. Um überhaupt von Verjährung sprechen zu können, muß schon ein gewisses Rechtsverhältniß vorausgesetzt werden; denn bei Dingen, welche ganz rein in dem Belieben eines Jeden stehen, wozu er thun oder lassen will (res merae facultatis), kann dieses Thun oder Lassen keine Rechte geben oder nehmen. Wenn ich mich 30 Jahre lang eines und desselben Handwerkers bedient habe, so hat dieser dadurch kein Recht, mir seine Dienste schließlich aufzubringen, erworben; und auf meinem Eigenthume zu bauen oder andre Anlagen zu machen, können meine Nachbarn aus dem Grunde allein, weil seit Jahrhunderten etwas Ähnliches nicht geschehen sei, mir nicht verwehrt werden. Die Rechte sind an sehr kurze Fristen gebunden; die Zurücknahme einer angeführten Quittung muß binnen 8 Tagen erfolgen; gegen ein Erkenntniß kann nur 10 Ja-

ein Rechtsmittel eingelegt werden, 2 Jahre lang kann gegen einen Schulden der Einwand des nicht gezahlten Geldes vorgeschützt werden. Nach ältern römischen Rechte waren zwar auch viele Ansprüche verloren, wenn sie nicht binnen bestimmten Fristen klagbar gemacht wurden (*actiones temporales, annales*), allein in der Regel dauerten sie ins Unendliche fort (*actiones perpetuae*). Für jene sind bestimmten Zeiträume im Ganzen geblieben, nur daß die zuweilen unbestimmte der Berechnung (*annus utilis*), wo bloß die Gerichts- oder Redetage (*dies fasti*) zählte wurden, auf eine bestimmte fortlaufende Zeit (*tempus continuum*) zurückgeführt wurde. Dahin gehören Klagen aus einem Kaufe wegen Gewährsmangeln, Restitutionsgesuche u. s. w. Auch im heutigen Rechte sind viele Klagen an kurze Fristen gebunden, wie Injurienklagen, Ausübung des Nacherrechts, Fiskalklagen u. dgl. Für die ordentl. Civilklagen (*act. perpetuae*) wurde unter Honorius eine Verjährungszeit von 30 Jahren bestimmt. Diese Zeit fängt erst von dem Zeitpunkte zu laufen an, wo die Klage hätte angebracht werden können, und wird durch die wirkliche Anstellung der Klage unterbrochen. Die Verjährungszeit (zum Erwerb von Sachen, die man im Besiz hatte) war im ältern römischen Recht sehr kurz. Sie ist in der Folge verändert und von Justinian für bewegliche Sachen auf 3 Jahre, für unbewegliche und Gerechtigkeiten auf 10 J., gegen Abwesende (d. h. nicht in derselben Provinz Anwesende) auf 20 Jahre gesetzt worden, *praescriptio longi temporis, ordinaria*. Es gehörte dazu ein Erwerb des Rechts geeignetes Rechtsgeschäft (*justus titulus*), an dessen Gültigkeit der Erwerber zu zweifeln keine Ursache hatte (*bona fides*), und der ununterbrochene Besiz. Ein 30jähriger Besiz deckte auch den Mangel des Titels; in einigen Fällen, wie gegen den Fiskus, die Kirchen, sind 40 Jahre nöthig (*praescriptio longissimi temporis*). Der Besiz eines Vorbesizers kommt dem Nachfolger zu, hingegen eine Unterbrechung des Besizes unterbricht auch die Verjährung. Nähere mit mannigfaltigen Ausnahmen und besondern Bestimmungen kann nicht gegeben werden. Im sächsischen Rechte ist die Sache einfacher; für bewegliche Sachen wird die Ersetzung in 1 Jahre 6 Wochen 3 Tagen vollendet, bei unbeweglichen sind ohne Unterschied 31 Jahre 6 Wochen 3 Tage nöthig, gegen den Staat und die Kirche 40 Jahr. Ein Rechtsverhältniß oder Besizstand, welches lange bestanden hat, daß Niemand sich erinnert, noch von seinen Vorfahren gehabt, es sei anders gewesen (*praescriptio immemorialis*), wird für rechtlich angesehen und geschützt. Außer den ältern Schriften über die Verjährung vgl. f. m. Thibaut, „Über den Besiz und Verjährung“ (Jena 1802), Dabelow, „Über die Verjährung“ (Halle 1805), und vorzüglich Unterholzner's „Ausführl. Entwicklung der gesammten Verjährungslehre, nach den gemeinen in Deutschland geltenden Rechten“ (2 Bde., Leipz. 1828).

37.

Verjüngter Maßstab, s. Maßstab.

Verkalken, s. Calciniren.

Verklärung, s. Transfiguration.

Verkohlen, Verkohlung, ein Proceß, mittelst welches dem Holze der Steinkohlen (jedoch nennt man das Verkohlen der leßtern Vercoakung) diejenigen Bestandtheile, welche beim Verbrennen in nicht verdichteter Flamme geben, entzogen werden. Das Verkohlen des Holzes geschieht entweder in Öfen oder in Meilern. Erstere ist ihrer Kostbarkeit und andrer Umstände wegen nur wenig in Anwendung, denn die Verkohlung in Theer- und Pechmeilern hat mehr die Gewinnung von Theer als von Kohlen zur Absicht. Ganz allgemeyn ist dagegen die Meilerverkohlung in Anwendung. Das zum Verkohlen bestimmte Holz wird in Kloben von bestimmter Länge und Stärke gespalten und ein bestimmtes Volumen derselben horizontal über einander, oder senkrecht neben einander in regelmäßiger halbkugelförmiger Gestalt aufgestellt. Die Meiler mit

liegenden Holze werden liegende, die mit stehendem, stehende genannt. Holz wird darauf mit angefeuchteter Kohlenlöshe, oder häufiger mit Rasen, oder Tannenhecke und Erde bedeckt und darauf von oben oder von unten angezündet. Am Fuße der Meiler bleiben Zuglöcher, damit das Feuer nicht erlischt. Das Feuer zuletzt durch diese Löcher, so ist der Meiler gar, wird abgetkelt, gelöst und die Kohlen werden herausgezogen.

Verkürzung heißt in den zeichnenden Künsten diejenige Darstellung des Körpers, welche nicht nach den Verhältnissen der Glieder derselben an sich, sondern nach der perspectivischen Ansicht, von ihnen auf einem bestimmten Standpunkte entworfen wird. Man verkürzt z. B. Hände, Füße in einem Gemälde, wenn die Länge derselben so vermindert, wie sie dem Auge in einer bestimmten Lage und Stellung des dargestellten Körpers erscheinen würde. Solche Verkürzungen erfordern immer schwer und setzen genaue Beobachtungen der Natur voraus; selbst die Meistern sind sie oft nicht gelungen. Gleichwol sind sie zuweilen unternommen, z. B. in Plafonds, wo die Figuren in der Luft über dem Auge schwebend dargestellt werden.

Verlag, Verlagsrecht, Verleger. In einer Zeit, wo die Vervielfältigung von Geisteswerken durch äußere mechanische Vorrichtungen noch mit großen Schwierigkeiten und bedeutendem Zeitaufwande, deshalb aber auch mit großen Kosten verbunden war, konnte diese Vervielfältigung und der Vertrieb der erhaltenen Exemplare nicht wohl ein Gegenstand kaufmännischer Unternehmung werden, weil das darauf zu verwendende Capital und der zu erwartende Verlust keinem gewinnversprechenden Verhältnisse gestanden haben würden. Erst als die Erfindung der Buchdruckerei die Möglichkeit gegeben war, Geisteswerke auf solche Art zu vervielfältigen, daß die Menge der in kurzer Zeit und mit verhältnißmäßig geringern Kosten zu verfertigenden Exemplare einen Preis zuließen, die Hoffnung eines sichern und schnellen Absatzes derselben verbürgte, erst da konnte Handel mit Schriften und andern durch die Presse vervielfältigten Geisteswerken, wie Kupferstiche, Holzschnitte, Landkarten u. s. w., ein Gegenstand der Speculation des Kaufmanns oder Desjenigen werden, der jene Werke selbst erzeugt. Der Verlag eines Geisteswerks ist nämlich nichts Andres, als die Erwerbung des Vervielfältigungsrechtes an demselben, in dem Maße, daß der Erwerber davon seine Kosten eine bestimmte oder beliebige Anzahl von Exemplaren verfertigen läßt und dieselben zu seinem Vortheile ausschließlich verkaufen darf. Der Verlag bezieht sich also nicht bloß auf Bücher, sondern auch auf Musikwerke, Kupferstiche, Landkarten, Holzschnitte u. dgl. — Es ist nie bestritten worden, daß der Erzeuger eines Geisteswerkes der vollständige Eigenthümer desselben sei, folglich darüber nach seiner Willkür verfügen, es daher auch zum Gegenstande einer Handelsunternehmung machen könne, insofern die Gesetze eines Staats darüber nicht besondere beschränkende Verfügungen enthalten, welches jedoch wenigstens in keinem deutschen Staate der Fall ist. Dies ist das angestammte Verlagsrecht, und wenn der Erzeuger des Werks solches ausübt, der Selbstverlag. Hat er jedoch dieses angestammte Verlagsrecht einem Dritten überlassen, sei es durch Kauf oder Schenkungsweise, dann tritt zwischen ihm und das Publicum der Verleger, meistens ein Buch- oder Kunsthändler, d. i. ein Mann, der den Handel mit Geisteswerken zum Hauptgeschäfte seines Lebens gemacht hat, und als solcher dem Staate seine Verpflichtungen, z. B. Steuern zahlt u. a. Lasten trägt. — Jetzt entstehen Rechtsfragen, die vorher nicht denkbar waren. Zuerst die: Wie darf der Verleger sein Verlagsrecht benutzen? Antw.: Ganz in dem Maße, wie es der Erzeuger selbst konnte, oder Gemäßheit des mit diesem geschlossenen Vertrags. Ist daher die Zahl der vervielfältigenden Exemplare nicht bestimmt, so kann der Verleger für die erste Auflage, wie es der Erzeuger konnte, so viele davon machen lassen, als er will, u.

so lange verkaufen, als er will. Ein Werk wieder auflegen, heißt, es von vervielfältigen lassen zum Behuf des Verkaufs. Das mit einer bestimmten unbestimmten Zahl von Exemplaren übertragene Verlagsrecht — als das rissen vorkommende — ist nur auf die erste Ausgabe beschränkt, und der Verleger hat kein Recht (wollte aber die Billigkeit hat er für sich!) zu verlangen, daß der Verfasser sich mit ihm eher als mit einem Andern über eine neue Ausgabe einigt. — Unsere Frage ist die: Hat der Erzeuger eines Geisteswerkes das Recht, während die erste Ausgabe seines Werkes noch nicht verkauft oder vergriffen ist, eine davon zu veranstalten? Das Nein scheint hier als Antwort sehr nahe zu liegen, doch wenn nun die neue Ausgabe verbessert oder wenigstens verändert ist? Ist ja das Werk nicht mehr dasselbe, worüber anfangs der Vertrag geschlossen und dem Verfasser wird man doch das Recht nicht abstreiten, sein Werk willkürlich verändern zu können? Das nicht! Allein dem Verleger darf doch auch die den Vertrag mit dem Verfasser rechtmäßig erlangte Hoffnung, von dem auf den Verlag verwendeten Capitale den möglichsten Gewinn zu ziehen, auf keine Weise getrübt werden. Dieser Gefahr würde er aber stets ausgesetzt sein, wenn dem Verfasser das Recht, neue Ausgaben seines Werkes nach Belieben zum Verkauf auszubieten, uneingeschränkt zugestehen wollte. Will er Verbesserungen oder Veränderungen seines Werkes dem Publicum mittheilen, so muß er dieses auf besondern Wege thun, oder ein neues Werk über denselben Gegenstand ausgeben, welches ihm Niemand wehren kann, da es ja auch jedem Andern freisteht, denselben Gegenstand in Schriften oder andern Darstellungen zu behandeln. Ein neues Werk aber kann nur ein solches geachtet werden, welches in Stoff und Form solche Veränderungen erlitten hat, daß es eine von den erstern wesent- lich verschiedene Wirkungskraft bekommt, oder etwas ganz Andres, wenn auch andern Art, doch dem Grade nach leistet, als das erste Werk. Daß das Verlagsrecht auf die Erben des Verlegers übergehe in dem Maße, wie er selbst es ausüben auszuüben befugt war, leidet wol keinen Zweifel; denn der Verleger hat ja durch Theil seines frühern Eigenthums, durch Vervielfältigung der Exemplare desselben auf seine Kosten, in diese Exemplare umgewandelt, und sich so ein neues Eigenthum geschaffen. Eine besondere Rücksicht auf die Person des Verlegers kann keine Regel nicht angenommen werden. — Ganz andre Verhältnisse treten bei dem Commissionnaire ein, d. h. einem Manne (Buchhändler oder nicht), der den Auftrag der auf fremde Kosten vervielfältigten Exemplare eines Werkes im Namen des Verlegers oder Verf. als Selbstverlegers besorgt. Ein solcher Commissionnaire wird allerdings als mit Hinsicht auf seine Persönlichkeit gewählt zu betrachten, der mit dem abgeschlossenen Vertrag ist rein persönlich, kann folglich auf die Erben nicht übergehen, gleichwie sie ebensowol im Stande wären, das Geschäft zu besorgen, als ihr Vater. Hier sind alle Grundsätze anwendbar, welche das Vernunftgesetz über die Verträge überhaupt aufstellt. — Daß bei der Frage vom Verlagsrechte auch andern Rücksichten als bloß rechtliche genommen werden können, versteht sich selbst. Und ebenso klar ist es auch, daß der Staat dieses Recht, mit Hinsicht auf die Erreichung der höhern Zwecke der Menschheit durch Beförderung geistiger Thätigkeit und Mittheilung von Erzeugnissen derselben, vielfach bestimmen könne, weil die Streitigkeiten darüber dem Besten des Ganzen höchst nachgegeben werden können. — Diese Frage, welche Rechte den Erben eines Verfassers an Erzeugnissen seiner geistigen Thätigkeit zukommen, dünkt uns gleichfalls entschieden werden zu können. Nicht mehr und nicht weniger als der Verf. hatte. So das Recht auf neue Ausgaben, insofern die ersten vergriffen sind. Wie lange? So lange die Erbfolge überhaupt dauert. Demnach würden die Werke eines Gelehrten oder Künstlers nie Gemeingut des Volkes oder der Menschheit sein, als Handelsgegenstand nie! oder bis sie als eine herrenlose Sache (res

nullius, oder derelicta) zu betrachten sind. Allein leugnen läßt sich wol nicht, es erspriesslich ist für die Verbreitung von Geistesbildung, wenn der Staat eine bestimmt, nach deren Verfluß die Schriften und Werke von verstorbenen Gelehrten und Künstlern, die ein Gegenstand der Handelsthätigkeit geworden, auch rechtmäßige Erben der Verfasser da sind, für Gemeingut der Nation in dem Publicum erklärt werden, daß Jeder nach Belieben sich mit Veranstaltung neuer Ausgaben derselben befassen darf. Dies ist z. B. in Frankreich der Fall, wo der Staat zu einem bestimmten Zeitpunkt auf 10 Jahre nach dem Tode des Verf. bestimmt ist. — Wir haben Obigem, bei Bestimmung des Begriffes von Verlagsrechte, ein Merkmal in demselben aufgenommen, welches als wesentlich zu demselben gehörend, noch immer von Vielen bestritten wird, nämlich das des ausschließlichen Verkaufs der vervielfältigten Exemplare. Man glaubt nämlich dagegen Folgendes einwenden zu können: Wer ein Exemplar von einem Buche oder Kupferstiche u. dgl. rechtmäßig erworben hat, kann damit als mit seinem Eigenthume nach Gefallen schalten und verfügen, folglich muß er es auch vervielfältigen, und davon allen möglichen Theil ziehen können. Diejenigen, welche diese Schlussfolge nicht für statthaft halten, nennen eine solche Vervielfältigung eines Geisteswerkes ohne Verlagsrecht Nachdruck (auch Nachsich) bei Kupfern und Landcharten), und erklären sie für eine Beeinträchtigung der eigentlichen Verleger, welche schon durch Vernunftgründe als unrechtlich sich nachweisen lasse. Das Naturrecht, sagen sie, worauf sich die Vertheidiger des Nachdrucks berufen, kennt das ganze Verhältniß des Buchhändlers nicht, sondern dieses ist erst in einer geordneten menschlichen Gesellschaft das, worin die sich sehr über den Naturstand erhoben hat, und wo die Verhältnisse der Menschen gegen einander sich dergestalt bestimmt haben, daß man ohne die genaue Kenntniß derselben über die aus ihnen abzuleitenden Rechte nicht entscheiden kann. Man muß daher bei jedem Geschäft oder Verhältniß den Zweck betrachten, zur Erreichung es eingegangen wurde. Dieser Zweck kann als verstanden, angenommen und gebilligt vorausgesetzt werden von Jedem, der sich in der Gesellschaft befindet, sobald er selbst daran Theil nimmt, oder zu demselben stillschweigend beipflichtet. Die Verhältnisse eines Verlegers zum Verf. und zum Publicum müssen daher als bekannt angenommen werden, indem sich Jeder wenigstens leicht davon orientiren kann. Kauft man also ein Buch, so erkennt man stillschweigend die Eigenschaft des Verhältnisses des Verlegers zu dem Publicum an, muß ihm also das Recht des ausschließlichen Verkaufs zugestehen, weil sonst sein ganzes Unternehmen, als darauf berechnet, vereitelt, und ihm die Aussicht auf einen Gewinn entzogen werden würde, die ihm auf rechtmäßige Art eröffnet worden. Wohl kann man einwenden, alle diese Voraussetzungen seien erkünstelt und nur scheinbar bestehend, so läßt sich entgegnen, daß kein verständiger Mensch dem Erzeuger eines Geisteswerkes das Eigenthum an demselben und die mögliche größte Nutzen sprechen wird, weil es sonst gar kein Eigenthum daran geben könnte. Vervielfältigt er es, und verkauft er die Exemplare davon, so thut er es, um von dieser Vervielfältigung den Vortheil für sich zu ziehen, der ihm zukommt. Kauft ich nun Exemplare, so erkenne ich sein Recht zum Verkaufe an, sonst könnte ich sie mir mit Gewalt wegnehmen, also darf ich nicht ein gleiches Verkaufs- oder Vervielfältigungsrecht mir anmaßen, weil ich sonst mit mir selbst im Widerspruche sein würde. Ich würde dem Eigenthümer oder Verleger eines Geisteswerkes sein Eigenthumsrecht und die alleinige Benutzung desselben zugestehen, und doch diese durch die Vervielfältigung selbst hindern oder unmöglich machen. Daher ist denn auch wol der Nachdruck weitern von den meisten Gesetzgebungen gebildeter Völker an sich für etwas Verwerfliches angesehen und ausdrücklich, wenngleich unter gewissen Beschränkungen verboten worden. Dergleichen Beschränkungen aber kann die Staatsgewalt allerdings eintreten lassen, weil ihr die Befugniß zugestanden werden muß, zu be-

, wie weit der Einzelne zum Besten des Ganzen sich in der Ausübung seiner natürlichen Rechte beschränken soll. — In Deutschland besteht noch kein allgemeines Gesetz über den Nachdruck, doch ist zu erwarten, daß ein solches durch die hohe Landesversammlung zu Stande kommen werde. *) Übrigens ist auch aus den angeführten Gründen der Nachdruck fremder, d. h. im Auslande verlegter Werke eigentlich unerlaubt, wenn er auch minder schädlich wäre; denn die Verleumdungen, oder diejenigen, welche sich unmittelbar aus der Anwendung natürlicher Rechtsgrundsätze auf Lebensverhältnisse, welche allen gebildeten Staaten gemein sind, ergeben, müssen auch von den Bürgern dieser Staaten gegen einander geltend gemacht werden. Das Recht der Wiedervergeltung ist nur eine erlaubte Vertheidigungsmaßregel, anzuwenden, um einen dauerhaft rechtlichen Zustand wieder herzustellen. — Ist der Nachdruck an sich widerrechtlich, so kann von dem Nutzen der Zulassung für den Staat vernünftiger Weise nicht die Rede sein; denn das Widerrechtliche ist nie nützlich, höchstens scheinbar auf eintige Zeit. Vgl. W. A. Meier, „Die Rechte der Schriftsteller und Verleger“ (Heidelberg. 1827).

Vermeyen (Johann von), auch Hans mit dem Barte genannt, ein berühmter Historienmaler, der Sohn des Cornelius Vermeyen, geb. 1500 zu Weert unweit Harlem. Er stand bei Karl V. in großer Achtung, und begleitete ihn auf s. Reisen, auch auf dem Zuge nach Tunis 1535. Er zeichnete des Kaisers Thaten und Triumphe, wonach kostbare Tapeten gewebt wurden, die sich noch in Wien befinden. Er war ein schöner langer Mann, der einen so langen Bart hatte, daß, wenn er aufrecht stand, er darauf treten konnte. Er starb zu Brüssel 1569. So hat er sich selbst gemalt, mit s. beiden Hausfrauen, im Hintergrunde der Stadt Tunis. Berühmt sind s. 10 großen Cartons, die Karls V. Zug nach Tunis, in Wasserfarbe gemalt (20 F. lang, 12 F. hoch), darstellen, von der Einreise in Barcelona an, bis zum Auszuge des Heeres aus Tunis. Diese Car-

tonen. Mit Recht muß man sich wundern, daß dieser Gegenstand in Deutschland so wenig Beachtung findet, da er auf so einfachen Grundsätzen beruht, daß es in Frankreich 1793 nur eines ganz kurzen Vortrags bedurfte, um ihn gehörig ins Licht zu setzen. Damals sagte Lacanal Folgendes darüber: „Das Eigenthum, welches am wenigsten bestritten werden kann, dessen Anwachs weder die republikanische Gleichheit, noch der Freiheit Besorgniß erregen kann, ist ohne Widerrede das Eigenthum an den Erzeugnissen des Geistes; und wol muß man erstaunen, daß es nöthig war, dieses Eigenthumsrecht erst anzuerkennen, seine freie Ausübung durch ein neues Gesetz zu sichern, daß es einer so großen Revolution, wie die unserige, bedurfte, um uns über diesen Punkt zu den einfachen Grundsätzen der gemeinsten Gerechtigkeit zurückzubringen. — Hat das Genie in der Stille ein Werk hervorgebracht, das die Grenzen des menschlichen Wissens erweitert, so bemächtigen desselben sich sogleich kriegerische Räuber, und der Verf. gelangt nur unter Elend und Noth zur Unsterblichkeit. Die Nachkommenschaft des großen Corneille erlosch in Dürftigkeit! — Der Verf. kann aus den Werken eines Schriftstellers um so weniger ein öffentliches Eigenthum in dem Sinne jener Räuber machen, als es nur mittelst desselben dem Verf. selbst wird, von seinem Werke Nutzen zu ziehen, und er folglich diesen schon in Augenblicke wieder verlieren würde, wo er Anstalt trafe, ihn sich zu verschaffen. Unselig wäre es, wenn der Mann von Genie, der seinen Schlaf opfert, um seine Völker zu unterrichten, sich Nichts als einen unfruchtbaren Ruhm zu versprechen könnte, wenn er nicht den rechtmäßigen Gewinn einer so edlen Beschäftigung in Anspruch nehmen dürfte!“

Auf diesen kurzen, aber so einleuchtenden Vortrag wurde beschlossen, das literarische Eigenthum solle bis 10 Jahre nach des Verf. Tode dauern. Das damals über diesen Gegenstand gegebene Gesetz ist seitdem fast unverändert geblieben; ihm verdankt Frankreich die Blüthe seines Buchhandels und das Publicum ein schönes Äußeres der Bücher und wohlfeile Preise derselben. Ähnliche Grundsätze gelten in England, in den Niederlanden, in der preuß. Monarchie, in Sachsen und in andern Ländern. Auch die würtemb. Ständecommission erklärte sich 1821 dafür: allein bei der Abstimmung entschied die Stimme des Präsidenten, erst den Beschluß des Bundesrates darüber abzuwarten.

Vergrößerung. Wir urtheilen bekanntlich über die Größe der Gegenstände nach dem Sehwinkel, unter dem sie dem unbewaffneten Auge erscheinen. Optische Werkzeuge vergrößern diesen Sehwinkel, und das Verhältniß, in dem dies geschieht, bestimmt ihre Vergrößerung. Wenn uns z. B. ein Gegenstand, in gewisser Entfernung durch ein Fernrohr gesehen, 10 Mal so groß vorkommt, mit dem bloßen Auge, in der nämlichen Entfernung, so sagt man, die Vergrößerung dieses Fernrohrs sei eine zehnfache. Hierbei macht, wie man beim Anblicke vielleicht glauben dürfte, das Auge des Beobachters keinen Unterschied. Das Bild eines Gegenstandes ist zwar nicht für jedes Auge gleich deutlich; der Sehwinkel aber für ein jedes gleich groß.

Vergrößerungsglas, s. Mikroskop.

Verhältniß ist die Beziehung des Einen auf ein Andres. Da ein Gegenstand auch auf sich selbst bezogen werden kann, so muß er auch insofern als ein Andres gedacht werden, nämlich als Subject und Prädikat, wie die Formel $A = A$ ausagt. Weiter kann ein Gegenstand als Ganzes nach s. Mannigfaltigen, oder als Ganzes auf ein andres Ganzes bezogen werden. Jeder Begriff enthält solche Verhältnißbestimmung, die im Urtheil auseinandergelegt wird; Verhältnißbegriffe aber heißen vorzugsweise solche Vorstellungen, die nur ein Verhältniß der Dinge aussprechen, z. B. mehr, weniger; groß, klein u. s. w. Hierbei ist jedem unmittelbar ein Andres, welches man das correlatum (das Vergleichene) nennt, mitgedacht. In dem Gebiete des Ästhetischen wird unter Verhältniß meistens das Verhältniß der Theile eines Körpers zum ganzen Körper, oder eines Gegenstandes zu andern in derselben Darstellung, vorzugsweise aber das Verhältniß, Ebenmaß, welches in der natürlichen Einrichtung der Dinge und in der Beziehung auf unsere Anschauung beruht, verstanden.

Verhältniß (math.), s. Proportion.

Verhärtung bedeutet in der Medicin jede Verdichtung des Gewebes am menschlichen Körper. Man muß die gutartige Verhärtung von der bösen unterscheiden. Die erste ist noch eine einfache verhärtete Geschwulst von getretener Lymphe oder Milch, oder von der durch gelinde Entzündung entstandenen Auschwüzung gerinnbarer Lymphe, oder von Verdichtung der Wände der großen und kleinen Höhlen der Drüse; die andre ist eine schon ausgeartete Geschwulst, welcher die ausgetretene Masse, die Gefäße, Aderu und absondernden Canäle Eins verschmolzen sind, und die ursprüngliche Bildung verloren gegangen ist. Man findet diese bössartigen Verhärtungen (Skirrh) zuweilen von bedeutender Größe, z. B. die Speicheldrüse über 3 Pfund schwer, eine Skirrhöse Brust 30 Pfund dabei hart, höckerig, ein fast weißliches oder braunes Wesen, mit einer weißen Haut umzogen. Auch in talg- und speckartige Masse fand man die kranke Drüse verwandelt. — Jedes wahre Krebsgeschwür ist allemal erst ein Skirrh; dieser ist daher der größten Beachtung werth, da er so oft Veranlassung zu dem fürchterlichen Krebsgeschwür gibt. Es deutet schon auf etwas Eigenes hin, daß der wahre Skirrh nur in den zusammengehäuften Drüsen entsteht, daß er nicht ein artiges heilendes, sondern jedesmal ein zerstörendes, umschiffrendes Geschwür gibt. Jene Drüsen haben die eigenthümliche Verrichtung, daß sie in ihren Höhlen, Canälen oder kleinen Säckchen gewisse Flüssigkeiten absondern, welche sich in größeren Canälen sammeln, und von da zu ihrem bestimmten Zwecke ausgeführt werden. Dergleichen sind z. B. die Speicheldrüsen in der Umgebung des Mundes, welche den Speichel, die Brustdrüsen, welche die Milch absondern, die große Leberdrüse, Pankreas, welche den Magensaft liefert, u. a. m. Diese Flüssigkeiten sind aber keine auszusondernden, keine fortzuschaffenden, fremdartigen, zerstörenden Stoffe, wie z. B. die Ausdünstung, der Urin u. s. w., sondern es sind zum Leben selbst noch gehörige, mit einem eignen Leben versehene Stoffe, welche andern

einer bloßen Rente an, indem der Käufer bei Besigungen, die gekauft werden können, die ordentliche Steuer vom Kaufungskosten mit abzieht, so daß also eigentlich der Verkäufer den entrichtet. Nur neu aufgelegte Steuern fallen auf den Käufer. Auch die Vermögenssteuer sehr von der Einkommensteuer verschieden. Die letztere wird entweder von dem rohen, oder von dem nach gemittelten reinen Einkommen, d. h. demjenigen, wobei alle Lebenskosten (also auch der Lebensunterhalt des Steuerpflichtigen), entrichtet, die Vermögenssteuer hingegen nur von dem Vermögen. Bei jener werden der Regel nach Schulden nicht abgezogen, aber bei dieser, denn Vermögen kann nur gedacht werden, was abgezogen sind. Bei der Einkommensteuer wird auf die Art des Einkommens nicht nothwendig gesehen; Einkommen aus Capitalien, aus Gewerbe und Arbeit, Besoldungen, unterliegt Alles einerlei Steueransätzen. Bei der Vermögenssteuer das Einkommen, welches einen Theil des Capitals mit verzinst, Besoldungen, Einkommen aus Gewerben und persönlicher Thätigkeit, Grundbesitz mit dem Werth des beharrlichen Werthes, wornach dasselbe natürlich und billigerweise einer Besteuerung unterliegt, indem z. B. 100 Thlr. aus einem solchen Einkommen kaum so viel wahren Capitalwerth haben, als 20 Thlr. Vermögen. Die sonach angelegte Vermögenssteuer ist unstrittig die einfachste, auch in ihrer Anlage die einfachste, aber dennoch die, welche den Ständen, besonders die Reichen und die Kaufleute, am meisten zuwider ist. Die engl. Einkommensteuer nach dem Frieden vom Parlament der Minister aufgehoben wurde, erklärten diese unverhohlen, dies sei die Geldaristokratie über die große Masse der Nation davon abzuheben, das gewöhnliche regelmäßige Bedürfnis des Staats durch die Einkommen herbeigebracht werden, so ist doch in außerordentlichen Fällen und deren Folgen die Vermögenssteuer (property tax) immer noch sicher als gerechte Hülfsmittel gewesen. 37.

(Abbé de), war Sprachlehrer, dann Vorleser der unglücklichen Antoinette; als solcher hat er auf die Charakterrichtung und zum Theile dieser Fürstin einen großen Einfluß gehabt. — W. war der Pariser. Er hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, und war an der Sorbonne und Bibliothekar am Collegio Mazarin zu Paris. Maria Theresia von dem franz. Hofe einen Institutor der franz. Erziehung der jungen Erzherzogin Maria Antoinette, in Wien vollenden könne. Mehrere Männer hatten dieses delicate Geschäft bereits abgelehnt, als der Bischof von Toulouse, nachheriger Principalminister, dem Herrscher empfohlen wurde. Bald darauf ging er nach Wien ab. Er erfuhr die schmeichelhafteste Aufnahme, wurde in ihren Familiencirclen an der Einfachheit, in welcher die große Fürstin lebte, und der steifen Etikette des Hofes v. Versailles grell abstach, so viel Geistesanstrengungen dahin gerichtet waren, in dem Herzen seiner ähnlichen Neigungen theils zu erhalten, theils zu verstärken. Er wurde späterhin (1770) nach Versailles, wurde ihr Vorleser, und die nachherige Königin stets das Ansehen, welches Jugendeindrücke machte sich auch in der That allmählig von den Banden des Eros und trug so zur Erschütterung eines Throns bei, dessen Glanz mit dem Verfall der Welt geschüttelt wurde. Madame Campan, erste Kammerdame der Königin, h. Aufl. Bd. XI.

Rönigin, aus deren „Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette“ (5. Ausg. Paris 1824, 4 Bde.) wir diese Nachrichten schöpfen, beschuldigt ihn sogar, in Verbindungen mit dem wienener Hofe geblieben zu sein, und seine Monarchie auch in diesem politischen Bezuge zu Unvorsichtigkeiten hingerissen zu haben. Mehr arbeitete er der Revolution in die Hände, indem er seinen Einfluß anwandte, um den Erzbischof v. Toulouse, Lomenie de Brienne (s. d.), seinen oben erwähnten Gönner, zum Principalminister ernennen zu lassen, dessen gänzliche Unfähigkeit Frankreichs Unglück beschleunigte. Bald nach dem Ausbruche der Revolution entfernte sich B., um der Wuth des Volkes, welches in ihm nur einen Agenten sah, zu entgehen, nach Wien, wo er seitdem geblieben, und nachher in der Dunkelheit gestorben ist. Ein nicht weniger unvortheilhaftes Bild als Campan entwirft Georgel (s. d.) in s. „Mémoires“ von ihm.

Bernageln, eine Kanone, heißt in das Bündloch derselben eine Kugel, welcher vorn einen Haken und auf der Seite einen Widerhaken hat, so daß dadurch wird das Geschütz unbrauchbar. Man nimmt zum Bernageln der Kanonen dann seine Zuflucht, wenn sie unrettbar in die Hände der Feinde fallen sollten.

Bernet, ein Künstlerstamm, der schon im dritten Geschlechte den Ruhm bewahrt und vermehrt. Der in Seestücken alle Maler s. Zeit übertraf Claude Joseph B. war am 14. Aug. 1714 zu Avignon geb., und der eines Malers, Antonio B., der sein einziger Lehrer war. 18 J. alt, verließ Helmath, um nach Rom zu gehen, und der zufällige Umstand, daß er die See machte, bestimmte über sein Talent. Gewohnt, Alles was er sah zu sehen, beschäftigte ihn während der Seereise die ihm neue Wassermwelt, und da er tiefste er sich so in der Betrachtung dieser ihn umgebenden Natur, daß auch Sturm ihn nicht erschreckte. Er ließ sich auf einer kleinen Reize an einem baum binden und bewunderte die unendliche Mannigfaltigkeit der Scenen mit leislicher Freude, während Capitain und Matrosen zitternd dem Untergange des Schiffes entgegen sahen. Dieser Sturm war die Weisheit für seinen wahren gewesen. Ausschließlich wählte er sich nun Seestücke und das Hafen- und Seeleben zum Gegenstand seiner Darstellungen, nachdem er sich mit Historien beschäftigt hatte. Reich an den mannigfaltigsten Arbeiten waren die 20 J. Aufenthalts in Italien. Berühmt wurden besonders seine Bilder für das Borghese und den Pal. Rondanini. Die angenehmsten Verhältnisse mit C. C. nes, mit J. P. Panini und Locatelli, namentlich aber eine innige Verbindung mit Pergolesi, der einen Theil s. Stabat mater in Bernet's Atelier componirte, machten ihn in Italien so heimisch, daß nur die glänzenden Aufträge der franz. Regierung (1752) ihn bestimmen konnten, nach Frankreich zurückzukehren. Er sollte die bedeutendsten Häfen Frankreichs malen; so entstand jene vortreffliche Sammlung, die noch im Museum des Louvre sich findet. Glückselig in der Auffassung der Punkte, wußte er sie besonders durch sehr lebendige Staffage dem Beschauer zu bringen; in einzelnen bemerkte man ein glückliches Studium der Werke des Tor's, vor dessen rohem Massen er sich hütete. Die Leichtigkeit s. Hergeordnungs war überraschend. 1752, wo er nach Frankreich kam, bis 1789, wo er starb, er nicht weniger als 200 größere und kleinere Gemälde vollendet haben. Und selbst s. spätesten, zeigten eine jugendliche Frische, die auch s. kleinsten Skizzen Werth gibt. Er malte alle franz. Seehäfen, eine Folge fast unübertrefflicher Gemälde. Niemand wußte so treu und wahr die Nähe der See, die leichten Bewegungen und Lichtscheine der ruhigen Wellen, sowie die Stürme auszubilden, als er. Aber es mangelte ihm noch an genialer und poetischer Kraft. Die Akademie hatte ihn 1752 unter ihre Mitglieder aufgenommen und ernannte ihn 1766 zum Rathen; doch auf diese Auszeichnungen und eine Wohnung im Louvre beschränkte sich der Umfang der Gunst, der ihm von Oben her zu Theil ward. Dagegen

te der Anerkennung seiner Zeitgenossen, die den geistreichen
 würdigen Gesellschafter ebenso hoch in ihm schätzten als den
 fördernden Künstler. — Antoine Charles Horace
 Vernet, bekannt u. d. N. Charles V., den er auf s. Werken
 1758 zu Bordeaux geb. Von s. Vater für die Kunst ge-
 zogen, schon den zweiten Preis, im 23. den ersten davon, ging
 1775 nach Rom und wurde 1787 als Mitglied der Academie
 de France, die ihm 1814 aufs neue zu Theil ward. Die Kaiser-
 ung für Schlacht- und Paradenstücke den reichlichsten Stoff,
 wozu hat er daher die blutigen Tage von Rivoli, Marengo,
 den Einzug in Mailand, die Abreise der Marschälle verherr-
 lichten Viele die kleinern Scenen finden, die meist auf Kampf
 haben. Geistreiche, gewandte Darstellung, besonders leben-
 dig über das Grelle hinwegsehen, was viele s. Bilder bemerklich
 Stücke und Naturstudien, besonders die lithographirten, sind
 sehr gesucht und haben eine Lebendigkeit und Reiztheit der Auf-
 fassung. Einen Nebenbuhler hat, s. Sohn Horace V. Charles V.
 den des franz. Publicums, das viele s. Werke als heilige Acten-
 stücke des Leidensjahre ansieht. Die 28 Blätter in Fol. zum Feld-
 Italien rechnet man zu den ausgezeichnetsten. Charles V.
 von der heil. Michael. — Horace V., des Vorigen
 er vereinigten Talente seiner Ahnherren, ist am 30. Juni 1789
 auch sein Vater eine Amtswohnung hatte. Geboren in den
 in Bewegung, scheint in ihm jener Geist der Aufregung zurück-
 zu sein, der damals alle Gemüther ergriffen hatte. Der Sinn für das
 Heroische, welcher in jener Zeit sich so mannigfaltig aussprach,
 in allen s. Werken. Nach dem Vorbilde s. Vaters begann Ho-
 race V. (von Ternappe, Montmirail, Hanau), die ihm durch
 die Erhebung einzelner Gruppen zwischen den mit vieler Einsicht hin-
 ter einen Namen erworben haben. Man rühmt seinen Bildern
 sehr glücklich verstand, den Hauptpunkt, welchen die siegreiche
 Scene, hervorzuheben, und daß er durch die Bewegung der Schlacht-
 des Kampfes anzudeuten wußte. Eine Menge einzelner Bil-
 der, großen Haufen und blühen wie einzelne Lichtpunkte auf den be-
 weagten Oceans. Mit nicht weniger Erfolg trat Horace auch in dem
 Genre auf; ja er scheint überhaupt durch die Leichtigkeit s. Hervor-
 bringens in jedem Fache von Darstellung sich einen Kranz zu erwerben.
 Scenen des häuslichen Lebens, bald lächliche Feste, bald Ereignis-
 se, bald die Schlupfwinkel der Räuber, die er mit einer Wahrheit
 hingustellen weiß, daß ihm in einer Zeit, wo so manches Ta-
 leute hervorgethan hat, doch unbedingt der Vorrang zugestanden
 ist. Seine Bilder wollen Nichts weiter als durch ihre technische Ausfüh-
 rung oft einen um so tiefern Eindruck zurück, je weniger sie
 meinen. Noch spricht man in ganz Frankreich mit Entzücken von
 seinen Lithographien und sonst wiederholten Soldat laboureur, von
 Waterloo, deren allgemein verständlicher Sinn freilich nicht dazu
 diente, zum Mitglied der königl. Akademie zu empfehlen. Ein ansehn-
 liches Bild, Le chien du régiment, gibt den besten Beweis von s.
 Talent, sinnreiche Andeutungen wahrhaft künstlerisch zu verber-
 bein. Horace V. die lithogr. Zeichnung zu der Prachtausgabe der „Gen-
 eral“ 1824 fertig. Doch man würde kein Ende finden, wollte
 man die Arbeiten dieses unerschöpflichen und Alles gestaltenden

Künstlers herzählen. Die bunte Wirthschaft seiner Werkstätte, wo Einige seiner Staffelei sehten, während Musik gemacht wird und Hunde dressirt werden und der Künstler nach dem Modell zeichnet, wurde kürzlich in einem geistreich geführten Blatte dem größern Publicum vor Augen gestellt.

Vernier. Der Vernier oder Nanius (nach dem Erfinder so benannt für welchen Einige den Franzosen Peter Vernier, Capellan zu Dornens in der Ghe-Comté um 1630, Andre den Portugiesen Nunnez oder Nanius, s. 1. ausgaben) ist ein sinnreiches Instrument, um bei Theilungen den Werth Bruchstücken anzugeben, welche zwischen 2 nächste Theilstriche fallen. Man sieht z. B. ein Lineal, auf welchem 11 Zoll in 12 gleiche Theile getheilt seien, offenbar ein jeder dieser Theile $= \frac{1}{12}$ Zoll, d. h. $= 11$ Linien. *) Wäre nun solches Lineal längs eines andern, in Zolle getheilten Lineals verschiebbar, so sieht leicht ein, daß, wenn sein erster Theilstrich mit einem Zollstriche zusammenfällt, der zweite dagegen von einem zweiten Zollstriche um 1 Linie, der dritte um 2 Linien u. s. w. absteht, und man also durch bloße Verschiebung im Stande ist, die Theile welche über die ganzen Zolle herausfallen, anzugeben, ohne nöthig zu haben, eine mühsame Unterabtheilung auf dem Maßstabe wirklich auszuführen. Auf ähnliche Art bringt man diese Einrichtung bei Kreistheilungen, bei Quadranten u. s. w. an, indem man z. B. 9 Minuten auf einem solchen verschiebbaren Vernier 10 gleiche Theile theilt, dem zu Folge jeder Theil $\frac{9}{10}$ Minuten faßt, sodaß die Theilstriche auf Vernier und Limbus um resp. $\frac{1}{10}$, $\frac{1}{10}$ u. s. w. Minuten von einander abstehen, wonach man also noch Zehnthelle von Minuten oder gewählter Gradtheile angeben kann. Ausführlicher handelt über den Vernier, über seine Anwendung bei dem Repetitionskreise (s. Wiederholungskreis) u. s. w. Biot's „Traité d'astronomie“ (2. Aufl., Paris 1810, 1. Bd.).

Vernunft ist das Vermögen, das Übersinnliche zu erkennen oder anzuschauen (zu vernehmen). Mit dem Übersinnlichen beschäftigt sich z. B. der religiöse Mensch, indem sein Gemüth auf den übersinnlichen Grund aller Dinge auf Gott und dessen Verhältniß zur Welt und zum Menschen gerichtet ist, und sofern ist der Religiöse vernünftig. Man hat aber eine gebildete und eine unbildete, wenn auch gesunde Vernunft zu unterscheiden. Der bloß religiöse Mensch schaut die religiösen Wahrheiten ohne deutliches Selbstbewußtsein seiner Aufschauungen, bloß im (dunkeln) Gefühl an, im gebildeten Religiösen erheben sich dagegen die dunkeln Gefühle und Vorstellungen zu klaren Ideen. Diese Erhebung und Herausbildung geschieht nun allein durch die Wissenschaft, welche gleichsam das Element der Geistesbildung ist. Ebenso verhält es sich mit dem Verstande: er gibt einen gebildeten (wissenschaftlichen) und ungebildeten (gemeinen) Verstand. Der Ungebildete hat wol Begriffe von vielen Dingen, aber er ist sich derselben nicht deutlich bewußt, er kann keine Erklärung, keine Rechenschaft davon geben. Im gemeinen Leben und Sprachgebrauch wird Vernunft häufig mit Verstand vermischt und vermischt, bei genauer Unterscheidung dagegen Verständigkeit und Vernünftigkeit schon in dem Verhältnisse des Formellen, und der auf das Höhere und Ursprüngliche gerichteten Erkenntnisthätigkeit wahrgenommen. Was Vernunft sei, kann man nur durch ihren Gegensatz, mittelst der Vergleichung, deutlich kennen, wie denn alle Dinge oder Wahrheiten nur durch ihren Gegensatz (z. B. Gute durch den Gegensatz des Bösen und umgekehrt) in uns zur deutlichen Erkenntniß gebracht werden. Man hat, richtig, die Vernunft für das Vermögen

*) Man könnte auch 13 Zoll des Maßstabes auf dem Vernier in 12 Theile theilen haben. Allgemein: die Anzahl der Verniertheile muß der Verhältnisszahl der verlangten Unterabtheilung gleich, und die Anzahl der zugehörigen Maßstabtheile 1 größer oder kleiner sein. Alsdann wird, wie man leicht übersieht, der oben angegebene Zweck in beiden Fällen erreicht.

den Verstand für das Vermögen der Begriffe erklärt. Aber wer kann das, wenn er nicht weiß, was Ideen, was Begriffe sind, und wie sich beide voneinander unterscheiden? Im gemeinen Leben werden Ideen und Begriffe wenig voneinander unterschieden; unter beiden versteht man bloß subjective Erzeugnisse, Produkte des menschlichen Geistes, ohne nothwendigen Zusammenhang mit etwas Objectivem, worauf sie sich beziehen. Was die Wissenschaft Ideen wird nicht Jedem sogleich faßlich vorkommen, doch dürfte ein vorausgeschicktes Spiel zur Erläuterung dienen. Der Künstler, z. B. ein Maler, hat von Kunstwerken, das er ausführen will, jedesmal zuvor eine Idee, d. h. ein noch ideelles Phantasiebild, eine geistige Einheit, aus welcher bei der Arbeit des Künstlers das Kunstwerk in die Wirklichkeit hervorgeht (sich im Realen entwickelt). Ganzes mit allen seinen Theilen sinnlich anschaulich wird. Alles demnach, was dem Kunstwerk (z. B. Gemälde) gehört, was zuvor ideal oder auf geistliche Weise in der Seele des Künstlers vorgebildet, nur den materiellen Stoff (die Farben) nimmt er aus der Natur, aus der wirklichen Welt. Die Idee des Kunstwerkes ist also dessen subjectiver Ursprung, und es selbst ist die entwickelnde Erscheinung der Idee. In jedem Kunstsinne, der das Kunstwerk zu schenken, wird die wahre Idee des Kunstwerkes durch die Anschauung erregt, weil das Vermögen dazu in sich hat, und es ist ihm in dieser Idee, die durch die Anschauung in ihm lebendig wird, das Verständniß des Werkes und die Freude an seiner Vollkommenheit gegeben. Dagegen sehen Andre, welche des Kunstsinns ermangeln oder in keiner Hinsicht Kunstbildung besitzen, wol die Erscheinung eines Kunstwerkes, aber sie verstehen es nicht, d. h. sie sind unfähig, die Idee desselben zu fassen, sie sehen z. B. in einer Madonna von Rafael einen Frauenkopf, in dem Gemälde von Leonardo da Vinci eine in lebhafter Unterhaltung begriffene Tischgesellschaft, und nichts weiter. — Denkt man sich nun die Natur nach ihrem Innern, gleichsam ihrem Geiste, so sind alle Ideen der Dinge als deren übersinnliche Einheiten in ihr, und die sichtbaren (sinnlich wahrnehmbaren) Dinge sind die Erscheinungen, die objective Darstellung dieser Ideen. Die Natur als Inneres, als Inbegriff aller Naturideen, bedarf aber nicht, wie der menschliche Künstler, eines Stoffes zu ihren Werken von Außen zu nehmen, vielmehr enthalten die Ideen selbst den ständigen Grund sowohl des Stoffes als der Form der Dinge, mithin der Dinge von geistiger sowohl als materieller Seite. Das Schaffen ist daher ein Werden, ein Zeitlich- und Räumlichwerden der Ideen, welche die übersinnlichen Grundlagen der Dinge sind, und das Wort Natur erscheint hier in seiner ursprünglichen Bedeutung, als Geburt der Dinge (*natura rerum*), nämlich der Ideen. Da nun der Mensch, als Bild Gottes, seinem ewigen Ursprunge nach ebenfalls eine Idee in Gott sein muß, so folgt daraus die Einheit oder Verwandtschaft des übersinnlichen Menschen mit Gott, und der Mensch vermöge dieser innern Einheit, das Vermögen, die Ideen der Dinge zu erkennen und sich derselben bewußt zu werden. Denn aus gleichem Grunde erkennt ja auch der Künstler die Ideen der Werke seines Kunstverwandten, versteht der Künstler den Geist der Kunstwerke, die er anschaut, er versteht sie vermöge der Einheit des künstlerischen Geistes, vermöge derjenigen Eigenschaft des menschlichen Geistes, welche Künstler unter einander und mit Kunstsinigen gemein haben. Das Erkennen nun, die Ideen der Dinge zu erkennen oder innerlich anzuschauen, heißt ist im wissenschaftlichen Sinne. Wer nun dieses höchste Vermögen in sich selbst hat, d. h. wer Vernunftbildung besitzt, der erkennt die ursprüngliche Einheit aller Dinge in Gott, als dem Inbegriff oder der unendlichen Einheit aller Dinge, erkennt einen innern durchgreifenden Zusammenhang in der Welt (dem Kosmos), und diese daher als das organische All, als die systematische Offenbarung der unendlichen Vollkommenheit Gottes; er weiß, daß die Welt, die er au-

herlich anschaut, nur der Widerschein einer innern, in ihm selbst lebenden Ideenwelt ist, und daß dieselbe schöpferische Kraft, welche außer ihm die Dinge hervorgebracht, auch in seinen Sinnen thätig ist und in der sinnlichen Anschauung die Welt abbildlich wiederholt. Für die Vernunft also ist Alles Eins, für sie gibt es nur einen Gott, nur eine Welt (als Erscheinung Gottes), nur einen unendlichen Geist (als göttliche Weltseele) und einen ins Unendliche ausgedehnten und beseelten Leib (als sichtbare Universum, Natur), nur ein Leben, nur eine Wahrheit, und alle Trennung ist nur Schein, alle Vielheit nur Offenbarung des gleichen unendlichen Lebens auf unendlich verschiedenen Stufen. Für den Verstand dagegen ist Alles getrennt; so die Ideen (als Begriffe) von den Dingen, und diese von einander selbst, so der Geist (das Leben) von der Materie, so die Seele vom Leibe, Gott von der Welt, das Wesen von der Form u. s. w., und Alles hat nur ein äußeres Verhältniß und steht in zufälliger Verbindung mit einander. Denn der Verstand ist ein schärfendes Vermögen; in ihm vereinigen sich die Reflexion (Richtung des Geistes auf das Einzelne, Besondere) und Abstraction (sondernde, trennende Thätigkeit); trennt vor Allem in der Anschauung das Subjective vom Objectiven, und somit dadurch die Ideen von den Dingen, d. h., er bildet Begriffe, die er theils durch Eindrücke der Dinge von Außen (durch einen zufällig gegebenen Stoff), theils durch eigene willkürliche Thätigkeit erhalten zu haben wähnt. Die Tendenz des reflexiven und abstrahirenden Verstandes ist daher Sonderung, Trennung, Zersplitterung, Vermannigfaltigung ins Unendliche. Die Welt ist ihm eine unendliche Vielheit von Einzelheiten, ein Ganzes nicht durch innere göttliche Beseelung und nothwendigen Zusammenhang ihrer Glieder, sondern bloß durch äußere Verbindung an sich getrennter Theile, vermöge der allmätigen Willkür eines von der Welt absolut getrennten Wesens. Der Verstand für sich allein ist also nicht das Vermögen, durch welches der Mensch die Wahrheit erkennt, sich selbst, Gott und die Welt verstehen lernt, sondern die Vernunft. Der Verstand für sich führt den Menschen in das Reich der Täuschung ein, die Vernunft führt ihn in sich selbst zurück zum Erkenntniß der Wahrheit zurück. Der Verstand ist der Abfall von der Vernunft, denn diese ist das Göttliche im Menschen, der Verstand das bloß Menschliche, die Trennung von Gott. Da aber Alles nur durch den Gegensatz zur Vernunft zum Erkenntniß kommt, so ist der Verstand und seine Bildung nothwendig zum Erkenntniß der Vernunft. Die Einheit kann nur im Gegensatz der Vielheit und Mannigfaltigkeit, und die wahre Bedeutung der Vielheit nur im Gegensatz der Einheit erkannt werden. Vernunftbildung ist daher ohne Verstandesbildung unmöglich, aber, im Gegentheil, findet auch ohne Vernunftbildung keine wahre Verstandesbildung statt. In dieser Beziehung wird oft Vernunft (Rationalität, Intellekt) als Vernunft und Verstand begreifend, oder als höheres Erkenntnißvermögen genommen und dem Sinn gegenübergestellt, obwohl die menschliche Kraft auch in den Sinnen wirkt. Zu wahrer Bildung gehört ein richtiges Verhältniß zwischen Verstand und Vernunft, eine harmonische Ausbildung beider. Ein Übergewicht des einen Vermögens über das andre erzeugt einseitige und Austerbildung. Bei den meisten Menschen herrscht noch ein Übergewicht der Verstandesbildung auf Kosten der Vernunft. Dies ist der Charakter der herrschenden geselligen Bildung unserer Zeit. Man besitzt viel Kenntnisse (Begriffe) und Gewandtheit im Gebrauche derselben für die gegenseitige Unterhaltung, Combinationsgabe, geübte Urtheilskraft für die Darstellung menschlicher Verhältnisse, aber wenig Erkenntniß (klare Anschauung der Ideen), Mangel an Einsicht in die göttlichen Verhältnisse, welche nur durch Vernunftbildung gewährt, die sich den Verstand zweckmäßig untergeordnet, zu seinem Organ gebildet hat. Auf der andern Seite bringt ein Übergewicht der Vernunft über den Verstand die entgegengesetzte Einseitigkeit in der Bildung hervor und erzeugt wissenschaftliche Schwärmerei — wenn man es so nennen darf —

nen Mysticismus in der Wissenschaft, der ein Widerspruch in ihm ist, denn die Wissenschaft soll nicht in Räthseln sprechen, sondern vielmehr, ihrer Bestimmung nach, die Mystereien (Geheimnisse) der Natur, Kunst und Religion — soweit sie vermag — enträthseln. Aus dem vorhin erwähnten Übergewicht der Verstandesbildung im Gegensatz gegen echte Vernunftbildung (welche eine höhere Verstandesbildung einschließt) erklärt sich auch der Gegensatz zwischen empirischen, rationellen und philosophischen Naturforschern, oder überhaupt zwischen empirischen und wissenschaftlichen Gelehrten innerhalb ihres gemeinschaftlichen Standes. Jene (die empiriker) betrachten und erforschen die Natur mit verständigem Geiste, sie halten die Trennung der Dinge in der Welt für ursprünglich und absolut (für an sich stehend) und sehen daher nur äußere Beziehungen der Dinge, keine innere Einheit. Diese (die wissenschaftlichen Gelehrten) betrachten und erforschen die Natur mit künftigem Geiste; sie sehen in der Mannigfaltigkeit die nothwendige Entwicklung der Einheit für die Erscheinung, erkennen überall innern (organischen) Zusammenhang und wesentliche Verwandtschaft, und erblicken in der erscheinenden Welt Offenbarung Gottes nach ewigen Gesetzen. — Wahre Vernunftbildung ist also Einheit oder Harmonie des Verstandes und der Vernunft in der Ausbildung. Jede Bildung ist eins mit wissenschaftlicher (philosophischer) Bildung; sie heißt intelligente Bildung. Die möglichste Vollkommenheit der letztern ist das höchste Ziel der Geschichte, d. h. die Entwicklung der Menschheit. Man wird hieraus sehen, daß Kant die Vernunft eigentlich als Verstand betrachtete, und sie willkürlich beschränkte, insofern er ihr nur das Gebiet der Erfahrung anwies, mit welchem sich der Geist nie begnügen kann. Kant führte ferner den Unterschied der theoretischen und praktischen Vernunft ein, insofern er annahm, daß die Vernunft a priori erkenne, theils daß etwas sei (theoretische Vernunft), theils daß etwas sein soll (praktische Vernunft). (S. Kant'sche Philosophie.) Mit Recht aber hat man ihm den Primat der praktischen Vernunft bestritten, durch welchen erksam die Vernunft mit sich selbst entzweite.

Verona, eine alte, große Stadt in Oberitalien, ehemals zu Venedig, jetzt lombardisch-venetianischen Königreiche gehörig und Hauptort der Provinz Verona, wird durch die Etsch in den südlichen und nördlichen Theil getrennt, die durch Flüsse mit einander verbunden sind, in einer sehr fruchtbaren und angenehmen Gegend. Die Stadt ist mit Mauern und Wällen umgeben und ward sonst auch durch die Castelle S. Felice, S. Pietro und Castello vecchio beschützt, die aber jetzt militärische Wichtigkeit verloren haben. Sie hat große, freie Plätze, darunter die Piazza de' Signori mit dem Rathhause und den Statuen ausgezeichneter Bürger von Verona, 9000 Häuser, theils sehr ansehnlich, theils von alter Bauart, theils enge, krumme Straßen und 60,000 E. Man zählt hier 14 Pfarrkirchen und eine Kathedralkirche. Viele dieser Kirchen sind mit schönen Gemälden geschmückt. Verona hat viele Seiden-, Wollen- und Lederfabriken. Handel, der von hieraus zwischen Italien, Deutschland und der Schweiz getrieben wird, ist nicht mehr so lebhaft als ehemals, aber doch immer noch beträchtlich. Es gibt hier viele Überreste römischer Alterthümer, besonders enthält die berühmte Maffei'sche Sammlung einen Schatz von Inschriften, Statuen, Gefäßen und Basreliefs. Das hiesige alte römische Amphitheater, das mehr als 100 Menschen faßt, ist unter allen aus dem Alterthum übriggebliebenen Gebäuden dieser Art am besten erhalten; es wird aber auch alle Jahre auf Kosten der Stadt ausgebessert. Es soll von Domitian erbaut worden sein, ist von Marmor von ovalet Form, 464 Fuß lang und 367 breit. Außen hat es 2 Stockwerke und innen von einer schönen Zeichnung und Form. Das Innere besteht aus 46 Bögen von rothem Marmor, welche im Ring herumlaufen und 32 Ausgänge auf den untern und ebensoviele auf den obern Arcaden haben. Bartol. Giu-

liari in f. „*Topografia dell' Anfiteatro di Verona*“ (Verona 1822) hielt das Amphitheater für ein ursprünglich etruskisches Werk, worüber die „*Lettera*“ des Seneca Simone Stratico, nebst Gualteri's Antwort (Verona 1824) zu vergleichen. Verona, ursprünglich eine römische Colonie, ist die Mutter und Pflanzstätte berühmter Gelehrten und Künstler, die Vaterstadt des Catull, Cornelius Nepos, des Plinius, des Vitruvius, Scaliger, Scipio Maffei, des Malers Paolo Veronese u. A. Die hiesige Accademia di agricoltura, commercio ed arti (seit 1769) gibt „*Memorie*“ heraus, wovon 1824 der 10. Bb. erschienen ist. — Die unruhigen Zeiten des Mittelalters hatten Verona, gleich vielen andern Städten Italiens, Gelegenheit gegeben, sich freizumachen; doch wußten bald einzelne mächtige Familien die Regierung an sichzureißen. Namentlich herrschten daselbst 11 Jahre lang die Scaliger, welche 1387 durch den nachmaligen ersten Herzog von Mailand, Galeazzo Visconti, verjagt wurden. Nach den Viscontis folgte es die Carrara, und 1405 ward es von den Venetianern erobert, die auch 1796 im Besiß blieben. (S. Cisalpinische Republik.) Wie diese mächtigen Familien oft mit einander in blutige Streitigkeiten geriethen, weiß Jedermann aus Shakespeare's, in der Hauptsache der Geschichte nachgebildetem Trauerspiel: „*Meo und Julia*“. Die Geschichte der Stadt hat Corli in f. „*Storia di Verona*“ und Maffei hat in f. „*Verona illustrata*“ ihre berühmten Alterthümer beschrieben (S. auch des Grafen Bevilacqua Lazise „*Statistica della città di Verona*“ Verona 1823.) Die Lage vom Südosten Europas und Spanien war die Veranlassung, daß von den seit 1815 verbündeten Mächten Europas vom ersten bis zum Ende 1822 ein Congreß gehalten wurde.

Vorbereitende Conferenzen wurden bereits im Sept. zu Wien, wo Alexander am 7. dess. M., nebst dem Staatssecretair, Grafen Nesselrode, getroffen war, von den Staatsministern der 5 Hauptmächte gehalten. Der Kaiser von Preußen aber begab sich unmittelbar nach Verona, wo er und der Kaiser von Oesterreich am 15. Oct., Kaiser Alexander am 16., und die Könige von Preußen und von Sardinien, nebst mehreren andern ital. Fürsten, später auch der Kaiser von Rußland, erschienen. Diesmal erschien auf dem Congresse kein britischer Staatsminister; denn der Herzog v. Londonderry hatte in einem Anfälle von Schwermuth, durch die Verwicklung der Verwicklung des bisher von ihm befolgten politischen Systems gedrückt, selbst den Tod gegeben, sein Nachfolger Canning aber wollte, dem Grundsatz strenger Neutralität getreu, das britische Staats- und Handelsinteresse nicht durch eine gewaltsame Einmischung in die innern Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel gefährden. Er schickte daher den Herzog v. Wellington nach Wien und wohin sich auch der bisherige britische Gesandte am wiener Hofe begab. Von Seiten Frankreichs erschienen der Staatsminister, Vicomte, nachmals Herzog v. Richelieu, und der franz. Botschafter am britischen Hofe, der Vicomte v. Capotrain. Außer diesen waren noch mehrere russische (z. B. Graf Pozzo di Borgo) französische und andre Diplomaten in Verona gegenwärtig; preuß. Seite v. Bernstorff und der Fürst Hardenberg. Dieser verließ jedoch, nach Entschiedenheit der Hauptfrage, Verona, um Mailand und Genua zu sehen, während sein Nachfolger, Fürst Metternich, eine Reise nach Rom und Neapel unternahm. Fürst Hardenberg blieb in Genua den 26. Nov. Unter den übrigen in Verona anwesenden Personen war der Banquier, Baron Rothschild, bemerkt. Auch fand der durchreisende Prinz von Schweden eine ausgezeichnete Aufnahme. Über den Gang der Verhandlungen zu Verona, bei welchen Fürst Metternich den Vorsitz und Hr. v. Metternich das Protokoll führte, ist so viel bekannt, daß die Continentalmächte Frankreich, Oesterreich, Preußen, Rußland und Sardinien, mit bewaffneter Macht die Halbinsel zur Wiederherstellung der monarchischen Verfassung zu zwingen, beschlossen und im nächsten Falle

friedlichen Maßregeln rieth, da auch der franz. Finanz-
 der den Krieg gegen die span. Cortes laut fordernden
 die triftigsten Gründe für die Beibehaltung des Frie-
 die von Verona nach Paris zurückgekommenen Staats-
 stützen, da endlich die in Catalonien aufgestellte Glau-
 nationnellen Truppen unter Mina geschlagen worden war,
 Dec. 1822 zuerst den Weg gütlicher Unterhandlungen,
 Änderung ihrer Constitution im Sinne des monarchischen
 In Ansehung der Spannung zwischen Rußland und der
 Verona, durch den britischen Gesandten bei der Pforte,
 halb nach Verona berufen worden war, ein Ultimatum der
 das die genaueste Erfüllung des bucharesten Vertrags
 in wollte sich jedoch der griech. Insurgenten auf keine Art
 ie in Ancona angekommenen Deputirten derselben in Be-
 rden. In Ansehung Piemonts wurde die gänzliche Rü-
 östr. Truppen, in Ansehung Neapels und Siciliens aber
 Änderung des dortigen östr. Besatzungsheeres beschlossen,
 des ital. Staatensystems ward jedoch vor der Hand noch
 b sich König Ferdinand I. von beiden Sicilien von Verona
 nach Wien. Auch die Form des deutschen Bundestages zu
 cona aus eine Abänderung erhalten; endlich wurden einige
 en Gesellschaften betreffend, in Berathung gezogen. In
 n und der türkischen Frage wurde der Weg der Unterhand-
 die Berathung über die spanische Sache in Paris fortgesetzt.
 en Verona in der Mitte des Dec.

Tagliari.

hemisch) nennt man das mit einem heftigen Knalle verbun-
 alpetersalze, wenn sie mit glühend heißen brennbaren Sub-
 gebracht werden. Diese merkwürdige Erscheinung wurde
 aus dem Brennstoffe erklärt; das antiphlogistische System
 als sich aus dem Salpeter durch die Glühige Lebensluft ent-
 lebhaftes Verbrennen des denselben berührenden Körpers ver-
 Zersetzung wird der Stickstoff in dem Salpeter frei und geht
 er heftige Knall entsteht durch die ungemein starke und schnelle
 ermetstoffs, der die Luft plötzlich ausdehnt.

t ist diejenige Form der psychischen Krankheiten, welche sich
 liche Gleichgewicht der geistigen Kräfte aufhebende Überspan-
 d durch Verleththeit der Begriffe und Urtheile charakterisirt;
 Sphäre des Verstandes an und wird gewöhnlich auch durch
 bezeichnet. (Vgl. Seelenheilkunde.) In weiterm Sinne
 cht ganz mit Recht, auch die gesammte Classe der psychischen
 im Ausdrücke belegt, und von Verrücktheit als gleichbedeutend
 und Irresein (vgl. d.) gesprochen. 16.

s maß, Verskunst. Vom lat. Worte *vertere*, drehen,
 tsprungen, ist Vers überhaupt eine in sich beschlossene; inner-
 Brengen gezogene, sich gleichmäßig wiederholende Linie; daher
 z. In der Poetik wird Vers die Form für den innern Sinn ge-
 baut durch gesegelte Bewegung und Maß gewinnt, oder eine
 metrisch gegliederter Rhythmen. Also sind Rhythmen dessen
 bild und Gegenbild (s. Strophe und Rhythmus); Ma-
 en Maß und Begrenzung. Er ist mithin das höchste Gebild
 elementarisch bereits in den Vocalen angekünigt. In den

neuern, Bild und Gegenbild nicht durch Länge und Kürze, sondern Accent und centlosigkeit der Sylben unterscheidenden Sprachen ist der Reim, als Gleichlaut Töne in Sylben, gesteigerte Alliteration und Assonanz, eine Hauptbedingung Verses. Auch das Ganze so verbundener Verse heißt wiederum Vers, wie von Liederversen spricht, wofür freilich besser wäre, Strophe, Stanze oder G zu sagen. Ebenso hat das Wort Versmaß, welches für Metrum gebraucht wird, eine mehrfache Bedeutung. Einmal nämlich ist es das Verhältniß der End- und Thesis, oder des Bildes und Gegenbildes. (S. Strophe.) Mit einer rhythmischen Form aber wird das Hauptbedingniß der metrischen Periode, Fuß, Versmaß. Endlich wird die metrische Periode selbst noch mehr erwogen Maß des Verses. Verskunst ist die Anwendung dieses Maßes. — Da wir in den angeführten Art. über das Wesen des Rhythmus und Metrum gesprochen worden, so ist eine Wiederholung überflüssig. Ebenso wenig kann hier von folgerichtigen, in den Zahlen Zwei und Drei, oder im Geraden und Ungeraden Grundsätze der Reimstellung gehandelt werden. Wir erinnern nur, daß Rhythmus ohne Takt nicht denkbar sei; daß es geraden und ungeraden gebe, mithin dreierlei Metra: a) das spondische = Zwei- oder Biervierteltakt; b) das molossische = schweren Dreivierteltakt; c) das trochäische = Sechsen- oder Neunachteltakt. Die Versarten in ungeradem Takt sagen mehr Antiken, die in geradem mehr dem Modernen zu. Früher maß man nach Fuß und wurde dadurch zu manchen Irrthümern verleitet. Denn Fuß ist nur eines einzelnen Hauptmoments der metrischen Periode (des Taktes), oder eine spondische Composition (s. Rhythmus), dessen verhältnißmäßiger Gehalt durch Rhythmus und metrisch bestimmt zu werden verlangt, also erst an diesen Maß nicht aber ihr Maß ist. Dies Maß führt nun aber auf eine früherhin unbekante, oder doch mindestens nur dunkel und verworren gefühlte, obgleich in der Sprache aufbewahrte, dreizeitige Länge, wie auf einen doppelten, nämlich dem dreizeitigen und schweren, dem geraden Takt angehörigen, Daktylus. Von dem gründlichen Kenner Apol gemachte Entdeckung mußte, zumal für die griechischen Sprachen, von wichtigen Folgen sein, indem damit die Gebiete des Rhythmischen und Metrischen schärfer abgegrenzt, aber auch innerhalb ihrer selbst gemessen und bestimmt wurden. (S. Prosodie.) Die Grammatiker, die den Fuß nur ein Sylbenaggregat war, suchten, um das Maß zu bestimmen, Grund- und Hauptfuß, der in der ganzen waltete, auf. Da sie nur Lang und Kurz, nicht aber das Viel- und Wenig kannten, die aber gerade, nicht aber das verschiedene Verhältniß, auch Verschiedenheit der Bewegung gab, so mußten hieraus allerlei Willkürlichkeiten, Mißverständnisse und Verwirrungen, zu Gesetzen erhoben wurden, wodurch die Wahrnehmung des Rhythmus nur verdeckt und erschwert wurde. Mißt man dagegen, wie es das Ohr und die Rechte behauptende folgebefähige Wissenschaft fordert, musikalisch und taktil, so sucht man die regelmäßig wiederkehrende metrische Periode auf, scheidet sie ihrem Auftakt und gewinnt so die Melodie des Verses, wo dann der periodische Sylbengehalt von selbst zum rhythmischen und metrischen steigt. Wie dem das Wahre in mancherlei Verwicklungen und Entstellungen dennoch mindestens eine Ahnung leise berührt und leitet, so erging es auch hier. Es galt freilich als Herkommen und Überlieferung, daß Verse entweder nach Füßen oder nach Doppelfüßen (Dipodien) gemessen werden müssen — die tripodische, oder Neunachtel ange deutete, kannten sie nicht; — aber sie maßten doch daktylische, iambische, choriambische, ionische, pæonische und antispastische Verse nach Füßen. Jeder ein Metrum war; nach Dipodien dagegen anapästische, trochäische und iambische Verse, wo ein Doppelfuß ein Metrum machte. Je nachdem nun die metrische Periode in einem Vers ein- oder mehrmal enthalten ist, heißt der

meter, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter (ein-, zweier Vers ic.) ic. Da mancher Takt nur intentionnell auszufüllen, nicht aber real ausgefüllt ist, so gründet sich hierauf die Eintheilung in katalektische vollzählige, und akatalektische oder vollzählige Verse. Schloß der Vers in Mitte der Periode, so hieß er brachykatalektisch oder halbvollzählig; war er um Sylbe länger, so hieß er hyperkatalektisch oder überzählig. — Nach der Taktfallung diese Eintheilungen als irrig und überflüssig weg, wie Feder, der sich Vers musikalisch bezeichnen kann, leicht finden wird. Ebenso fallen die sogenannten metrischen oder vielförmigen, mehrer Formen oder Änderungen fähigen als Ausnahme, wie die widersinnig zusammengemischten die unzusammenhängenden, angeblich unvereinbar neben einander stehenden, deren Erfinder Archaisiren soll, nach gehöriger Messung an ihre gehörigen, nach rhythmischen Gesängen richtigen Stellen, und in manchen offenbart sich gerade ein recht lieblich-muthiger Tanz. — Eine folgerichtige Takttheorie führt alle Versgattungen auf sich schon aus dem hier und in den übrigen hierher gehörigen Artikeln hervorgeht, auf eine Grund- und Urform zurück, wovon es mancherlei Abweichungen gibt, welche unter einer Menge Namen in den Lehrbüchern vorkommen. In aber hier unmöglich eine Aufzählung aller einzelnen Gattungen und Arten zu werden, welches Geschäft einer Metrik ist; und eine solche ist noch die zu beweiende „Verkunst der Deutschen aus der Natur des Rhythmus entwickelt, Gleichungen mit der griechisch-römischen, zum Schulgebrauch, wie auch für die der Dichtkunst und Musik“, von J. H. Fr. Meineke (Quebl. u. Epj. 2 Bde.). Vgl. des geistreichen Philologen Wolf „Vorlesung über ein Friedrich II. von deutscher Verkunst“ (1811) und Dillischerider's „Vers der deutschen Sprache“ (Köln 1823). — Aus dem oben Gesagten ergibt sich, daß die Erfordernisse eines guten Verses sind: Correctheit hinsichtlich der Länge und der rhythmischen und metrischen Messung, sowie des Reims; Endung (b) oder Grenze der rhythmischen Figur auf der metrischen Reihe, Endung des Satzes und Wortrhythmus, wodurch die Wortrhythmen schließlich werden; große mehrsyllbige Wortfüße (wie die Wörter nach ihrer prosodischen Quantität heißen), wenn sie in ihrem metrischen Verhältniß betrachtet werden; Wohlklang, d. i. Mannigfaltigkeit und Wechsel der Laute und Sylbenaustönung, mit Vermeidung der Rauheit und des *Hiatus* (s. b.). Spielern und Vorlesern, wie die heutige Form der Geselligkeit sie fordert, ist die Verkunst um so unerlässlicher, je tiefer ein vorgelesener Vers eintritt, und Ton wie Farbengebung des Gedichts ausmacht, und je Nachhilfe die meisten Verse der gangbaren Dichter oder Dichterlinge be-

Wa.

Versailles, eine der schönsten Städte Frankreichs, $2\frac{1}{2}$ Meile von Paris. liegt in einer weiten, zum Theil unfruchtbaren Ebene. Bis in die Mitte des 17. Jahrh. war sie ein unbedeutender Flecken mit einem Jagdschloß. Ludwig XIV. ließ, aus diesem verödeten Orte einen seinem Zeitalter und seiner Größe angemessenen Wohnplatz für Könige zu schaffen, und baute von 1661 — 78 mit ungeheuren Aufwande das herrliche Lustschloß, um welches sich bald eine Stadt mit vielen Straßen und schönen Gebäuden reihete, deren Volksmenge auf 100,000 anwuchs. Versailles war die Residenz Ludwigs XIV., XV. und XVI. und vieler Regierungsbehörden, bis Ludwig XVI. am 6. Oct. 1789 gezwungen in den Tuileries zu Paris seine Wohnung zu nehmen. Da mit dem Könige der ganze Hof und die ganze Regierung die Stadt verließ, so verödete dieselbe schnell als sie angewachsen war. Doch that Napoleon sehr viel, um Versailles wieder aufzuhelfen, und ließ auch das Schloß, das zu verfallen anfangte, wieder aufbauen. Es ist jetzt die Hauptst. des Depart. Seine-Dise, der Sitz eines

Bischofs, einiger gelehrten Gesellschaften, einer Maler-, Kunst-, Antiken-Sammlerschule, und zählt jetzt in 2000 H. 35,000 E., die mancherlei Antiken, Kunstfleiß, besonders aber große Gewehr- und Uhrenfabriken umfassen. Das Schloß hat 1800 F. Länge und enthält noch immer viele Sehenswürdigkeiten, besonders die Capelle, die Prinzentreppe, die prächtige große Galerie mit kostbaren Gemälden, den Herculessaal, den Salon de Guerre und den Schauspielsaal. Der Garten ist ganz in franz. Geschmacke, aber sehr reich an Springbrunnen, Statuen von Bronze, Marmor und Marmor und einer ausgeführten Dier. Im Umfange des Parks liegen die beiden Lustschlösser von Grand und Trianon (s. d. und Louvois). — Zu Versailles wurde 1783 der Friede geschlossen, welcher Nordamerika von dem britischen Reiche trennte. Bayssé de Villiers „Tableau descriptif, historique et pittoresque de Versailles“, Paris 1827.)

Versalbuchstaben, **Versalien**, heißen die großen oder Initialbuchstaben.

Verschanzung, s. Schanze und Kriegsbaukunst.

Verschollen ist derjenige Abwesende, welcher zum Betrieb seiner Angelegenheiten keinen Bevollmächtigten zurückgelassen hat und dessen Aufenthalt (mithin auch, ob er noch lebe) unbekannt ist. Ist bei einem solchen Verschollen das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens (70 Jahre) eingetreten, oder ist zuweilen viel kürzern Fristen verstrichen, welche Landesgesetze bestimmen: so wird er auf den Antrag seiner Verwandten öffentlich aufgefodert, und dann, wenn er selbst noch Erben von ihm erscheinen, die Todeserklärung ausgesprochen. Darauf wird sein Vermögen den nächsten Verwandten überlassen.

Verschworung ist eine geheime Verbindung von Staatsbürgern, entweder zum Umsturze des Staats selbst, oder zur Veränderung des Regiments, oder überhaupt, oder zur Vernichtung der bestehenden Verfassung des Staats. Kann daher die Vernichtung des Daseins des Staats selbst und seiner Verfassung beabsichtigen; sie kann aber auch zunächst nur gegen das regierende Haus selbst nur gegen die Person des Regenten ausschließlich gerichtet sein; sie kann endlich zunächst nur eine völlige Umbildung der bestehenden Grundverfassung des Staats beabsichtigen, wobei der Angriff auf die Persönlichkeit des Regenten, die Ermächtigung seiner Person, die Nöthigung desselben zur Aufhebung der Verfassung, die Veränderung der Regierungsrechte u. nicht gerade der nächste Zweck ist. Die Verschwörungen, welche die alte und neue Geschichte in despotischen, monarchischen, constitutionellen und republikanischen Staaten aufgestellt hat, liefern für verschiedene Zwecke bei den Verschwörungen den Beweis. Wie verschwiegen die Verschwörung der 7 vornehmen Perser, wodurch Darius Hystaspis den Thron bestieg, von den unzähligen Verschwörungen der griech. Freistaaten, in der Zeit der Republik und der Imperatoren, in Indostan, China u. s. w. Verschieden z. B. die Pulververschwörung in England von der Verschwörung der Pazzi in Genua, und von der neuesten Verbindung der Ultras in Frankreich zur Herstellung der unbeschränkten Monarchie und zur Vernichtung der constitutionellen Charte von 1814! Wie ganz anders war der Plan bei der Verschwörung gegen den König Joseph Emanuel (3. Sept. 1758) von Portugal als (3. Sept. 1771) gegen den König Stanislaus Augustus von Polen und gegen Paul von Rußland (9. Juli 1762)! Wie anders erfolgte die Thronerbschaft von Schweden (1809), Selims III. (1807) und der plötzliche Tod Pauls I. (24. März 1801)!

Versetzung, s. Inversion.

Versetzungszeichen heißen in der Musik diejenigen Zeichen, welche die Erhöhung oder Erniedrigung eines Haupttons auf dem Notenplan anzeigen.

Solcher Versetzungszeichen sind 4. Nämlich 1) das Kreuz #, welches hauptton um einen kleinen halben Ton (das Verhältniß zweier verschiedenen auf derselben Stufe) erhöht; 2) das Be (b), welches einen Ton um eben-
 erniedrigt; 3) das einfache Kreuz X, welches einen schon durch # erhöhten
 nochmals um einen kleinen halben Ton erhöht; und 4) das doppelte
 (b), welches einen schon durch b erniedrigten Ton nochmals um eben-
 erniedrigt. Soll ein erhöhter oder erniedrigter Ton wieder in seine erste
 zurückgeführt werden, so wird dies durch das Aufhebungszeichen, Bequa-
 der auch schlechthin das Quadrat, □, angezeigt. Das Quadrat also hebt
 öhung oder Erniedrigung eines Tones auf. Ferner, soll ein doppelt er-
 oder doppelt erniedrigter Ton nur um die Hälfte erniedrigt oder erhöht (b. h.
 einem einfach erhöhten oder erniedrigten Tone) werden, so wird vor die-
 das erforderliche einfache Versetzungszeichen und das Quadrat zugleich gesetzt.
 er ein doppelt erhöhter oder erniedrigter Ton wieder ganz in seine natürliche
 zurücktreten, so wird das Quadrat doppelt vor die Note gesetzt. 3. B.

| | | |
|-------------------------------|--------------------------|--------------------------|
| c. | #c (cis) | Xc (ciseis) |
| erlicher Ton.) | (Einfache Erhöhung.) | (Doppelte Erhöhung.) |
| | h#c (cis) | h#c (c natürliche) |
| ung der Erhöhung zur Hälfte.) | | (Ganze Aufhebung.) |
| ferner: | | |
| d. | bd (des) | bbd (desdes) |
| erlicher Ton.) | (Einfache Erniedrigung.) | (Doppelte Erniedrigung.) |
| | hbd (des) | hbd (d natürl.) |
| (Halbe Aufhebung.) | | (Ganze Aufhebung.) |

Versetzungszeichen, nämlich das # und b, heißen wesentliche, wenn sie die in
 onleiter (oder Tonart) nothwendig erhöhten oder erniedrigten Töne bezeich-
 in diesem Falle werden sie jedes Mal zu Anfang eines Tonstücks oder eines
 zwischen den Schlüssel und das Taktzeichen, auch gewöhnlich zu Anfang ei-
 lenzeile, und zwar auf diejenige Stufe, auf welche der durch sie erhöhte oder
 ge Ton gehört, gesetzt, und heißen dann: die Bezeichnung einer To-
 Bezeichnen die Versetzungszeichen aber nur solche erhöhte oder erniedrigte
 die nicht in diejenige Tonart, in welcher modulirt wird, gehören, sondern
 häufig durch den Lauf der Modulation erscheinen, so werden sie jedes Mal
 durch sie zu erhöhende oder zu erniedrigende Note gesetzt, und heißen dann
 e Versetzungszeichen. Sowol die Erhöhungs- und Erniedrigungszeichen
 Aufhebungszeichen werden übrigens auch bei Bezeichnung der Töne durch
 im sogen. Generalbaß angewandt, und folglich mit unter die Signaturen
 uralbaßes gerechnet. F. U.

Versicherungsanstalten, s. Assurance und Tonnie's „Chronik
 mburger Seerassurancegeschäfts“ (Hamb. 1826).

Versöhnung ist schon zwischen Menschen, die nach verderblichem Zwist
 er wieder entgegenkommen, und sich friedlich die Hände reichen, eine der edel-
 andlungen. Ihre gegenseitige Liebe ist nun herzlich als vor dem Ausbruche
 eindschaft; sie erkennen freudiger das Gute an, das neben manchen Mängeln
 oder von Weiden besitz, und die wechselseitige Verzeihung alles erlittenen Un-
 belästigt ihren Vorsatz, neue Beleidigungen zu vermeiden, ja sich des wieder-
 nenen Vertrauens durch ein tadelloses Verhalten würdig zu machen, und ein-
 besto gütiger zu begegnen, je ärger vorher die Verletzung gewesen war. So
 die Stunde der Versöhnung selbst ungebildete, sonst harte Menschen feinsüh-

lender, und williger, aus Liebe zu leisten, was sie vorher der Gerechtigkeit schuldig waren. Mit Beziehung auf diese Eigenheit des menschlichen Gemüths bedeutet die Sprache des biblischen Christenthums den Ausdruck „Versöhnung“ an, um Wiedervereinigung des sündigen Menschen mit Gott zu bezeichnen. Zwar ist auf Seiten Gottes Nichts geschehen, was die Menschen Beleidigung nennen können, noch eine Aufwallung des Zorns über ihre Sünden in seinem unveränderlichen Wesen denkbar. Er ist ewig die Liebe selbst und bedarf keiner Versöhnung mit Menschen, deren Fehltritte seine unendliche Seligkeit nicht zu trüben vermögen. Aber verletzt haben sie durch ihre Sünden die Idee der Heiligkeit Gottes, die in ihrem Gewissen wohnt, und nach ihrer auf die Analogie menschlicher Beleidigung gegründeten Ansicht muß bei diesem Bewußtsein der Gedanke, „er sei erzürnt“, in ihnen aufdrängen, und sie mit kindlicher Furcht und Bangigkeit erfüllen. In dem Jammer dieses Zustandes, den jeder nur einmal zur Besinnung gekommen zu sein kennt, kam Christus in die Welt. Sein vorwurfsfreies Leben zeigte den Menschen, wie sie sein sollen, um das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, und der Kreuzestod, dem er sich freiwillig hingab, sollte seine an Sünden wohnenden Zeitgenossen überzeugen, er habe ihre Schuld auf sich genommen, wozu sie, die ihm gleich zu handeln bestrebt sein würden, den Zugang des kindlichen Vertrauens zu Gott wieder geöffnet. Aber auch ohne diese, zunächst historische, Handlung hat der Tod Jesu für die Menschen aller Zeiten, nach der biblischen Lehre, den Werth einer göttlichen Bürgschaft, daß die gefürchteten Strafen ihnen für alle Sünden vergeben sein sollen, welche sie nach empfangener Erkenntnis des Heils nicht muthwillig wieder begehen. So ist den Menschen durch Christi Hand zum Frieden vom Himmel dargeboten, sie dürfen sie nur im Glauben annehmen, und sich daran zu neuem kindlichen Gehorsam gegen Gott aufrichten. Christus Den zu erkennen, der ihre Wiederaufnahme in das Reich der Gnade vermittelt, und ihnen bei festem Vorsatz, recht zu handeln, Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden verschafft hat. Alle christliche Confessionen stimmen im Glauben an diese Versöhnung der sündigen Menschen mit Gott und in der christlichen Grundsatz überein, daß nur Diejenigen, die Christus in seinem Wandel ähnlich werden, Beruhigung wegen der, nach menschlichen Rechten sonst unausbleiblichen, ewigen Folgen ihrer Fehltritte finden können.

Verstand im weitern Sinne ist gleichbedeutend mit Denkvermögen und faßt das Vermögen zu begreifen, zu urtheilen und zu schließen. Insbesondere versteht man so das Vermögen zu begreifen, d. h. Begriffe zu bilden und sie auf die Wirklichkeit anzuwenden. Begriffe sind ideale Einheiten, die sich zum Realen oder zur Wirklichkeit als Allgemeines zum entsprechenden Besondern verhalten, und das Besondere auf das Allgemeine oder den entsprechenden Begriff bezieht. Das Wort Pflanze z. B. bezeichnet einen Begriff, auf welchen jede besondere Pflanze oder umgekehrt, welcher auf jede Pflanze bezogen wird. Durch diese Beziehung jeder einzelnen Pflanze auf den allgemeinen Begriff derselben, oder umgekehrt, der Begriff auf die einzelne Pflanze, wird diese sogleich als solche erkannt oder verstanden. Es gibt aber empirische Begriffe und Vernunftbegriffe. Jede bildet der Verstand aus empirischen Wahrnehmungen, diese aus Vernunftanschauungen. (Vgl. Vernunft.)

Versteinerungen (Petrifacten), s. Geognosie und Urmwelt. In den daselbst genannten Schriften gehört noch Dr. Bronn's „System der petrefacten Conchylien“, und Desselben „System der urweltlichen Pflanzentheorie“ (Heidelberg 1824 fg., Fol., mit Steindrucktafeln).

Versuch, in den physischen Wissenschaften. Wenn wir die Gegenstände der Sinnenwelt in gewisse Umstände versetzen, um zu erfahren, wie sie unter

ben verhalten werden, so stellen wir einen Versuch, ein Experiment, damit an. B. Quecksilber hohen Graden der Kälte aussetzt, um zu erfahren, bei welcher endlich gefrieren werde; oder wer Körper unter die Glocke der Luftpumpe bringt, um zu sehen, wie sie sich im luftleeren Raume verhalten, der experimentirt. Die Geschicklichkeit, unter den Umständen zweckmäßig auszuwählen, die Resultate der gemachten Erfahrung richtig auszulegen, und die daraus fließenden Lehren mit philosophischer Genauigkeit zu bestimmen, ist ein Talent des echten Naturforschers, der, sein großes Vorbild, Baco, unverrückt im Auge, nie vergesse, daß auf seinem Wege die Erfahrung die einzige zuverlässige Lehrmeisterin ist. Diese Kunst ist aber schwer und ihre vollkommene Ausübung nur dem Genie vorbehalten. — Man besitzt über die Theorie dieses Gegenstandes ein ausführliches Werk von Senebier: „Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences“, 2. Aufl., Genf 1802). Zur Praxis der Versuche bedarf es der physikalischen Instrumente, deren systematische Zusammenstellung den Namen eines physikalischen Cabinets führt. Von den Erfordernissen eines solchen handelt ausführlich de la Fond, „Description et usage d'un cabinet de physique expérimentale“, Paris 1796, 2 Bde., mit vielen genauen Kupfern). Der Verf. ist in der That noch ein Anhänger des phlogistischen Systems, daher dieser Theil seiner Arbeit erforderlichen Rücksicht gelesen werden muß.

Vertagen, von Tag und tagen. In altdeutscher Gerichtssprache ist Tag bedeutend mit Gericht, und tagen mit Gericht halten. Diese Bedeutung des Wortes ist noch übrig in Tagfahrt, ein vom Gerichte angefügter Termin, Landtag, Landenkunst der Stände des Landes, und Tagfahung, die Versammlung der Landboten der verschiedenen Cantone in der Schweiz. Vertagen insbesondere die Sitzungen einer solchen Versammlung einstweilen für beendet erklären. In allen repräsentativen Verfassungen haben die Regenten sich das Recht vorbehalten, die Sitzungen der Abgeordneten nach Willkür, wenigstens für einige Zeit, zu vertagen.

Vertebralsystem ist von dem gesammten Nervensystem der Theil, welcher zunächst von dem Rückenmarke ausgeht, oder mit ihm sich vereinigt. Es besteht so aus dem Rückenmarke selbst, und aus allen den Nerven, welche von dem Rückenmarke ausgehen. Das Rückenmark (s. d.) besteht aus ähnlicher Masse wie das Gehirn. Die von ihm ausgehenden Nerven sind theils und zunächst für die äußere Thätigkeit, für die Muskeln des untern Theils des Gesichtes, für die des Halses, des Brustes, der obern und der untern Gliedmaßen, theils zur Verbindung mit dem sympathischen Nervensystem des Unterleibes und mit zur Bildung des großen sympathischen Nervenknotens. Alle diese Nervenfasern gehen von dem Rückenmarke ab, und aus dem Canal der Wirbelsäule durch die an der Seite derselben, je zwischen 2 Wirbeln sich bildenden Löcher heraus, und sind deren auf jeder Seite 30. Sobald dieser Nerven aus dem Canal der Wirbelsäule durch das ihm zunächst entsprechende Loch auf der Seite desselben herausgetreten ist, theilt er sich in einen vordern und hintern Ast. Der vordere verbindet sich mit dem in der Brust und im Unterleibe auf jeder Seite herablaufenden großen, sogenannten sympathischen Nerven, um dessen Knoten bilden, und steht dadurch auch in einiger Verbindung mit dem sympathischen Nervensystem des Unterleibes; der hintere Ast geht mit seinen Verzweigungen zunächst befindlichen oben genannten Muskel- und Hautpartien. Von dem Rückenmarke zu dem Rückenmark, von diesen zu den Nerven des Muskelsystems und der Haut, findet demnach ein ununterbrochener Zusammenhang statt; von dem Rückenmarke zu den Nervengeflechten des Unterleibes ist aber der Zusammenhang durch die Nervenknotten des sympathischen Nerven unterbrochen. Die Betrachtung über das Vertebralsystem gibt die Erklärung über dessen organisch-materielle Thätigkeit. Wie in der Region der Reproduction das Nervensystem in scheinbarer

Regellosigkeit von sehr vielen zerstreuten Hauptpunkten ausgeht, und in Fülle seine Herrschaft allenthalben ausübt; wie in der Region der Empfindlichkeit von einem Hauptpunkt ausgeht, und in diesem Punkte sich sammelt; so verhält sich das die Irregularität beherrschende Nervensystem, alle Bewegung nach und nach Innen vermittelnd, in die Länge strahlend und regelmäßig in die Derselben. Die willkürliche Bewegung wird von dem Gehirn, dem Druck des Selbstbewußtseins, in ununterbrochenem Zusammenhange selbst regiert; in der Regel erhalten alle Muskeln der freiwilligen Bewegung ihre Nerven von der Rückenmarke. Die innere Bewegung der zur Reproduction gehörigen Organe, des Herzens, der Adern, der Gedärme u. s. w., sind der willkürlichen Einwirkung des Gehirns entzogen durch die Nervenknotten des Unterleibsnervensystems. In andern Fällen, z. B. im Schlafe, in welchem die Macht und Thätigkeit dieses Systems erhöht wird, kann es auch vorkommen, daß die Nervenknotten die Fortleitung nicht aufhalten, sondern von den Nervengeflechten des Unterleibes wärts durch die Nervenäste des sympathischen Nerven nach dem Rückenmark von da in die Nerven der willkürlichen Muskeln eine fortlaufende Reizung in Wirkung möglich gemacht und unterhalten wird, wodurch also die vorherige Willkür untergeordnete Muskelbewegung auch willkürlich durch ungewollte Einwirkung von den Nerven des Unterleibes her erregt wird. Der Schlafende daher mancherlei Bewegungen vornehmen, ohne daß der Antrieb dazu von dem Gehirn im Bewußtsein und mit Willen geschieht, und ohne daß der Mensch im Schlafe sich Dessen erinnert. (S. Traum.) Ebenso kann im Wachen eine unwillkürliche Muskelbewegung durch krankhafte heftige Einwirkung auf das Centralnervensystem von den Unterleibsnervengeflechten stattfinden, z. B. im St. B. in mancher Art von Fallsucht, von Wurmreiz entstanden, oder in andern Fällen und Zuckungen.

Vertheidigung, gerichtliche, eine der wichtigsten, ehrenwürdigsten, auch schwierigsten Aufgaben in dem Berufe des ausübenden Rechtsgelehrten. Gleich man auch in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten von Vertheidigung beider Theile sprechen könnte, so wird doch dieser Ausdruck gewöhnlich auf die Strafrechtspflege beschränkt. Auch hier ist das Geschäft des Vertheidigers verschieden, nachdem das System des öffentlichen und mündlichen Verfahrens oder des geheimen Untersuchungsprocesses das herrschende ist. Während es sich hier beschränkt, in einer Schrift, welche der Regel nach nur die Richter und gewöhnlich nur die Referenten zu lesen bekommen, Dasjenige auseinanderzusetzen, was mit irgend einem Schein zum Vortheil des Angeklagten angeführt werden kann, tritt er dort vor versammeltem Gericht, vor einer unbeschränkten Zahl von Mitbürgern, in Gegenwart des Angeklagten, des Anklägers und der Zeugen, hat Gelegenheit, seine Gelehrsamkeit, seinen Scharfsinn, seine Rednergabe bei dem Muth eines rechtschaffenen Mannes, welchen weder die Ungnade der Richter noch die Leidenschaften der Menge erschüttern, in dem höchsten Grade zu entwickeln. Die seltenen Fälle ausgenommen, in welchen auch im gewöhnlichen Untersuchungsproceß die schriftliche Vertheidigung durch den Druck ins allgemeine Publikum kommt, muß sich hier der Vertheidiger, wenn er noch so viel Fleiß in der Schrift gewendet hat, für höchlich belohnt halten, wenn ihm ein Gerichtspräsident eine beifällige Äußerung zuflüstert; zuweilen muß er aber froh sein, wenn seine Äußerungen über Unregelmäßigkeiten des Verfahrens verziehen oder — nicht geachtet worden sind. Dort hingegen erntet er den Beifall und die Achtung seiner Mitbürger, den Dank des Angeklagten, das Vertrauen aller Redlichen, und eine allgemeine Vertheidigung begründet seinen Ruf für sein ganzes Leben. Dort hingegen erntet er den Beifall und die Achtung seiner Mitbürger, den Dank des Angeklagten, das Vertrauen aller Redlichen, und eine allgemeine Vertheidigung begründet seinen Ruf für sein ganzes Leben. Dort hingegen erntet er den Beifall und die Achtung seiner Mitbürger, den Dank des Angeklagten, das Vertrauen aller Redlichen, und eine allgemeine Vertheidigung begründet seinen Ruf für sein ganzes Leben.

Erhebungsprocesse der letzte Act, Vertheidigung und Urtheil, für sich haben. (Aber nach unserer Überzeugung auch nur Anwendung oft sehr schwierige Frage betrifft den Standpunkt, der sich zwischen dem Staate, dem Interesse der Gesamtheit und dem Angeklagten stellen soll. Soll er bloß die Sache des Letztern zu vertheidigen, die verdiente Strafe zu entziehen, so wird er oft gegen seine Pflicht handeln müssen, und zu einem Diener der Ungerechtigkeit werden. Stufen stellen sich die Alten, selbst ein Mann wie Cicero, ein Redner die Verurtheilung abwenden könne, man nicht. Soll er nur entwickeln, wie die That, wenn sie nicht ungesetzmäßig verhält, so greift er dem Richter vor und ist nicht mehr der Angeklagte. Ähnliche Gang der Vertheidigungen ist, daß zuvörderst alle Verfahren hervorgesucht werden, welche nur mit einigem Erfolg gemacht werden können. Man sucht den Thatbestand und sucht an den Worten der Urtheile gebreht und getadelt, die entzogen werden ausgesucht, Schreibfehler und kleine Versehen benutzt hervorzubringen, wo kein Unbefangener sie finden kann. Hülfe bei dem Buchstaben der Gesetze. Sie werden gegen die Beschränkungen zu erkünsteln, welche den vorliegenden Fällen, von welchen aber der Sinn des Gesetzes und das allgemeine Gesetz werden zum Vortheil des Angeklagten herbeigezogen. Erste Gewalt geschieht muß, um nur einigen Schein der Unschuld zu zeigen. Zuletzt wird eine Schar von Milderungsgründen aufgezählt. Vernunft noch das positive Recht anerkennen. Den größten Theil der Geschichte des frühern Lebens des Angeklagten, indem man Grunde legt, daß die Freiheit des Willens in der äußern Erscheinung zu nehmen ist, daß jede Handlung als die natürliche Folge der Umstände betrachtet werden kann, und der Angeklagte, andere Lagen verlegt, auch anders gehandelt haben würde. Der Vertheidiger vergesse, daß er immer Diener der Gerechtigkeit bleiben muß. Er gegenwärtigen Sache nur dazu bestellt ist, die Gründe aufzufinden, welche dem Angeschuldigten sprechen. Wirkliche und wesentliche Fehlpunkte er mit freimüthigem Ernst rügen, Mängel des Thatbestandes, andere Ansicht des Gesetzes hervorheben, in richtiger psychologischen That und ihren Urheber in ein menschliches Licht stellen, aber das Unwahre, nichts, was der Idee der Gerechtigkeit zuwider steht, nicht aufzunehmen. Die Gerichte und Staatsbehörden der Vertheidiger volle Freiheit gestatten, nicht mit Strafen gegen ihn zu verfahren, was er für wahr und nöthig hielt, mit einiger Wärme und Offenheit gesagt haben sollte. Er muß volle Einsicht der Acten erlangen und dem Angeklagten besprechen dürfen. Der mögliche Mißbrauch, welcher der Vertheidiger sich schuldig machen kann, muß diese Freiheit nicht ein geringeres Übel für den Staat, wenn einmal ein Verbrechen entgeht, als wenn die Formen so streng sind, daß sie die Vertheidigung beschränken. Das Recht, für einen Angeklagten oder aufzutreten, ist ein gemeines Recht aller Bürger; dem Staate an, daß jedes Strafurtheil der strengsten Gerechtigkeit gemäß heilten selbst. Daher ist es nicht gut, wenn dieses Geschäft gar in die Hände der besten Advocaten beschränkt ist; daher kann ein Verurtheilter vertheidigt werden, sowol von einem jeden Dritten (was freigesetzgebungen anerkannt ist) als auch von Verwandten und vom Angeklagten selbst. In wichtigeren Fällen sind Vertheidigungen von Amtswegen angeordnet.

Regellofigkeit
tigkeit seine
von einem
sich das die
und nach
derselben.
Selbstbew
der Regel
Rückenn
Herzens,
Gehirns
dern Fälle
Systems
Fortleitung
wärts die
von da in
wirkung
Willkür
Einwirk
daher m
hirm im
Schläse
unwill
beallse
in man
und zu

auch sch
gleich
beider
Straf
schieß
geheim
besch
gewö
was n
kann,
Mit
hat
bei de
tügen
entwi
tersuch
tum
Schr
beifall
Außer
sen m
bürger
gene
Unbel
ganz

... und die Vertheiler sorgen selbst dafür, daß auch bei dem an
... einer Vertheilung sind. Aus demselben Grunde, daß ein Vertheilung
... Vertheilung nicht die nachmalige Prüfung einer Vertheilung
... kann, ist aber auch weiter, daß er nicht etwa ein Recht auf eine Vertheilung
... die Vertheilung derselben annehmen muß (nicht etwa die Vertheilung
... Vertheilung annehmen kann; ferner daß er sich nicht versäumen, sondern
... Vertheilung auch auf weitere Vertheidigung bringen kann, und
... Vertheilung diese Vertheilung aufstellt, nach deren Ablauf er mit einer
... Vertheilung nicht gepaßt werden soll.

Vertheidigungskrieg. (Vgl. Defension und Krieg.)
... Vertheidigungskrieg derselben annehmen: 1) indem man dem einen
... Vertheidigungskrieg in dessen Land zuvorkommt, 2) indem man
... Vertheidigungskrieg auf der Grenze des eignen Landes, und 3) indem man
... Vertheidigungskrieg in dessen Land zuvorkommt. Jede dieser Arten hat ihre eigenthümlichen
... Vertheidigungskrieg ist aber nicht anwendbar und nützlich, wenn man, im Vertheidigungskrieg
... Vertheidigungskrieg mit einem Schläge zu zerstören, und dadurch die feindlichen
... Vertheidigungskrieg zu zerstören, oder vielmehr ganz unwirksam zu machen, wenn es die
... Vertheidigungskrieg entweder zu verhindern, oder durch einen Schläge zu zerstören. In diesem Sinne haben fast alle unternehmenden
... Vertheidigungskrieg geführt, z. B. Karl XII. bei seinem Einzuge in Schweden, Friedrich II. bei dem Einzuge in Preußen.
... Vertheidigungskrieg hat den großen Nachtheil, daß sie dem Vertheidiger
... Vertheidigungskrieg und dadurch die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen; oder
... Vertheidigungskrieg, geringere Kompensationen des Feindes und
... Vertheidigungskrieg des Feindes. Die zweite Art des Vertheidigungskrieges wird
... Vertheidigungskrieg am häufigsten angewendet. Sie hat den Vortheil, daß
... Vertheidigungskrieg, wer der Angreifende sei, sie ist aber die kostloseste
... Vertheidigungskrieg, und ist in gewissen Fällen anwendbar, wenn z. B. die Streitkräfte
... Vertheidigungskrieg ähnlich gleich sind, wenn die Landesgrenze von Natur
... Vertheidigungskrieg. Demungeachtet wird der Feind doch nicht gehindert
... Vertheidigungskrieg auf einer Stelle der Grenze einzuweichen. Diese Art
... Vertheidigungskrieg ist vorzüglich den Cordonsystemen, da man, indem man
... Vertheidigungskrieg, sondern Alles verliert. Die dritte Art hebt nicht
... Vertheidigungskrieg auf, und hat doch einen weit größeren Vortheil.
... Vertheidigungskrieg. Die Vortheile derselben beruhen auf dem ganz
... Vertheidigungskrieg aller Kriege bewährten Grundsatz, daß die Kraft
... Vertheidigungskrieg der Operationslinie abnimmt und im umgekehrten
... Vertheidigungskrieg. Es ist aber den Nachtheil, daß sie die Operationslinie des
... Vertheidigungskrieg des Feindes überläßt, und dadurch nicht selten
... Vertheidigungskrieg des Feindes vorbereitet. Doch wird dieser Nachtheil
... Vertheidigungskrieg aufgewogen, besonders, wenn die Grenzen
... Vertheidigungskrieg sind, und es dem Vertheidiger möglich ist, die
... Vertheidigungskrieg zu ziehen. In diesem Sinne war die Vertheidigungskrieg
... Vertheidigungskrieg auf das zweckmäßigste eingerichtet. *) Die Vertheidigungskrieg
... Vertheidigungskrieg gegen Napoleon u. s. w., und dabei
... Vertheidigungskrieg des Charakters. Keine Art des Vertheidigungskrieges

Geschichte des Feldzugs in Russland 1812. Das nach Moskau keineswegs planmäßige Vorgehen der franz. Armee.

, ebenso wenig als es eine alle Offensive ausschließende
n. (S. Schlacht) Im Allgemeinen ist anzunehmen, daß
oenn er nicht durch die natürliche Beschaffenheit des Lan-
onders begünstigt wird, wie in Spanien, in der Schweiz,
ürkei, in den mehrsten Fällen nur Nachteile hervorbrin-
theibigung immer der Angriff bleiben wird. Die Erfah-
sichten auf die Seite.

in den physischen Wissenschaften. Man setzt in der Physik,
orie der Elektricität, die Vertheilung der elektrischen Ma-
n Mittheilung dergestalt entgegen, daß man unter letzterer
in einen zweiten Körper, unter ersterer aber eine bloße
ichts, ein Zusammenströmen nach einzelnen Punkten bes-
der Mittheilung, der sich aber irgend ein Hinderniß entge-

cht. Wenn man an das eine Ende eines frei hängenden
schweren Körper, gewöhnlich eine Bleikugel, befestigt, so
ichtung an, die auf der Oberfläche eines stützenden Ge-
ist, und bleibrecht oder auch vertical, scheitelrecht, heißt, weil
der Scheitellinie, sowol der Scheitelpunkt (s. Zenith)
d i r) des bezüglichen Ortes liegt. Seht man nämlich, wie
t ist, die geringe Abweichung der Gestalt der Erde von der
gel (i. Abplattung) bei Seite, und erinnert sich, daß die
m Mittelpunkte der Erde gerichtet ist, so erhellt, daß der so
n verlängerten Erdburchmesser fallen, und also auf dem Ge-
heil der Erdkugeloberfläche ausmacht, auf der jeder Diameter
g auch senkrecht sein müsse.

3 nennt man den durch Zenith und Nadir des Beobachters
dessen Horizonte senkrechten größten Kreis der Himmelsku-
man die Höhe, oder den Zenithabstand der Gestirne angibt.
nn man sich den astronomischen Qua dranten (s. d.), wei-
rtelkreis betrachtet werden mag, versinnlicht.

b o e u f (René Aubert de), franz. Geschichtschreiber, wurde
Bennetot in der Normandie geb., und trat wider den Willen
apuzinerorden. Da seine Gesundheit bei der Strenge dieser
er 1677 in den Orden der Prämonstratenser, und wurde
Generals, Pfarrer und endlich Prior seines Stiftes. Der
erlebens überdrüssig, ging er 1701 nach Paris, wurde
ald darauf Mitglied der Akademie. Seine Talente gewan-
inner. Er wurde Secretair der Herzogin von Orleans und
des Malteserordens. Später erhielt er die Commende von
a Jahre seines Lebens brachte er unter den schmerzlichsten För-
Er starb zu Paris 1735. Als Geschichtschreiber nennt man
franzosen. Sein Styl ist ausdrucksvoll und seine Art zu er-
vandt. Er ist ohne Vorurtheile und beim Lesen seiner Werke
elcher Nation oder welchem Zeitalter er angehört habe. Seine
reffend, gründlich und bestimmt, und immer mit einer edeln

Man macht ihm den Vorwurf, daß er in der Wahl der Ma-
und streng genug gewesen sei und seine Erzählungen oft auf
t ausgeschmückt habe; er wußte die Leser zu Gunsten seiner
, aber es fehlte ihm an kritischem Forschungsgeiste und tiefer
steht dem Perpendicularen, wie das Besondere dem Allgemeinen
dem Horizontalen perpendicular ist, heißt vertical.

Menschenkenntniß. Seine vorzüglichsten Werke sind die „Histoire des révolutions de Portugal“ (deutsch, Regensb. 1788); die „Hist. des révol. de Suède“ besonders aber die „Hist. des révol. de la républ. Romaine“ (deutsch, 3 Bde. 1750 — 52 und Wien 1803), und f. „Hist. de l'ordre de Malthe“ (8 Bde.).

Verträge. Rechtsverhältnisse, welche durch Zusammenstimmen zu einem Zweck hervorgebracht werden. Schon das natürliche Recht fordert, wenn der Eine von dem Andern eine Leistung annimmt, er ihm auch die entsprechende Gegenleistung gewähre, sowol wenn solche verabredet als wenn solche nur als sich von selbst verstehend vorausgesetzt worden ist; diese Gegenleistung aber bald in dem bloßen Zurückgeben, bald in dem Vergelten durch Gutes an dem andern Sache oder durch Dienste bestehen. Auch das bloße gegenseitige Bestehen künftiger Leistungen kann wenigstens schon naturrechtlich bindend sein, fern der Eine dadurch zum Handeln veranlaßt wird, und wenn er das von dem Andern Bedungene nicht erhielte, von Diesem eine willkürliche Behandlung zu erwarten hätte. Das Vertrauen auf das Wort ist die Bedingung des Zusammenlebens der Menschen und des rechtlichen Verkehrs unter ihnen. Daher kann selbst das bloße Versprechen, wenn es ernstlich, d. h. in der Absicht sich zu verpflichten, gegeben und ebenso angenommen worden ist, nicht ohne alle Kraft sein, wiewol man eine unbedingte Verbindlichkeit doch nicht beilegen kann. Im Staate wird Dies in seinen Grundlagen auch beibehalten werden müssen, weil die Idee der Gerechtigkeit, wie sie in der menschlichen Vernunft gegeben ist, nicht geändert, sondern zur Wirklichkeit gebracht werden soll. Nur wird die positive Gesetzgebung die Zufällige genauer bestimmen, Formen aufstellen und nach gewissen Grundsätzen die Wirkungen eines jeden Versprechens festsetzen, bald gewissen Bedingungen die natürliche Verbindlichkeit entziehen, bald andern, in welchen sie nach dem natürlichen Rechte schwankend ist, solche beilegen. Diesen Gang hat auch das natürliche Recht, welches in dem Rechtssystem der Verträge eine fast allgemeine Gültigkeit durch seine Consequenz und Gerechtigkeit erlangt hat, wirklich genommen. Sehr frühe scheidet sich hier der eigentliche Contract, die Knüpfung von beiden Seiten verbindlichen Rechtsverhältnisses in einer bestimmten Form mit einer ebenso bestimmten Klagformel (*contractus*) von der bloßen Zusage (*pactum*), und es ward ein Glaubensartikel der Wissenschaft, daß ein *pactum* keine Klage, sondern nur einen Einwand begründen könne. Das natürliche Recht der Verträge im engeren Sinne (denn im Deutschen fehlt es an einem Worte für die genauere Unterscheidung beider, man möchte denn das *pactum* eine Zusage nennen) liegt darin, daß ein schon dem einfachsten Verkehr unentbehrliches Rechtsverhältniß seiner Natur nach gewisse Verpflichtungen auflegt. Die einfachsten Verhältnisse dieser Art sind diejenigen, welche durch eine von dem einen geschene Leistung durch die That, die Übergabe einer zurückzugebenden Sache knüpft worden (*contractus reales*), wobei auch der ganze Inhalt der Verbindlichkeit durch diese reale Leistung bestimmt ist. Dergleichen Realcontracte sind die Pfand, der Kauf einer Sache ohne Miethgeld, das Darlehen, das Depositum und die Übergabe des Faustpfandes. Indessen ist diese Form nicht ausreichend. Das bürgerliche Recht bedarf auch einer andern, wo schon die bloße Vereinigung der Parteien und Zuverlässigkeit gibt, also das Verhältniß schon durch den Consensus wird, *contractus consensuales*. Als dergleichen erkennt das römische Recht den Kauf, die Miethe (sowol Leihen einer Sache als Leisten von Diensten für die Gesellschaft, die Übernahme eines Auftrags und die Emphyteuse. Alle diese Verhältnisse verbinden die gleiche Kraft, und zwar in der größten Strenge legte man auch gewisse feierliche Form gegebenen mündlichen Zusagen, der *Stipulation* (*contractus verbalis*) und der schriftlichen Verpflichtung (*contr. literalis*, *chirographum*) bei. Die Form der Stipulation wurde immer laxer, immer mehr dem

hen Versprechen angenähert, und bestand zuletzt nur darin, daß mit beliebigen Worten Derjenige, welcher sich den Andern verpflichten wollte (*stipulator*) Den-fragte: Versprichst du mir Das und Das zu geben? und der Verpflichtete antwortete: Ich verspreche es. Man sieht leicht, daß auf diese Weise schon jedes bloße Versprechen (*pactum*) klagbar werden konnte, und daß die Veränderung des heutigen Rechts, welches aus jedem Vertrage eine Klage entspringen läßt, eigentlich doch nur nichts besteht, als daß die Form der Stipulation noch laxer ist, und nicht mit der Aufforderung des Berechtigten (*promissarius*), sondern auch mit einer Aufforderung des Verpflichteten (*promissor*) anfängt. Diese Formen der Verträge sind in ihren wesentlichen Theilen durchaus bestimmt, und das Rechtsverhältniß sowie daraus entspringende Klage hat einen eignen festen Namen (*contractus nominatus*). Allein auch andre Verhältnisse, wie Tausch der Sachen und Dienste einander (Thun gegen Thun, Geben gegen Geben, Geben gegen Thun, *do ut facias, do ut facias, facio ut des*) begründeten ein Rechtsverhältniß mit Verbindlichkeit, aber in so mannigfaltigen Formen, daß erst aus der Betrachtung der speciellen Fälle die rechtliche Folge als Formel der Klage entwickelt werden konnte (*actio in factum praescriptis verbis*) und es daher auch nicht technische Namen für Rechtsverhältnisse von so mannigfaltiger Combination gab. Daher die (neuere) Bezeichnung *contractus innominati*, welche insofern von *contractu* behandelt wurden, daß nur die wirkliche Leistung des einen Theils die Klage berechtigte, und welche selbst unter dieser Voraussetzung nicht eine allgemeine Verbindlichkeit des andern Theils zur versprochenen Leistung, sondern meistens nur die Pflicht, das Empfangene zurückzugeben, nachsichzogen. Das heutige Recht nimmt jedoch auch hier (doch nicht ohne Widerspruch) eine allgemeine Pflicht, gerade das Versprochene zu leisten, an. Endlich wurde auch den bloß einseitigen Zusagen und Verordnungen (*pactis*) doch auch die Wirkung der Verbindlichkeit beigelegt; nicht nur denen, welche als Nebenabreden zu wahren Contracten hinzugefügt wurden (*pacta adjecta*), sondern auch an sich, welche entweder durch förmliche Gesetze für verbindlich erklärt, oder von dem Kaiser, als gleichsam dem Justizminister und Chef der Justizpflege, durch Anerkennung einer Klage daraus geschützt wurden (*pacta legitima und praetoria*). (Die technischen Bezeichnungen sind zwar neu, aber die Alten sagen z. B.: *in re, in verbis, literis contrahitur obligatio u. s. w.*) Auf diese Weise waren auch Schenkungen, Zusage einer Mitgift, Zinsversprechungen, Hypotheken, Anerkennung einer Schuld klagbar. Immer liegt die Idee zum Grunde, daß die eigentliche Ursache der Verbindlichkeiten in einem eignen verständlichen Zwecke des Versprechenden enthalten ist (*causa civilis*), und daß bloße vorläufige Zusagen und Verordnungen noch nicht binden. Selbst Stipulationen, welche auf solche innere oder eine gesetzwidrige Ursache (*nullam aut injustam causam*) beruhen, sind zwar der Form nach gültig, lassen aber doch die Einrede der Inanwendbarkeit zu, wenn sie nicht als Schenkung wirksam sind. Mit diesen Verhältnissen hing denn auch die Eintheilung der Rechtsverhältnisse und daraus entspringenden Klagen zusammen, daß in einigen das Object der Verbindlichkeit genau bestimmt war (*actiones stricti juris*), in andern aber die Verbindlichkeit erst durch die Handlung vor Gericht gewiß werden konnte (*actiones bonae fidei*), was auch für die Zulassung der Einreden von Folgen war. Andre Eintheilungen der Verhältnisse der Parteien, indem bei einigen die Verbindlichkeit nur auf einer Seite ist, das Empfangene zurückzugeben, wie bei der Leihe, dem Darlehen (*contr. unilaterales*), bei andern gegenseitige Verpflichtungen eintreten, wie beim Kauf, der Gesellschaft u. a. (*contr. bilaterales*). Aber sie betreffen den Inhalt der Verträge, je nachdem durch sie Eigenthum übertragen, oder irgend ein Zweck gesucht wird. Zu den Grundbedingungen der Entstehung eines

Vertrags gehört die Einwilligung der Contrahenten; wo also diese fehlt, weil Contrahenten nicht fähig waren, sich zu verpflichten (Unmündige und Kinder, Wahnsinnige, erklärte Verschwender), oder weil ein Irrthum (ein unverschuldet von Seiten des Irrenden, oder gar ein von dem andern Theile durch Betrug anlaßter) das Geschäft herbeiführte, oder weil Zwang und Furcht dabei im Spiel war, da ist auch kein gültiger Vertrag vorhanden. Den Verträgen können Bedingungen, sowol aufschiebende als auflösende, und nähere Bestimmungen Zeit, des Orts und des Zwecks (modus, welcher zuweilen mit der Bedingung sammentfällt) hinzugefügt werden. Der Gegenstand des Vertrags muß ein physisch und rechtlich möglicher sein, sonst ist er unwirksam. Besonders zu etwas Unmöglichem oder durchaus Unsittlichem (causa turpis) kann sich Niemand verpflichten. Es ist nach römischem Recht streitig, ob eine Verpflichtung zu einem Thun oder Lassen unbedingt gültig sei, und nicht vielmehr nur einen Anspruch auf Entschädigung wirke. Das engl. und franz. Recht haben diesen Satz angenommen (Toute obligation de faire ou de ne pas faire se resoud en dommages et intérêts.) — Vertragsähnliche Verbindlichkeiten entstehen, wenn Eine dem Andern etwas ohne dessen Wissen und Verlangen leistet, sobald dies nützlich Verwendete zu ersetzen hat (obligatio quasi ex contractu). Obwohl zwar keine Einwilligung vorhanden, sie wird auch nicht fingirt, sie könnte aber Grund nicht verweigert werden, oder es bedarf derselben auch nicht. Vertragsähnliche Verhältnisse werden begründet durch die Vormundschaft zwischen Vormund und Pupillen, durch Empfang einer vermeintlichen Forderung, die der zurückgegeben werden muß, vorzüglich durch nützliche Besorgung eines Geschäftes für einen Andern ohne dessen Auftrag.

Vertumnus oder **Vortumnus**, bei den Römern, die ihn von den Laubentziern annahmen, der Gott der Gartenfrüchte, auch der Vorsteher der Jahreszeiten, beßgleichen einer der Schuttgötter des Kaufmannsstandes. Er wird als ein Jüngling abgebildet, mit Früchten im Schoße, oder auch ein Füllhorn mit Früchten unter dem Arme. Einige Dichter machen ihn zum Gemahl, andere zum Liebhaber der Pomona; in dieser letztern Eigenschaft soll er verschiedene Götter angenommen haben, wahrscheinlich eine Andeutung der verschiedenen Jahreszeiten. Zu Rom ward ihm zu Ehren im Monat October ein Fest, die **Vertumnalia** gefeiert.

Verviers, eine gut gebaute Stadt in der zum Königreich der Niederlande gehörigen Prov. Lüttich, vormals in dem Bisthum Lüttich, theils in einem Thale, theils am Abhange eines Berges, am kleinen Flusse Wege, dem auch Verviers seinen Wohlstand verdankt; denn an demselben liegen die 30 großen Zuckermufacturen, welche die bekannten **Vervierschen** liefern. Der Ort hat 1795 H. und 9962 E. Noch findet man daselbst Seifensiedereien, Scheidewasser- und Triolsiedereien. Auch bäckt man hier sehr schmackhafte Pasteten.

Verwandtschaft (chemische), Wahlverwandtschaft, Wahlverwandtschaft. Wenn man ein Gemisch von Schwefelsäure und Mineralalkali (Staubalkali) mit einem Gemische von Kalkerde und Salzsäure (salzsaurer Kalkerde) schüttet, trennen sich die bis dahin bestandenen Verbindungen, und es bilden sich neue. Salzsäure verläßt nämlich die Kalkerde, um sich mit dem hinwiederum von Schwefelsäure verlassenen Mineralalkali zu Kochsalz zu verbinden, während Schwefelsäure mit der Kalkerde nun Gyps bildet. Um diese wunderbare Trennung, davon die Natur unzählige Beispiele darbietet, zu erklären, sagt man, Salzsäure, um dabei stehen zu bleiben, habe eine nähere Verwandtschaft zum Mineralalkali als zur Kalkerde, und ihr Verlassen der letztern, behufs der Verbindung der Schwefelsäure aus der Vereinigung mit dem ersten und nachherigen neuen Verbindung damit, sei eine Folge ihrer Wahlverwandtschaft, Wahlverwandtschaft.

und, der jedoch, wie wir nachher, bei Betrachtung der dieses Gegenstandes, näher sehen werden, nicht in seiner en werden darf. In dem hier gewählten Beispiele ist von die Rede, deren Verbindung und Wiederverbindung je 2 te aber ebensowol eine größere Anzahl von Körpern dabei in gegentheils nur ein hinzukommender dritter Körper eine be- ischen 2 andern trennen, und eine neue zwischen sich und anlassen können; und man kann daher chemische Verwandt- Erscheinung erklären, da sich die verschiedenen ungleicharti- Körper einmal in ihrer Berührung innigst mit einander ver- c, durch das Hinzutreten eines oder mehrerer neuen Stoffe, igen und nachherigen neuen, von den erstern verschiedenen, werden können. Nach dieser Erklärung wird nun die Ein- Verwandtschaft in 4 Hauptarten, die zusammensetzende, ache und die mehrfache, deutlich werden. Von der letztern führte Fall ein Beispiel. Einfach würde die Verwandtschaft zur Trennung zweier Stoffe des Hinzutritts nur eines drit- mit dem einen der erstern nun eine neue Verbindung einge- andern frei gemacht hätte. Jede innige Vermischung zweier Mineralalkali mit der Salzsäure zu Küchensalze, ist eine Wir- enden Verwandtschaft; und aneignend endlich nennt man ein, welches eine Verbindung zwischen sonst widerstrebenden Kör- das Pflanzenlaugensalz, welches Öl und Wasser, die sich Seife verbindet. Dieser Begriff der chemischen Verwandt- hon eingangs angedeutet haben, durch einen neuern franz., in mehreren Schriften, namentlich „Essai de statique chi-, 2 Bde.; deutsch durch Bertholby, Berl. 1811), auf wel- jenigen Leser verweisen, welche tiefer in den Gegenstand ein- in noch bestimmteres Licht gesetzt worden. Er macht die oben hrten Erfolge nicht allein von der Verwandtschaftskraft, son- Quantum der angewendeten Zersetzungsmittel (die er in ihrer Wirkung mit dem passenden Namen „der chemischen Masse“ rgestalt, daß, wie er sich in dem angeführten Werke wörtlich t unbestimmt sagen müsse, eine Säure (wie im Beispiele die die andre aus ihrer Verbindung, vielmehr theilten sich beide, „Masse“ (in oben angeführter Bedeutung) in die Wirkung auf die vermeintlich ausgetriebene Säure erhalte nur so viel freie eine zweite Grundlage, als die hinzutretende Säure ihr an stere entziehe. In neuern Zeiten hat man auch versucht, diese elektro-chemischen Principien zu erklären, zumal da in eini- trichkeit bei der Wahlverwandtschaft sichtbar thätig ist. (Vgl.

D. N.

schaft (des Bluts), eine Verbindung mehrerer Personen durch n gerader (aufsteigender und absteigender) Linie, zwischen Vor- mmen, in der Seitenlinie zwischen Denen, welche von gemein- ältern abstammen. Die Nähe der Verwandtschaft wird nach h Zeugungen bestimmt, und zwar werden im römischen Rechte hlt, so daß Geschwister im zweiten, Oheim und Nefte im drit- und Nefte wie Geschwisterkinder (cousins-germains) im vierten id. Das kanonische Recht hingegen zählte nur eine Reihe, doch der Zeugungen bis zum gemeinschaftlichen Stammvater, so- n ersten Grade der Seitenlinie, Oheim und Nefte im zweiten,

Großheim und Kasse im dritten Grade der ungleichen Seitenlinie verwand sind. 37.

Verwechselung der Töne bezeichnet 1) die Veränderung der Lage der Intervalle in einem Accorde (s. d.), wodurch der Grund- oder Stammton in einen versetzten oder umgekehrten verwandelt wird. Bei dieser Verwechslung kommt es im Fortschreiten der Harmonie sehr darauf an, welches Intervall doppelt werden kann, ohne falsche Fortschreitungen hervorzubringen. Der Sexton hat bei dieser Verdoppelung den Vorzug vor der Quinte, und diese vor der Quarte. 2) Die Auflösung einer Dissonanz in einer andern Stimme, wodurch alle Stimmen gewissermaßen vertauscht werden.

Verwesung, s. Gählniß.

Verwicklung ist bei allen denjenigen größern Kunstwerken, welche die Künste der Zeit fallen, ein Hauptmittel, Aufmerksamkeit und Interesse zu erhöhen und zu spannen; denn hier wird die Mannigfaltigkeit in dem Verlaufe der Entwicklung gefordert. Sie kommt daher vor nicht nur in der epischen und dramatischen Poesie, in welchen dort die Begebenheit, hier die Handlung dramatisch verwickelt wird, daß verschiedene und entgegengesetzte Strebungen sich berühren und durchkreuzen, wodurch der Leser oder Zuschauer für den Ausgang des Ganzen sorgt, und sein Nachdenken erregt wird; sondern auch in größern Musikwerken, welchen die verschiedenen Stimmen oder Partien sich so entgegenstreben und verflechten, daß dadurch eine kunstvolle Auflösung nöthig wird, welche dem mehr Vergnügen gewährt. Doch darf die Verwicklung nicht in Verwirrung ausarten.

Verwitterung ist diejenige durch Einwirkung der Luft, vielleicht auch des Wassers, nach und nach entstehende auffallende, noch nicht genugsam erklärte, noch weniger erklärte Veränderung der Mineralien, wodurch dieselben, wenn nicht ganz, wenigstens an der der Luft ausgesetzten Oberfläche mehr oder weniger chemisch oder mechanisch, in ihre Bestandtheile zerlegt oder sonst umgeändert werden. Die festesten Gebirgsarten, z. B. Granit, Porphyr etc., werden dadurch in Sand und Sand mechanisch zertheilt, Horn und Feuersteine mittelst chemischer Einwirkung, ungeachtet sie größtentheils aus Kiesel-erde bestehen, mit einer weichen, krümelartigen Kruste überzogen. Die in der feuchten Atmosphäre vorhandenen Uebersäuren sind dabei allerdings wirksam, doch nach welchen Gesetzen es überhaupt geschieht und wie insbesondere ein, wenigstens bis jetzt, als einfach angenommener Bestandtheil durch jene Einwirkung in einen andern, wesentlich verschiedenen, umgewandelt werden kann, z. B. Kiesel in Thon, ist ein noch nicht gelöstes Räthsel, dessen Klärung jedoch vielleicht bald von der zu immer höherer Vervollkommenung der Chemie zu erwarten ist.

Verzierungskunst, Kunst der Ornamente, in engerer Bedeutung, Kunst, ein Zimmer gefällig und anmuthig auszuschnücken. Sie erfordert einen ästhetisch gebildeten Geschmack, kann aber leicht jedem für das Wohlgefallen empfänglichen Sinne zu eigen werden, da sie weniger ein Schöpfen, als ein Auswählen und zweckmäßiges Vertheilen des Vorhandenen erheischt. Uebereinstimmung in Maß und Farbe, Einfachheit und Prunklosigkeit müssen sich dabei vorzüglich ausdrücken. Sie scheint, ihrem Wesen nach, mehr dem Weibe als dem Manne zu gehören; wie denn bei jenem der Sinn schicklicher Anordnung von Zügen schon durch Streben nach geschmackvoller Bekleidung mehr gebildet und entwickelt wird. Als eine so untergeordnete Kunst ist die Verzierungskunst bisher wenig wissenschaftlich ausgebildet worden, höchstens haben Modejournale ein lehrreiches Wort darüber gesprochen, immer aber Muster als Regeln gegeben. Der Mann hat, nächst Beobachtung der allgemeinen Regeln des Ebenmaßes, die Berücksichtigung des Zweckes und deutliches Ausprechen desselben empfohlen, um jede

und einen ruhigen Eindruck hervorzubringen. So eines Tanzsaales helle, heitere Farben, überall leichte Herz und Freude deutende Bilder u. s. w. empfohlen, ne freundlich mit dem Schönen vereinigt; bei einem chene Farben, die in lieblicher Dämmerung spielen, e u. s. w. Das Wie muß überall mehr durch die ge- und des Raumes bestimmt werden, als irgend eine zeichnet die Alten in der Verzierungskunst gewesen, lanum und Pompeji bekannten Verzierungen. S. n Ornamente aus Pompeji, Herculanium und Stabla" rhaupt vergl. man das große und kostbare Werk über de décorations intérieures comprenant tout ce qui (Paris 1826). Über die Kunstschlosserei insbesondere ngen von Schlosserwaaren nach dem wiener, pariser u. 1827, 12 H.).

a. Die Naturforscher sind unter sich nicht einig dar- astung in die Luft aufsteigende Wasser in derselben eine e, oder aber in der Gestalt von Bläschen der Lufttheilen Ansicht führt den Namen des Vesicularsystems (von ve- Regen.)

Titus Flavius), einer der besten unter den römischen Kai- hmer Herkunft, zeichnete sich aber als Krieger aus und nste zu den höchsten Würden auf. Unter Caligula befeh- ann in Britannien, die römischen Heere mit Erfolg, und ihm die Würde eines Proconsuls in Afrika. Nero über- l wider die empörten Juden in Palästina. V. schlug sie, Pläge weg, und war eben im Begriff, Jerusalem zu belazum Kaiser ausgerufen wurde. Bei dem Tode des Nero in die Gewalt der Kriegsheere gekommen, die binnen einem ander wählten, welche alle in den daraus entstandenen bür- nen. Keiner unter den Großen des Reichs schien fähiger zu en zu steuern, als V., er wurde daher fast mit allgemeinem d) als Kaiser anerkannt, und erfüllte die Erwartungen, die t nahm seinen Sohn, Titus, der den Krieg gegen die Juden erusalems beendigte, zum Gehülfsen für einen Theil der Re- In allen Theilen des Reichs waren nun die Unruhen beige- rigte Kriegszucht her. Auch die Sitten der übrigen Stände verbessern. Die Wissenschaften und Künste beförderte er mit ünstigte unter den Gelehrten besonders Quintilian, Plinius hen Geschichtschreiber Josephus. Er baute den Theil der en vorhergehenden Bürgerkriegen gelitten hatte, wieder auf, , das unter Vitellius abgebrannt war, neu und mit größerer te er ein großes Amphitheater, dessen noch vorhandene Über- i seo berühmt sind. Bei alledem beschuldigt man ihn eines ber ihn verleitete, mehrere Abgaben dem Volke aufzulegen, he gehabt, seiner Geliebten zu viel Gewalt einzuräumen. Er brigen ruhigen und glücklichen Regierung, 70 J. alt: nach ische Kaiser, der eines natürlichen Todes starb, und der erste, n zum Nachfolger auf dem Throne hatte.

eigentlich die Nachmittagszeit, daher Vesperbrod, das Gewöhnlich bezeichnet Vesper den Nachmittagsgottesdienst; le, womit zur Vesper geläutet wird, und Vesperpre

bigt, die Nachmittagspredigt. — Vesperbild heißt die Darstellung des Kindnamens Christi in den Armen seiner Mutter. Sicilianische Vesper (s. d.).

Vespucci, s. Amerigo Vespucci.

Vesta (griech. Hestia), eine Tochter des Saturnus und der Rhea, Schuttgöttin des Feuers und zwar des in der Erde verborgenen Feuers, oder nach Gemahlin des Uranus und Mutter der Götter, in welcher Bedeutung sie auch die Erde selbst genommen, und von den ältern Schriftstellern mit der Rhea, Cybele, Proserpina, mit Hekate und Tellus verwechselt wird. Sie war zugleich Schuttgöttin der Keuschheit, und erhielt von ihrem Bruder Jupiter die Erlaubnis stets unvermählt bleiben zu dürfen. Sie soll den Menschen zuerst den Gebrauch des Feuers in der Haushaltung gelehrt haben, daher waren ihr auch die Häuser, und besonders die Eingänge in dieselben, wo man gewöhnlich den Feuerherd hatte, heilig, und sie wird als Gründerin fester Wohnsitze verehrt. Sie wird als Matrone, meistens mit einer Fackel oder Lampe in der Hand, abgebildet, aber schon die Opferflamme bezeichnet sie. Numa Pompilius baute ihr zu Rom den Tempel und führte ihre Verehrung daselbst ein. Ihr Fest fiel dem 9. Juni (auch Planeten.)

Vestalinnen, Vestalische Jungfrauen, waren die von Rom eingeführten Priesterinnen der Vesta. Es waren deren erst 4, dann 6. Sie waren nicht über 10, aber auch nicht unter 6 Jahren sein, wenn sie eingeweiht wurden, mußten von edler Abkunft und ohne körperliche Gebrechen sein, 30 Jahre dem Tempel dienen, daselbst das von Numa angeordnete immerwährende Feuer halten und Gebete und Opfer für das Wohl des Staats verrichten, und legten ihrer Aufnahme das Gelübde der Keuschheit ab. Diejenige, welche es verletzte, wurde lebendig begraben. Ließ die wachhabende das Feuer verlöschen, so wurde hart gezüchtigt. Dagegen hatten aber auch die Vestalinnen große Vorrechte; standen nicht unter väterlicher Gewalt; wenn sie ausgingen, trat ein Eunuch ihnen her; ihre Personen waren unverleßlich; einen zum Tode verurtheilten Thäter, dem sie von ungefähr begegneten, konnten sie in Freiheit setzen; nach dem Tode wurden sie innerhalb der Stadt begraben. Ihre Kleidung war ein weißes Purpur besetztes Gewand und eine Stirnbinde ihr Schmuck. Nach 30 Jahren konnten sie den Tempel verlassen und heirathen. Die älteste Vestalin hieß *Vesta maxima*.

Vestris, ein Name, der die Müßiggänger von Paris schon seit 3 Jahrhunderten in Bewegung gebracht hat, verdankt s. Berühmtheit einem Florentiner (geb. 1728), der von s. Kunstgenossen in der Mundart, die bei ihnen die herrschende war, als der Diou de la danse geprüfend wurde. Er war ein Schüler Dupré's und hatte viel Antheil an den Erfolgen Noverre's, der die Choregraphie zum Range der schönen Künste erhob. V.'s Ruf begründete sich in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV., und zur Zeit des Consulats hatte sich s. Name Allen, die ihn jemals gesehen, so erhalten, daß er für das Höchste von Ansehen, Leichtigkeit und Zierlichkeit der Tanzkunst galt. Grimm's Briefwechsel ist voll von Anekdoten der Aufgeblasenheit dieses Tänzers, der s. Sohn bei seinem ersten Auftreten dem Publicum mit den Worten empfahl: „Allons, mon fils, montrez votre talent au public, votre père vous regarde!“ Nachdem er 40 Jahre in die Zierde und der Stolz der pariser Oper gewesen war, zog er sich zurück und starb 1808 in seinem 80. J. — Vestris (...), des Vorigen und der Tänzerin Alard unehelicher Sohn, daher er zuweilen Vestrallard genannt wurde, schloß das angestammte Talent in jeder Art zu vervollkommen. 1772 erschien er zum ersten Male in der Oper zu Paris, damals noch nicht 13 J. alt, und fand den schenkenden Beifall, der ihm bis zu der Zeit ganz einstimmig zu Theil ward, wo Desport neben ihm aufflog. Als er 1779 nach Font l'Evêque gebracht werden sollte

er sich geweigert hatte, eine Hülfsrolle in der „Armide“ zu übernehmen, rief sein Vater, der Diou de la danse, mit den Worten aus f. Armen: „Allez, fils; voilà le plus beau jour de votre vie. Prenez mon carrosse et dedez l'appartement de mon ami le roi de Pologne: je paierai tout“.... — Der Sohn dieses zweiten Bestreiß widmete sich der Kunst, die den Vater zu so großer Berühmtheit gebracht hatte. Er gehört zu den Tänzern bei der großen Oper in Paris, tanzt aber jetzt selten und prahlt desto mehr. Er kennt nur 3 große Männer in Europa: Friedrich d. Gr., Voltaire und sich selbst. Geschichtliche Daten dieses berühmten Geschlechts haben wir nirgends gefunden. Reichardt versichert in seinen Briefen, daß die spätern d. N. sich sehr von der Anmuth des Stammes entfernt hätten; ihre Sprünge hätten nur Kraft bewiesen und ihre Kunst sei Bescheidenheit der Furioso verwandt gewesen. — Vor Kurzem war in Wien Balletmeister, *Bestreiß*, der durch f. Ballet „Alexander“, das 1825 in Wien großen Beifall fand, bewiesen hat, daß man auch mit einer einzigen Tänzerin ein Ballet in die Scene zu setzen im Stande sei.

19.

Besuv, ein Vulkan in Neapel, $1\frac{1}{2}$ Meile von der Hauptst. entfernt. Er ist in Pyramidalform aus der Ebene hervor und ward durch weite Thäler von Bergen Somma und Ottojano getrennt, die von dem Ausbruch von 1794, in auch die Spitze des Berges selbst sich gesenkt hat, gänzlich ausgefüllt worden. Seine Höhe beträgt 3680 Fuß. Nach dem denkwürdigen Ausbruche im Oct. und Nov. 1822 fand Humboldt die Höhe der äußersten Spitze des Palo 607 m. Sein Gipfel bildet eine kleine Ebene, in deren Mitte man den beständig brennenden Schlund erblickt; seine Seitenwände sind kahl, und nur an einigen Stellen steht man Wein- und Obstgärten, zum Theil zwischen brennender Lava, sein Fuß ist, trotz aller Ausbrüche des Berges, die oft Viertelmeilen breite Lavaströme über ihn ausgießen, doch stark bewohnt und angebaut; hier, und zwar allein, wächst der köstliche *La crymae Christi* (s. d.). — Unter den Ausbrüchen des Berges sind die von 79, wo Herculaneum und Pompeji begraben wurden, von 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1306, 1631, 1730, wo der Gipfel des Berges sich merklich erhöhte und seine Zuckerrütsform erhielt, 1766, 1779, 1804, wo der ansehnliche Ort Torre del Greco fast ganz vernichtet wurde, und 1822 die heftigsten gewesen; seit dem Anfange des 19. Jahrh. ist fast kein Jahr mit stärkeren oder schwächeren Ausbrüchen hingegangen. Der Aschenregen am 24. Dec. 1822 verfinsterte den Tag in Neapel und flog bis Cassano, 105 ital. Meilen von Besuv. Die 12 Fuß hohe Lava strömte eine ital. Meile weit. Der Besuv ist sehr und daher schwer zu besteigen; auf 3 Wegen kann man zu seinem Gipfel kommen: einer ist auf der nördlichen Seite, einer von Ottojano und einer von Resina, welcher der gewöhnlichste ist. Der Krater des Vulkans verändert oft seine Form; der Schlund erstreckt sich nicht über 90 Ruthen Tiefe. 1801 stiegen 8 Kühnen in das Innere des Kraters hinab, welcher Versuch nachmals auch von A. versucht worden ist. Vgl. „Der Besuv in seiner Wirksamkeit während d. J. 1821, 1822 und 1823, mit physik., mineralog. und chemischen Beobachtungen von G. C. Cuvier und G. Cuvier“; a. d. Ital. von D. Möggerath und D. Pauls (m. K. und G., Eiberfeld 1824).

Veteranen hießen bei den Römern alte versuchte Soldaten, welche eine große Zahl Feldzüge mitgemacht, oder doch wenigstens ihr 50. Jahr erreicht hatten und nun nicht mehr zum Kriegsdienste verpflichtet waren. Entschlossen sie sich, noch weiter zu dienen, so wurden sie vor den übrigen Soldaten mit Beweisen vorzüglicher Achtung ausgezeichnet.

Veteranische Höhle, die, 3 Meilen oberhalb Neuorfova, am linken Ufer der Donau, wo sie sich durch ein enges Felsenthal drängt, ist ein Naturwerk, obgleich man in der Nähe Spuren römischer Denkmäler findet. Seit 1692,

als der General Graf Veterani dieses Felsenloch mit 300 M. und 5 Kanonen besetzen ließ, die unter dem Hauptmann d'Arnan 45 Tage lang die Höhle verteidigten, heißt sie die Veteranische; 1788 ward sie besetzt, und Major Strinckh sich hier mit dem Reste eines Bataillons 21 Tage lang. S., Öst. milit. Zeitschr. 1825, S. 5. — Der Veteranische Graben heißt ein ausgetrodnetes Ufer der Temes, der das Schlachtfeld bei Lugos durchzieht, wo der Feldmarschall Graf Veterani mit 6000 M. am 21. Sept. 1695 den Sultan Mustapha II., der mit einem großen Heere von Temeswar her vordrang, einen ganzen Tag aufhielt, endlich verwundet auf dem Rückzuge den Barbaren in die Hände fiel, die ihm den Kopf abhieben.

Veterinairschule, f. Thierarzneikunde.

Veto (lat.: ich verbiete). Das Veto heißt die gesetzliche Befugnis, die man hat, durch f. Widerspruch einen von einer ganzen Versammlung gegebenen Beschluß zu entkräften und die Ausführung desselben zu hindern. In der römischen Republik hatte jeder Volkstribun das Recht, durch f. Veto die Beschlüsse des Senats für ungültig zu erklären. Im ehemaligen Königreiche Polen war das 1652 zuerst gegebene Beispiel durch ein Gesetz als ein beständiges Recht festgestellt, auf dem Reichstage ein einzelner Landbote durch f. Widerspruch (Nie Poznamy, ich erlaube es nicht) die von den übrigen Mitgliedern genehmigten Beschlüsse für ungültig machen und, wie man sich ausdrückte, den Reichstag zerreißen konnte. Den Königen von England steht das jedoch nur selten von ihnen ausgeübte Recht einer in beiden Häusern des Parlaments durchgegangenen Bill ihre Genehmigung zu verweigern. Im Anfange der franz. Revolution wurde von der (1789) in Versailles berathschlagenden Nationalversammlung die Macht bestimmt, die der König haben sollte, die Decrete der Versammlung, wenn sie ihm nicht zu gefallen, zu verwerfen. Man nannte diese Gewalt, die man ihm zugestand, ein *Veto suspensif*. Dasselbe sollte nämlich nur einstweilen wider die Beschlüsse der Versammlung und während der folgenden gelten, in der dritten aber f. Annahme zulassen, wenn die Versammlung auf dem ersten Beschlusse bestände. Das Veto in diesem Veto schien dadurch sehr gemindert zu sein, weil f. Wirkung nicht bestand. Aber schon der erste Versuch, den der König in der Folge machte, dieselbe auszuüben, brachte ihn ins Verderben. Nach der spanischen Verfassung konnte der König einem Gesetzborschlage, den 2 Versammlungen der Cortes angenommen, 2 Mal seine Sanction verweigern; wiederholte ihn aber die dritte Versammlung, so hatte er kein Veto mehr. Dasselbe setzt die 1814 eingeführte neue Verfassung fest.

Bezier (Bessier) ist bei den Türken ein Ehrentitel, den alle Bessier mit 3 Rosschweifern, d. h. die vornehmsten Wassen, haben. Außer diesen gibt es in Konstantinopel noch 6 Bezire, welche man Bezire von der Bank, d. h. von dem Staatsrath, nennt, weil sie Sitz im Divan haben. Es werden dazu achtzig tüchtige Männer und die schon andre wichtige Ämter bekleidet haben, gewählt. Sie haben keine entscheidende Stimme in diesem Staatsrathe, sondern können nur ihre Meinung sagen, wenn der Großvezier sie darum befragt. Sie haben nur einen geringen Gehalt, aber den Vorzug, ebenso einen Turban — das eigentliche Unterscheidungszeichen des Ranges bei den Türken — wie der Großvezier zu tragen und den Namen des Großsultans unter die Befehle zu schreiben, welche in die Provinzen ergehen. Von ihnen ist der Großvezier, Bezir Agem, d. h. Hauptmann des Staatsraths, unterschieden. Dieser ist der Stellvertreter des Großsultans, er leitet die Berathschlagungen des Divans und entscheidet allein. Er empfängt bei der Ernennung ein Siegel, auf welchem der Name des Sultans gestochen ist und welches er immer auf der Brust tragen muß. Durch dieses Siegel ist er befugt, im Namen des Großsultans unumschränkt zu befehlen.

von via, Weg, Reise), Geld oder Mundvorrath, welche er mitgibt; daher ein Reisegeld, Zehrpfennig; auch wird es druck für Almosen gebraucht. Bei den Katholiken die Sterbenden gereicht wird.

Schwingung.

stem, s. Licht.

Elvertreter, Verweser. Dieser Titel wird verschiedenen die ehemaligen Reichsvicarien s. Deutsches Reich. — Vicarium, d. i. Statthalter Christi auf Erden. — Vicarius ist ein vornehmer Geistlicher, der vom Papste besetzt hat, in gewissen geringern Fällen ohne vorherige Anfrage ist sein Wirkungskreis beschränkt, und er muß sich, wenn er ist, verschiedener Handlungen, die nur einem solchen zukommen, in einigen Ländern, z. B. in Frankreich, England und einem heißen Vicarien Geistliche, welche den Pfarrern in ihren eisten und einen Theil ihrer Verrichtungen besorgen. (lat. vices) bedeutet statt oder an der Stelle. Jemandes, seine Stelle vertreten. Daher die Zusammensetzungen al 2c.

der portug. Plautus genannt, war zu Barcellos um 1480 und vornehmen Familie geb. Er widmete sich erst dem verließ aber dasselbe bald, um sich der dramatischen Dicht- da s. Geburt ihn an den Hof brachte, so beschäftigte er sich Gelegenheitsstücke bei geistlichen und weltlichen Feierlichkeiten worin er großes Geschick zeigte. Seine Dramen wurden nigs Emanuel aufgeführt. Gedruckt erschien das erste 1504. außerordentlichen Beifall, und des Dichters Ruhm stieg noch Johanns III., der Vergnügen daran fand, in den Komödien st eine Rolle zu übernehmen. Unser Dichter bildete auch s. von Ehrenbame bei der Königin Maria, für die Bühne, und als nicht bloß als eine der ersten Schauspielerinnen ihrer Zeit ch als Dichterin und Tonkünstlerin. B., der allen großen in Italiens, Spaniens, Frankreichs und Englands vorherr- hersteller der modernen dramatischen Poesie angesehen werden t einzig da; er hatte sich, wie man zu sagen pflegt, einen euro- Ruf erworben. Man erzählt, daß Erasmus bloß deshalb habe, um die Komödien unsers Dichters lesen zu können. alle Fehler, welche von ersten Versuchen unzertrennlich sind, Entwürfen lebt ein wahrhaft dichterischer Geist, Kraft und ndung, Natur und Leichtigkeit der Darstellung und Harmonie ller Alterthümlichkeit der metrischen Formen und der Sprache. in. Sprache wechselt in s. Stücken, besonders in den Autos, t ab. Er starb 1557 zu Evora. Seine Werke erschienen, von esorgt und in 5 Büchern vertheilt, in Lissabon 1562, Fol. erhin öfter). Seiner Autos oder religiösen Stücke gibt es 16, l. Jahrb. einzeln gedruckt worden sind. Von s. heroischen Ro- „Dom Quares“ die berühmteste. Unter s. eigentlichen Ro- atifirte Novellen, zeichnet man 2 aus: „Der Richter von Sep- tugiesische Hidalgo“. Vorzüglich sind s. Farcen, deren in der lung 11 gedruckt sind; sie haben Salz, Heiterkeit, Natur und chnung und viel Ähnlichkeit mit den spätern Zwischenspielen der

Vicenza, Herzog v. (Due de Vicence), Armand Augustin Louis de Caulaincourt, f. franz. Generalleut., Inhaber vieler Orden, geb. 1773 in Caulaincourt, Sohn des Marq. v. C., zeichnete sich während der franz. Revolution als Diplomat und Krieger in den schwierigsten Verhältnissen durch Redlichkeit, Muth, Treue und Gewandtheit aus. Er diente in der Armee von seinem 13. an, verlor beim Ausbruche der Revolution s. Stelle als Stabsofficier, war ein Zeitlang verhaftet und diente seit 1792 wieder als Grenadier, dann als reitender Jäger. Erst 1795 rückte er, auf Hoche's Empfehlung, in s. Grad als Capitän wieder ein; er diente hierauf in der Armee von Italien mit Auszeichnung und gann s. diplomatische Laufbahn zu Konstantinopel bei der Gesandtschaft des Generals Aub. Dubayet, dessen Adjutant er war; dann nahm er als Oberster an mehreren Feldzügen in Deutschland Theil, vollzog 1801 eine diplomatische Sendung zum Kaiser Alexander, der ihm seitdem fortwährend Achtung und Vertrauen zuwenden endlich wurde er Adjutant des ersten Consuls und 1804 zugleich des Kaisers Stallmeister. Um diese Zeit, im März 1804, hatte er als Brigadegeneral die Aufgabe zu beobachten und Verhaftungen zu Offenbourg zu vollziehen, wo er sich Papiere der Frau v. Reich bemächtigen sollte, weil man die geheimen Plane engl. Gesandten Drake zu München kannte, welche mit den Verschwörungen in Paris gegen das Leben des ersten Consuls in Verbindung standen. Indeß daß die damals an dem Herzog v. Enghien zu Ettenheim verübte Gewaltthat nicht Last gelegt werden; diese Verhaftung zu vollziehen, war dem General Orden übertragen. Hr. v. C. erhielt bloß die schriftliche Anweisung vom Hrn. v. Talrand, dem damaligen Minister der auswärt. Angeleg., ein Schreiben des kurbadischen Ministers, Hrn. v. Edelsheim, das eine Erklärung über die Verhaftung in Ettenheim und Offenbourg erfolgte Gebietsverletzung enthielt, zu übersenden. Hr. v. C. hatte an dem unglücklichen Schicksale des Herzogs v. Enghien auch den entferntesten Antheil, was selbst der Kaiser Alexander in seinem an Hrn. v. Talrand gerichteten Schreiben vom 4. April 1808 anerkannte. 1805 wurde C. Brigadegeneral und Großkreuz der Ehrenlegion m. d. L.: Herzog v. Vicenza. Er befand er sich auf allen Feldzügen Napoleons in dessen unmittelbarer Nähe, in Spanien und in Oestreich 1809. Damals war er franz. Botschafter in Petersburg. Auf diesem wichtigen Posten, den er 4 Jahre lang bekleidete, behauptete Hr. v. C. Rußland in einer gegen England feindlichen Stellung, mit Frankreich im Bunde, für das Continentsystem zu erhalten. Gerade und fest in seinem Gange, stieß sein Charakter dem russ. Monarchen persönliche Achtung ein; auch man, daß C. nach dem tilsiter Frieden dem Kaiser Alexander gewisse Papiere, die dem franz. Heere in die Hände gefallen waren, und die sich auf eine in Rußland selbst im Heere verbreitete geheime Verschwörung bezogen haben sollen, überreichte und dadurch dessen ganzes Vertrauen gewonnen habe, sodaß die ungeheure Auszeichnung des franz. Botschafters am petersburger Hofe bei den russ. Hofe viel Unzufriedenheit erregte. C. folgte dem Kaiser Alexander auf den Congress zu Erfurt 1808. Als später Frankreichs Politik (1810) das russ. Cabinet beleidigte, hielt der Herzog v. Vicenza 1811 um s. Zurückberufung an. Man weiß, daß von dem Kriege mit Rußland stets abgerathen hat. Seine Vorstellungen, die er bat daher den Kaiser zu Wilna, ihm ein Commando bei dem Heere in Preußen zu geben. Allein Napoleon behielt ihn bei sich. In Moskau trug er ihm an, nach Petersburg zu gehen, um Friedensunterhandlungen einzuleiten; da Hr. v. C. für unausführbar hielt, lehnte er den Antrag ab. Nach dem unglücklichen Zuge nahm ihn Napoleon, als er das franz. Heer bei Smorgonie verließ, mit sich in s. Schlitten. Während dieser 14tägigen Reise über Warschau und Danzig nach Maria Theresienstr. v. S. nicht von dem Kaiser getrennt. Das letzte Wort war:

zug auf Krieg und Frieden von Napoleon befolgten System nicht beistimmen und sich daher von jeder unmittelbaren Theilnahme an der Geschäftsführung. Indes besorgte er, während einer kurzen Abwesenheit des Herzogs v. Basse zu Dresden 1813 den diplomatischen Briefwechsel mit dem Hrn. v. Bubna, erlangte am 18. Mai, in Auftrag von Napoleon, eine Unterredung mit dem Alexander, die jedoch nicht erfolgte, weil Napoleon die Verbündeten bei en angriff. Erst am 27. Mai nahm die Unterhandlung des Hrn. v. E. mit meralen Schumaloff und Kleist über den vom franz. Kaiser vorgeschlagenen nstilsstand zu Pläschwitz (e. D. im srigauer Kreise) ihren Anfang, und am i wurde von ihm der daselbst (nicht zu Polischwitz) abgeschlossene Vertrag un- met. Der Herzog v. B. ward hierauf zum franz. Bevollmächtigten auf ongressse zu Prag ernannt, wo er aber erst den 28. Juli ankam. Ein kurzer wechsell führte nicht zum Ziele, und am 10. Aug. erklärten der russ. und der Gesandte ihre Vollmacht für erloschen, worauf Osterreich am 12. dem Kriege Frankreich beitrug. Ebenso vergeblich waren E.'s spätere Friedensunterhanda- , die er im Dec. von Luneville aus schriftlich mit dem Grafen Metternich offurt wieder anknüpfen sollte. Napoleon hatte ihn schon am 16. Nov. zu ollmächtigten und bald darauf zu s. Minister der auswärt. Angeleg. ernannt, wol der Graf v. Metternich als auch der Graf v. Nesselrode die Achtung onarchen für den persönlichen Charakter des Herzogs v. B., dem Herrn. -Aignan, der mit der Schwester des Herzogs vermählt war, ausdrücklich hatten. Hr. v. E. schlug dem Kaiser vor, die von den Allirten zu Frank- nachten Vorschläge bekanntzumachen und s. friedliche Gesinnung bestimmt len, zugleich aber auch die Nation zur Vertheidigung der Naturgrenzen ichs aufzurufen. Diese ritterlich offene Diplomatie erhielt nicht Napoleons ungung. Unterdessen rückten die verbündeten Heere in Frankreich ein, und erst febr. 1814 wurde ein Friedenscongress zu Chatillon (s. d.) eröffnet. Hier anfangs unbedingte Vollmacht, den Frieden zu unterzeichnen; allein nach m Vortheilen, die Napoleon über das schlesische Heer erkämpft hatte, nahm 13. Kaiser am 18. Febr. jene Vollmacht zurück; E. erhielt jedoch erst am Befehl, Nichts ohne Vorwissen seines Monarchen zu unterzeichnen. Aus Grunde hat ein gewisser H. Pons de l'Hérault in einer kleinen Schrift: es de Chatillon" (Paris 1825), dem Herzog es zum Vorwurfe gemacht, zigen Zeit vom 5. Febr. bis zum 21., während welcher ohnedies noch von der Allirten die Verhandlungen eine Zeitlang abgebrochen worden waren, rieben mit Europa nicht zum Abschluß gebracht zu haben: ein Vorwurf, nge Nichtigkeit schon aus diesem Umstande erhellt! Nach der Auflösung gresses am 19. März begab sich Hr. v. E. zu dem Kaiser, den er am 25. Dijler antraf. Unterdessen waren die verbündeten Heere gegen Paris ge- Napoleon eilte zu spät nach Fontainebleau, und sandte am 30. den Hrn. v. en Fürsten v. Schwarzenberg in Bondy, der aber s. Anträge zurückwies. r Capitulation der Hauptstadt sandte Napoleon den Hrn. v. E. und die lle Ney und Macdonald zu dem Kaiser Alexander. E. bot Alles auf, was er und Treue eingaben, um Napoleons und dessen Sohnes Interessen sicher ; auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er es war, der zuletzt, als Nichts r war, den Kaiser Alexander bewog, die Souverainetät von Elba dem Er- r Franzosen zu geben. Darauf schloß E. den Entsagungsvertrag von Fon- u den 11. April 1814 ab. So verharrte er bis zu Napoleons Abreise von bleau d. 20. April treu im Dienste seines Monarchen. Napoleon gab Andenken s. Säbel und s. in einen orientalischen Stein geschnittenen Por- rit derselben Treue brachte der Hr. v. E. die Vollziehung des Tractats von bleau zu Stande; darauf zog er sich auf s. Landgut zurück. Er ward, ob-

wol von Napoleon 1813 zum Mitgl. des Senats ernannt, in die Pairkammer 1814 nicht aufgenommen. Während der hundert Tage berief ihn Napoleon nach Paris und übertrug ihm das Ministerium der auswärt. Angel. In dieser Eigenschaft erließ er am 4. April 1815 das bekannte Rundschreiben an die ausländ. Cabinette, in welchem er Napoleons friedliche Gesinnungen erklärte, das aber keinem Hofe angenommen wurde. Auch nach der zweiten Abdankung des Kaisers blieb Hr. v. E. als Mitglied der Regierungskommission für das Wohl f. Landes thätig; allein die Rückkehr des Königs entbiete f. öffentliche Laufbahn sollte verbannt werden; einflußreiche Freunde und das Wohlwollen eines hohen Hofes bewirkten jedoch die Ausstreichung f. Namens aus der Liste vom 24. 1815. Um diese Zeit gab ihm das Werk des Oberleutnant Koch über den Zug von 1814 Veranlassung, ein Actenstück aus f. diplomatischen Briefwechseln bekanntzumachen, welches die wahren Beweggründe, warum Napoleon die Bedingungen von Chatillon nicht angenommen habe, andeutete. Dieser Mißbrauch wegen ward Hr. v. E. gerichtlich belangt, aber freigesprochen. Er lebte hin und wieder zu Paris und auf f. Landgute, mit der Erziehung f. Kinder und der Landwirthschaft beschäftigt, und starb zu Paris d. 19. Febr. 1827 in einem Alter von 54 Jahren.

Ein jüngerer Bruder des Herzogs war der tapfere General der Cav. Graf Caulaincourt (Auguste Jean Gabriel), geb. 1777, der 1795 Capitän, dann Adjutant des General Aub. Dubayet, 1806 Brigade- und 1809 Divisionsgeneral wurde; der bei mehreren Reiterangriffen in den italienischen, spanischen und russischen Feldzügen (z. B. bei Erstürmung der Tajo-Brücke zu Arzobispo 8. Aug. 1809) einer der kühnsten Führer zum Siege war; der als Heerführer in Rußland, streng auf Zucht und Ordnung hielt; der endlich an der Spitze des zweiten Cavalericorps in der Schlacht an der Moskwa (7. Sept. 1812) dem 5. Kürassierregimente die große Schanze des russ. linken Flügels von einer Kanonentugel getroffen, zugleich dem Tode und dem Siege in die Arme sank.

Vicenza, Hauptstadt der Delegation oder Provinz gl. N., im östlichen Gouvernement des östr. lombardisch-venetianischen Königreichs, liegt auf einer schönen fruchtbaren Ebene am Bachiglionne, der hier schiffbar ist, den nach Padua die Riconne aufnimmt und die Stadt in 2 durch 4 Brücken wieder vereinigt. Sie ist mit doppelten Mauern umgeben, hat 1 Meile im Umfange, Thore, ein altes Castell, 22 Kirchen und 33 Oratorien, 7 Schulanstalten, 2 Hospitäler, Waisen- und Krankenhäuser und 30,800 E. Die Stadt ist meistens enge, krumme Straßen, aber viele schöne Gebäude, und ist in der Baukunst die merkwürdigste Stadt in Oberitalien, indem sie als der Sitz des berühmten Baumeisters Palladio (f. d.) von demselben mit vielen Gebäuden geziert worden ist. Wir nennen außer der Basilica: 1) das Palazzo della ragione, auf dem schönen, ein längliches Viereck bildenden Säulen gezierten Marktplatz, ein in seiner Art einziges, durchaus von Palladio aufgeführtes Gebäude. Das ganze untere Stockwerk besteht aus Arcaden und Bogengängen. Um das andre Stockwerk geht ebenfalls eine Galerie von Säulen mit Statuen, Basreliefs und Gesimsen geziert. 2) Das sogen. olympische Theater, ein prächtiges Gebäude, bei dessen Erbauung Palladio die Alten nicht nachahmte, sondern noch übertraf, obgleich es nur von Holz ist. „Als Schöpfer seiner Plane“, sagt Meyer in den „Darstellungen aus Italien“ (1792), „nahm Palladio von der Theaterbauart der Alten nur den Grundriss, ihn selbst auszubilden, und wählte, zum Vortheil der Stimme, die elliptische des Amphitheaters statt des Halbkreises“. Die Sitze sind in einem Hufeisen über einander und oben mit den Bildsäulen röm. Kaiser geziert. 3) 2 Theä-

: der eine ist am Eingange des Campo Marzo, eines schönen Spazier-
 1, und der andre, am Thore del Monte, macht den Eingang zu einer aus
 marmornen Stufen bestehenden Treppe, welche zu dem auf einem Berge er-
 n berühmten Servitenkloster Madonna di Monte Berico führt, wo sich eine
 atzükendsten Ausichten eröffnet. 4) Der Palast Balmarana. — Auch die
 eister Scamozzi, Ottone Galderari u. A. m. sind aus Vicenza gebürtig und
 diese Stadt mit schönen Gebäuden geschmückt. In den meisten Kirchen
 aldsten findet man treffliche Gemälde von Palma, Giordano u. A. (S. des
 nischen Baumeisters Verti „Guida per Vicenza“, Vened. 1822.) Ein Theil
 nw. dieser Stadt lebt von der Seidenbereitung und Verarbeitung, indem
 roving viel Seide erzeugt. Es befinden sich hier 5 Seidenspinnereien und
 benzeuchfabriken, 3 Lederfabriken, 1 Filzhutfabrik, 1 Fabrik, wo Feuer-
 und hydraulische Maschinen verfertigt werden, auch 2 Gold- und Silber-
 n. Vor dem Thore des Castells liegt der schöne Garten Balmarana, in
 ahen Dorfe Cavazale der von Palladio erbaute Palast Ericoli und $\frac{1}{4}$ Meile
 er Stadt die Villa Rotonda. Vicenza hat übrigens von jeher, besonders
 den neuern Zeiten, mit ihrer Nachbarin, Verona (s. d.), fast ganz glei-
 chisclal gehabt. (S. die von Forti herausgeg. „Notizie statistiche della
 li Vicenza“, Vicenza 1821 fg., Fol.)

Vico (Giovanni Battista), einer der originellsten und scharffsinnigsten Den-
 eb. 1660 oder 1670 zu Neapel, war der Sohn eines Buchhändlers. Als
 erschlug er sich bei einem Falle die rechte Seite der Hirnschale, er genas erst
 jährigen großen Leiden. Glücklicherweise blieb ihm von dieser Krankheit
 als eine schwermüthige, zum Ernst und Nachdenken geneigte Gemüths-
 ung. Den Elementarunterricht faßte er bewundernswürdig leicht, aber das
 um der Philosophie erweckte ihm solchen Ekel, daß er sich gänzlich der Zer-
 ergab. Eine öffentliche Sitzung der Accademia degl' Insuriati aber, wel-
 beimohnte, und in der er die Gelehrten neben den Vornehmsten der Stadt
 anzündete ihn plötzlich mit der Liebe zum Ruhm. Er wandte s. Geist auf
 chtsgelehrsamkeit. Aber s. unausgesetztes Arbeiten war seiner Gesundheit
 rilig, und da er auch ohne Vermögen war, mußte er es als ein Glück anse-
 daß der Bischof von Ischia, Rocco, der s. Werth kennen gelernt hatte, ihm
 herstelle bei seinen Neffen antrug. Er verlebte nunmehr 9 Jahre in einer
 en ländlichen Einsamkeit, in dem Schoße einer Familie, die ihn zu den Th-
 ählte. Unermeßlich war, was er in dieser Zeit las und dachte. Mit geistli-
 chätzen bereichert, kehrte er endlich nach Neapel zurück, wo er sich verheira-
 Zur kümmerlichen Fristung s. mühevollen Lebens erhielt er daselbst, nach
 Warten, den Lehrstuhl der Rhetorik, der nicht mehr als 100 Scudi jähr-
 trug. Trotz seiner drückenden äußern Verhältnisse war s. Geist rastlos thät-
 Mit der Thronbesteigung Karls von Bourbon schien seine Lage sich verbessern
 len. Der König ernannte ihn zu seinem Historiographen. Aber es war
 zu spät. B.'s so kräftiger Geist hatte sich durch unablässige Studien bei
 ad bei Nacht, sowie durch häusliche Sorgen erschöpft, und versank in Blöb-
 So starb er 1744. — B. war ein scharffsinniger und tiefer Denker, und
 köstlichen, aber auch an gewagten und unstatthaften Ideen. Die Mytho-
 s. Führerin durch das Dunkel der Vergangenheit. Sein Hauptwerk, in
 n er die in s. frühern Schriften aufgestellten Grundsätze ausführlich entwi-
 sind s. „Principj di una scienza nuova d'intorno alla commune natura
 azioni“ (Neapel 1725, und wiederholt, 7. Aufl. Neapel 1817). Merk-
 ist das Zusammentreffen B.'s in vielen Ansichten mit Wolf und Niebuhr
 umer. — Sein von ihm selbst geschriebenes Leben steht in den „Opusculi
 riani“ (Th. I). Neuerlich sind erschienen „Gian Battista Vico opuscoli
 „.Lex. Siebente Aufl. Bd. XI.

raccolti e pubblicati da Carlo Antonio Rosa" (Neapel 1818), welche manche früherhin Ungedruckte nebst der Selbstbiographie des Verf. und seinem Bildniß enthalten. Die „Principj di una scienza nuova etc.“, das Hauptwerk B. sind in einer deutschen Übersetzung erschienen u. d. T.: „Giambattista Vico, Beiträge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker“ (ital. von D. Wilh. Ernst Weber, Leipz. 1822). Die Übersetzung empfiehlt durch strengen Fleiß, treue Sorgfalt, besonders in den Citaten, und erhält einen Werth durch die Anmerkungen. Göthe hat in s. „Selbstbiographie“ ganz gebildete Publicum auf diesen merkwürdigen Schriftsteller hingewiesen, indem ihn mit dem genialen Hamann vergleicht und jeder Literatur zu solchen Glück wünscht.

Vicogne, Vigogne (spanisch vicuña, camelus pacos, L.), das Kameel, ein vierfüßiges Thier mit gespaltenen Klauen, welches viele Ähnlichkeit der Kameelziege (elacma, lama) hat, und, wie dieses letztere, bloß dem südlichen Amerika, und zwar Peru, eigenthümlich ist. Diese Thiere halten sich in den tiefen hohen, mit Schnee und Eis bedeckten Bergen auf. Sie sind sehr scheu, werden aber leicht gefangen, indem man sie in Vertiefungen treibt, die mit Luchern umstellt sind, über welche zu springen sie nicht wagen; sie bleiben da haufen stehen und lassen sich ohne Widerstand greifen. Man schätzt sie um ihrer rothbraunen, bisweilen auch blaßrothen und gelblichen, dichten und feinen Haare oder Wolle, welche die feinste und seidenartigste aller bekannten Ledenarten ist. Die Vicognewolle wird aus Amerika nach Spanien gebracht; Wiederausfuhr derselben aus Spanien ist scharf verboten, geschieht aber in Schleichhandel. Es gibt 3 Arten derselben in Rücksicht ihrer Güte, nach welcher sie zu Luchern, Hüten oder Tapeten verarbeitet wird. Die Amerikaner nutzten sie schon zu Zeuchen, als die Europäer zu ihnen kamen. Außer der kommt von diesen Thieren auch der Bezoar. Man hat es versucht, die nach Europa zu verpflanzen, sie sind aber nicht fortgekommen, wahrscheinlich, weil man sie in das zu heiße Klima von Andalusien brachte, da sie vielmehr kälteren gewohnt sind.

Victor Emanuel I., König von Sardinien, 2. Sohn Victor Amadeus III., geb. d. 24. Juli 1759, hieß vor s. Thronbesteigung Herzog von Aosta. Neigung studierte er die Kriegskunst und commandirte gewöhnlich in Person die Heeresschlager des Heeres, welche der König, sein Vater, von Zeit zu Zeit zu halten ließ. Am 21. April 1789 vermählte er sich mit der Prinzessin Therese, 2. des Herzogs Ferdinand zu Mailand. Bald darauf brach die franz. Revolution aus, welche sich der Herzog von Aosta sehr bestimmt erklärte. Er vorzüglich bewirkte, daß Sardinien gleich Anfangs der Coalition beitrug, und stellte sich, nach der Kriegserklärung 1792, an die Spitze des piemontesischen Heeres, drängte die Franzosen bei Gilette in der Grafschaft Nizza zurück, nahm den Paß von Mondovì rückte bis an die Mündung des Var vor. Allein da der Graf v. St. Anton des Postens von Utelle nicht bemächtigen konnte, mußte auch der Herzog sich in die Alpenpässe zurückziehen. Das von ihm fanatisirte Landvolk beging damals viele Ausschweifungen, was von Seiten der Franzosen blutige Rachefolge hatte. Als der turiner Hof endlich 1796 mit dem franz. Oberbefehlshaber Bonaparte Unterhandlungen anknüpfte, widersetzte sich der kriegerische Herzog dem Abschlusse eines Friedens, und zog sich, da er dies nicht verhindern konnte, das südliche Italien zurück. Sein Vater, der König Victor Amadeus III., starb in jenem Frieden (15. Mai 1796) das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza abtreten. Er starb aus Kummer hierüber (am 16. Oct.). Sein Sohn und Nachfolger, Karl Emanuel IV., sah sich genöthigt, im folg. J. einen Einigung und Allianztractat mit der franz. Republik zu schließen, gleichwohl mußte er sich

während dem Willen des franz. Directoriums fügen, und als der König Ferdinand Neapel im Nov. 1798 zu den Waffen gegriffen hatte, erklärte Frankreich am Dec. nicht nur an Neapel, sondern auch an Sardinien den Krieg, angeblich wegen eines Einverständnisses des Hofes von Turin mit dem zu Neapel. Die Franzosen nöthigten hierauf den König, durch eine Entsagungsacte am 9. Dec. auf Piemont Verzicht zu leisten. Karl Emanuel IV. begab sich mit s. Familie nach Savoyen und legte hier am 4. Juni 1802 die Regierung nieder (er starb in Rom d. 6. Dec. 1819), welche jetzt der Herzog von Aosta übernahm. König Victor Emanuel blieb in Cagliari, unter dem Schutze der Engländer, bis er in Folge der Ereignisse 1814 nach Turin zurückkehrte. Der pariser Friede vom 30. Mai 1814 gab ihm Nizza und halb Savoyen, der pariser Tractat vom 20. Nov. 1815 gab den übrigen Theil von Savoyen zurück, und der wiener Congreß vereinigte Sardinien mit der sardinischen Monarchie. Die Piemontesen erwarteten jetzt zeitgemäße Einrichtungen der innern Verwaltung, an die sie zum Theil schon unter der franz. Regierung gewöhnt worden waren; allein die königl. Regierung hob nach und nach die franz. Einrichtungen auf, ließ die drückenden bestehen und versuchte die alten Formen herzustellen. Zugleich trafen religiöse Verfolgungen die Waldenser, besonders die Juden, welche ihre unter der vorigen Regierung erworbenen Grundstücke verkaufen mußten. Nach den alten Gesetzen wurde ein Unglücklicher, der die Pierrathen eines Madonnenbildes gestohlen hatte, 1819 zu Chambéry lebendig verbrannt. Bei den Reibungen zwischen den Anhängern der alten und der neuen Zeit entstanden geheime Gesellschaften. In dem A. P i e m o n t e s i s c h e R e v o l u t i o n ist erzählt worden, wie der König Victor Emanuel sich weigerte, die Militäre proclamirte spanische Constitution zu beschwören. Er legte deshalb am 13. März 1821 die Krone nieder, welche nun s. Bruder Karl Felix (geb. 1795) trägt, der sie auch, nach Unterdrückung des Aufstandes durch Östreich, nach einer ungedauerten und wiederholter Entsagung s. Bruders am 19. Apr. 1821, behalten hat. Der König Victor Emanuel besuchte 1822 den Congreß zu Verona (vgl. Sardinien), kehrte dann nach Turin zurück. Im Besitze der Achtung und Liebe seiner getreuen Unterthanen starb dieser Fürst am 10. Jan. 1824 zu Montcalieri. Noch hinterließ er s. Witwe und s. 4 Töchter, 2 jüngere sind unverheirathet; die älteste ist regierende Herzogin von Modena; die 2. die regierende Herzogin von Lucca. Victor Emanuels beide Schwestern waren die Gemahlinnen der Könige von Frankreich, Ludwigs XVIII. und Karls X. Der Herzog v. Angoulême ist der Sohn der jüngeren Schwester.

20.

V i c t o r (Perrin), Herzog von Belluno, Pair und Marschall von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion u. s. w., geb. 1766 zu la Marche in Lothringen, trat seit s. 15. Jahre in der Artillerie. Der Revolutionskrieg zeigte seinem Talent und s. Muth eine glänzende Laufbahn. Bei der Belagerung von Toulon 1793 schwer verwundet, erwarb er sich den Grad eines Brigadegenerals; hierauf nahm er bei der Dspyrénäenarmee, bis zu dem Frieden von Basel, an allen wichtigen Unternehmungen Antheil; so auch in den italienischen Feldzügen 1796 und 1797, wo er den General Provera und die wiener Freiwilligen (5000 M.) am 16. Dec. 1797 bei Mantua gefangen nahm. Zum Divisionsgeneral ernannt, rückte er in den Kirchenstaat ein und überrumpelte Ancona. Nach dem Frieden von Campo-Formio stellte er in der Vendée die Ruhe wieder her. 1799 focht er bei der Heere von Italien; 1800 befehligte er in der Schlacht von Marengo die Vorposten, mit welcher er 8 Stunden lang den Angriffen der Östreicher widerstand, bis die franz. Heere sich vereinigte. Nach dem Frieden von Amiens ging er als franz. Gesandter nach Kopenhagen. In dem Kriege 1806 focht er in den Schlachten bei Jena und bei Pultusk; am 14. Jan. 1807 wurde er von Schill's Corps bei Stenwalde in Pommern aufgehoben (s. „Zeit. f. d. eleg. Welt“, 1827, Nr. 99 fg.),

am 26. Febr. aber gegen Blücher ausgewechselt; er belagerte darauf im April und Mai vergeblich Graudenz, und zeichnete sich in der Schlacht bei Friedland aus, wofür sein Verhalten ihm den Marschallstab erwarb. Nach dem Frieden zu Tilsit ernannte ihn Napoleon zum Gouverneur von Berlin. 1808 befehligte er ein Armeecorps in Spanien und trug zu mehreren Siegen (bei Espinosa, Uclés, Medinaceli) wesentlich bei. Nach der Schlacht bei Talavera gegen Wellesley (Wellington) 1809, die von Seiten des Königs Joseph nicht gewonnen wurde, zwang er durch einen kühnen Marsch die Spanier, den Posten von Pena-Perros 1810 zu verlassen, wodurch die Franzosen in Andalusien eindringen. Hierauf schloß er Cadix ein und behauptete sich in f. Stellung gegen die Angriffe der Engländer (unter Graham) und Spanier; u. a. in dem Treffen bei Chiclana (5. März 1811). In dem Krieg mit Rußland 1812 commandirte er das 9. Corps und sicherte den Übergang des franz. Heeres über die Beresina. In der Schlacht bei Dresden, 27. Aug. 1813, schnitt er durch eine kühne Bewegung mit dem 2. Corps den linken Flügel der Preussen ab, welcher größtentheils gefangen genommen wurde. Auch an den Schlachten von Wachau, Leipzig und Hanau nahm er Theil, setzte dann 1814 die Festung des Elsaß in Vertheidigungsstand, hielt sich eine Zeitlang in den Vogesen, kämpfte mit bei Brienne, an der Marne und an der Seine. Einige Stunden nach der Uebergabe der Brücke bei Montereau nicht besetzt wurde, weshalb ihm der Kaiser lebhaft Vorwürfe machte und dem General Gérard den Befehl f. Heertheils übertrug. Ungeachtet dieser Anankung fuhr V. fort, dem Kaiser mit Anstrengung zu dienen; er zeichnete sich vorzüglich am 7. März bei Craonne aus, wo er verwundet wurde. Nach der Restauration gab ihm der König das Ludwigskreuz und das Commando der 2. Militärdivision. Vergebens suchte Belluno bei Napoleons Rückkehr von Elb die Truppen in Gehorsam zu erhalten; er folgte daher dem Könige nach Fontenay und kehrte mit demselben im Juli 1815 nach Paris zurück, wo er zum Generalmajor in Frankreich, zum Majorgeneral der königl. Garde, und zum Präsidenten der Commission ernannt wurde, welche das Betragen der Officiere während der Revolution untersuchen sollte. Als der Marq. de Latour-Maubourg im Nov. 1815 als Botschafter nach Konstantinopel gegangen war, ernannte Ludwig XVIII. den Herzog Victor an dessen Stelle am 15. Dec. zum Kriegsminister. Sein Verbleiben als Majorgeneral bei der Armee in Spanien 1823 angestellt zu werden, ging doch nicht in Erfüllung; General Guilleminot (s. d.) erhielt diese Stelle. 6. Febr. Da indes Klagen über die Heerverwaltung laut wurden, so begab sich Belluno selbst zum Heere, und der König ernannte ihn am 17. März zum General der Pyrenäenarmee, während f. Abwesenheit aber den Vicomte Digne zum Kriegsminister. Gleichwol blieb Gen. Guilleminot Chef des Generalstabes, Belluno beschäftigte sich zu Bayonne bloß mit den Anstalten zur Verpflegung des Heeres, weshalb mit den Herren Duvrard und Tourton für den königl. Bedarf lästige Lieferungscontracte abgeschlossen wurden. Über Duvrard's Rechnung entstand daher 1825 ein weitläufiger Proceß, der im April 1826 gegen die Lieferanten entschieden wurde. (M. f. Duvrard's „Mémoires“, Paris 1827.) Es scheint, als ob die öffentliche Meinung, welche dem Herzoge von Belluno die Vernachlässigung der Heerverpflegung zur Last legen wollte, nicht Unrecht gehabt habe. (1824 ließ der Herzog v. V. eine Vertheidigungsschrift seiner Heerverwaltung drucken.) Nach dem Übergange des franz. Heeres über die Bidassoa kehrte Belluno (am 14. April) nach Paris zurück, wo er wieder den Ministerium Besiß nahm; allein am 28. Oct. 1823 ernannte ihn der König zum Präsidenten des Ministerraths, dem Grafen Villèle, contrasignirte königl. Dekrete zum Staatsminister und Mitglied des Geheimenraths, worauf der Herzog v. Damas, später der Marq. v. Clermont-Tonnere, das Kriegsministerium

Als nachher zum Botschafter in Wien ernannt, allein er gegenwärtig lebt er zurückgezogen und hat von Karl X., Monarchen zu Rheims, den Orden des heil. Geistes er-
20.

en Griechen Nike, die Göttin des Sieges. Sie war eine Tochter der Styx, und eine Schwester des Zelos, Kratos und Gewalt). Man bildet sie gewöhnlich beflügelt, einen Lorbeer und einen Palmzweig in der Hand.

Hieronymus), ein guter lateinischer Dichter des 15. Jahrh., kam aus einer adeligen aber unbegüterten Familie. Er studierte in Padua und Bologna die Theologie. Nach vollendeten Studien erhielt ein Kanonikat an der Kirche des heil. Johannes im L., dieser große Mäcen der Gelehrten, trug ihm auf, das lateinische epische Gedichte zu besingen, und gab ihm, um ihm ein Priorat zu Livoli. Leo's Nachfolger, Clemens VII., ernannte ihn, als er das aufgetragene Gedicht hatte, 1532 zum Bischof von Alba im Herzogthum Montferrat. Er lebte 35 Jahre hindurch mit Ruhm und starb d. 27. März 1533 unter die Italiener, die im 15. Jahrh. die lateinische Literatur wiederherzustellen suchten. Seine Verse sind hart, aber seine Nachahmung Virgil's fast zu weit getrieben hat. Ein Kritiker ihm mit Recht vorwirft, und der vielleicht in der zu weit für die alten Dichter, besonders für Virgil, seinen Grund hat, daß er in seinen christlichen Gedichten zu viel heidnische Mythen. Seine Poesien sind theils geistlichen, theils andern Inhalts. 1. „Christiados libri sex“ (Cremona 1535, 4., und öfter) 2. „De arte poetica libri tres“; die kunstvollen „Georgica“ und „De seacchorum ludo“ (Schachspiel) (1527 und 1532).

Außerdem sind von B. lateinische prosaische Schriften. Inhalts, Reden und Briefe vorhanden, welche wenigstens das Lateinische haben.

g, die gerichtliche Bestätigung, daß die Abschrift einer Urkunde gleichlautet. Der Ausdruck kommt von dem lat. Wort, *testis* (Zeuge) (gesehen) her, mit dem auch wol eine unter gerichtlicher Bestätigung Abschrift irgend einer Urkunde selbst bezeichnet zu werden pflegt, s. Landwirthschaft, Rindviehzucht und Schafzucht.

Polygon.

rei, s. Polygamie und Ehe.

h Marie), Director der französischen Malerakademie zu Rom, erster nachher Mitglied des Instituts und des Erhaltungssenats und geb. zu Montpellier 1716. Schon früh widmete er sich der Malerei, und 1740 nach Paris, wo er unter Rattoire große Fortschritte machte, wann, und 1744 nach Rom, wo sein Talent sich entschied. Hier verfertigte er die besten Bilder, den Eremiten. Nach fünfjährigen Studien kehrte er zurück, wo er von 1750—75 einer Malerschule vorstand, in der er die besten Schüler bildete. 1775 ging er wieder nach Rom, als Präsident der Akademie, die durch ihn große Verbesserungen erhielt. Kurz vor der Revolution kehrte er nach Paris zurück, wo er 1809 starb. Alter war er thätig und malte Blumen und idyllische Scenen. Nicht zu den ersten Malern der franz. Schule, so hat er doch die

entschiedensten Verdienste als Lehrer. Er erweckte die Liebe zum Schönen und führte den Geschmack zu dem Großen und Einfachen der Antike zurück. Die Zahl s. Werke ist sehr groß.

Viereck (math.), eine Figur, die durch 4 Linien gebildet wird. Hierher gehört das Quadrat (rechtwinklig, gleichseitig), das Oblongum oder Rectangulum (rechtwinklig, ungleichseitig), der Rhombus oder Raute (schiefwinklig mit parallelen, gleichen), das Rhomboid (schiefwinklig, mit parallelen, ungleichen Seiten): welche 4 Arten von Vierecken man auch unter der gemeinschaftlichen Benennung Parallelogramme zusammenbegreift, ein Ausdruck, den Euclides jedoch nicht hat; und endlich das Trapez oder Trapezoid, oder unregelmäßige, unter obigen Arten nicht inbegriffene Vierecke.

Vierstimmiger Satz, so wird die Harmonie der Tonstücke genannt, wenn sie aus 4 neben einander fortlaufenden und sich zu einem Ganzen verbindenden Tonreihen besteht. Dem vierstimmigen Satz wird aber unter den vierstimmigen Sätzen in Hinsicht s. Wohlklangs ein gewisser Vorzug beigelegt, weil er ursprünglich auf die natürlichste Abtheilung der Singstimme (s. Stimme) gegründet, das Mittel hält zwischen der zu verwickelten und der einfachern Harmonie, weder zu große Mannigfaltigkeit ununterscheidbar wird, noch dürftig ist. Er bedarf daher zu vieler Verdoppelungen (diese nur im Dreiklange), noch macht er viele Zulassungen nothwendig. Gottfried Weber bemerkt auch, daß der größte Theil unserer Tonstücke in seinen wesentlichsten Theilen vierstimmig ist; was sich schon durch zeigt, daß das Bogenquartett jeder größern Orchestermusik zum Grunde liegt. — **Vierstimmig** nennt man den Satz (die Harmonie) oft, wenn der Stimmen mehr als 4 sind, obgleich auch schon der vierstimmige Satz vierstimmig dem Namen und Begriffe nach ist, denn es bedarf schon hier der Verdoppelung der Dreiklänge. Seit kurzer Zeit hat man auch den vierstimmigen Volksgefang und vornehmlich in kirchlichen, d. h. den Choral, einzuführen gesucht, z. B. in der Schweiz, in Kempten, wozu es methodischer Anleitung im Gesange bedarf.

Vierwaldstädtersee, ein romantischer Landsee Helvetiens, welcher sich zwischen hohen Alpen, größtentheils in den Cantonen Luzern und Unterwalden zum Theil aber auch in Uri und Schwyz befindet, und s. Benennung von diesen angrenzenden Ländern hat, nach s. verschiedenen Berührungen aber auch bald Luzerner-, bald der Urner-, bald der Stanser- und Alpnachersee heißt. Er gleicht eher mehreren zusammenhängenden kleinen Seen, als einem einzigen. Seine Länge beträgt 9 Stunden, s. Breite nirgends über eine Stunde, und seine größte Tiefe 900 Fuß, ja sie soll oft unergründlich sein. Sein Wasser ist hell und schön hellgrün. Unter den Zuflüssen desselben ist die Reuss am beträchtlichsten, die bei Altorf sich mit ihm vereinigt und in der Stadt Luzern ihn wieder verläßt. Die einzige Insel, Altstad (altes Gestade) genannt, liegt in dem See. Die Umgebungen gehören zu den anziehendsten Helvetiens. In der Gegend von Luzern, welche Stadt mit ihren vielen Thürmen wie aus den Fluten hervorstreigt, sind die Hügel niedrig, mit hübschen Landhäusern und Dörfern, mit Wäldern von Obstbäumen besetzt. Dann folgen Thäler mit schönen an die Berghöhen sich lehrenden Felsengruppen wie Stanz und Schwyz, Gersau und Rüschegg, und zuletzt schaurige, einsame Stellen, wo Felsen senkrecht in den See hinabgehen, wie gegen Altorf und Alpnach. Unter den zahlreichen Fischen dieses Sees werden geschätzt die Lachse, Forellen, Welse, Wallen und Röteln.

Vigilien (aus dem Lat. von vigil, wachend, wachsam), das Wachen. Bei den Römern war, wenn sie im Felde standen, die Nacht, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, in 4 Vigilien oder Nachtwachen abgetheilt, deren jede aus 3 Stunden bestand, die aber bekanntlich nicht in gleichem Zeitmaße, wie wir uns, sondern nach Beschaffenheit der Jahreszeit länger oder kürzer waren. — Vi-

lie (franz. veille) ist der Tag (Vorabend) vor einem der großen christlichen Kirchenfeste, auch vor dem Festtage eines Apostels oder eines andern Heiligen der kath. Kirche. Diese Benennung ist daher gekommen, weil man zu den Zeiten der ersten Christen vor einem solchen Festtage einen Theil der Nacht hindurch mit Wachen und Beten zubrachte, um sich auf den folgenden Festtag vorzubereiten (der bekannte franz. Ausdruck: être à la veille etc. im Begriff stehen, etwas zu thun, hat eben diesen Ursprung). — Vigilie nennt man endlich noch jetzt in der kath. Kirche den Gebrauch, am Abend vor dem Tage aller Seelen (Allerheiligentag) gewisse Psalmen in der Kirche zu singen oder zu beten: ein Gebrauch, der auch bisweilen am Tage vor einem zu haltenden feierlichen Todten- oder Seelenamte stattfindet.

Villa hieß bei den Römern ein Landhaus, Vorwerk, Meierei. Zu einer solchen Villa gehörten dreierlei Gebäude: villa urbana, das eigentliche Landhaus, in dem der Herr der Besitzung wohnte, wenn er sich dort aufhalten wollte: villa rustica, wo der Bauer oder Verwalter wohnte, und die Ställe für das Vieh waren, villa fructuaria, die Gebäude, wo die Vorräthe aufbewahrt wurden. Der Lucretius, der in Ansehung dieser Villen bei den Römern in den letzten Zeiten der Republik und unter den ersten Kaisern herrschte, war außerordentlich: die herrschaftlichen Wohngebäude waren die prächtigsten Paläste, und es wurden so viel a. Gebäude dabei angelegt, daß diese Besitzungen nicht mehr das Ansehen von Landgütern, sondern selbst von Städten hatten. Die Nachkommen der Römer, die heutigen Italiener, haben Namen und Sache beibehalten. In allen Gegenden Italiens, besonders aber in der Nähe großer Städte, gibt es Villen, wo die städtischen Bürger derselben sich während der schönen Jahreszeit aufhalten (villeggiatura); neben dem Wohnhause und Garten des Herrn ist das Haus, wo der Pächter, der Acker und Weinberg besorgt, mit s. Familie wohnt. Mehrere solche zerstreute Villen und Bauernhäuser machen ein Kirchspiel aus, denn eigentliche Dörfer gibt es in Italien nicht. In der Nähe von Rom sind, besonders wegen ihres Reichthums an Kunstschätzen, die Villen Borghese, Aldobrandini, Estense, Ludovisi besonders berühmt. — Zu den Zeiten der Karolinger hießen villae regiae königl. Meiereien oder Domainen, wo die Könige öfters hausten. Weil dafelbst, wegen des zahlreichen Hofstaats, mehrere Gebäude angelegt werden mußten, so mag Sprachgebrauch bei den Fremden die Benennung ville auf die eigentlichen Städte übertragen haben.

Villani. Italien besitzt 3 Geschichtschreiber d. N. Giovanni B. di Florenz, der sich 1300 zu dem Jubiläum in Rom befand, wurde durch die Veranlassung, welche treffliche Geschichtschreiber die Angelegenheiten dieser Stadt veranlaßt hätten, zu dem Entschluß geführt, auf demselben Wege zur Ehre s. Vaterland beizutragen. Dem gemäß schrieb er in 12 Büchern die Geschichte der Stadt Florenz von ihrer Begründung bis 1348, wo er an der Pest starb, webte aber in s. Erzählung nicht nur die Geschichte a. Provinzen Italiens, sondern auch a. Länder, die er bereist und kennen gelernt hatte. Dieses Werk ist ungemein schätzbar, obwohl es, bei dem damals noch höchst mangelhaften Zustande der Kritik, nicht frei von falschen und fabelhaften Nachrichten ist. Aber es verdient vollen Glauben, wo der Verf., der sich durchaus aufrichtig und wahrheitsliebend zeigt, als Augenzeuge auftritt. Die Form ist einfach und kunstlos, aber durch Kraft und Naivetät nicht ohne Reiz. Übrigens hatte Giovanni verschiedene bürgerliche Ämter verwaltet, und wohl in diesen als auch mit den Waffen für s. Vaterland gewirkt. Nach seinem Tode setzte s. Bruder Matteo jenes Geschichtswerk in einem 13. Buche bis 1363, auch er an der Pest starb, fort. Da er nur Begebenheiten erzählt, die er selbst erlebt hat, und ebenfalls wahrheitsliebend erscheint, so ist auch s. Arbeit ungemein schätzbar. Seine Schreibart ist zwar weniger empfehlenswerth, aber dessentwegen nicht ohne jene alterthümliche Anmuth, die aus der Kunstlosigkeit

gleichsam von selbst hervorgeht. Matteo Sohn, Filippo, florentinischer Doctor, Rechtsgelehrter und Richter, war viele Jahre Vorsteher der Gemeinde von Perugia, zog sich aber aus Liebe zu den Wissenschaften von allen öffentlichen Geschäften zurück, und schrieb in lat. Sprache ein Werk: „De origine civitatis florentinae et ejusdem civibus“. Der erste Theil ist voll Fabeln und nicht gedruckt worden; den zweiten aber hat Mazzuchelli 1747 in einer ebenfalls alten Übersetzung herausgegeben, die das Original an Eleganz und Reinheit des Drucks übertrifft, ihm aber an Genauigkeit wol nachsteht. Dies Werk ist das Beispiel einer vaterländischen Literaturgeschichte, da die Männer, deren Leben beschrieben, meist durch ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnet sind. Er weiß oft mit wenigen Zügen s. Personen trefflich zu schildern; s. Styl ist lebhaft und kräftig, willens jedoch zu kurz.

Willars (Louis Hector, erst Marquis, dann Duc de), Pair und Marschall von Frankreich, stammte aus einer angesehenen, aber verarmten und bei politischer Ungnade gefallenen Familie zu Lyon, und wurde 1653 geb. Er machte frühzeitig die Feldzüge in den Niederlanden mit, und zeichnete sich bei der Belagerung von Maastricht (1673) aus, wo er als Subalternofficier der Cavalerie zugleich mit der Abtheilung Grenadiere einen kühnen Angriff auf eine Schanze machte, und den Befehl von Ludwig XIV. selbst, unter dessen Augen es geschah, getadelt wurde, freilich auf eine Art, die ihm zur Ehre gereichte. Auch ließ er sich dadurch nicht von andern ähnlichen Wagstücken abhalten. 1690 ward er zum Marschall de France ernannt. Ludwig XIV. schickte ihn (1700) als Gesandten an den kaiserlichen Hof nach Wien, um die Unterhandlungen wegen der spanischen Erbfolge zu betreiben, rief ihn aber 1701 wieder zurück. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs war er anfangs bei dem franz. Heere in Italien und zeichnete sich auch da aus. Sodann erhielt er den Oberbefehl eines Heeres in Deutschland und führte (14. Oct. 1702) bei Friedlingen dem Prinzen Ludwig von Baden, dem österr. Heer befehligte und seine Vereinigung mit dem Kurfürsten von Baiern hindern suchte, ein Treffen, worin er zwar siegte, und dafür auch den Marschall erhielt, aber doch wegen der Überlegenheit des feindlichen Heeres seinen Zweck nicht erreichen konnte. 1703 eroberte er, nach einem kühnen und unerwarteten Marsche (12. März) Kehl, das wegen seiner Lage für die Franzosen sehr wichtig war, und die Linien des Prinzen von Baden bei Stolhofen zwar ohne Erfolg an, besaß aber doch (12. Mai) die lange beabsichtigte Vereinigung mit dem Kurfürsten von Baiern. Beide griffen vereint (20. Sept.) bei Hochstädt den österr. General Starhemberg an und schlugen ihn. Jetzt wurde der frelmüthige aber unbiegsame Marschall auf Verlangen des Kurfürsten von Baiern, abgerufen und zur Bezwungung der b. N. der Camisards bekannten Reformirten in den Cevennen (s. d.) getrieben, wo er ebensoviele durch gütliche Unterhandlungen als durch die Waffen die Ruhe wiederherzustellen suchte. Nach manchen Unfällen, welche die Franzosen in Deutschland erfahren hatten, wurde (1705) der Oberbefehl dem Marschall B. wieder übertragen, der durch seine Thätigkeit die Unternehmungen des ihm überlegenen Prinzen von Baden hinderte, und diesen selbst über den Rhein zurückdrängte. 1707 überwältigte er (23. Mai) die Linien bei Stolhofen, welche die Deutschen besetzt hatten und forderte hierauf in Schwaben starke Brandschatzungen ein. Bei den durch die bisherigen Kriege und andre Ursachen sehr erschöpften Finanzen Frankreichs war jetzt die franz. Heere schwächer als die der Verbündeten; B. wurde dadurch zu größern Unternehmungen zurückgehalten. Als (1709) nach vergeblich gemachten Friedensunterhandlungen die Verbündeten Mons belagern wollten, kam es (11. Sept.) zu dem berühmten Treffen bei Malplaquet (s. d.), in welchem B. am Arm verwundet wurde. 1712 gelang es ihm, nachdem er (22. Juni) ein Corps Östreicher bei Denain geschlagen und dadurch den Prinzen Eugen genöthigt hatte,

aufzuheben, sich wieder einige Überlegenheit zu ver-
 feste Plätze zu erobern. Darauf brang er 1713 in
 rte Landau (20. Aug.) und Freiburg im Breisgau (16.
 unsch, Friede zu machen, bewirkte endlich, daß die beiden
 Eugen, (26. Nov.) zu Rastadt Friedensunterhandlungen
 ein Friedenscongreß so einfach und geräuschlos gehalten
 Unterhandlungen wurden mit dem größten Geheimniß be-
 z 1714 der Friede zwischen Frankreich und Osterreich abge-
 Präsident des Kriegsraths und nach Ludwigs XIV. Tode
 zentschaft und Staatsminister; auch nahm ihn die franz.
 auf. Er behauptete sein Ansehen auch während der Re-
 n Orleans und unter König Ludwig XV. Als 1733 die
 Polen einen neuen Krieg Frankreichs gegen Osterreich veran-
 dem Heere und in der seltenen und ausgezeichneten Würde
 nach Italien gesendet. Hier eroberte er, mit dem Könige
 astlich, binnen 3 Monaten ganz Mailand. Im Begriff,
 lehren, ward er zu Turin krank, und starb daselbst am 17.
 alt. W. war der letzte große franz. Feldherr der damaligen
 ires", die unter seinem Namen herausgekommen sind, ist
 selbst geschrieben.

van Manuel de), ein berühmter Anakreontischer Dichter
 5 zu Napara in Altcastilien. Auf der Schule in Madrid
 er, und übersehte dort nicht nur Anakreon und Horaz in
 ern dichtete auch in ihrem Geiste fort. Im 23. Jahre gab
 ten gesammelt und dem König Philipp III. gewidmet u. d.
 ra 1617) heraus, obwol nicht alle dieses Inhalts, und
 rungen verschiedener Art sind. Er suchte die antike Leichtig-
 es modernen spanischen Dichters zu verbinden; auch hat er
 e im Spanischen nachzubilden gesucht. Späterhin widmete
 gle, und lebte von einer geringen Stelle bis 1669.

h, Graf v.), königl. französischer Finanzminister*) und von
 es Ministerraths, geb. 1773 zu Toulouse, unter allen franz.
 olution derjenige, der sich am längsten auf seinem hohen Po-
 gen zu erhalten gewußt hat, obgleich er von mehreren Parteien,
 en, der Contreopposition, heftig angefeindet ward, und mehr-
 die Majorität, in vielen Stücken auch die öffentliche Mei-
 n sich gehabt, und in gewissen Unternehmungen, vorzüglich in
 isen der Staatsschuld, den erwarteten Erfolg nicht erlangt
 W. verdankt der Revolution und der neuen Ordnung Frank-
 seine Erhebung. Indes hat er sich stets mit großer Wärme
 ausgesprochen, welche die neue Gestaltung Frankreichs herbei-
 nach welchen die gegenwärtige Monarchie aufgerichtet worden
 aus seinem frühern, sehr dunkeln Leben sind wenig bekannt.
 Marine, machte einen Feldzug in St.-Domingo und kehrte
 zurück. Hierauf begleitete er den Befehlshaber und nachma-
 ern v. Saint-Félix auf dessen Station in Indien. Als dieser
 ighkeit an die monarchische Constitution, sich auf die Insel
 üfte, folgt Hr. v. W. seinem Beschützer, und wurde auf der
 tglied der Colonialversammlung. Erst 1807 kehrte W. nach
 o er unbemerkt bis 1814 in Toulouse lebte. In der damaligen
 eine Zeitlang das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten,
 mas erhielt.

Bewegung der Gemüther gab er eine Gelegenheitschrift heraus, worin er Feuer und Kraft seine politischen, etwas afrikanisch lautenden Grundsätze darlegte und das repräsentative System gänzlich verwarf; vorzüglich erklärte er sich in Heftigkeit gegen die Feststellung einer Verfassungscharte. Die unumschränkte Gewalt im vollen Umfange des Wortes erschien ihm als die schädlichste Regierungsform für Frankreich, die man durch jedes Mittel, selbst das äußerste, herstellen konnte. 1815 wurde Hr. v. B. von dem Depart. der Obergaronne zum Deputirten in die Kammer gewählt, welche man *Chambre introuvable* (s. d.) nannte. Die erste Sitzung ward am 1. Oct. eröffnet, und Hr. v. B. stimmte stets mit der Mehrzahl jener Versammlung, welche, unter dem Vorwande die Revolution zu vernichten, den Zustand der bürgerlichen Ordnung von Grund aus umändern, und an die Stelle der öffentlichen und der bürgerlichen Freiheit das formlose Gebäude einer despotischen untergeordneten Monarchie errichten wollte. Hr. v. B. war jedoch in allem, was die Ausführung betraf, in seinen Ansichten gemäßigt und besonnen. Die Kammer verfolgte die gegebene Richtung mit großer Zuversicht, als die Kammer vom 5. Sept. 1816 erschien, durch welche sie aufgelöst wurde. Hr. v. B. kehrte nach Toulouse zurück; doch 1817 berief ihn eine neue Wahl in die Deputirtenkammer, wo die sogen. ultramonarchische Faction die Minorität bildete. Hr. v. B. gehörte zu ihr, und da sie eben kein durch Talente ausgezeichnetes Mitglied besaß, so war es ihm leicht, in derselben sich bemerkbar zu machen. Er drückte sich mit großer Leichtigkeit aus; selbst Hr. v. Corbière gelangte in der That zu einer Art von Ruf. Hr. v. B. wandte seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Finanzen, deren inneres Wesen er im Einzelnen genau zu kennen scheint; er schuf er selbst seine glänzende Laufbahn. Indes verlor die Partei der Ultramonarchen mehr an Gewicht, als das tragische Ende des Herzogs v. Berry ihre Reihen gegen aufs neue belebte. Ein neues Wahlgesetz 1820 gab der Kammer die Deputirtenwahl, und ein neues Ministerium ward aus den Männern gebildet, die den Hrn. v. B. und Hrn. v. Corbière als ihre Führer ansahen. Im Jahr 1820 Vicepräsident der Kammer, und die rechte Seite der Kammer ward ihm das Ministerium, das man Pasquier oder Siméon nennen konnte, dadurch gegeben, daß man den Wortführern derselben, dem Hrn. v. B. und dem Hrn. v. Corbière, den Titel und den Gehalt von Ministern gab, jedoch kein Verwaltungsfach anvertraute. Eine solche Stellung gefiel keiner Partei, und es war natürlich, daß ein Ministerium, welches solche Stützen brauchte, den Stützen selbst Platz machte. Hr. v. B. und Hr. v. Corbière wurden Minister. Nun hoffte die Partei der Ultramonarchisten am Ziele zu sein; allein reife Überlegung und aufrichtiger Begehr bewogen das neue Ministerium, seinen Gang zu mäßigen und keinen Partei hinzugeben. Das System der absoluten Gewalt war um 1820 in Spanien gestürzt worden; dasselbe geschah in Neapel, Portugal und Piemont. Die Congresse von Laibach und Verona vernichteten zwar die Beschlüsse der Ultramonarchen; allein Hr. v. B., der die Gefahren und Kosten eines Krieges in Spanien richtig beurtheilte, war als Finanzminister sehr bedenklich, dafür zu stimmen. Indes mußte er nachgeben. Der Feldzug des Herzogs v. Angoulême in Spanien war ebenso entscheidend als ruhmvoll; als aber der Herzog das Glück von Spanien durch die Grundsätze der Mäßigung und der Versöhnung neu begründen wollte, glaubte sich das Ministerium in der Nothwendigkeit zu sehen, des Prinzen Rathseln aufgeben zu müssen. Spanien blieb der Leidenschaft der siegenden Partei überlassen, und Frankreich verlor nicht nur seinen Einfluß auf das spanische Geschick, sondern auch die Frucht seiner Siege, die ihm über 200 Mill. Franken gebracht hatten. Zugleich mußte Hr. v. B. die Ansprüche der Emigranten und der Ultramonarchen in Frankreich zu befriedigen suchen. Dazu gehörte vor allem Dingen die diesen Ansichten zugehörige Wahlkammer. Es gelang der Regierung, die man die

Kammer die Septennalität (s. b.) 1824 genehmigte, (s. b.) gut hieß, und eine Milliarde für die Entschädigung. Zugleich erhob sich der bisher verborgene Einfluß der Reactionen und des Ultramontanismus (s. b.), deren Alt selbst gefährlich wurden; daher suchte die Regierung, und außer den Kammern (wie die des Grafen Montlosier Schranken zu setzen. Dies verwickelte aber den Hrn. v. zu Bundesgenossen, aber nicht zu Herren haben wollte, Seine beredtesten Gegner waren der Vicomte von Chateaubriand, der Führer der Contreopposition, und der Führer der 3procentigen Renten, der Hr. v. B. die Emigranten hoffen ließ, zu steigen, während die 4procentigen außer Cours gekommenen theilte königl. Ordonnanz, welche Haitis Unabhängigkeit von 150 Mill. Fr. für die ehemaligen Colonialgrundbesitzer getabelt, zumal da Haiti nicht zahlen konnte. Zwar Gelegenheiten im Sinne des constitutionnellen Systems, die vorhandene Vorurtheil der öffentlichen Meinung zu be- die Vertheidigung bedenklicher Gesetzentwürfe, wie das Erstgeburtsrecht, seinen Amtsgenossen; auch stimmte die Regierung der Pressefreiheit und für die Erwählung der Charte als X., allein dennoch blieben in der Pairskammer viele entgegen, u. A. die der Exminister Pasquier, Roy, Courcelles u. A. Selbst in der fast ganz unter dem Einflusse der Kammer der Deputirten fing sein mächtiger Anhang an, und erklärte sich die öffentliche Meinung gegen die Begünstigung von Ägypten zum Nachtheil der Griechen zugestand. Die Minister sich immer mehr in der Gunst des Monarchen, die Partei des Absolutismus und der Jesuiten. Übrigens die auswärtigen Friedens, die Herstellung der in- und die möglichst größte Entwicklung der Industrie und des Handels. Als er aber sich auf seinem hohen Posten für ganz gesonnen, die Mäßigung und der Feinheit, womit er den Fortschritt des Systems begünstigt hatte, auf, und trotzte der öffentlichen Meinung zuletzt, nach der Verwerfung des Gesetzentwurfes über die Nationalgarde, 1826, durch die Pairskammer, bei der Wahlkammer nur 1827 das Geschwornengesetz durch; allein die neuen Pressgesetze so viele Änderungen hinzu, daß die neuen mußten. Nun stieg die Erbitterung gegen B. noch höher über die Nationalgarde am 29. April 1827 äußerten sich die ganze pariser Nationalgarde wurde deshalb aufgelöst. Die Berufung einer neuen Wahlkammer und durch die Pairs sich der Stimmenmehrheit in beiden Kammern zu befahl daher am 5. Nov. 1827 die Auflösung der Deputirten aber auch die Censur auf. Nun wurden alle Stimmen für B. laut. Die neuen Wahlen fielen nicht im Sinne der Unruhen in Paris am 19. und 20. Nov., wobei Blut floß, so verdächtig als verhaßt machte. Endlich zeigte sich Unzufriedenheit (212) gegen das Ministerium; daher gaben B. und seine Anhänger am 2. am 4. Januar 1828 ihre Entlassung, und am 5. Januar 1828. Martialis Bismarckianer. In Gegenwart

zen u. s. w. B. erhielt, sowie Peyronnet und Corbière, die Pairswürde. Dannannte die neue, am 5. Febr. eröffnete Wahlkammer, in ihrer Adresse an den König, das vom abgegangenen Ministerium befolgte System le système déraisonnable (9. März 1828). Der gegen B. in der Kammer der Deputirten schon geleitete Anklageproceß hatte jedoch keinen Fortgang. B.'s Finanzministerium nach Roy's amtlicher Erklärung, mit einem Deficit belastet. Schon früher Ganilh strengen Tadel über B.'s Finanzverwaltung ausgesprochen in der vorerwähnten Schrift: „De la science des finances et du ministère de Mr. de Villèle“ (Paris 1825), und eine Satyre auf den abgegangenen Minister: „La Villèle“ erlebte in wenig Monaten 15 Auflagen.

Villemain (Abel François), Mitglied des Instituts (Académie française) und Prof. der franz. Beredsamkeit an der Faculté des lettres zu Paris, geb. 11. Juni 1791 zu Paris, wurde schon in seinem 19. Jahre durch den Grafen de Montmorency als Professor der Rhetorik am Collegium Karl des Gr. angestellt: ein Posten, den er später mit dem noch ehrenvollern bei der Universität zu Paris vertauschte. Vielfältige Auszeichnungen, die sein frühes Talent ihm erworben hatte, begünstigten den Beifall im voraus, den neben seinen Lehrvorträgen sehr bald seine Vorträge fanden. Mit allgemeinem Interesse wurde 1812 seine Lobrede auf Napoleon gelesen, der gleich bei ihrem Erscheinen ein Platz unter den classischen Reden der franz. Sprache zugestanden wurde. Als einen Beweis dieser Anerkennung betrachtet man es an, daß ihm in demselben Jahre die latein. Rede bei der großen Theilung der Universität aufgetragen ward. 1814 erhielt er den Preis der Akademie für seine Rede „Sur les avantages et les inconvénients de la critique“, in der Sitzung, welche der Kaiser von Rußland und der König von Preußen mit Anwesenheit beehren. Damals wandte sich Hr. B. an beide Monarchen mit einer Rede aus dem Stegreif, die um so größern Beifall fand, je schwieriger sie über viele Verhältnisse in jener Umgebung sich zu äußern. Einen späteren Beifall erhielt er 1816 für seine „Eloge de Montesquieu“. Durch Hrn. Decazes öffentlichen Verhältnisse eingeführt, anfänglich als Director des Buchhandels (seit 1819) als Maître des requêtes, wofür er jene Stelle aufgab, bezieht er stets s. Lehramt bei, worin er das bewunderte Vorbild der franz. Jugend gewöhnlich findet. Selten mag ein Lehrer sich gleich enthusiastischer Zuhörer erfreuen, da seine Vorträge sich hier mit der höchsten Klarheit und dem gewinnendsten Eifer vereinigen. Als Schriftsteller ist Hr. B. vorzüglich durch ein Leben Götter (2 Bde.) und eine Übersetzung von Cicero „De Republica“ dem Ausland bekannt geworden. Sein „Laskaris“ (Paris 1826) ist ein *ἐπιτύμβιον λυγρὸν* an Grabstätte der neuen Griechen. Als Geschichtsschreiber läßt B. die Thaten preisen und verschmäht den Wortprunk: eine Versagung, die ihn von den meisten Geschichtsschreibern seines Volkes ehrenvoll unterscheidet. B.'s „Discours et mélanges littéraires“ (Paris 1823) enthalten seine Eloges de Montesquieu, de Voltaire, f. „Essai historique sur Milton“ u. a. akademische Arbeiten. Seine „Mélanges histor. et littéraires“ (Paris 1827) enthalten Abhandlungen über die ältere Religionsgeschichte, eine Schilderung Mich. de l'Hôpital's, Episteln und eine Abhandlung über die franzöf. Literatur unter Ludwig XIV. Im J. 1828 erhielt B. wieder die von Villèle ihm entzogene Erlaubniß, öffentliche Vorlesungen zu halten.

Villers (Charles François Dominique de), der lit. Vermittler der Deutschen und Franzosen, einer der geistvollsten Franzosen, war 1764 zu Belchen in der Lothringen geb. Er studierte bei den Benedictinern in Metz und in der dortigen Lateinschule, und trat 1782 als Lieutenant in das Artillerieregiment von Leut. in Coblenz. Seine Neigung zu den wissenschaftl. Studien trieb ihn schon damals zu Untersuchungen des Mesmer'schen Magnetismus, und veranlaßte den jungen Officier,

dem Griechischen und Hebräischen zu beschäftigen. Bei dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges 1756 floh er, vom Haß der Jakobiner bedroht, nach Deutschland und nahm bei dem Heere der Prinzen Dienste. Nach dem unglücklichen Ausgange des ersten Feldzugs kehrte er in seine Vaterstadt zurück, mußte aber von neuem die Flucht ergreifen. Nachdem er sich einige Zeit in Holland aufgehalten, kam er nach Deutschland, lebte abwechselnd in Holzminden, Driburg und Göttingen, im Umgange mit gelehrten und geistreichen Männern, bis er 1797 nach Lübeck kam, um nach Rußland zu gehen. Doch durch die Freundschaft einer hochgebildeten Person in Lübeck gefesselt, verlebte er hier mit den geistreichsten Männern des norddeutschen Deutschlands jene glücklichen Jahre, wo sein Geist sich mit deutscher Art und Kunst befreundete und herrliche Blüthen trieb. Seine Reisen nach Paris, seine Verbindungen mit den vorzüglichsten franz. Gelehrten, trugen ebenso viel bei, die deutsche Literatur in Frankreich Beachtung zu verschaffen, als seine damals erschienenen Schriften. Unter diesen machte keine mehr Aufsehen als das vom franz. Institut gekrönte Werk über den Einfluß der Reformation Luther's auf die politische Lage der verschiedenen europäischen Staaten und die Fortschritte der Wissenschaften. — Als bei der Erstürmung der Stadt Lübeck 1806 alle Gräueltaten der kriegstüchtigen Schlachthausen sich über die unglückliche Stadt ergossen, half und that er, wo es noch Rettung galt. Sein damals gedruckter berühmter Brief über die Eroberung dieser Stadt zog ihm den Haß des franz. Heeres zu, und als nach dem Pariser Frieden 1811 mit Frankreich vereinigt wurden, ward V. verhaftet und sozusagen dem Bezirke des Generalgouvernements verwiesen. Zu derselben Zeit hatte er Ruf zu einem philologischen Lehrstuhl an der Universität Göttingen erhalten, den er nicht annahm. Als Lehrer geachtet und geliebt, entfaltete er zur Zeit der westphälischen Herrschaft das edelste Herz und die vielthätigste Wirksamkeit. Als aber Napoleon unter die alte Regierung zurückkehrte, ward V. abgesetzt und ihm angeordnet, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Freunde, unter denen er sehr einzelne zählte, bewirkten zwar eine Abänderung dieser Maßregeln, allein der Haß über die gegen ihn gespielten Ränke, die vielfachen Leiden, die in der letzten Zeit seines Lebens berührt hatten, darunter vorzüglich das Unglück der ihm seit Jahren verbundenen Familie Rodde in Lübeck, machten tiefen Eindruck auf ihn, und trübten seine Gesundheit. Er starb 1815. — V. war ohne Falsch und ohne Heuchelei, liebenswürdig im Umgange, scharfsichtig und geistvoll in seinen Schriften, gerecht gegen jedes Verdienst, wahr bis zur Unbesonnenheit, kurz einer von den Männern, deren Leben von der Selbstsucht so oft angefeindet wird. Er war Mitgl. der gelehrten Gesellschaften, Ritter des heil. Ludwigs- und des schwedischen Nordens. Seine vorzüglichsten Schriften sind außer einigen Übersetzungen aus dem Deutschen ins Franz. und nebst dem bereits angeführten „Essai sur l'esprit de la réformat. de Luther“ u. „Lettre à Mad. la comtesse Fanny de Salmharnois sur Lubeck“, sein „Coup d'oeil sur les universités“, „Rapport sur l'état de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne“, „Introduction à l'ouvrage de Mad. de Staël sur l'Allemagne“, „Constitutions des peuples antiques“, u. s. w. Vgl. „Zeitgenossen“, Nr. V.

Villoison (Jean Baptiste Gaspard d'Ansse de), einer der gründlichsten Kenner der alt- und neugriech. Sprache und Literatur. Er war den 5. März 1753 in Paris geb., genoss einen gelehrten Unterricht im College Beauvais in Paris, und zeichnete sich durch seine Talente und seine Neigung für das Studium der alten Sprachen aus. In seinem 15. Jahre hatte er bereits alle alte Autoren gelesen und ward mit 23 Jahren Mitglied der Akademie der Inschriften. 1778 sandte ihn die Regierung nach Venedig, um dort die Handschriften der St.-Marcus-Bibliothek zu untersuchen. Hier benutzte er vorzüglich den Umgang des gelehrten Mannes, welchem Umgange auch die von V. herausgegebenen „Anecdota graeca

e regia Parisiensi et e Veneta S. Marci bibl. deprompta" (Venedig 1781, 2 Bde., 4.) ihr Entstehen verdanken. In der St.-Marcusbibliothek fand er einen wichtigen Codex, der Homer's Iliade mit einer Menge Scholien enthielt, den herausgab (Venedig 1788, Fol.), und dessen Werth vorzüglich Wolf anerkannt. Nach seiner Rückkehr aus Italien besuchte er Deutschland und benutzte vorzüglich die Bibliothek zu Weimar. 1785 ging er mit dem franz. Gesandten bei der manischen Pforte, dem Kunstfreunde, Grafen Choiseul, nach Konstantinopel, wo 3 Jahre lang die Inseln des Archipelagus und das feste Land von Griechenland und vervollkommnete sich vorzüglich in der Kenntniß des Neugriechischen, mit großer Fertigkeit sprach. Diese Reise weckte in ihm den Entschluß, eine vollständige Beschreibung von Griechenland auszuarbeiten. Er excerpirte zu diesem Zwecke die griechischen Schriftsteller, selbst die Kirchenväter und die Byzantiner allein die damals eingetretenen politischen Verhältnisse hinderten ihn, diese Fortzusetzen. Beim Ausbruche der Revolution ging er nach Orleans, und blieb dort, bis die Stürme sich gelegt hatten. Nach seiner Rückkehr ward er Mitglied des Nationalinstituts und Professor; genoß aber diese Auszeichnung nicht, denn er starb d. 26. April 1805. — Außer den erwähnten Werken verdankt ihm eine treffliche Ausgabe von „Longi Pastoralia de Daphnide et Cytherea“ (Paris 1778, 2 Bde., 4.) und viele schätzbare Abhandlungen in den „Mémoires de l'Acad. des inscr.“ und a. Zeitschriften.

Vinalia (aus dem Lat.), Weinfeste, welche die Römer zu feiern pflegten. Die Etrusker hatten — so lautet die Sage — nach einem Kriege von den Römern als Friedensbedingung die Auslieferung alles Weines verlangt. Der Römische Konsul, über diese Zumuthung empört, vertrauten ihr Glück noch einmal dem Zufalle, gelobten aber dem Jupiter im Falle des Sieges ihren Wein. Sie setzten sich an, und, um das Gelübde zu erfüllen, brachten sie ihm aus jedem Fasse den ersten Wein heraus. Die Folgezeit behielt diese Sitte bei und feierte dieses Fest alljährlich am 23. April, an welchem Tage man die Weinfässer öffnete. Ein zweites Fest wurde am 21. Aug. gefeiert, um Jupiter's Gnade für die nahe Weinlese zu gewinnen. Erst nach diesem Feste durfte der vorjährige Wein zum Verkaufe aufgeführt werden, indem der künftige bereits durch die Feierlichkeit geweiht und dem Jupiter unter Schutz vertraut war. Bei diesem zweiten Weinfeste eröffnete der Flamen die Weinlese durch die Abnahme der ersten Traube.

Vincent (William), D., ein verdienstvoller Schulmann und berühmter Schriftsteller in London, wo er d. 2. Nov. 1739 geb. wurde und 1815 starb. Sein Vater war Ballenbinder für londner Kaufleute, erwarb sich viel Vermögen, verlor aber auch wieder durch Unglücksfälle. So blieb für William, den einzigen Sohn, nur eine Kleinigkeit übrig. Zum Predigerstande bestimmt, wurde er im 14. Jahre in die Westminster'schule geschickt und ging 1757 nach Trinity college Cambridge, wo ihn sein älterer Bruder, welcher das väterliche Ballenbindergewerbe forttrieb, unterhielt. 1761 wurde er dort Baccalaureus und im folg. J. Lehrer an der Schule zu Westminster. Er machte sich hier durch seine außerordentliche Lehrgabe bekannt und erhielt 1771 die zweite Lehrerstelle an jener großen Schule. Er führte jetzt die Aufsicht über die kings scholars, mußte für den innern Haushalt des Collegiums Sorge tragen und über die Disciplin und das sittliche Verhalten der Schüler wachen. Da er diese schweren Pflichten gewissenhaft erfüllte, ernannte ihn der König 1776, nachdem er D. der Theologie geworden war, zu einem Caplane, 1788 zum obersten Lehrer der Westminster school, und 1793 zum Vorsteher von Sion college. Dabei versah er noch eine Predigerstelle an der St. Martin's church in der Stadt London und wurde vom Erzbischof in York zum Generalmosenier des Königs ernannt, welches letztere Amt er bis an sein Tod versah. Die gedachte Pfarre aber seinem ältesten Sohne abtrat. 1801 erhielt er die Pfarre

Domherren an der Collegiatkirche zu St. Peter in Westminster, und 1802 die gleiche und bedeutende Würde eines Dechanten an derselben Kirche in der Westminsterabtei. D. V.'s gründliche Kenntnisse in der alten Literatur, die er durch kleinere Schriften bewiesen hatte, wurden der gelehrten Welt vornehmlich durch „The voyage of Nearehus to the Euphrates“ (1799), und „The perils of the Erythrean sea“ (2 Theile, 1800—5) bekannt, welche sehr verbessert sind. „The commerce and the navigation of the ancients in the Indian Ocean“ (1807, 2 Bde., 4.) erschienen. Dieses auch in Deutschland und in Frankreich größtem Beifall aufgenommene Werk über den alten Handelsverkehr im Indischen Ocean hat classischen Werth erlangt. Bredow übersetzte das Werk im Jahre 1810 (aber nach der alten Ausg.). D. Vincent durchkämpfte einige Federkriege, zuerst Anhänger der herrschenden Kirche und des regierenden Königshauses, z. B. mit Watson, Bischof von Landaff. Viel Aufsehen machte f. Streit mit D. Watson und dem Bischof D'Beirne, welche die Erziehung auf den großen engl. Schulen pagan education nannten und denselben vorwarfen, daß nicht genug christlichen Unterricht gesehen werde. V. zeigte nun in seiner „Defence of pagan education“ mit Gründen, die unwiderlegt geblieben sind, wieviel Gutes die geprüfte Methode gestiftet habe. Dieser Tractat, sowie f. Abhandl.: „On the history of music“, und die Schrift: „De legione Manliana quaestio, ex Livio sumpta, et rei militaris Romanae studiosis proposita“, machten ihm bei ihrer Erscheinung viel Ehre und werden noch jetzt sehr geachtet. Obgleich ein tapferer Mann für Kirche und Staat, war er dennoch in f. Schriften schonend und artig zu verbienende Männer, welche verschieden von ihm dachten, z. B. gegen Horne, Porson und Gibbon. Er hat eine Menge berühmter Schüler gezogen, u. z. den vorigen und jetzigen Herzog v. Bedford, den Baronet Sir Francis Burdett, den D. Carey, der in dem Oberlehreramt der Westminstererschule f. Nachfolger wurde. Seine Pflichten und f. Studien lagen ihm so am Herzen, daß er sich fast keine Bewegung machte. Erst im Alter, nachdem er bei der Beförderung zum Dean von Westminster f. Schulamt niederlegte, fing er an, etwas für f. verfallene Gesundheit zu thun, und hielt sich in der schönen Jahreszeit auf f. Landgut zu Islip bei Oxford auf, deren Wohnung er mit ansehnlichem Kostenaufwande ausbesserte. Ihm war das Bisthum in Rochester versprochen, welches ihm aber entging, weil der vorige König bei der eintretenden Vacanz gerade krank war, daher der erste Minister einen seiner Freunde anbrachte. S. das Verzeichniß Vincent's Schriften in „The annual biography and obituary for the year 1817“.

62.

Vincent (Nicolaus Karl, Baron v.), k. k. östr. General, Kammerherr, früher eines Regiments Chevaulegers, Großkreuz des St.-Leopoldtsordens u. s. w. seit 30 Jahren bekannt in der europäischen Diplomatie, und war bis 1826 östr. Botschafter an dem k. franz. Hofe. 1797 befand er sich bei den Unterhandlungen zu Leoben und überbrachte den daselbst in Bonaparte's Hauptquartiere, Vermittelung des neapolitanischen außerord. Botschafters, Marq. de Gallo, an Gen. Meerfeldt abgefaßten Entwurf der Präliminarien nach Wien, sowie die Bestätigung des wiener Hofes nach Leoben, wo die Präliminarien am 18. April unterschrieben wurden. Er vollzog hierauf mehre Aufträge f. Hofes. So ward er bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Preußen, in das Hauptquartier des franz. Kaisers gesandt, um Östreichs Friedensvermittlung anzubieten, die später von Rußland, Preußen, und auch von Napoleon 1807 zu Wien angenommen wurde, aber keine Folgen hatte. Im Oct. 1808 erschien V. im Namen des Kaisers von Östreich auf dem Congresse zu Erfurt und brachte dem Kaiser Napoleon ein eigenhändiges Schreiben f. Monarchen, vom 1. Sept. 1808, das Freundschaftsver Versicherungen enthielt und Napoleon über Öst-

reichs Rüstungen beruhigen sollte. Dieses Schreiben und Napoleons Folgewort vom 14. Oct. stehen in Schöll's „Hist. des traités de paix“ (IX, S. 218). In dem Feldzuge 1814 übernahm der General Baron W., an des Herzogs von Sachsen-Weimar Seite, im Namen der verbündeten Mächte, das Generalgouvernement von Belgien, übergab aber dasselbe in Folge der zu London von den dort befindlichen Monarchen beschlossenen Vereinigung Hollands mit Belgien, schon am 31. Juli 1814 an den Prinzen von Dranken, nachmaligen König der Niederlande. — Für die Dienste, welche Bar. W. in so vielen schwierigen Aufträgen geleistet hatte, belohnte ihn s. Monarch mit einer Besitzung in Salizien, 200,000 Gulden Werth, und ernannte ihn 1814 zu s. Botschafter in Paris. Bar. W. folgte dieser Eigenschaft 1815 dem König Ludwig XVIII. nach Gent und kehrte mit demselben nach Paris zurück, wo er nebst den Gesandten der übrigen verbündeten Mächte mehrere Verträge abschloß und unterzeichnete, u. A. die wichtige pariser Convention vom 25. April 1818 über die Liquidation und Abzahlung der Schulden Frankreichs an die Unterthanen der 4 verbündeten Staaten, durch Renten zu einem Betrag von 12,040,000 Fr., die ein Capital von 240,800,000 Fr. darstellten. Die Verzinsungen selbst hatten sich auf 1,296,000,000 Fr. belaufen. (S. Schöll a. a. O. XI, 607.)

Vinci (Leonardo da), das Haupt der florentinischen Malerschule, war ein Florentiner, geboren bei Florenz, zwischen 1444 oder 52 geb. Er war der uneheliche Sohn eines Notars, Ser Pietro. Schon in früher Jugend beschäftigten ihn die verschiedensten Studien: Malerei, Plastik, Anatomie, Architektur, Geometrie, Mechanik, Poesie und Musik. Seinen Lehrer, den Maler und Bildhauer Andrea del Verrocchio, übertraf er bald, und da s. Ruf immer mehr sich ausbreitete, ernannte ihn 1482 der Herzog von Mailand, Lodovico Maria Sforza, in s. Dienste. Leonardo stiftete hier eine Zeichnungsakademie, deren Einfluß ohne den unglücklichen Tod des Hauses Sforza noch vorteilhafter gewirkt haben würde. Unter den Werken, die er auf Befehl des Herzogs fertigte, war das erste das Medusenhaupt, das berühmteste das Abendmahl in dem Refectorium der Dominicaner von Santa Maria delle Grazie, über welches mehrere unerwiesene Anekdoten (z. B., daß Leonardo dem Judaskopfe den Prior des Klosters portraitiert, daß er den Christuskopf, den er die Götlichkeit desselben für unerreichbar erkannt, unvollendet gelassen) vorhanden sind. Leider ist dieses herrliche Frescogemälde durch unverständliche Nachlässigkeit zu Grunde gegangen, doch hat es sich in mehreren zum Theil treuen alten Copien erhalten, aus welchen wir die Schönheit der Composition, die Anordnung und der Einzelheiten erkennen können. Meisterhaft und bewundernswürdig sind von dem Künstler die verschiedenen Charaktere der Apostel bezeichnet, in deren Mitte die göttliche Christusgestalt sich wie eine Sonne unter den Sternen vorhebt. Wir besitzen von diesem Werke einen kostbaren Kupferstich von Giovanni Morghen. Über dasselbe s. auch Göthe's „Kunst und Alterthum“ (3. Bd.) und auch Bossi's Werk über Leonardo's Abendmahl und des Maler Müller's Beschreibung desselben benutzt worden ist. Außer der Malerei verbreitete Leonardo's Thätigkeit sich über mancherlei Unternehmungen von erstaunlichem Umfange. Er leitete das Wasser der Adde bis nach Mailand, zog den schiffbaren Canal von Vercelli nach den Thälern von Chiavenna und dem Weltlin durch eine Strecke von 10 Miglien u. s. w. 1499 kehrte er nach Florenz zurück, wo er dem Auftrag erhielt, eine von den Wänden in dem großen Saale der Rathesversammlung zu vermalen. Bei dieser Gelegenheit fertigte er, mit Michel Angelo wetteifernd, einen Cartoon, der zu s. ausgezeichnetsten Arbeiten gehörte. Er verherrlichte einen Sieg der Florentiner unter ihrem Anführer Niccolò Piccinino und ward hauptsächlich bemerkt wegen einer Gruppe Reiter, die um eine Fahne kämpfen. Auch dieser Cartoon ist nur noch durch eine Copie bekannt. Als Leo X. 1513 den päpstl. Stuhl bestieg,

sich Leonardo im Gefolge des Herzogs Julian von Medici nach Rom. Aber
 ließ, wahrscheinlich, weil die Nebenbuhlerschaft Mich. Angelo's ihn auch hier
 folgte, oder weil Rafael schon im Besitze der großen Arbeiten im Vatican war,
 Stadt schon 1515 wieder, um sich auf Franz I. Einladung nach Frankreich
 geben. Sein hohes Alter ließ ihn hier Wenig oder Nichts mehr arbeiten, und
 1519 starb er in den Armen des ihn besuchenden Königs, als er sich aus Ehr-
 tung vor demselben vom Lager aufrichten wollte. — Die Welt ehrt in L. d. V.
 Mann, der die durch Cimabue (1420) wieder erweckte Kunst der Malerei in
 ganzen Umfange auf Grundsätze und feste Regeln zurückzuführen suchte.
 wenige Gemälde sind von ihm vorhanden, an welche er die letzte Hand gelegt
 Daran war f. bis ins hohe Alter rastloses Fortschreiten in f. Studien Schuld,
 es ihm jene genügsame Ruhe, die sich auf gewisse bestimmte Mittel beschränkt,
 verstattete. Diese Wahrheit war f. Ziel, und f. Wahlspruch: *Vogli sempre
 che tu debbi* (wolle immer, was du sollst). Beim Anfange einer Arbeit so
 sam, daß er gleich einem Anfänger zittern konnte, stieg f. Unzufriedenheit mit
 erke immer mehr, bis er es meist noch vor der Vollendung aufgab. Außer
 genannten gehören zu f. berühmtesten Werken das Bild der Lisa del Giocondo
 ris; das liebliche, u. d. N. *la vierge aux rochers* bekannte Gemälde; eine
 der Sammlung des Fürsten Kaunitz in Wien; ein Gemälde im Palast Pam-
 Rom, die Unterredung des Knaben Jesu mit den Lehrern im Tempel vorstellend;
 nes der Täufer, sonst im franz. Museum; das Bild des Herzogs Lodov. Ma-
 forja in der dresdner Galerie, u. a. Fast ebenso schätzbar als die Gemälde die-
 sterbllichen Künstlers sind f. Schriften, von denen leider ein Theil verloren ge-
 , ein andrer Handschrift geblieben ist. Nur sein „*Trattato della pittura*“ ist
 men, zuerst 1651; am vollständigsten hat ihn 1817 der Bibliothekar Manzi
 gegeben. Mit tiefer Einsicht, sagt Fiorillo, hat Leonardo in diesem Buche die
 ten vom Licht, vom Schatten, von den Reflexen, und hauptsächlich von den Hin-
 nden abgehandelt. Daß, da die natürlichen Körper meistens von krummen Li-
 grenzt sind, die eine gewisse Weichheit haben, es eine Hauptsache ist, die Um-
 sch sanft verlieren zu lassen, daß dies nur mittelst des Grundes zu bewerkstel-
 , auf welchem ein Gegenstand erscheint; daß der innere Umriss des umgebenden
 es und der äußere Umriss des Gegenstandes einerlei sind, ja daß der letzte über-
 nur durch Hülfe der von ihm verschiedenen Umgebungen, seiner Figur nach,
 wird; daß ferner nicht nur die Erscheinung der Figuren, sondern auch der Far-
 von den Umgebungen abhängig ist, und die Farben sich gegenseitig bestimmen,
 und schwächen; daß, wenn Gegenstände von gleicher Farbe vor einander er-
 sollen, die verschiedenen Grade der Helligkeit derselben sie von einander son-
 d entfernen müssen, indem die zwischen dem Auge und dem Gegenstande be-
 e Luftmasse, je größer sie ist, desto mehr die Farben lindert und dämpft: alle
 ehren hat B. vollkommen verstanden, und auf das beste entwickelt. Außer
 bhandl. und einem „*Fragment d'un traité sur les mouvemens du corps*“
 ist von ihm nichts gedruckt; aber die Ambrosianische Bibliothek in Mail-
 16 Bde. Handschriften; 7 a. Bde. sollen an den König Philipp von
 n gekommen sein. Bis jetzt sind diese Schätze nicht einmal dem Inhalte
 iter bekannt. Von den schönen Handzeichnungen und Studien Leonardos
 hatte immer ein Büchlein bei sich, worin er ansehende Gestalten und Ge-
 die ihm vorkamen, oder den sichtbaren Ausdruck verschiedener Gemüthsbe-
 en, welchen er zu beobachten Gelegenheit fand, fleißig aufzeichnete) gab Cap-
 Sammlung heraus: „*Recueil de têtes de caractère et de charge etc.*“
 , wovon auch ein deutscher Nachschick vorhanden ist. Hieher gehören noch:
 as de Léonard de Vinci, gravés par Ch. J. Gerli“ (Mail. 1784) und
 vazioni sopra i disegni di Leonardo, dall' Abb. Amoretti“ (Mail. 1784).
 Ser. Siebente Aufl. Bd. XL.

Außerdem sind seit 1796 zu London die zahlreichen Handzeichnungen Leonards, welche der König von England besitzt, im Stich erschienen: „Imitations of original designs by L. da Vinci, published by J. Chamberlaine“ (1796, fol.). Auch Braun, „Leonardo da Vinci's Leben“ (Halle 1819).

Wincke (Ludwig, Freih. v.), ausgezeichnet als Staatsbeamter und Schriftsteller im Gebiete der Staatswissenschaft, ehrenwerth als einer der deutschen Männer, welche nie zu Werkzeugen franz. Zwingherrschaft sich hingaben, in Minden 1774 geb. Seine Bildung erhielt er im väterl. Hause, kam aber bald an das Pädagogium zu Halle und besuchte dann die Universitäten Marburg, Erlangen und Göttingen. Da s. Vater vorzüglich in Preußen Güter besaß, auch Domchant in München war, so bestimmte Hr. v. Wincke sich für den preuß. Staatsdienst und trat 1795 als Referendar in die kurmärkische Kammer und in das Rechtstuturcollegium zu Berlin, und ward 1798 Assessor beider Behörden. Bald ward er Landrath des mindenschen Kreises und 1802 nach Spanien gesendet, um Merinos einzukaufen, deren er 1300 mit zurückbrachte. 1803 zum Kammerpräsidenten in Aachen ernannt, wurde er 1804, als Freih. v. Stein (bisher Oberpräsident des gesammten preuß. Westfalens) ins Ministerium berufen ward, dessen Nachfolger als Präsident der Kammer zu Münster und Hamm. Mit einer deutschen Energie bewegte sich H. v. W. in diesem bedeutenden Wirkungskreise, in dem er glänzendes Talent entwickelte, benutzte er einsichtsvoll das Gute und Vermessene, was er auf einer frühern Reise durch England von der innern Verwaltung dieses Landes kennen gelernt. Als 1806 der Einmarsch der Franzosen die Auflösung der bisherigen Verhältnisse herbeiführte, und in Münster eine preuss. Verwaltungsbehörde sich bildete, blieb H. v. W. bei derselben bis 1807 in Thätigkeit, wo er manche Gelegenheit fand, Gutes zu wirken. Hierauf begab er sich nach England, um dort das vaterländische Interesse, obwohl ohne Auftrag, aber im Sinne des Königs, zu fördern. Nach dem Frieden von Tilsit kehrte er in den Staatsdienst zurück. Er ward Vizepräsident der Regierung zu Potsdam, wo hier Vieles geleistet, besonders in seinem eifrigen Streben, durch eine besserer Erziehung das Erscheinen einer bessern Zeit vorzubereiten. Nicht ohne Hoffnungen und Pläne für die Zukunft nahm v. W. 1810 den Abschied, und zurückgekehrt in s. Heimath, schrieb er das classische Werk: „Über die Verwaltung Grossbritanniens“. Ganz neue Aufschlüsse gab er hier über ein Land, wo so viel Gutes geführt wird, ohne daß eigentliche Verwaltungsbeamte angestellt sind. — Ein Mann wie v. W. mußte den franz. Behörden verdächtig erscheinen, er wurde seine Papiere beraubt, und endlich auf das linke Rheinufer verwiesen. Aber die Ereignisse 1813 führten ihn nach Deutschland zurück, und als Civilgouverneur der sächsischen Provinzen entwickelte er s. ganze Thatkraft: Freiwillige wurden angestrichet, die Landwehr zusammenberufen und ein Landsturm organisiert. Als der s. Mitwirkung bei der Befreiung Deutschlands erhielt er den Orden des rothen Kreuzes. 1815 ward v. W. Oberpräsident der neu zu organisirenden Provinz Westfalen, und leistete hier, als Napoleons Rückkehr von Elba zu neuem Kampfe rief, Außerordentliches durch die begeisterte Theilnahme, welche er für die Sache in allen Classen des Volks zu erwecken verstand. Das um diese Zeit von Preußen abgetretene Herzogthum Westfalen war bisher ein fast unbekanntes, zugängliches Land gewesen: unter v. W.'s Verwaltung ward diese Provinz durch mehrere Kunststraßen mit dem N. und S., dem O. und W. von Deutschland in Verbindung gebracht. Ebenso führen jetzt durch die Moräste des Münsterlandes nach allen Richtungen Kunststraßen, und die Wesercommunication ist bedeutend erleichtert; bis Hamm ist die Lippe nun schiffbar, und bald dürfte eine Verbindung des Rheins mit der Ems und Nordsee bewirkt werden. Unter v. W.'s Verwaltung stand ein großer Rheinhafen bei Ruhrort. Besonderer Gegenstand s. Thätigkeit

nung des Verhältnisses zwischen Gutsherren und Bauern herausgegebene Schrift, die nicht in den Buchhandtheile einer zu großen Zersplitterung des Grundeigenthums vortheilhaft auf die Landescultur durch die Gemeinheitsman noch vor 5 Jahren öde Steppen sah, sind jetzt nicht weniger that v. B. für den öffentlichen Unterricht: inarien zu Goest und Büren angelegt. Das von ihm zu Benningshausen hat schon mehrere Hunderte als gen. Alle wissenschaftliche Institute sind durch ihn beförünstersche Bibliothek und mehrere Archive ordnen, die für Wichtigkeit sind. Vor kurzem hat er zu Münster ein Alterthümer eröffnet. Seit 1817 ist Br. v. B. Mitglied in dieser Eigenschaft öfter nach Berlin berufen worden. Je Adlerorden 2. Classe verliehen, und 1825 ernannte ihn heimenrath, mit dem Prädicate Excellenz.

er Landstrich, den die Vindelicier, ein ansehnliches deutszeiten in Süddeutschland bewohnten. Von den Alpen nach Baiern und Tirol bis an den Inn, und noch darüber wohnten Vindelicier; daher Augsburg Augusta Vindelici, manchem schweren Kampfe wurden sie von den Römern größtentheils außer Landes geführt.

die Zurückforderung f. Eigenthums; Klage, mittelst welcher in einer Sache ihm zustehenden Eigenthums auf Herausgabe, der sie ihm vorenthält, klagt.

e, Bestrafung, oder auch die Klage wegen zugesügten — *Vindicta* hieß bei den Römern auch der Stab, mit dem, die sie freiließen. Daher in den Pandekten der Titel *de vi et vi*.

e), oder Pietro delle Vigne, ein berühmter Rechtsgelehrter 13. Jahrh., war aus Capua geb. und von geringer Herkunft Wohlthäter unterstützt, auf der hohen Schule zu Bologna damals die berühmtesten in Europa waren. Er wurde der Gelehrsamkeit und Gelehrte schätzte, zufällig bekannt, ohl, daß er sogleich eine Anstellung am Hofe erhielt, und *notarius*, Rath und Kanzler des Kaisers wurde. In h ganz das Vertrauen f. Herrn, und nahm an allen Angelegenheiten. Er vertheidigte ihn besonders mündlich und schriftlich die Anmaßungen der Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. Erstern gegen den Kaiser widerlegte P. de V. mit Gründlichkeit dadurch viel bei, daß der wider Friedrich II. ausgesprochene Birkung blieb. Als Innocenz IV. den Kaiser (1245) vorforderte, vertheidigte de V., als Gesandter des Kaisers, mit aller Kraft. Ungeachtet dieser Verdienste ward er doch, nach, als habe er ihm durch f. Arzt Gift beizubringen zu erlittene Unfälle und öftere Lebensnachsstellungen mißgunst gemacht, glaubte der Anklage, ließ seinem Kanzler die Anklage in Pisa ins Gefängniß setzen, wo der unglückliche Mann indem er sich aus Verzweiflung den Kopf an einem Pfeiler netterte. Diese harte Behandlung, welche Friedrich II. ärtigsten Vertheidiger seiner Rechte ausübte, bleibt ein Fleck sonst so großen Kaisers. Die von de V. noch vorhandenen 6 Bücher Briefe von den Thaten Friedrichs II. Sie sind

meistens im Namen des Kaisers und, dem damaligen Zustande der Wissenschaften gemäß, in schlechtem Latein geschrieben, werden aber als eine Quelle für die Geschichte Friedrichs II. angesehen, und sind daher früher verschiedentlich gedruckt worden. b) Eine Abhandl. von der kaiserl. Machtvollkommenheit (de potestate imperiali).

Vinificateur, eine neue in Frankreich und Spanien eingeführte Bereitung, die geistige Gährung, vorzüglich des Traubensaftes, zu verbessern. Die wesentlichen Bestandtheile der Weintrauben oder des Traubenmostes sind: zuckerhaltige Materie, ein stickstoffhaltiger, die Gährung bewirkender Stoff, extractartige Materie, Schleim oder Gummi, saure, weinsteinsäure oder äpfelsäure Salze, zum Theil auch ätherische Substanzen etc. Die beiden ersten Bestandtheile sind für die Weinbildung unumgänglich nothwendigen Körper. Wird der ausgepreßte Traubensaft, oder der Saft andrer Früchte, die diese Bestandtheile enthalten, auf eine Temperatur von ungefähr 17° Réaumur oder 70° Fahrenheit ausgesetzt, so erfolgt die Weinbildung. Die genannten Bestandtheile fangen an sich zu zerlegen, der Most wird trübe, es entwickelt sich Kohlensäure, und in der ganzen Masse erfolgt eine innere eigenthümliche Bewegung, welche man das Brausen des Mostes nennt. Während dieser Gährung entweicht, theils durch die erhöhte Temperatur, theils durch den innern chemischen Proceß, ein Theil der geistigen und ätherischen Bestandtheile in Gasform, aus den offenen Mostbehältern. Der Zweck des Vinificateurs geht nun dahin, diese entweichenden und dadurch die Güte des sich bildenden Weins vermindern den Bestandtheile zu sammeln und sie dem brausenden Moste wieder zuzuführen. Die Vorrichtung, wozu die erste Idee eine Mademoiselle de France in Frankreich gegeben haben soll, gleicht in der Hauptsache den Helmen bei gewöhnlichen Branntweindestillirapparaten. Ein dergleichen Helm wird über die Öffnung des Mostbehälters gesetzt. Um aber die darin sich ansammelnden dicken geistigen und ätherischen Stoffe schnell zu condensiren, und durch eine kleine Öffnung, aus der sie entweichen, wieder dem Moste zuzuführen, ist der Helm mit einem zweiten, etwas weitern Gefäße umgeben, zwischen welches und der innere Helm kaltes Wasser, oder noch besser, Eis geschüttet wird. Auf diese Weise erhält dieser Helm noch ein besondres Rohr, um vorzüglich den nicht zu condensirenden Gasarten einen freien Ausweg zu verschaffen.

Viola ist der allgemeine Geschlechtsname mehrerer Sattungen musikalischer Instrumente, von denen die meisten fast ganz außer Gebrauch und in Vergessenheit gekommen sind. Unfehlbar ging von diesem Instrumente die ganze Gattung Geigeninstrumente aus, wie der Name bezeugt; denn Viola ist das Gemeinbegriffswort von Violoncello, Fiedel, fideln abstammt. (S. d. fg. A.) Die vorzüglichsten sind: 1) Viola da gamba (Kniegeige), ein Bogeninstrument, welches, wie das Violoncello, zwischen den Knien gehalten wurde. Es war etwas kleiner als dieses, hatte 4 Saiten bezogen, welche in die Töne D, G, c, e, a, d gestimmt wurden. Die Violoncello wurden (gewöhnlich im Bass- oder Tenorschlüssel) auf ein Brett von 6 Linien gesetzt. Es hatte einen etwas scharfen, aber doch angenehmen Klang und war, ehe es durch das Violoncello verdrängt wurde, ein sehr allgemein und beliebtes Instrument. Durch Nachahmung s. Tons entsprang das Gambett in der Orgel. 2) Viola d'Amore (Viole d'amour, Liebesgeige), ein brachistisches, ehemals sehr beliebtes, angenehmes Geigeninstrument. Im Anfang wurde die Viole d'amour mit 12 — 14 Saiten bezogen. 6 — 7 davon waren Darmsaiten (wovon die 3 tiefsten mit Draht übersponnen waren), diese wurden wie bei der gewöhnlichen Bratsche, auf dem Stege (der aber höher und breiter als bei letzterer) und wurden mit dem Bogen gestrichen. Die übrigen waren Darmsaiten, die man unter dem Saitenhalter (das Bretchen, woran bei Geigeninstrumenten die Saiten befestigt werden) an kleine Stifte anhängte. Diese liefen

: unter das Griffbret in eine dazu gemachte Höhlung,
 : **Schnecke** (der Theil, wo die Saiten um die Wirbel
 , und dort, wie die Darmsaiten, an Wirbeln befestigt
 wurden mit den Darmsaiten in der Octave oder dem
 ot mitgegriffen, sondern dienten nur durch ihr Mitkling-
 ons. Nach der Zeit aber wurden die Drahtsaiten ab-
 e sich bloß eines auf dem Stege ruhenden Bezugs von
 r in die Töne G, c, g, c, e, g, e, oder in die Töne
 stimmt wurden. Mattheson in f. „Orchester“ und Wal-
 noch eine Art von Virole d'amour an, welche nur mit
 armsaite bezogen war, die entweder in den Accord
 , es, g, c, g gestimmt wurden. — Die gegenwärt-
 it noch allgemein gebräuchliche Gattung der Viola ist
 ioletta, Viola alta (nicht, wie gewöhnlich falsch gesagt
 o Viola), franz. Taille, deutsch Altgeige, oder am ge-
 rant. Sie hat ganz den Bau der Violine (s. d.), ist
 b steht, besonders in Hinsicht des Klanges und des Um-
 ittellaut zwischen derselben und dem Violoncell. Die Be-
 wie bei der Violine, nur werden die Noten für dieselbe
 Altschlüssel gesetzt. Des G- oder Violinschlüssels bedient
 n Töne, die (z. B. in Solos) über e oder f gehen. Die
 Saiten, wovon die 2 tiefsten übersponnen, und die Stim-
 e tiefer ist als bei der Violine. Die Stimmung der Brat-
 d, a, folglich dieselbe, wie beim Violoncell, nur eine
 tsche ist zur Ausfüllung der Harmonie unter den Geigen-
 lt oder Tenor unter den Singstimmen ist, und folglich bei
 sternmusik von besonderer Wirkung und Nothwendigkeit;
 und zweckwidrig ist, daß dies Instrument in der Regel so
 gewöhnlich am schwächsten und schlechtesten besetzt wird.
 die Viola entweder ihren eignen Gang, oder in der Octave
 im Einklange mit dem Violoncell. Spontini läßt sie auch
 t der ersten Violine gehen.

(. Violon*), deutsch Diecantgeige, oder am gewöhnlich-
 oline genannt] ist das vollkommenste und angenehmste so-
 iter allen Geigeninstrumenten. Geigeninstrumente im All-
 olche musikalische Instrumente, welche mit Darmsaiten be-
 das Anstreichen der Saiten mit einem Bogen klingend ge-
 die verschiedene Höhe und Tiefe der Töne durch das verschie-
 ger auf die Saiten erzeugt wird. Von dem Ursprung der-
 enig bekannt; doch scheint ihr ein nach und nach vervoll-
 ches Instrument, welches man Viola nannte und ein größeres
 um Grunde zu liegen, wovon man Abbildungen in den Lehr-
 der Musik und insbesondere der alten Musik findet. Einige
 n die Zeiten der Kreuzzüge. Wahrscheinlich wurde sie zuerst
 anet. Dieses Land (man erinnere sich der cremoneser Geigen),
 Tirol, liefern auch noch jetzt die vorzüglichsten Instrumente.
 ati, Guarneri, Stradivari; hier die von Jac. Stainer, Klotz
 ähmt. Die gegenwärtig übliche Violine hat folgende Be-

ed auch der Contrabaß Violon genannt. Man halte dies aber
 enennung desselben; diese ist: Contrebasse (il Contrabasso,
 fgeige).

schaffenheit. Sie besteht aus 2 Haupttheilen, dem Corpus und dem Halse, welche wieder aus mehreren kleinern Theilen zusammengesetzt sind. An dem Corpus (Körper, Leib) sind zu bemerken: 1) die Decke (der Resonanzboden, das Dach), ein der Mitte etwas gewölbtes, im Umriß länglicht rundes Bretchen von altem trocknen Fichtenholze (etwa 1 Linie dick), welches in der Mitte der beiden Seiten in halbrunden Einschnitt (die Ausschweifung) hat, damit der Bogen sich frei, anzureichen, bewegen kann. In der Decke befindet sich an jeder Seite, wo ein Ausschnitt ist, eine schmale Öffnung in der Form eines lat. *f*, welches die ober Schalllöcher genannt werden und die Verbindung der im Instrumente eingeschlossenen Luft mit der äußern zur Fortpflanzung der Schwingungen des Klang bezwecken. 2) Der Boden. Dies ist ein der Decke ganz gleiches Bretchen Ahornholz, jedoch ohne Öffnungen (wie die F-Löcher in der Decke). Der Boden und Boden werden nun verbunden: 3) durch die Zarge, einen dünnen (etwa 1 Zoll breiten) Span, ebenfalls von Ahornholz, welcher nach der Form der Decke und des Bodens gebogen, diese beiden als Seitenwand verbindet. Einige nennen sie auch den Reifen. Inwendig liegt auf der linken Seite der Decke (unter der G-Saite) der Länge nach eine Leiste von Holz (der Balken oder Träger) eingelegt, welche in der Mitte dicker ist und an beiden Enden dünne zulauft. Ihre Zweck dem Druck der Saiten auf die Decke zu widerstehen. Auch sind inwendig in die Ecken der Zarge, sowie unten am Knopf und oben unter dem Halse, kleine Klötzchen eingeleimt. Dem Balken gegenüber (etwas hinter dem Stege, wo die E-Saite liegt) wird ein dünnes, rundes Stübchen, welches der Stimmstock, die Seele (für l'âme), oder schlechthin die Stimme heißt, zwischen Decke und Boden eingesetzt, um erstere gegen das Gewicht der beiden höchsten Saiten zu unterstützen, andertheils Decke und Boden so zu verbinden, daß die Schwingung der einen dem andern schnell mittheile. Am obern Ende des Corpus nun ist in der Mitte der Zarge, zwischen der Decke und dem Boden, der Hals eingesezt, ein (etwa 1 Fuß oder wenig darüber langes) halbrundes Stückchen Ahornholz, welches unter dem Kopf aufgesetzt ist, etwas dicker, am obern Ende aber dünner ist. An dem dünnen Ende befindet sich ein ausgehöhltes Klößchen Holz, welches der Wirbelkasten, Lauf oder Wandel heißt, und sich oben entweder mit einem schneckenförmigen Gewinde (die Schnecke genannt) oder mit einem andern ausgeschweiften Rasth endet. In dem Wirbelkasten sind auf jeder Seite 2 runde Löcher einschräg gegenüber, in welchen die Wirbel gehen. Dies sind 4 konische runde Stücke Holz, am dickern Ende, welches außerhalb des Laufes bleibt, mit einem Griff versehen, um sie zu fassen und dadurch die Saiten aufzuspannen. Auf dem Halse liegt das Griffbrett, ein vom obern Theile des Halses nach unten, und bis gegen die Hälfte des Corpus hinunter zulaufendes, ein wenig gewölbtes Brett von Ebenholz, über welches die Saiten nach dem Wirbel zu hinlaufen. Am schmalen Ende desselben befindet sich der Sattel, ein kleines Leistchen von Elfenbein, mit 4 nicht zu tiefen Einschnitten, in welche die Saiten zu liegen kommen, damit sie nicht vom Griffbrette abgleiten. Am untersten Ende des Halses in der Mitte der Zarge, gerade dem Halse gegenüber, befindet sich ein Knopf Holz oder Elfenbein, an welchem mit einer starken Saite oder mit Draht der Saitenhalter oder die Saitenfessel befestigt ist. Dies ist ein unten schmales und oben breiteres (fast wie das Griffbrett, aber kürzer gestaltetes), etwas gewölbtes Brettchen, ebenfalls von Ebenholz, oben mit 4 Löchern, in welche vermittelst eines Seiles die Saiten befestigt, von da über das Griffbrett nach dem Wandel durch den Wirbel gezogen, und dann durch das Drehen der Lettern an- oder abgespannt werden. Auf die Decke, gerade zwischen die beiden F-Löcher, wird der Steg, ein 2 Fußchen langes Stückchen Holz (am besten Ahornholz), auf welchem die Saiten zwischen dem Saitenhalter und dem Griffbrette ruhen, gesetzt. Wo die Sa-

Stege ebenfalls und aus demselben Grunde kleine Einschnitten. Zwischen dem Stege und dem Griffbrette wird der Bogen die Saiten klingen gemacht werden, geführt. Die Saiten der Violine haben die Violen, das Violoncello und der Kontrabaß. (S. Schaum, „Über den Bau der Violen, Violoncellos“, a. d. Ital., mit 2 K., Epj. b. Breitkopf u. Härtel.) Die Saiten sind von verhältnißmäßig abnehmender Stärke besetzt und stärkste mit Silberdraht übersponnen ist. Diese 4 Saiten g, d, a, e gestimmt. Das e heißt auch schlechthin E-Saite. Diese Saite hat am schmalsten die halbe Dicke mit dem Aufsetzen der Finger nach dem Stege zu rückt, wodurch erzeugten Töne, und man rehet daher von Lagen für die Violine werden durchaus in den G-Schlüssel (soweit Violinschlüssel genannt wird) gesetzt. Der Um-

Die Violine geht von g bis etwa a. Doch ist man erst in dieser schwindelnden Höhe hinaufgestiegen. Früher ging sie nur bis a, und im 16. Jahrh. kaum bis c. Alle in obigem Töne, ja selbst die kleinsten enharmonischen Verhältnisse, werden durch die Finger hervorgebracht, daher die Violine sowohl schönen, eindringenden Ton unter die vollkommensten und besten Instrumente zu zählen ist. Das Werkzeug, wodurch klingen gemacht werden, ist der Bogen. Dieser besteht aus einem langen, runden Stäbchen von Schlangenholz oder Ferul (dieses die besten Holzarten dazu), welches von unten nach oben Stärke zulaßt und oben sich mit einem ausgeschweiften Ende der Kopf heißt. In dem untern und stärkern Ende des Bogens befindet sich ein Knochlein, wodurch der Frosch angezogen oder nachgelassen wird. Das ausgeschweifte Knochlein von Holz, welches in gleicher Richtung am untern Ende des Bogens steht und durch welches die Bogen wird mit weißen Pferdehaaren bezogen, welche oben am Frosch befestigt und durch das Auf- und Zudrehen der Bogen gespannt werden, je nachdem es nöthig ist. Die Güte des Tones hängt in Klarheit und Reinheit, Kraft, Fülle und leichter Auf- und Abwärts auf der Violine zu spielen, ist übrigens so sehr vervollkommen, daß sie noch höher steigen kann, da sie schon jetzt zuweilen in fast unermesslicher Höhe reicht. Die bekanntesten Anweisungen zur Erlernung des Violinspiels (durch Reichardt vermehrt), von Leopold Mozart, von Knecht, Kreuzer und Baillot (geordnet von letzterem und veröffentlicht), von Fröhlich in Würzburg und Cammer. Die berühmtesten jetzt lebenden Violinspieler sind: Paganini, Kreutzer, Viotti, Polledro, Lipinski, Maurer, Franzel, Täglichbeck, Braune, K. Müller, Molique, Kolla, Möser,

der dem Ital. Violono gebildet, denn französisch heißt Violon richtiger Contrabaß (franz. Contrebasse), Bassgeige, nennt frechtstehende Geigeninstrument, welches bestimmt ist, den Bass zu spielen, aber von Einigen neuerdings (z. B. dem Italiener dall' Oca Hindle aus Wien) als Soloinstrument, jedoch mit einigen der intrag thuenen Abänderungen als Soloinstrument angewendet, wenig belohnende Virtuosität zu zeigen. In dem ital. Orchester

ster hat es noch meist nur 3 Saiten, wodurch aber sein Umfang zu sehr beschränkt ist, in Deutschland meist 4, an einigen Orten auch 5 Saiten. Die 4 Saiten werden in E, A, d, g gestimmt und klingen alle um eine Octave tiefer als dem Violoncell. Da Schwerfälligkeit von der Kraft dieses Instruments nicht trennen ist, so sollten die Conserter es nicht mit Passagen belästigen, welche es deutlich hervorbringen kann.

Violoncello (Violoncell), kleine Bassgeige, steht in Hinsicht seiner Lage sowie in Hinsicht auf die Tiefe und Stärke seiner Töne, zwischen der Bratsche (Viola) und dem Contrebass in der Mitte. Das Violoncell hat übrigens ganz den Bau der Violine und Bratsche (s. Violino), nur daß es größer ist, und nicht, wie diese, in horizontaler Richtung an die Schulter gesetzt, sondern senkrecht zwischen den Knien festgehalten wird. Es ist ebenfalls mit 4 Darmsaiten bezogen, wovon die beiden tiefsten mit Draht überspannen sind. Die Stimmung der Saiten ist C, G, d, a, also wie bei der Bratsche, nur eine Octave tiefer. Sein eigentlicher, bedeutsamer Ton überhaupt, seine durchdringende, angenehme Tiefe, seine an das Herz sprechende Mitte und Höhe (die aber nicht übertrieben werden darf), machen es zu ernstern, charakteristischen und eindringlichen Melodien und besonders Grundlage des Bogenquartetts. Die Noten für das Violoncell werden im Bassschlüssel gesetzt, und es geht dieses Instrument auch meistens mit dem Contrebasse, obgleich seine Töne um eine Octave höher klingen als die Töne des Contrebasses. Oft jedoch lassen neuere Componisten, wie Cherubini, Beethoven, Weber, Spontini, das Violoncell in besondern Gängen hervortreten. Im ersten Falle geschieht es zur Verdoppelung und Verdeutlichung der Bassstimme und die untere Stimme zu vermitteln. Für die Töne, welche das d oder e übersteigen, wird gewöhnlich der Tenor- oder auch (besonders für die ganz hohen Töne in Concerten, Singspielen u. dgl.) der G- oder Violinschlüssel gebraucht. In diesem letztern Falle aber werden die Noten allemal eine Octave höher geschrieben, weil das Violoncell eine Octave tiefer steht als die Violine, und folglich, wo z. B. das e vorgezeichnet ist, dem Klange nach erst das e angibt. Das Violoncell ist eigentlich nur eine vollkommene Umgestaltung der vorher üblichen Viola da gamba (s. Viola) und wurde erst später als Soloinstrument gebraucht und gemißbraucht. Derselbe findet derselben war Lardieu, ein Geistlicher von Tarascon, im Anfange des 17ten Jahrh. Anfangs bezog man es mit 5 Saiten, nämlich C, G, d, a, d, aber schaffte man das d als überflüssig wieder ab. Die berühmtesten Violoncellisten sind gegenwärtig: Bernh. Romberg (in Berlin), Kraft (in Stuttgart), Merk (in Wien), Anoop (in Meiningen), Bohrer (in Paris), Dechant (in London), welche auch für dieses Instrument geschrieben haben. Eine neue Methode zum Violoncellspiel ist von Alexander (Kpz. b. Härtel); ferner Baillet, Vasseu's, Catel's und Baudiot's „Violoncellschule und Lehre vom begreiflichen Bass für das Conservatorium in Paris bearbeitet“ (franz. und deutsch, Leipzig, Peters).

Viotti (Giovanni Battista), einer der größten Violinspieler und einer der vorzüglichsten Componisten für s. Instrument, geb. zu Fontana in Piemont 1755, war anfangs Violinist in der königl. Capelle zu Turin. 1780 machte er s. erste Reise ins Ausland an und kam 1782 auch nach Paris, wo er ein außerordentliches Aufsehen erregte. Durch die Revolution vertrieben, ging er nach London, wo er denselben Beifall fand und als Soloviolinist im Salomon'schen großen Concert und nachher auch als Director des Spermorchesters angestellt wurde. Er lebte daselbst im Schoße einer ausgezeichneten Familie und trieb Handelsgeschäfte (man sagt Weinhandel); indessen erschienen s. Compositionen immer noch in Paris im Stich. 1798 aber ward er plötzlich aus London vertrieben.

und ging nach Hamburg, wo er sich 1800 auf dem Landſiße eines Freundes ſetzt. Im Winter 1819 befand er ſich in der Nähe von Paris auf einem Land- und übernahm darauf die Direction der großen Oper, die er aber bald nieder-
 In der Folge lehrte er nach England zurück, wo er den 3. März 1824 zu-
 von geſt. iſt. Als der würdigſte Schüler Pugnani's hat er deſſen gebie-
 Schule rein fortgepflanzt und ſelbſt mit der Zeit fortſchreitend vervollkommenet.
 ſter wie Rodé, Alday, Libon, La Barre, Cartier, Wacher, Piris u. A. m., die
 gegenwärtig unter die größten Violinſpieler rechnet und die durch ihn gebildet
 en, ſind Beweiſe hiervon. Sein Ton war ſtark und voll, ſein Spiel verband
 Reinheit, Genauigkeit und ungemeiner Fertigkeit die zeligſte Einfachheit.
 jens war V. ein ſehr gebildeter, würdiger Mann von vieler Lebhaftigkeit, be-
 über dabei viel Selbſtgefühl. Da ſ. Compositionen, unter welchen ſ. Violin-
 te und Duetten ſich den Violinſpielern unentbehrlich gemacht haben, ſo hdu-
 n allen Orten nachgeſtochen und für andre Instrumente zugerichtet worden
 ſo iſt eine genaue Überſicht ſ. Werke ſehr ſchwer. Nach einer ungefähren Über-
 jedoch hat er 27 Violinconcerte, 2 Concertantſymphonien für 2 Violinen,
 Violinduette und mehrere Violinquartette und Trios, 12 Solos für die Violine
 Begleitung des Baſſes, und eine Sammlung Themas mit Variationen her-
 egeben. Für den Geſang ſind 2 in Paris geſchochene ital. Arien mit Orcheſter-
 itung bekannt. Auch ſind unter ſ. Namen mehrere Clavierſachen gedruckt wor-
 die aber vermuthlich nicht urſprünglich von ihm ſelbſt fürs Clavier geſetzt
 n.

Viper oder Natter, ſ. Schlangen.

Virgilius (Publius) Maro, der vorzüglichſte Dichter der Römer im
 ſ, in der Idylle (von ihm Ekloge genannt) und im Lehrgeſicht, war im J. 70
 v. zu Andes, einem Flecken unweit Mantua, geb. Sein Vater beſaß ein
 s Landgut, das er ſelbſt baute. V. beſuchte, um ſich zu bilden, Cremona,
 land und Neapel. Durch einen gewiſſen Spro lernte er die Epikureiſche Phi-
 bie kennen, und hatte wahrſcheinlich jenen Varus, an den er ſeine 6. Ekloge
 te, zum Mitſchüler. Man nahm ſonſt ziemlich allgemein an, daß er die Ge-
 e, die man unter der Ueberschrift „Catalecta Virgilii“ zuſammengefaßt findet,
 um frühern Alter ſchrieb; allein eine ausgebildete Kritik hat gezeigt, daß ei-
 gar nicht von ihm herrühren, andre von unbeſtimmtem Datum ſind. Wenn,
 man glaubt, V. ſeine eignen Begebenheiten als Titrus in der 1. Ekloge er-
 ſo war er 30 J. alt, als er zum erſten Mal nach Rom kam, um ſ. Ländereien,
 e nach dem Kriege gegen die Republikaner von des Octavius und Antonius
 raten in Beſitz genommen worden, zurückzuerbitten. Hier ward er von Pollio
 einem andern Beſchützer bei Octavius eingeführt und gewann die beſondere
 ſt des Mäcenäs. Auf ihre Verwendung ward ihm die Rückgabe ſeines Guts
 rochen. Als er es aber wieder in Beſitz nehmen wollte, widerſetzte ſich der neue
 athümer und bedrohte ſ. Leben. Erſt nach einer zweiten Reiſe nach Rom und
 erholten Anſuchungen gelangte er zum Wiederbeſitz. Er dichtete um dieſe Zeit
 mehre Eklogen, deren 10. und lezte man in ſein 33. und 34. Lebensjahr ſetzt.
 Anfang ſ. „Georgica“ (Lehrgeſicht vom Landbau), die er auf Mäcenäs's
 ieb unternahm, ſoll nach den Grammatikern in ſein 34. Jahr fallen. Er ar-
 te 7 Jahre daran, meiſtens zu Neapel; doch ſind dieſe Angaben unſicher.
 iſſer iſt, daß die „Aeneide“ ſ. lehtes Werk war. Er ſtand jetzt in großer Gunſt
 ugufus, mit dem er einen vertrauten Briefwechſel führte. Nachdem er den
 vurf ſ. großen Epos vollendet hatte, begab er ſich nach Griechenland, um es
 in Muße ausgearbeiten. Als aber Auguſt auf ſ. Weiſe aus dem Orient in
 n mit ihm zuſammengetroffen war, beſchloß er, mit dieſem zurückzukehren.
 n in Megara befiel ihn eine Krankheit, die während der Reiſe zunahm und zu

Brundisium, oder nach A. zu Tarent, nach wenigen Tagen s. Leben endigte. Er starb im 52. Lebensjahre, im J. 19 v. Chr. Der Leichnam ward, seinem Begräbniß gemäß, nach Neapel gebracht und dort an der Straße von Puteoli beigesetzt. Nach glaubhaften Zeugnissen hatte der Dichter auf s. Sterbebette verordnet, man die „Äneide“, die er als ein mangelhaftes und unvollendetes Werk betrachtete, den Flammen übergeben solle. Indes ward sie, seinem bestimmten Willen zum Trotz, von s. Freunden aufbehalten. Wir erkennen aus dieser Verordnung die Bescheidenheit, mit welcher V. sich selbst beurtheilte. Dabei war er mild und sanft in s. Betragen, ohne Anmaßung im Umgange und treu in der Freundschaft. Als Dichter bühet ihm in s. Zeitalter, das reich an ausgezeichneten Talenten war, der erste Platz. Wenn er auch die Gabe der Erfindung nicht in großem Umfange besaß, da in Hesioden, Theokrit, in den Georgics Hesiod und in der „Äneide“ Homer seine Vorbilder sind, so ist er doch bewundernswürdig in der Kunst der Darstellung, der ihm in allen Abstufungen, von den sanftesten und einfachsten Empfindungen der Schäferwelt bis zu den erhabensten und prachtvollsten Darstellungen des Epos zu Gebote steht, in der Schönheit des Versbaues, worin er, auch in der ländlichen Gedichte betrifft, unerreicht geblieben, und in dem geschmackvollen und kunstreichen Gebrauch, den er von dem ganzen poetischen Zubehör zu machen weiß. Diese Eigenschaften haben ihm von jeher die zahlreichsten und eifrigsten Anhänger erworben und ihn unzähligen Dichtern älterer und neuerer Zeit zum Vorbilde gemacht. Die Volksdichtung des Mittelalters in Italien hat sogar einen Theil aus ihm gebildet und s. Verse sind zu prophetischen Zwecken als Loose genommen worden (sortes Virgilianae). Von den Ausgaben des Virgil ist wegen ihrer Genauigkeit die Burmann'sche (Amst. 1746, 4 Bde., 4.), wegen der erläuternden Commentare und kritischen Zuhörers die Heyne'sche die geschätzteste. Eine deutsche Übersetzung haben wir von F. H. Voss (neueste Ausg. Braunschweig 1826, 3 Bde.), der auch zu den ländlichen Gedichten einen unvergleichlichen Commentar geliefert hat (Altona 1797, 4 Bde.). — Der berühmteste alte Commentar ist der des Servius, 400 n. Chr., ist bei den größern Ausg. und auch einzeln gedruckt. — Schmidt's, Beiträge zur Geschichte der romant. Poesie, Berl. 1828) — Eine Prachtausg. von V.'s Georgics, nebst 5 Übersetzungen; der deutschen von Voss, der span. von Joh. v. Guzman, der ital. von Franc. Soave, der engl. von Goethe und der französl. von Delille, erschien zu London 1826, Fol.

Virginia, s. Appius Claudius.

Virginien, s. Vereinigte Staaten.

Viriathus oder Viriathes, ein tapferer Lusitanier, der lange s. Landsleute gegen die Römer glücklich kämpfte und s. Vaterland gegen sie behauptete. Der römische Prätor, Servius Galba, hatte nämlich durch s. Gräueltaten die Lusitanier empört, und V., der vorher Jäger gewesen war und den Jägersleben gewohnt war, stellte sich an ihre Spitze und schlug bald darauf die Römer so, daß nur Wenige davonkamen. Man schickte neue Heere gegen ihn, aber diese besiegte er meistens, indem er sie aus Hinterhalten anfiel. Bloß Metellus war glücklicher. Dennoch hielten es die Römer unter den damaligen Umständen für rathener, ihn als unabhängigen Beherrscher Lusitaniens (jetzt Portugal) anzuerkennen und ein Freundschaftsbündniß mit ihm zu schließen. Allein nicht lange nachher brachen sie treulos den Frieden, und ihr Feldherr, Servilius Cäpio, ließ den getödteten Gegner durch Verrätherei hinterlistig aus dem Wege räumen. So ward Viriathus, nach einem 14jährigen Kampfe, unbefiegt, im J. d. St. Rom 68 v. Chr. ein Mann, der unter andern Verhältnissen der gefährlichste Feind der röm. Herrschaft geworden wäre. (S. „Viriath und die Lusitanier“, von D. U. J. Becker, Altona 1826.)

Viril- (einzelne) und Curiat- (Gesamte) Stimmen. Stimmen.

waren die Stände des vormaligen heil. römischen Reichs deutscher Nation in Regia getheilt: das kurfürstliche, das Fürsten- und das Städtecollegium. In hatte jeder Stand eine Stimme; doch gab es in dem Fürstencollegium 6 oder Corporationen mit bloßen Gesamtstimmen. Es waren nämlich die kurbayerischen Reichsprälaten in 2 Bänke, die rheinische und die schwäbische, ges, mit 2 Gesamtstimmen (*votis curiatis*), und die unmittelbaren Reichs- in 4 Bänke: die wetterauische, schwäbische, fränkische und westfälische, ges, mit 4 Gesamtstimmen in das Fürstencollegium aufgenommen worden. ihnen waren auch viele neue Fürsten, welche die Introduction als Fürsten nicht erlangt hatten. Ein ähnlicher Unterschied zwischen einzelnen (*vota viri-* Gesamtstimmen (*vota communia*) findet jetzt bei dem Bundestage, doch nur in engem Rathe, statt. (S. Deutscher Bund u. Deutsches Reich.)

Virtuelle Geschwindigkeiten. Unter dem Ausdrucke virtuelle versteht man eine zwar vorhandene, für den Augenblick aber nicht in Wirk- it tretende Kraft. im Gegensatz einer solchen letztern (*actuellen*). Man denke zunächst ein System von Punkten, die in einem unverschiebbaren Zusammen- stehen, oder, was ebenso viel sagt, durch unblegsame Linien verbunden sind. eben Punkt wirke eine Kraft in beliebiger Richtung, so wird das ganze System bestreben nach Bewegung erhalten, welches das combinirte dynamische des ms heißt, und als das Ergebnis jener einzelnen Kräfte und der Richtungen, en sie wirksam sind, erscheint. Das Product jeder dieser einzelnen Kräfte in hement ihrer Richtung heißt ihr Moment; und man begreift mit bloßem Nach- n, daß, für den Fall des Gleichgewichts des ganzen Systems, die verschiede- Kräfte, nach der doppelten Maßgabe ihrer Stärke und Richtung, einander end entgegenwirken müssen. Die Mechanik drückt das Nämliche aus, indem t, für den Fall des Gleichgewichts muß die Summe der Momente (deren ei- das +, andre das — Zeichen tragen) = 0 sein; und dies ist, was sie mit gemäß der eingangs gegebenen Worterklärung sehr paßlichen, Namen des sbages der virtuellen Geschwindigkeiten bezeichnet.

D. N.

Virtuose (ital. von *virtù*, Vorzug, Vortrefflichkeit; *virtuoso*, Alles, n seiner Art vortrefflich ist). Diese Benennung wird besonders von Denen ge- ht, die ihr Talent in den schönen Künsten zu einem hohen Grade der Vollkom- eit ausgebildet haben. Im Deutschen wird sie nur von einem geschickten Mus- gebraucht, der irgend ein musikalisches Instrument in einem hohen Grade von anischer Vollkommenheit zu spielen versteht, oder eine ausgezeichnete Gesangs- keit besitzt. In dieser Bedeutung kann der Virtuos von dem wahren Künstler verschieden sein, der die Gewandtheit in der Behandlung eines Kunstmaterials das physische Vermögen dem seelenvollen Ausdrucke unterordnet. — **Vir- ität** (ein nengeprägtes Wort) ist die Geschicklichkeit, die sich Jemand in einer i oder Wissenschaft erworben hat. Vorzüglich bezeichnet es die Kunstfertigkeit.

Vischer (Peter) verdient unter den Künstlern, die das kunstpflegende Nürn- hervorgebracht hat, eine ausgezeichnete Erwähnung. Wann er geboren wurde, unbekannt. Als wandernder Handwerksgehilfe zog er aus Nürnberg aus, durch- Deutschland und Italien, wo er sich im Zeichnen und Vossiren vervollkomm- und durch Studium der Antike und neuerer Meisterwerke seinen Geschmack und Talent ausbildete. Als vollendeter Meister lehrte er in seine Vaterstadt zurück, t sich nun häuslich niederließ und eine eigne Werkstatt als Gelb- und Glocken- r errichtete. Bald machten seine Kunstwerke seinen Namen berühmt; doch hat n neuern Zeiten ein Streit erhoben, ob er die Modelle zu seinen Arbeiten selbst t hat oder bloß ihre Ausführung besorgt habe. (M. s. das „Kunstblatt“, 1822, 36.) Vom In- und Auslande erhielt V. Bestellungen und seine Gießhütte von keinem Fremden, der Ansprüche auf Bildung machte, übersehen. In

spättern Jahren arbeitete B. mit seinen 5 Söhnen gemeinschaftlich, und so entstand B. sein berühmtes Grab des heil. Sebaldus in der St.-Sebalduskirche zu Nürnberg (von 1506—19), das durch Richtigkeit der Zeichnung, die edeln und feinen Stellungen, den Ausdruck der Köpfe in der großen Menge von Figuren und den Faltenwurf der Gewänder, sowie durch die Reinheit des Bronzegeräths den berühmtesten Werken italien. Meister gleichstellt und selbst viele nach sich zieht. Außer den Aposteln (gestochen von Albert Reindel, Nürnberg 1822, und werden jetzt Abgüsse von demselben in Nürnberg gefertigt) und den Kirchenbemerkt man an diesem Denkmale allein 72 Figuren. Früher als dieses beste aller Werke B.'s, das durch viele Kupferstiche in neuerer Zeit bekannt worden ist, war das ehernerne Grabmal des Erzbischofs Ernst von Magdeburg, die Jahrzahl 1497 trägt. (Herausgeg. und beschrieben von Cantian, Briegleb Fol.) Unentschieden ist noch, ob das bronzene Basrelief in der St.-Egidienkirche zu Nürnberg mit B.'s Zeichen und der Jahrzahl 1522, welches den Leichnam vor dem Kreuze liegend darstellt, vom Vater oder von einem der Söhne verfertigt. Der Mittelmäßigkeit der Arbeit wegen hat man das Letztere geglaubt. Das Denkmal des B. Ehr. von Stabion, das diesem Relief gegenüber eingemauert wurde diese Annahme bestätigen. Denn die unbestrittenen Werke P. B.'s, die in Bronze gegossene Figur des Apollo, jetzt im Schlosse zu Nürnberg, einst in der eines Brunnens, und das leider jetzt vernichtete Gitter, mit Labenwolfes Bild, das jahrhundertlang eine Zierde des nürnbergers Rathhauses war, bis es als altes Metall zerstört ward, ferner die Gedächtnistafel Ant. Kressen's in der St.-Katharinenkirche rechtfertigten von jeher die hohe Meinung von seinem künstlerischen Talente. Jenes kostbare Gitter war die letzte Arbeit des Vaters P. B., die er noch vor der Vollendung, der Tod überleitete. Nach der gewöhnlichen Angabe starb er 1530; nach A. durch einen unglücklichen Zufall, 10 Jahre später. In der Reihe seiner bekannt gewordenen Werke gehören auch Bronzen in der St.-Katharinenkirche zu Wittenberg. — Sein Bild, wie er in der Gießhütte aussah, hat P. B. in den kleinen Figuren am Sebaldusgrabe angebracht, und P. Vogel im Schlosse zu Pillnitz neben der Skulptur danach wiederholt. Nachgüsse der 12 Apostel finden eben jenem Denkmale findet man als Träger des Altargeländers in der Domkirche zu Berlin.

Visconti (lat. Vicecomites), eine lombardische Familie zu Mailand, die sich durch ihre politische Rolle und durch Verdienste um die Wissenschaften im Mittelalter und in neuerer Zeit berühmt gemacht hat. Über den Ursprung des Geschlechtes und seines Namens ist man ungewiß; jenes leiten Einige sogar von den longobardischen Königen, diesen von einem angeblichen Rechte her, den Königen von Mailand die Krone aufzusetzen. Schon im 11. Jahrh. erwähnt die Geschichte nicht nur einzelne Visconti, dann aber verschwinden sie wieder, als Friedrich Barbarossa Mailand zerstörte und die B. nebst einigen andern adeligen Familien der Gegenpartei der Torrianer weichen mußten. Der erste, der den Grund zur Macht dieses Hauses legte, war Otto B., Erzbischof von Mailand (gest. 1258), der die Feinde besiegte und die Herrschergewalt seinem Neffen Matteo I. (gest. 1322) überließ. Dieser hatte anfänglich viel von den Torrianern auszustehen, mußte aber 2 Jahre hindurch in der Verbannung leben, erlangte aber, als Kaiser Heinrich VII. nach Italien kam, durch geschicktes Benehmen den Titel eines kaisertl. Statthalter, den er bald mit dem eines Herrn von Mailand vertauschte. Er ließ das Erbvermächtnis seinem erstgeborenen Sohne Galeazzo, der indeß, von mächtigen Feinden und eigenen Brüdern gedrängt, durch Ludwig den Bayer 1327 im Schlosse zu Mailand eingekerkert wurde und bald darauf in Brescia starb. Ihm folgte sein Sohn Johann, der seine Herrschaft weit umher ausdehnte, und ebenso tapfer im Felde als geschickt im Frieden in seinem 37. Jahre (1329) der Hoffnung seines Volkes ent-
 zu Berlin.

Weil er keine Söhne hatte, folgte ihm sein Oheim Luchino (ein Sohn des), der die großen Besitzthümer noch vermehrte und zuerst in seiner Familie Beschützer der Wissenschaften und Künste zeigte. Er schätzte den Petrarca, in er in Briefwechsel stand, und verschmähte selbst nicht, den Mäusen zu, wie ein Sonett beweist, welches Credcimbeni von ihm aufbewahrt hat. seinem Tode 1349 folgte ihm sein Bruder Giovanni V. (gest. 1354), Erz- von Mailand, der auch Genua unter seine Herrschaft bekam, und noch eif- für die Wissenschaften wirkte. Er ernannte 6 Gelehrte zur Anfertigung eines mentars über den Dante, beschützte die Universität Bologna und hielt den ca in hohen Ehren, den er bei seiner Ankunft in Mailand auf das ausgezeichnet- empfang und nicht wieder von sich lassen wollte; ja er schickte ihn sogar in gen Angelegenheiten als Gesandten nach Venedig. Auf Giovanni folgten aschaftlich seine 3 Neffen, Matteo II., Bernabò und Galeazzo II. Matteo schon nach einem Jahre, die beiden andern Brüder, obwohl sehr tapfer im e, machten sich ihren Unterthanen durch Grausamkeit und andre Laster ver- Galeazzo indessen erwarb sich als Mäcen hohe Verdienste, er ließ es sich minder als sein Oheim angelegen sein, Petrarca bei sich zu behalten und sich bei verschiedenen Gesandtschaften zu bedienen, auch spricht derselbe stets mit Ach- und Dankbarkeit von ihm, und soll ihn veranlaßt haben, die Universität Pa- stiften. Ihm folgte 1378 sein Sohn Galeazzo, der seinen Oheim Bernabò s Castell zu Trezzo einschloß, und allein die Regierung übernahm. In ihm te die Familie V. den Gipfel der Größe und des Glanzes. Er verschaffte ihr vom Kaiser Wenzel die Herzogswürde und mehr Besitzthümer, als irgend seiner Vorgänger. Seiner Herrschaft wurden sogar Pisa, Siena, Perugia, la und Bologna unterthan, und nicht undeutlich ließ er die Absicht merken, öhnigstitel von Italien anzunehmen, als der Tod durch Gift (1402) seine ehre- nen Pläne vereitelte. Mit erhabenem Sinne beförderte er Wissenschaften und te, indem er die berühmtesten Männer an seinen Hof zog, die Universität Pia- wiederherstellte, Pavia mit ihr verband und eine große Bibliothek stiftete. große Werke der Baukunst wurden unter seiner Regierung ausgeführt. Wie hnen hier nur der berühmten Brücke über den Tessin bei Pavia und des herr- mailänder Domes (1386—97). — Gian Galeazzo hinterließ 3 Söhne, amaria, Filippo Maria, und einen unehelichen, Gabriel, unter welche das üfuge Land vertheilt wurde. Uneinigkeit, Unbesonnenheit und andre Zu- fehler dieser Fürsten untergruben seine Macht; es stürzte zusammen und ward die engsten Grenzen beschränkt. In den meisten lombardischen Städten war- ich einzelne mächtige Bürger zu Gebietern auf, und die benachbarten Staaten ffen die günstige Gelegenheit, auf Kosten der V. ihr Eigenthum zu vergrößern, ein ehemals besessenes wieder ansichzubringen. So nahmen die Florentiner i, und die Venetianer nach und nach Padua, Vicenza, Verona, Brescia und re Städte weg. Giammaria machte sich durch Grausamkeiten verhaßt, und b das Opfer einer Verschwörung (1412). Filippo Maria regierte nun allein, sah sich während der 35 Jahre, die er noch lebte, bald auf dem Gipfel des lchs, bald im Abgrunde des Elends. So oft er einige der verloren gegangenen lde wieder eroberte, ebenso oft blühte er sie auch wieder ein; besonders wurden e letzten Lebensjahre durch Feindseligkeiten der Venetianer verbittert, die oft bis er die Mauern von Mailand rückten und alles Land ringsum verheerten. Er b 1447 ohne männliche Erben; eine natürliche Tochter, Bianca, hatte er an mresco Sforza, einen der berühmtesten Feldherren jener Zeit, verheirathet. ar wünschten die Mailänder wieder in den Besitz ihrer alten Freiheit zurückzu- ren. Wie sollten sie aber gegen den Andrang so vieler mächtigen Fürsten sich hren, die das schöne und reiche Land sich anzueignen strebten? Sie wählten da-

Winkel der Visirlinie gegen die Ase des Rohrs vergrößert, so lange diesem Zweck dient, als der Winkel nicht über 45° ansteigt; denn von da an wird die Parabel immer enger, und fällt bei 90° (bei senkrechter Richtung) in eine gerade Linie des Aufsteigens und Niederfallens zusammen, so daß hier die zurückkommende Kugel möglicher Weise den Schützen selbst, obschon ohne Schußkraft, bloß mit ihrer Schwere (Schwerkraft) treffen kann. Änderte die Reibung der Kugel mit der Luft und ihre Rotation Nichts an ihrer mathemat. Richtung, so müßte sie in das Rohr zurückfallen.

Visirstab, ein Werkzeug zur Ausmessung des Inhaltes der Weinfässer. Die Anwendung desselben ist eigentlich auf die Ausmessung des Cylinders beschränkt. Obwol nun die Fässer keine genau cylindrische Gestalt haben, so hilft man sich durch die in der Praxis zulässige Annahme, daß ein Faß das Mittel zwischen zwei ihm an Höhe gleichenden Cylindern halte, deren kleinerer den Bodendurchmesser, der größere aber die Spundtiefe zum Durchmesser hat. Also braucht hier nur ein von Visirung der Cylindere die Rede zu sein. Dies vorausgesetzt, trage man den Durchmesser eines Cylinders, der, bei einer beliebigen Höhe, z. B. eine Elle hält, auf die beiden Schenkel eines rechten Winkels und vollende das rechtwinklige Dreieck, so ist dessen Hypothenuse (deren Quadrat gleich den Quadraten beider Katheten) der Durchmesser eines Cylinders, der bei gleicher Höhe 2 Elle hält. Denn Cylindere verhalten sich bekanntlich wie die Producte aus den Höhen mit den Grundflächen, also, bei gleichen Höhen, wie die Grundflächen, d. h. wie die Quadrate der Durchmesser. Soll also ein Cylinder bei gleicher Höhe den doppelten Inhalt eines andern haben, so muß das Quadrat seines Durchmessers dem doppelten Quadrate vom Durchmesser des kleinern Cylinders gleich sein, welches durch obige Construction erreicht ist. Durch Fortsetzung desselben Verfahrens erhält man, wie nunmehr durch bloßes Nachdenken klar wird, wenn die Werthe der so gefundenen Hypothenusen successiv auf den einen Schenkel getragen werden, indem der andere unverändert bleibt, den Durchmesser des Cylinders von 3 Kannen u. s. w. Man erhält also mit einem nach diesen Grundsätzen eingerichteten Maße, dem Visirstab, den Bodendurchmesser und die Spundtiefe des Fasses, und multiplicirt hiermit die halbe Summe mit dessen Höhe, bestimmt nach der Höhe des Cylinders, dessen Durchmesser zum Maßstabe gedient hat: so gibt das Product den Rauminhalt des Fasses.

Vista (ital., Ansicht), a vista, ein in Wechselgeschäften vorkommender Ausdruck, der bedeutet, daß der Wechsel gleich nach Vorzeigung der Ansicht bezahlt werden müsse. Im Deutschen ist auch der Ausdruck: Nach Sicht, gebräuchlich. (Vgl. Ufo.)

Visum repertum (Besundschein und Gutachten), die Besichtigung und Begutachtung der Erscheinungen, welche der Gerichtsarzt an legend einem vorgelegten Gegenstande, an einem Verwundeten, besonders an einem Leichen wahrgenommen hat. Die Besichtigung muß zuerst in Beisein des Gerichts geschehen, und hier die Wahrnehmungen vollständig und genau niedergeschrieben werden, indem alle Beobachtungen, welche nicht im Obductionsprotokoll stehen, nicht vorhanden angesehen werden. Ist von einer Leichenschau die Rede, so wird der Todte vor Allem ganz entkleidet, das Äußere besichtigt, dann zur Section in die innere Untersuchung der Wunden geschritten werden. Stets müssen aber, auch dieser, auch die Kopf-, Brust- und Bauchhöhle geöffnet werden. Auf das genaue Obductionsprotokoll gründet der Gerichtsarzt sein Gutachten. Je umständlicher er die Erscheinung auffaßt und begutachtet, ohne Vermuthungen über den Art ihrer Hervorbringung einzumischen, desto nützlicher wird seine Arbeit. Der Gerichtsarzt muß vereidigt sein. Das Wort Visum repertum ist so indeclinabel, wie das Actum der Protokolle.

einer der verworfensten Fürsten, die auf dem Throne haben. Aus einem der angesehensten röm. Geschlech-
welgerei erzogen, und durch die zügellosen Sitten an
en Regenten Caligula, Claudius und Nero noch mehr
edrige Schmeicheleien sich den Weg zu Ehrenstellen ge-
Oberbefehl über einige röm. Legionen in Niederdeutsch-
Prätorianer zu Rom den Otho an Galba's Stelle zum
durch Geschenke und Versprechungen seine Legionen da-
auch ihn zu dieser Würde ernannten. Es entstand nun
hen beiden Gegenkaisern. Nachdem die Legionen des
ho geschlagen worden waren, siegten sie in der 4., und
machte V. zum alleinigen Besitzer des streitigen Throns.
n ein. Seine Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen
nicht durch eine einzige für den Staat heilsame Hand-
gelegenheiten waren in den Händen verworfener Men-
einer beispiellosen Schwelgerei. Eine Regierung dieser
schon verderbten Nation nicht von Dauer sein. Die Le-
Orient, empörten sich, und riefen Vespasian zum Kaiser
en Gegnern in Rom selbst angegriffen sah, suchte er feig
ward entdeckt, auf eine beschimpfende Art durch die Stra-
, und sein Leichnam in die Tiber geworfen, 69 n. Chr.
s und im 7. Monate seiner Regierung.

gemeine Benennung der aus Verbindung der Schwefel-
n Grundlage entstehenden Mittelsalze. 3 Sorten Vitriol
Handelswaare vor. Grüner Vitriol, Eisenvitriol, Ku-
Eisen und Schwefelsäure, und hat grüne Krystalle, die
n Staube überziehen, indem ihr Eisenkalk Sauerstoff an-

Dieses Salz hat die Eigenschaft, in starker Hitze seine
halb man es zur Darstellung derselben (daher Vitriolöl
bereitet den Vitriol hauptsächlich aus den Eisenkiesen, die
bestehen. Nachdem sie geröstet sind, stürzt man sie auf
durch Besprengen mit Wasser. Dieses bildet aus dem
e, aus dem Eisen Eisenkalk, beide verbinden sich zum Vi-
igen mittelst Wassers, Reinigung durch Abseihen, Einsie-
dargestellt wird. Blauer Vitriol oder Salzenstein, cypri-
, besteht aus Kupferoxyd und Schwefelsäure, hat saphir-
bisweilen natürlich in Krystallen oder aufgelöst in Cäment-
ngarn) vor. Sonst bereitet man ihn aus den Kupferkiesen,
den Eisenkiesen, oder man cämentirt Kupfer, auch Mes-
und löscht die glühenden Bleche im Wasser ab, das sich da-
gt. Zu Neusohl, Rothenburg, Marseille, Winterthur,
auptssächlich fabricirt. Weißer oder Zinkvitriol, weißer Ga-
t Schwefelsaures Zink, und kommt im Handel in zuckerähn-
u Goslar wird er aus den Zinkerzen durch Verwittern, Aus-
ation erhalten; die Krystalle schmelzt man, und läßt sie in
Zinkerze Eisen, Blei, Silber, Kupfer enthalten, so ist die-

Ein in Salzburg gewonnener Vitriol (der sogen. doppelte
aus Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriol. Der admonter aus
gegen aus Kupfer- und Eisenvitriol. Zur Schwarzfärberei
em reinen Eisenvitriole vorgezogen; kalte Indigküpe aber und
obern reinen, nicht verwitterten Eisenvitriol. Fs.

Marcus Pollio), ein berühmter römischer Baumeister, geb.

zu Verona, der zu den Zeiten August's und Liber's lebte. Von seinen Lebensständen weiß man nichts Bestimmtes. Er ist uns vorzüglich durch sein Werk die Baukunst in 10 Büchern bekannt geworden; die einzige Schrift dieser Art, welche aus dem Alterthume zu uns gekommen ist. Obgleich man seine Schrift als geschmacklos tadelte, so wird das Werk doch wegen seines Inhalts geschätzt. Die besten Ausg. sind von de Laet (Amst. 1649, Fol.), von Rode (Berl. 1800 — 2 Bde. 4., und 1 Bd. Fol.) und von Schneider (Leipz. 1807 — 8, 4 Bde.) von Stratico (Stttingen 1826 — 28, 4 Bde.). Eine gute deutsche Übers. hat v. Rode in Dessau (Leipz. 1796) herausgegeben.

Wittoria (Fernandes de Guadeloupe), auch Victoria, General und 1828 Präsident der Regierung der Verein. Staaten v. Mexico, ist aus Durango in Neuspanien geb. und stammt aus einer dort angesehenen Familie. Als die Revolution 1810 ausbrach, hatte er eben seine Studien vollendet, und brach sich der Befreiung seines Vaterlandes vom span. Joch thätig Theil zu nehmen. Große Erfolge wechselten mit Unfällen; der span. Vizekönig setzte einen Preis auf seinen Kopf. Da flüchtete sich W. in die Wälder von Talappa und hielt sich Monate lang verborgen. Hier mußte er längere Zeit sein Leben mit Pflanzensamen und Insekten fristen, weil jede Verbindung mit seinen Landsleuten ihm und ihnen gleich gefährlich war. In Folge großer Gemüths- und Körperleiden befiel ihn Fieber; er lag 14 Tage ohne alle Nahrung am Eingange einer Höhle auf und erwartete stündlich sein Hinscheiden. Über ihm schwebten Geier, auf den Tod harrend, um ihn zu verzehren. Seine erste Nahrung war das warmes eines der Vögel, welcher ihm des Fraßes halber sein halbgeschlossenes Schnabel aufhaken wollte. Er faßte jedoch das Thier im Nacken, und dieses Stückchen Vogelblut setzte ihn in Stand, nach einer nahen Quelle zu kriechen und den glühenden Durst zu löschen. Nach der Vertreibung der Spanier entdeckten getreuer Indianer seinen Zufluchtsort, konnte aber kaum seine Person widerstehen, da er einem menschlichen Wesen fast nicht mehr ähnlich sah. W. wurde hergestellt, als er aufs neue in den Reihen der Tapfern erschien. Während langen schweren Freiheitskampfes hat sich kein Eingeborener sowie er auszuzeichnen und das Zutrauen s. Mitbürger allgemeiner erworben. Mit Iturbide (s. Mex.) lange Zeit verbunden, erklärte er sich gegen ihn, sobald er wahrnahm, daß ein Günstling des Glücks Napoleons Kaiserrolle in Mexico spielen wolle. Er entwarf dessen ehrgeizige Entwürfe, wurde aber auf Iturbide's Befehl verhaftet. Seine Freunde jedoch gaben ihm Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entkommen, und sich ein zweites Mal in den Wäldern zwischen Talappa und Veracruz zu verbergen. Nach Iturbide's Sturze (am 20. März 1823) trat W. wieder als General in die Öffentlichkeit auf. Am 7. Nov. 1823 übertrug der Congress ihm und den Generälen Bravo und Negrete die vollziehende Gewalt. Bravo wurde späterhin zum Vizepräsidenten ernannt. Nach Vollendung der Verfassung aber wählte man den General im Sept. 1824, zum Präsidenten der Centralregierung des neuen Bundesstaates und am 4. Oct. übergab ihm der Präsident des Congresses, Herr Bargas, die Regierung; auch verließ ihm der Congress die unumschränkte Gewalt, alle im Reichthum Fremde aus der Republik zu verweisen. Vizepräsident wurde der General Nic. Bravo. (S. Südamerikanische Revolution.) W. wünscht mit ganzer Seele seinem Vaterlande eine vernünftige Freiheit; er ist kalt und entschlossen in der Stunde der Gefahr; als Staatsmann leitet ihn die Überzeugung, daß eine Verbindung mit Großbritannien für Mexicos politische Befestigung ebenfalls wesentlichem Nutzen sei, wie für dessen Handelszwecke. — Mehr über ihn Will. Bullock in seinen „Six months in Mexico“ (Lond. 1824). — 1828 folgte als Präsident der bisherige Kriegsminister Manuel Gomez Pedraya, der u. d. N. Ecceleses bekannten Partei.

Vittoria (Schlacht bei), den 21. Juni 1813. In der Mitte des Febr. kamen die Nachrichten von Napoleons Unglücke auf Rußlands Eisfeldern Spanien zu dem franz. Feldherrn, mit der Weisung, Alles, was nur an den entbehrt werden konnte, nach Deutschland abzusenden. 30,000 M. Truppen gingen in Eilmärschen dahin ab, allein ihr Abgang nöthigte zugleich anzufragen, die schon im vorigen Jahre unter Marmont eine furchtbare Niederlitten hatten, mit Aufgebung von Madrid hinter den Ebro zurückzugehen. Wellington folgte ihnen auf dem Fuße nach, und ging den 15. Juni über den Ebro, als es bedeutende Gefechte gegeben hätte. Endlich standen beide Heere auf der Ebene von Vittoria einander gegenüber. Die Franzosen, vom König Joseph in Jourdan befehligt, lehnten ihren linken Flügel an eine sanft hinreichende Kette, den rechten an B., vor sich den Zadorabach, den eine Höhe bestrich, auf ihr Mittelpunkt stand. Am 20. vereinigte Wellington alle seine Colonnen, und am 21. mit Tagesanbruch den General Hill die Zadora überschreiten und auf ihren Mittelpunkt angreifen. Er wurde bald zurückgedrängt, aber die ihm zutheilten Verstärkungen machten den Kampf hartnäckig und blutig. Mittlerweile er General Graham, auf dem rechten Flügel, vergeblich den Franzosen in den Rücken, daß ihnen die gerade Straße nach Bilbao abgeschnitten ward, und sie sich zurückzuziehen nach Pampeluna gezwungen wurden, den sie nach dem Verlust des Hauptlagers und Gepäcks in der schrecklichsten Unordnung mit dem Eintritt der Nacht antraten. Sie waren des Sieges so gewiß gewesen, daß für nichts Sorge gemacht war, und daher eine Menge Officiersfrauen, sowie das ganze Gepäck, den Engländern in die Hände fielen. Auf dem Schlachtfelde lagen 10 Tode und Verwundete; 3000 Franzosen wurden gefangen. Die Engländer nahmen 151 Kanonen, 400 Kriegswagen und die Kriegscasse. Die Franzosen retteten nur Eine Kanone, die sie noch in Pampeluna zurückließen. Die Engländer war unermesslich. Da jedoch am Tage nach der Schlacht der General Clausel mit 2 Divisionen Truppen bei Vittoria eintraf und sehr sich auf Saragossa zurückzog, so war die Verfolgung minder mörderisch, die Trümmer des franz. Heeres konnten sich am Fuße der Pyrenäen sammeln, Soult wieder ordnete und Wellington aufzuhalten strebte, soweit dies möglich war. Der brit. Feldherr konnte aber schon darum nicht seinen Sieg rasch verwerthen, weil Marschall Suchet, nach der verunglückten Unternehmung des engl. Generals Murray auf Tarragona, sich in Valencia, und General Maurice Matignon in Barcelona noch behaupteten. Die Kriegsberichte über die Schlacht bei Vittoria, welche die Befreiung der Halbinsel von der franz. Herrschaft entschied, man in der Schrift: „Arthur, Herzog v. Wellington, nach engl. Quellen“ (1817).

Biviani (Vincenzo), ein berühmter italienischer Mathematiker, geb. zu Florenz 3. April 1622. Von seinem 16. Jahre an trieb er mit dem größten Fleiße die Mathematik, und machte darin solche Fortschritte, daß der große Galilei sich bewogen fand, ihn in seinen besondern Unterricht und gewissermaßen als Sohn anzunehmen. Nach Galilei's Tode machte er den Plan, die verloren gegangenen 5 Bücher des alten griech. Mathematikers Aristäus über die Kegelschnitte („*Divinatio in conicis*“, Ausg. v. 1701, Fol.) und das bis dahin ebenfalls für verloren gegangene 4. Buch des Mathematikers Apollonius aus Perga, gleichen Inhalts („*Dioptra in quantum Conicorum Apollonii Pergaei*“, 1659, Fol.), zu ersetzen. Als in neuerer Zeit das ganze Werk des Apollonius in einer Bibliothek zu Florenz entdeckt wurde, zeigte sich bei der Vergleichung, mit welchem Scharfsinn B. die Meisterwerke des griech. Mathematikers getroffen, und sie selbst noch besser ausgeführt. 1666 ward B. erster Mathematiker des Großherzogs Ferdinand II. zu Florenz und gewann das ganze Vertrauen dieses liberalen Beförderers der Wissen-

schaften und Künste. Wie sein Vorgänger Torricelli war er Mitglied der von Ferdinand II. errichteten Accademia del cimento. B. ward zu verschiedenen Expeditionen, u. A. bei der Entwässerung des Balbichiana (eines Thales, welches der Fluß Ehlana oft überschwemmte) gebraucht, worüber sein Bericht noch vorhanden ist. Sein Name ward auch im Auslande bekannt. Ludwig XIV. ernannte ihn 1699 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Paris und gab ihm eine Pension. B. starb den 22. Sept. 1703 in einem Alter von 82 J. und hinterließ den Ruhm eines großen und bescheidenen Gelehrten. Außer den beiden oben angeführten Werken hat er noch hinterlassen: „Enodatio problematum universae arithmetris propositorum etc., a Claudio etc.“ (1677, 4.).

Bließ (goldenes), s. Argonauten und Jason.

Bließ (das goldene). Den Orden des goldenen Bließes, der ältesten und angesehensten weltlichen Ritterorden, stiftete Herzog Philipp von Burgund, mit dem Beinamen des Guten, am 10. Jan. 1330 zu Brüssel bei Gelegenheit seiner Vermählung mit seiner dritten Gemahlin, Isabella, Tochter König Johanns I. von Portugal. In dem Eingange der Ordensstatuten (1431) sagt Philipp: daß er die Benennung des Ordens von dem goldenen Bliesse des Argonauten Jason hergenommen habe, und daß die Beschaffenheit der Kirche der Endzweck des Ordens sei. Er erklärte sich selbst zum Großmeister des Ordens, und setzte fest, daß diese Würde auf seine Nachfolger in der Dynastie übergehen solle. Der Ordensämter waren 4: ein Kanzler, ein Schatzmeister, ein Secretair und ein Herold. Die eigentliche Ordensdecoration, die aus Granat und Feuerstein abwechselnd zusammengesetzte Ordenskette, in deren Mitte das goldene Bließ hing, sollte von den Rittern beständig getragen werden; auch bei denselben bei den jährl. Ordenscapiteln in einer vorgeschriebenen Kleidung erscheinen. Bei diesen Capiteln ward über die aufzunehmenden Mitglieder von den anwesenden Rittern gestimmt; die Mehrheit entschied. Diese ursprünglichen Einrichtungen des Ordens wurden in der Folge größtentheils abgeändert. Herzog Philipp vermehrte die anfangs auf 24 festgesetzte Zahl der Ritter schon 1431 mit 7, Kaiser Karl V., sein Großsohn, mit 20 neuen Mitgliedern. Auch änderte Karl V. das Statut wegen des beständigen Tragens der Ordenskette, und verordnete, daß sie nur an gewissen feierlichen Tagen, gewöhnlich aber bloß das goldene Bließ auf rothseidenen Bänder getragen werden sollte. Mit der Ordenskleidung wurden auch Veränderungen vorgenommen. Die Ordenscapitel hörten nach und nach auf zu bestehen; die letzte wurde 1559 zu Gent gehalten. Die Großmeister verließen nun den Orden nach eigenem Gefallen, ohne die Meinung der ältern Ritter beizubehalten. Als nach dem Tode Karls V. die burgundischen Besitzungen, sowie die ganzen Niederlande, an die burgundisch-spanische Linie des Hauses Österreich gefallen waren, übten die Könige von Spanien das Amt eines Großmeisters dieses Ordens aus, nachdem aber Karl III. (als römischer Kaiser Karl VI.) nach Endigung des Erbfolgekrieges die span. (nachher östr.) Niederlande 1715 erhalten hatte, übertrug er, gegen den span. Hof, sein Recht auf diese Würde; doch ward nichts entschieden, und es werden daher seitdem sowohl zu Wien als zu Madrid Großmeister des goldenen Bließes ernannt. Die Ordenskette ist jetzt ausschließend die Decoration des Großmeisters. Die Ritter erhalten bloß das Ordenszeichen, das auf einem rothseidenen, ungefähr 2 Zoll breiten, um den Hals gehenden Bande der Brust getragen. Es besteht aus 3 Theilen, oben ist das sogen. Feuersteinband, in der Mitte befinden sich 6 aus einem Eisen hervorgehende Flammen oder Stacheln, und unten hängt das goldene Bließ. Das Ordenszeichen, welches der Ritter erhält, unterscheidet sich durch die auf dem Rande des Feuersteins befindliche Aufschrift: „Pretium laborum, non vitae“, und die darunter befindliche Figur des Ordensritters, der einen Drachen tödtet. Am östr. wie am span. Hofe ist der

enen Blieses der vorzüglichste und geht allen übrigen Hausorden vor. diesen Orden und seine gegenwärtigen Mitglieder das „Polit. Journal“, Oct.

liese (Orden der dreigoldenen). Der Stiftungsurkunde zufolge, als dem kaisert. Lager zu Schönbrunn, den 15. Aug. 1809, wollte Napoleon die Errichtung dieses Ordens seiner großen Armee einen besondern Beiner Zufriedenheit geben; eigentlich aber war es wol Nichts weiter als ein von Uebermuth, der ihn bewog, seinen beiden Orden der Ehrenlegion und den Krone noch diesen dritten an die Seite zu setzen. Derselbe sollte aus 1000 Großrittern, 400 Commandeurs und 1000 Ritttern bestehen, und war als vorzugsweise dem Heere gewidmet, indem von Civilpersonen nur die Ordenträger, die Minister, wenn sie 10, die Staatsminister, wenn sie 20, Staatspräsidenten, wenn sie 3 Jahre lang ihre Stellen bekleidet hatten, aufgenommen werden können. — Unter den Kriegern hatten nur die Anspruch darauf, die aus verschiedenen Feldschlachten 3 Wunden aufweisen. Diejenigen Regimenter, welche den großen Schlachten der großen Armee Theil hatten, erhielten den Orden für ihre Adler, und hatten auf ewige Zeit Recht, daß der Würdigste von ihren Subalternofficieren Commandeur, und in ihrer Bataillone der würdigste Unterofficier oder Soldat, Ritter des Ordens waren. Jene sollten 4000, diese 1000 Fr. jährl. aus den Eink. des Ordens erhalten. Um Großritter werden zu können, mußte man ein Corps der großen Armee in offener Feldschlacht, oder bei einer Belagerung befehligt haben. Der Orden war dem Kaiser, und dem kaisert. Kronprinz, König von Rom, einziges Mitglied des Ordens; die Prinzen vom Geblüt mußten wenigstens einem Regimente beigewohnt, oder 2 Jahre gedient haben, um ihn zu erhalten. Es ist nicht geworden, was den Kaiser bewogen habe, diese seine Schöpfung wieder fallen zu lassen; wenigstens sind die auf d. 15. Aug. 1810 versprochenen Ordensstatuten nicht erschienen, und von Ernennungen waren bis zur Restauration nur die des Ordens (Graf Andriessy) und des Ordensschatzmeisters (Graf Schimmelpenninck) öffentlichem Kenntniß gekommen.

Bliesingen, eine stark befestigte Stadt auf der Südseite der Insel Walcheren gehört zu der Prov. Zeeland des Königreichs der Niederlande, liegt an der Mündung der Westerschelde, und steht durch einen Canal mit Middelburg in Verbindung. Sie hat eine Vorstadt, Altsliesingen genannt, und 4600 E. Es ist die Sitz einer Admiralität und des Seedepart. von der Schelde. Unter den Gebäuden zeichnet sich das Stadthaus auf dem Marktplatz aus, nach dessen Modell das Stadthaus zu Antwerpen erbaut worden ist. Die größte Merkwürdigkeit ist der neue Seehafen, welcher 80 Kriegsschiffe fassen kann. Er erstreckt sich auf der Seite der Stadt durch 2 große mit Pfahlwerk und Steindämmen eingefasste Canäle in das Meer hinaus. Bliesingen ist der Geburtsort des niederländ. Sees und Admirals de Ruyter (s. d.). 1809 belagerten die Engländer diese Stadt, eroberten sie, und zerstörten einen Theil des Hafens und der Festungswerke. Vocalmusik, Gesangsmusik, wird durch die menschliche Stimme entweder allein oder in Vereinigung mit musikalischen Instrumenten begleitet, ausgedrückt durch die reinen Instrumentalmusik, bei welcher bloß musikalische Instrumente verwendet werden, entgegengesetzt. Sie setzt von Seiten des Componisten vornehmlich das Kenntniß der Singstimmen und wie sie sich gegen einander verhalten, hauptsächlich aber auch Kenntniß des Ausdrucks, dessen der Gesang fähig ist, der Declamation und des richtigen Verhältnisses, in welchem die menschliche Stimme zu den Instrumenten steht; wogegen diejenigen fehlen, welche den Gesang durch Instrumente überdecken. Auch bezeichnet man mit dem Namen Vocalmusik diejenigen Instrumente von Construktion, welche für Gesang entweder mit oder ohne Begleitung

von Instrumenten verfertigt werden. Hierher gehören: 1) Die *Art*, *Arien*, *Opérine* u. dgl., worin die Empfindungen und Leidenschaften einer einzelnen Person nur von einer Stimme (gewöhnlich aber mit Begleitung von Instrumenten) ausgedrückt werden, und das *Recitativ* (s. d.). 2) Das *Gesangsbuch*, *Quartett* u. a. mehrstimmige *Sätze*, in denen die Empfindungen mehrerer Personen ausgedrückt werden. 3) Das *Chor*, worin eine Masse von Personen mit mehr bald mit weniger Selbständigkeit der untergeordneten Stimmen gegen ihre Empfindungen ausbricht. 4) Das *Lied*. Dieses ist entweder zur Vortrage in der Kirche beim Gottesdienst bestimmt, wie von einer ganzen Versammlung zugleich als einfacher Chor vorgetragen, und heißt dann *Kirchenlied* oder *Choral* (s. d.), oder es ist weltlichen Gegenständen gewidmet, und hat einen Inhalt und seine Form bezeichnenden Namen, z. B. *Kinderlied*, *Volkslied*, *Lied*, *Gesellschaftslied*, *Ballade*, *Romance* u. s. w. Aus Verbindung mehrerer Gattungen von Tonstücken, besonders der erstern, entstehen auch die größern musikalischen Kunstzeugnisse, die man *Opern*, *Oratorien*, *Concerten* u. s. w. (s. d.) nennt. Zur Gesangsmusik werden auch noch *grecische Solfeggien*, d. h. Übungsstücke, welche ohne Worte gesungen werden, und die Übung Dessen, was zur Erlangung der mechanischen Fertigkeit in der Art des Gesanges erforderlich ist, bezwecken. — Es ist wol nicht zu leugnen, daß die *Vocalmusik* Vorzüge hat, welche die *Instrumentalmusik*, selbst bei dem höchsten Grade der Vollkommenheit, nicht erlangen kann. Kein Instrument ist dieser Feinheit der Hervorbringung der Töne, dieses unendlich mannigfaltigen Ausdrucks fähig, so geeignet, jede Empfindung und Leidenschaft mit der Kraft und Wahrheit auszudrücken, wie die menschliche Stimme. Und wie sehr gewinnt die Gesangsmusik Kraft und Ausdruck schon dadurch, daß beim Gesange die Töne von Worten begleitet werden. Doch hat die *Instrumentalmusik* ebenfalls ihre eigenthümlichen Vorzüge, und die höchste Wirkung der Tonkunst wird ohne Zweifel durch Vereinigung beider erreicht. — Der Ursprung der *Vocalmusik* fällt in das graueste Alter der Erdenbewohner; übrigens kann man wol voraussetzen, daß der erste Mensch Nichts als in einer mehr betonten Rede bestanden habe (etwa mit unserm gewöhnlichen *Recitativ* zu vergleichen) und erst lange nach Erfindung der *Spieldunst* die Art rhythmischer Ordnung in abgemessenen Tönen erlangt habe. S. *Geschichte der Musik* (Geschichte der).

Vogel (Christian Leberecht), Historienmaler und Professor an der Kunstakademie zu Dresden, war daselbst geb. 1769 und starb daselbst den 6. April 1831. Sein Vater, welcher Hoffattler war, bestimmte ihn für sein Gewerbe und ließ ihn in eine gewöhnliche Schule. Hier zeichnete der Knabe aus eigenem Instinct Blumenkränze, die ihm einen hohen Gönner erwarben. Als 12jähriger Knabe hatte V. sich selbst im Pastel gemalt; mit diesem Bilde, das noch im Besitz seiner Familie ist, führte er sich bei Schenau ein, der ihn sogleich als Schüler aufnahm. Unter der Leitung dieses Mannes studirte V. auf der Kunstakademie seiner Vaterstadt. Sein erstes Bild bei Schenau, das er, 17 J. alt, in Öl malte, war eine schlafende Nymphe. Der Lehrmeister kaufte es ihm für 12 Dukaten ab. Ein wenig V. die Ansichten, welche Schenau von der Kunst hatte, theilte, so sprach er noch stets mit Achtung von seinem Lehrer. Indes bedauerte er später in retrospectiv Hinsicht, daß er nicht Casanova's Unterricht genossen habe, dessen harte Manier bei seiner Weichheit nicht nachtheilig gewesen sein würde. V. machte sich bald öfter wiederholte Portraits der Kurfürstin Mutter Antonia bekannt. Er war Pensionair der Akademie, und 1780 nach Wildenfels bei Zwickau eingeladen, wo er die gräfl. Solms'sche Familie malte. Seitdem hielt er sich gewöhnlich in der romantisch gelegenen Städtchen des sächsischen Erzgebirges auf, verheiratete sich daselbst 1787, brachte abwechselnd mehrere Wochen mit Kunstunterricht und

schäftigt, bei den benachbarten reußischen, bei den schönburgischen Herrschaften in Klosterode bei dem Grafen v. Schulenburg zu. Der einsame Aufenthalt in Wildenfels führte den jungen Künstler, dessen sinnigem Gemüthe die Abgezogenheit der stillen Natur- und Familienlebens sehr zusagte, noch mehr in sich selbst zurück und bildete seinen zarten und tiefen Sinn für ideale Wahrheit der kindlichen Natur, reifsten Innigkeit aus. Für Ideen empfänglich, und überhaupt mehr contem- plativ als nach Außen vielthätig, beschäftigte sich W. in Wildenfels, wo ihn auch die Malerei sehr anzog, Jahre lang mit der Farbenlehre. Eine Frucht seines selbst- ständigen Nachdenkens, ohne die Literatur dieses Gegenstandes zu kennen, war s. g. heißt: „Die Schönheitslehre über die Verhältnisse der Form“ (1812), wozu die Farbenlehre den 2. Th. bilden sollte. Ohne Kant gelesen zu haben, kam W. zu einem eignen Nachsinnen auf dessen Erklärung des Schönen; überhaupt enthält jene Schrift manche feine und tiefe, auf Gefühl gegründete Beobachtung, vorzüglich über die Bilder von Rafael. Sprache und Darstellung sind freilich unvollkommen, W. den schriftlichen Ausdruck sich selbst schaffen mußte. Noch in Wildenfels als Mitglied der dresdner Akademie ernannt, kehrte er erst 1804 ganz nach Dresden zurück, wo er 1814, bei der neuen Einrichtung der Akademie, als Lehrer, dem Professortitel, in dieselbe eintrat. — Wir nennen nur einige Bilder dieses Künstlers. Von Wildenfels schickte er nach Dresden zur Ausstellung das Portrait der beiden Söhne: eine ideale Gruppe, gegenwärtig im Besitze des Hofraths v. Schöke zu Mitau. Dieses Bild fand so allgemeinen Beifall, daß er vielfache Be- stellungen von Kinderportraits erhielt. Mehrere Bilder wurden nach jenem er- stein wiederholt; das letzte kaufte der König von Sachsen für die Galerie zu Dres- den. W.'s erstes großes Bild war das Altargemälde in der Kirche zu Lichtenstein im schönburgischen, nach den Worten des Heilands: „Lasset die Kindlein u. s. w.“ Jahre später malte W. denselben Gegenstand, der ihn vor allen andern anzog, dieses vollendete Bild, sein letztes großes Gemälde, befindet sich in dem Schlosse Wildenfels. Noch verdienen 2 Plafonds von ihm in dem Bibliotheksaale des k. Hofes Solms zu Wildenfels: der Wechsel von Tag und Nacht, und die Grazien, genannt zu werden. Als Portraitmaler gab W., bei sprechender Ähnlichkeit der Darstellung idealen Ausdruck und künstlerische Anordnung. So ist ein großes Familienbild von ihm, auf dem Schlosse zu Wolkendburg, die sämt- lichen Kinder des verstorbenen königl. sächsischen Conferenzministers Grafen v. Ein- bel dar; so malte er mit sichtbarer Liebe die Fürstin Nepnin mit ihrem Sohne, eine zweite Gruppe, die beiden Töchter dieser Fürstin. Auf dem königl. Schlosse Dresden hängen noch seine Portraits der Söhne und Töchter des Prinzen Ma- xilian. Auch malte er den berühmten Werner in Freiberg. — Unter W.'s andern, meisterhaften Compositionen nennen wir Amor und Psyche, die mehr- als verschieden dargestellten Kinder mit dem Bogelbauer, den Gannmed, und andre, welche seine Witwe besitzt. Seine treffliche Copie der Nacht (ein Viertel des Originals) ist nach Rußland gekommen; eine fast vollendete Copie dieses Cor- teggio in der Größe des Originals, sowie seine Copie von Carlo Dolce's Cécilie a. m. besitzt die Gräfin v. Einsiedel, Gemahlin des königl. sächs. Cabinetmini- sters. — W. war der erste Maler, der die Schädlichkeit des Bolusgrundes er- kannte und vermied; daher halten sich seine letzten Bilder sehr gut. In späterer Zeit malte er auch auf Holz. Wie sein ganzes Wesen zart und sanft war, so haben auch seine Bilder viel Weichheit und Zartheit; in einer gewissen Zeit bemerkte man in ihnen selbst etwas Schwaches und Mattes, dem Colorit fehlte es an Kraft, was doch der Kindernatur mehr entsprach. Bisweilen vermißte man auch die letzte schließliche Vollendung. Doch in allen Bildern W.'s erkennt man sein lebendiges Gefühl für schöne Formen, vereint mit dem zarten Effect der niederländ. Schule. Als Mensch war W. einfach, bescheiden und kindlich, Sein sprechend ähnliches

Bildniß, ein meisterhaft ausgeführtes Kniestück, gemalt von seinem Sohne 1811 befindet sich im Besitze der Familie. Unter seinen Schülern nennen wir H. Vogel in Leipzig.

Vogel (Karl Christian), des Vorigen Sohn, Prof. an der königl. Kunstakademie zu Dresden und königl. sächs. Hofmaler, Mitglied der königl. Akademie der Künste zu Berlin, geb. zu Wildenfels d. 26. Juni 1788, erhielt den ersten Unterricht in der Kunst von seinem Vater und studirte auf der Akademie zu Dresden. Schon damals erkannte man in seinem Portrait des in Dresden lebenden Epikur gelehrten Lindner (Kniestück in D.) das Talent, mit welchem der junge Künstler die feinste Individualität scharf und klar aufzufassen und ebenso treu als künstlerisch darzustellen verstand. 1808 ging Karl V. nach Petersburg, wo er 4 Jahre Portraits malte, unter A. den Grafen Joseph de Maistre (s. d., Vol. 1, „Soirées“) und den Herrn v. Caulaincourt, franz. Botschafter am russischen Hof. Am Ende 1812 kehrte er nach Dresden zurück. Von 1813 an lebte V. 7 Jahre zu Rom, Neapel und Florenz, in welcher Zeit er auch zur kathol. Kirche übertrat. In Rom, wo man des jungen sächsischen Meisters Virtuosität öffentlich anerkannte, malte er für den König von Sachsen das Portrait des Papstes Pius VIII. (sitzend); ebenso den berühmten Thortwaalßen, ein Meisterwerk, und in ganz Figur den König Ludwig von Holland. 1820 folgte V. einem Rufe nach Dresden, wo er an des ermordeten Gerh. v. Kügelgen Stelle, als Professor bei der Akademie und nachdem er das Brustbild des Königs von Sachsen gemalt hatte, 1824 Hofmaler angestellt wurde. Der Auftrag, weshalb man ihn von Rom zurückrufen, bestand in der Ausführung der Deckengemälde des wiederaufgebauten Schlosses zu Pillnitz, nach der von ihm selbst angegebenen Idee. 5 Skizzen davon, die Philosophie, die Skulptur und die Tonkunst, sind von ihm; die Architektur ist von Thäter, und die Poesie ist von Reinbel in Nürnberg eingestochen. Über den ganzen sinnvollen Epklus der gesamten Kunstwelt, der Philosophie, Poesie und Anmuth schwebend umschweben, hat das „Kunstleben“ 2 interessante Berichte gegeben. Von V.'s historischen Bildern nennen wir die Versuchung auf dem Berge, für die Kirche zu Wildenfels; die Verkündigung und das Crucifix, letzteres für den Domherren von Leipzig. Das Portrait des Königs von Sachsen hat er 1825 auch in ganzer Figur gemalt. Die Bildnisse des Königs und der 1826 verstorbenen königl. Prinzessin Karoline wurden unter seiner Leitung auf Stein gezeichnet und in Hamburg gedruckt. 1826 ist V. beschäftigt, das Leben der Maria in der neuen königl. Capelle in Dresden zu malen: das erste Werk al fresco seit 100 Jahren in der sächs. Kunstwelt. V. hat sich in Italien dem neuerwachten Kunststreben angeschlossen, ohne slavische Nachahmung der Alten; er behauptet in dieser Schule eine ausgezeichnete Schule und mehr als eine schöne Frucht des echten Strebens der neuen Schule, bis zum wahren Brunnen der ältern Kunst zu schöpfen weiß, ist auf V.'s Kunst frei gereift. Wenige haben die Werke der alten Meister und die Geschichte des Kunstlebens, von Giotto an bis auf Rafael und Giulio Romano, mit so bestem Fleiße studirt als er. Den Vasari in der Hand, suchte er, keine Scheuend, an allen Orten, in Kirchen, Palästen und Klöstern, die Werke der alten Meister auf: Werke, die zum Theil vergessen oder unbekannt sind und zum Theil dem Untergange entgegenellen. Sorgfältig ihre Leistungen beobachtend, suchte V. in jedem den Kunstcharakter seiner Zeit zu erforschen, und zeichnete sie sehr genau, was man nicht in Kupferstichen hat. Sein Portefeuille enthält eine in ihrer Art einzige Sammlung von Skizzen, welche, durch des Meisters Erklärung belebt, die vollständige Geschichte des ganzen Kunstlebens jener Kunstzeit darstellen. Noch besitzt V. eine Sammlung von Portraits der interessantesten lebenden bildenden Künstler und a. merkwürdigen Männer, die er

im Umgange mit diesen Zeitgenossen, auf seiner Hin- und Herreise von Perugia bis Neapel gezeichnet hat. Eine solche Originalsammlung von Charakteren darf nicht zerstreut werden; sie muß als ein Ganzes auf die Nachwelt kommen und wird einst die schönste Zierde jedes Kunstkabinet's sein. Mehrere davon, wie die Canova, Jean Paul, Böttiger, kennt man bereits aus den Kupferstichen *Urania*." 20.

Vögel. Die Vögel machen nach der systematischen Eintheilung der Thiere die zweite Classe aus. Sie haben, wie die Säugethiere, eine Lunge und warmes Blut, unterscheiden sich aber von denselben dadurch, daß sie durch Eierlegen ausbrüten sich fortpflanzen, sowie durch ihren eigenthümlichen Körperbau, der der ganzen Classe vergleichungsweise sehr ähnlich bleibt, und als charakteristisches Merkmal die 2 Flügel und 2 Beine, den Schnabel von hornartiger Masse und die Federbekleidung hat. Der Rumpf der Vögel gleicht mehr oder minder einem Fische oder Rahne, da sie bestimmt sind, entweder in der Luft oder im Wasser zu leben. Eigenthümlich noch ist die Beschaffenheit der Knochen; sie sind dünn, zum Theil hohl und mit Luft angefüllt, angemessen der Bestimmung des Leibes, leicht durch die Luft zu schweben, wozu die Flügel die eigentlichen Werkzeuge sind. Jeder Vogel Flügel ist aus 12 Knochen zusammengesetzt, wovon einer der Hinterarm, 2 den Vorderarm, 2 die Handwurzel und 2 die Unterhand, an welchen der Daumen und 2 Finger sitzen, bilden. Diese sind sämmtlich durch feste Sehnen verbunden, mit Haut und Muskelfleisch überzogen, und Schwung- und Streckfedern daran befestigt. Der ganze Flügel kann wie ein Fächer ausgebreitet werden; der Vogel thut es, wenn er sich in die Luft erhebt, und schlägt damit die Flügel, die durch die dicht aufeinanderliegenden Schwungfedern nicht durchdringen können. Die Größe der Flügel steht mit der Größe des Vogels nicht immer im Verhältnisse, sondern richtet sich vielmehr nach der Lebensweise desselben. So haben die Schwalben, die Schwalben u. s. w., welche lange in der Luft schweben müssen, größere Schwingen als die Wachteln, Haushühner u. s. w. Dem Strauß, Kasuar und den Pinguinen fehlen die Schwungfedern gänzlich. — Der Flug der Vögel unterscheidet sich sehr von dem Fluge der Fledermäuse, Insekten und anderen Thiere. Manche, wie die Adler und Falken, schwingen sich lähn und bis über die Wolken empor, wo kein Auge sie mehr erreicht, und schweben Stunden lang ohne sichtbare Anstrengung in der Luft. Auch die Schwalben, Sturmvögel und einige andre schwimmen ohne viele Bewegung, weithin in der Luft; andre, wie z. B. die Sperlinge, haben einen flatternden Flug; die einen, z. B. die Tauben, fliegen leise und kaum hörbar; andre, wie die Rebhühner u. s. w., mit lautem Geräusch. Wankend und glitternd, wie der erste Gang des Kindes, ist der Flug des jungen Vogels; man merkt es deutlich, daß er angstvoll den nächsten Ast oder Balken sucht, und schnell ermüdet. Nicht die Flügel allein machen dem Vogel das Fliegen möglich, auch der leichte Bau der Glieder, und die Luftgefäße in seinem Körper, die er nach Willkür füllt und leert. Hals und Schwanz dienen ihm als Steuerruder. — Die Beine sind bei verschiedenen Gattungen dieser Classe so vielfach gestaltet, daß mehrere Naturforscher einen eignen Eintheilungsplan in ihrer Verschiedenheit finden wollten. Bald zum Wohnen auf Bäumen, bald zum Schwimmen, bald zum Laufen u. s. w. eingerichtet, entsprechen sie genau den Bedürfnissen jeder Gattung. — Der Schnabel, von eigenthümlicher Gestalt, gerade, bald unterwärts oder aufwärts gebogen, bald rund, bald platt, kegelförmig u. s. w., dient dem Vogel, seine Speise zu fassen, sie zu schälen, zu theilen, Materialien zum Bau des Nestes, Futter für die Jungen herzubringen, mit den Krallen und Flügeln als furchtbare Waffe bei den Raubgeheimnissen. — Die Bekleidung der Vögel, die aus verschieden gebildeten Federn besteht, ist zugleich ein merkwürdiger Schmuck derselben, an dem die Natur, beson-

ders in wärmern Himmelsstrichen, in Ostindien und Brasilien, die bewundernswürdigste Farbenpracht verschwendet hat. — Was die Sinne der Vögel betrifft, sind besonders das Gesicht und das Gehör ungemein scharf und fein; der Specht z. B. erblickt in der weitesten Entfernung die kleinste Lerche, und die Singvögel können ganze Melodien ohne Fehler nachsingen. Bei Vögeln, Raben u. s. w. ist sich auch ein weitspürender Geruch; minder fein scheint der Geschmack zu sein; das Gefühl hingegen ist so zart, daß der leiseste Hauch einen Vogel aus dem Schlaf wecken kann. — An Seelenfähigkeiten kommen die Vögel den Säugethieren vollkommen gleich, ja übertreffen sie zum Theil. Papageien, Staare u. s. w. haben mehrere Worte, die sie lernen, und viele Singvögel ganze Melodien. Die Stärke ihres Gedächtnisses scheint auch der Umstand zu beweisen, daß Zugvögel nach jahrlanger Entfernung, und nach Reisen von mehr als 1000 Meilen, ihren gewöhnlichen Aufenthalt, wie Schwalbe den Falken, der Fink den Baum, die Gans den verborgenen Strauch, wiederfinden, wo sie im vorigen Jahre ungesucht Kinder erzogen, oder wo sie geboren wurden. Daß ihre Klugheit, List und Fertigkeit auch gewerkt und gebildet werden könne, beweist der Unterschied zwischen Vögeln, die in unbewohnten Gegenden wohnen und nie Nachstellungen zu leiden haben, und denen, die den Menschen nahe, von Gefahren umgeben sind. Der Feldsperling ist weniger schlau als der Hausperling, der der Menschen Freundschaft und Gefinnungen täglich wahrzunehmen Gelegenheit hat; in unbewohnten Gegenden sehen sich Vögel dem Jäger auf den Flintenlauf, wenn er gegen sie anlegt, wie bei uns schon ein Stod, auf der Achsel getragen, der wilden Gans Verdacht erregt, und Jeanott's gelehrte Canarienvogel sind ein überzeugender Beweis, bis zu welcher Grade sich diese Thierchen durch fortgesetzte Aufmerksamkeit abrichten lassen. Die Stimme ist eine Auszeichnung, die dem größern Theile der Vögel vor den übrigen Thierwelt eigenthümlich ist. Die Luftröhre der Singvögel, und den kleinern Gattungen der Vögel gehören, ist so eingerichtet, daß sie ihnen zu den entzückendsten Melodien moduliren können. Die Gabe des Gesangs hat nur das Männchen, und der Gesang selbst ist meistens Ausdruck der Liebe, daher er vorzüglich zur Zeit der Paarung gehört wird. Auch singen die Vögel, wenn sie sich wohl befinden, in Traurigkeit, bei rauhem Wetter und körperlichem Übelbefinden schweigen sie. Es wird behauptet, daß der Gesang nur den Vögeln des nördlichen Klima eigen sei, die Natur im heißesten Süden dagegen sie mit einer reicherer Farbenpracht ausgestattet habe; allein Forster erzählt, daß auf Otaheiti Vögel entzückend schön singen, und Cook fand auf seiner ersten Reise in Ozeanien Sund auf Neu-Seeland die Wälder mit kleinen Vögeln angefüllt, deren Stimmen an Lieblichkeit einem Silberglöckchen gleichen. Keinem andern Thiere sind so viele Ausdrücke der verschiedenen Empfindungen so mannigfaltige Töne gegeben; Furcht, Furcht, Wahrnehmung einer nahen Gefahr, Sehnsucht nach der Gattung, oder dem Gatten, Liebe, Traurigkeit u. s. w., werden durch eigne Töne ausgedrückt, die nicht nur den Individuen derselben Gattung eine verständliche Sprache sind, sondern auch oft von andern Gattungen verstanden werden. Wenn unter den Bäumen eines Waldes einer einen Raubvogel gewahrt wird, so verstummt auf einmal die warme Stimme der ganze Wald. — Die Vögelgattungen sind über die ganze Erde verbreitet; manche einzelne sogar von den Polarkreisen bis zu den Tropen; ihr Wohnort richtet sich nach ihren Bedürfnissen und ihrem Eigenthum; Felsen und Klüfte, Baum und Staude, Erde und Wasser dienen den verschiedenen Gattungen zum Aufenthalt. Während Spechte und Papageien immer auf den Bäumen leben, sieht man Rebhühner, Wachteln u. s. w. auf der Erde; Störche und Reiher und dgl. bevölkern die Sümpfe, Schwäne und Wasserhühner Flüsse und Teiche. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist das Wandern der Vögel, d. h. das Verändern des Aufenthaltsortes zu bestimmten Zeiten.

n, welche wandern, Zugvögel, zum Unterschiede von **tsort** nie verändern und darum **Standvögel** genannt **urnen** im Frühlinge zu uns, brüten und ziehen im **Ländern** zurück; andre kommen aus kältern Ländern in **u** überwintern. Viele Zugvögel, welche zeitig abgehen **die Schwalben**, wandern bis nach dem Senegal; andre **assen** und früh zurückkehren, bleiben ohne Zweifel im süd- **die** in unserm Klima Zugvögel sind, sind es im südlichen **Spanien** nicht; dagegen sind in Schweden und Norwegen **le** bei uns das ganze Jahr über sich aufhalten. Diese **den** bleiben selten bei uns, sondern ziehen gewöhnlich noch **die Dohlen**, die im Herbst scharenweise ankommen, mit **ng** umherstreifen, und wieder weiter^h gehen, wenn es zu **, daß** sie die unserigen zum **Mitleben** anlocken: doch die **heimath** scheint diese zurückzuhalten. Dies Wandern der **Süden**, und umgekehrt, findet auf der ganzen Erde statt. **aderns** aber, sowie die nähern Umstände der Wanderungen **thätsel**; wir wissen von wenigen unserer Zugvögel, wo sie **die** Reise ununterbrochen, d. h. so fortsetzen, daß sie unter- **ruhe** und Nahrung genießen, oder ob sie lange verweilen und **e** machen; ferner wie sie dort leben, einzeln oder in Gesell- **s. w.** Doch ist es wahrscheinlich, daß die von uns nach **gel** sich dort ebenso benehmen wie die Ankömmlinge aus **sich** als Gäste im Winter hier aufhalten. Sie leben unstät; **nd** in die andre, schlafen und weiden da, wo es ihnen gerade **den** einheimischen Vögeln, wie z. B. der Bergfink, der Schne- **chen** mit ihnen, als willkommenene oder lästige Gäste, sehr zu- **se**, Landstraßen u. s. w., und nehmen mit Freuden Abschied, **nung** ihnen sagt, daß die Jahreszeit in ihrer Heimath wieder **entheils** treten die Zugvögel des Nachts, zumal gern bei Mond- **ungen** an. Sie locken sich dazu mit eignen Tönen, und er- **der** Reise. Viele Gattungen, z. B. die Schwalben, versam- **e** vor ihrer Abreise an gemeinsamen Orten, und ziehen dann in **rt.** Mit der Rückkehr ist es vielleicht ebenso. Zur Zeit der **auch** die eingesperrten Zugvögel diesen Trieb; sie sind unruhig, **Nachts**, im Käfig herum, und zeigen deutlich, daß auch sie, **Zimmer** und im Überflusse, gern mit ihren Brüdern fortziehen **Naturforscher** wollen vermuthen, daß in der Luft eine die Vögel **wanden** sei; Kirwan meint, es sei ein Strom brennbaren Gases, **ulniß** der Thier- und Pflanzenkörper, und durch Vulkane in- **Bone** sich entwickelte, und den Polen zuströme. Eine ziemlich **ahrscheinliche** Hypothese!! — In dem Haushalt dieses Thier- **der** Nesterbau und das Brüten (s. d.) noch besondere Auf- **zeigt** sich ein Theil der Vögel bewunderungswürdig kunstreich. **gattungstrieb**, haben sich Männchen und Weibchen zusamen- **nt** gewöhnlich der Bau des Nestes. Die Materialien, sowie die **den** Bedürfnissen und Umständen unendlich verschieden; sie ver- **vor** den gefahdrohenden Augen der Raubthiere und Menschen, **je** gefährlicher die Umgebungen sind. Die Materialien werden **l** zusammengeschnitten und von den meisten kunstreich in einander **meisten** Gattungen ist das Weibchen der Baumeister, während **m** die Materialien zutragt. Ist der Bau vollendet, so legt das

Weibchen seine Eier, mehrer Wasservögel legen nur eins, die Raubvögel 2, die Krähen und Raben 4, die Meisen 8—12, die Haushühner 40—50. Wie die Nester an Form, Einrichtung, Materialien u. s. w. verschieden sind, so sind es noch mehr die Eier an Größe, Gestalt, Farbe und dergl., eigenthümlich jeder Gattung. Hat die Wärme des brütenden Weibchens (bei einigen Gattungen läßt das Männchen sein Weibchen in diesem Geschäfte ab) den Keim im Ei entwickelt und gezeitigt, bricht das Junge aus der Schale hervor, so ist die Liebe, Zärtlichkeit und Sorgfalt zu demselben nicht minder bewunderungswürdig. Die Mutter wärmt die nackte Brut mit ihren Federn, der Vater bringt ausgesuchtes Futter herbei, die schwache Schwalbe vertheidigt sich und ihre Kinder, oder stirbt mit denselben, die Haushenne läuft mit Angstgeschrei an dem Teiche auf und ab, wenn die von ihr ausgebrüteten jungen Enten ihr Instinct in das ihnen gefahrlose Element ruft. Das Alter der Vögel ist in Betracht ihrer Größe von längerer Dauer als bei den Säugethiere. Kleine Singvögel sind in der Gefangenschaft 20—24 Jahre alt geworden. Raben und Papageien schreibt man besonders ein hohes Alter zu. — Blumenbach setzt 9 Ordnungen der Vögel fest, die er unter 2 Hauptabtheilungen bringt. I. Landvögel: 1) Raubvögel (*accipitres*), mit krummen, starken Schnäbeln, meist kurzen, knorrigen Beinen und großen, gebogenen, scharfen Klauen; 2) Leichtschäbel (*levirostres*), mit kurzen Beinen, meist großen, dicken, aber hohlen Schnäbeln; 3) Spechtartige (*picci*), mit kurzen Beinen, mittelmäßig langen und schmalen Schnäbeln, und theils wurm-, theils fadenförmiger Zunge; 4) Krähenartige (*coraces*), mit kurzen Beinen, mittelmäßig langem und ziemlich starken, oben erhabenen Schnabel; 5) Sperlingsartige (*passeres*), mit kurzen Beinen, und mehr oder weniger kegelförmigem, zugespitzten Schnabel verschiedener Länge und Dicke; 6) Hühnerartige (*gallinae*), mit kurzen Beinen, oben etwas erhabenem Schnabel, der an der Wurzel mit einer fleischigen Haut gewachsen ist; 7) Straußartige (*struthiones*), die groß und zum Fluge nicht geeignet sind. II. Wasservögel: 8) Sumpfvögel (*grallae*), mit langen Beinen, fast walzenförmigen Schnabel, und meist langem Halse; 9) Schwimmvögel (*anserines*), mit Rudersfüßen, stumpfem, mit Haut überzogenen, am Rande gezähnelten Schnabel, der sich an der Spitze des Oberkiefers mit einem Haken abtut. — S. J. Wolf und J. F. Frauenholz, „Abbildungen und Beschreibungen der in Franken brütenden Vögel“ (Nürnberg seit 1799, Fol. und 4.); „Deutsch-Ornithologie“, herausgeg. von Borkhausen, Lichthammer und Becker (Darmstadt, seit 1800, Fol.); Christ. Ludw. Brehm's „Lehrbuch der Naturgeschichte der europ. Vögel“ (Jena 1823, 2 Thle.); „Systema avium“, von D. Jod. Bechstein (Stuttg. und Tüb. 1827, 1 Bd., enth. 635 Arten). Über die amerikan. Vögel ist Karl Lucian Bonaparte's in Philadelphia 1826 herausgegebenes „American ornithology“ (4.) ein Haupt- und zugleich ein topographisches Prachtwerk. Der 1. Bd. enthält die Landvögel; der 2. soll die Wasservögel und der 3. diejenigen Gattungen von beiden Arten enthalten, welche William Peale in den Florida beobachtete.

Vogelbild, Vogelansicht, Vogelperspective, *vertical landscape*, *vue d'oiseau*, nennt man die Ansicht der Dinge, insbesondere einer Gegend, wo der Auge senkrecht über jedem Punkte schwebend angenommen wird. Eine Zeichnung aus dieser Ansicht gibt gewissermaßen den Grundriß einer Gegend. Der Blick übersteht hier das Ganze sowol wie die einzelnen Theile desselben auf einmal, kein Gegenstand verdeckt den andern, alle horizontalen Winkel und Entfernungen lassen sich genau ermessen; hingegen erscheinen nie Seitenansichten und Höhenwinkel. Dies ist bei ökonomischen und militairischen Plänen und Zeichnungen hauptsächlich der Totalübersicht und Flächenraumverhältnisse ankommt, so wählte man auch diese Ansicht dazu. Allein die Darstellung der Berge mit ihren so wichtigen

unterschieden und steilern oder flächern Abhängen war und ist zum Theil noch schwer zu überwindende Schwierigkeit bei der verticalen Ansicht. Lehmann b) versuchte in s. Theorie der Bezeichnung schiefer Flächen die Aufgabe zu lösen, indem er sich gewisser katoptrischer Sätze bediente und bei angenommener verticaler Beleuchtung der Berge aus der Stärke oder Schwäche der Beleuchtung die Größe des Böschungswinkels, mithin die steilere oder flächere Abdachung der Berge zu erfassen lehrte, und von 5 zu 5 Grad mit einer Genauigkeit durch dünne oder dickere, höher oder weiter von einander abstehende Striche ausdrückte, die allerdings ein scharfes mathematisches Auge und große Fertigkeit verlangt. Andre pflegen hierwillkürlicher zu verfahren und theils durch dunklere oder lichtere Abstufungen, theils durch schwächere oder stärkere Federstriche die Bergabhängen zu schattiren und dem Beschauer ein ungefähres Bild der Gegend zu geben, aus dem er, wenn er der Zeichnungsmanier des Verfertigers kundig ist, allenfalls abnehmen kann, daß eine Bergkuppe höher als die andre, ein Bergrücken steiler abfällt als der andre. Auch Andre begnügen sich bloß, das Dasein der Berge durch Striche anzudeuten, wie auch Lehmann's Manier zu verändern, ohne sie zu vervollkommen. 5.

Vogelfrei ist Derjenige, welcher des Schutzes des Rechts so ganz beraubt ist, daß ihn Jeder ungestraft tödten kann, oder daß Alle aufgesodert werden, ihn zu tödten oder todt zu ergreifen (*courre jus*). Jenes geschah sonst bei der *Acte de ligue*, das Letztere wurde von den Verbündeten gegen Napoleon angewandt, als er von Elba zurückgekehrt war.

Vogelneſter (indianische), s. **Nester**.

Vogesen, der Wasgau oder das wasgauische Gebirge (franz. *les Vosges*), ist gewissermaßen eine Fortsetzung des Jura-Gebirges, das Frankreich und die Schweiz trennt. Sie fangen in der Gegend von Belfort, im ehemaligen Sundgau, an, trennen den Elsaß von Lothringen, und wenden sich in die deutschen Rheinprovinzen, wo sie sich nordöstlich u. d. N. Hundsrück, an dem Rhein und Mosel endigen, und nordwestlich u. d. N. Ardennen in das Großherzogthum Luxemburg ziehen. Bei Elsaß-Lothringen (Saverne) hat dieses Gebirge die geringste Breite, und es ist da der bequemste und kürzeste Übergang aus Lothringen nach dem Elsaß. Die höchsten Gipfel dieses Gebirges sind der Bôsch im Oberelsaß, welcher 20 F. über der Meeressfläche erhaben ist, und der Oßlienberg. Die Vogesen haben sich mehr sanft als steil, und sind an der Ost- und Südseite häufig mit Wäldern versehen. Sie sind reich an Wild und Geflügel, besonders aber an Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Spiegglas, Steinkohlen, Holz und schönen Viehweiden. Man treibt daher gute Viehzucht, und bereitet gute Käse, welche u. d. N. Münsterkäse verkauft werden. Die Ill, Lauter, Mosel, Meurthe, Saar und Saône entspringen auf diesem Gebirge. In dem franz. *Départ. des Vosges*, das davon s. Namen hat, und dessen Hauptort Epinal ist, liegt das Städtchen Plombières mit 1200 Einw., welches wegen seiner warmen heilsamen Bäder schon von alten Zeiten her berühmt ist.

Voght (Kaspar, Freiherr v.), Erbherr auf Flottbeck, ein Philanthrop, der auch die von ihm bei Altona und Hamburg gegründete Ackerbaucolonie, wie Fellenberg in Hofwyl (s. d.), wie Dwen in New-Yanack (s. d.), wie Herr de la Roche-Macaulay auf s. Landgute Liancourt, wie Mathieu de Dombasle, auf s. Versuchsbauernhof zu Rosville bei Nancy, wie Oberlin zu Van de la Roche im Elsaß, wie die Gründer der niederländischen Armencolonien (vgl. *Frederiksoort*), wie die der Ackerbauschule im Canton Basel, zu Bilsbich, Linth u. A. m. um die ärmere Classe der Mitbürger sich große Verdienste erworben hat. Er unterhält in s. Nähe an 10 arme Familien durch Ackerbau und widmet s. Zeit und s. Vermögen landwirthschaftlichen Versuchen. Sein großes, schönes Landgut Flottbeck gleicht einer Manufaktur, wo Jeder s. bestimmtes Geschäft hat. Er selbst, über 70 J. alt, arbei-

tet täglich 12 Stunden und gibt den Seinigen das Beispiel eines genügsamen und thätigen, wahrhaft patriarchalischen Lebens. In einem Tagebuche zeichnet er s. Erfahrungen auf. Herr v. B. hat um solcher philanthropischen Zweck willen mehrjährige Reisen gemacht. Bekannt ist s. Antheil an der ersten Einrichtung der Armenanstalten zu Hamburg, welche auch an a. D., vorzüglich in Wien, wo er deshalb eine Zeitlang sich aufhielt, nachgeahmt wurden. Dieser um die Sache der Menschheit und um s. Mitbürger hochverdiente Agronom gibt jetzt eine „Sammlung landwirthschaftlicher Schriften“ (Hamb. 1825, 1. Bd.) heraus, worin er s. wahren Erfahrungen niedergelegt hat.

Vogler (Georg Joseph), ein in der Geschichte der Tonkunst merkwürdiger Mann, geb. zu Würzburg 1749, war einer der speculativsten und scharfsinnigsten Tond gelehrten, mit den ausgebreitetsten Kenntnissen aller Art ausgerüstet, ein großer Clavier- und noch größerer Orgelspieler, ein origineller gründlicher Componist und ein rastloser Forscher im Gebiete der Tonkunst, aber nicht frei von Egoismus, Pedantismus und mancherlei Seltenskeiten. Sein Vater war ein Organmacher in Würzburg, wodurch er mit vielen Tonkünstlern bekannt wurde. Sein Genie entwickelte sich früh, und schon in s. Universitätsjahren (er studierte in s. Vaterstadt Philosophie und in Bamberg das öffentliche und kanonische Recht) zeichnete er sich als Clavier- und Orgelspieler aus, und zeigte auch schon damals durch mehrere gelungenen Versuche s. Beruf zum Componisten. Da nachher der Wunsch, in s. Vaterlande eine Anstellung zu finden, nicht erfüllt wurde, ging er nach München, wo ihn der damalige Kurfürst, Karl Theodor, gut aufnahm, und ihn um 1771 nach Bologna schickte, um daselbst bei dem berühmten P. Martini den Contrapunkt zu studiren und den Kirchengesang in s. wahren Würde kennen zu lernen. Da Vogler Martini's System mit s. Grundsätzen nicht vereinbar fand, so verließ diese Schule und ging nach Padua zu dem P. Valotti, um s. Studium beizubringen zu vollenden, und trieb daselbst nebenbei auch Theologie. 1775 oder 1776 kehrte er nach Mannheim zurück, erhielt daselbst die Direction der Capelle und stiftete eine musikalische Tonschule, worin er öffentliche Vorlesungen über Musik hielt. Von 1778 an war er größtentheils auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, England, Spanien, ja (wie Berber berichtet) selbst nach Griechenland und Afrika. Überall fand er als Orgelspieler Beifall und Anerkennung, nur erregten die musikalischen Malereien, zu denen er sich im Streben nach dem Charakteristischen verlor, und die ihm bei einigen den unverdienten Tadel der Marktschreierei gaben, häufig Tadel und Mißbilligung. So kündigte er s. An, er werde ein Gewitter, eine Seeschlacht, den Einsturz der Mauern zu Jericho, das Reiskampfen der Afrikaner u. s. w. auf der Orgel darstellen, was natürlich die Musik für sich nicht schildern kann. 1786 ward er in Stodholm als königl. Capellmeister angestellt, was ihn jedoch keineswegs hinderte, s. Hang zu Nachforschungen durch fortgesetzte Reisen zu befriedigen. 1790 reiste er nach London und ließ sich daselbst auf dem von ihm erfundenen Instrumente, Orchestrion, hören. 1791 durchreiste er die Rheingegenden und Schwaben; 1792 ließ er sich in Hamburg auf der Orgel hören, und kehrte um 1793 nach Stodholm zurück, woselbst er 2 Jahre lang Vorlesungen über die Harmonie hielt. Hierauf reiste er 1795 ebenfalls nach Paris, kehrte aber bald zurück. 1799 verließ er Stodholm für immer mit einer lebenslänglichen Pension von 500 schwedischen Thlrn., ging auf einige Zeit nach Kopenhagen, wo er s. „Hermann von Unna“ aufs Theater brachte, verweilte während der Herausgabe s. Choral-systems (Kopenh. 1800) einige Zeit in Bologna, und kam 1800 nach Berlin, wo er mehrere Orgelconcerte gab, und die Orgel der Marienkirche nach s. Simplifications-systeme einrichtete. 1801 ward er in Prag als ordentl. öffentl. Lehrer der Tonkunst angestellt, und hielt eine Zeitlang öffentliche Vorlesungen über Musik. 1803 machte er eine Reise nach Wien, um dort

Oper zu componiren; als 1805 der Krieg ausbrach, begab er sich nach Baiern und führte in München bei der Vermählungsfeier der bairischen Prinzessin s. große Oper: „Caslor und Pollux“, auf. 1807 machte er eine Reise nach Frankfurt o. und in die dasige Umgegend, und folgte einer Einladung des Großherzogs von Baden nach Darmstadt, wo der feurige Mann bis zu seinem, für die Tonkunst zu frühen, Tode (1814) verblieb, nachdem ihn der Großherzog als Hofcapellmeister angestellt, und mit der Würde eines Geh. geistlichen Rathes und dem Verdienste erster Classe bekleidet hatte. Von seinem Erfindungsgeiste zeigte das sogenannte Orchestrion, eine Art Orgel aus 4 Clavieren (jedes von 63 Tasten) bestehend, und an Stärke einer 16füßigen Orgel gleichend, wobei der Ton auf eine neue Weise, durch Vermehrung und Verminderung der Luft bestimmt wird, der Schall sich durch eine Öffnung der Mauer gegen eine an seidenen Schnüren hängende kupferne Wanne (in Form einer halben Pauke) wirft. Jenen Namen nahm der Erfinder daher, weil es durch Nachahmung der Instrumente sich ein vollständiges Orchester annähert. Sein Simplificationssystem bezweckte, dem Ton nach, eine Vereinfachung der Orgeln (s. d.). Es hat viele Tadler gefunden, obgleich Kenner versichern, daß Orgeln, nach diesem System eingerichtet, sowohl Stärke als andre Vorzüge der gewöhnlichen Orgeln zeigten. — Auch in der Theorie der Harmonie hatte Vogler viel Eigenthümliches und Tiefgedachtes. Dies leuchtet hervor aus s. Buche „Tonwissenschaft und Tonkunst“ (Mannheim 1776), aus „Organistenschule“, s. „Choralsystem“, s. „Handbuch zur Harmonielehre“ (Prag 1802), „System für den Fugensbau“ (Offenb. 1811) und s. Aufsätze die Akustik betreffend. Ueberdies war er ein trefflicher Lehrer, welcher s. Schüler begeisterte. Unter den von ihm sind Winter, K. M. v. Weber und Gottfr. Weber, Meyer Beer, J. v. Poßl und a. bedeutende Tonkünstler. Seine Messen, s. Opern: „Herminie von Unna“ und „Samorl“, sowie einige s. Orchesterstücke, z. B. Symphonien, sind immer sehr geschätzt. Einige s. Tonstücke sind noch nicht bekannt. Seine Tonstücke sprechen ein sehr hohes religiöses Gefühl aus, und sind voll des reinsten und schönsten Gesangs, Reichthum der Harmonie; kunstmäßige Behandlung des Sanges, seltene Kenntniß der Instrumente dienen überall dem Charakter, den er in s. Tonstück hervorbringen wollte.

Volgt (Christian Gottlob v.), beider Rechte D., großh. sachsen-weimarer Regierungsrath und Geh. Archivarius, geb. d. 27. Aug. 1774 zu Alstedt in Thüringen, kam mit s. Ältern, 3 J. alt, nach Weimar, wo s. Vater, Christian Gottlob (geb. 1743), vom Bibliothekar u. Advocaten bis zu dem ersten Posten Staatsministers und Präsidenten gelangte und in den Adelsstand erhoben wurde. Seine Erziehung beschäftigte Vater und Mutter mit ganzer Seele, indem s. echte Religiosität, jener den Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne in ihm weckte. Außer einigen besondern Privatstunden unterrichtete ihn Herder nebst dem Sohne Wilhelm Gottfried, weil er seit langer Zeit mit dem Vater in freundlichen Verhältnissen stand. So war W. mit 10 Jahren in Kenntnissen über dieses Alter hinaus, und kaum 13 J. alt, fing er schon an, lat., franz. und deutsche Abhandlungen zu schreiben, lernte Griechisch und bezog schon 1789 die Universität Jena. Außer der Rechtsgelehrsamkeit, welche W.'s Hauptstudium war, wendete er sich noch der Philosophie, Geschichte und den Naturwissenschaften zu. Sein Verstand war frei und heiter, ohne an irgend eine Burschenschaft gebunden zu sein, die ihn auch ihr Unwesen trieben; gleichwol lebte er mit Allen in Friede und Freundschaft. Dazu kam, daß er durch des Vaters Empfehlung und Verwandtschaft mit vornehmsten Professoren freundschaftlichen Umgang pflog, vorzüglich mit Huber, dem Rechtsgelehrten, und Schiller. Die Ferien benutzte er zu kleinen Reisen, wodurch er s. Sach- und Menschenkenntniß erweiterte, interessante Bekanntschaften machte, wie zu Hamburg Klopstock's, und mit neuer Kraft und Liebe

zu s. Studien zurückkehrte. Nach glücklicher Vollenbung s. akademischen Laufbahn hielt er sich fast ein ganzes Jahr in Dresden auf, um den öffentlichen Geschäftsgang kennen zu lernen, und er fand daselbst, sowohl im Umgange der geachteten Männer und Familien, als in der Benutzung der öffentlichen Anstalten, welche Belehrung und Unterhaltung. Hierauf rief ihn der Herzog Karl August 1796 als Assessor in der Regierung zurück; 2 Jahre nachher ward er Regierungsrath und endlich 1806 Geheimrath. In diesen Ämtern wirkte er nicht nur viel Gutes, sondern erwarb sich auch allgemeine Liebe und Achtung. Mit der größten Ordnung und Gewissenhaftigkeit übernahm er seit 1801 die Stelle des Geh. Archivars. Neben diesen wichtigen Posten erhielt Voigt zuweilen außerordentliche Aufträge von Fürsten. 1798 übertrug ihm der Herzog den Unterricht des Erbprinzen Carl Friedrich im Staatsrecht, und W. entledigte sich dieses ehrenvollen Auftrags so eifrig, daß ihn die Juristenfacultät zu Jena 1800 mit dem Doctordiplom beschenkte, nachdem ihn im Jan. dess. J. der Fürst v. Schwarzburg zum Pfalzgrafen ernannt hatte. Schon früher hatten ihn mehrere Gelehrtenvereine, u. a. 1799 die herzogl. Societät für die gesammte Mineralogie in Jena, zu ihrem Mitgliede gewählt. Gleich ehrenvoll waren für ihn die beiden Sendungen nach Petersburg 1801 und 1804, wo er Klinger's, Storch's, Köhler's und Adeling's Bekanntschaft machte, sowie mit Berlin. Ganz vorzüglich waren s. Dienste in den Kriegsjahren 1806—7. — In häusliche und gesellige Tugenden übte er mit liebenswürdiger Anmuth; wie in Geist und Charakter stark und erhaben, so war auch s. äußere Haltung und s. Ausdruck ernst und edel. 1811 vermählte er sich mit s. Freundes Herder Witwe, Henriette Maria, geb. Schmid, einer Frau, welche mit den Vorzügen des Geistes auch der Bildung alle Tugenden der Häuslichkeit verband. Sie brachte ihm 3 Kinder ins Haus, und gebar ihm einen Sohn, der aber nur kurze Zeit s. Gatte lebte. Doch bald darauf (im Mai 1813) ergriff W. selbst eine tödtliche Krankheit, die er sich durch ungewöhnliche Gemüthsbewegung, langen Aufenthalt in ungesunder Luft und ungewohnte Nahrungsmittel zugezogen hatte, wie es in jener unruhigen Kriegsperiode fast nicht zu vermeiden war. Er starb zu Weimar d. 19. Dec. 1813. Classischen Werth hat Eichstädt's „Memoria Christiani Gottl. de Voigt etc.“ (Jena 1823, 4).

Voigt (Johannes), Professor der Geschichte in Königsberg, Mitglied der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde, geb. d. 27. Aug. 1786 in dem Dorfe Bettenhausen im Herzogthum Sachsen-Meiningen, wo s. Vater Chirurg sein sollte nach dessen Willen, aber ohne eigne Neigung, die Chirurgie studiren. Er kam deshalb zu einem Verwandten im Dorfe Henneberg, wo ihn aber die Nähe des alten Stammschlosses weit mehr anzog als die Stunden im Latein und in der Musik. Mit einer Tasche voll Erbsäpfe hauste er ganze Tage darin. Nach Ablauf eines Jahres brachte ihn der Vater nach Meiningen aufs Lyceum, wo der Director Schaubach, durch s. Werke über die Geschichte der Astronomie bekehrt, ihm die Neigung zum Studiren erregte, und er entschloß sich, nach dem Willen des Vaters, zur Theologie, wiewol er lieber Schulmann werden wollte. So ging er 1803 nach Jena, und studirte zuerst Theologie unter Griesbach, Gabler und Augusti; Philologie unter Eichstädt, der ihn in s. lat. Gesellschaft aufnahm und dessen Vorlesungen ihn, nächst Griesbach's Kirchengeschichte, am meisten interessirten. Als er vor der Schlacht bei Jena Luden von Berlin als Lehrer der Geschichte kam, zog er sich durch dessen Programm über die Universalgeschichte und noch mehr durch Vorlesungen zu ihm und zur Geschichte hingezogen. Er hörte nur Einmal Heinrich, dem eigentlichen Prof. der Geschichte, und eilte s. theologischen Studien zu beendigen. Eine fast tödtliche Krankheit aber, während welcher er, in ständiger Ohnmacht, bald begraben worden wäre, verschob s. theolog. Studien bis zu Ende des 2. Jahres. Candidat der Theologie und Prediger

mal. Mit Erlaubniß s. Vaters lehrte er nach Jena zurück, um sich nun den historischen und philologischen Studien zu widmen. Hier entstand durch Verschiedenheit der Ansichten Griesbach's und Luden's in der Kirchengeschichte ein Zweifel, dann eignes Forschen. Der Hauptgegenstand war Gregorius VII.; sein philosophischer Geist entschied gegen Griesbach's außerordentliche Gelehrtheit. So sehr auch s. Freunde Griesbach und Luden wünschten, ihn in oder Jena zu behalten, mußte er doch dem Rufe Niemeyer's an das Pädagogium in Jena (um Michaelis 1809) folgen, wo er zu s. Freude den Unterricht in der alten Religionsgeschichte erhielt. Hier begann er die Quellen der alten und mittlern Geschichte zu studiren, und blieb in dieser Hinsicht mit Luden in ununterbrochenem Wechsel. Als er hierbei von den Karolingern und sächsischen Kaisern zu den sächsischen und dem Papst Gregor VII. kam, zog ihn der Letztere wieder besonders an und er beschloß s. Leben nach neuen Resultaten zu beschreiben. Den Anfang machte er in s. Habilitationsdisputation 1812: „De Gregorio Septimo“, wozu er schon 1809 D. der Philosophie geworden war. Heeren's günstiges Urtheil darüber munterte ihn auf, den Gegenstand noch sorgfältiger zu behandeln, und stand s. erste schriftstellerische Arbeit: „Hildebrand als Papst Gregorius VII. 11. Jahrhundert“ (Weimar 1815). Mit Unrecht nahm man diese geschichtliche Darstellung des Papstes für eine Vertheidigung s. Grundsätze und s. Charakters. Hierauf sammelte er zu einer Geschichte der Hohenstaufen, zu welcher ihm Fr. v. Münch. noch unbenutzte Materialien versprach; als aber Friedr. v. Raumer denselben Gegenstand bearbeiten wollte, gab er s. Unternehmen auf und vollendete die Geschichte des Lombardenbundes. Auf des Herrn v. Dohm Verlangen, den er persönlich kennen gelernt hatte, schrieb er s. erste Recension über dessen „Würdigkeiten“. Verschiedene Pläne zu Reisen nach Italien u. in Deutschland, hauptsächlich s. Geschichtsforschung, zerschlug ein Ruf als Prof. der historischen Wissenschaften und als Director des geh. Archivs nach Königsberg 1817, nach dem ohnedies ein Weinbruch zu Fußreisen untauglich gemacht hatte. So verließ Halle und das Pädagogium, wo er seit 1815 erster Lehrer und Inspectoradjuvant war. Während B. sich in Königsberg mit der Geschichte des deutschen Ordens beschäftigte, gab er 1818 die „Geschichte des Lombardenbundes“ heraus, schrieb 1819 das „Leben des Prof. Chr. Jak. Kraus“, faßte den Plan zu einer größeren Geschichte des deutschen Ordens und machte 1820 mit Unterstützung der Regierung zu diesem Ende eine Reise im Lande. 1821 schrieb er: „De laeresocietate, oder von der Eidesengeneseellschaft“, einem Rittervereine, der, wie er bewies, den Abfall Westpreußens von dem deutschen Orden an Polen herleitete. Bald hierauf ward er zum ordentl. Prof. der mittlern und neuern Geschichte an der Universität Königsberg und zum geh. Archivdirector ernannt. 1823 in Verbindung mit F. W. Schubert die „Jahrbücher, oder die Chronik Joh. Blatz's (Johannes von der Puffe), Officiats von Riesenburg“ heraus. Dann (Königsb. 1824) s. „Geschichte Marienburgs“ (s. d.) und s. „Geschichte des Ordens von den ältesten Zeiten b. z. Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens“. — 3. Bd., Königsb. 1827 fg.).

Voigt (Johann Karl Wilhelm), großh. sachsen-weimarischer Bergrath, geb. Febr. 1752 zu Alsfeld, erhielt in Kloster-Rosleben s. Schulbildung und studirte von 1773—75 in Jena die Rechte. Aber s. Neigung zu den Naturwissenschaften und besonders zur Mineralogie, welche durch die Bekanntschaft des nachmaligen Oberberghauptmanns v. Trebra unterstützt wurde, führte ihn seiner wahrgenommenen Bestimmung zu. H. v. Trebra nahm ihn 1776 mit auf die Bergakademie Freiberg, wo er sich der Gunst eines Ponikau, Mendel und Werner erfreute. Auf s. Bereisungen des sächsischen und böhmischen Erzgebirges, besonders auf Untersuchungen der dortigen Basaltberge, legte er den Grund seines Wissens.

und entwickelte s. Ansichten über die Vulkanität des Basalts. Zugleich hielt er sich häufig in Dresden auf, wo er Zutritt zu allen Sammlungen erhielt. Der Herzog von S.-Weimar wollte damals den auflösig gewordenen Ilmenauer Bergbau wieder angreifen lassen, und dies bewog V., 1779 nach Weimar zu gehen. Sein Bruder, der nachmalige Minister v. V., und Göthe standen an der Spitze der neu ernannten Bergwerkscommission, und V. ordnete, gleichsam zur Probe, des künftigen Mineraliensammlung und 1780 die des herzogl. Naturaliencabinetts zu Jena, woran er im Auftrag des Herzogs die Grafschaft Mannsfeld und das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen mineralogisch und bergmännisch bereisete. Göthe erhielt s. Berichte theils in Briefform und bewirkte mit eigner Beihülfe deren Druck; dieses Buch wurde günstig aufgenommen. Durch Göthe's Vermittelung nahm ihn nun der Herzog auf s. Reisen als Naturforscher mit. 1781 bereiste V. auf Befehl des Fürstbisch. Heinrich das Hochstift Fulda und gab eine mineralogische Beschreibung desselben heraus. Auf diesen Reisen, wie auf der 1782 nach Frankfurt, Mainz, dem Rhein hinab nach der Eifel, nach Andernach, Neuwied, Wiesbaden etc., blieben Beobachtungen über vulkanische Entstehung des Basalts und a. Fossilien s. Hauptmerkmal. Er gab davon seinem Lehrer Werner Nachricht und hoffte ihn damit überraschen. Allein dieser hatte indessen s. Ansichten über den Basalt geändert, er hielt ihn für neptunischen Ursprungs; so entstand der langwierige Streit, an dem die ganze mineralogische Welt Theil nahm, und dessen Ausgang sich jetzt für die Entscheidung anfängt. 1783 bereiste V. auf Befehl des Herzogs den Harz, wo er damals v. Trebra an der Spitze stand. Nach mehreren wissenschaftlichen Reisen mit Göthe und dem jetzigen Staatsrath Hufeland schrieb V. für Wieland's „Deutsch-Merkur“ s. „Drei Briefe über die Gebirgskunde“, welche ins Französ. übersezt und öfter aufgelegt wurden (zuletzt als „Handbuch der praktischen Gebirgskunde“). Derselbe rath ihm, nach Anleitung dieser „Drei Briefe“ Sammlungen von Gebirgsarten zu verkaufen, wodurch die Voigt'schen Cabinetchen entstanden sind, von denen 1800 Exemplare versendete, und die noch jetzt gesucht werden. V. wurde im (1785) als Bergsecretair und später als Bergrath in Ilmenau angestellt, wo er den Bergbau, nach etwa 10jährigem Betrieb, durch die Gewalt des Wassers zu Erliegen kam. Er konnte daher mehr Zeit auf s. gelehrte Correspondenz und auf Mineraliensammlungen verwenden. Diese zogen viele reisende Mineralogen zu ihm nach Ilmenau, bis er s. beiden großen oryktognostischen Sammlungen, die er durch Roebue an die Universität Dorpat und die andre an die Akademie der Wissenschaften zu Mailand, s. geognostischen- und Suitensammlungen aber an das großherz. Museum in Jena verkaufte. Auch der Coadjutor v. Dalberg zu Bonn (nachmaliger Fürst Primas) übertrug ihm die Anordnung des damaligen Cabinet der kais. leopold. Akademie der Naturf. (jetzt in Bonn) und erwieß ihm viele Unterstützung. 1789 ging V. nach Berlin, sah die prächtigen Sammlungen dieser Stadt und wurde von dem Minister v. Heintz, von Klaproth, Berthold, Lichtenberg, Rosenstiel, Siegfried, Schönermark sehr gut aufgenommen. 1800 wurde er zu Halle Theil an der Zusammenkunft mehrerer andern, vom König von Preussen dazu berufenen Mineralogen, eines Weltheim, Charpentier, Berner, Gmelin, Gilbert, um durch ein Gutachten den großen Proceß mit den Ständen zu entscheiden, welche die dortigen Braunkohlenlager als Torf, der kein königl. Regal ist, Anspruch nahmen, aber diese Rechtsangelegenheit verloren. 1801 machte er eine abermalige Reise nach den Braunkohlenwerken und Basalten in Hessen, und fand auf dem Meißner den unwiderlegbarsten Beweis für die Vulkanität des Basalts, welche er in einer Schrift sehr gründlich dargelegt hat. Ein Jahr darauf erschien „Geschichte der Steinkohlen und des Torfes“ in 2 Bdn., welche in Göttingen den Preis erhielt, wie ihn früher schon s. „Abhandlung über den Basalt“ (im „Kriegs- und die Naturk. Helvetiens“) gewonnen hatte. Sein letztes Werk war die „Ge-

hte des ilmenauschen Bergbaus" (1820), worin er zugleich die Möglichkeit eines künftigen Wiederangriffs desselben zeigte. Den Abend s. Lebens verschönerte die Gewißheit, daß sich fast alle Mineralogen, besonders die französischen, für 10 Jahre lang vertheidigtes Vulkanitätssystem erklärten. Auch als Mensch und ger war B. ein Biedermann, der zugleich s. trefflichen Gaben für den geselligen Gang wegen allgemein geschätzt wurde. Als Bürger hat er in s. Wohnorte viel guten Einrichtungen beigetragen. Der schöne Felsenkeller zu Ilmenau, das Pflaster und eine Chauffee nach Arnstadt sind größtentheils s. Werk. In m Geschäftsleben charakterisirte ihn ein hoher Grad von Ordnung und Rechtlichkeit. Sein Leben war wol eines der beneidenswerthesten und ungetrübtesten, da lüchliches Temperament ihm den heitersten Sinn gewährte. Selbst s. Tod. am an. 1821 war sanft und ergeben. Einen Freund, der ihn in den letzten Stunden besuchte, bat er lächelnd, noch eine halbe Stunde bei ihm zu bleiben, um ihn zu sehen, und mit der verheißenen Minute entschlief er.

Man darf diesen berühmten ilmenauer Geognosten nicht verwechseln mit dem herz. sachsen-weimarschen geh. Hofr. D. Joh. Heinr. Voigt (geb. 1751), als Prof. der Mathematik und Physik zu Jena, von 1789 bis an s. Tod, d. 6. 1. 1823, seinem Berufe als Lehrer mit Eifer und Treue sich widmete. Vor hatte er an dem Gymnasium s. Vaterstadt Gotha seit 1775 ein öffentliches Amt bekleidet. Dieser fleißige Gelehrte hat Grundlehren der reinen (1791), der angewandten (1794) Mathematik und mehrere populaire Schriften über physik. astronom. und verwandte Gegenstände herausgegeben. Aus s. „Versuch einer neuen Theorie des Feuers, die Verbrennung, der künstlichen Luftarten" (1793) scheint Schelling manche Ansichten für s. „Neue Philosophie der Natur" geschöpft zu haben. Auch setzte B. dem Wunsche des geh. Assistentenrathes Lich- ter, s. Freundes gemäß, dessen „Magaz. f. d. Neueste a. d. Naturgeschichte und K." seit 1785 allein fort, wovon 1797 — 1806 12 Bde. in Gotha unter ihm herausgekommen sind. Endlich besorgte B. seit 1775 den astronom. volog. Theil des gothaischen Hofkalenders. — Sein ältester Sohn ist der groß- h. sachsen-weimarische Hofrath Friedrich Sigmund Voigt, Prof. der c. und Botanik, und Director des botan. Gartens zu Jena. S. Schmidt's Nekrolog der Deutschen" (Ilmenau 1824).

Voigtland (lat. Terra Advocatorum). Unter dieser Benennung ver- man das Land, welches die ehemaligen Voigte des Reichs, die Vorfahren der Fürsten und Grafen Reuß, besaßen, nämlich: den zum Königreich Sach- hörenden voigtländischen Kreis, das Amt Weida und Ziegenrück im jetzigen Herzogthum Weimar, die Besitzungen der Fürsten und Grafen Reuß, die ehe- Landeshauptmannschaft Hof, jetzt zum Obermainkreise des Königreichs a gehörig, und das herzogl. sachsen-altenburgische Amt Ronneburg. Vom jahrh. an gab es in dem eben beschriebenen Landstrich kaiserl. Beamte, welche il. röm. Reichs Voigte (Advocati) hießen. Advocati waren damals gewisse, kaiser ernannte Reichsbeamte, welche in den Provinzen die Angelegenheiten lechte des Reichs, oder auch gewisser Bisthümer und Klöster wahrzunehmen. In der letztern Eigenschaft waren sie Schirmvoigte, in der erstern finden Advocati provinciales in Schwaben, im Elsaß und im Voigtlande. Auch die teilbaren Städte erhielten bisweilen vom Kaiser einen Voigt (Advocatum), nen Schultheiß (Scultetum), bisweilen beide Beamte zugleich. Im letztern hatte der Voigt in Sachen, die Leib und Leben betrafen, der Schultheiß bloß gerlichen Angelegenheiten zu erkennen. — Die Voigte im Voigtlande, von hier die Rede ist, stammten von einem niedersächsischen Grafen Edebrecht sterode ab, welcher von 950 — 979 lebte, und das Voigtland erwarb. Seine ommen nahmen sämmtlich den Namen Heinrich an, und nannten sich

heil. röm. Reichs Voigte und Herren, mit dem Zusatze ihrer Besitzungen, i. B. Voigt und Herr von Plauen), von Weida etc. Heinrich III., der Reichs (1086–1156), besaß das ganze Voigtland, und stiftete durch seine 4 Söhne 4 Ämter seines Hauses, von denen nur eine, die plauische, fortbauerte, sich aber wieder (1257) in 2 Linien, die ältere und jüngere, theilte. Die jüngere Linie ist das noch jetzt blühende Haus der Fürsten und Grafen Reuß, deren Besitzungen einen Theil des Voigtlandes im weitern Sinne ausmachen. (S. Reuß.) Aus der ältern Linie, welche 1572 ganz ausstarb, wurde Heinrich der Ältere, Voigt zu Plauen und Hofrichter des Kaisers Sigmund, von diesem (1426) mit der fürstlichen Würde und dem damals erledigten Burggrafthum Meissen belehnt, daher diese Linie auch die burggräfl. genannt wurde. Doch kam das Burggrafthum Meissen, mit den dazu gehörenden Besitzungen, an die Markgrafen von Meissen durch Kauf, welchen die Letztern mit Heinrich II., dem Sohne Heinrichs des Ältern (1434), abschlossen. Heinrichs II. Nachkommen trugen der Krone Böhmen einen Theil der Besitzungen zur Lehn auf, verpfändeten oder veräußerten aber auch verschiedene an selbst. Eine solche Verpfändung veranlaßte, daß endlich der Kurfürst August von Sachsen die Herrschaften Plauen, Voigtsberg und Pausa (1569) käuflich erbrachte. Sachsen ist seitdem in dem Besitze dieses Landbezirks geblieben. Ein Jahre früher (1560) hatte der Kurfürst August auch die ebenfalls einen Theil des Voigtlandes ausmachenden Ämter Weida, Arnshausen und Ziegenrück durch Kauf erworben. Durch das Testament des Kurfürsten Johann George I. (1656) wurden diese sämmtlichen Besitzungen, welche den voigtländischen und neustädtischen Kreis bildeten, der neuen Linie Sachsen-Weismar zum Erbtheil angewiesen; sie fielen aber nach dem Absterben dieser Linie (1718) an das Kurhaus zurück. Bei den zu Pressburg am 18. Mai 1815 zwischen Preußen und Sachsen geschlossenen Friedensvertrag kam der ganze neustädtische Kreis an Preußen, welches nach dem Theil davon an den Großherzog von Weimar abtrat. Der District (Landhauptmannschaft) Hof, der ehemals auch zum Voigtlande gehörte, wurde im 1373 von den Voigten zu Weida an die Burggrafen zu Nürnberg veräußert, und mit diesen an Baireuth, und gehört nun zum Obermainkreise des Königreichs Baiern. — Der voigtländische Kreis (32½ □ M. und 95,000 Einwohner), welchen man, im engeren Sinne genommen, jetzt gewöhnlich unter dem Voigtlande versteht, ist ein Theil des Königreichs Sachsen, enthält die Ämter Plauen, Voigtsberg, und steht unter e. Kreishauptmann und e. Amtshauptmann. In Hinsicht auf die Beschaffenheit des Bodens theilt man ihn in das Wald- und Landrevier. In ersterm gehört das bergige und waldige Land an beiden Seiten der Mulde, in der Nähe des erzgebirgischen Kreises. In dem Landreviere, zu welchem die Gemarkungen um Plauen und Adorf gehören, bildet die weiße Elster das Hauptthal. In ersterm ist die Viehzucht, in letzterm der Getreidebau wichtiger. Die Waldungen sind ansehnlich. Obstbau ist in diesem ganzen Kreise nicht bedeutend, aber der Flachsbau beträchtlich. Von Mineralien findet man vorzüglich Kupfer, Eisen und Alaun, Kalk und Schiefer. Die Baumwollen-, Wollen- und Leinwandmanufacturen machen die Hauptbeschäftigung der gewerblustigen Einwohner aus; die Umstände haben aber diesen Manufacturen vielen Nachtheil verursacht. Die zahlreichste unter den 15 Städten des Kreises ist Plauen (s. d.). Eine besondere Merkwürdigkeit des voigtländischen Kreises ist die Perlenfischerei, die, ein kaiserliches Regal, seit 1621 gehörig eingerichtet ist und durch vereidete Perlenfischer oder Fischer (die Familie Schmerler) betrieben wird. Das Muschellager am Ursprunge des Flusses Elster, unweit des Dorfes Elster im Amte Voigtsberg, geht 5 M. weit bis Elsterberg. Auch in verschiedenen Bächen finden sich Muscheln, und man hat in einigen derselben Perlenbänke angelegt. Diese Fischerei ist bisher sehr ergiebig gewesen, und man hat Perlen geliefert, die den orientalischen an Schönheit

nicht, oder doch nur wenig nachstehen. Zeitliche Umstände haben jedoch in Zeiten die Anzahl wirklich schöner Perlen vermindert.

Volk, Volksstamm. Das Wort Volk bedeutet ursprünglich eine Abstammung, Sprache, Sitte, größtentheils auch durch gemeinschaftlichen Verhalt verbundene Menschenmenge, die auch mit einem, aus dem Lat. entnommenen Ausdrücke eine Nation genannt wird (s. d.). Die Grundlage eines Volkes muß irgend eine Familie gewesen sein, die sich nach und nach vermehrte und weiter verbreitete. Bei dieser Vermehrung und Verbreitung bildeten einzelne Stämmeweige, ohne sich darum vom Ganzen zu trennen, kleinere Theilganze. Diese heißen Volksstämme. So erwuchs aus der Familie Abrahams das hebräische Volk, welches nach den 12 Söhnen Jakobs in 12 Stämme zerfiel, die sich aber dahin dergestalt vermischten, daß kein einzelner Hebräer mehr weiß, von welcher er abstammt. Auch unser deutsches Volk bestand ursprünglich aus mehreren Stämmen, den Alemannen, Sueven, Franken, Sassen u., die sich aber eben- im Laufe der Zeiten, sowol unter einander als mit andern Völkern, besonders Slawen, so vermischt haben, daß jetzt wol kein Deutscher seine Abkunft von einem jener Stämme nachweisen kann. Übrigens wird das Wort Volk nicht nur in jener ersten Bedeutung genommen. Oft bedeutet es jede durch eine Regierung oder in einen Staat vereinigte Menschenmenge, oft setzt man den Fürsten das Volk einander entgegen, in welchem Falle man unter letzterm alle Untertanen (subditi) begreift, oft versteht man darunter auch nur die niedern Stände oder Classen der Gesellschaft, die man alsdann auch wol das gemeine Volk (vulgaris) nennt. Darum heißen Die, welche durch ihre Thaten, Lehren, Reden, Werke u. auf den größern, hauptsächlich aus den niedern Ständen bestehenden Hauptwerken, Volksmänner, Volksslehrer, Volksgedner, Volksdichter. In der Kirchensprache bedeutet Volk Alle, die nicht geistlichen Standes sind, die Laie (von λαος, populus); in der Kriegssprache die Mannschaft einer gewissen Truppe, als Fußvolk; in der Jägersprache einen Trupp oder Haufen, z. B. ein Rehvolk.

Völkerrecht (jus gentium) nennen die neuern Völker den Inbegriff der Rechte und Verbindlichkeiten der Völker und Staaten gegen Andre, oder als Wissenschaft die Wissenschaft von den Rechten und Verbindlichkeiten der Staaten gegen einander. Man theilt es in das natürliche, oder philosophische, oder allgemeine, in das positive Völkerrecht. Ersteres beruht auf der Idee des Rechts (s. d.), wendet auf die im Allgemeinen vorgestellten Verhältnisse der Staaten zu einer, die aus der Idee des Staats hervorgehen. Er redet also von dem Rechte der politischen Persönlichkeit oder Selbständigkeit des Staats und den in ihr begriffenen Rechten, die sich auf seine Regierung, Verfassung, Verwaltung, seine Mitbürger, sein Eigenthum und Gebiet beziehen, sowie von der Freiheit des Verkehrs, Handels, von Völkerverträgen und Gesandtschaften, von Krieg und Frieden. Das positive, besonderes, willkürliche Völkerrecht, welches sich auf das allgemeine stützen muß, bildet sich durch Völkergewohnheiten und Verträge (daher jus consuetudinarium et pactitium). Es kann aber seiner Natur nach nie durchaus allgemein sein. Das allgemeine europ. Völkerrecht nennt man die unter den mehrern und größten europ. Staaten durch besondere Verträge oder Herkommen eingetragenen Grundsätze. Die Türken sind das einzige Volk in Europa, welches bisher das allgemeine Völkerrecht in vielen Punkten nicht beobachtet hat. — Griechen und Römer kannten eine Art von allgemeinem Völkerrecht, welches sich auf die gewöhnlichen Sitten dieses Volks und ihre Stammverhältnisse stützte. Man denke an das Fezialrecht der Römern. Nach dem Verfall des röm. Kaiserthums, in den barbarischen Zeiten des Mittelalters, ward es ganz vergessen. Im 16. Jahrh. fing man wieder an, das Völkerrecht als Wissenschaft zu behandeln. Hugo Grotius

atischen Sarmatien, und (375) die Westgothen, welche in den Gegenden zwischen dem Dniester, der Donau und im Theil der Alanen kam nach langem Herumschweifen in Ungarn, verband sich mit den seit ungefähr 100 Jahren, einer ursprünglich norddeutschen Völkerschaft, durch- und vereinigte sich mit einem Theile der Sueven, einem an der obern Donau niedergelassen hatte. Diese 3 Völker den Weg nach dem Rheine, brangen (406) über denselben und richteten da die größten Verwüstungen an. Mainz, Straßburg Städte Galliens wurden von ihnen geplündert. Nach- ihre hindurch alle Theile Galliens verwüstet hatten, brangen sie in Spanien ein, und theilten (411) das größtentheils das Loos unter sich; nur ein kleiner Theil Spaniens blieb in der Hand der Römer. Diese letztern sammelten jedoch bald wieder im Stande, in Verbindung mit den inzwischen auch nach Westgothen, die Eroberer anzugreifen. Die Alanen, die in Portugal ein Reich gestiftet hatten, wurden (418) zerstört. Der kleine Rest dieses Volks begab sich unter den Schutz des kaiserlichen Namens und der Name der Alanen verschwand seit dieser Zeit aus der Geschichte. Die Vandalen (s. d.) führten mehrere Kriege mit den Römern, und durch diese eine Überlegenheit verschafft, als sie (427) den Entzug aus Afrika überzugehen. Das Reich, das ihr berühmter König Gaiseric, wurde nach einer Dauer von 105 Jahren von dem griechischen Kaiser Justinian (534) vernichtet. Die Sueven, die mit den Vandalen weiter in Spanien ausgebreitet hatten, behaupteten auch ihr Reich durch die Westgothen (584) zertrümmert, welche die erste Veranlassung zu diesen Kriegen gewesen (577) in Pannonien niedergelassen. Von da aus unternahmen die ostgotischen Könige Attila (s. d.), einen verwüstenden Zug nach Italien, der in Niederlage, die Attila hier (451) erlitt, wendete er sich nach dem Norden. Mit Mühe konnte er bewogen werden, Rom zu verschonen und zu verlassen. Nach seinem Tode (453) kam das Reich der Hunnen von den Gothen und Gepiden überwunden und hörten von selbst auf zu existieren.

Feinde für die Römer als die bisher erwähnten waren die Ostgothen, welche zuerst an der Ostsee, in dem heutigen Westpreußen, nachher durch Polen bis zum schwarzen Meere und in die röm. Provinzen der Donau ausgebreitet hatten. Schon im 3. Jahrh. sah Rom sich gezwungen, die Ostgothen zu überlassen. Diese mächtige Nation, die erste der germanischen Völkerschaften, welche die christl. Religion annahm, hatte sich in zwei Theile getheilt. Ostgothen hießen die, welche gegen Osten, an dem schwarzen Meere wohnten; Westgothen die, welche die westwärts liegenden Provinzen und die Gegenden zwischen dem Dniester, der Donau inne hatten. Als auch sie hier (375) von den Hunnen angegriffen wurden, zum Theil zu verlassen genöthigt wurden, räumten ihnen die Ostgothen Wohnsitze innerhalb der Grenzen ihres Reiches ein. Die Westgothen unter ihrem Könige Alarich die Römer in Italien an, belagerten verschiedene Malen, eroberten und plünderten es (410). Alarich, Alaric, führte (411) sein Volk nach Gallien, und von da nach Spanien wurde das mächtige westgothische Reich errichtet, das von 624 an seine größte Ausdehnung erreichte, zu welchem auch noch ein Stück von Frankreich und von Italien gehörte, das aber (711) durch die Mauren (Araber) nach der Schlacht bei

[illegible]

Franken wurde auch Gallien von fremden Völkern überschwemmt. Im Anfange des 5. Jahrh. waren mit den Burgunden zugleich die Vandalen, und hatten vorher schon die Franken und die Gothen. Sie setzten sich zuerst am Oberrhein, in der Gegend von Straßburg, und bildeten ein mächtiges Königerich, das zur Zeit seiner Blüthe die Dauphiné, Savoyen und einen Theil der Provence umfaßte. (Von dem neuen burgundischen Reich und den Vandalen s. H. I. Burgund.) Die Alemannen, eigentlich eine germanische Völkers, die zwischen der Donau, dem Rheine, Neckar und Main wohnten, und schon im 3. und 4. Jahrh. den Römern furchtbar geworden waren, zogen sich im 5. Jahrh. in Rhätien und Böhmen aus, und benutzten die Gelegenheit, sich in der Folge der Elsaß und die Pfalz zu bemächtigen. (496) bei Zülpich von den Franken überworfen und verloren einen Theil ihrer Besitzungen. Unter allen diesen Völkern, die sich in Gallien niederließen, behielten allein die Franken als Sieger die Oberhand.

Auch die Franken waren eine Verbindung germanischer Völkerschaften, die an dem Rheine, dem Main, der Weser und Elbe wohnten, und unter die kamen im 3. Jahrh. den Römern bekannt wurden. Nach dem Verfall des Reichs gingen sie im J. 430, unter der Anführung ihres Oberhauptes Clovis, neue über den Rhein, bemächtigten sich eines großen Theils des belgisch-Galliens, und erweiterten ihre Eroberungen bis Amiens. Ihr König (Klodo-
 wig) vollendete die Vernichtung der röm. Herrschaft in Gallien. Ein Treß, das er dem röm. Feldherrn Spargius (486) bei Soissons lieferte, entschied das Schicksal des Landes. Der Sieger Clodowig unterwarf sich das bisher noch den Römern besessene Gallien, besiegte andre Völker, die sich darin niedergelassen hatten, und mit ihm fängt das nachher so mächtig gewordene fränkische (Westfranken) an. (S. Franken und Frankreich.)

Mehre dieser Völkerrüge hatten nur eine militair. Besiznahme zur Folge, und keine neue Bevölkering; denn mit dem Untergange der Heermasse ging das Volk unter; die alten Bewohner erhoben sich wieder, und nur wenige Leiber von Worten und Einrichtungen dauerten fort; auch die alte Sprache wieder auf, obwohl in dem Baue etwas geändert. Nur wo die Überwinder als Lehnherren ein zahlreicher Adel und die Leibeigenschaft auf, wie in Italien, Frankreich, Spanien und Italien. In England, das immer mehr Einwanderer empfing, zeigte sich ein Übergewicht auch in der Sprache. Wo hingegen das Volk unterging oder unterging, da blieb keine andre bedeutende Spur, als die der Sprache. Kleinasien, Griechenland, Illyricum, Pannonien, Böhmen, Groß- und Kleinasien, Afrika &c. haben diese Rüge nur wie einen verheerenden Orkan vorüberziehen sehen. Die in Deutschland zurückgebliebenen Völker nahmen hier andre Namen an. So gingen die Sachsen, die vorher im heutigen Holstein gewohnt hatten, über die Elbe, und besetzten den größten Theil des von den Franken verlassenen Landes, das nun nach ihnen Sachsen genannt wurde. Sie theilten sich hier in drei Hauptzweige: die Ostfalen, Westfalen und Angrier oder Engern. Neben den Sachsen waren jetzt Friesen, Thüringer, Schwaben und Baiern die Hauptvölker Deutschlands (s. d.). In die von ihren alten Bewohnern verlassenen Gegenden Deutschlands rückten zu Anfang des 6. Jahrh. slawische Völker ein, die alle sarmatischen Ursprungs waren. Sie breiteten sich auf der einen Seite bis an die Elbe und Saale, auf der andern längs der Donau aus. So zogen in Böhmen, die Sorben zwischen der Elbe und Saale in Meissen und Sachsen, die Obotriten in Brandenburg, Pommern und Mecklenburg (s. d.). Die Eroberer ließen zwar zum Theil den Besiegten noch die röm. Gewohnheiten, sie aber mit ihren vaterländ. Gewohnheiten und führten besonders militairische Demokratie ein, die sie in ihrem ehemaligen Vaterlande gehabt hatten. Als Leute, die sich bloß mit den Waffen beschäftigen, verachteten sie Künste und Wissenschaften, die, nachdem sie schon vor der Ankunft der fremden Völker in Deutschland gerathen waren, nun gänzlich sanken. Mit diesem Zeitpunkte fängt das barbarische Zeitalter an. Nur unter den Geistlichen blieben noch spärliche Kenntnisse übrig, die aber doch in der Folge mit beitrugen, das große Ansehen der Gelehrten zu befördern. Die schönen Denkmäler alter Kunst wurden größtentheils zerstört. Durch die Vermischung der neuen Ankömmlinge mit den alten Einwohnern eroberten Länder entstanden in der Folge neue Nationen mit ganz verschiedenen Eigenschaften des Geistes und Körpers. Durch die aus den Sprachen der Eroberer in die bisher gewöhnliche röm. Sprache verpflanzten fremden Wörter und Ausdrücke entstanden allmählig die neuern Sprachen, die italien., franz., span. &c. Die latein. Sprache hörte auf, lebende Sprache zu sein. Zwar ward sie beim Botenwesen, in allen Kanzleien und bei allen öffentlichen Verhandlungen und von den

Chronikenschreibern gebraucht, aber so verunstaltet, daß kein Zug ihrer ehemaligen Schönheit mehr darin zu erkennen war. Die neu entstandenen Sprachen wurden bloß im gemeinen Leben gebraucht; daher ist es erklärbar, daß die Ausbildung derselben erst in spätern Zeiten erfolgte. Eine nicht minder zu berücksichtigende dieser großen Revolution war, daß die fremden Völker, die bei ihrem Einbruch die röm. Provinzen meistens Heiden waren, nach und nach das Christenthum nahmen. Über die Gesch. der Völkerwanderung s. man Luden's „Gesch. des schen Volkes“ (2. u. 3. Th.); überhaupt die Werke über das german. europ. Mittelalter; insbesondere Sartorius: „De occupatione et divisione agrorum manorum per barbaros Germanicae stirpis etc.“ (1812), und die Gesch. der einzelnen Völker. Guizot in s. „Essais sur l'histoire de France“ (Paris 1823) findet eine Hauptursache des Erfolges der Einfälle der Germanen in der durch den röm. Municipaldespotismus herbeigeführten Vertilgung des Mittelstandes. Es gab keine Nation mehr und keine Volkstheile Widerstande, zur Vertheidigung des eignen Herdes, als die wilden Horden einbrachen.

Volksaufklärung oder Volksbildung. Wenn man Menschenbildung überhaupt (s. d.) die Anleitung zur Entwicklung der Anlagen der menschlichen Natur zu Kräften und zur zweckmäßigen Anwendung derselben, oder auch diese Entwicklung selbst, oder gewisse höhere schon erreichte Grade des zweckmäßigen Kraftgebrauchs versteht, so leidet diese Erklärung ihre Anwendung auf den Begriff der Volksbildung, nur mit den nöthigen Einschränkungen, welche der Begriff Volk, im engeren oder weitern Sinne genommen, macht. Auch dem Volke, wenn man darunter die sogen. untern Stände der bürgerlichen Gesellschaft versteht, darf die allgemeine Menschenbildung nicht sowohl in formeller als materieller Hinsicht. Beide Arten der Bildung stehen in genauester Verbindung; die eine wird durch die andre bedingt. Formelle bezieht sich unmittelbar auf die Kräfte, besonders auf die geistigen, die auf die Masse der Kenntnisse. Allgemein oder allseitig ist sie dann, wenn sie auf alle Kräfte und auf alle nach jenen Zwecken bestimmten wissenschaftlichen Kenntnisse bezieht. Gebildet ist in Hinsicht des Denk- oder Erkenntnisvermögensjenige im Volke, welcher von den Gegenständen, welche wesentlich mit der Bestimmung des Menschen und den Verpflichtungen der bürgerlichen, häuslichen, kirchlichen Gesellschaft zusammenhängen, richtige und klare Vorstellungen hat, die noch mangelnden durch eignes fortgesetztes Denken zu erlangen vermögen, der also über diese Gegenstände, soweit sie den Kreis seines Wirkens betreffen, Einsicht in die Gründe derselben urtheilen kann. In materieller Hinsicht hat die Volksbildung allerdings gewisse Grenzen, die aber rücksichtlich auf die allgemeine Menschenbestimmung und den bürgerlichen und häuslichen Beruf nur im Allgemeinen vorgezeichnet werden können. Oder wer könnte wol die Frage ganz bestimmt beantworten: was und wieviel Derjenige im Volke, der gebildet heißen will, in Naturkunde wissen soll? Daß er z. B. Etwas über die Entstehung einer Sonnen- und Mondfinsterniß, über die Weltkörper überhaupt, über die Entstehung der Witterung wisse, wird Niemand, selbst wenn er die Volksbildung ziemlich weit ausdehnen will, in Zweifel ziehen. Die tiefen Forschungen eines Newton, Leibnitz u. A. mögen immer auf den Kreis der Gelehrten beschränkt bleiben; aber was die wirklich christliche Wahrheit, und was leeres mit fromm klingenden Formeln verpacktes mystisches Wortgellingel sei, muß auch der Gebildete im Volke unterscheiden wissen; auch er muß die Hauptsache aus einer populair abgefaßten Rede oder andern Reden auffassen, behalten und möglichst treu wiedergeben können, sonst hilft ihm in das Zuhören des Vortrags nichts. Er muß von dem

mer und Mystiker Wahn und Aberglauben unter dem Namen heiligen und in Religionsglaubens in die Seele hineinschwahe; damit ihm nicht der Irre und der Religionspötker die ewiggeltenden und zum sittlichen Verhalten ethlichen Überzeugungen raube und ihm so zu jeder Schandthat Thor und Hölle. Auch der Gebildete im Volke muß den Zweck und die Nothwendigkeit der öffentlichen Verfassung, der obrigkeitlichen Stände in ihren Anordnungen, haben und anderer zum Zwecke des Ganzen erforderlichen Leistungen klar einsehen zum Schatzung der Staatsverfassung, zur Achtung der Obrigkeit und der Gerechtigkeit, und zur willigen und ungeschmäleiten Entrichtung des zu Entrichtenden. Zufriedenheit mit seiner Lage sich durch diese Einsicht selbst erweckt und gerechtfertigt zu fühlen. Auch er muß Das, was er Andern mündlich oder schriftlich mittheilen will, richtig, verständlich und in einer gewissen Ordnung darstellen können, damit nicht lächerliche oder nachtheilige Irrungen entstehen. Die Gefühlsbildung, so wird man von dem Gebildeten im Volke nicht erwarten, daß er in der Kunst künftgemäß beurtheile; aber selbst Landleute sollen fühlen, was die Bibel ein schönes Bild, welch erhabener Gedanke: „Gott sprach: Es werde Licht und es ward Licht“, was eine schöne Melodie, eine schöne Lied, eine schöne Naturscene sei, wenn sie sich auch nicht darüber in künstlerischen empfindsamem Ausdrücken aussprechen können. In Ansehung der sittlichen Bildung gibt es wol keinen Punkt, den man als die höchste Stufe derselben dem Volke angeben könnte. Jeder sittlich Gebildete, auch im Volke, muß klar, richtig und gründlich wissen, was er soll, muß treu und gewissenhaft wollen, und muß auch geschickt und freudig können, was er soll. In dieser, hier dem allgemeinsten Grundrisse ange deuteten Volksbildung besteht die wahre Volksaufklärung (s. Aufklärung), die nie schädlich werden kann, sondern dem Einzelnen sowol als dem Ganzen immer heilsam und ersprießlich sein muß.

Der Volksunterricht in diesem Sinne wird aber nicht bloß in Volksschulen der Jugend, sondern auch in der Kirche den Erwachsenen im Volke ertheilt. Volksschulbildung (s. d.) ist ein nothwendiges Erforderniß dieser Belehrung. Volksschulen heißen im weitern Sinne alle für Nichtgelehrte bestimmte Unterrichtsanstalten; im engern Sinne die Schulen (s. d.) für Kinder der untern Stände. Jede zweckmäßige Einrichtung hat, außer mehreren a. Schriftstellern, auch der Kirche Oberschuleath Denzel in der „Volkschulenkunde“ und in der „Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer“ viel Gutes gekannt. Auch vgl. man die von Roffel 1824 zu Aachen herausgeg. „Niederrheinische Monatschrift für Erziehung und Volksunterricht“; ferner des Herrn Mühl (Lehrer am Schullehrerseminar zu Trier) Schrift: „Der Volksunterricht für Volksschullehrer“ (Mainz 1824); die zu Jülmersau herausgeg. „Literatur für Deutschlands Volksschullehrer“; „Der Volksschullehrer“, Zeitschrift, von D. W. Harnisch, Seminardirector in Weiskensfeld (Halle 1825 fg.); vgl. Harnisch, „Volksschulensfreund“ (12. A.), sowie dessen „Kleiner Schulfreund“ (3. A., Lpz. 1827) und Stephani's „Schulfreund für die deutschen Väter“ (10 Bdn., Erlang. 1827); insbesondere Zerrenner's „Grundsätze der Schuldisciplin“, „Methodenbuch“, „Grundsätze der Schulerziehung, der Schulordnung und Unterrichtswissenschaften“ (Magdeb. 1827). Volksschule ist daher der Inbegriff alles Dessen, was zur zweckmäßigen Einrichtung der Volksschulen nach ihren verschiedenen Haupt- und Nebenzwecken, in Absicht der Gegenstände, Methodik, Disciplin, Schulordnung, Lehrer etc. erfordert wird. Es ergibt sich die Bedeutung des Wortes Volksschullehrer von selbst. Der Conrath Sinteris nannte sich und überhaupt die Prediger so, und gerieth deswegen in große Verbitterlichkeiten, weil man diese Benennung für eine des geistlichen Standes unwürdige Benennung erklärte. Zu dem Volksunterrichte tragen aber

auch die, zumal im protest. Deutschland sehr verbreiteten, Volksschriften viel bei. So nennt man alle auf die Bildung oder Unterhaltung des Volks dienende Schriften, sie mögen sich nun auf Bildung und Unterhaltung im Allgemeinen, oder auf körperliche, geistige, sittliche oder religiöse Bildung insbesondere beziehen. Ihre Zahl ist sehr groß und ihr Werth sehr verschieden. Schon die frühern Zeiten hatten ihre Volksbücher; die deutschen insbesondere waren auch außer Deutschland bekannt; sie bestanden größtentheils aus alten Volksfagen, welche nach Erfindung der Buchdruckerkunst aufzeichnete, als: „Die wunderbare Historie von dem gehörnten Siegfried“; „Der ewige Jude“; „Historia von den neuen Magellona“; „Der wiedererstandene Eulenspiegel“; „Des Erischwylers Dr. Faust's mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß“; „Fortunatus und dem Sackel und Wünschhütlein“ (s. Görres's „Deutsche Volksbücher“, 1. Theil), deren poetischer Gehalt von neuern Dichtern empfunden und in gebieterischen Worten gefaßt worden ist, z. B. von Göthe und Tieck. In neuern Zeiten hat man angefangen, das Gemeinnützigste aus mehreren Fächern des menschlichen Wissens auszuheben und in einer der Fassungskraft des Volks angemessenen Sprache darzustellen. Becker's „Noth- und Hülfsbüchlein“, welches 1781 erschien, und ungarische, böhmische, lettische, russische, dänische u. s. w. Sprache übersezt ist eins der vorzüglichsten. Im weitesten Sinne aber gehören nicht nur die Unterrichte der Jugend bestimmten Büchern, sondern auch Predigten, die Communion-, Gebet-, Erbauungs- und Andachtsbücher hieher, welche abetische Schriften genannt werden. (S. Gesangbücher.) Dem stärksten Beweis, wie nachtheilig der Mangel an Volksunterricht dem Staate sei, ist Dupin in s. merkwürdigen Rede über die „Effets de l'enseignement populaire sur les prospérités de la France“ (Paris 1826) geführt.

Das allgemein verbreitetste Volksbuch ist der Volkscalender, welcher daher in mehreren Staaten eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hat. In den in Hinsicht auf Volksbildung zweckmäßig bearbeiteten Calendern ist viel Fröblich zu bemerken. Besondere Auszeichnung verdienen: „Der christliche Hausfreund“, vom großherz. bairischen Prälaten und Reichsrath Hebel, ein gemeinnütziges, Allen, die auf Volksbildung einwirken wollen, zu empfehlendes „Nationalcalender“ vom Hofrath André, der früher zu Prag, „für die österreichische Monarchie“ bestimmt, erschien, seit 1823 aber zu Stuttgart und Ulm bei Cotta, von dem verdienstvollen André „für die deutschen Bundesstaaten Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, zum Unterricht und Vergnügen Geistliche und Welliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute“ fast täglich richtet, mit Kupfern, herausgegeben wird. Noch sind zu nennen: „Der christliche Hauscalender“ (bei Strauß in Wien) und der „Bairische Nationalcalender“ (München bei Finsterlin). Wie in Berlin, so hat die Regierung auch in Baiern das ganze Kalenderwesen dem obersten Gelehrtenvereine des Reichs, der Akademie der Wissenschaften, übertragen. In Baiern besorgt dieses Geschäft der Kirchenrath Wislizenus. (Vgl. s. Aufsatz: „Über zweckmäßige Einrichtung des Volkscalenders, mit besonderer Rücksicht auf Baiern“, in dem „Bairischen Nationalcalender“ für das J. 1822.)

Zur Volksbildung, die am glücklichsten auf einem heitern fröhlichen Grunde gedeiht, tragen insbesondere noch bei die Volkslieder. So werden 1) in der weitesten Bedeutung alle Lieder genannt, welche zum Gesange für das Volk, im weitesten Sinne des Wortes, bestimmt sind. 2) In einer engeren Bedeutung unterscheidet man Kirchen- oder religiöse, oder sogen. geistliche Lieder von den weltlichen Liedern, und versteht unter diesen nur solche, welche nicht religiösen Inhalts sind, sondern den kirchlichen Gebrauch, und überhaupt nicht zur Weckung und Belebung der Frömmigkeit oder zur Erbauung bestimmt sind. 3) Versteht man darunter Lieder,

en mittlern und untern Ständen in gesellschaftlichen Kreisen, oder im häuslichen Cirkel, oder auch von Einem oder dem Andern allein, zur Aufheiterung genossen werden können. Nachdem sich im Mittelalter die Liebe zu den sogen. Romanen etwas minderte, schränkte sich die Dichtkunst auf Volkslieder ein. Ein nur mäßiges Lied ward 1200—1300 sogleich in ganz Deutschland gesungen und gefeiert. „In derselben Zeit“, heist es in der Limburger Chronik (bei dem J.), „sang man ein new Lied in deutschen Landen, das war gemein zu pfeifen und trommeten zu allen Freuden“. Ein aussätziger Barfußmönch am Main galt in der Mitte des 14. Jahrh. als beliebter Volksliederdichter. „Was ich sing“, sagt jene Chronik, „das singen alle Leute gern und alle Meister pfeifen und alle Spielleute führten den Gesang und das Gedicht“. Volkslieder in dieser Art sind Naturtöne, welche das Wesentliche eines Volks, sein tiefstes Sein und Leben, nicht bloße Erzeugnisse des Einzelnen. Ihr Quell sind die Geschichte, die Sitte und die Sprache der Völker. Sammlungen solcher Volkslieder veranstaltete schon gegen Ende des 16. Jahrh. Klosthus, Capellmeister zu Altenburg, 1593 2 Bde. Volkslieder heraus. Gehaltvoller ist die Sammlung deutscher Volkslieder, mit einem Anhange flämmländischer und französischer, nebst Melodien herausg. von Büsching und von der Hagen (Berl. 1807), und des „Anabunderhorn“, von Brentano und Arnim herausgeg. 1805; „Altdeutsche und Meisterlieder“, herausgeg. von Görres (Frankf. 1817). „Herder's Volkslieder“ hat Joh. Fall (Erg. 1825) mit einer Einleitung neu herausgegeben. Im dreißigjährigen Kriege erlosch die Liebe für diese Dichtungsgattung. In neuern Zeiten machten sich einzelne Gesänge aus Opern so beliebt, daß sie Volkslieder wurden, besonders aus Weisse's und Schikaneder's Opern nach Hiller's und Moscheles's Composition, aus dem „Freischütz“ u. A. m. — Sammlungen von neuern Volksliedern sind das „Mildheim'sche Lieberbuch“ von Becker und Hoppenstedt's „Volkslieder“. Der Inhalt des Volksliedes muß unanstößig, die Sprache leicht und gefällig sein, wenn es den Charakter eines Volksliedes behaupten will. Von denen, welche auf einzelne Bogen gedruckt, unter allerlei Titel: als lustige, lustige und schöne Lieder, verkauft werden, sind nicht selten geschmacklos, mittelverfe, voll unanständiger Zweideutigkeiten, und daher ein wahres Gift für Herz und Sitten. Einige der bekanntesten und zum Theil noch beliebten Volkslieder sind von Claudius, Gotter, Hölty, Miller, Overbeck, Schubart, Stampeel, u. A. gedichtet, und die Melodien derselben von Ebers, Gröfzel, Haydn, Hiller, Himmel, Hurka, Kranz, Hofmeister, Müller, Methfessel, Nägeli, Reichard, Schulze, F. Ph. E. Schulz, Schweizer, Zelter u. A. componirt. Der bekannte Grabgesang: „Wie sie so sanft ruhn etc.“, hat der 1821 verst. D. Rechte in Leipzig, D. Stockmann, 1777 gedichtet und Reese componirt.) Häßbare Sammlungen von Volksliedern, meist in der Mundart des Volks, sind von Gräbel in der nürnberg'schen, die treffliche von Hebel (f. d.) und die von Feller (Basel 1803) in der alemannischen, die von Schottky (Pesth 1819), und Seidl (1828) in der österreichischen, die von Henne (Basel 1824), in der (nach der luzerner Mundart, 1815), und ähnliche. So hat man auch Sammlungen schottischer, irischer, schwedischer, lithauischer Volkslieder gesammelt. — Nach dem Gesagten leuchtet es ein, welche wichtige Stellung in der Literatur jedes Volks seine

Volkschriftsteller einnehmen. So nennt man alle Diejenigen, welche eine Sammlung, zur Belehrung oder Unterhaltung des Volks Bücher geschrieben haben. Man kann besonders 2 Gattungen unterscheiden: Diejenigen, welche für den Volksunterricht schreiben, bei welchem schon ein höherer Grad der Bildung vorausgesetzt werden kann, und Diejenigen, welche die weniger gebildete Volkclasse ins Auge fassen. Einige der bekanntesten unter den Erstern, außer den gelehrten Dich-

tern, sind: André, Demme, Engel, Fessler, Hermes, Jacobi, Knigge, Krauss, Lafontaine, Moriz, J. G. Müller, Pischon, Jacobs, Rochus, Sintermit, S. Thleme, Wunsch, Zöllner u. v. A. Zu denen der zweiten Classe gehören: Gellert, dessen Fabeln für die Gebildeten ebenso interessant sind als für die ungebildeten, Becker, Feddersen, Fröbning, Göke, Hellmuth, Löffner, An. Salzmänn, Steinbeck, Streithorst, Struve, Wagner, Wagnitz u. A., bei der Predigten und Andachtsbücher sowie der Schul- und Jugendschriften zu gedenken.

Volksfreiheiten. Wenn man die Geschichte darüber befragt, in welcher Form und auf welchem Wege die Völker zu gewissen Rechten gelangt, wodurch sich die Einzelnen theils einen größern Raum für ihr beliebiges Vorgehen theils Mittel gegen Willkür der Beamten sichern können, so findet man, nicht selten als Begnadigung, als Privilegien einzelner Classen, gleichsam als williges Geschenk von dem Souverain ertheilt worden sind. Dadurch sind neuere Publicisten veranlaßt worden, diese einzelnen und zufälligen Rechte (particular rights), welche nicht von einem allgemeinen Begriffe politischer Freiheit umgeben sind, für das Einzige zu erklären, was den Völkern gegeben und verlangt werden kann. Es gehört mit zu dem Begriffe eines historischen Staatsrechts, wonach nicht allgemeine aus der Vernunft geschöpfte Grundsätze, sondern zufällige factische Entwicklung über den Umfang menschlicher Rechte und Ansprüche an den Staat soll belehren können. Der Cirkel, in welchem man hierbei verwickelt, indem auch jene zufälligen Volksfreiheiten geschichtlich aus eigenem Antriebe der Machthabenden ertheilt, sondern durch bürgerliche und Insurrectionen erlangt worden sind, wird dabei nicht sowol überschnitten, indem man den Satz, daß ein Recht des Widerstandes gegen die Obrigkeit (und nur in äußerst seltenen Fällen) denkbar ist, sich mit seiner natürlichen Folgerung, daß sonach die Gewinnung neuer Volksfreiheiten unmöglich ist, nicht läßt. Solche historische Volksfreiheiten sind bei einigen Völkern sehr weit über das richtige Maß hinausgegangen, z. B. in der alten Verfassung Aragoniens der Ober Richter über den König selbst Gericht halten konnte, in Polen der Veto, womit jeder Landbote die Beschlüsse des Reichstags aufhalten konnte durch das Recht, Conföderationen gegen den König zu stiften, welche den Gang des Staats herbeigeführt haben. Da diese historischen und speciellen Freiheiten meistens das Werk innerer Parteiungen gewesen sind, so sind sie gewöhnlich auch nur einzelnen Classen zu Gute gekommen, und dadurch oft wieder zu erneuerten Spaltungen und größern Mißbräuchen geworden. Nur da, wo sie sich demjenigen nähern, was die Vernunft zur allgemeinen menschlichen bürgerlichen Freiheit rechnet und als natürliches Postulat an den Staat aufstellt, leisten sie wahren Nutzen. Dies ist nirgends so sehr der Fall als in England, und Blackstone setzt im 1. Cap. seiner berühmten „Commentarien“ die ersten Grundsätze eines Engländers mit einem Gefühl von wohlbegründetem Rationalismus einander. Dort steht man auch, wie gut sich Macht und Glanz der Krone diesen allgemeinen Volksfreiheiten, woran der Geringste so viel Theil hat, an die Reichste, vereinbaren läßt. Man wird über die den Völkern unentbehrlichen Freiheiten einen richtigern Begriff aufstellen können, wenn man nicht sowol ihren positiven als ihren moralischen Charakter ins Auge faßt; nicht was der Mensch sonach als vernünftiges Wesen soll, gibt das Merkmal und den Inhalt seiner unveräußerlichen Rechte. Gerechtigkeit und Wahrheit sind die Grundlagen aller Pflichten des Einzelnen und des Ganzen; in ihnen liegt die persönliche Würde, sowie die Würde des Staats. Es kann eine Verbindlichkeit geben, Euthanasie zu halten; aber niemals kann die Unwahrheit unter dem Schutze des Rechts stehen. Die Wahrheit, insofern sie ohne Verletzung specieller Pflichten

kann, muß daher frei sein in wissenschaftlichen Untersuchungen wie im politischen Leben, und kein möglicher Mißbrauch hebt die allgemeine Verpflichtung des Staats und des Volkes auf, der Wahrheit ihr Recht und ihre Ehre zu geben. Niemand vertheidigt sich selbst und bedarf keines künstlichen Schutzes von Seiten des Staats; Verführung zum Irrthum ist nur da zu fürchten, wo die Wahrheit im Druck gehalten wird. Freie Wahrheit ist die unerlässliche Bedingung der stärksten Schutzwehr jeder andern wahren Volksfreiheit und eines wohlgeordneten öffentlichen Lebens. Die Idee der Gerechtigkeit darf man auch nicht auf die Beschützung erworbener Rechte beschränken, sondern sie fordert auch nicht etwa materielle Gleichheit der Rechte, wol aber eine allgemeine Rechtsfähigkeit aller. Jeder muß im äußern Leben seinem innern Berufe folgen dürfen; jeder muß seines Lohns gewiß sein; jedes Verdienst muß die angemessene Befehdung und ihm kein Grad derselben unerreichbar sein. Man kann vorzügliche Rechte an gewisse zufällige Bedingungen knüpfen, aber ohne Verletzung des Rechts Niemanden von der Aneignung dieser Bedingungen, von der Erlangung des Grundeigenthums, Erlangung der Adelswürden u., ausschließen. Die Punkte: volle Rechtsicherheit des Einzelnen, allgemeine Rechtsfähigkeit, freie Wahrheit, wozu noch das Recht gesetzt werden mag, Dasjenige, was einem Einzelnen erlaubt ist, auch in Verbindung mit Mehrern zu thun, lassen sich auf Freiheiten zurückführen, welche die Verfassungen Englands, Frankreichs und deutscher Staaten ihren Bürgern zugesichert haben. 37.

Volkspoesie. Jedes nur einigermaßen seines Lebens frohe Volk hat Lied und Gesang für die erhöhte Empfindung. Aus dem Volksliede entkeimt die Nationalbildung, selbst unter drückenden Verhältnissen. Nur bei solchen Völkern, deren Stämme ihre Sitze oft verändert, und deren Schicksale in dem politischen Erschütterungen sich unter einander verwirrt haben, verlieren sich die alten Überlieferungen aus dem frühesten Volksleben; so die Lieder der alten Griechen, der alten italischen Völker u. a. m. Wie aber einst die Griechen aus ihrer Kindheit sammelten und veredelten, so achtet jetzt fast jedes Volk auf die entgegenreifende Blüthe auf die ersten Blüten seines höhern Lebens: wir weisen auf die Sammlungen neugriechischer, serbischer, esthnischer, schwedischer u. a. Volkslieder, deren wir bei den einzelnen Art. gedacht haben. Zu die- kürzlich auch eine Sammlung von 27 illyrischen Volksliedern gekommen: *Chor de poésies illyriques, recueillis dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et l'Herzégowine* (Paris 1827).

Volkschulen, s. Schulen und Landschulen.

Volkssthum, volksthumlich, sind 2 neugebildete Ausdrücke, worin die Eigenthümlichkeit eines Volks in Ansehung seiner Art zu denken, zu fühlen und zu handeln bezeichnet. Wie nämlich jeder einzelne Mensch in dieser Hinsicht etwas mehr oder weniger Eigenthümliches an sich hat, so auch jedes einzelne Volk. Das Volkssthum ist also eigentlich nichts Andres als das Nationalsthum, bestimmt durch Das, was einer durch Abstammung, Sprache, Sitte und geographischen Wohnplatz verbundenen Menschenmenge eigenthümlich ist. Man nannte man es die Nationalität. Was nun einem Volke oder einer Nation eigenthümlich auf jene Eigenthümlichkeit angemessen ist, entspricht oder zusagt, heißt das Volk volksthumlich oder national. Das Ausländische oder Fremde, als solches ist nie eigenthümlich, wiewol es möglich ist, daß ein Volk sich nach und nach an das Fremde gewöhnt, es gleichsam in sich aufnimmt und sich aneignet, wobei aber immer ein Theil seiner Selbstständigkeit verloren geht. Denn zur Selbstständigkeit eines Volkes gehört nicht bloß, daß es seine eigne Verfassung und Regierung habe, son-

bern auch, daß es seinen besondern Charakter behaupte. Diesen aber verberkt die Ausländerei, oder die Neigung, in fremder Sprache zu reden, fremde Sitten anzunehmen u. dgl. Daher hat das deutsche Volk sich oft den Vorwurf der Charakterlosigkeit zugezogen, weil es sich den Fremden zu leicht angeschlossen und von ihnen so viel Ausländisches in sich aufgenommen hat. Indessen ist bei der genannten Verbindung, in welcher jetzt die gebildetsten Völker der Erde mit einander stehen, gar nicht zu vermeiden, daß sie nicht Manches gegenseitig von einander annehmen sollten, da überhaupt alle Bildung oder Cultur verähnlicht. Es ist also das Gebot einigen vaterländischen Schriftsteller (Jahn's, Arndt's u. A.), das deutsche Volksthum möglichst rein zu bewahren und sich deshalb aller Ausländerei kräftig zu widersetzen, an sich nicht zu tabeln; doch darf es nicht in den Versuch ausarten, das deutsche Volk gleichsam zu isoliren, weil dieses dadurch einen großen Theil seiner Bildung verlieren und in den Zustand der Rohheit versinken würde.

Volksvertreter heißen dem Wortverstande nach diejenigen Mitglieder eines Staats, die in ihrer persönlichen Verbindung die gesetzliche Einheit des gesellschaftlichen Ganzen darstellen, tragen und vertheidigen. Im Sinne dieser Erklärung tritt die Fülle der höchsten Gewalt, in welcher Form sie übrigens ausgeübt werden mag, nicht als etwas Besonderes hervor, ruht vielmehr in dem untrennlichen Vereine aller Kräfte zu Einem Ziele und Einem Mittelpunkt, fällt auch nach dem Begriffe der vollkommenen Gegenseitigkeit jeder Kampf und Widerstand weg, der nicht aus der natürlichen und nothwendigen Entwicklung des Gesamtzustandes hervorgeht. Der Name Volk setzt in dieser allumfassenden Bedeutung selbst den Regenten nicht außerhalb des gemeinschaftlichen Bereichs, sondern faßt ihn in sich als integrierenden Theil, dessen Krone die lebendige Einheit des Staats sichtbar verkörpern soll. Friedrich d. Gr. deutete auf dieses Verhältnis hin, wenn er sich im dunkeln Vorgefühle des Staats, wie er sein sollte, seinen ersten Diener desselben nannte, worüber der knechtische Unverstand bis zur Erbittertheit mit ihm zürnte. Anders gestaltet sich die Begriffsbestimmung, wenn sie historisch auf das Volk bezogen wird, in welchem Falle sie nach der Verschiedenheit der Zeiten und Länder mannigfaltig abweicht und dadurch auch die Bedeutung eines Volksvertreters nothwendig abändert. Die Tribuni plebis geben den Römern das lehrreichste Beispiel, besonders in dem Fortschritte ihres Einflusses, der anfänglich durch das bekannte Veto rein negativ war und allmählig durch das Recht öffentlicher Vorschläge positiv wurde. Der Begriff des Volks, insofern er unterscheidungsweise an der plebs haftete, kommt hier außerdem sehr in Betracht. Ebenso muß man noch gegenwärtig überall, um Verwirrung zu vermeiden, den Charakter eines Volksvertreters aus der Natur und den verfassungsmäßigen Standtheilen des Volks bestimmen, dem er angehört; denn derselbe Name bedeutet etwas Andres in England, Frankreich, Spanien, der Schweiz &c. In beiden erstern Ländern wird z. B. das Interesse der Aristokratie von dem Haus der Pairs vertreten, um der anwogenden Demokratie Stand zu halten, und zwischen König und Volk ein mächtiges Mittelglied abzugeben; in Spanien neigt sich die Repräsentation, ohne bestimmte Theilung nach oben und unten, mehr zu einer Verschmelzung des Besondern im Allgemeinen. — Eine Staatsverfassung, deren Volkswortführer oder Repräsentanten erfobert, heißt ebendeshalb eine repräsentative. Diese findet aber nicht bloß in Monarchien, welche gesetzlich beschränkt sind, sondern auch in Republiken statt, z. B. in den nordamerikanischen Freistaaten. Die Nothwendigkeit der Volksvertreter erhellt nicht sowohl daraus, daß nach dem Zeugnisse der Erfahrung die Rechte des Volks oft von Seiten der höchsten Gewalt verletzt werden, wenn diese keinen gesetzlichen Schranken unterworfen sind, sondern nach bloßer Willkür ausgeübt wird, denn die Erfahrung lehrt auch, daß es unbeschränkte Herrscher gegeben, welche die Rechte des Volks achteten;

er geht jene Nothwendigkeit daraus hervor, daß es unter der Würde eines Volks besonders eines gebildeten und eben durch seine Bildung mündig gewordenen — sich unbedingt einem Herrscher zu unterwerfen und es bloß auf den Zufall anmen zu lassen, ob es gut oder schlecht, tyrannisch oder gerecht regiert wird. Er kann kein noch so guter Regent wünschen, unbedingt zu herrschen, weil er besten Willen irren und durch die Rathschläge seiner Minister, wenn Irrthum Dienstleifer sie zu despotischen Maßregeln einführt, verleitet werden kann, den Interessen des Volks zu nahe zu treten. Es muß ihm also selbst daran gelegen sein, die Stimme des Volks durch dessen Vertreter zu vernehmen. Volksvertretung bedingt und befestigt daher in jedem dazu reifen Staate das Vertrauen zwischen Volk und Volk. Gegenseitige Mittheilung berichtigt und erweitert nämlich den Fortschritt der Geschäftsführung, und die Überzeugung von Dem, was nothwendig ist, bewirkt den Gehorsam des Volks bis zur Aufopferung. — Damit aber Volksvertreter ihre Bestimmung erfüllen, so hat ihnen in den meisten Repräsentativstaaten die Verfassung folgende Rechte ertheilt: 1) Das Recht der Theilnahme an Gesetzgebung. Denn ein Gesetz soll aus der vollsten Überzeugung der Bürger hervorgehen von seiner Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit hervorgehen; diesen Charakter aber kann es nur an sich tragen, wenn es von dem Regenten und den Volksvertretern gemeinschaftlich geprüft worden ist. Ob der Regent allein die Initiative habe, d. h. den Entwurf und Antrag zum Gesetze mache, oder ob es auch den Theilen freistehe, auf Abschaffung oder Abänderung eines alten und Aufstellung eines neuen Gesetzes anzutragen, das hängt von der Verfassung ab. Es ist ein, wie unendlich viel in der Entwicklung des Staats von diesem Rechte abhängt, daher auch der Genuß desselben mit der größten Eifersucht bewahrt wird. Frankreich hat der König die Initiative: ein Punkt, der zu wichtigen politischen Betrachtungen Anlaß gibt. 2) Das Recht der Steuerbewilligung. Denn die Steuern, sie mögen directe oder indirecte, ordentliche oder außerordentliche sein, doch zuletzt aus dem Gesamtvermögen des Volks hervor, und dürfen also nicht willkürlich von der Regierung ausgeschrieben werden. Die Regierung ist daher verpflichtet, den Volksvertretern über sämmtl. Einnahmen und Ausgaben des Staats Rechnung abzulegen, damit das wirkliche Staatsbedürfniß von ihnen richtig beurtheilt werden könne. 3) Das Recht, alle dem Regenten untergeordnete Staatsbeamten zur Verantwortung zu ziehen. Denn da der Regent für seine Person heilig und unverleßlich, mithin auch unverantwortlich ist, so müssen die von ihm angestellten Beamten, selbst mit Einschluß s. Geheimenräthe und Minister, verantwortlich sein. Aber die Volksvertreter in diesem Falle als Partei auftreten, so haben sie nur das Recht der Anklage, und müssen das Urtheil einem dazu berufenen und sowol vom Regenten als von den Volksvertretern unabhängigen Gerichtshofe überlassen. Die Verantwortlichkeit der Staatsbeamten, namentlich der Minister, ist übrigens größtentheils eine constitutionnelle Phrase. Die Minister, in deren Händen die Fäden der Regierung zusammenlaufen, haben dadurch, sowie in monarchischen Staaten in der unvermittelbaren Berührung mit der Person des Regenten, vielfache Mittel, die Anklage entweder zu hintertreiben oder zu entkräften. In den Tagen der Ruhe schlafen die Organe des Volks gemeinlich mit demselben um die Wette; in den Stürmen der Gefahr muß man von allen Seiten zu außerordentlichen Maßregeln greifen und diese Nothwendigkeit wird leicht eine Decke auch für die schwerste Schuld der Minister. Außerdem läßt sich ein gerechtes und sachkundiges Forum über die Minister höchst selten zusammensetzen, die Mitglieder sind in der Regel Creaturen, wo nicht des Hofes, doch der Regierung oder des Volks, und so kämpfen auf beiden Seiten Leidenschaften statt der Gründe. 4) Das Recht, ihre Verordnungen mit der Regierung, wenn sie nicht selbst öffentlich geschehen, wenigstens durch den Druck öffentlich bekanntzumachen. Dies fodert selbst ihre Pflicht.

W.-Ver. Siebente Aufl. Bd. XI.

Volksvertretung durch das Befestigen, Überbauen, Zusammensetzen
 ständlicher Körperschaften nach Ständen, Provinzen und Gemeinden
 Hilfe schaffen wollen. Auf diesem Wege, sagt man, wird die Gegen-
 wart und sicher mit der Vergangenheit vermittelt; und dieser geschichtliche
 Zusammenhang, heißt es weiter, sei die einzig rechte und natürliche Grundlage, wie
 Beispiel unumstößlich beweise. Es kommt hierbei Alles darauf an, ob
 diese ein Vorwand ist, um hinter ihm als einer Schutzmauer, mit der
 das Entwerfen beliebig zu zögern, die verwandten Interessen und jede
 Kraft der Massen gleich von vorn herein in schwache Bruchstücke zu zer-
 hacken oder ob jene Ansicht wirklich mit dem reinen und zweckmäßigen Be-
 stand zusammenhängt, die Bande der Verfassung so viel als möglich unmittelbar
 mit den verschiedenartigen Bedürfnisse anzuknüpfen, um Vernunft und
 Logik, mit Beseitigung leerer, allgemeiner Abstractionen in den erwünschte-
 Zustand zu setzen. Preußen hat diesen Weg betreten.

Die Volksvertreter in 2 Kammern oder in einer sich versammeln und be-
 raten sollen, ist eine Frage, die sich nicht geradezu entscheiden läßt. Ein
 Staat mit einem hohen und reichen Adel wird wohlthun, wenn er diesem
 eine Kammer anweist, und die erwählten Volksvertreter oder die eigentli-
 chen Abgeordneten für sich berathschlagen läßt, wie es jetzt in England, Frankreich
 und den deutschen Staaten der Fall ist. Wo aber jene Bedingung nicht
 vorliegt, scheint es besser, Alles in einer Kammer zu versammeln, damit die Ge-
 samtheit der Berathung durch den Austausch vielseitiger Ansichten die
 Vertreter lebendiger anregt und zu gemeinnützlichen Ergebnissen führe. S.
 Schrift: „Das Repräsentativsystem, oder Ursprung und Geist der stellver-
 tretenden Verfassungen“ (Leipzig 1816), und einen Aufsatz von Hegewisch in den
 „Blättern“, Bd. 5, Hft. 1, Nr. V, u. d. T.: „Zur Volksvertretung ist es
 nöthig, Landstände zu haben“.

Volkswirthschaft, s. Nationalökonomie und Staatswis-
 senschaften.

Vollkommenheit (nicht mit Vollständigkeit zu verwechseln, welche bloß
 den Begriff bezeichnet, das Vorhandensein aller Theile eines Ganzen), ist
 das, Alles einschließende Gedanke, durch welchen wir die Fülle alles Seins,
 die Freiheit aller Mängel und ihnen gesetzten Grenze, folglich das unbedingte
 Leben denken. Dieser Gedanke fällt mit der Idee Gottes in Eins zu-
 sammen und so verstehen wir den Ausdruck, ohne Beisatz von der Vollkommenheit
 zu sprechen. Weil aber jede Eigenschaft der Gottheit ihr nicht von Außen kommt,
 ihr Wesen selbst ist, nur in besonderer Beziehung gedacht, so ändert sich
 der Begriff auch nicht, wenn wir von dieser oder jener Vollkommenheit Gottes
 sprechen. Von der Vollkommenheit aber ist zu unterscheiden die Vollkommenheit
 selbst, in der Vernunft begriffenen Wesens, denn sie ist nur eine relative,
 absolute; sie ist eine Vollkommenheit des einzelnen Gegenstandes, vergli-
 chen mit einem andern, und auf die höchste Übereinstimmung des Einzelnen mit
 dem Begriffe, welches jedoch nur der Begriff eines untergeordneten Seins ist,
 die natürliche (physische) und die sittliche oder moralische Vollkommenheit des
 Menschen (von welcher jene der Besitz aller dem Menschen von Natur und ohne
 Zutun zukommenden Eigenschaften ist, diese in der Erwerbung aller nur
 durch Freiheit zu erlangenden Eigenschaften besteht, durch welche er seine Be-
 freiung erreicht), sowie die logische Vollkommenheit der Erkenntniß,
 in Einheit und Widerspruchlosigkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Gründ-
 lichkeit derselben besteht, ohne Wahrheit derselben aber eine formelle Vollkom-
 menheit, mithin eigentlich Unvollkommenheit bleibt.

Vollmachtsvertrag, Bevollmächtigtungsvertrag (man-

datum, contractus mandati) ist ein Vertrag, vermöge dessen Jemand ein rechtliches Geschäft eines Andern unentgeltlich in dessen Namen zu besorgen sich verbindlich macht. Derjenige, welcher das Geschäft übernimmt, heißt Mandatar (Bevollmächtigter, und zwar, wenn er alle Angelegenheiten Jemandes, welche der besondern rechtlichen Verrichtung bedürfen, besorgt, Generalbevollmächtigter, wenn er nur einige oder eine zu besorgen hat, Specialbevollmächtigter); der, welcher es überträgt, aber heißt Mandant (Bevollmächtiger). Vermöge dieses Vertrags kann nun der Bevollmächtigte von dem Bevollmächtigten die sorgfältige Verrichtung des Geschäfts, und Entschädigung für den aus der nachlässigen, insbesondere aber aus Überschreitung der Vollmacht resultirenden Nachtheil fordern; sowie dagegen der Bevollmächtigte für die mit gehöriger Verrichtung des Geschäfts nothwendigen verbundenen Kosten Ersatz verlangen kann. Die Geschäfte, welche Letzterer im Namen seines Bevollmächtigten verrichtet, machen ihn verbindlich und berechtigt. Der Vollmachtsvertrag hört auf, durch den Willen der Mandanten, durch die Aufkündigung von Seiten des Mandatars, oder durch die Einwilligung beider. Auch der Tod hebt es auf. Verbindlichkeiten aus diesem Vertrag aber gehen auch auf Erben über. Der Betrug des Mandanten wie des Mandatars zieht Infamie nach sich. Das Mandat setzt eine unentgeltliche Besorgung voraus, denn durch Bezahlung wird das Verhältniß zur Dienstvermietung (locatio operarum), doch wird ein Ehrensold (Honorar) für Dienste höherer Art (z. B. liberales) gestattet, und wo aus solchen Diensten ein Amt und Beruf wird (z. B. Advokaten, Mäkler, Spebiteurs u. a.), selbst ohne ausbedungen zu sein, zur Schätzung.

Bollmond, s. Mondphasen.

Bolney (Constantin François Chasseboeuf, Graf v.), Pair von Frankreich, berühmt durch seine Reisen und Schriften, geb. 1755 zu Craon in Bretagne, früh eine große Neigung, fremde Länder zu sehen. Seine Wahl fiel zunächst auf Italien. Fast ein Jahr lang verweilte er in einem Maronitenkloster auf dem Libanon, um Arabisch zu studiren, was damals in Europa selbst noch sehr schwierig war. „Voyage en Egypte et en Syrie, pendant les années 1783—85“ (Paris 1787 in 2 Bdn. (3. Aufl., 1808). 1789 ward er in die constituirende Nationalversammlung gewählt, wo er die Grundsätze einer freien Verfassung eifrig vertheidigte. 1791 gab er sein berühmtes, fast in alle europäische Sprachen übersetztes „Les ruines, ou méditations sur les révolutions des empires“, heraus. Bei Auflösung der constituirenden Versammlung ging B. mit Pozzo di Borgo nach Corsica, um dort einige landwirthschaftliche Ideen auszuführen. Erst hier die Familie Bonaparte kennen, der er seit diesem Zeitpunkte sehr ergeben blieb. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er während der Schreckensherrschaft verbannt; erst nach dem 9. Thermidor erhielt er seine Freiheit wieder. 1795 machte er eine Reise nach Amerika, wo er von Washington wohl aufgenommen wurde. 1798 kehrte er nach Paris zurück, nahm an der Revolution vom 18. Brumaire Theil, und war sogar als Consul in Vorschlag. Indessen ward er von Napoleon zum Mitgliede und Vicepräsidenten des Senats ernannt. Schon früher war er Mitglied des Instituts geworden; nach der Restauration ward er zum Pair ernannt. Sein „Tableau du climat et du sol des Etats-Unis d’Amérique“ erschien zu Paris 1803. Als historischer Kritiker schrieb er gegen Langlès sein „Chronologie d’Hérodote“ (2 Bde., Paris 1808), u. A. In den letzten Jahren beschäftigte er sich wieder mit dem Studium der asiatischen Sprachen; er stiftete in seinem Testamente eine Preis für die Fortsetzung seiner Forschungen. Zeitinteresse haben noch jetzt seine „Considérat. sur la guerre des Turcs“ (Paris 1788). In dem bleiben „Die Ruinen“ sein vorzüglichstes Werk, das sich sehr durch tiefe Ansichten, als durch glückliche Darstellung auszeichnet und verdient, neben Gibbons „Verfall des römischen Reichs“ genannt zu werden.

ris. Sein Freund, Graf Daru, hielt ihm eine Gedächtnisrede, und gab die ihm vermachte Bibliothek des Verstorbenen zurück. Die „Oeuvres complètes de Volney“, mit 12 Kupferstichen, erschienen zu Paris 1821 in 8 Bdn.

Volpato, Kupferstecher, geb. 1733 zu Bassano, verbrachte seine Jugend mit Zeichnungen zu Stickmustern, die er zum Theil selbst ausgeführt hat. Dann kam er nach Venedig, wo er gemeinsam mit dem Bildhändler Wagner Kupferstiche arbeitete. Ein Jahr nach Parma; nach dessen Vollendung beschloß V. von dort nach Rom zu wandern. Seine Kunst versprach ihm Mittel zur Lebenshaltung, und noch mehr ein Kunsthandwerk, dessen Mercantur er sich überließ. Eine Gesellschaft von Kunstfreunden, die sich damals vereinigt, Rafael's Werke zu kopiren, hatte sich damals vereinigt, Rafael's Werke zu kopiren. Die Zeichnungen des spanischen Malers la Tour, die Cardinal Silvio Valenti während 3 Jahren hatte ausführen lassen, durch ein Vermächtniß des Cardinals Luigi Valenti sich zu befinden, wurden zum Grunde gelegt. V. ward dort aufgenommen und machte sich bald vor seinen Mitarbeitern bemerkbar, die er gegeben hat, verdienen in Rücksicht der Ausführung die erregen den Eindruck des Ganzen, so weit er sich im Kleinen zeigt, und zeigen, wie glücklich V. diese großen Werke auch zu kopiren aufgefaßt hatte, durch die geschickteste Vertheilung von Licht und Schatten die berechnetste Vereinigung der Nadelnadel mit dem Grabstein, diese so schwierige Aufgabe bei einem Werke von solchem Umfange. Durch die Ausgabe der Rafael'schen Logen u. Arabesken, wurde er der Stifter einer Schule trefflicher Zeichner und erregte, des großen Meisters Werke zu ihrer allgemeineren Anerkennung einen reinern Kunstsinne unter den Kupferstechern geweckt zu Ausführung, und Berücksichtigung des malerischen Effects, dem Colorit, sondern auf der Vertheilung von Licht und von Schatten die unbestreitbaren Vorzüge seiner Schule, aus der auch Rafael's Schüler, später sein Freund, endlich durch die schöne Dorothea, hervorging. Nicht ohne Einfluß auf V.'s Kunstbildung war der Genosse seiner Sokratischen Abendmahle, an denen auch Theil nahm. Durch ein Relief, das in der Halle der Apostel aufgestellt ist, hat Canova das Andenken seines Freundes und Wohlthäters. Am 26. Aug. 1803 dem Kreise seiner irdischen Thätigkeit ent-

19.

ausonisches Volk, das vor der Erbauung Roms im ehemaligen Campagna di Roma) wohnte, und eine republikanische Verfassung führten fast ununterbrochen Kriege mit den Römern, wieweil die ewigen Feinde der Römer genannt werden. Ihre Hauptstadt Antium, deren Ruinen in der Gegend des Vorgebirges Capri den Namen hat, sich finden. Eine andre Stadt der Volscer war Coriolan den Beinamen erhielt. Nachdem sie die Römer bedrängt hatten, wurden sie endlich, wie die andern Völker der Campagna besiegt und verschwanden aus der Geschichte.

Volpato, geb. aus einer angesehenen Familie zu Como, d. 18. März 1827. Seine Jugend war eine närrische Amme. Sein Talent erwachte spät. Als er zeigte er ebenso viel Neigung für die ernstern Wissenschaften. Er versfertigte damals ein schönes lateinisches Gedicht auf

koramt mit die Lust an, auf allen Dieren zu kriechen". Dieser Scherz mochte der Verf. des „Emil“ zu W.'s unverföhnlichem Feinde. Als ihm in der Folge B. sich eine Freistätte anbot, schrieb ihm Rousseau: „Mein Herr, ich kann Sie nicht ausstehen, weil Sie meine Republik durch Ihre Komödien verderben". „Mein Freund Jean Jacques", sagte hierauf W., „ist kränker als ich glaubte". Darauf mischte sich B. in die damals in Genf herrschenden politischen Streitsachen, und da er dadurch mit vielen angesehenen Leuten in Zwist gerieth, hielt er es für gut, diesen Aufenthalt zu verlassen. Er kaufte daher das Landgut Ferney, Pays de Gex, wo er in Gesellschaft seiner Nichte, Madame Denis, den Rest seines Lebens unabhängig verlebte. Er zog Manufacturisten und Colonisten in sein Gebiet, verschaffte ihnen durch seinen Einfluß bedeutende Vortheile, und wirkte wie ein kleiner Fürst unter seinen Unterthanen. Hier baute er statt der alten eine neue prächtige Kirche mit der Inschrift: „Deo erexit Voltaire". Ein entschiedener Feind der Tyrannei und Unterdrückung, gewährte er manchem Bedrückten Schutz und Hülfe, unter andern der unglücklichen Familie des Jean Calas, der als ein Opfer des Fanatismus gefallen war. Damals schrieb er seine merkwürdige Abhandl. über die Toleranz. Auch die Enkelin des großen Corneille fand bei ihm eine anständige Versorgung. — In den zahlreichen Schriften, welche er in dem von der Welt geschiedenen, Aufenthalte verfaßte, bekämpfte sein freier Geist die Waffnen des geistvollsten Spottes und der kühnsten Beredsamkeit Alles, was seinen Ideen von Freiheit und Selbständigkeit, sowol in weltlichen als in geistlichen Dingen, widersprach. Der Geistlichkeit war er wegen des Glaubenszwanges und der Verfolgungssucht besonders abhold. Nur kränkte er oft die Religion selbst, wenn er ihre Diener angreifen wollte. Auch leiteten ihn nicht immer die edelsten Bewegungsründe. Unter Andern schrieb er den „Candide", einen philosophischen Roman, der von Seiten des Styls unter die Meisterwerke dieser Art gehört. 1759 erschien die erste Ausg. seiner Werke, unter seinen Augen veranstaltet. Er besöhnte ihn mit Friedrich d. Gr. Der Monarch erneuerte seinen Briefwechsel mit W. und sandte ihm seine eigne Büste aus Porzellan mit der Unterschrift: „Immortali!" „Sire", antwortete W., „Sie haben mir ein Gut in Ihrem Reichthum geschenkt". Die Kaiserin Katharina von Rußland sandte ihm gleichfalls kostbare Geschenke von den artigsten Briefen begleitet. Er dankte ihr für eine von ihm selbst verfertigte eisenbeinerne Dose und für ihre Instruction (für die von ihm beauftragte Gesandtschaft), die sie ihm überschickt hatte, durch ein von ihm selbst gestricktes Armband. 1769 ward eine Medaille auf ihn geprägt, zu der man die Vers aus der „Henriade" nahm: „Il ôte aux nations le bandeau de l'erreur". Auch errichteten ihm franz. Gelehrte und Friedrich eine Bildsäule mit der Inschrift: „Statue érigée à Voltaire par les hommes des lettres ses compatriotes"; und Ludwig XV. sagte: „Er verdient sie". Kein Fremder von Bedeutung ging ohne Vorüber, ohne dem merkwürdigen Manne seine Achtung zu bezeugen. In Wien sah ihn nicht. Gleichwol war W. nichts weniger als glücklich. In Wien an die immerwährende Bewunderung der Welt gewöhnt, ward er bald seines Aufenthaltes überdrüssig, und begab sich in seinem schon weit vorgerückten Alter (Febr. 1778) noch ein Mal auf den Schauplatz des Kampfes aller, auch der heftigsten, Leidenschaften, nach Paris. Hier fand er ebenso viel Bewunderer, die ihn vergötterten, als erbitterte Feinde. W. wußte dies, daher antwortete er den Bedienten, die seinen Wagen anhielten, auf die Frage, ob er nicht Contrabande mit sich habe: „Nein, keine, als meine Person!" — Die Frage des Königs bei seiner Ankunft, ob das Decret des Parlements gegen W. noch seine Kraft habe, machte ihn besorgt, indessen geschah nichts weiter gegen ihn. Die franz. Akademie nahm 3 ihrer Mitglieder zu seiner Bewillkommnung ab, da sonst eins gesandt zu werden pflegte; die Schauspieler warteten ihm in corpore auf. „Wir sind gekommen"

n sie, „Sie zu bitten, daß Sie uns mit Ihrem Obem beseelen!“ — „Ich lebe für Sie und durch Sie“, war seine Antwort; ein Beweis, daß er seine drasche Wirksamkeit für die bedeutendste hielt, und in der That waren auch drasche Arbeiten die letzten Beschäftigungen seiner Feder. So schrieb er seinen *acred*“ im 66. J. seines Lebens. Der Besuche waren so viele, daß er sich fast erdrückt fühlte. „Ich werde erstickt“, sagte er, „aber mit Rosen“. Auch Klin, der amerik. Gesandte, kam mit seinem Enkel zu ihm: „Mein Sohn, auf die Knie vor diesem großen Mann!“ und B. segnete den Knaben mit den Worten: „Gott und Freiheit!“ Er hatte ein neues Trauerspiel, „Trene“, mit-richt, welches den 16. Mai aufgeführt wurde. Die königl. Familie war zuge- und das Stück ward mit unbegrenztem Beifall aufgenommen. Die franz. Akade wünschte ihm Glück dazu, und stellte seine Büste neben die von Corneille. der 6. Vorstellung kam er ins Theater, und als er sich in der Loge niedergelass-atte, trat ein Schauspieler herzu und überreichte ihm einen Lorbeerkranz, und Beendigung des Stücks ward auch seine Büste auf dem Theater bekränzt. — diese Aufregungen seines Gefühls, verbunden mit ununterbrochenen literari- Arbeiten und der Veränderung seiner gewohnten Lebensweise, wirkten berge-auf seine Gesundheit, daß er nicht lange mehr leben zu können schien. Er be-te dies sehr wohl. „Ich bin nur nach Paris gekommen“, sagte er, „um mei-Ruhm und mein Grab zu finden!“ — Er konnte nicht mehr schlafen, und eine rose Dosis Opium, welche er ohne den Rath des Arztes genommen hatte, it seinen Tod beschleunigt zu haben. Als seine Bauern von seiner Krankheit n, wollten sie nach Paris kommen, und ihn in einer Sänfte nach Ferney trä- Er wohnte zu Paris bei dem Marquis v. Villette. Dieser sandte nach dem pfarrer von St. = Sulpice, um zu versuchen, ob er nicht B. bestimmen könnte, den Ceremonien zu unterwerfen, welche erfordert werden, um als ein kathol. t aus der Welt zu scheiden. Man hat die Umstände dieses Besuchs verschiede- lt; so viel ist indessen gewiß, daß B., ohne die Sacramente empfangen zu a, den 30. Mai 1778 im 85. J. seines Alters starb. Der Erzbischof von s soll dem Todten ein christl. Begräbniß verweigert haben, und sein Leichnam : insgeheim zur Beerdigung nach Scellieres, einer Bernhardinerabtei zwischen nt und Tropes, gebracht worden sein. Vermöge eines Decrets von der Na- lbersammlung 1791 wurden seine Überreste in dem Pantheon (der alten Geno- kirche) zu Paris neben denen von J. J. Rousseau u. a. großen Männern des andes beigesezt. — B. hatte in seinem Äußern viel Ausgezeichnetes. In sei- Gesicht lag, wie man sagt, etwas von dem Adler und der Meerkatze, sowie er mit dem kühnen Aufstreben des erstern etwas von der Börsartigkeit der letztern igt haben soll. Er war heftig, jähzornig, empfindlich, aber sonst weich, mit- , hülfreich, fröhlichen Muthes und aus Grundsatz leichten Sinnes. Bei den ichtsten Ansichten und Grundsätzen waren seine Handlungen nicht immer die hsten, und viele gute flossen wenigstens nicht aus den reinsten Quellen. Er it in seinem Charakter stets etwas Schwankendes, und trotz seines Hasses : Vorurtheile huldigte er doch diesen nicht selten auf eine ihm wenig Ehre brin- : Weise. So schmeichelte er aus Eitelkeit den Großen und suchte deßhalb oft Gesellschaft. Erst als er sich von den Höfen zurückzog und alt ward, wuchs Ruhm. Er war zu selbstsüchtig, um Liebe einzulösen, besonders soll ihn der beherrscht haben. Doch war er später ein Versorger der Armen und ein Schutz Interdrückten. Es ist indessen schwer, nach einzelnen Anekdoten darüber ein ehendes Urtheil zu fällen. Daher läßt sich auch erklären, daß er aller Bewun- ungeachtet keinen Freund gewann. Er war ein großer Geist, aber kein großer sch, daher auch seinen Schriften der Zauber mangelt, den nur eine große Seele reichen vermag. Indes handelte er oft großmüthig. Der Abbé Desfontaines,

dem er viele Wohlthaten erwiesen hatte, gab die „Henriade“ nach einer vollkommensten Abschrift, ohne ein Recht dazu zu haben, heraus. Desfontaines ward unglücklich, bereute, was er gethan, und V. ward aufs neue sein Wohlthäter. Wegen einer entehrenden Beschuldigung verhaftet, verdankte der Abbé dem Fürsten V.'s auf den Geist der damals sehr mächtigen Mab. de Prete, seine Freiheit, seine Ehre und vielleicht sein Leben. Desfontaines vergalt dies durch eine bittere Kritik durch eine beißende Schmähschrift! Einem durch ein ungerechtes Urtheil zu Grunde gerichteten Bauer, der seine Hülfe suchte, gab V. 3000 Livres und ließ ihn in Ferney sich anbauen. In Gesellschaft war V. angenehm, höflich und ein vollkommener Hofmann. Seine Lebhaftigkeit war so groß, daß er oft ganze Nächte arbeitete. Noch im 80. J. arbeitete er 14 Stunden des Tages. Condorcet, in seinem „Leben Voltaire's“, sagt von ihm als Schriftsteller: „Niemand hat vielleicht Das, was man justesse de l'esprit nennt (Richtigkeit des Blicks), in einem höhern Grade besessen als V. Er behauptet diese mitten in seiner poetischen Begeisterung, wie in der höchsten Lustigkeit; überall leitet sie seinen Geschmack und lenkt seine Ansichten; sie ist eine der vornehmsten Ursachen des unbeschreiblichen Reizes, den seine Werke für alle Menschen von gesundem Geiste haben. Nichts vielleicht Jemand mehr Gedanken auf einmal umfaßt, und mit mehr Schärfe Alles durchdrungen, was keine weitläufige Zergliederung oder tiefes Nachdenken erfordert. Sein Adlerblick setzte mehr als einmal auch Diejenigen in Erstaunen, welche diesen Hülfsmitteln tiefere Ideen und umfassendere oder bestimmtere Ansichten verdankten. Oft sah man ihn in Gesellschaft in einem Augenblicke unter mehreren Dingen wählen, sie sogleich ordnen, und sie aufs glücklichste und glänzendste darzustellen. Daher der Vorzug seiner Schriften, daß sie stets einfach und klar, doch nicht zu einfach werden, und daß sie der gemeine wie der denkende Leser fast mit gleichem Vergnügen benutzt. Liest man sie mit Nachdenken, so findet man in seinen Werken eine Menge Grundsätze einer tiefen Philosophie, welche dem flüchtigen Leser entgegen kommen, weil sie keine Anstrengung erfordern, um verstanden zu werden.“ — Es ist nicht zu sehen, daß dieses Urtheil hier und da, z. B. im Punkte der Philosophie, den Vorzügen verräth, denn praktischer Nutzen war doch sein erster Gesichtspunkt in der Wissenschaft. — Unter V.'s zahlreichen Werken stehen wol seine dramatischen auf der ersten Stufe. Unter allen seinen Landsleuten hat er am glücklichsten mit Racine und Corneille um die Palme gerungen. Auch sind seine Trauerspiele noch jetzt Lieblingsstücke der Franzosen. Die nationale Anerkennung erhebt in denselben am meisten die oft hinreißende Kraft der Motive, den lebendigen Ausdruck des Gefühls, zumal in reinmenschlichen Beziehungen, die fruchtbare Klarheit gereinigter Gedanken und Lebensansichten, das umsichtige Benutzen des Fremden innerhalb des feststehenden Theaterherkommens, endlich den Glanz einer meisterhaften Sprache. Daß die Poesie bei keinem Volke die Farbe des Landes verleugnet, so ist es insofern seitig, den Charakter der Franzosen und im Einklange mit diesem das unterscheidende Wesen ihrer Tragödie nach einem fremden Stempel beurtheilen zu wollen. Lessing hatte für sein Theil ganz recht, daß er die lächerlichen Ansprüche des französischen Geschmacks auf Allgemeingültigkeit für immer zu Boden schlug, indem er das Gegenblatt einer falschen Convenienz mit dem Brennspiegel der naturgemäßen Wahrheit vertilgte. Er hat uns in der Art wenig oder nichts zu thun übriggelassen, denn dürfen wir jetzt ohne Besorgniß der Verirrungen selbst in der franz. Beschaffenheit die nationale Richtung ehren, ohne sie deshalb im geringsten für ein Muster zur Nachahmung zu erklären. Aus dem Gesichtspunkt einer freien Kritik ist besonders in den Tragödien V.'s, des Unnatürlichen nicht zu gedenken, das er als Schauspiel zur Schau stellt, die unkünstlerische Absichtlichkeit zu rügen, mit welcher er die Leidenschaften des Tages und seine persönlichen Bestrebungen einflüßt. Ein wahres Kunstwerk ist kein Gelegenheitsgedicht. Ungeachtet seines sprudelnden Witzes hat V.

Spiele nichts Vorzügliches geleistet. Der Grund liegt in der Eigenthümlichkeit der Phantasie und der damaligen Gesellschaftsbildung. Die „Henriade“, reich einzelnen glänzenden Stellen, ermangelt des wahren epischen Charakters, ist bei verfehlt in der Anlage des Ganzen und steht als Erzeugniß der Kunst weit unter der „Pucelle d'Orléans“, einem Meisterstücke der komischen Muse. Unter den historischen Arbeiten sind der „Siècle de Louis XIV et XV“, sowie die *histoire de Charles XII*“, der „*Essai sur l'histoire générale, sur les mœurs et l'esprit des nations*“, reich an politischen Blicken, und haben daher Robertson's Kennerurtheil für sich gewonnen. Als Geschichtsforscher ist er nicht zu nennen, sein Verdienst liegt in der glücklichen Darstellung, die als ein Pflegen der angeführten siècles beide ohne genau bewußtes Streben treffend wiedergibt. Der durchlaufende Grundirrtum ist die hohe Meinung von der franz. Unvergleichlichkeit, gegen welche die übrigen modernen Völker als vermeinte Barbaren den Schatten gestellt werden. Dabei wird die reine Ansicht, das treue Auffassen der Gegenstände fortwährend gestört durch die unverträgliche Einmischung einer kritischen, flachen Aufklärerei. Die philosophischen Romane, Abhandlungen, innern Porrien, Erzählungen, Dialogen u. s. w. zeigen überall den umfassenden Geist und gewandten feinen Darsteller; überhaupt ist V. in der Gattung der *pièces satiriques* einzig zu nennen. Haller, sein großer Zeitgenosse, erkennt V.'s entschieden Vorrang vor Rousseau in Allem an, wo Wis und Einbildungskraft die Sprache des Herzens überglänzen. Als Prosaisker ist er unerreichbar, so schön und ergiebig ist sein Ausdruck, so reich sein Wis. Unter allen franz. Schriftstellern ist vielleicht Derjenige, der die Eigenthümlichkeiten seiner Nation am vollständigsten seinen Werken spiegelt, daher er auch immer ein Lieblingsautor für die Weltleute sein wird. Die geistreiche Marquise du Châtelet war seine innige Freundin, das sind die „*Lettres inédites de M. la Marq. du Châtelet et supplément à la correspondance de Voltaire avec le roi de Prusse etc., avec des notes histor.*“ (Paris 1818) ein anziehender Beitrag zu V.'s Biographie. Vgl. „*La vie de Voltaire par Condorcet*“ (deutsch mit Zusätzen, Berl. 1791); „*La vie de Voltaire*“ M. (Mereier) (Genf 1788); „*Examen des ouvrages de M. de Voltaire*“ M. Linguet (Brüssel 1788); „*Vie littéraire de Volt. rédigée par de Lue*“. Als Menschen und Privatmann schildert ihn mehr der Abbé Duvernet in „*Vie de Voltaire suivie d'anecdotes, qui composent sa vie privée*“ (Paris 1797) und „*Mém. sur Volt. et sur ses ouvr. par Waynières et Longchamps, secrétaires*“ (Paris 1826, 2 Bde.). Waynières mußte der Kaiserin Katharina die von ihr gekaufte Bibliothek V.'s in Petersburg so anordnen, wie sie in Petersburg gestanden hatte. Die „*Vie de Voltaire*“ von Mazure, Uebersetzer der *Sturm*, ist sehr partiell. V.'s Werke wurden von Beaumarchais zu Rehl 1784 fg. in 12 Bdn. 4., 8. und 92 Bdn. 12. herausgegeben; und von Palissot mit Anmerk. Paris 1796 fg. Noch erschienen „*Pièces inédites*“ (Paris 1820). Neuerdings hat sich zwar die alte Verfolgung in und außer Frankreich wieder gegen seine Schriften erhoben; dennoch sind seit 1817 bis jetzt 7 Ausg. der „*Oeuvres de Voltaire*“ erschienen; die wohlfeilste von Touquet 1820. 1823 fand man in der kaiserl. Eremitage zu Petersburg ungebrachte Werke V.'s: das wichtigste ist ein neuer Commentar über Rousseau's „*Contrat social*“, das zweite ein seitdem gedrucktes Märchen. Von Dupont's Ausg. der Werke V.'s in 70 Bdn. sind bereits 64 erschienen (1827). Eine ziemlich vollständige, aber freilich wol nicht ganz partielle Übersicht der zahlreichen literarischen Kriege V.'s gibt das „*Tableau philosophique de l'esprit de Mr. de Voltaire*“ (Genf 1771).

Voltaire'sche Säule, s. Galvanismus.

Volte (Wendung, Drehung) heißt in der Reitkunst die völlige, runde Wendung, die man mit dem Pferde nimmt, so nämlich, daß das Pferd einen Kreis

macht, dessen Mittelpunkt die Hinterfüße des Pferdes bilden. — Im Kartenspiel die taschenpielerische Gewandtheit, die Karten im Mischen so zu wenden und mengen, daß eine gewisse Karte an einen bestimmten Platz, oben, unten oder in die Mitte, gebracht wird: die Volte schlagen.

Volligiren, die Kunst, nach gewissen Regeln geschickt und weit zu springen; die Anweisung dazu bezieht sich gewöhnlich auf das Springen auf und ab das Pferd, und von dem Pferde. — Davon erhielt franz. Jägersoldat den Namen **Volligieurs**, weil es zuerst bestimmt wurde, in besondern Fällen hinter der Escadre aufzusitzen, um mit derselben schnell nach bedrohten Punkten eilen zu können. (Die Sache selbst ist viel älter, denn wir finden sie schon in der Geschichte der letzten vorigern Jahrhunderte.)

Volumen. Um sich von dem Volumen, d. i. dem räumlichen Inhalte eines Körpers, einen richtigen Begriff zu machen, denke man sich ihn ganz in irgend eine Flüssigkeit eingetaucht, die ihn nicht verändert und nicht in ihn eintaucht sondern ihn bloß bedeckt. — Wird er hiernächst aus der Flüssigkeit herausgezogen und zur nämlichen Raumerfüllung neue Flüssigkeit hinzugegossen, so gibt der Inhalt dieser letztern offenbar den räumlichen Inhalt, das Volumen, des Körpers und gewährt zugleich ein einfaches Mittel zur stereometrischen Berechnung desselben, wenn die unregelmäßige Gestalt des Körpers selbst dieser Berechnung hinderlich entgegenzusetzen sollte. Die Erfahrung lehrt, daß gleiche Volumina verschiedener Körper nicht einerlei Gewicht haben. Diese Verschiedenheit führt auf den Begriff der **Masse** (s. d.), welche also, wie häufig es auch im gewöhnlichen Leben vorkommt, mit dem Volumen eines Körpers nicht verwechselt werden darf. Gleichermassen beruht hierauf der Unterschied zwischen dem absoluten und specifischen Gewichte der Körper.

Vondel (Joost van der), einer der berühmtesten holländ. Dichter, dessen poetische Werke bei den Holländern noch in großer Achtung stehen. Er war zu Köln geb., kam in seiner Kindheit mit seinen Eltern, die Wiedertäufer waren, nach Holland, trat zu den Arminianern über, und starb endlich 1659 in der römischen Kirche. Die Natur hatte ihn nicht nur mit reichen Talenten ausgestattet, sondern sie war auch seine einzige Lehrerin; man kann ihn als den Epikur der Holländer betrachten. V. widmete sich ganz der Poesie; erst in seinem 21. lernte er die lat. und franz. Sprache, las die Werke der Alten und der Franzosen und suchte den Mangel einer gelehrten Erziehung zu ersetzen. Seine Werke zeichnen sich von Genie und einer hohen und edlen Phantasie, dabei aber wird man von der incorrecten Sprache höchst unangenehm gestört. Seine Poesien füllen 9 Bände und sind theils metrische Übersetzungen der Psalmen, Virgil's und Ovid's, theils Satyren und Tragödien, unter denen „Palamedes“, ein allegorisches Stück (eigentlich „Barnevelt's Tod“), „Die Eroberung Amsterdams durch Graf Fierabras von Holland, oder Gysbrecht von Amstel“ für die vorzüglichsten gehalten werden können überhaupt die besten holländ. Tragödien sind. Gryphus ahmte sie nach. G. hat V. in einer lat. Preisschrift geschildert (Leyden 1818).

Vorarlberg, von Tirol, von der schweizerischen Eidgenossenschaft, von Bodensee und dem Königreiche Baiern umgeben, bildet den 7. Kreis Tirols, aber auch zugleich ein für sich bestehendes Ländchen mit einer besondern Verfassung. Es besteht aus den Herrschaften Bregenz, Feldkirch, Plödenz und Hohenems und enthält nach Lichtenstern 74½ QM., 3 Städte, 7 Marktflecken, 412 Dörfer und 76,000 Einwo. Die vorarlbergischen Herrschaften haben ihren Namen von der Arlberge oder Adlersberge, einem Theile der norischen Alpenkette, welcher sich von Tirol scheidet. Sie wurden sonst zu Vorderösterreich gerechnet, 1782 aber zu Österreich geschlagen. Durch den preßburger Frieden kamen sie, sowie ganz Tirol, an Preußen und erst 1814 kehrten sie unter Österreich's Herrschaft zurück. Der Boden ist

often ist gebirgig und wird von mehreren kleinen Flüssen bewässert. Der verläuft bloß auf einer Strecke von 4½ Meilen die westliche Grenze. Der die Flüsse nehmen auf den hiesigen Gebirgen ihren Ursprung. Sie haben Abflüsse und gute Weiden, daher die Viehzucht den Hauptnahrungszweig ist. Der Getreidebau reicht nicht für den Verbrauch hin; dagegen hat man Kartoffeln, auch Obst und Wein. Baumwollen-, Kattun-, Mousselin- und Weberei ist sehr verbreitet. Auch die Verfertigung von Holzwaaren, der u. Häuserbau (hölzerne Häuser gehen zu Wasser nach der Schweiz), Schiff- und Eisenhütten beschäftigen einen großen Theil der Bewohner. Viele Vorarl- bauer als Maurer und Tagelöhner nach der Schweiz aus, und kehren dann im Herbst mit dem ersparten Lohne zu ihren Familien auf einige Monate zu Bregenz, die Hauptstadt, hat 2500 Einw., viel Gewerbleiß, Schiff- und Handel.

Vorbehalt (geistlicher), s. Religionsfriede.

Vorbersatz, s. Syllogismus.

Vorhalt, Retardation (Musik). Wenn bei einer Folge von Accorden ein oder mehrere Töne eines Accordes liegen bleiben, während die übrigen in den folgenden Accord wirklich übergehen, und auf diese Art der Eintritt der zu dem Accord gehörigen Töne verzögert wird: so werden diese verzögernden, im vorhergehenden Accord gehörigen Töne, welche zugleich die durch dieselben entstehenden zufällig dissonirenden Accorde bilden, Vorhalter genannt. B. diese Folge von Accorden:

| | | |
|---|---|---|
| c | h | c |
| g | f | c |
| e | d | c |
| c | g | c |

Setzt hier jedes Intervall dieser Accorde seiner bestimmten Art gemäß fort. In dem nun aber das obere c des ersten Accordes noch in der Oberstimme liegen, das g, das e und das untere c schon nach f, d und g fortschreiten, und erst in der andern Hälfte des Tactes das h: so ist das liegen bleibende c, in der Oberstimme der Eintritt des erwarteten h verzögert wird, sowie der entstehende sogenannte Quartquintseptimenaccord, worin außer der wesentlichen dissonirenden Septime f auch die Quarte c zufällig dissonirt, ein Vorhalt oder Retardation. Ebenso kann in dem letzten Accord ein solcher Vorhalt angebracht werden, wenn das f der zweiten Stimme e von dem vorhergehenden Septimenaccord die erste Hälfte des letzten Dreiklanges übergezogen und dadurch der Einwirkung dahin gehörigen Terz e verzögert wird. B. B.

| | | | | | | | | |
|---------------|--|--|--------------|--|--|-------|----|----|
| Ohne Vorhalt: | | | Mit Vorhalt: | | | Vorh. | | |
| | | | | | | c | ch | c |
| | | | | | | g | f | fe |
| | | | | | | e | d | c |
| | | | | | | c | g | c |

Nach dieses Verfahren entstehenden Dissonanzen werden zufällige oder festverschrieben genannt, weil sie nicht wesentlich zum Accord gehören, sondern nur an der durch sie verzögerten, dahin gehörigen Consonanzen (Wohlklänge) stehen. Vorhalte haben den Zweck und die Wirkung, Accorde inniger mit einander zu verbinden.

Ur.

Vorherbestimmung, Prädestination, s. Gnade.

Vorherr (Johann Michael Christian Gustav), Dr., königl. bair. Bau- und Regierungsrath des Isarkreises, Vorstand der k. Baugewerkschule und

Mitglied der k. Akademie der bildenden Künste, des landwirthschaftlichen und polytechnischen Vereins, dann Secretair der Deputation für Bauwesen und Landesverschönerung zu München, geb. am 19. Oct. 1778 zu Freudenbach, im Fürstenthum Ansbach, evangelisch, erlernte die Architektur, in Verbindung mit Landwirthschaft, durch Privatunterricht und öffentliche Schulen: zu Freudenbach (ersten Anfangsgründe bei seinem Vater, einem verdienten Landbaumeister, der früher in Dresden, Berlin, Hamburg und Wien gebildet hatte, und in einem großen Umkreise seines Wohnorts bedeutende Baugeschäfte leitete; dann bei dem um seine Gemeinde, besonders um Jugendbildung, hochverdienten Intendanten F. D. J. Ammon), zu Uffenheim und Ansbach; auf den Universitäten Erlangen und Marburg, auf den Kunstakademien zu Berlin und Paris, als königl. pensionnair und Baupraktikant, und bildete sich weiter aus durch Reisen in ganz Deutschland, in der Schweiz, in den Niederlanden, in Frankreich, Italien und England. — Von 1800 — 3 war er gräfll. Götz'scher Architect zu Schilg; sind von ihm der neue Schloßbau, mehrere Garten- und Wirthschaftsgebäude, ein paar steinerne Brücken &c. besorgt worden; auch begann er schon damals im Kreis für Landesverschönerung zu wirken, hierzu besonders angeregt durch seinen hochsinnigen Bauherren. Von 1803 — 6 war er kaiserl. oranischer, dann bis 1806 kaiserl. franz. Baumeister zu Fulda, wo unter seiner Leitung die neue Wilhelmsstraße, eine neue Kirche, dann mehrere Schulhäuser, Hof-, Domainen- und Eisenbauten, eine neue Hochstraße &c., entstanden sind. Dasselbst bildeten sich Ideen für Landesverschönerung mehr aus; da aber die kriegेरischen Zeiten in Hinsicht keine praktischen Übungen gestatteten, so theilte er sich darüber in Schriften mit, zuerst 1807 im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“. 1809 erhielt er zu Paris sein Anstellungsdecret als Kreisbauinspector zu München, 1810 wurde er Mitglied des Oberbaucommissariats, dann Baureferent bei der Kreisbaudirection, 1815 zugleich Baucommissionsrath und 1817 provisorischer Baucommissair im Staatsministerium des Innern, 1818 Baurath bei obersächsischer Regierung. Viele neue Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser, dann Wohngebäude, mehrere Wasser-, Brücken- und Straßenbauten der Communen, das Begräbnißplatz zu München, zahlreiche Privatgebäude &c. sind nach seinem Entwerfen und unter seiner Leitung entstanden; besonders suchte er auf die Verbesserung und Unterstützung der Bauhandwerker nach allen Kräften einzuwirken, den Baustyl zu verbreiten, und gab durch seine 1819 im Druck erschienenen „Vorträge über die Direction des öffentlichen Bauwesens in Baiern“ Fingerzeige zur Organisation dieses wichtigen Verwaltungszweiges. Vorzüglich dürfte seine Gründung der großen Volksache: Landesverschönerung, Erwähnung verdienen, worüber sein seit 1821 bestehendes „Monatsblatt für Bauwesen und Landesverschönerung“ Auskunft gibt. Nach ihm umfaßt die Landesverschönerung im Allgemeinen den großen Gesammbau der Erde auf höchster Stufe; sie lehrt, wie die Menschen sich besser und vernünftiger anzusiedeln, wie sie von dem Boden Besitz zu nehmen und solchen klüger zu benutzen haben; sie legt das Fundament einem verbesserten Kunst- und Gewerbwesen u. s. w. Im Besondern umfaßt das gesammte Bauwesen eines Landes, Wasser-, Brücken-, Straßen- und Hofbau des Hofes und Staats, der Communen und Stiftungen, dann die Baueinschließlich der Pollzet des Feld- und Gartenbaus; lehrt die Hochgebäude den Weltgegenden orientiren und die Wohnhäuser, mit steter Hinsicht auf die Gesundheit möglichst vollkommen einrichten; die Städte und Dörfer verschönern und anlegen; die Fluren vernünftiger eintheilen und freundlicher gestalten; billige geschicktere Bauleute, und strebt, ein glückliches Bürgerthum zu gründen und zu erhalten. Die wahre Landesverschönerung entsteht nur dadurch, wenn Ackerbau, Gartenkunst und Architektur, in größter Reinheit, ungetrennt nicht bloß für

ne, sondern hauptsächlich für das Gemeinsame wirken. Für die Verbreitung der Ideen ist in München eine eigne Deputation thätig, die aus Mitgliedern der Vereine für Landwirtschaft und Polytechnik besteht. In Sachsen-Altenstein arbeiten für denselben Zweck die Baudeputation und der Maurerverein. Auch in Stuttgart wurde 1825 vom Könige ein solcher Bauverein gegründet.

Vorkaufrecht, s. Retract.

Vorlage, s. Recipient.

Vormundschaft (tutela) ist die mit obrigkeitlicher Bestätigung Jemandem übertragene Aufsicht über das Vermögen und die rechtlichen Handlungen einer Person, die gesetzlich unmündig ist. (S. Minorennität.) Derjenige, der dieser Aufsicht beauftragt ist, heißt Vormund (tutor). Sie gründet sich auf die Sorge, die der Staat für das Wohl jedes seiner Mitglieder führen zu müssen glaubt; darum vertraut er die Aufsicht über Personen, die sich nicht selbst vertreten können, Andern, die er dazu für fähig hält. Vormundschaften zu führen sind fähig Alle, die sich selbst vertreten können (sui iuris sind), insbesondere aber darauf geachtet, daß der Vormund ein rechtschaffener, einsichtsvoller und vermögensbesitzender Mann sei. Vormundschaften zu übernehmen sind unfähig diejenigen, welche ihre eigentliche Wohnung außer Landes haben, die Gläubiger der Schuldner der Unmündigen sind, Die, von denen ein Concurs zu besorgen ist, ferner in Beziehung auf ihre Stiefkinder u. s. w. Auch können Viele die Vormundschaften ablehnen, wie z. B. Personen, die in Staatsgeschäften außer Landes sind, die Stellen in der Staatsverwaltung bekleiden, die über 60 J. alt sind u. s. f. Die Pflichten des Vormundes sind: a) Sicherheit zu leisten; b) ein Inventarium des Vermögens seines Mündels anzufertigen; c) für des Mündels körperliche, geistige Erziehung und Bildung zu sorgen; d) das Vermögen desselben mit der größten Sorgfalt zu bewahren und zu vermehren (er bleibt für sich und seine Erben dem Mündel für jeden Schaden oder Nachtheil verantwortlich); e) bei gerichtlichen Handlungen ihn zu vertreten. Es liegt außer dem Plane dieses Werkes, zu untersuchen, auf welche Art und Weise, wie jede dieser Verpflichtungen erfüllt werden müsse, weitläufig auseinanderzusetzen. Die Aufsicht über die Vormünder steht den Civilgerichten, oder in einigen Ländern den zu diesem Endzwecke errichteten Vormundschaftsgerichten zu; der Vormund ist gehalten, vor denselben über seine Verwaltung alljährlich Rechenschaft abzulegen, sowie er zur Zeit, wo er die Vormundschaft niederlegt, nach römischem Rechte eine Hauptrechnung vorlegen muß. Verhandlungen eines Vormundes mit seinem Mündel muß dem letztern von dem Vormunde zu diesem Behufe ein Mitvormund gestellt werden. Ist der Mündel von dem Vormunde während der Vormundschaft beeinträchtigt worden, so steht nach erlangter Volljährigkeit die actio tutelae directae zu, und zwar nicht gegen den Vormund, sondern auch gegen dritte Personen. Vormünder werden unmündigen Kindern gesetzt, selbst solchen, die noch nicht das Licht der Welt erblickt haben, deren Verfallsame aber besorgt werden müssen. Curatoren werden solchen Personen (eheliche Vormundschaft), oder wahn- und blödsinnigen Personen, Kranken und Gebrechlichen, Verschwenkern oder endlich Abwesenden. Jede Vormundschaft endigt mit dem Tode des Vormundes oder dem des Bevormundeten oder mit Ablauf der bestimmten Umstände und Zeitverhältnisse. Nach römischem Rechte hatten nur Unmündige Tutoren, dann aber bis zur Majorennität (25 Jahre) auch Curatoren mit geringern Obliegenheiten. In der neuern Zeit dauert die Vormundschaft bis zur Majorennität fort. Vgl. J. Fr. v. Meyer's gekrönte Preischrift: „Von dem Unterschiede zwischen Tutel und Curatel, Unmündigen und Minoritätigen, nach römischem und deutschem Rechte“ (Frankf. a. M. 1803), und Cassaul's „Systematische Zusammenstellung der neuesten franz. Gesetzgebung über Vormundschaften, Curatelen und gerichtliche Verwaltungen“ (Koblenz 1806).

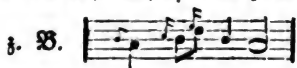
V o r p ö s t e n. Sobald Truppen im Felde cantonniren, lagern, ein Bivouac oder eine Stellung einnehmen, werden sie surs erste mit Sicherheitswachen ausgestattet, um bei einem Überfalle oder raschem Angriffe des Feindes benachrichtigt zu werden und Zeit zu gewinnen, dem Andrang gehörig zu begegnen. Diese Sicherheitswachen heißen dann Vorpösten. Ihre Aufstellung geschieht gern vor den Blicken des Feindes verdeckt und an solchen Punkten, wo sie dessen Bewegungen und Absichten am besten beobachten können, und wo sie ihn selbst mit Erfolg einige Zeit aufzuhalten im Stande sind. Ihre Stärke, ihre Entfernung hängt vom Terrain, von den Umständen, der Nähe des Feindes ab und steht im Verhältniß mit der Stärke ihres Corps. Sie erhalten sich durch kleinere Zwischenpösten und durch Patrouillen in genauer Verbindung unter einander und umgeben sich wiederum mit einer Kette von Betten (s. d.) oder Schildwachen, durch welche es unmöglich wird, unbemerkt hindurchzudringen. Was dieser Kette sich nähert, wird festgehalten, nach der Lösung befragt und nach den Vorpösten gemiesen, dort genauer geprüft und an das Corps gemeldet. Feindlicher Andrang selbst wird so lange als möglich zurückgedrückt. Obwol der Vorpöstdienst seiner Natur nach gewöhnlich den sogen. leichten Truppen zufällt, müssen doch auch alle übrige Truppen sorgfältig darin geübt werden, da die wesentlichen Erfordernisse, scharfes Blick, gutes Gehör, gesundes Urtheil, Regsamkeit und unermüdbliche Aufmerksamkeit nicht bloß Sache mechanischer Abichtung sind und ohne Sicherheitswachen keine Zäunpenart in der Nähe des Feindes verweilen kann. Als Anleitung ist u. A. v. Meibegg, „Über die Anordnung der Vorpösten“ (Wien 1819) zu empfehlen, auch enthält v. Scharnhorst's „Taschenbuch“ lehrreiche Beispiele.

V o r r ü c k e n d e r N a c h t g l e i c h e n. Gesezt, man habe um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche die Abweichung der Sonne eines Mittags $= 0$ gefunden, so befand sie sich in demselben Augenblicke im Frühlingsnachtgleichenpunkte. Vergleicht man nun an demselben Tage einen Fixstern mit ihr, so hat man sowohl dessen gerade Aufsteigung (s. d.), und kann, wenn zugleich dessen Abweichung beobachtet ist, auch seine Länge und Breite berechnen. Stellt man im folgenden Jahre die nämliche Beobachtung an, so finden sich gerade Aufsteigung, Abweichung und Länge desselben Fixsterns dergestalt verändert, als wenn der Frühlingsnachtgleichenpunkt, von welchem bei gerader Aufsteigung und Länge angesetzt wird, indessen eine Ortsverrückung von $50\frac{1}{2}''$ wider die Ordnung der Zeichen erhalten hätte; nur die Breite des Fixsterns ist unverändert geblieben. Derselbe Fall ist allen Fixsternen gemein, ohne daß dadurch in ihrer gegenseitigen Lage etwas verändert würde. Wie kann es damit, in der Voraussetzung der Bewegung der Erde um die Sonne, zugehen? Die Rotationsaxe der Erdkugel ist bekanntlich unter einem Winkel von $66\frac{1}{2}''$ gegen die Ebene ihrer Bahn um die Sonne geneigt und erhält sich in dieser Lage während ihres Umlaufs um dieselbe fast parallel. Es ist es abhängig, daß die Erde der Sonne erst den südlichen und dann den nördlichen Wendekreis, inzwischen aber zu der Zeit, die wir beschreiben die Frühlingsnachtgleiche nennen, den Äquator zulehrt. Blicke die Ase dabei nicht, wie wir oben bemerkt haben, nur beinahe, sondern genau parallel, so müßten sich diese Veränderungen der Lagen der Erdkugel gegen die Sonne immer an den nämlichen Stellen der Bahn ereignen, statt daß sie nun an verschiedenen Stellen und zwar an solchen treten, die in der Richtung der Bewegung der Erde um die oben angegebene Verrückung von $50\frac{1}{2}''$ näher gelegen sind. Hat also die Erde z. B. in diesem Jahre an einer gewissen Stelle der Bahn die Sonne im Äquator gehabt, wonach die Lage der Frühlingsnachtgleichenpunkte bestimmt worden ist, so ereignet sich das Nämliche im folgenden Jahre an einer, dem Orte nach, um $50\frac{1}{2}''$ nähern (der Richtung der Bewegung um so viel gleichsam entgegengerückten) Stelle, und die davon abhängige Lage des Frühlingsnachtgleichenpunktes wird also, wie man nun leicht übersehen

eben so viel und im nämlichen Sinne verrückt; daher der Name des Vorganges, von freilich eigentlich nicht sowol ein Vorrücken, sondern vielmehr ein Zurückgehen stattfindet. Gerade Aufsteigung, Abweichung und Länge, die sich sämmtlich auf diesen Punkt und die Lage des Äquators beziehen, müssen also dabei nothwendig mit verändert werden, und nur die von der Stellung des Fixsterns gegen Ebene der Erdbahn, darin keine Veränderung vorgegangen ist, abhängige Breite dieselbe. — Zur Versinnlichung des Vorganges hat der Prof. Bohnenberger zu Lübingen eine sinnreiche Maschine ausgedacht, wo ein Gewicht, welches auf einer Kugel wirkt, die anziehende Kraft von Sonne und Mond auf die Erde darstellt, wenn die Kugel zugleich in rotirende Bewegung gesetzt wird, ihre Are anzeigt, einen kleinen Kreis um eine gedachte senkrechte zu beschreiben, wie es die gegebene Erklärung von dem Vorrücken der Nachtgleichen erfordert. Der Mechanikus Buzengeiger zu Lübingen versertigt dergl. Maschinen zu einem Karolin, die sich ihrer Brauchbarkeit wegen, auf den Vorschlag von Laplace, in der Ecole technique eingeführt. Da diese Vorrückung der Nachtgleichen angegebenen 50 $\frac{1}{4}$ " aufs Jahr beträgt, so werden zur Zurücklegung der ganzen 360° der Erdbahn 25,788 Jahre erfordert: eine Periode, die man das große oder Platonische Jahr nennt, indem die Sache schon den alten griech. Astronomen, wenngleich nicht der nämlichen Genauigkeit, bekannt war. Die Erklärung der physischen Ursache dieser langsamen Veränderung im Parallelismus der Erdbare ist eine der schwierigsten Aufgaben der physischen Astronomie, und deren vollkommen befriedigende Stellung, an welcher sich selbst Newton vergeblich versucht hat, erst den neuesten Metaphysikern, einem d'Alembert, Euler, Simpson, Laplace, gelungen. Hierüber nur im Allgemeinen angeführt werden, daß die abgeplattete Gestalt der Erde (s. Abplattung) und die davon abhängige ringförmige Massenanhäufung in den Äquatorialgegenden, woraus sich Verschiedenheiten in den Anziehungen des Mondes und der Sonne ergeben, die Ursache dieser Erscheinung sind, welche überraschende und vollkommene Bestätigung der Newton'schen Attractionstheorie übergeben hat. Hätte die Erde, bei gleicher Massenvertheilung, eine genaue Kugelform, so würde sie von einer, durch ihren und der Sonne Mittelpunkt gezogenen, auf der Bahn senkrechten Ebene immer in gleiche und gleichliegende Hälften getheilt werden; und also, da die Anziehung auf jede dieser Hälften gleichmäßig wäre, keine diesfällige Stellungsveränderung erleiden können. Bei der wirklichen Lage der Sachen theilt jene Ebene dagegen, mit Ausnahme der Solsticialpunkte, die sphaeroidischen Erdbörper stets in 2 gegen dieselbe ungleich liegende Hälften. Daß die Anziehung, sowol der Sonne als des Mondes, von dem das Nämliche auf diese beiden Hälften auch ungleichmäßig aus, und es springt in die Augen, eine Veränderung in der Stellung der Are die Folge davon sein muß. Ausdrücklich und deutlich handelt diesen Gegenstand ab: Lalande im 22. Buche der Astronomie" (3. Aufl., Paris 1792). Auch vgl. man d'Alembert, „Recherches sur la précession des équinoxes" (Paris 1749, 4.); und den 1. Bd. von Laplace's „Populairer Astronomie" (Wien 1825).

D. N.

Vorschlag (appoggiatura) in der Musik, heißt ein der Grundharmonie sich betrachteter unwesentlicher Ton, welcher irgend einem Haupttone in einer Melodie hinzugefügt wird, um auf denselben vorzubereiten oder ihn besonders zu heben. Als Verzierung der Melodie werden die Vorschläge daher mit kleinen Noten geschrieben, um sie von den wesentlichen Noten zu unterscheiden,



es ist nicht wesentlich, daß der Vorschlag aus der zunächst liegenden Ober- oder Terzsecunde bestehe. Man unterscheidet aber einen langen und einen kurzen Vor-

schlag. Der erstere wird durch eine kleine Note bezeichnet, welche eine mit der wesentlichen Note gleiche, oder wenigstens die Hälfte ihrer Geltung hat, und in diesem Falle gibt die Hauptnote an ihn die Hälfte ihres Werthes ab; z. B. vor einer Viertelnote wird ein Viertelvorschlag wie eine Achtelnote vorgetragen; und bei einer punktierten Note behält diese bloß die Geltung des Punkts. Der kurze Vorschlag kommt gar nicht in Rechnung und wird nach Beschaffenheit der Melodie mehr oder minder kurz genommen. Er wird bezeichnet durch eine im Verhältniß zur Hauptnote viel kleinere Note, oder mittelst eines Strichs durch den Schwanz der Note. Die Vorschläge werden jetzt häufig ausgeschrieben und gemißbraucht, so z. B. ein Vorschlag der Note auf dem Septimenaccorde.

Vorsehung (providentia) heißt die zu einem Plane übereinstimmende Regierung des Weltganzen, weil sie ein Vorhersehen aller möglichen Erfolge und Veränderungen, und eine Vorsicht, die im Vorhüten und Abwehren des Gemißschädlichen ebenso folgerichtig, als im Ordnen und Lenken zusammentreffender Umstände und menschlicher Privatabsichten zum Zwecke des Ganzen wirksam ist, und auszufegen scheint. Allein das Ewige hat keine Zukunft und Gottes Wissen ist ein immer gegenwärtiges Schauen alles Seins. Wissenschaftlich erklärt ist die Vorsehung derjenige Act des göttlichen Willens, wodurch die Fortdauer der Welt, nach Maßgabe ihrer Bestimmung bewirkt, und jede Äußerung der in ihr thätigen Kräfte zum Ziele der allgemeinen Wohlfahrt geleitet wird. Ihre Wirkungen werden, in Rücksicht auf die Gegenstände ihrer Wirksamkeit, als Alles und Jedes der Weltregierung, abgesehen von den beziehlichen Begriffen des Großen und Kleinen, generell, als Obhut über das Einzelne und Kleine speciell, in Rücksicht auf die Mittel, wenn sie nach den uns bekannten und begreiflichen Gesetzen der Natur wirken, natürlich, ordentlich und mittelbar, wenn sie uns davon abheben, übernatürlich, außerordentlich, unmittelbar, auch wunderbar und wunderbarlich. Eintheilungen, die auf einem höhern Standpunkte als der unserige gemacht werden müssen, weil Gott gleichzeitig das All im Einzelnen, wie in der Natur Einzelne sieht und hält, und eine vollkommene Anschauung der Welt und ihrer Wunderbare natürlich finden würde, wie schon die religiöse Ansicht der Welt und der Natur, was natürlich heißt, überall Wunder entdeckt. Daß diese Bestimmung der wissenschaftlichen Theologie das Gepräge der Unzulänglichkeit, die den menschlichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen überhaupt eigen ist, mittragen, hindert nicht die Anerkennung ihrer unleugbaren Übereinstimmung mit den Aussprüchen der heiligen Schrift, die, wo der menschliche Verstand nicht aufhört, Grund und Anhalt gibt. Auf allen Blättern widerspricht sie, und mit ihrer tiefen funde Menscheninn, der trostlosen Lehre des Fatalismus (f. *Fatum*), welche die dramatische Kunst neuerdings, durch die Einführung einer nicht christlichen Falschidee in die Tragödie, zu einem Hebel ihrer grausenregenden Wirkungen gemacht hat. Das religiöse Gemüth wendet sich von solchen Zudrungen eines trübsamen Zeitgeschmacks weg, um mit den Augen des Glaubens und der Erkenntnis in Allem, was kommt, die Weisheit und Liebe des himmlischen Vaters, in der stillen, beglückenden Gange seines Waltens über die Schicksale des Ganzen und der Einzelnen, das unvergänglich Schöne, das nur durch die Schuld der Sünde entsteht, und in der Vergleichung der göttlichen Zusage mit den Erfahrungen der Aufmerkamen, die Bürgschaft einer nie ermüdenden, täglich neuen Sorge für das Wohl des Geringsten wie des Größten zu sehen.

Vorspiel (praeludium) im allgemeinen Sinne ist ein musikalischer Vorbereitungsatz in der Instrumentalmusik. Insbesondere heißt so die Einleitung, welche der Organist beim Anfang des Gottesdienstes, oder überhaupt als Vorleitung zu einem darauf folgenden Choraleesane vortradet. Der Zweck des

ang zu versehen, theils der Gemeinde die Tonart des Chorals einzuprägen und mit der Melodie desselben bekanntzumachen. Hieraus folgen die Erfordernisse des solchen zweckmäßigen Vorspiels von selbst. Es muß vor Allem einen dem Orte und Gegenstande angemessenen Charakter im Allgemeinen haben, und folglich in Allem frei sein, was der Würde der religiösen Musik widerstreitet. Alles Eindrucks, alle schwülstige, verworrene Harmonien, verkünstelte, gesuchte Modulationen, galante Verzierungen u. müssen daraus verbannt sein; insbesondere aber muß im Vorspiel Rücksicht auf den Charakter und Inhalt des darauf folgenden Gesanges genommen werden, damit nicht durch dasselbe eine dem Gesange fremde Einwirkung ausgedrückt werde. Der Hauptton des Chorals muß festgehalten und sich keine weit ausschweifenden Ausweichungen, grelle gehäufte Dissonanzen u. dgl. verdunkelt werden. Durch Einwebung der Melodie des Chorals selbst wird diese der Gemeinde fester eingeprägt und kann von dieser nachher um so leicht vorgetragen werden, daher auch dies unter die Erfordernisse eines guten Vorspiels gehört. Einsichtsvolle Organisten wissen ihre Gemeinde immer durch Einübung der Choralmelodien in ihr Vorspiel vorzubereiten, und nur schlechte Verständnisse dies entweder aus Mangel an Einsicht und Überlegung, oder aus Mangel an musikalischer und contrapunktischer Kenntniß (die freilich hierzu durchaus nöthig ist, oder an mechanischer Fertigkeit. — Noch hat man unter der Benennung Präludien viele Clavier- und Orgelstücke von Bach, Händel, Mozart u. A., die zum Theil ohne besondere Beziehung auf kirchlichen Gebrauch sind, zum Theil dazu angewendet werden können. So befindet sich z. B. in J. S. Bach's „Wohltemperirtem Clavier“ vor jeder Fuge ein solches Präludium als Vorbereitung zur Fuge selbst. — Außer der musikalischen Bedeutung versteht man unter Vorspiel auch eine Art kleiner dramatischer Stücke (mit oder ohne Gesang, in Versen oder Prosa), welche als Vorbereitung zu der darauf folgenden theatralischen Darstellung, wie das Vorspiel zu „Wilhelm Tell“, oder zuweilen auch bloß (wie die Prologe) in Beziehung auf irgend eine wichtige Begebenheit verfertigt und dargelegt werden.

Ur.

Vorsprung, s. Misalit.

Vorstellung, Vorstellungsvermögen. Der Begriff der Vorstellung wird verschieden bestimmt. Wir sehen dieselbe an als Veränderung der Vorstellung, wodurch dieselbe ein Object (ein von dem Ich abgesondertes Etwas) ins Bewußtsein faßt. Das wesentliche Merkmal der Vorstellung ist, nach Fries, die Beziehung auf Gegenstand und Existenz überhaupt. Die Beziehung der Vorstellung aber auf ihren bestimmten, durch sinnliche oder übersinnliche Anschauung gegebenen Gegenstand ist die Erkenntniß, woraus sich ergibt, daß der Begriff des Vorstellungsvermögens, als der Fähigkeit dieser Veränderungen, ein allgemeinerer Begriff als der des Erkenntnißvermögens ist, so nämlich, daß jede Erkenntniß auf Vorstellungen beruht, aber nicht jede Vorstellung Erkenntniß ist. Beim Vorstellen unterscheidet man den vorstellenden Geist (Subject), ein vorgestelltes Object, die Vorstellung als Beziehung des Subjects auf das Object. Diese Beziehung selbst eine Modification des Bewußtseins, und ohne Bewußtsein keine Vorstellung möglich. Wenn man daher von dunkeln Vorstellungen, im Gegensatz der klaren, redet, so gründet sich dieser Unterschied auf die verschiedenen Grade des Bewußtseins. Oft sind wir uns nämlich der Gegenstände im Augenblicke bewußt, oft sind wir nicht immer bewußt, daß wir vorstellen (z. B. im Schlafe) und oft sind wir früher vorstellten (d. h. Dessen, was wir uns früher bewußt waren), so wie nach einem Traum. Gleichwol erkennen wir später aus den Folgen, daß wir das vorgestellte haben. Ferner, das augenblickliche Vorstellen selbst ist klarer oder dunkler, je nachdem man mehr oder weniger an einem vorgestellten Gegenstande festhält und ihn dadurch von andern absondern kann, welches Letztere von der

Ableitung der Aufmerksamkeit auf a. Gegenstände und dem Anbrange a. anziehen der Vorstellungen größtentheils herrührt. Früher hat man jedoch alle Vorübergehenden der Seele, deren man sich nicht unmittelbar bewußt wird, deren Vorhandensein aber man aus ihren unleugbaren Folgen schließt, mithin auch Gefühle und Begierungen sehr ungewöhnlich dunkle Vorstellungen genannt. Von diesen hat besonders geschrieben J. E. Schwab (1813). Alle Vorstellungen aber sind a) sinnliche Vorstellungen (Anschauungen im eigentlichen Sinne und die auf ihnen beruhenden Bilder), welche sich auf das Besondere, Sinnliche beziehen; b) Begriffe oder allgemeine Vorstellungen, durch welche die Verhältnisse der Dinge vorgestellt werden; und c) Ideen, Vorstellungen einer über die Erfahrung hinausgehenden Vollkommenheit; — man theilt daher auch das Vorstellungsvermögen in Sinnliches, Verstand und Vernunft, oder sinnliches, verständiges und vernünftiges Vorstellungsvermögen. (Vgl. Abel: „Über die Quellen der Vorstellungen“, Stuttg. 1784, und Reinhold's „Versuch einer neuen Theorie des Vorstellungsvermögens“, Jena 1790.)

Vortrag heißt überhaupt und insbesondere in dem ausübenden Künste (z. B. in der praktischen Tonkunst, der Schauspielkunst, Redekunst) die Art und Weise, eigne oder fremde Gedanken und Empfindungen durch die natürlichen Mittel (Töne, Gebärden) mitzutheilen; vorzugsweise nennt man aber so den Vortrag, der das Darzustellende so vor Augen und Ohren bringt, wie es der Natur sich gemäß gestaltet. Man kann unterscheiden einen bloß verständigen, correcten, und einen schönen, ausdrucksvollen, freien und mannigfaltigen Vortrag. Der Vortrag gehört der äußern Darstellung an, geht aber, wenn er schön ist, von dem Innern aus. (S. Darstellung.)

Vorurtheil ist eine Meinung, die, ohne hinlängliche Gründe zur Scheidung über einen Gegenstand gesammelt zu haben, in Form eines Urtheils gestellt und gehegt wird. Es entsteht häufig aus Neigung und Abneigung gegen einen Gegenstand, erhält sich durch Mangel an Untersuchungsgehorchtheit, und wird selbst zum herrschenden Vorurtheil der Menge.

Vorzeichnung, s. Versetzungszeichen.

Voss (Johann Heinrich), Hofrath, geb. den 20. Febr. 1751 zu Seemdorf bei Wahren im Mecklenburgischen, wo sein Vater ein Gut gepachtet hatte. Später trieb er in Penzlin ein städtisches Gewerbe, und hier empfing V. im 14. Jahre den ersten Unterricht. Man bemerkte schon im Knaben ein ungewöhnliches Gedächtniß, allseitige Wißbegierde und einen schwärmerischen Hang zu tieferer Selbstbetrachtung. Vorzüglich ergöhte er sich an schönen Liedern und Epochen, und zog bei seiner Schwächlichkeit das Lesen der Bibel und der Volkstümlichen anstrengenden Leibesübungen vor. 1766 kam er auf die Schule in Neubrandenburg, und zwar, weil er die Anfänge der griech. und hebr. Sprache bereits für sich erlernt hatte, sogleich in die oberste Classe. Da die griech. Sprache hier vernachlässigt ward, stiftete V. insgeheim, um durch Privatleiß diese Lücke zu füllen, eine Gesellschaft von 12 Primanern; für Nachlässigkeit waren Strafgelder zum Kauf deutscher Dichterwerke bestimmt. Schon in Penzlin hatte V. Mandelstam's reimt; in Neubrandenburg, wo er bei J. Versuchen, die aufgegebenen Scholien in Luther's Sprache zu schreiben, den Vorwurf Klopstock'scher Unnatur hinnehmen mußte, lernte er zuerst Klopstock's „Messias“ kennen, dann Gellert's „Tod Iphigenie“ und dessen „Idyllen“. Eine Aufführung von Ramler's „Tod Jesu“ gab Veranlassung, daß jene Gesellschaft sich Ramler's, späterhin auch Hagedorn's, Haller's und Uz's Werke kaufte; V. selbst versuchte sich schon in Oden und Liedern, und Idyllen in Hexametern. Da sein Vater immer mehr in Armuth verfiel, so beschloß V. 1769, um sich so viel zu ersparen, daß er nach Halle gehen und als Lehrling in Waisenhaus sich forthelfen könne, die Stelle eines Hauslehrers bei einem Gut-

figer unweit Pönglin an, die er seinem guten Rufe verdankte. Nachdem B. täglich 5 — 6 Lehrstunden gegeben, erheiterte er sich durch das fortgesetzte Studium der alten Sprachen, durch Musik und einsame Spaziergänge im nahen Walde, wo Stellen aus dem Horaz, aus Ramlar und der „Hermannschlacht“ laut declamirte, eigne poetische Versuche machte und sogar Verse aus Hesiod's „Theogonie“ versetzte. Bald darauf wurde der Umgang mit Brückner, einem auch als Dichter nicht unbekannten wackern Landprediger, dem Jünglinge wohlthätig; dieser munterte ihn mit theilnehmender Liebe, die sich sogar prophetisch aussprach, zu öftern poetischen Arbeiten. Dazu kam, daß jene Gesellschaft von Nieschülern mit Büchern und Musikalien versorgte, u. a. mit dem „Götting. Musenalmanach“ auf 1770, welcher f. Bekanntschaft mit Boje vermittelte. — Da sich B. Aussichten nach Halle getrübt hatten und B. in f. pädagogischen Lage sich nicht glücklich fühlte, so nahm er zu Ostern 1772 Boje's Einladung nach Göttingen an, er ihm von Hanover aus einen 2jährigen Freitisch verschaffte und überdies zu einigen Lehrestunden und freien Collegien Hoffnung machte. In Göttingen trat jener Verbindung edler Jünglinge bei, an deren Spitze Boje und Bürger als tüchtigere Freunde standen und welche sich in dieser Periode um die deutsche Poesie sehr oder weniger ausgezeichnete Verdienste erwarben. Das Leben von Höltz u. f. Gedichten, besonders in der neuesten Ausg., die B. 1804 allein besorgt hat, ist über diesen Dichterbund die nöthigen Aufschlüsse. Um sich zum Prediger zu bilden, hörte B. zuerst Logik und Geschichte, die Dogmatik und die Psalmen; bald aber entsagte er der Theologie und widmete sich ganz dem Geiste des griech. und röm. Alterthums. Er trat nun in das philol. Seminar unter Heyne, und hörte außerdem dessen Vorlesungen über die letzten Gesänge der „Ilias“ und einige Priestercollegia, namentlich über den Pindar. Leider entspann sich hier jener unselige Streit, zu welchem ursprünglich die oft unglimpflich ausgesprochenen Urtheile über das eigenthümliche Leben und Weben jenes Dichterkreises noch mehr beigetragen haben scheinen als literarische Mißverständnisse. B. besuchte jetzt mit Höltz das philol. Seminar immer seltener, endlich gar nicht mehr, bis er 1774, als er eine Reise zu Klopstock und nach Glessburg unternommen hatte, mit Höltz aus der Liste des Seminars gestrichen wurde. — Bei seiner Rückkunft fing er an, Blackwell's Schrift über den Homer zu verdeutschen, und zog dann 1775 nach Landsbeck, um die Herausg. des bisherigen „Götting. Musenalmanachs“ in öfentlicher Muse zu besorgen. Hier lebte er mit Claudius und mehreren edeln Freunden in Hamburg und Altona sehr glücklich, und es schien, als ob er die zweite Schulkstelle in Hamburg erhalten würde, wozu ihm Heyne ein günstiges Zeugniß gegeben hatte, als baselbst die Gegenpartei siegte. Noch ohne Amt heirathete er 1777 Boje's jüngste Schwester. Endlich ward er 1778, auf Empfehlung von Müllsch, Rector zu Otterndorf im Lande Hadeln. Hier kündigte er eine Übersetzung der „Odyssee“ mit Anmerk. an, und da die Unternehmung nicht genug Unterstützung fand, gab er, um ihr Eingang zu verschaffen, 1780 einen Aufsatz über Ortygia in das „Deutsche Museum“ (an welchem B. überhaupt lebhaften Antheil genommen hatte) und zugleich einen andern über den Ocean der Alten, den Keim seiner homerischen Weltkunde, in das „Götting. Magazin“ von Forster und Lichtenberg. Der Letzte trat nun in einigen bittern, persönlich angreifenden Aufsätzen über die deutsche Orthographie griechischer Eigennamen mit Äußerungen gegen B. auf, die nicht eilsich nicht geeignet waren, ein gutes Verständniß zwischen Heyne und B. wiederherzustellen. 1781 war die deutsche „Odyssee“ erschienen und trug den ungeheuren Beifall der Kenner davon. — Anhaltender Marschfieber wegen verließ B. 1782 Otterndorf und ging als Rector nach Eutin. Auch hier hatten die Streiigkeiten mit Heyne und f. Sachwalter, Lichtenberg, noch nicht ihr Ende erreicht. B. ließ sogar 1783 im „Deutschen Museum“ eine sehr ernstgemeinte Ehrenrettung

drucken; so wurde mit stiller und lauter Erbitterung dieser unglückliche Zwist bis zum Tode des göttingischen Philologen fortgeführt. Unterdessen war W. von Ruhnkensius in der Vorrede zum Hymnus an Demeter, wozu er die lat. Übers. und kritische Verbesserungen geliefert hatte, mit Auszeichnung genannt worden, und 1789 erschien die eutinische Ausg. des Virgil'schen Landbauers. Sie erregte Aufsehen. 1793 kam die deutsche „Ilias“ und die „Odyssee“ in ihrer neuen Gestalt heraus; aber sie schienen damals bei aller Kunst und Treue die Fremde der griech. Poesie weniger anzusprechen als die ältere von 1781, in welcher der Ton einfacher und traulicher war. In diesem Zeitraume beschäftigte sich W. zugleich mit Untersuchungen über altgriech. Geographie und Mythologie. Um den Lesern zu begegnen, die Heyne durch das Hermann'sche „Handbuch der Mythologie“ begünstigte und beförderte, machte er einen Aufsatz über Apollon bekannt, mit einem Vorwort, aus welchem sich 1794 2 Bde. „Mythologischer Briefe“ (2. Aufl. 3 Bde., Stuttgart 1823) entwickelten, in welchen freilich der Ton auffallend stark ist. Unterdessen war W. für die deutsche Muse nicht unthätig geblieben. Der „Hamburg. Musenalmanach“ ging unter f. Besorgung und vorzüglichen Mitwirkung fort; auch hatte er durch die „Luise“, die 1795 in verbesserter Gestalt war zuerst seit 1783 im „Hamb. Musenalman.“ gedr.) erschien, die deutsche Poesie mit einer neuen Gattung bereichert. Dazu kam in dems. J. der 2. Bd. seiner Gedichte. Nachdem er Virgil's 4. Ekloge mit einem Commentar, als Probe der ganzen, herausgegeben, folgten nach einer schweren Krankheit 1797 Virgil's Eklogen, lat. und deutsch mit umständlichem Commentar. Darnach 1798 die Luise'sche Ovid'sche Verwandlungen; hierauf 1799 der ganze Virgil verdeutschte, lat. ohne Commentar. 1800 erschienen die 2 letzten Bde. von Virgil's lateinischen Gedichten, oder die „Georgica“, lat. und deutsch, weit ausführlicher als zuvor. Zu einer neuen Aufl. der „Luise“ kamen 1801 1 Bd. kleinerer lyrischer Gedichte; 1802 4 Bde. lyrischer Gedichte; angehängt war die Zeitmessung der latein. Sprache, in welcher W. zuerst den taktmäßigen Vortrag der Verse durch Zeichen zu bestimmen suchte, die keineswegs Klang, sondern bloß Dauer bezeichnen. 1802 erschien der deutsche Homer verbessert, dabei die Homerische Tafel und ein Grundriß des Palastes des Odysseus. — Im Herbst 1802 ging W. seiner wankenden Gesundheit wegen mit einem Gnabengehalte nach Jena. Hier entstand, nach mehreren Aufforderungen von Schüz und Griesbach, jene vielbesprochene Recension der Heyne'schen Ilias im Maihefte der „Allgem. Lit.-Zeitung“ von 1803. Wolf hatte f. Theilnahme daran für die Kritik des Textes versprochen, und so übernahm W., nachdem er zuerst nur einige Bemerkungen niedergegeschrieben, die Anordnung der ganzen Recension, in welcher die Einleitung und Vorrede, was Worterklärung und Sachkenntnisse, namentlich Erdkunde und Mythologie, betrifft, mit sehr wenigen Ausnahmen von W. ist. Für die neue „Jenaische allg. Lit.-Zeit.“ schrieb W. einige gelehrte Programme und Recensionen. 1804 erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach Würzburg zur Stiftung eines philol. Seminars, welchen er jedoch jenes Schulplans wegen, worüber er kräftig gesprochen hatte, zurückwies. — Im Sommer 1805 ging W. nach Heidelberg, wohin ihn der Großherzog von Baden zur Mitwirkung für die erneute Universität ohne bestimmtes Amt berufen hatte. Hier erschien 1806 der verdeutschte Horaz, auch Hesiod und Orpheus der Argonaut, 1807 eine verbesserte Ausg. der „Luise“ und des deutschen Homer, 1808 die Übers. des Theokrit, Bion und Moschos, 1810 Tibull und Propertius deutsch mit Erklärungen, und 1811 der lat. Text nach Handschriften berichtigt. 1812 erschien die letzte und vollendete Ausg. der „Luise“, und 1814 eine 4. stark verbess. Ausg. des deutschen Homer. 1821 endlich erschien f. Übers. des Aristophanes und neue verbess. Ausg. f. Virgil und f. verdeutschten Horaz. Seine letzte dem Publicum übergebene Übers. ist der Trauerspiel

1. Zuletzt noch müssen wir des kolossalen Unternehmens gedenken, mit dem Heinrich (st. 1822) und Abraham W., den ganzen Shakespeare versehen: eine Aufgabe, die, wenn sie auch mit Schlegel's Vorarbeit versehen, nicht genügend gelöst scheint, doch von der rüstigen Kühnheit des unerschrockenen Geistes zeigt. Die 3 ersten Bde. erschienen bereits 1819 in Leipzig; der 4te in Stuttgart hat den Verlag der Fortsetzung übernommen. 1823 brach die Opposition gegen Kreuzer (vgl. d.) aus. Er schrieb die „Antisymbolik“ (1823); den 2. Th. gab nach f. Tode Abraham W. aus der Handschrift heraus, in welcher W. nicht ohne Leidenschaft zur Wachsamkeit gegen übertriebene Lobredner der heidnischen Mystik aufrief. Fast gleichzeitig entflammte der religiöse und moralische Kampf über Katholicismus, Pfaffenenthum und Verthum, welchen W. durch f. Aufsatz im „Sophonizon“ über den Abfall f. Freundes Fritz Stolberg von der protest. Kirche anzündete, und wodurch er im letzten Tage dieses würdigen Geistes, wie auch vielleicht f. eignen, bitter trübte. Wenn auch zugegeben werden mag, daß jener Abfall W. um so tiefer schmerzte, je näher ihm Stolberg stand, so kann doch der Ton, in dem er gegen diesen so vielen Jahren, in denen sich jede Leidenschaft hätte abkühlen müssen, auf sich selbst Gleichdenkenden nicht als verrecht für eine solche Sache erscheinen. („Hermes“, VI und IX.) Unter solchen Verhältnissen, in denen W. bis zum Ende als entschlossener und kräftiger Streiter stand hielt, starb er zu Heidelberg den 30. März 1826, gestärkt und beruhigt durch häuslichen patriarchalischen Frieden und das Bewußtsein, das Gute, Wahre und Rechte gewollt zu haben. (Vgl. Paulus's „Lebens- und Todeskunden von J. H. Woz“, 1826.) — Wenn wir W.'s reiches Leben bis jetzt nach diesen Hauptpunkten übersehen, ist es erkennbar, daß er auf seiner Laufbahn als Dichter und Philolog, als Lehrer und Freund, für Wahrheit und Recht, für allgemeine Menschenverehrung gearbeitet, ja gekämpft hat; wir finden in ihm einen wahrhaft gebiegenen, deutschen Mann, in mündlicher Rede liebenswürdig, in seinem Wesen patriarchalisch herzlich; doch können wir auf der andern Seite nicht leugnen, daß Eitelkeit, Eitelkeit und Streitsucht ihn oft verblendet haben. Er hat die Herrlichsten im deutschen Volke zu Freunden gehabt; zuerst jene poetischen Jugendgenossen in Göttingen, deren Verbindung für unsere Literatur so wichtig geworden ist, dann hat er Klopstock, Gleim, Claudius, Schloffer, späterhin mit Herder, Wieland und a. Männern im freundschaftlichen Bunde gelebt. Goethe und Schiller haben ihn gepriesen, und wenn der „wackere eutinische Leue“ von A. W. Schlegel parodiert ward, so hat ihm derselbe geistreiche Kritiker auch in manchen Affekten vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Noch erwähnen wir noch die mit Woz, die sein Sohn Heinrich aufgeregt hatte. — Als Philolog hat er eine vertraute Bekanntschaft mit den Alten und einen weiten Umfang gelehrter Kenntnisse bewährt; als deutscher Sprachforscher und Metriker: unsterbliche Verdienste um unsere Sprache. Als Übersetzer classischer Dichter behauptet er unstreitig den ersten Rang, und es ist erfreulich, zu bemerken, welchem beharrlichen Ernste, mit welcher gewissenhaften Strenge, mit welcher schon Kunst er das Höchste in dieser Gattung erstrebt hat. Man hat zwar hin und wieder die Kühnheit mancher Sprachfügungen als Empörung gegen den Geist der deutschen Sprache rügen wollen; allein es ist schon sehr richtig bemerkt worden, daß man die Mittel nach dem Zwecke wählen müsse, daß man viele angenehme Wendungen, Stellen und Constructionen schon bei den besten Dichtern der ersten Hälfte des 17. Jahrh. finde, und daß diese mit unerschütterlicher Genauigkeit durchgeführte Methode nicht allein bei den Lesern Eingang gefunden, sondern auch bei spätem Übersetzern wirklich zum feststehenden Typus geworden ist. Es kommt die technische Vollkommenheit des Versbaues, in welcher ihm, wenn

man zugleich auf Reinheit der antiken Form Rücksicht nimmt, vielleicht nur Apd zur Seite stehen möchte. Im deutschen Homer hat V., in Beziehung auf Geist und Form, eine seltene Meisterschaft bewiesen, wiewol eine gewisse Überbietung des einfachen Grundtons und eine Liebe zu tönenden Prachtwörtern oft sichtbar ist. Noch gelungener ist die Übersetzung der Virgil'schen Eklogen und des Echegebiets vom Landbau, in welchem er vielleicht das Höchste erreicht hat. Am weniger gefällt die Übersetzung der Horazischen Oden, und eine starre, gekünstelte Metonomie charakterisirt als Manier s. letzten Arbeiten, namentlich den Aristophanes und Shakspeare. Als Dichter ging V. mit s. Freunden von Klopstock aus, und s. ersten Hervorbringungen fallen in die sogen. Sturm- und Drangperiode, von deren Einflüssen auch V. nicht freigeblichen ist. Er ist zwar weniger sentimental als naiv, allein durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur ringt er, vermischt in s. Idyllen, den besten griech. Mustern nach. Auch besitzen wir von ihm manche ergreifende Ode, manches liebliche Lied, besonders aus s. Jugendzeit. Das berühmteste s. Gedichte in der idyllischen Gattung ist die „Luise“, in welcher er mit dem glücklichsten Erfolge den Geist und Styl der Theokrit'schen Idylle nicht ohne Nachklänge des Homer'schen Epos auf deutsche Häuslichkeit übertragen hat. Erschienen davon 1823 eine Ausg. letzter Hand (auch in lat. Hexameter überf. von Prof. Fischer). V. ist überhaupt s. Natur nach mehr ein antiker Dichter: er zeigt schon s. Bekämpfung der neu romantischen Schule und die Verschmäher mancher südlichen Formen in der Recension der Bürger'schen Sonette. Neue Ausgabe seiner Gedichte (Königsb. 1825, 4 Bde., 12.). Nachrichten aus seinem Leben stehen im 2. Th. s. „Antisymbolik“. Seine kleinen Schriften erschienen u. d. T.: „Kritische Blätter, nebst geographischen Abhandlungen“ (Stuttg. 1823, 2 Bde.).

Vossius, oder eigentlich Vos, ist der Name einer niederländ. Familie, aus welcher im 17. Jahrh. 2 Gelehrte sich berühmt machten. Gerhard Johann V., geb. 1577, der Sohn eines Landpredigers in der Nähe von Hildesberg, studirte die schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer, und ist für einen Polyhistor. Nachdem er eine Zeitlang der Schule zu Dorchester als Rector vorgestanden, ward er als Prof. der Beredsamkeit nach Leyden und von da (1643) als Prof. der Geschichte nach Amsterdam berufen. Dieser fleißige Gelehrte schrieb viel im historischen und philologischen Fache. Seine sämmtlichen Werke sind zu Amsterdam in 6 Foliobänden herausgekommen. Seine beiden Bücher über die griech. und lat. Geschichtsschreiber und s. Schriften zur lat. Grammatik werden besonders geschätzt. Er starb 1649. — Von seinen 5 Söhnen, die als Schriftsteller wurden, überlebte ihn nur einer, Isaak V., geb. zu Leyden 1616, der auch Geschichte und Kritik studirte und sich besonders durch letztere einen ungebreiteten Ruhm erwarb. Er machte eine gelehrte Reise durch England, Frankreich und Italien, wurde 1648 von der Königin Christina nach Schweden berufen, verließ aber dieses Land wieder wegen Streitigkeiten mit dem berühmten Erasmus. Auch mit Jakob Gronov bekam er später gelehrten Streit. In der Folge ging er nach England, wurde Kanonicus zu Windsor und starb 1688. Seine zahlreichen Schriften sind philosophischen, historischen und philologischen Inhalts. Er wollte das chronologische System, wie es in der griech. Übers. der 70 Dolmetscher enthalten ist und das man seit langer Zeit aufgegeben hatte, wieder einführen und vertheidigte es mit vieler Hefigkeit, die er auch bei andern gelehrten Streitigkeiten bewies, in denen er bisweilen sonderbare Meinungen äußerte. Er gab Anmerkungen zum Properz, Pomponius Mela, und eine Abhandl. über die Metrik und den Gesang heraus.

Motivtafeln. Geschenke, welche vermöge eines Gelübdes (s. d.) gebracht werden, heißen Motiven, und die gewöhnlich dabei aufgehängten

1, die von der empfangenen Wohlthat und von dem dagegen gelobten Beihg-
nt Nachricht geben, *Votivtafeln*.

Votum, *Gelübde* (s. d.), auch *Stimme*, daher *Votiren*, bei Be-
hungen seine *Stimme* geben; nach ihren Folgen ist diese *Stimme* entweder
schlichtlich, d. h. sie gilt bloß als Rath (*votum consultativum*), oder sie ist ent-
scheidend (*votum decisivum*). Wo die Mehrheit der Stimmen gilt, wird jene nicht
schlicht.

Vries (*Hieronymus van*), geb. 1776 zu Amsterdam, ist einer der ausge-
zeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller Hollands. Sein „*Leben des Anaxagoras*“
und die „*Lobrede auf Hieronymus van Decker*“ begründeten s. Ruhm und erwar-
ten ihm eine Stelle im niederländ. Institut. Seine „*Geschichte der holländ. Poesie*“
2 Bde., 1808) ist ein classisches Werk, welches ihm den von der Gesellschaft der
länd. Literatur und Dichtkunst ausgesetzten Preis erwarb. V. gehört zu den
wichtigsten Mitgliedern der 2. Classe des Instituts, welche in diesem Augenblick mit
humismatischen Werken sich beschäftigt, die für die Geschichte der Niederlande
ein großes Interesse sind. Das eine soll ein Supplement zu den Werken des
Loon und Mieris bilden, das andre diejenigen Medaillen enthalten, welche
1723 geschlagen wurden und von Loon und Mieris in ihren Werken nicht
aufgenommen werden konnten. V. ist gegenwärtig *Stadtssecretair* zu Am-
sterdam.

Vulcan, bei den Griechen *Hephästos*. Nach Hesiod war er ein Sohn der
Juno, die ihn, sowie Jupiter Minerven, aus sich selbst gebor; nach Homer ein
Sohn des Jupiter und der Juno. Er war der Gott und das Symbol des Feuers,
sowie auch der Künste, besonders derer, die mit Hilfe des Feuers arbeiten. Juno,
aus sich seiner wegen s. Häßlichkeit schämte, stürzte ihn aus dem Olymp; die Meer-
götterin Thetis und Eurynome aber nahmen ihn in ihrer Grotte auf und er ver-
weilte bei ihnen 9 Jahre. Nach A. verlebte V. seine Jugend mit den übrigen
Göttern; sein Vater Jupiter aber stürzte ihn herab auf die Insel Lemnos, zur
Strafe für den Versuch, welchen er gemacht hatte, seine Mutter Juno, welche von
ihm Gemahl zwischen Himmel und Erde aufgehängt war, zu befreien. Durch
einen gewaltigen Sturz hatte er den einen Schenkel gebrochen und blieb gelähmt;
er war der hinkende Gott, durch eine falsche Erklärung des Wortes *ἀγχιγυνης*.
Nach B. ward V. durch des Bacchus Fürsprache wieder im Olymp aufgenommen,
Jupiter vermählte ihn, den häßlichsten der Götter, mit Venus, der Schönsten un-
der Göttern, über welchen Contrast V. von s. Mitgöttern häufig verspot-
telt ward, wie er denn auch bei Homer zuweilen als Lustigmacher im Olymp er-
scheint. Als Werkmeister aller künstlichen Arbeiten im Feuer hatte er s. Werkstat-
te, nach Homer, im Olymp, nach A. auf Lemnos, unter dem Ätna, auf Lipara oder
Stromboli. Die Alten nennen eine Menge von ihm verfertigter Kunstwerke. Dahin
gehörte auch das künstliche Netz, mit welchem er s. Gemahlin, die Venus, als er
in den Armen des Mars überraschte, sammt diesem umfing. Durch s. Gehül-
fen, die Cyclopen, ließ er die Donnerkeile Jupiters schmieden. — Sein Dienst
war verbreitet. In Athen, wie in Rom, wurden ihm eigne Feste gefeiert. Abge-
bildet wird er gewöhnlich mit dickem Barte, unordentlichem Haare, halb bekleidet,
mit einer runden spitzen Mütze auf dem Haupte und in der Rechten den Hammer, in der
Linken die Zange. Cicero erwähnt 4 verschiedene Götter d. N. Der erste war
nach ihm ein Sohn des Cölus oder Uranus, und Vater Apollon, den ihm Minerva
war; der zweite war ein Sohn des Nils und hieß bei den Ägyptern Phthas; der
dritte war der oben erwähnte lemnische Vulcan, und der vierte endlich war der Sohn
des gewissen Menalius und hatte seinen Sitz auf der Insel Lipara.

Bulgata ist der Name einer lat. Übersetzung des A. Test., welche in der
römisch-kath. Kirche ebenso viel Ansehen hat als die Urschrift selbst, und aus welcher

die Beweisstellen für die Lehren der Kirche angeführt werden. Schon in den ältern Zeiten der christlichen Kirche hatte man eine lat. Übersetzung (Itala genannt) des A. Test., die nach der bekannten griech. Übersetzung der sogen. 70 Dolmetscher (Septuaginta) gemacht worden war. Der h. Hieronymus fand, daß diese Übersetzung nicht überall genau war, und machte daher eine neue lat. Übersetzung nach dem hebr. Grundtexte, die jedoch ums J. 387 nur zum Theil von der Kirche angenommen ward. In der Folge wurden beide Übersetzungen, die alte und die neue, mit einander vermischt, und diese Übersetzung nannte man die Vulgata, weil sie zum allgemeinen und gewöhnlichen Gebrauche dienen sollte. Sie hat sich vom 8.—16. Jahrhundert gebildet. Nur die Psalmen wurden in der alten Übersetzung beibehalten, weil man seit langer Zeit gewohnt war, sie nach dieser in den öffentlichen Versammlungen zu singen. Diese Vulgata nun, deren Latinität nicht immer die beste ist, wurde von den protest. Kirchenreformatoren verworfen, weil sie den Sinn der Urschrift nicht immer gehörig ausdrückte und verschiedene Unrichtigkeiten enthielt. Auf dem Concilium zu Trident wurde daher (27. Mai 1546) festgesetzt, daß den Gelehrten erlaubt sein sollte, den Grundtext zu studiren, daß aber die Vulgata, wenn gleich nicht durchaus richtig sei, doch in der Rücksicht, daß die vorhergehenden Concilien sie anerkannt hätten, auch künftig als die einzige beglaubte Übersetzung gelten sollte und daß namentlich alle Beweisstellen nur nach dieser Übersetzung anzuführen sollten. (Vgl. Riegler's „Kritische Gesch. der Vulgata“, Sulzbach 1820.)

Vulkane, feuerspeiende Berge, nennt man, nach dem aus der Mythologie bekannten Gott des Feuers (s. Vulcan), solche (meist isolirte kegelförmige) Berge, die von Zeit zu Zeit Rauch, Dampf, Feuer, Asche, Steine, glühende Materialien und Ströme geschmolzener Substanzen, Laven aus den Höhlen ihrer Gipfel werfen oder ausfließen lassen. Der trichterförmige Schlund des Vulkans wird von einem ursprünglich griech. Worte, das ein großes Tringel bezeichnet, Krater genannt. Der Bimsstein und die bimssteinartige Puzzolstein werden als vulkanische Erzeugnisse betrachtet. Vorzüglich aber gehören dahin die Verglasungen, welche einen Hauptbestandtheil der Lava ausmachen. Es gibt zweierlei Arten von Lava, eine schlackige und eine schaumartige. Die schaumartige strömt aus dem Vulkane heraus, die schlackige wird herausgeworfen, indem sie sich, wie man vermuthet, bei stärkerer Gährung der elastischen Dämpfe bildet. Bis jetzt hat nur der Ätna diese letztere Art ausgeworfen. Die Lava ist, in Rücksicht ihrer Bestandtheile und der Farbe, verschieden. Einige Arten derselben sind so fest und dicht, daß sie zu verschiedenen Geräthen, z. B. Tabaksdosen u. dgl. verarbeitet werden können. Der gemeinen Lava bedient man sich zum Pflastern der Straßen, zu Mauern etc. — Europa hat wenig brennende Vulkane: den Vesuvius, den Ätna, den von Stromboli auf der liparischen Insel u. dgl. m. unweit der sicilischen Küste, die von Volcano und Volcanello, die nur unsere Vorfahren noch kennen sahen, den mitten aus dem Schnee sich erhebenden Hekla und Krabla auf Island. Auf dem Festlande von Asien und Afrika gibt es auch nur wenig Vulkane; doch mehrere zeigen die Inseln, welche jene Welttheile umgeben, z. B. auf Kamtschatka, Japan, auf der molukkischen Insel Ternate und auf Java; auf der Insel Japan und die canarischen Inseln (s. d.) u. a. werden für ursprüngliche Vulkane gehalten. Auf einer derselben, Teneriffa, ist der bekannte Pico. Amerika enthält mit Ausnahme der Antillen an 50 Vulkane, auf dem Rücken der Cordilleren. Nicht allein die Lage, sondern auch die ungeheure Größe, die Beschaffenheit der Masse, aus welchen diese Vulkane bestehen, sowie ihre Producte, machen sie merkwürdig. Mehrere derselben werfen Wasser- und Schlammströme aus. Die bedeutendsten sind: der Guatimala, 14,200 Fuß, der Torosillo, der Pichincha 15,000 F., der Koto-pari 17,300 F., der Antisana 18,000 F. hoch. Von den 200 Vulkanen, die wir kennen, liegen über die Hälfte auf den Inseln, und die

Continente befindlichen stets in der Nähe des Meeres, selten über 20 Meilen von demselben entfernt. Diese Lage ist ein bemerkenswerther Umstand; er wird es mehr, wenn man damit die untermeerischen Vulkane combinirt. — Erlo-
 ne Vulkane sieht man im Innern des Continents eine große Menge und be-
 reits in Frankreich; über 100 finden sich in Auvergne, Vivarais und in den
 anen. Es sind ebenfalls kegelförmige, aus Lava, Schlacken u. s. w. bestehende
 e, von denen mehrere deutliche Lavaströme und Krater haben. Leopold v.
 , dieser ausgezeichnete Forscher, theilt die Vulkane in Central- und in Reihenvul-
 cane. Die erstern bilden den Mittelpunkt einer großen Menge um sie her, fast
 mächtig nach allen Seiten hin wirkender Ausbrüche. Die Reihenvulkane dage-
 gegen liegen in einer Reihe hinter einander, wie Essen auf einer großen Spalte, und
 a sich so über bedeutende Theile der Erde weg; sie erheben sich entweder als
 ne Kegelsinseln aus dem Grunde des Meeres, den Fuß einer Urgebirgsreihe
 id, oder auf den höchsten Rücken dieses Gebirgs und den Gipfel bildend. Zu
 Centralvulkanen rechnet v. Buch: die liparischen Inseln, den Ätna, die phle-
 gen Felder, Island, die Azoren-, Canarien-, Capverdische-, Galapagos-,
 dwich-, Marquesas-, Societäts- und Freundschaftsinseln, Bourbon, und
 e im Innern verschiedener Länder. Die übrigen sind ihm Reihenvulkane. Die
 brüche der Vulkane dauern nicht immer fort (nur bei dem kleinen Vulkan von
 mboli ist dies der Fall), sie bleiben oft Jahrhunderte in Unthätigkeit und er-
 en dann zu desto fürchterlicheren Eruptionen, wie es mit dem Vesuv der Fall
 als er 1630 Catanea zerstörte; denn vor diesem Ausbruch war sein Gipfel
 Beholz bewachsen und bewohnt. Sehr merkwürdig, fürchterlich und verwü-
 war der Ausbruch des Tomboro auf der Insel Sumbava (1815) und der des
 ng auf Java, 12 deutsche Meilen von Batavia entfernt (1817). Noch einige
 : nachher war die Luft voll Asche und Schwefelbampf. Wenn der Auswurf
 Vulkans minder heftig ist, so gewährt er ein fürchterlich-schönes Schauspiel.
 öhnlich wird er durch ein Getöse im Innern des Berges und durch aufsteigen-
 Rauch aus dem Krater angezeigt. Dann wird das Getöse stärker, es erfolgen
 löse und Rauch- und Aschenwolken erheben und verbreiten sich in der Atmo-
 re von Wüthen und glühenden Steinen begleitet. Oft bedeckt und verheert die
 e die ganze umliegende Gegend, oder die Wolken schlagen sich als Regen nie-
 Die Steinauswürfe sind oft von sehr starken Explosionen begleitet. Die den
 irdischen Schmelzraum fallende flüssige Materie erhebt sich während Dessen in
 Krater, und bei kleinern Vulkanen, wie bei dem Vesuv, fließt die Lava ge-
 alich über den Rand des Kraters und an dem Abhange des Berges herab. Dem
 Ströme können, wenn er auch noch so stark ist, da er seiner dicken, breiartigen
 haffenheit wegen immer sehr langsam fließt, die Menschen für ihre Person
 entfliehen, aber ihre Besitzungen sind verloren, wenn er sie erreicht, und der
 nd und Boden, über den er fließt, kann in einer langen Reihe von Jahren
 wieder benutzt werden. Bei großen Vulkanen, wie bei dem Ätna, dem Pil
 Teneriffa und den großen amerikanischen Feuerbergen, aber ist es anders. Die
 tenwände können dem ungeheuern Drucke nicht widerstehen, sondern die Masse
 bricht dieselben und bahnt sich auf diese Weise einen Weg ins Freie. An dem
 ange der Berge gräbt sich die Lava ein Bett und überall auf ihrem Wege nimmt
 nit; was sie zu überwindigen im Stande ist, übersteigt Mauern und Wälle.
 Geschwindigkeit, mit welcher sie sich bewegt, ist sehr verschieden. An der Ober-
 e zeigen die Lavenströme viele längliche Blasen, das Innere derselben ist dage-
 dicht. Oft bleibt sie sehr lange weich und warm. Die Lavenausbrüche wieder-
 n sich gewöhnlich und alle Erscheinungen der Eruptionen dauern längere oder
 ere Zeit fort, bis der Feuerberg wieder ganz ruhig wird. — D-
 e scheint nur mechanisch sehr fein zertheilte Lava zu sein.

unermessliche Wollen, welche die ganze Umgegend verdecken. In Verbindung mit dem vulkanischen Sande, mit Schlacken und Steinen trägt sie zur Bildung wenigstens des obern Theils der Feuerberge bei. Die Gestalt dieser sogen. Aschegel ist sehr veränderlich, und oft wird der Berg dadurch höher, oft aber auch durch Eruptionen bedeutende Stücke von demselben los. Sehr häufig sind die vulkanischen Ausbrüche von Regengüssen begleitet, die oft Asche und Sand aufnehmen und auf diese Weise Schlamm bilden, welcher sich an den Abhängen der Berge und in den anliegenden Ebenen verbreitet. Jedoch haben auch wirkliche Wasser- und Schlamm-Eruptionen stattgefunden, wie z. B. 1751 aus dem Etna. Die vulkanischen Inseln, Amerikas etc., deren Gipfel sich über die Grenzen des ewigen Schnees erheben, richten durch starke Wasserströme oft viel Unheil an. Es sind dies aber gewöhnlich keine eigentlichen Ausbrüche, sondern durch zu große Hitze geschmolzener Schnee. Nach einer Eruption des Rotopari wurde durch solche geschmolzenen Schneemassen ein 15 Meilen von demselben entfernt liegendes Dorf zerstört. Es bringen aber auch Gewässer in den Berg ein, sammeln sich in besondern Behältern und fließen bei Eruptionen ab. — Die sogen. Luftvulkane, zu denen besonders der Macalouba auf Sicilien gehört, welche Schlamm, durch Gas in die Höhe getrieben, auswerfen, sind von den eigentlich vulkanischen Erscheinungen fast ganz unabhängig. Man nennt diese Luftvulkane des salzigen Wassers wegen, welche sie auswerfen, auch Salses. Zu den vulkanischen Erscheinungen gehören auch die heißen Quellen, von denen der Geysir auf Island das merkwürdigste Beispiel gibt. Wahrscheinlich entstehen sie daher, daß in mehr oder minder großen, vulkanischen Herden in Verbindung stehenden Höhlen, Wasserdämpfe durch sehr großen Druck condensirt und mit großer Kraft durch Spalten oder Risse in die Höhe getrieben werden. Das Laboratorium, in welchem die Natur die vulkanischen Erscheinungen vor- und zubereitet, liegt gewiß tiefer als über Steinkohlenschiefer und Schwefellagern, welche einige Geologen als Ursachen der vulkanischen Erscheinungen aufführen. Elastische aus dem Innern der Erde emporströmende Flüssigkeiten sind das Hauptorgan in den vulkanischen Erscheinungen, wie man insbesondere an dem immerwährenden Aufkochen der flüssigen Lava in permanent ausströmenden Vulkanen (wie Stromboli) nothwendig schließt. Unter den vulkanischen Erscheinungen ist ein Vorrath von immerwährend flüssiger Lava vorhanden, der bis in eine gewisse und unbekannte Tiefe niedergeht. Die elastische Flüssigkeit, welche die vulkanischen Erscheinungen und namentlich die Flüssigkeit der Lava hervorbringt, ist nichts Andres als Wasserdampf; denn andre Gasarten kommen dabei wenig oder gar nicht in Betracht. Auf diesen Gedanken führt nebst vielen Beobachtungen, auch die Beschaffenheit des Lavastromes, welcher in den seltensten Fällen eine bloß durch die Wärme hervorgebrachte Schmelzung, und in den meisten nur ein Auseinander-treten der krystallinischen Theilchen einer vorher existirenden und wieder zu rethorirenden Urgebirgsart ist. Den Wasserdampf hierzu aber gibt das Wasser, welches in diesen Gebirgsarten enthalten (latent) ist. Die Erhitzung dieser Gebirgsarten bis zu einem solchen Grade, daß das in denselben enthaltene Wasser in Dampf verwandelt werden kann, geschieht wahrscheinlich dadurch, daß nach bekannten, sich immer mehr bestätigenden Wahrnehmungen im Innern der Erde immerfort Wärme erzeugt wird und nach oben strebt. Indem nun an denjenigen Stellen, wo ein Uebermaß der zufließenden Wärme gegen die abgeleitete entsteht, und gegen welche ein beträchtlicher Druck von oben und von den Seiten ausgeübt wird, das latente Wasser der erhitzten Gebirgsart in Dampf überzugehen strebt, erfolgt ein Gegen-druck, welcher, sobald die Expansivkraft an dieser Stelle das Übergewicht über den Druck von Außen erhält, Hebung der aufliegenden Felsmassen bewirkt. Gewaltsame Hebung der über einem Körper von theils geschmolzener, theils (in den obern Theilen) nur heftig erhitzter Lava liegenden spröden Gebirgsarten muß Zerstörung

und Spalten der letztern hervorbringen. Entsteht nun in diesen eine, nach unten gegen den erhitzten Lavakörper dermaßen geöffnete Spalte, daß sie dem sich ausdehnenden und, bis dahin durch den Druck eingeschlossen, auch wol noch condensirten Wasserdampf die Dilatation gestattet, so treibt dieser die Lava in die Spalte hinauf, und sowie an dieser Stelle der obere Druck abnimmt, wirkt durch den Dampf im Innern erzeugte Druck nach dieser Stelle; die flüssige Lava, nebst losgerissenen Theilen der Wände einer solchen Spalte werden durch emporgetrieben, und entweder wird durch diese Stoffe die Spalte nur geschlossen und geheilt, oder sie werden bei hinreichender Kraft des Dampfes durch die Spalte hinaus bis auf die Oberfläche geworfen, als flüssige Lava und als feste Massen. Dieses ist der vulkanische Ausbruch. Das durch die Hebung der festen Lavamassen erfolgende gewaltsame Zerreißen derselben, ohne den Ausbruch, ist Erdbeben. Noch im 18. Jahrh. haben wir im griech. Archipel und bei den ioniischen Inseln durch vulkanische Ausbrüche den Boden des Meeres emporgehoben und neue Inseln entstehen sehen, und am 10. Mai 1814 entstand an der Küste der russischen Prov. Tschernomorsu, nach einem fürchterlichen Getöse im Meere, mehrere aus demselben kommenden heftigen Ausbrüchen von Rauch und Stein, plötzlich eine vulkanische Insel, die, als man sie nach einiger Zeit näher untersuchen konnte, 1½ Klafter über das Meer erhaben war, und eine überall mit einer feinsandartigen Masse überzogene Oberfläche zeigte. Vgl. Breislak's „Lehrbuch der Geologie“ (Braunschweig 1821); Poulet Scrope, „Considerations on volcanism etc.“ (Lond. 1825); L. v. Buch, „Physikalische Beschreibung der canarischen Inseln“ (Berl. 1825, m. e. Atlas); v. Hoff, „Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche“ (2. Bd., Jena und Erdbeben, Gotha 1824); v. Ungern: Sternberg, „Werden und Vergehen des vulkanischen Gebirgs“ (Karlsruhe 1825). Vgl. „Die Vulkane auf der Erde“, von L. S. Kaffes; über den Monte-Somma, von L. A. Recker; über die Vulkane in der Auvergne, von R. Daubeny“, aus dem Englischen und Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, von J. Nöggerath und J. P. Pauls (Leipzig 1825). Insbesondere haben Faujas St.-Fond, Dolomieu Leopold Buch, d'Aubuisson u. A. durch ihre Beobachtungen bestätigt, daß der in der Auvergne befindliche Basalt Lava sei. Schon 1802 hatte Graf Montlosier die vulkanische Gegend um Clermont, die Kette der Puy's genau beschrieben; seitdem hat Poulet Scrope in f. „Memoir on the geology of Central France including the volcanic formations of Auvergne, the Velay and the Vivarais“ (Lond. 1827, nebst Atlas); noch reicher an Thatfachen ist die Beschreibung der Auvergne von dem deutschen Geognosten Steininger.

Vulkanisten nennt man diejenigen Geologen, welche die Bildung der Erde durch Wirkung von Feuer herleiten. (S. Geognosie.)

Vulpius (Christian August), Rath, erster Bibliothekar und Aufseher über das Münzcabinet zu Weimar, wo er den 22. Juni 1763 geb. wurde, studierte zu Jena und Erlangen. Durch Übers. franz. und ital. Ritterbücher zu dem romantischen Ritterwesen hingezogen, ging er zum Ritterthume der deutschen Vorzeit über, schrieb die „Romantische Geschichte der Vorzeit“ (in 12 Bdn., Leipz. 1791—1792). Darauf begannen 1797 die „Anekdoten aus der Vorzeit“ (2 Bde.). Von 1798—99 lebte er in Franken unter den damaligen Reichsrittern, als Freund und Gesellschafter, nur der Dichtkunst, der ital. und span. Literatur; privatisirte in Baireuth, Würzburg und Bamberg, von wo er nach Leipzig ging, und lebte in Bezug auf die franz. Revolution: „Die Geschichte der Bastille, die Escapade in Paris“ (8 Thle.). Hierauf kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und erhielt Hoftheater unter Göthe's Direction die Stelle eines Theatersecretsairs. Auf seiner Reisen fand er in Regensburg ein Schriftchen: „Das Ende des Räu-

berhauptmanns Rinaldini", in ital. Sprache, bald darauf das „Europäische Journal“ mit einem Aufsatze über ihn; Beides veranlaßte ihn dem „Rinaldini“ zu schreiben, welcher 1799 zum erstenmal in Leipzig erschien. Dieses Buch fand so allgemeinen Beifall, daß es bald 5 Aufl. erlebte, und in Nachdrucken, Ausgäben und Verkürzungen, als Schauspiel und in verschiedenen Übersetzungen vermehrt wurde. Von Duperche und Delamarre erschienen 2 franz. Übersetzungen, 1800 und 1801 zu Paris, von Hindley eine englische (Lond. 1800). Dann eine russische, dänische, holländische, spanische, polnische, ungarische und italienische. Nachher kam der Verf. mit Beibehaltung seiner Theaterstelle als Secretair an die Bibliothek. Seine Liebe zu der Geschichte, Numismatik, Heraldik und Genealogie, die er immer mit Neigung betrieb, nahm nun noch mehr zu, und so entstanden, auf Vertuch's Veranlassung die „Curiositäten der phys. • liter. • artist. • historischen Vor- und Mitwelt“ (1811 — 25, 10 Bde., m. Kpfn.). Außerdem schrieb er noch das Journal „Die Vorzeit“ (4 Bde., Erfurt). Zum Aufseher des großherz. Münzkabinetts ernannt, verfaßte V. einen Münzkatalog. Zugleich legte er die „Bibliothek des romantisch-Wunderbaren“ an, ein Werk, womit er eine große Idee verknüpfte, welche er aber, wegen überhäufeter Geschäfte, nicht ausführen konnte; es erschienen nur 2 Bde. 1821 erschien „Thermitonia“, eine Samml., worin er die zu seinen „Zauberromanen“ (2 Bde.) mit der des Geisterwesens verwebt hat. Zuletzt arbeitete er an einem Wörterbuche über die deutsche und nordische Mythologie, dessen 1. Bd. 1826 erschien. Außerdem sind von diesem fruchtbaren und vielseitig gebildeten Schriftsteller einzelne Gedichte, zerstreute Aufsätze und Recensionen gedruckt worden. V. starb zu Weimar, den 26. Juni 1827, 64 J. alt.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

T.

| Seite | Seite | Seite |
|-------|---|--|
| 1 | Taktik 21 | Tappe (August Wilhelm) 43 |
| 2 | Talapoinen — | Taprobana — |
| — | Talar — | Tara, Tararechnung — |
| — | Talent — | Tarantel, Tarantella — |
| 4 | Talisman 23 | Tarbieu (Alexandre) 44 |
| — | Talk — | Tarbieu (Jean Baptiste Pierre) — |
| — | Talkerde — | Tarent, Taranto — |
| — | Talkstein 24 | Tarif — |
| — | Tallard (Camille d'Hofstun, Graf v.) — | Tarnow (Fanny) — |
| 5 | Talleyrand = Périgord (Charles Maurice de, Fürst — Familie) — | Tarockspiel 46 |
| 7 | Tallien (Jean Lambert) 29 | Tarpeja, Tarpejischer Felsen — |
| — | Talma (François Joseph) 30 | Tarquinius (Lucius) Priscus — |
| 8 | Talmud 32 | Tarquinius Superbus 47 |
| 9 | Talos — | Tarsus — |
| — | Lambour 33 | Tartaglia — |
| 10 | Lambrouni (Joseph) — | Tartane — |
| 15 | Lambrouni (Clotilde) — | Tartaren, f. Tataren, Tatarei — |
| — | Lamburin, Lamburinstickeret 34 | Tartarus — |
| — | Lamerlan, f. Timur 35 | Tartini (Giuseppe) 48 |
| — | Lanaia — | Tartsche — |
| 17 | Lancet — | Tartuffe — |
| — | Lanfana 36 | Taschenbücher = und Almanachsliteratur in Deutschland 49 |
| — | Lang 37 | Tasso (Bernardo) 52 |
| — | Langente, Tangenten — | Tasso (Torquato) 53 |
| — | Tangentialekraft — | Tassoni (Alessandro) 59 |
| — | Tantalus 38 | Taste, Tastatur, f. Clavis 60 |
| — | Tanzkunst — | Tasten, Tastsinn, f. Sinne u. Gefühl 61 |
| 18 | Tanzmusik 41 | |
| 20 | Tapeten 42 | |
| — | Tapferkeit — | |

| | Seite | | Seite | | Seite |
|--|-------|--|-------|---|-------|
| Lasteninstrument . . . | 61 | Telemachus . . . | 87 | Ternate, f. Geni- inseln . . . | 108 |
| Tatarei | — | Telemann (Georg Phi- lipp) | 88 | Ternaur (Guillaume Louis, Baron v.) | 109 |
| Tataren | — | Teleologie | — | Terni | 110 |
| Tatianisten, f. Gnostik | 62 | Teleskop, f. Fernrohr u. Spiegelteleskop | — | Ternite (Wilhelm) | 111 |
| Tatowiren | — | Tell (Wilhelm) . . . | — | Terpander | — |
| Taubheit | — | Teller (Wilhelm Abra- ham) | 90 | Terpenthin | — |
| Taubmann (Friedrich) | — | Tellurismus | 91 | Terpobion | 112 |
| Taubstumme | — | Tellurium | — | Terpsichore | — |
| Taubstummeninstitute | 65 | Tellus | 92 | Terra cotta | — |
| Taucher, f. Perlenfi- scherei | 67 | Temeswar | — | Terra firma | 113 |
| Taucherglocke, f. Tau- cherkunst | — | Tempe | — | Terrainlehrer, Terrain- kunde | — |
| Taucherkunst, Tau- cherglocke | — | Tempel | — | Terra sigillata, f. Siegelerde | 114 |
| Tauchnitz (Karl Chris- troph Traugott) . . . | — | Tempel (le Temple) | 94 | Terrasse | — |
| Tauernzien von Wit- tenberg (Friedrich Bogislav Emanuel, Graf v.) | 68 | Tempelherren, Tem- pelbrüder, Tempel- Tempelhoff (Georg Friedrich v.) . . . | 97 | Terray (Joseph Mo- rie) | 115 |
| Taufe | 69 | Tempera | 99 | Terre neuve, f. Neu- fundland | — |
| Taufe, Neertaufe . . . | 71 | Temperamente . . . | — | Territion, f. Lortm- Territorialpolitik, Ter- ritorialausgleich- gen | — |
| Taufgesinnte | — | Tempesta (Peter Mo- lyn), Tempesta (An- tonio) | — | Territorialsysteme Kirche, f. Kirche | 116 |
| Tauler (Johann) . . . | 78 | Temple (William) . . | 101 | Terrorismus | — |
| Taunus | — | Templer, f. Tempel- herren | 103 | Tertiärer, f. Terti- (geistliche) | 117 |
| Taurien | 79 | Tempo | — | Tertie | — |
| Tauris | 80 | Tenaille, f. Außen- werke | — | Tertullianus (Quin- tus Septimius Florens), Tertul- lianisten | — |
| Taurus | 81 | Tenaros, Tenare . . . | — | Terzett, Trio | — |
| Täuschung | — | Tenedos | — | Teschen | 121 |
| Tausendjähriges Reich | — | Teneriffa | 104 | Teschener Friede . . . | — |
| Tausend u. eine Nacht | — | Teniers (David) . . . | — | Tessin (Karl Gustav, Graf von) | 123 |
| Tautochronisch | 83 | Tenor | — | Test- und Corpora- tions-Acte | — |
| Tautochronische Linie | — | Tenute | — | Testament (Altes und Neues) | 124 |
| Tautologie | — | Tenzel (Wilh. Ernst) | — | Testamente | 125 |
| Tavernier (Jean Bap- tiste) | 84 | Tepliz | 105 | Tetanus | — |
| Taylor (John) | — | Teppiche | — | Tethys | — |
| Technik | — | Terentius (Publius L. Afer) | 106 | Tetrachord | — |
| Technologie | — | Tereus, f. Philomele | 107 | Tetralogie, f. Trilogie | — |
| Tectur | 85 | Termen, f. Hermen | — | Tetrameter, f. Vers | — |
| Te Deum laudamus . . . | — | Terminismus, Ter- ministen, Termi- nanten | — | Tettenborn (Fried- rich) | — |
| Tegernsee | — | Terminologie | — | | |
| Tegnér (Esaias) | 86 | Terminus | — | | |
| Teimer (Martin, Frei- herr v. Wiltau) | — | Termiten | 108 | | |
| Telamon, f. Argonau- ten | 87 | | | | |
| Telegraph, Telegra- phie, f. Chappe u. Signalkunst | — | | | | |

| | Seite | | Seite |
|--|-------|---|-------|
| Theodicee | 156 | Thibaudeau (Antoine Claire, Graf) . . | 194 |
| Theodolith | 157 | Thibaut (Anton Fried- rich Justus) . . | 195 |
| Theodor (König von Corfica), s. Neu- hof (Theodor, Ba- ron von) | — | Thielmann (Freiherr von) | 196 |
| Theodorich | — | Thieme (Karl Trau- gott) | — |
| Theodosius (Gla- vius) I. . . . | 159 | Thiemo (der heilige) . | 197 |
| Theognis | 161 | Thier, Thierreich . | 198 |
| Theogonie | — | Thierarzneykunde , Thierarzneykunst, Thierheilkunde . | 205 |
| Theokratie | — | Thierdienst | 208 |
| Theokrit | — | Thierisches Leben . | — |
| Theologie | — | Thierische Materie . | 209 |
| Theomantie, Theo- mant | 172 | Thierische Verrich- tungen | 211 |
| Theophane | — | Thierische Wärme . | — |
| Theophanie | — | Thierischer Magne- tismus, s. Magne- tismus | 212 |
| Theophilanthropen . | — | Thierkreis, s. Stern- bilder, Zodiacus und Astronomie . | — |
| Theophrastus . . . | 174 | Thierpflanzen, s. Thier | — |
| Theophrastus Para- celsus, s. Paracel- sus | — | Thiersch (Friedrich Wilhelm) | — |
| 40 Theorbe | — | Thierstücke | 214 |
| 141 Theorie | 175 | Thieß (Johann Otto) | — |
| 142 Theosophie . . . | 176 | Thiäbe | 215 |
| Theramenes | — | Thomas von Aquino | — |
| 145 Therapie, Therapeu- tif | — | Thomas a Kempis | 218 |
| Theresia (Maria) . | 177 | Thomas (Antoine Leonard) | 219 |
| 146 Therial | 184 | Thomaschriften . . | — |
| 147 Thermen | — | Thomasius (Chri- stian) | 220 |
| Thermolampe . . . | — | Thomisten, s. Thomas von Aquino und Scholastiker . . | — |
| Thermometer . . . | — | Thomson (James) . | — |
| Thermopylä | 186 | Thon | 221 |
| 150 Théroigne-de-Méri- court | — | Thor | 222 |
| 151 Therites | 187 | Thora, s. Lora . . | — |
| Theseus | — | Thorild (Thomas) . | — |
| 152 Thesis | 188 | Thorkelin (Grim Johnsen) | 223 |
| Thespis | — | Thorlacius (Stule Thordsen — Bir- ger) | — |
| Thesmophoren . s. Ceres | — | | |
| Thessalien | — | | |
| Thessalonich . . . | 189 | | |
| Thetis | 190 | | |
| 153 Theurbank . . . | — | | |
| — Theurgie | — | | |
| 155 Theuring | 191 | | |
| Thiard (Auronne Theo- dor, Graf von) . | 193 | | |

| | Seite | | Seite | | Seite |
|------------------------------|-------|-----------------------------|-------|---------------------------------|-------|
| Thorn | 224 | Tied (Christian Fried- | 252 | Titan, Titane | 275 |
| Thornwaldsen (Albert) — | — | rich) | 252 | Titan (Metall) | 276 |
| Thot | 226 | Tiedge (Christoph | — | Titel, Titularen, Ti- | — |
| Thou (Jacques Au- | — | August) | 254 | tulomanie | — |
| guste de — Fran- | — | Tiefe | 256 | Titian | 277 |
| çois Auguste de) — | — | Tieffinn | — | Titurell | 278 |
| Thouin (André) | 228 | Tiefe (Johann Gott- | — | Titus Vespasianus — | — |
| Thranen, Thranenor- | — | lieb) | — | Tivoli | 280 |
| gane, Thranenfistel | 229 | Tierney (Georg) | 257 | Tiziano, s. Titian | 281 |
| Thraspbulus | — | Tiers état | 258 | Toalbo (Giuseppe) | — |
| Thrazien | 230 | Tiflis | — | Toast | — |
| Threnobie | — | Tigranes | — | Tobler (Johannes — | — |
| Thucydides | — | Tigris | 259 | Georg Christoph) | 282 |
| Thugut (Franz Ma- | — | Tilgungsfonds | — | Tobolsk (Stadt — | — |
| ria, Freiherr von) | 232 | Tillotson (John) | — | Gouvernement) | — |
| Thurston | 233 | Tilly (Johann Tzer- | — | Tobsucht, s. Tollheit | 283 |
| Thule | 234 | klas, Graf von) | — | Toccato, Toccata, | — |
| Thummel (Moriz Au- | — | Tilsiter Frieden | 261 | Toccatina | — |
| gust von) | — | Timaeus | 262 | Tob | — |
| Thummel (Hans | — | Timarioten, s. Zaims — | — | Tod (mythol.) | 284 |
| Wilhelm, Freiherr | — | Timbuktu, s. Tom- | — | Tod (bürgerlich) | 285 |
| von) | 235 | buktu | — | Todeskampf | — |
| Thun (Franz Joseph, | — | Timokratie | — | Todesstrafe | 286 |
| Graf von) | 236 | Timoleon | — | Tobi (Maria Ju- | — |
| Thunberg (Karl Pe- | — | Timon (der Athenien- | — | cesca) | 287 |
| ter) | 237 | ser — der Philo- | — | Todsünden | — |
| Thunfischerei | 238 | soph) | 263 | Tobte Hand | 288 |
| Thüringen, Thürin- | — | Timur | 264 | Todtenaustragung, | — |
| gerthor | — | Tinctur | — | Todtenfest, Tod- | — |
| Thüringerwald | 239 | Tindal (Matthews) | — | austreiben | — |
| Thurn und Taxis | — | Tino | 265 | Todtenbestattung | 289 |
| (Haus) | 240 | Tinte, s. Dinte | — | Todtengericht | — |
| Thurn und Valsaffi- | — | Tintoretto | — | Todtentanz | — |
| na (Joseph Bene- | — | Tippo Sahib | — | Todtes Meer | 293 |
| dict, Graf von) | 242 | Tiraboschi (Girola- | — | Toga | 294 |
| Thuscien, s. Tos- | — | mo) | 267 | Toggenburg | 295 |
| cana | 243 | Tiraden | — | Toise | — |
| Thusnelde, s. Her- | — | Tirailleurs | — | Tokai | — |
| mann | — | Tireffas | 268 | Tokoly (Emmerich, | — |
| Thyaden | — | Tirol | 269 | Graf von) | — |
| Thyestes | — | Tironianische Note, | — | Toledo | 296 |
| Thyrus | — | s. Abbreviaturen | 272 | Toleranz, Intoleranz — | — |
| Tiara | — | Tischbein (Johann | — | Tollens (H. von) | 297 |
| Tiber | 244 | Heinrich — J. H. | — | Tollheit | 298 |
| Tiberius Claudius | — | der Jüngere — | — | Tomaschel (Wenzel | — |
| Nero | — | Johann Heinrich | — | Johann) | — |
| Tibet | 246 | Wilhelm | — | Tombac | — |
| Tibullus (Albius) | 248 | Tissiphone | 275 | Tombuktu (Reich — | — |
| Tidel (Thomas — | — | Tissot (Simon André | — | Stadt) | 299 |
| Richard) | — | — Clement Joseph | — | Ton im Gemälde, s. | — |
| Tied (Ludwig) | 249 | — Pierre François) — | — | Farbengebung | 300 |

| | Seite | |
|------------------|-------|-------------------------|
| Thurn | | Tournesfort (Joseph |
| Thurnbach (Hans) | | Pitton de) . . . 330 |
| Thurn | | Tournois (Livre), f. |
| Thurn (Johann) | | Livre . . . — |
| Thurn (Johann) | | Toussaint l'ouverture — |
| Thurn (Johann) | | Tower . . . 333 |
| Thurn (Johann) | | Toxikologie . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trabanten . . . 334 |
| Thurn (Johann) | | Tractaten . . . — |
| Thurn (Johann) | | Tradition . . . — |
| Thurn (Johann) | | Traditoren . . . 335 |
| Thurn (Johann) | | Traductionssystem , |
| Thurn (Johann) | | Traducianer . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trasfagar (Schlacht |
| Thurn (Johann) | | von) . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trägheit . . . 336 |
| Thurn (Johann) | | Tragisch . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trajanus (Marcus |
| Thurn (Johann) | | Ulpian) . . . 338 |
| Thurn (Johann) | | Tramontana . . . 340 |
| Thurn (Johann) | | Trankbar . . . 341 |
| Thurn (Johann) | | Transfiguration . . . — |
| Thurn (Johann) | | Transithandel, f. |
| Thurn (Johann) | | Durchfuhrhandel — |
| Thurn (Johann) | | Transporteur . . . — |
| Thurn (Johann) | | Transcendent, Trans- |
| Thurn (Johann) | | scendental, Trans- |
| Thurn (Johann) | | scendentalphilosophie — |
| Thurn (Johann) | | Transubstantiation, |
| Thurn (Johann) | | f. Abendmahl . . . 343 |
| Thurn (Johann) | | Trapezium und Tra- |
| Thurn (Johann) | | pezoides, f. Vier- |
| Thurn (Johann) | | ecke . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trapezunt . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trappe (La), Trappi- |
| Thurn (Johann) | | sten . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trassiren, Tratte, |
| Thurn (Johann) | | Trassant . . . 344 |
| Thurn (Johann) | | Traube, f. Kanonen |
| Thurn (Johann) | | und Kartätsche . . . — |
| Thurn (Johann) | | Traubenhagel, Trau- |
| Thurn (Johann) | | benschuß, f. Kar- |
| Thurn (Johann) | | tätsche . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trauermonumente . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trauerspiel, f. Tra- |
| Thurn (Johann) | | gisch und Schau- |
| Thurn (Johann) | | spiel . . . — |
| Thurn (Johann) | | Traum . . . — |
| Thurn (Johann) | | Traurigkeit . . . 349 |
| Thurn (Johann) | | Trautmannsdorf (das |
| Thurn (Johann) | | gräf. Haus) . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trautmannsdorf |
| Thurn (Johann) | | rimilian, Graf |
| Thurn (Johann) | | Trauung . . . — |
| Thurn (Johann) | | Travestie, Trave- |
| Thurn (Johann) | | lung . . . — |
| Thurn (Johann) | | Treckschuyten . . . — |
| Thurn (Johann) | | Treffen, f. Schla- |
| Thurn (Johann) | | treibhäuser . . . — |
| Thurn (Johann) | | Tremulant . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trend (Franz, Fr- |
| Thurn (Johann) | | herr von der) |
| Thurn (Johann) | | Trend (Friedr., F- |
| Thurn (Johann) | | herr von der) |
| Thurn (Johann) | | Trepaniren, Trepan- |
| Thurn (Johann) | | Tressan (Louis G- |
| Thurn (Johann) | | sabeth de la M- |
| Thurn (Johann) | | gne, Graf v.) |
| Thurn (Johann) | | Tretmühle . . . — |
| Thurn (Johann) | | Treue . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trevise (Herzog v- |
| Thurn (Johann) | | f. Mortier (Et- |
| Thurn (Johann) | | ard Adolf Cassin- |
| Thurn (Johann) | | Joseph) . . . — |
| Thurn (Johann) | | Triangel . . . — |
| Thurn (Johann) | | Triangularzahlen |
| Thurn (Johann) | | Trianguliren . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trianon . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trias, f. Drei . . . — |
| Thurn (Johann) | | Tribonianus . . . — |
| Thurn (Johann) | | Tribrachys, f. Rhy- |
| Thurn (Johann) | | mus . . . — |
| Thurn (Johann) | | Tribunal, Tribu- |
| Thurn (Johann) | | nat . . . — |
| Thurn (Johann) | | Tribunat . . . — |
| Thurn (Johann) | | Tribunus . . . — |
| Thurn (Johann) | | Tribus . . . — |
| Thurn (Johann) | | Tribut . . . — |
| Thurn (Johann) | | Tribentinisches G- |
| Thurn (Johann) | | cilium . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trieb . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trient . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trier . . . — |
| Thurn (Johann) | | Triefst . . . — |
| Thurn (Johann) | | Triglyphen, f. G- |
| Thurn (Johann) | | lenordnung . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trigonometrie . . . — |
| Thurn (Johann) | | Triller . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trilogie, Tetralog- |
| Thurn (Johann) | | Trinibab . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trinitarier . . . — |
| Thurn (Johann) | | Trinität, f. Drei- |
| Thurn (Johann) | | nigkeit . . . — |

[illegible]

| Seite | Seite | Seite |
|------------------------|-----------------------------|----------------------------|
| bariden . . . 441 | Ultimatum . . . 467 | Unschuldsproben, f. |
| hon (ägyptische | Ultra . . . — | Orballeu . . . 527 |
| Bottheit) . . . — | Ultramarin . . . — | Unsterblichkeit . . . — |
| hon (griech. My- | Ultramontan, Ultra- | Unterhaus . . . 529 |
| bologie) . . . 442 | montane Grund- | Unterleib, Unterleibs- |
| hon (Sturm- | sätze . . . — | Frankheiten . . . 530 |
| ind) . . . 443 | Ultramontanismus . . . — | Unterricht . . . 532 |
| bus . . . 444 | Ulyßes . . . 469 | Unterschlächting, f. |
| ographie . . . 447 | Umdrehung . . . 470 | Oberschlächting . . . — |
| olithen . . . — | Umgehungen . . . — | Unterthan . . . — |
| us, Typik, Ty- | Umkehrung . . . 471 | Unterwalden . . . 533 |
| ologie . . . — | Umlauf . . . — | Unterwelt . . . — |
| . . . 448 | Umlaufendes Capital 472 | Unterwerfungsver- |
| ann, Tyrannen- | Umriß . . . — | trag . . . 535 |
| lungen . . . 449 | Umtriebe (demagogi- | Unge . . . 536 |
| el, f. Tirol . . . — | sche) in Deutschland — | Unzer (Johann Au- |
| rhemia, Tyrhener | Uncialbuchstaben . 487 | gust — Johann |
| täus . . . — | Unehentliche Kinder . . . — | Christoph) . . . — |
| us . . . 450 | Unendlich . . . — | Upsala . . . 537 |
| hirner (Heinrich | Ungarn . . . 488 | Ural . . . — |
| Gottlieb) . . . — | Ungarische evangeli- | Urania . . . 539 |
| U. | sche Kirche . . . 496 | Uranus . . . — |
| . . . 454 | Ungarische Literatur 498 | Urbanistinnen, f. |
| gangsgewirge, f. | Ungarische Sprache 504 | Franciscaner . . . — |
| beognose . . . — | Ungarische Weine . 507 | Urbanität . . . — |
| rgang über einen | Unger (Joh. Georg | Urbanium . . . — |
| fluß . . . — | — Joh. Friedr. | Urchristenthum . . 540 |
| lieferung, f. Tra- | Gottlieb), Unger's | Urevangelium . . . 543 |
| ition . . . 455 | sche Schrift . . . — | Urgebirge, f. Geo- |
| esetzungskunst . . . — | Unger (Friederike He- | gnose . . . — |
| uität . . . 456 | lene) . . . 508 | Uri . . . — |
| ete y Parizabal | Unglaube . . . — | Urin . . . — |
| Don Antonio) . . . — | Uniformitätsacte . 509 | Urkunde, Urkunden 544 |
| lirro, f. Pisa . 458 | Unigenitus Dei filius | Urne . . . — |
| nd (Joh. Ludwig) — | etc. — | Urphebe . . . — |
| feld (Corfiz, Graf | Union (kirchliche) . 510 | Ureproduction . . . — |
| on) . . . 459 | Union (staatsrechtl.) 515 | Ursprache . . . 545 |
| . . . 460 | Unirte Griechen . . . — | Ursstoffe, f. Elemente 546 |
| . . . 463 | Unisono . . . 516 | Ursulinerinnen . . . — |
| ine . . . — | Unitarier . . . 517 | Urtheil, Urtheilspruch — |
| nen . . . — | Unität . . . 518 | Urtheilskraft . . . — |
| na . . . — | Universalgeschichte, f. | Urwelt und Vornwelt 547 |
| las . . . — | Geschichte . . . — | Usbeden . . . 552 |
| na (Don Antonio di | Universalien . . . — | Uso . . . 553 |
| — Don Bernardo | Universalprache, f. | Usteri (Paul — Leon- |
| — Don Luis | Sprache u. Passi- | hard) . . . — |
| e U. y Pereira) 464 | graphie . . . — | Ususfructus, f. Nieß- |
| . . . — | Universitäten . . . — | brauch . . . 554 |
| ch (Herzog von | Universitätswesen der | Usurpator . . . — |
| Würtemberg) . 465 | neuesten Zeit . 523 | Ut, Re, Mi etc. . 555 |
| | Unschuld (Stand der) 527 | Uterini . . . 557 |

| | Seite | | Seite | | Seite |
|-------------------------------|-------|------------------------------|-------|-----------------------------|-------|
| Trinity-College | 373 | Trophonius, Tropho- | | Tulicon | 417 |
| Trinklied, f. Skolien — | — | nia | 388 | Tula | — |
| Triso | — | Tropici | — | Tulpe | 418 |
| Trisole | 374 | Tropisches Jahr, f. | — | Tungusen | — |
| Triolet | — | Jahr | — | Tunica | — |
| Tripel | — | Troppau (Stadt — | — | Tunis (Barbaresken- | — |
| Triplizität, f. Schel- | — | Congreß zu) | — | staat — Stadt) | 419 |
| ling und Drei | — | Trosky (August Wil- | — | Tunkin | 420 |
| Tripoden, f. Dreifuß — | — | helm v.) | 390 | Turnel | — |
| Tripolis (Barbares- | — | Trozenborf (Valentin | — | Turban | 421 |
| kenstaat — Stadt) — | — | Friedland) | 391 | Turenne (Henri de la | — |
| Tripolizza | 375 | Troubadour | 392 | Tour d'Auvergne, | — |
| Trippel (Alexander) | 376 | Troxler (Ignaz Paul | — | Vicomte de) | — |
| Triptolemus | — | Vital) | 401 | Turgot (Anne Robert | — |
| Trismegistus, f. Her- | — | Troxgewicht | 402 | Jacques, Baron v. | — |
| mes | — | Trübsinn, f. Melan- | — | Kulne) | 422 |
| Trismus | — | cholie | — | Turin | 423 |
| Trissino (Giovanni | — | Truche (geheime) | — | Türkei und Griechen- | — |
| Giorgia) | — | Truchmenen, f. Türk- | — | land, f. am Ende | — |
| Tristan | 377 | menen | 405 | des 12. Bandes | 424 |
| Tristan d'Acunha, f. | — | Truchseß | — | Türkenpaß | — |
| Erfrischungseinseln — | — | Truffalbino, f. Ma- | — | Türkheim (Baron v.) — | — |
| Trithiten | — | ken | — | Türkheim (Johann | — |
| Triton | — | Trüffeln | — | von) | — |
| Triumph | 378 | Trugschluß | 406 | Türkhestan | 425 |
| Triumphbogen | 379 | Truhten, f. Druiden — | — | Türkis | — |
| Triumvirat | — | Trunkenheit | — | Türkische Münzen | — |
| Troas, f. Troja | — | Trübschler (Friedrich | — | Türkische Sprache u. | — |
| Trochäus, f. Rhyth- | — | Karl Adolf v.) | 407 | Literatur | — |
| mus | — | Tschaiken, Tschaiki- | — | Türkische Musik | 426 |
| Troglobiten | — | sten | 408 | Turkmenenland | 427 |
| Troja | — | Tscherkassen, f. Cir- | — | Turkomanien | 428 |
| Trokar | 380 | kassen | — | Turmalin | — |
| Trolle (Herlus) | — | Tscherning (Andreas) — | — | Turniere | — |
| Trollhätta | 381 | Tschesme | — | Turnkunst | 429 |
| Trommel | — | Tschlenhausen (Ehren- | — | Turnpin, f. Ritterwe- | — |
| Trommelsucht, f. | — | fried Walter, Graf | — | sen | 430 |
| Tympanitis | 382 | von) | — | Tusch | — |
| Tromp (Martin Har- | — | Tuba | 409 | Tuschmanier | — |
| perhoon — Cor- | — | Tuberkeln | — | Tusculanum, Tus- | — |
| nelius) | — | Tübingen | — | culum | — |
| Trompete | 383 | Tübinger Vertrag | 410 | Tutel, f. Vormund- | — |
| Tropäen | 384 | Tubus, f. Fernrohr | 412 | schaft | 431 |
| Trope | 385 | Tudor (das Haus), | — | Tutti | — |
| Tropenländer | — | f. Großbritannien — | — | Twiste | — |
| Tropfbarkeit, f. Flüss- | — | Tuffstein | — | Tyche, f. Fortuna | 432 |
| sigkeit | 387 | Tugend | 413 | Tycho Brahe | — |
| Tropfen | — | Tugendbund, Tu- | — | Typhen (Dlaus Ger- | — |
| Tropffstein, f. Stalak- | — | gendverein | — | hard) | 433 |
| tit | — | Tuilerien, Cabinet | — | Tympanum, Tym- | — |
| Trophäen, f. Tropäen — | — | der Tuilerien | 416 | panitis | 434 |

| Seite | Seite | Seite |
|-------------------------|---------------------------|----------------------------|
| andariden . . . 441 | Ultimatum . . . 467 | Anschuldsproben, f. |
| phon (ägyptische | Ultra . . . — | Orballeu . . . 527 |
| Gotttheit) . . . — | Ultramarin . . . — | Unsterblichkeit . . . — |
| phon (griech. My- | Ultramontan, Ultra- | Unterhaus . . . 529 |
| thologie) . . . 442 | montane Grund- | Unterleib, Unterleibs- |
| phon (Sturm- | säge . . . — | krankheiten . . . 530 |
| wind) . . . 443 | Ultramontanismus . . . — | Unterricht . . . 532 |
| phus . . . 444 | Ulysses . . . 469 | Unterschlächting, f. |
| pographie . . . 447 | Umdrehung . . . 470 | Oberschlächting . . . — |
| polithen . . . — | Umgehungen . . . — | Unterthan . . . — |
| pus, Typik, Ty- | Umkehrung . . . 471 | Unterwalden . . . 533 |
| pologie . . . — | Umlauf . . . — | Unterwelt . . . — |
| r . . . 448 | Umlaufendes Capital 472 | Unterwerfungsver- |
| rann, Tyrannen- | Umriss . . . — | trag . . . 535 |
| mungen . . . 449 | Umtriebe (demagogi- | Unge . . . 536 |
| rol, f. Tirol . . . — | sche) in Deutschland — | Unger (Johann Au- |
| rrhenia, Tyrrhener | Uncialbuchstaben . 487 | gust — Johann |
| rtäus . . . — | Unehelicke Kinder . . . — | Christoph) . . . — |
| rus . . . 450 | Unendlich . . . — | Upsala . . . 537 |
| schirner (Heinrich | Ungarn . . . 488 | Ural . . . — |
| Gottlieb) . . . — | Ungarische evangeli- | Urania . . . 539 |
| U. | sche Kirche . . . 496 | Uranus . . . — |
| . . . 454 | Ungarische Literatur 498 | Urbanistinnen, f. |
| ergangsgebirge, f. | Ungarische Sprache 504 | Franciscaner . . . — |
| Geognosie . . . — | Ungarische Weine . 507 | Urbanität . . . — |
| ergang über einen | Unger (Joh. Georg | Urbarium . . . — |
| Fluß . . . — | — Joh. Friedr. | Urchristenthum . . 540 |
| erlieferung, f. Tra- | Gottlieb), Unger's | Urevangelium . . 543 |
| dition . . . 455 | sche Schrift . . . — | Urgebirge, f. Geo- |
| erfetzungskunst . . . — | Unger (Friederike He- | gnosie . . . — |
| iquität . . . 456 | lene) . . . 508 | Uri . . . — |
| arte y Larrigabal | Unglaube . . . — | Urin . . . — |
| (Don Antonio) . . . — | Uniformitätsacte . 509 | Urkunde, Urkunden 544 |
| olino, f. Pisa . 458 | Unigenitus Dei filius | Urne . . . — |
| land (Joh. Ludwig) — | etc. | Urphebe . . . — |
| esfeld (Corfiz, Graf | Union (kirchliche) . 510 | Ureproduction . . . — |
| von) . . . 459 | Union (staatsrechtl.) 515 | Ursprache . . . 545 |
| r . . . 460 | Unirte Griechen . . . — | Ursstoffe, f. Elemente 546 |
| as . . . 463 | Unisono . . . 516 | Ursulinerinnen . . . — |
| aine . . . — | Untarier . . . 517 | Urtheil, Urtheilspruch — |
| nen . . . — | Unität . . . 518 | Urtheilskraft . . . — |
| ma . . . — | Universalgeschichte, f. | Urwelt und Vorwelt 547 |
| ilas . . . — | Geschichte . . . — | Usbeckeu . . . 552 |
| oa (Don Antonio di | Universalien . . . — | Uso . . . 553 |
| — Don Bernarbo | Universalsprache, f. | Usteri (Paul — Leon- |
| bi — Don Luis | Sprache u. Pasi- | hard) . . . — |
| de U. y Pereira) 464 | graphie . . . — | Ufusfructus, f. Nieß- |
| n . . . — | Univerfitäten . . . — | brauch . . . 554 |
| ich (Herzog von | Univerfitätswesen der | Usurpator . . . — |
| Württemberg) . 465 | neuesten Zeit . 523 | Ut, Re, Mi etc. . 555 |
| | Unschuld (Stand der) 527 | Uterini . . . 557 |

| | Seite | | Seite | | Seite |
|-------------------------|-------|-----------------------|-------|------------------------|-------|
| Utica | 557 | Valombrosa . . . | 570 | Varus (Quintilius) | 582 |
| Utopien | — | Valpy (A. F.) . . | — | Vasall | — |
| Utraquisten, s. Calix- | | Valuta | 571 | Vasalli-Canti . . | — |
| tiner | — | Valvation, Valvation- | | Vasari (Giorgio) . | 583 |
| Utrecht | — | tabelle | — | Vasco de Gama, f. | |
| Utrechter Friede . | 558 | Vampyre | — | Gama (Vasco de) | — |
| Utzschneider (Joseph | | Vandalen, Vandalis- | | Vase | — |
| von) | 560 | mus | 572 | Water (Johann Ge- | |
| Uwaroff (Sergius v. | | Vandamme (Domin- | | verin) | 585 |
| — General) . . . | 562 | gue), Graf v. Hü- | | Väterliche Rechte, V- | |
| Uz (Johann Peter) . | — | neburg | 573 | terliche Gewalt . | 586 |
| V. | | | | | |
| V | 563 | Vanderbourg (Charles | | Vatican | 587 |
| Vacciniren | — | Boudens de) . . | 574 | Vaticanische Biblio- | |
| Vacuna | — | Van der Root (Hein- | | thek | — |
| Vacuum, f. Leere . | — | rich), f. Root (H. | | Vauban (Sebastien | |
| Vademecum . . . | 564 | van der) | — | le Prestre de) . | 588 |
| Valckenaer (Ludwig | | Van der Velde (Franz | | Vaublanc • Biennet | |
| Kaspar) | — | Karl), f. Velde | | (Vincent Marie, | |
| Valckenaer (Jan) . | — | (Franz Karl van der) | — | Graf von) . . . | — |
| Valencia (Provinz — | | Vandiemensland . | — | Vaucanson (Jacques) | 589 |
| Stadt) | 565 | Van Dyl (Anton), f. | | Vaucluse | — |
| Valencienness . . | — | Dyl (Anton van) . | 575 | Vaudeville . . . | — |
| Valentini (Georg Wil- | | Vanille | — | Vaudoncourt (Gis- | |
| helm, Freiherr v.) . | — | Vanini (Lucilio) . | 576 | laume de) . . . | 590 |
| Valentinian I. II. III. | | Vanloo (Johann — | | Vauquelin (Nicolas | |
| (römische Kaiser) . | 566 | Jakob — Ludwig | | Louis) | 591 |
| Valentinianer, f. Gno- | | — Joh. Baptista | | Vaux (Thiers, Ro- | |
| stiker | 567 | — Karl Andreas | | ron de) | 592 |
| Valerianus (Publius | | — Karl Andreas | | Vauxhall, f. London | 593 |
| Picinius) | — | Philipp — Ludwig | | Vedam, f. Jatho | |
| Valerius | — | Michael — Clau- | | Literatur | — |
| Valerius Flaccus (Ca- | | bius — Franz) . | — | Vedette | — |
| jus), f. Flaccus (Ca- | | Vannuchi, f. Sarto | | Vedute | — |
| jus Valerius) . . | — | (Andrea del) . . | 577 | Vega (Don Francisco | |
| Valerius Maximus . | — | Vansittart (Nikolas) | — | de Carpio, f. Lep- | |
| Valetta | 568 | Vanucci, f. Perugino | | de Vega und Go- | |
| Valla (Laurentius) . | — | (Pietro) | 578 | cilaso de la Vega | — |
| Valle (Pietro della) | — | Varianten | — | Vega (Georg, Frei- | |
| Wallière (Louise Fran- | | Variation, Variatio- | | herr von) . . . | — |
| çoise de la Baume | | nen | — | Vegetabilien, Vegr- | |
| le Blanc, Herzogin | | Variationen des Mon- | | tabilität, Vegetam. | |
| de la) | 569 | des | 579 | Vegetabilisch . . | 594 |
| Wallisneria | — | Variationscompaß . | — | Vegetation . . . | — |
| Walmy (Kanonade bei), | | Variationsrechnung . | — | Veitmgerichte, f. Fei- | |
| f. Kellermann . . | 570 | Variorum (Ausgaben | | gerichte | — |
| Walmy (Herzog von), | | cum notis) . . . | — | Veitstanz | 595 |
| f. Kellermann — | | Barna | 580 | Veit | 596 |
| Marquis u. Her- | | Barnhagen von Ense | | Velasquez (Luis Je- | |
| zog von W. . . . | — | (Karl August) . | — | | |
| | | Barro (Marcus Te- | | | |
| | | rentius) | 581 | | |

| Seite | Seite | Seite |
|--|---|--|
| hann — Don Diego B. de Silva) 597 | Verdickung . . . 622 | Vermögen (Seelenl.) 672 |
| elde (Franz Karl van der) . . . — | Verdünnung . . . 623 | Vermögen (national-ökonom.) . . . — |
| elde (Adrian van der — Jesaias van der. — Wilhelm van der) . . . — | Vereinigte Gefälle . . . — | Vermögenssteuer . . . — |
| eldeck (Heinrich), f. Minnesinger . . . — | Vereinigte Staaten . . . — | Vermond (Abbé de) 673 |
| eleba, Beleben . . . — | Vereinigungsvertrag 658 | Vernageln . . . 674 |
| linpapier, f. Papler . . . — | Verfangenschaftsrecht, Verfangrecht, Verfangene Güter . . . — | Vernet (Antonio — Claude Joseph — Antoine Charles — Horace — Horace) — |
| liten — | Verfassung, f. Constitutionen . . . — | Bernier 676 |
| lla (Giuseppe) . . . — | Verfassungsvertrag . . . — | Bernunft — |
| llejus Paternus 599 | Verfälschungen, f. Monbz- und Sonnenfinsterniß . . . — | Verona (Stadt — Congress zu) . . . 679 |
| lthem (Johann) . . . — | Verfolgungen der Christen . . . — | Veronese, f. Cagliari 681 |
| lltin 600 | Vergennes (Charles Gravier, Graf) 661 | Verpuffen — |
| ndée, Vendéekrieg . . . — | Vergiftung 662 | Verrücktheit — |
| ndôme (Louis, Duc de — Philippe, Duc de) 603 | Verglasung — | Vers, Versmaß, Verskunst — |
| nen, f. Abern, Arterien und Blut 604 | Vergleich — | Versailles 683 |
| nebig (Republik) . . . — | Vergleichung, f. Gleichniß und Figuren . . . — | Versalbuchstaben, Versalien 684 |
| nebig (Stadt) . . . 606 | Vergolden — | Verschanzung, f. Schanze u. Kriegsbaukunst — |
| nerabile 608 | Vergroßerung . . . 664 | Verschollen — |
| nerische Krankheit . . . — | Vergroßerungsglas, f. Mikroskop . . . — | Verschöpfung — |
| netianische Schule, f. Malerei u. Italienische Kunst . 610 | Verhältniß, Verhältnißbegriffe . . . — | Versetzung, f. Inversion — |
| nezucla — | Verhältniß (math.), f. Proportion . . . — | Versetzungszeichen . . . — |
| ntil — | Verhärtung — | Versicherungsanstalten 685 |
| ntilator — | Verhau 665 | Versöhnung — |
| nus — | Verhuell (Charles Henri, Graf) . . . — | Verstand 686 |
| ra Cruz Nueva . 611 | Verjährung 666 | Versteinerungen — |
| antwortlichkeit der Staatsbeamten — | Verjüngter Maßstab, f. Maßstab . . . 667 | Versuch — |
| rbannung, Verweisung 613 | Verkalken, f. Calciniren — | Vertagen 687 |
| rbindlichkeit, Verpflichtung 614 | Verklärung, f. Transfiguration . . . — | Vertebralsystem — |
| rbrechen 615 | Verkohlen, Verkohlung — | Vertheidigung 688 |
| rbrennen der Todten 618 | Verkürzung 668 | Vertheidigungskrieg 690 |
| rbrennung — | Verlag, Verlagsrecht, Verleger — | Vertheilung 691 |
| rbum 619 | Vermeyen (Joh. v.) 671 | Vertical — |
| rbampfung 620 | Vermischungsrechnung, f. Alligation 672 | Verticalkreis — |
| rbauung — | | Vertor d'Auboeuf (René Aubert de) . . . — |
| beck 622 | | Verträge 692 |
| rbichtung — | | Vertumnus, Vertumnalia 694 |
| | | Verviers, Verviersbücher — |
| | | Verwandtschaft (chemische) — |

| Seite | Seite | Seite |
|---|---|--|
| Verwandtschaft (des Bluts) . . . 695 | (König von Sar- dinien) . . . 706 | Violon . . . 727 |
| Verwechselung der Töne . . . 696 | Victor (Perrie B., Herzog von Belluno) 707 | Violoncello . . . 728 |
| Verwesung, s. Fäul- niß . . . — | Victoria . . . 709 | Viotti (Giovanni Ba- tista) . . . — |
| Verwicklung . . . — | Vida (Marcus Hie- ronymus) . . . — | Viper oder Ratter, s. Schlangen . . . 729 |
| Verwitterung . . . — | Vidimirung . . . — | Virgilius (Publius) Maro . . . — |
| Verzierungskunst . . . — | Viehucht, s. Land- wirthschaft, Rind- viehucht, Schaf- zucht) . . . — | Virginia, s. Appius Claudius . . . 73 |
| Vesicularsystem . . 697 | Viehwirthschaft, Rind- viehucht, Schaf- zucht) . . . — | Virgnien, s. Bere- nigte Staaten . . . — |
| Vespasianus (Titus Flavius) . . . — | Vieleck, s. Polygon . . . — | Virriathus . . . — |
| Vesper, Vesperbrot, Vespersglocke, Ves- perpredigt, Vesper- bild . . . — | Vielweiberei, s. Po- lygamie und Ehe . . . — | Viril- und Curia- Stimmen . . . — |
| Vespucci, s. Amerigo Vespucci . . . 698 | Vien (Joseph Marie) . . . — | Virtuelle Geschni- digkeiten . . . — |
| Vesta . . . — | Viereck . . . 710 | Virtuose, Virtuosi . . . — |
| Vestalinnen, Vesta- lische Jungfrauen . . . — | Vierstimmiger Satz, Viestimmig . . . — | Vischer (Peter) . . . — |
| Vestris (Familie) . . . — | Vierwalbstädtersee . . . — | Visconti (Familie) . . . — |
| Vesuv . . . 699 | Vigilien, Vigilie . . . — | Visconti (Ennio De- rino — Giovan- Battista) . . . — |
| Veteranen . . . — | Villa . . . 711 | Visionen . . . — |
| Veteranische Höhle, Veteranische Graben . . . — | Villani (Giovanni — Matteo — Filippo) . . . — | Visir . . . — |
| Veterinairschule, s. Thierarzneikunde 700 | Villars (Louis Hec- tor, Duc de) . . . 712 | Visirstab . . . — |
| Veto . . . — | Villegas (Estepan Ma- nuel de) . . . 713 | Vista . . . — |
| Vesier . . . — | Villele (Joseph, Graf von) . . . — | Visum repertum . . . — |
| Viaticum . . . 701 | Villemain (Abel Fran- çois) . . . 716 | Vitellius Aulus . . . — |
| Vibration, s. Schwin- gung . . . — | Villers (Charles Fran- çois Dominique de) . . . — | Vitriol, Vitriolöl . . . — |
| Vibrationsystem, s. Licht . . . — | Villoison (Jean Battista Gaspard d'Ansse de) . . . 717 | Vitruvius (Marcus Pollio) . . . — |
| Vicarius, Vicarius Apostolicus, Vi- carien . . . — | Vinalia . . . 718 | Vittoria (Fernand de Guadeloupe) . . . — |
| Vice . . . — | Vincent (William) . . . — | Vittoria (Schlacht bei) . . . — |
| Vicente (Gil) . . . — | Vincent (Nikolaus Karl, Baron v.) 719 | Viviani (Vincenzo) . . . — |
| Vicenza (Armand Au- gustin Louis de Cau- laincourt, Herzog v. — Auguste Jean Gabriel, Graf Cau- laincourt . . . 702 | Vinci (Leonardo da) 720 | Wies (goldenes), s. gonanten u. Jäger . . . — |
| Vicenza . . . 704 | Vinde (Ludwig, Frei- herr von) . . . 722 | Wies (das goldene) . . . — |
| Vico (Giovanni Bat- tista) . . . 705 | Vindelicien . . . 723 | Wies (Orden der goldenen) . . . — |
| Vicogne . . . 706 | Vindication . . . — | Wiesfingen . . . — |
| Victor Emanuel I. | Vindicta . . . — | Vocalmusik . . . — |
| | Vineis (Petrus de) . . . — | Vogel (Christian Er- berecht) . . . — |
| | Vinificateur . . . 724 | Vogel (Karl Chri- stian) . . . — |
| | Viola . . . — | Vogel . . . — |
| | Violino . . . 725 | Vogelblick, Vogelsicht, Vogelperpe- tive . . . — |

| | Seite | | Seite | | Seite |
|---------------------|-------|--------------------------|-------|------------------------|-------|
| elfrei . . . | 749 | Volkvertreter . . | 767 | hael Christian | |
| elnefter (indiani- | | Volkswirthschaft, f. | | Gustav) . . . | 783 |
| he), f. Nefter . . | — | Nationalökonomie | | Vorkaufsbrecht, f. Re- | |
| esen . . . | — | u. Staatswissen- | | tract . . . | 785 |
| ht (Kaspar, Frei- | | schaften . . . | 771 | Vorlage, f. Recipient | — |
| err v.) . . . | — | Vollkommenheit . . | — | Vormundschaft, Vor- | |
| ler (Georg Jo- | | Vollmachtsvertrag , | | mund . . . | — |
| ph) . . . | 750 | Bevollmächtigungs- | | Vorposten . . . | 786 |
| zt (Christian Gott- | | vertrag . . . | — | Vorrücken der Nacht- | |
| b v. — Christian | | Vollmond, f. Monats- | | gleichen . . . | — |
| bottlob) . . . | 751 | phasen . . . | 772 | Vorschlag . . . | 787 |
| zt (Johannes) . . | 752 | Volney (Constantin | | Vorsehung . . . | 788 |
| zt (Johann Karl | | François Chasse- | | Vorspiel . . . | 789 |
| Wilhelm — Joh. | | boeuf, Graf von) . . | — | Vorsprung, f. Risalit | — |
| einrich — Fried- | | Volpato (Giovanni) | 773 | Vorstellung, Vorstel- | |
| ch Sigmund) . . | 753 | Volsker . . . | — | lungsvermögen . . | — |
| otland . . . | 755 | Volta (Alessandro) . | — | Vortrag . . . | 790 |
| l, Volksstamm | 757 | Voltaire (François | | Vorurtheil . . . | — |
| errecht . . . | — | Marie Arouet de) | 774 | Vorzeichnung, f. Ver- | |
| erwanderung . . | 758 | Voltaire'sche Säule, f. | | setzungszeichen . . | — |
| sauffklärung , | | Galvanismus . . | 781 | Voss (Johann Hein- | |
| olksbildung , | | Volte . . . | — | rich — Heinrich | |
| olksunterricht , | | Voltigiren , Volti- | | — Abraham) . . | — |
| olkschulen , | | geurs . . . | 782 | Vossius (Gerhard Joh. | |
| olkschulenkun- | | Volumen . . . | — | — Isaak) . . . | 794 |
| l, Volklehrer , | | Vondel (Joost van der) | — | Botivtafeln, Botiven | — |
| olkschriften , | | Vorarlberg . . . | — | Botum, Botiren . . | 795 |
| olksalender , | | Vorbehalt (geistlicher), | | Bries (Hieronymus | |
| olkslieder . . . | 762 | f. Religionsfriede | 783 | van) . . . | — |
| bschriftsteller . . | 765 | Vorberas, f. Epilo- | | Vulcan . . . | — |
| sfreiheiten . . . | 766 | gismus . . . | — | Vulgata . . . | — |
| poesie . . . | 767 | Vorhalt . . . | — | Vulkane, Vulkanische | |
| schulen, f. Schu- | | Vorherbestimmung, | | Erzeugnisse . . . | 796 |
| u. Landschulen | — | Prädestination, f. | | Vulkanisten . . . | 799 |
| thum, Volks- | | Gnade . . . | — | Vulpus (Christian | |
| tmlich . . . | — | Vorherr (Joh. Mi- | | August) . . . | — |

